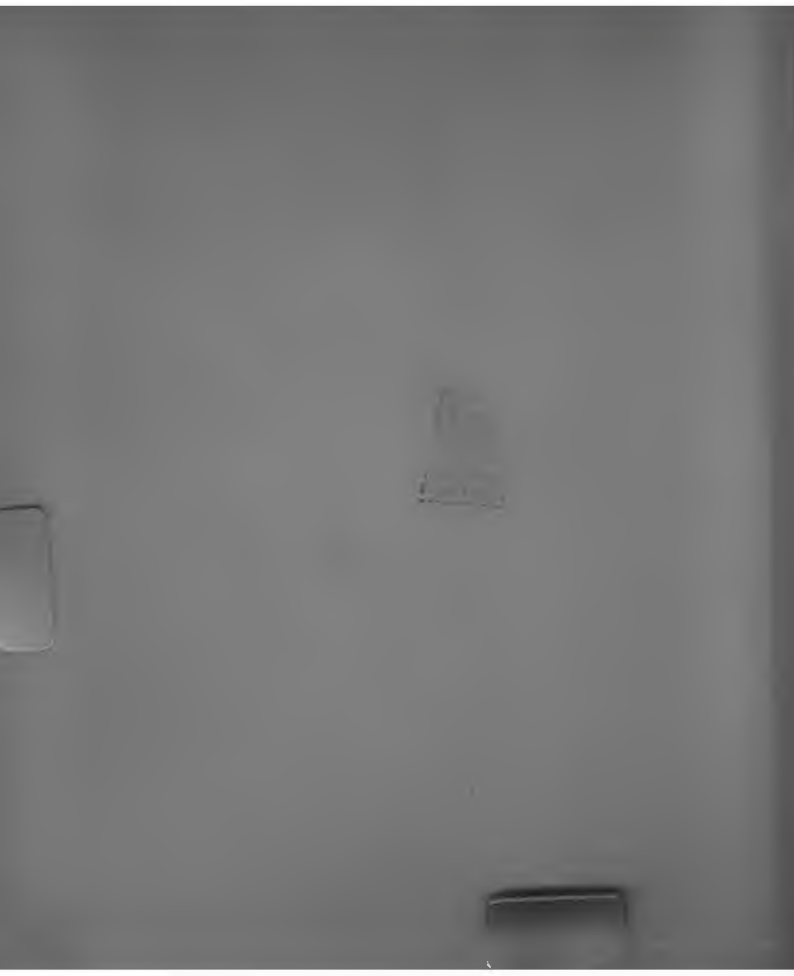
Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaf... und Künste ...

Johann Samuel Ersch, Johann Gottfried Gruber



Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.
A — G.
Herausgegeben von
Hermann Brockhaus.
Einundneunzigster Theil.

GRIAS — GRIZIO.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Einundneunzigster Theil.

GRIAS — GRIZIO.



G R I A S.

GRIAS, eine ungenügend bekannte, von Linné gegründete Pflanzengattung, welche er in die erste Ordnung der dreizehnten Classe stellte. Ihre natürliche Stellung ist bis jetzt nicht sicher zu ermitteln gewesen, obwol diese Gattung gewöhnlich den **Myrtaceen** zugerechnet wird. Sie zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Die Kelchröhre ist mit dem Fruchtknoten verwachsen, der Kelchsaum oberständig, klein, viertheilig, stumpf und bleibt lange stehen. Die vier Kronblätter sind lederartig, die zahlreichen Staubgefäße einer quadratischen Scheibe eingefügt, die Staubfäden am Grunde in fünffacher Reihe verwachsen, die innern sehr kurz, die Staubbeutel nierenförmig, sehr klein. Der Fruchtknoten ist unterständig, die Narbe ungestielt, gekreuzt und von den einwärtsgekrümmten Staubgefäßen verdeckt, die Steinfrucht eiförmig, achtfurchig, am Kelche gekrönt, der Samenkern länglich.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Jamaica einheimische Art, G. cauliflora *Linné*, bekannt, ein hoher, kaum ästiger Baum mit kurz gestielten, sehr langen, länglichen, am Grunde keilförmigen, ganzrandigen Blättern, kurzen, vielblüthigen Blüthenstielchen und großen, weißen Blüthen. (*Garcke.*)

GRIASOWEZ (Grjäsowez), Kreisstadt im russischen Gouvernement Wologda, an dem Flüßchen Griasowka und $1^{3}/_{4}$ Meile südöstlich von der Gouvernementsstadt Wologda, um 1820 mit 1011, 1849 mit 2452, 1863 mit 2338, 1866 mit 2289 Einwohnern, 2 Kirchen, 1 Kreisschule, 1 Pfarrschule, 2 wohlthätigen Anstalten, mehreren Fabriken. Die Bauern in dem Kreise Griasowez verfertigen Leibbinden (sogenannte Gurten), Segeltuch, Papier, Käse u. s. w.; der Ackerbau und die Viehzucht sind, wie auch das Sinken der Einwohnerzahl zeigt, nicht im Zunehmen begriffen. (*Otto Delitsch.*)

GRIBALDI (Matthieu), italienischer Jurist, geb. um 1500 zu Chieri in Piemont, gest. 1564. Bayle nennt ihn fälschlich Gribaud; Gribaldi selbst hat sich auf dem Titel einiger seiner Werke auch Mofa genannt, aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich. — Er studirte Jurisprudenz und lehrte dann in wechselvollem Leben zu Pisa, Pérouse, Pavia, Toulouse und zuletzt in Valence, wohin er 1541 berufen wurde. Sieben Jahre später, 1548, erhielt er eine Professur des Rechts zu Pavia. Ein großer Ruhm ging ihm voran und wuchs durch seine Vorlesungen in Pavia bald so, daß der Saal der Universität seine Zuhörer nicht mehr zu fassen vermochte. Doch trieb ihn seine Hinneigung zu den Ideen der teutschen Reformatoren bald wieder aus Pavia; er hatte nämlich seine freien religiösen Anschauungen doch nicht ganz verbergen können und seine Freunde riethen ihm deshalb dazu, aus Padua zu fliehen. Nach längerem Umherirren wandte er sich nach Genf zu Calvin, gerieth mit demselben wegen der Lehre von der Dreieinigkeit aber bald in Streit. Er hatte mit Calvin eine Disputation über die streitigen Punkte, sah aber daraus nur, daß Calvin nicht weichen noch ihm die Hand zur Versöhnung reichen wollte. Calvin verklagte ihn vielmehr vor dem Magistrat zu Genf, und da Gribaldi sich nur in unbestimmten Ausdrücken zu vertheidigen vermochte, wurde er aus der Stadt verwiesen, 1557. Er kehrte nach Padua zurück, blieb aber aus Furcht vor Nachstellungen nicht lange daselbst, sondern folgte einer Aufforderung des Vergerius an die Universität Tübingen, wo man ihm eine Professur des Rechts übertrug. Auch hier blieb er nicht lange, aus Furcht, seiner religiösen Ansichten wegen von den Anhängern der Augsburgischen Confession verfolgt zu werden, und wandte sich nach Bern *). Hier hätte er fast die Todesstrafe erlitten, wenn er seine Ansichten über die Trinitätslehre nicht abgeschworen hätte. In Farges, einem Landgute bei Genf, welches er gekauft hatte, öffnete er seinen Gesinnungsgenossen, den verfolgten Antitrinitariern, ein Asyl. Dies mußte die Calvinische Partei noch mehr reizen. Es ist kein Zweifel, und Theodor von Beza hat es selbst in dem Leben Calvin's ausgesprochen, daß auch ihn, wie Servet (Servede) und Gentilis die Hinrichtung ereilt hätte, wäre er nicht durch die Pest vorher vom Tode getroffen worden. — Von ihm rühren folgende Schriften her: 1) De methodo ac ratione studendi in Jure Civili libri tres. Lugdun. 1544 und 1556. 16. und 1574. 8. 2) Recentiores Jureconsulti singuli singulis distichis comprehensi. Diese Schrift erschien ursprünglich nicht für sich, sondern im Anhange zum Catalogus Jureconsultorum veterum — succincto carmine descriptus von J. Lori-

*) In der Aufeinanderfolge der Aufenthaltsorte ist keine Uebereinstimmung. Gerdes z. B. hat verschiedentliche Abweichungen von den Angaben der Neueren. Ich folge Tiraboschi.

chius Hadamarius. Basel 1545. 4. 3) Commentarius in §: Vulgo ad legem Falcidiam. Papiae 1548. 4. 4) Epistola in mortem Francisci Spierae, abgedruckt in Historia Fr. Spierae. Basel 1550. 8. 5) De jure fisci subtiles et perutiles interpretationes in L. Rerum mistura et L. si is qui pro emptore, de Usucaptione. Venedig 1552. 8. 6) Commentaria in aliquot praecipuos Digesti, Infortiati novi et Codicis Justiniani titulos etc. Francfurt 1567. fol. 7) De omni genere Homicidii. Spirae Nemetum 1583 und 1592. 8. Die königl. Bibliothek zu Berlin besitzt die meisten dieser Werke. — Vergl. *Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres etc. Bd. 41. Paris 1740. S. 235 fg. *Bayle*, Dictionaire Historique. Bd. II. Amsterdam 1740. fol. S. 611. *Gerdes*, Specimen Italiae reformatae. Lugd. Bat. 1765. 4. S. 276 fg. behandelt ihn unter den italienischen „Reformatoren". *Tiraboschi*, Storia della Letteratura Italiana. Tom. VII. Part. II. (Vol. XI) Mailand 1824. p. 1104 sq. (*R. Pallmann.*)

GRIBEAUVAL (Johann Baptiste Vaquette, Vicomte de), französischer und österreichischer Ingenieurgeneral, geb. zu Amiens den 15. Sept. 1715, gest. zu Paris den 9. Mai 1789. Er trat 1732 als Freiwilliger in das königliche Artillerieregiment ein und wurde schon 1735 Officier. Da er besondere Vorliebe für das Minirwesen zeigte, wurde er 1752 Hauptmann im Mineurcorps. Sein Ruf als Artillerist und Ingenieur muß damals schon bedeutend gewesen sein, wenn der Kriegsminister Graf d'Argenson ihn dazu bestimmte, die preußische Artillerie, in deren Verwendung nicht unwichtige Veränderungen vorgenommen worden waren, zu studiren. Gribeauval führte seinen Auftrag gut aus und machte auch über den Zustand der preußischen Grenzfestungen wichtige Mittheilungen. Im J. 1757 avancirte er zum Oberstlieutenant im Mineurcorps und trat durch Vermittelung des Grafen von Broglio, des französischen Gesandten zu Wien, auf Wunsch Maria Theresia's, welche Frankreich um gute Artillerieofficiere gebeten hatte, als Generalmajor in österreichische Dienste über. Er wurde Oberbefehlshaber des österreichischen Artillerie- und Geniewesens und leistete als solcher Oesterreich während des siebenjährigen Krieges wesentliche Dienste. Er befehligte die österreichische Artillerie bei der Belagerung von Neisse, verbesserte 1759 die Festungswerke von Dresden und leitete 1760 die Belagerung von Glatz. Seine berühmteste Leistung ist die heldenmüthige Vertheidigung von Schweidnitz im J. 1762. Schweidnitz, von nur 3000 Preußen vertheidigt, war am 1. Oct. 1761 nach achttägiger Berennung von Laudon genommen worden. Friedrich der Große wollte im nächsten Jahre den Platz unter allen Umständen wiedererobern und übertrug dem Major Le Febre, einem tüchtigen Ingenieur, die Minenarbeiten. Aber der preußische Ingenieur fand in Gribeauval einen mehr als gewachsenen Gegner. Das Commando in Schweidnitz hatte der Feldmarschall-Lieutenant Guasco; unter ihm standen 11,000 Mann; Gribeauval hatte das Mineurwesen zu leiten. Die Laufgräben wurden am 7. Aug. 1762 eröffnet [1]). Die Arbeiten schritten Anfangs so glücklich vor, daß Friedrich der Große an den Marquis d'Argens am 13. Aug. schreiben konnte: „Mon entreprise sur Schweidnitz va jusqu'ici à merveille; il nous faut encore onze jours heureux, et notre épreuve sera remplie." Aber bald traten durch Gribeauval's unterirdischen Widerstand den Belagerern die größten Hindernisse in den Weg. Am 6. Sept., also 23 Tage nach dem vorigen Briefe, schrieb der König an d'Argens: „Je suis aussi maladroit à prendre des places qu'à de faire des vers. Un certain Gribeauval, qui ne se mouche par du pied, et 10,000 Autrichiens nous ont arrêtés jusqu'à présent." Und so ging es noch Wochen lang weiter. Gribeauval wandte die von Bélidor erfundenen sogenannten Quetschmaschinen mit dem größten Erfolge an, und alle Gegenarbeiten der Preußen waren vergebens. Am 26. Sept. schrieb Friedrich der Große wieder an d'Argens: „Je ne veux plus être prophète ni vous annoncer le jour de la réduction; je crois que cela pourra durer encore quelques jours. Le génie de Gribeauval défend la place plus que la valeur des Autrichiens. Ce sont des chicanes toujours renaissantes qu'il nous fait de toutes les façons. Je suis obligé de faire ici le métier d'ingénieur et de mineur; il faut bien que nous réussissions à la fin." Die Belagerung dauerte noch bis zum 9. Oct. Eine preußische Granate war nämlich in ein Pulvermagazin der Festung gefallen und die erfolgte Explosion öffnete eine gangbare Bresche. Nun erst ergaben sich die Oesterreicher. Friedrich war einen Augenblick kleinherzig genug, daß er, als die Besatzung sich ergeben mußte, Gribeauval nicht sehen wollte; doch legte sich sein Zorn bald; er zog den genialen Ingenieur zur Tafel und ertheilte ihm das größte Lob.

Im J. 1762 ernannte ihn Maria Theresia zum Feldmarschall-Lieutenant. Auch verlieh sie ihm für seine Dienste, besonders wol für seine heldenmüthige Vertheidigung von Schweidnitz, das Großkreuz des Maria-Theresienordens. Gribeauval zog es aber vor, nach dem Frieden nach Frankreich zurückzukehren, zumal da ihn auch der Minister Herzog von Choiseul abrief. Er wurde in Frankreich zunächst Maréchal de camp, bald darauf Generalinspector der Artillerie. Im J. 1764 erhielt er das Commandeurkreuz des Ordens vom heiligen Ludwig und avancirte zum Generallieutenant; im J. 1776 endlich bekam er das Großkreuz des Ludwigordens und die Ernennung zum ersten Inspector der Artillerie. Sein freimüthiges Wesen [2]) brachte ihn aber zuletzt bei Ludwig XV. in Ungnade. Zudem war er nicht Hofmann und dabei von durchaus uneigennützigem Charakter, was in das damalige Hofgetriebe nicht paßte. Er wurde in

1) Eine ausführliche Schilderung der Belagerung und der Minenarbeiten findet man bei Lloyd und Tempelhoff, Gesch. des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Bd. VI. Berlin 1801. 4. S. 134 fg. 2) Bei Arnault S. 328 lese ich: Gribeauval était doué d'une franchise et d'un désintéressement, qui, joints à ses grands talents, l'avaient fait chérir et estimer chez tous ceux qui l'ont connu.

einen unangenehmen Handel verwickelt durch eine Reform der Infanteriegewehre. Bellegarde, Oberstlieutenant der Artillerie, unternahm es, die Veränderung der Gewehre in das Werk zu setzen; der Minister Choiseul billigte und beförderte im Geheimen das Vorhaben, denn auf diese Weise konnten die aufständigen Nordamerikaner leicht mit Waffen versehen werden und Frankreich seine alten Gewehre gut verwerthen. Aber der Kriegsrath, der die Sache nachher begutachten sollte, urtheilte sehr ungünstig über die Veränderung, und dieser Schlag traf mehr Gribeauval selbst als den Oberstlieutenant. Gribeauval's Stellung war untergraben, sein Ansehen erschüttert; der König oder vielmehr eine Hofpartei scheinen das bezweckt zu haben. Da starb aber Ludwig XV. Ludwig XVI. bestieg den Thron und ließ das Verfahren gegen Bellegarde einstellen; Gribeauval gewann nun sein altes Ansehen wieder. Der König ernannte ihn schließlich auch zum Gouverneur des Arsenals, aber der verdiente General sollte die Gnade des Königs nicht lange mehr genießen. Den Anfang der französischen Revolution erlebte Gribeauval noch und sprach unverhohlen seine Misbilligung gegen den neuen Geist aus.

Gribeauval hat sich um das französische Heerwesen in sehr hohem Grade verdient gemacht, seitdem er den österreichischen Dienst aufgegeben hatte und nach Frankreich zurückgekehrt war. 1) Er redigirte zunächst die Verordnung von 1764, durch welche die Stärke der Artillerie und ihre Verwendung im Felde den übrigen Truppentheilen besser angepaßt wurde. 2) Er brachte die französischen Militärschulen auf eine höhere Stufe, als sie vorher eingenommen hatten. 3) Er bildete das französische Mineurcorps, dessen specieller Oberbefehl ihm verblieb. 4) Er verbesserte die Waffenfabriken- und Schmieden. 5) Er verringerte die Kaliber der verschiedenen Feuerwaffen. Besonders die Kanonen erfuhren manche Umgestaltung. Das Zündloch wurde in die Bronzekanonen nicht mehr eingebohrt, sondern in Eisen gebohrt und dann eingesetzt, die Pulverladung bis auf ein Drittel des Gewichtes der Geschosse vermindert. Sodann wurde das Gewicht der Kanonen durch ihn verringert. Der Vortheil leichterer Feldkanonen war zuerst von Friedrich dem Großen eingesehen worden; Gribeauval hatte auf seiner Reise nach Preußen als jüngerer Officier Gelegenheit, diese Kanonen kennen und schätzen zu lernen. Zunächst war es aber Oesterreich, welches die Neuerung des Königs von Preußen einführte; Frankreich blieb noch bei dem alten Systeme. Gribeauval war es daher vorbehalten, nach 1763 auch in Frankreich die wichtige Veränderung durchzuführen. Man hatte zwar noch während des siebenjährigen Krieges französischerseits Veränderungen in der Artillerie versucht. Dieselben erwiesen sich aber als ungenügend: nach *Hoefer*, **Nouv. Biogr. générale XXII.** p. 22 war das der Grund, weshalb Ludwig XV. ihn aus dem österreichischen Dienste abberief. Im J. 1765 wurde die Gribeauval'sche Reform der Artillerie in Frankreich durchgeführt. Die französische Feldartillerie führte nun Vier-, Acht- und Zwölfpfünder, die weit leichter waren als die früheren; außerdem sechspfündige Haubitzen. Auch die Belagerungsartillerie wurde dem entsprechend verändert. Nach 1800 vereinfachte Napoleon das System der Feldkanonen, indem er nur Sechs- und Zwölfpfünder gebrauchte. Nach der Restauration kehrte man wieder zu dem Systeme Gribeauval's zurück, jedoch nur vorläufig, denn später und zumal in der Neuzeit traten bedeutende Veränderungen ein.

6) Gribeauval ist ferner der Erfinder einer eigenthümlich construirten Laffette, der sogenannten „hohen Rahmenlaffette", die noch jetzt sehr gebräuchlich ist. Sie dient dazu, um mit Geschützen auf offenen Wallgängen über „Bank" zu feuern, während die Bedienungsmannschaft möglichst gedeckt bleiben soll. Der „Rahmen" dieser Laffette besteht aus zwei Langhölzern, welche durch mehrere Riegel mit einander verbunden sind; durch den vordersten Riegel geht ein senkrechter, in einer festen Bettung stehender Bolzen, um den der Rahmen sich auf unterhalb desselben angebrachten Rollscheiben, welche auf einer bogenförmigen Eisenschiene rollen, horizontal dreht, sodaß der Laffette die beliebige Seitenrichtung gegeben werden kann. Auf dem Rahmen nun steht die eigentliche Laffette; jede der beiden Wände derselben besteht aus drei Balken, von denen der unterste horizontal liegt, während die beiden andern, im unteren befestigt, oben zusammenstoßen (ein hohles Dreieck bildend) und oben das Schildzapfenlager haben. Die Wände sind durch Riegel verbunden, im Hinterriegel ist die Richtschraube angebracht. Die Laffette hat zwar Räder, welche aber nur zum Transport der Laffette selbst dienen sollen und nicht auf dem Rahmen stehen, sondern zu beiden Seiten desselben hängen, während die Laffette mit den Naben der Räder auf dem Rahmen ruht. Beim Feuern ist der Rahmen dadurch, daß er hinten durch die Rollscheiben höher gestellt ist, stets leicht wieder in die gewünschte Lage vorwärts zu bringen. Werden diese hinteren Rollscheiben abgenommen, so kommen die Laffettenräder zum Stehen auf dem Boden, und so kann die Laffette vom Rahmen hinweggebracht werden. Man gebraucht diese hohe Rahmenlaffette auch als Küstenlaffette in den Küstenbatterien. Vergl. hierüber Pierer, Universal-Lexikon, 5. Aufl. Bd. 10. S. 15 unter „Laffette." — 7) Französische Biographien loben endlich ganz besonders die neue Ordnung, welche durch Gribeauval in den französischen Arsenalen und Werkstätten Platz griff, und die Uniformität in allen Geräthen, welche zur Artillerieausrüstung gehören. Alle Arbeiten wurden durch sein Betreiben durchaus gleichmäßig geliefert. Unter den geschickten Arbeitern und Officieren, die er sich zur Ausübung und Beaufsichtigung der praktischen Arbeiten heranbildete, wird besonders der Mechaniker Blanc genannt (der selbst Besitzer einer Waffenfabrik zu Roanne war). Dieser Blanc arbeitete zu den Versuchen Gribeauval's die Modelle. Diese Ordnung, welche die Franzosen im Arsenalwesen loben, brachte Gribeauval aber auch in die Mannschaft, in das ganze Artilleriecorps. Das höchste Lob erhält er in dieser Hinsicht von dem preußischen General von Griesheim, der in seinen Vorlesungen über

die Taktik (Berlin 1855) S. 62 schreibt: „Die französische Artillerie stand schon beim Beginn der französischen Revolution auf einer hohen Stufe der wissenschaftlichen Ausbildung; die eigenthümlichen Forderungen, welche diese Waffe an das Individuum macht, bildeten auch zugleich ein festeres Band des Zusammenhanges. Die eigentlichen revolutionären Elemente drangen nie in der Weise in die Artillerie ein, wie in die anderen Waffen, obschon sie selbst vorzugsweise der Revolution anhing. Sie behielt daher auch fast ganz ihre Formation, Organisation und Taktik bei."

Auch zur literarischen Fixirung seiner Erfahrungen und Versuche zog Gribeauval seine Officiere heran. Aus dieser Thätigkeit entsprang sein wichtiges Werk über das Artilleriewesen, welches folgenden Titel hat: Tables des constructions des principaux attirails de l'artillerie, proposées et approuvées depuis 1764 jusqu'en 1789 par M. de *Gribeauval*, exécutées et recueillies par M. de Manson, maréchal-de-camp, et par plusieurs autres officiers du corps royal d'artillerie de France. Impr. et grav. par ordre du roi (Paris de l'imprimerie royale, 1792), 3 voll. in 4 Theilen fol. mit 125 Tafeln. Ein anderer Titel, welcher auch vorgedruckt sich findet, lautet: Réglement concernant les fontes et constructions de l'artillerie de France, aber er ist falsch. Das Werk ist sehr kostbar und selten; ein Exemplar, welches dem General Pommereuil gehörte, wurde für 2000 Francs verkauft. Die Regierung hatte nämlich nur 120 Exemplare abziehen lassen und behielt sich die Vertheilung derselben vor. Quérard S. 474 gibt eine genaue Beschreibung des Werkes und bemerkt, daß die Tafeln in 2 Bände zerfallen (Band I, 1. Abth. enthält 40 Tafeln, I, 2. Abth. 50 Tafeln; Band II hat 5 Tafeln). Das Werk hat inzwischen natürlich bedeutend an Werth verloren, zumal in der neuesten Zeit durch die wesentlichen Veränderungen im Geschützwesen. Nach *Brunet*, Manuel du libraire Bd. II. (1842) S. 459 wurde schon im J. 1822 ein Exemplar für 500 Francs verkauft. — Einige Arbeiten aus den jüngeren Jahren Gribeauval's stehen auch in dem Werke: Collection des Mémoires authentiques qui ont été présentés à messieurs les maréchaux de France. 1744. 8.

Vergl. über ihn außer den schon angeführten Schriften: *Quérard*, La France litéraire. Bd. III. S. 474. *Arnault*, *Jay* u. A., Biographie nouv. des Contemporains. Bd. VIII. Paris 1822. S. 327 fg. *Michaud*, Biographie univers. Bd. XVII. S. 529 fg. *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. Bd. XXII. S. 20 fg. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. V. Wien 1859. S. 332 fg. Die kleine Biographie: *Gaucher de Passac*, Précis sur M. de Gribeauval. 1816. 8. stand mir leider nicht zu Gebote.

(*R. Pallmann.*)

GRIBNER (Daniel), teutscher Theolog, geb. den 31. Aug. 1645 zu Leipzig, gest. ebendaselbst den 6. Jan. 1685. Er studirte zu Leipzig und Wittenberg, hielt sich dann auch in Lüneburg und Hamburg auf und wurde darauf Substitut, dann Diaconus an der Nicolaikirche zu Leipzig. Als solcher erwarb er sich den Grad als Licenciat der Theologie. Er schrieb: Spiegel einer heilsamen Buße und Bekehrung eines Sünders zu Gott; christliche Todesgedanken oder 30 Predigten vom zeitlichen Tode des Menschen; Betrachtung des andern und ewigen Todes in 24 Predigten; ferner Leichenpredigten. Diese Schriften wurden unter dem Titel: Geistreiche Schriften. Leipzig 4. zusammen herausgegeben. Außerdem veröffentlichte er eine Dissert. de cyclo lunari und de characteribus pseudoprophetarum ad Jer. XIV, 14. Vergl. Zedler, Universal-Lexikon und Jöcher, Gelehrten-Lexikon s. v. Gribner. (*R. Pallmann.*)

GRIBNER (Michael Heinrich), teutscher Jurist, der ältere Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig im J. 1682, gest. ebendaselbst im J. 1734. Seine Mutter, eine geborene Horn, verheirathete sich nach ihres Mannes Tode nochmals, und zwar mit dem leipziger Professor der Jurisprudenz Lüder Mencken (nicht zu verwechseln mit den Professoren Otto und Burchard Mencken, die damals ebenfalls in Leipzig wirkten). Lüder Mencken nahm sich seines Stiefsohnes in der freundlichsten Weise an. Er hielt ihm nicht nur Privatlehrer, sondern unterrichtete ihn auch selbst. Nachdem der junge Gribner so eine gute Vorbildung erhalten hatte, besuchte er die Nicolaischule seiner Vaterstadt. Siebzehn Jahre alt ging er zur Universität über, und zwar ließ er sich zunächst in der theologischen Facultät immatriculiren. Er entsagte durch die Einwirkung seines Schwiegervaters dem Studium der Theologie aber bald und wandte sich der Jurisprudenz zu. Im J. 1702 wurde er Magister und habilitirte sich, 1703 wurde er zum Doctor utriusque Juris promovirt. Im J. 1707 wurde er Professor der Institutionen, später der Pandekten an der Universität Wittenberg und entfaltete hier sowol als praktischer Jurist wie als Lehrer eine umfassende und geachtete Thätigkeit. Nach zehnjährigem Aufenthalte zu Wittenberg erhielt er im J. 1717 einen Ruf als Hof- und Justizrath und zugleich als geheimer Archivar nach Dresden. Neun Jahre später, 1726, starb sein Stiefvater, und er wurde nun berufen, die erledigte Stelle desselben als Ordinarius in der Juristenfacultät einzunehmen. Außer der Professur bekleidete er hier auch einige Ehrenämter.

Er starb unverehelicht und hinterließ den Ruf eines fleißigen Gelehrten und eines wohlthätigen Bürgers. In seinem Testamente setzte er eine nicht unbeträchtliche Summe für die akademische Bibliothek, für die Wittwenkasse der Juristenfacultät und zu einem Stipendium für Studirende der Jurisprudenz aus. Von seinen zahlreichen Schriften und Dissertationen sind folgende hervorhebenswerth: Principia jurisprudentiae naturalis, Libri IV. 4. Witeb. 1710, 1718, 1727 und 1732. Selectorum opusculorum juris publici Tomi IV. Halae 1722. 4. Principia processus judiciarii. Adjectae sunt Dissert. juris Magdeb. Acced. epistola de Litium ambagibus in fore Saxonico rescindendis. 8. Halae 1714, 1716 und 1719; Jenae 1728 und 1733. Die sechste Auflage mit besonderer Berücksichtigung der Veränderungen im sächs. Proceßverfahren erschien zu Jena

1769. 8. Diss. de feudis imperii masculinis non foemininis. Lips. 1734. 4. Diss. de primariis precibus imperialibus. Lips. 1707. 4. Andere Dissertationen und Schriften von ihm findet man aufgezählt in *Lipenius*, Biblioth. juris und bei Zedler, Universal-Lexikon s. v. Gribner. Vergl. außerdem auch Jöcher, Gelehrten-Lexikon und Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter Personen des 18. Jahrh. Bd. II, 2. Leipzig 1796 s. v. Gribner. (*R. Pallmann.*)

GRIBOJEDOW (Alexander Sergejewitsch), einer der bedeutendsten russischen Lustspieldichter, wurde 1793 (nach andern Angaben 1794) in Moskau geboren. Nachdem er auf der dortigen Universität Jurisprudenz getrieben hatte, diente er einige Jahre im Heere (bis 1816), trat aber dann, zunächst als Secretär beim Collegium des Auswärtigen, in den Civildienst. Im J. 1818 ging er, wie man sagt, eines Duells wegen nach Tiflis unter dem Titel eines Secretärs der russischen Gesandtschaft in Persien. Im J. 1822 besorgte er diplomatische Geschäfte bei Jermolow, dem damaligen Befehlshaber des transkaukasischen Heeres, war in ähnlicher Weise bei Paskewitsch (Fürst Eriwanski, Jermolow's Nachfolger) während des persisch-russischen Krieges von 1826—1828 thätig, und wurde nach dem Frieden von Turkmanschai, bei dem er ebenfalls betheiligt war, zum bevollmächtigten Minister in Persien ernannt, zu welcher Stelle ihn seine Kenntniß der Sprache und aller Verhältnisse besonders befähigte. Schon am 12. (24.) Febr. 1829 wurde er bei einem Aufstande in Teheran vom Pöbel ermordet. — Gribojedow's erste literarische Arbeit war das 1815 aufgeführte Lustspiel: „Die jungen Gatten"; dies wie einige andere, zum Theil mit Freunden zusammen verfaßte oder bearbeitete Stücke (z. B. „Die eigne Familie" mit Schachowsky), ferner Aufsätze in Gretsch' Zeitschriften („Sohn des Vaterlandes", „Nordische Biene") sind ohne Bedeutung. Seinen Ruhm erwarb Gribojedow durch die immer noch viel genannte und aufgeführte satyrische Komödie „Góre ot umá" (der Titel ist wörtlich kaum zu übersetzen: Verstand, Bildung schafft Leiden; Leiden eines Gebildeten; das Unglück, Geist zu haben; Gegenstand des Stückes ist eben die qualvolle Stellung eines einzigen vorurtheilslosen, zur geistigen Freiheit herausgebildeten Menschen unter einer Gesellschaft von Schwachköpfen und Verbildeten, die ihren Zustand für vollkommen und jeden Widerstand dagegen für Wahnsinn halten). Gribojedow's Werk gehört zu den berühmten Literaturerzeugnissen, die Ruf und Beliebtheit nicht einer besonderen künstlerischen Vollendung, sondern der glücklichen Begabung des Verfassers verdanken, die Mißstände der Gegenwart scharf aufzufassen und in treffender Carricatur darzustellen. Die höheren Classen der russischen Gesellschaft waren seit Peter dem Großen mit allem äußeren Beiwerk der westeuropäischen Cultur schnell bekannt geworden, die ganze gesellschaftliche Mode wanderte von Paris nach Petersburg und Moskau, eine Menge französischer und teutscher Lehrer war ins Land gekommen, eine oberflächliche Bildung dadurch verbreitet; Heer und Beamtenthum hatte man ebenfalls nach westeuropäischem Muster gemodelt, und es hatte sich auf diese Weise eine sonderbare Gesellschaft herausgebildet: entnationalisirt, ohne das aufgenommene Fremde verarbeitet zu haben, ohne alle Ideale, jeder auf seinen Vortheil bedacht, unwissend und dabei aufgeblasen, äußerlich in feinen Formen sich bewegend, innerlich roh. Dazu war im Anfang dieses Jahrhunderts eine jüngere Generation gekommen, die sich für fortgeschritten hielt, weil sie mit der Nachahmung englischer Sitten kokettirte, viel von Liberalismus redete, Byron statt der Franzosen im Munde führte und das Mistrauen der älteren Generation erweckte; doch war sie selbst wo möglich noch oberflächlicher und hohler als diese. Der Repräsentant der einen Classe ist in Gribojedow's Stück der hohe Beamte Famussow, dessen Ideale viel Geld und gute Connexionen, womöglich bis an den Hof, sind; er redet ungemein viel von seiner beschwerlichen Amtsthätigkeit, doch besteht diese nur im Unterschreiben, und hat eine gewaltige Furcht vor einer Störung dieses behaglichen alten Zustandes. Sein würdiger Untergebener ist Moltschalin, der Typus des niederen Beamtenthums, der durch unbegrenzte Unterwürfigkeit sich beliebt macht und von Stufe zu Stufe steigt. Demselben Kreise gehört der Oberst Skalosub an, der die verschiedenen Schnüre der verschiedenen Regimenter kennt, sonst aber gar nichts weiß. Der Repräsentant der fortgeschrittenen Jugend ist Repetilow, der mit seinen Genossen fortwährend lärmt und renommirt, über die wichtigsten Dinge spricht, bei dem aber Alles nur Phrase und Schein ist. In diese Gesellschaft kommt nach längerer Abwesenheit von Moskau der Held des Stückes, Tschatzki, ein junger Mann idealen Sinnes mit Verstand und wirklicher Bildung, den die schlechten und verächtlichen Seiten der Gesellschaft erbittern, und der es nicht lassen kann, sich mit Leidenschaft und Hohn dagegen auszusprechen. Er macht damit keinen anderen Eindruck als den des dummen Erstaunens oder Schreckens, und wird am Ende von der ganzen Gesellschaft für verrückt gehalten. Das Anziehende des Stückes liegt in den mannichfachen einzelnen Scenen aus dem geselligen Leben und in der Charakteristik, welche die Personen durch ihre Reden von sich und ihrem Stande geben; übrigens ist die ideale Figur des Tschatzki die schwächste. Von einem künstlerisch angelegten und durchgeführten Plane kann in dem Stücke kaum die Rede sein; die Verwickelung zwischen Tschatzki, Sophie (Famussow's Tochter), die jener seit lange liebt, und dem von dieser geliebten Moltschalin tritt gegen die Episoden ganz zurück und bleibt unwirksam.

Die äußere Geschichte des Stückes ist bezeichnend für die literarischen Zustände Rußlands im ersten Viertel dieses Jahrhunderts; neun Jahre lang wagte man nicht, das Drama zu drucken oder aufzuführen; es cursirte statt dessen in unzähligen Abschriften. Erst nach des Verfassers Tode erschien eine Ausgabe mit ausdrücklicher kaiserlicher Erlaubniß, und die Aufführung wurde ebenfalls gestattet. Seitdem ist das Stück vielfach erschienen (u. a. Berlin 1858, Ferd. Schneider); die neueste mir vor-

liegende Ausgabe ist eine moskauer von 1863, die sich im Vorworte als eine vollständigere, einer bisher noch nicht gedruckten Handschrift entlehnte bezeichnet. Teutsche Uebersetzungen existiren von Knorring (Leiden des Gebildeten, Reval 1831), Bertram (Verstand schafft Leiden, Leipzig 1858). (*A. Leskien.*)

GRÎDHR, ein nordisches Riesenweib, über welche wir nur in der Snorra-Edda 1, 286 Kunde erhalten, und zwar bei Gelegenheit ihrer Erzählung von Thor's Fahrt nach Geirrödhsgard (d. i. Wohnung des Riesen Geirrödh). Loki, der einst aus Neugierde in Frigg's Falkenhemd dahin geflogen war, hatte seine Neugierde mit seiner Gefangennahme gebüßt, sich aber daraus mit dem Versprechen gelöst, den Gott Thor, den gewaltigen Feind aller Riesen, ohne dessen Hammer und Stärkegürtel, durch welche derselbe den Riesen unüberwindlich war, durch List dahin zu bringen. Und es gelang ihm dies auch.

Unterwegs, heißt es nun, nahm Thor, der in Loki's Begleitung reiste, Herberge bei einem Riesenweibe, die Gridhr hieß; sie war die Mutter Widar's des Schweigsamen und sagte ihm die Wahrheit über Geirrödh, daß er ein hundweiser (d. h. ein in allen Zaubereien überaus erfahrener) und übelumgänglicher Riese sei. Auch lieh sie ihm ihren Stärkegürtel, ihre Eisenhandschuhe und ihren Stab, Gridharwölr genannt. Im Skaldskaparmâl (Snorra-Edda 1, 551) wird ihr Name unter den Riesenweibern aufgezählt, und die Poesie bemächtigt sich desselben als Bezeichnung für Riesin überhaupt, sowie zu mannichfachen Umschreibungen, z. B. der Wölfe als Gridhar's grau-Schar (Helgakv. Hundingsb. 2, 18; Völs. s. 12), Gridhar's Rosse (Magnus s. Erlingssonar 3, 2; Ôlafs s. hins helga 187, 2; Sn. Edda 1, 428) u. m. a., was eine allgemeine sagenhafte Bekanntschaft ihrer Gestalt und ihres Wesens beurkundet.

Unter dieser Gridhr ist ohne Zweifel eine ältere, den Asen befreundete Göttin verborgen, wie einmal der Umstand bezeugt, daß sie als Mutter Widar's bezeichnet wird, den Odin mit ihr erzeugte, und der in der Götterdämmerung den Tod seines Vaters rächt und als einer der Götter der erneuerten Welt erscheint, sodann daß bei ihr Thor auf seiner Fahrt freundliche Aufnahme und Unterstützung findet, und zwar wider ihr eigenes Geschlecht. Man hält sie daher wol nicht mit Unrecht für identisch mit Jördh, der Mutter Thor's, welche der teutschen Erdenmutter Nerthus entspricht.

In unsern teutschen Quellen findet sich von ihr keine sichere Spur. Freilich glaubt Woeste in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie 2, 86 dieselbe als eine teutsche Heldengöttin Griete oder Graite nachweisen zu können, die er der Erdenmutter Nerthus vergleicht und somit als Jördh für Donar's Mutter hält, da sie bald hillige-, bald Sünte-Graite heiße, welche aber mit der Kalender-Heiligen nicht im Zusammenhange stehe, und beim Kälberwicken, d. h. bei der Kälberweihe, wobei man das Vieh mit der dem Donar heiligen Eberesche (agſ. vice, westfäl. kwicke) zu berühren pflegte, angerufen werde; allein in den westfälischen Kinderreimen beim Bastlösen, die Woeste in van der Hagen's Germania 9, 284. 285 anführt, erscheint dieselbe Sünte-Graite, wenn auch als Pfannkuchenbäckerin, welcher Kuchen nebst Eierkäse Donar's heilige Speisen sind, als Mutter oder Gattin des greisen Hesse met sinem langem messe, und dieser greise Hesse charakterisirt sich als Schwertgott, und somit als Ziu = Hairu (sächs. Cheru, Heru, d. h. Schwert), von welchem Hairu jenes Hesse, das als Schwert- und Dolchname verbürgt ist (s. J. Grimm, Gesch. der deutsch. Spr. 781), nur eine Nebenform sein kann. Da nun Ziu einer der ältesten unter allen germanischen Göttern ist, so würde Gridhr als dessen Mutter oder Gemahlin und als eine unserer ältesten, aber völlig verdunkelten Göttinnen aufzufassen sein.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Simrock, Deutsche Mythologie 353, die Gridhr der Unterweltsgöttin Hel gleichzustellen sucht. (*A. Rassmann.*)

GRIDINUM, Name eines kleinen Flusses im alten Indien, welcher auf der Westseite in den Indus mündet, gegenwärtig natürlich einen anderen Namen führt. Sickler Th. II. S. 495. 500. (*Krause.*)

Griechenland. Geographie von Altgriechenland, s. Th. 80. S. 1—202.

Griechenland. Geographie, von der west- und oströmischen Kaiserzeit ab durch das Mittelalter bis zur Gründung des neuen griechischen Kaiserreichs, s. Th. 83. S. 259—444.

Griechenland. Geschichte, von der Urzeit bis zum Beginn des Mittelalters, s. Th. 80. S. 202—244.

Griechenland. Geschichte, von Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit (1821), s. Th. 85. S. 67—465 und Th. 86. S. 1—190.

Griechenland. Geschichte im 19. Jahrhundert, s. Th. 87. S. 107—236.

Griechische Kirche, s. Th. 84. S. 1—290.

Griechische Kunst, s. Th. 82. S. 381—508.

Griechische Kunst (christlich-griechische oder byzantinische Kunst), s. Th. 84. S. 291—474 und Th. 85. S. 1—66.

Griechische Literatur, s. Th. 81. S. 283—455.

Griechische Literatur (byzantinische oder mittelgriechische Literatur, von Justinian's Thronbesteigung bis auf die Eroberung Constantinopels durch die Türken, von 529—1453), s. Th. 87. S. 237—386.

Griechische Metrologie, s. Th. 81. S. 274—282.

Griechische Musik, Rhythmik und Metrik, s. Th. 81. S. 175—274.

Griechische Privatalterthümer, s. Th. 83. S. 115—158.

Griechisch-römisches Recht im Mittelalter und in der Neuzeit, s. Th. 86. S. 191—471 und Th. 87. S. 1—106.

Griechische Religion, oder Mythologie, Theologie und Gottesverehrung, s. Th. 82. S. 1—380.

Griechische Sprache und Dialekte, s. Th. 81. S. 1—174.

Griechische Staatsalterthümer, s. Th. 83. S. 1—114.

Griechisches Theater, s. Th. 83. S. 156—256.

GRIECHISCHES FEUER. Nur wenige Erfindungen haben einen so vollständigen Umschwung in allen Verhältnissen, besonders aber in der Kriegführung hervorgebracht, als die von Berthold Schwarz im Anfange des 14. Jahrh. gemachte Erfindung des Schießpulvers. B. Schwarz war Franziskanermönch zu Freiburg im Breisgau, beschäftigte sich viel mit Alchemie und Chemie, wurde wegen Zauberei angeklagt und ins Gefängniß geworfen und soll das Schießpulver in seiner heutigen Form, bestehend aus Holzkohle, Salpeter und Schwefel, erfunden haben. Nach neueren Forschungen ist es jedoch nicht anzunehmen, daß er der erste Erfinder des Schießpulvers ist, sondern er hat vielmehr die schon längst bekannte Erfindung explodirender Gemenge (griechisches Feuer) vervollkommt, das Schießpulver zuerst in der heutigen, zum Jagd- und Kriegsgebrauche so geeigneten Form dargestellt und ihm so eine allgemeine Verbreitung verschafft; denn explodirende Gemenge, in Zusammensetzung, Eigenschaften und Wirkungen unserem Schießpulver sehr ähnlich, waren schon im Alterthume bekannt, und wurden, wenn auch in beschränkter Weise, zum Sprengen, zu Feuerwerken, im Kriege verwendet. Ein solches in mannichfacher Weise benutztes explodirendes Gemenge ist das griechische Feuer, so genannt, weil es zuerst von den Griechen in den Kämpfen gegen die Sarazenen zur Anwendung gebracht wurde. Doch schon vor dem griechischen Feuer, welches zuerst gegen Ausgang des 7. Jahrh. im Kriege verwendet wurde und als dessen Erfinder, ein gewisser Kallinikus aus Heliopolis genannt wird, gab es explodirende Gemenge, denn die ältesten Nachrichten darüber haben wir von den Chinesen und Indiern, sodaß also diese Erfindung von den alten Kulturvölkern Ostasiens über den Orient Europa's zu uns nach Teutschland gekommen zu sein scheint. Von den Chinesen wenigstens steht es fest, daß sie schon im ersten Jahrh. nach Christo von explodirenden Gemengen (Pulver) Kenntniß hatten, aber meist nur zu Sprengversuchen und Feuerwerken und erst nach und nach auch im Kriege Gebrauch davon machten, und von den Indiern erzählt Philostratus, daß ihre Priester die Feinde mit Geschossen, welche Blitz und Donner hervorriefen, in die Flucht geschlagen haben.

Unter den meisten dieser explodirenden Gemenge finden wir schon zwei Bestandtheile unseres heutigen Schießpulvers: Salpeter und Schwefel, außer diesen noch Pech, Harze, Oele, unter letzteren die sogenannte Naphta, ein Erdöl sehr ähnlich unserem Petroleum, welches in der Umgegend von Babylon häufig vorkam und von dort aus nach Griechenland versendet wurde. Von alten Schriftstellern wird diese Naphta auch mit dem Namen *flüssiges Feuer* bezeichnet, da sie auf den Boden ausgegossen und angezündet brennt, oder in eine schon brennende Flamme gegossen, diese noch mehr auflodern macht; auch eine Art Erdpech, die sogenannte Maltha wurde mannichfach angewendet. Diese Bestandtheile in bestimmten, jedoch sehr verschiedenartig angegebenen Verhältnissen mit einander gemengt oder zusammengeschmolzen, geben eine brennbare Masse, welche beim Anzünden einen dichten Qualm entwickelt und plötzlich mit einem Knall von hervorbrechenden Flammen begleitet explodirt.

Aus allen Nachrichten, welche uns über griechisches Feuer und dem ähnliche explodirende Gemenge überkommen sind, geht hervor, daß die Kenntniß von deren Zusammensetzung keine allgemein verbreitete war, sondern möglichst geheim gehalten wurde und aus mehreren Andeutungen läßt sich vermuthen, daß besonders die Priester, und später die Alchemisten das Geheimniß ihrer Zusammensetzung und Bereitung kannten und vielfach benutzten, um auf die Menge einen größeren Einfluß auszuüben. So ahmten bei der Feier der eleusinischen Mysterien und denen der Isis die Priester mittelst solcher explodirender Gemenge Blitz und Donner nach, wodurch sie diejenigen, welche nicht in die Mysterien eingeweiht waren, vor der Majestät der Gottheit in Furcht setzten. Die Naphta (Petroleum) scheint schon in mythischer Zeit im Gebrauch gewesen zu sein, wenigstens soll nach Plinius die Krone, welche die vom Jason verstoßene Medea ihrer Nebenbuhlerin Kreusa zum Geschenk machte, mit Naphta getränkt gewesen sein, die sich beim Annähern an die Flamme des Altares entzündete und so den Tod der Kreusa herbeiführte. Nach dem Berichte des Agathias zündete ein gewisser Anthemius das Haus seines Nachbars, des Redners Zeno, dadurch an, daß er ihm Blitz und Donner (d. h. eben ein solches explodirendes Gemenge, griechisches Feuer) hineinwarf; auch soll derselbe Anthemius die Erschütterungen des Erdbodens bei Erdbeben nachzuahmen verstanden haben.

Die Römer benutzten schon zur Zeit der Republik in ihren Kriegen Harz, Erdpech und andere brennbare Substanzen, um sie in belagerte Städte zu schleudern, und die Einwohner von Samosata, einer Stadt am Euphrat in der kleinasiatischen Landschaft Comagene, vertheidigten ihre von Lucullus belagerten Mauern dadurch, daß sie brennendes Erdpech (maltha) auf die anstürmenden Legionen herabwarfen. Der Kaiser Caligula rühmte sich nach Dio Cassius dem Jupiter Trotz bieten zu können, indem er auf seine Blitze ebenfalls mit Blitzen, die er mit Hilfe von Wurfmaschinen in die Luft schleudern ließ, antwortete und sich dadurch ihm gleichzustellen trachtete. Wegen eines gleichen Vergehens büßt nach der Mythologie der Alten Salmoneus in der Unterwelt, der sich gleiche Ehre wie die Unsterblichen anmaßte und den Blitz und Donner des Olympiers nachahmte. Ammianus Marcellinus, der im Heere des Kaisers Julian diente, berichtet von hohlen Pfeilen aus Schilf, welche mit brennbaren Stoffen angefüllt und angezündet in die Reihen der Feinde oder auf die Dächer geworfen wurden; wohin diese brennenden Pfeile trafen, zündeten sie alle brennbaren Gegenstände an, und das Feuer ließ sich

nur durch Aufwerfen von Erde oder Sand, nicht aber durch Begießen mit Wasser auslöschen.

Wir wissen zwar nicht mit Bestimmtheit, ob die Blitze des Salmoneus, der Brahmanen, des Caligula mit griechischem Feuer oder Pulver hervorgebracht sind, da die alten Schriftsteller nur sagen, daß Harze und Naphta wie brennbare Substanzen angewendet wurden; es ist jedoch anzunehmen, daß die damals gebräuchlichen explodirenden und brennbaren Gemenge dem griechischen Feuer, auf welches wir gleich näher zu sprechen kommen, sehr nahe standen, denn daß auch ohne Anwesenheit von Holzkohle Explosion stattfinden konnte, erklärt sich hinlänglich aus der Anwesenheit andrer leicht verkohlender organischer Substanzen, welche mit Salpeter und Schwefel in richtigen Verhältnissen zusammengemengt, gleiche Effecte hervorzurufen im Stande sind. Mit Gewißheit geht jedoch aus allen Berichten hervor, daß schon in den ersten Jahrhunderten nach, wenn nicht sogar schon vor unserer Zeitrechnung explodirende und brennbare Gemenge und mit solchen angefüllte Geschosse zur Anwendung kamen. Genauere Nachrichten haben Marcus Gräcus, Albertus Magnus, Robert Baco u. A. hinterlassen, welche diese explodirenden Gemenge beschreiben und das griechische Feuer als das vollendetste und am meisten angewandte bezeichnen. Das griechische Feuer tauchte, wie schon erwähnt, am Ende des 7. Jahrh. zuerst unter diesem Namen auf, welches, ähnlich den oben erwähnten explodirenden Gemengen, doch unserem Schießpulver schon näher stehend im Anfange des 14. Jahrh. allmälig verschwand und durch letzteres verdrängt wurde; denn aus der Zusammensetzung, Darstellung, Eigenschaften, Wirkungen des griechischen Feuers zeigt sich, daß es während der erwähnten sieben Jahrhunderte die Stelle unseres heutigen Schießpulvers, besonders in der Kriegführung, vertrat. Bei den Angaben über Zusammenstellung und Bereitung dieser explodirenden Gemenge, das griechische Feuer mit einbegriffen, kann es nicht auffällig erscheinen, wenn gar Vieles an Aberglauben erinnert, was sich aus dem Geheimhalten der Bestandtheile, aus der Unbekanntschaft mit den chemischen Eigenschaften der dazu verwendeten Substanzen, der noch in der Kindheit liegenden Kenntniß chemischer und physikalischer Processe und Gesetze, aus der Richtung des Zeitgeistes dieser Jahrhunderte überhaupt, wol erklären läßt.

Zur Zeit des Kaisers Constantin IV. Pogonatus hören wir nach längerem Fehlen aller Nachrichten zuerst wieder von einem in der Kriegskunst praktisch angewendeten explodirenden Gemenge, welches unter dem Namen griechisches Feuer auftritt und denselben bis auf unsere Zeit beibehalten hat. Unter der Regierung Constantin's nämlich überwinterten die Araber in den Jahren 671—678 in Smyrna und Cycicus mit ihrer Flotte und belagerten von hier aus im Sommer Constantinopel; stets wurden sie jedoch durch die Anwendung des griechischen Feuers, wodurch ihre Schiffe angezündet und viele Leute getödtet wurden, zurückgeschlagen. Leo III. der Isaurier ließ kleine Rohre, welche mit griechischem Feuer angefüllt waren, in die Reihen der Feinde werfen, die jedoch schon oft in den Händen derer, die sie werfen sollten, explodirten. Im Anfange seiner Regierung, 717, belagerten die Araber wiederum Constantinopel dreizehn Monate lang zu Wasser und zu Lande; allein ihre Flotte wurde durch griechisches Feuer in Brand gesteckt und vernichtet, während das Landheer durch die Strenge des Winters und durch Seuchen fast vollständig aufgerieben wurde. Aus dem Jahre 949 besitzen wir noch einen Brief vom Kaiser Constantin Porphyrogenetus an seinen Sohn Romanus, worin er vom griechischen Feuer spricht und die Erfindung für so werthvoll hält, daß er es nicht von Menschen erfunden, sondern von einem Engel Constantin dem Großen auf die Erde herabgebracht glaubt. Ist dieser Brief echt, so läßt er vermuthen, daß schon im 4. Jahrh. das griechische Feuer bekannt war; es heißt nämlich darin: man muß Sorge tragen um das griechische Feuer und alle diejenigen zurückweisen, welche das Geheimniß seiner Zusammensetzung kennen lernen wollen: denn es ist von einem Engel dem ersten Könige der Christen, Constantin (323—337), anvertraut, mit dem ausdrücklichen Befehle, es nirgends anders als in der Stadt der Christen (d. h. in Constantinopel) zu verfertigen. Der große König schwur auf dem Altare der Kirche Gottes, derjenige, welcher es wagen würde, das Geheimniß der Zusammensetzung und Bereitung des griechischen Feuers einem Fremden mitzutheilen, gleichviel ob König, Erzbischof oder sonst welchen Standes, solle den Namen eines Christen verlieren, unwürdig und unfähig sein, im Staate irgend ein Amt zu bekleiden, auf ewig verflucht sein und aus der Gemeinschaft aller Bürger ausgestoßen werden. Doch nicht lange schützte dieser furchtbare Fluch die Verbreitung des griechischen Feuers; nachdem die Griechen fast 400 Jahre lang in alleinigem Besitze des Geheimnisses seiner Zusammensetzung und Bereitung gewesen, wurde es an die Sarazenen verrathen, von ihnen gegen die Christen in den Kreuzzügen mit glücklichem Erfolg angewendet und Constantinopel selbst, welches so oft dadurch vertheidigt worden, erlag späterhin seiner zerstörenden Wirkung.

Wir kommen nun zu den Methoden der Darstellung des griechischen Feuers, welche sehr einfach im Zusammenschmelzen oder nur Zusammenmengen der betreffenden Substanzen bestanden. Theils finden wir Salpeter und Schwefel mit verschiedenen Harzen, Oelen u. s. w. zusammen, anderntheils begegnen wir aber auch schon der Holzkohle in Verbindung mit Salpeter und Schwefel, d. h. wir haben unser jetziges Schießpulver vor uns. Nach M. Gräcus stellt man das griechische Feuer auf folgende Weise dar: Man nehme gleiche Theile vereinigten Schwefel, Weinstein, Leim, Pech, geschmolzenen Salpeter und Gummi, menge sämmtliche Bestandtheile innig mit einander, erhitze bis zum Kochen, tauche alsdann Werg, Wolle oder dergl. hinein und zünde es an. Vulturius gibt als Zusammensetzung an: pulverisirte Holzkohle, Salpeter, Schwefel, Pech, brennendes Wasser, Myrrhe, Kampfer; mische alle diese Bestandtheile innig mit einander, bestreue damit Werg oder andere leicht brennbare Substanzen und zünde die Masse an. Das brennende

Wasser wird dargestellt, indem man ein Quart dicken und alten Wein von dunkler Farbe, zwei Unzen pulverisirten Schwefel, zwei Unzen Weinstein von weißem Weine herrührend und zwei Unzen Kochsalz in einer Retorte der Destillation unterwirft; das Destillat ist das sogen. brennende Wasser (aqua ardens), und wird in wohlverschließbaren Gefäßen aufbewahrt. Auf ähnliche Weise wurde nach M. Gräcus der Terpentinspiritus dargestellt, der ebenfalls als ein aqua ardens bezeichnet wird, und es läßt sich vermuthen, daß alle scharfen und brennbaren Destillate, gleichwie der Alkohol, als brennende Wasser bezeichnet wurden. Nach einer andern Vorschrift zur Darstellung von griechischem oder fliegendem Feuer, welchen letztern Ausdruck M. Gräcus hier gebraucht, werden ein Theil Schwefel, zwei Theile Holzkohle, sechs Salpeter innig mit einander gemengt, das Gemisch ganz fein gepulvert in eine lange, enge, wohlumhüllte Röhre gebracht, angezündet und in die Luft geschleudert, vielleicht ist diese Art Feuerwerk mit unseren heutigen Raketen oder Schwärmern zu vergleichen. Wollte man einen starken Knall erzielen, so wurde das Rohr bis auf eine kleine Oeffnung verstopft, stark umwickelt und noch mit Bindfaden oder dergl. fest zusammengeschnürt, wobei durch den Widerstand, den das Pulver zu überwinden hatte, der Knall natürlich verstärkt wurde. Nach einer andern Vorschrift nimmt man auf einen Theil Schwefel drei Theile Kohle und neun Theile Salpeter, alle Bestandtheile in fein gepulvertem Zustande und mengt sie gut durch einander; als Holzkohle wird die von Weinrebe oder Weidenholz als die beste angegeben. Es ist hiernach ganz unzweifelhaft, daß wir hier ganz analoge Mischungen mit unserm Schießpulver vor uns haben, und soll nach R. Baco diese Art griechisches Feuer schon im 11. Jahrh. angewendet worden sein, um Steine und andere feste Gegenstände aus starken Rohren zu schleudern. Diese Art Geschütze meint wol auch M. Gräcus, wenn er sagt: Bringt man das griechische Feuer in ein Rohr (canna), so kann es sich, nachdem man es angezündet hat, in die Luft erheben, d. h. es dringt ein Feuerstrahl aus der Oeffnung hervor und davorliegende Steine oder sonstige Gegenstände werden wie unsere heutigen Kugeln in die Ferne geschleudert, indem unter canna wol eine Art starker Flintenlauf oder dergl. verstanden werden muß, wie ja unser Wort Kanone von canna abzuleiten ist. Aehnliche Vorschriften finden wir noch viele angegeben, theils unter dem Namen griechisches, fliegendes Feuer u. s. w. theils unter der Benennung: Mittel, den Feind sowol zu Wasser als auch zu Lande zu bekämpfen, von welchem letzteren hier anschließend an M. Gräcus noch eine Probe. Man nehme nach seiner Angabe gleiche Theile Wachholderbeerharz und concentrirte Salmiaklösung, menge beides innig mit einander, erhitze die teigige Masse in einem Gefäße von gebranntem Thon und verschließe es möglichst luftdicht. Die Masse wird einer starken Hitze ausgesetzt und wenn sie dickflüssig geworden, so werden vier Theile flüssiges Pech (im Text steht alkitran, bedeutet im Arabischen: flüssiges Pech) hinzugefügt. Wegen der damit verknüpften Gefahr der Explosion und plötzlichen Entzündung vermeide man es, die Operation im Innern der Häuser vorzunehmen. Will man das Gemenge anwenden, so thut man es in einen Schlauch, bindet diesen oben an einen Spieß, entzündet den mit Oel bestrichenen Schlauch, und schleudert ihn auf das Verdeck der feindlichen Schiffe oder auf die Dächer der Häuser. Oder man nehme gleiche Theile flüssiges Pech (alkitran), Oel, Schwefel, bringe dazu den vierten Theil der ganzen Masse frisches Wachs und knete Alles zu einer teigigen Masse. Zur Verwendung bringt man es in eine Ochsenblase, bestreicht diese außen mit Oel, zündet es an und wirft es an die betreffende Stelle. Zu einem ähnlichen Gemenge gehören gleiche Theile ungelöschter Kalk, Oel und ein halber Theil flüssiges Pech. Zuerst vermenge man den Kalk mit dem Oele, bis ein dicker Brei entstanden ist, gebe dann erst das Pech hinzu, und schlage mit diesem Gemisch zur Zeit der Hundstage auf eine mit Gras und Kräutern bewachsene Stelle des Erdbodens. An derselben Stelle vergrabe man das Gemenge mit Dünger zusammen nicht allzutief unter der Erdoberfläche und lasse es so lange in der Erde, bis ein Regen gefallen und das Gemenge feucht geworden ist. Wie alle solche explodirenden Gemenge kann auch dieses nur durch Erde oder Sand ausgelöscht werden.

Soweit die hauptsächlichsten Vorschriften zur Darstellung und Anwendung des griechischen Feuers und explodirender Gemenge überhaupt. Es gibt deren allerdings noch eine weit größere Anzahl, alle enthalten jedoch im wesentlichen dieselben oder ähnliche Bestandtheile und unterscheiden sich höchstens im Weglassen des einen oder anderen und in den verschiedenen Angaben der Mengeverhältnisse. Daß aber die Kunst explodirende Gemenge darzustellen und anzuwenden schon wenige Jahrhunderte nach Christo bekannt war, geht aus allen oben angeführten Thatsachen hervor. Unter die ersten Schriftsteller, die uns hierüber berichten, gehört der mehrfach erwähnte M. Gräcus aus dem 8. oder 9. Jahrh., dessen liber ignium uns in einer Handschrift des 16. Jahrh. bezeichnet: Varii tractatus de alchemia fol. 69 erhalten ist und sich in der kaiserl. Bibliothek zu Paris befindet. Unter den neuesten Schriften findet sich das Buch: Du feu grégois par M. M. Favé et Reinaud. Paris 1845 und alles Wesentliche hat Ferdinand Höfer in seiner Histoire de la Chimie. Paris 1866 p. 301 sq. zusammengestellt. Mit voller Sicherheit können wir aus allen überlieferten Nachrichten schließen, daß das griechische Feuer, aus den ersten Anfängen explodirender und brennbarer Gemenge im Laufe der Jahrhunderte durch fortschreitende Verbesserungen hervorgegangen, als ein dem Schießpulver ähnlich zusammengesetztes und angewendetes Gemenge zu betrachten ist, womit man ebenfalls Steine und Kugeln aus Geschützröhren schleuderte, welches jedoch nach Einführung des verbesserten, noch heute im Gebrauch befindlichen Schießpulvers mehr und mehr in Vergessenheit gerieth und allmälig ganz verschwand. (*P. Reinwarth.*)

GRIELUM, eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung der Rosaceen, welche im Sexualsystem in der fünften Ordnung der zehnten Classe untergebracht war. Linné kannte aus dieser Gattung nur eine Art, welche er noch in der zweiten Auflage seiner Species plantarum mit Geranium vereinigte und erst in der sechsten Auflage der Genera plantarum als besondere Gattung trennte. Dessenungeachtet wurde sie lange Zeit zu den Geraniaceen gerechnet, bis man ihre nahe Verwandtschaft mit Neurada, einer zweifellosen Rosacee, erkannte. Die Gattung Grielum ist durch folgende Merkmale charakterisirt: Der Kelch hat eine sehr kurze, zuletzt mit den Fruchtknoten verwachsene Röhren und einen fünfspaltigen Saum, dessen Zipfel zugespitzt, in der Knospenlage fast dachziegelig sind. Die fünf verkehrt-eiförmigen Kronzipfel sind dem Schlunde des Kelches eingefügt und wechseln mit dessen Zipfeln ab. Die zehn Staubgefäße sind zugleich mit den Kronblättern eingefügt, die Staubfäden fadenförmig-pfriemlich, frei, zuletzt dornig, die zweifächerigen, fast kugeligen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Die fünf oder zehn Fruchtknoten sitzen auf dem Kelchgrunde und sind mit der Kelchröhre und unter sich verwachsen; das einzige Eichen in jedem Fruchtknoten hängt. Die fünf Griffel sind fadenförmig, kurz, die Narben fast kopfförmig. Die Kapsel ist herabgedrückt, fünf- bis zehnfächerig, die einsamigen Fächer sind zuletzt von der Axe gelöst. Die Samen hängen. Der Samenkeim ist eiweißlos, die Keimblätter sind blattartig, das Würzelchen ist schief, oben.

Hierher gehören halbstrauchige, am Cap der guten Hoffnung einheimische Arten mit wechselständigen, fiederschnittigen oder mehrfach zusammengesetzten Blättern und großen, gelben Blüthen.

Folgende drei Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) G. tenuifolium *Linné* mit doppelt-fiederspaltigen, vieltheiligen Blättern, 2—3 wechselständigen Fiedern und schmal-linealischen, schwielig-stachelspitzigen, oberseits spinnwebigen, unterseits graufilzigen Zipfeln, lanzettlich-zugespitzten, Anfangs spinnwebigen, zuletzt kahlen Kelchzipfeln und verkehrt-eiförmigen, am Rande kaum ein wenig gekerbten, 12—15 Linien langen Kronblättern. Hierher gehört Geranium grandiflorum *Linné*.

2) G. humifusum *Thunberg* mit fiederspaltigen oder fast doppelt-fiederspaltigen Blättern, 5—6 breit linealischen, stumpfen, einfachen oder gelappten, oberseits spinnwebigen, unterseits graufilzigen Fiedern und eiförmigen, spitzen oder zugespitzten, stets filzigen Kelchzipfeln. Hierher gehört G. flabelliforme *E. Meyer*.

3) G. obtusifolium *E. Meyer*. Die ganze Pflanze ist mit weißer Wolle dicht besetzt; die Blätter sind fiederspaltig, die 5—6 Fiedern linealisch-länglich, kurz und sehr stumpf, die untersten bisweilen 1—2lappig, die Kelchzipfel breit-dreieckig, sehr kurz, stumpf oder etwas spitz, dicht- und stets wollig. (*Garcke.*)

GRIENBERGER (Christoph), teutscher Jesuit und Astronom, geb. im J. 1561 zu Hall in Tyrol, gest. zu Rom den 11. März 1636. Er hielt sich lange in Rom auf, wo er Clavius vertrat, war aber auch an mehreren Orten Oesterreichs Professor der Mathematik. Näheres über sein Leben ist nicht bekannt. — Er schrieb: 1) Catalogus veteres affixarum (sc. stellarum) Longitudines ac Latitudines conferens cum novis. Imaginum coelestium prospectiva duplex. Altera rara ex Polis mundi, in duobus Hemisphaeriis Aequinoctialibus, per Tabulas Ascensionum Rectarum et Declinationum. Altera nova ex mundi centro in diversis planis globum Coelestem tangentibus, per Tabulas Particulares. Utraque coelo et accuratioribus Tychonis observationibus quam simillima Christophori Grienbergeri — elaborata. Romae apud Barth. Zannettum, 1612. 4. Dies Werk erschien später noch einmal unter dem Titel: Nova imaginum coelestium Prospectiva ex mundi centro in diversis planis Globum caelestem tangentibus per Tabulas Particulares, Caelo et accuratioribus Tychonis Observationibus quam simillima. Olim Romae circa annum MDCXII calculo ac declinatione R. P. Christ. Grienbergeri — elaborata. Nunc denuo opera et impensis Hieron. Ambrosii *Langenmantel*, Canon. ad S. Mauricium, in lucem producta. Augustae Vind. 1679. 8. — 2) De speculo Usterio Elliptico libellus, et appendix ad practicam coni sectionem, cui annexa sunt Consectaria quae circulorum contactum sectionemque angulorum curvilinaorum concernunt. (Druckort und Jahr wird bei Backer nicht angegeben.) — 3) Euclidis sex primi Elementorum Geometricorum libri cum parte undecimi, ex majoribus Clavii comment. in commodiorem formam contracti. Romae apud Haeredem Zannetti 1629. 16.; der Name des Verfassers ist erst in einer zweiten Auflage, die zu Grätz im J. 1636 in 4. erschien, genannt; eine dritte Auflage erschien zu Rom 1655 in 12. — 4) Elementa trigonometrica, id est sinus Tangentes Secantes in Partibus Sinus totius 100,000. Opusculum secundum. Romae, per Haered. Barth. Zannetti, 1630. 12.; dasselbe Werk ist nach Sotwel zuerst Romae, ap. Haered. Zannetti, 1619. 16. erschienen. Zu einem Werke des zeitgenössischen Jesuiten und Mathematikers Christoph Scheiner: Rosa Ursina sive Sol ex admirando facularum et macularum suarum Phaenomeno varius u. s. w. (erschien zwischen 1626 und 1630 in Folio) fügte er hinzu: Demonstrationes praxeos Regiae. Nach Jöcher, Gelehrten-Lexikon (der jedoch hier höchst ungenau ist, den Verfasser auch unter Grierbenger behandelt), hinterließ Grienberger auch Werke im Manuscript, nämlich: Elementa conica; Nova horarum omnis generis delineandarum inventio; Astrolabiorum omnis generis describendorum Tractatus. Vergl. auch *Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus etc. IIe série. Liège 1854. S. 264 fg. (*R. Pallmann.*)

GRIEPENKERL (Friedrich Konrad), teutscher Pädagog und philosophischer Schriftsteller, geb. den 10. Dec. 1782 zu Peine, einem derzeit zum Fürstenthume

Hildesheim gehörigen Städtchen zwischen Braunschweig und Hanover, wo sein Vater als Prediger lebte, gest. zu Braunschweig den 6. April 1849. Den ersten Unterricht erhielt er durch seinen Vater, dann besuchte er die Schule in seiner Vaterstadt, im J. 1796 brachte ihn sein Vater nach Braunschweig, wo er Anfangs den Unterricht auf dem Catharineum, später auf dem Collegium Carolinum genoß. Hier tüchtig vorbereitet, bezog er 1805 die Universität Göttingen und studirte daselbst bis 1808 Theologie, Philosophie und Pädagogik. Für die beiden letzteren Fächer wurde er durch die Vorträge von Friedrich Herbart, zu dessen ersten und eifrigsten Schülern er gehörte, besonders angeregt. Herbart gab dem strebsamen jungen Manne bei seinem Abgange von Göttingen Empfehlungen nach der Schweiz mit an Philipp Emanuel Fellenberg, welcher damals auf seinem Gute Hofwyl bei Bern zu den schon bestehenden landwirthschaftlichen Instituten und der Armenschule zugleich eine Erziehungsanstalt für Kinder wohlhabender Aeltern zu gründen beabsichtigte. Die Anstalten blühten damals; unter den strebsamen Männern, die, wie Schacht, Kortum und Hesse zu ihrem Gedeihen beitrugen, gehört auch Griepenkerl. Um das neue Institut hat er mit den Ebengenannten besondere Verdienste, indem er in ihm eine veränderte Lehrmethode, die höchst wahrscheinlich auf Herbart's Ideen beruhte und erst in der neuesten Zeit immer mehr Geltung gewinnt*), in Anwendung zu bringen suchte. Ungeachtet des Glanzes, in den die junge Anstalt durch ihn gekommen war, und trotz der ehrenvollen Stellung, die er hier einnahm, verließ Griepenkerl, durch persönliche Neigungen veranlaßt, doch im J. 1816 Hofwyl und kehrte nach Teutschland zurück, wo er noch in demselben Jahre eine Anstellung als Collaborator am Katharinengymnasium zu Braunschweig erhielt. Bald darauf wurde er ordentlicher Lehrer an derselben Anstalt. Im J. 1821 promovirte er zum Doctor phil. und rückte neben Beibehaltung seiner Stelle am Gymnasium in die außerordentliche, 1825 in die ordentliche Professur der philosophischen und schönen Wissenschaften an der höchsten Landesschule, dem Collegium Carolinum, auf. Im J. 1828 verschmolzen mehrere Gymnasialanstalten zu Braunschweig zu Einem. Griepenkerl erhielt an dem neugebildeten Obergymnasium die Stelle als Lehrer der teutschen Sprache und Literatur, der Mathematik und der philosophischen Vorbereitungswissenschaften, während er auf dem Collegium Carolinum seine Vorlesungen über Encyklopädie der Philosophie, Logik, Aesthetik, über teutschen Styl und teutsche schöne Literatur fortsetzte.

Eine gefährliche Krankheit nöthigte ihn bald darauf, sich zu schonen. Die braunschweigische Regierung war wohlwollend genug, darauf einzugehen. Griepenkerl behielt seine Stellung am Collegium Carolinum bei, die nach der Widmung der Schrift: „Briefe u. s. w." an den Herzog von Braunschweig seine Thätigkeit, obgleich nicht zu sehr, am meisten in Anspruch nahm. Außerdem wurde sein Dienst dadurch erleichtert, daß er einen Theil seiner Stunden an dem Obergymnasium abgab und sich an dieser Anstalt nur auf die Prima beschränkte. Um sich jedoch dieser Anstalt auf alle mögliche Weise nützlich zu machen, widmete er sich ihr in seinen letzten sieben Lebensjahren in einer Kunst, in welcher er, obgleich nur Dilettant, eine selbst von Meistern geschätzte Meisterschaft besaß, nämlich in der Musik, indem er den Gesangunterricht auch der untern Classen übernahm. Er richtete hier wie in seinen anderen Unterrichtsfächern sein Augenmerk nicht auf Abrichtung, sondern auf die Bildung des Geschmackes der Schüler, suchte sie also zur Selbstthätigkeit, zur Selbstarbeit, einem der Kriterien des erziehenden Unterrichts, zu führen. Da er sich überall als der aufrichtige und wohlwollende Freund der Jugend bewies, so war er ein bei der Jugend beliebter Lehrer. Zu den Schülern, die durch seinen Unterricht zu specielleren Studien in der Musik angeregt wurden, gehört Eduard Lehmann, bekannt als musikalischer Schriftsteller (vergl. N. Nekrol. d. Deutschen. Jahrg. 26. S. 337), und sein eigner Sohn Wolfg. Robert Griepenkerl. Er starb an der Brustwassersucht und hinterließ fünf Kinder, von denen der älteste, Wolfgang Robert (s. d.), ebenfalls Professor der teutschen Sprache und Beredsamkeit am Colleg. Carol. (gest. 1868) sich besonders als Dramatiker hervorgethan hat. — Griepenkerl war mit einer Braunschweigerin, der Tochter des Kammerraths Ribbentrop, die er schon in der Schweiz hatte kennen lernen und die ihn hauptsächlich zur Uebersiedelung nach Braunschweig vermocht hatte, vermählt. — Wenn sein früherer Lehrer Herbart schon als junger Professor den studirenden Griepenkerl zu seinen besseren Schülern zählte, dann war das später, als Griepenkerl einige seiner philosophischen und auf Herbart basirenden Schriften veröffentlicht hatte, noch mehr der Fall. Er richtete an ihn, den er nun seinen Freund nennt, die Schrift: Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. Briefe an Herrn Professor Griepenkerl von Herbart. Göttingen 1836 (in Herbart's Werken Band IX. S. 241 fg.). Als zur Herbart'schen Schule gehörig, wird Griepenkerl auch von Ueberweg, Grundriß der Gesch. der Philosophie. 3. Theil: Neuzeit. 2. Aufl. Berlin 1868. S. 318, genannt.

Griepenkerl's Schriften behandeln vorzugsweise das philosophische Gebiet. Zu nennen sind: Lehrbuch der Aesthetik. In zwei Theilen (aber nur ein Band). Braunschweig 1827. Lehrbuch der Logik. Braunsch. 1828. (2. Aufl. Heimstädt 1831.) Centifolie, ein Taschenbuch auf d. J. 1830. Braunschweig. Briefe an einen jüngeren gelehrten Freund über Philosophie und besonders über Herbart's Lehren. Ebendas. 1832. — Außerdem lieferte er verschiedene Beiträge im Braunschweig. Magazin, im Mitternachtsblatte und mehreren andern teutschen Zeitschriften. — Vergl. (Schmidt), Neuer Nekrolog der Deutschen. 27. Jahrgang 1849. 1. Theil. Weimar 1851. S. 269—271, dem ich hauptsächlich folge.

(*R. Pallmann.*)

GRIEPENKERL (Wolfgang Robert), des Vorigen Sohn, teutscher Dichter und Schriftsteller, wurde

*) Sie ist vertreten durch die in Leipzig erscheinende Zeitschrift von Ziller.

den 4. Mai 1810 zu Hofwyl im Canton Bern, wo sein Vater Friedrich Konrad Griepenkerl (s. d. Art.) als Lehrer an einer Erziehungsanstalt thätig war, geboren. Ein Einfluß der ästhetischen Studien seines Vaters auf seine Erziehung ist in sofern wahrzunehmen, als er wenigstens Anfangs ganz in die Fußstapfen desselben trat. Nach Beendigung seiner Studien privatisirte er, mit allerlei literarischen Plänen beschäftigt, in den Jahren 1835—1839 zu Braunschweig, wohin sein Vater 1816 übergesiedelt war. Mit der Stellung eines Lehrers der Literatur und Aesthetik am Carolinum zu Braunschweig (1839) verband er seit 1840 die eines Professors der teutschen Sprache und Literatur an der dortigen Cadettenanstalt. Die unten zu besprechenden Dichtungen Griepenkerl's, die ihm allein eine Stelle in der teutschen Literatur sichern, gehören nicht der früheren Periode seines Lebens an; vielmehr sind dieselben erst die Frucht einer langjährigen Reflexion, die durch die Ereignisse des Jahres 1848 gezeitigt wurde. Diese Reflexion selbst ging von dem Gedanken aus, auf der Grundlage der griechischen Tragödie und einer neuen Theorie der Musik eine Reformation des modernen Drama's anzubahnen. So bewegen sich denn alle früheren Schöpfungen Griepenkerl's auf den genannten beiden Gebieten. Noch in seine Studienzeit gehören die „Bilder griechischer Vorzeit" (Berlin 1833), sowie der Anfang einer Uebersetzung des Sophocles. Als erster Theil derselben erschien 1835 „Der König Oedipus", welchem 1842 die Antigone folgte. Ein 1836 zu Braunschweig erschienenes episches Gedicht „Die sixtinische Madonna" ist jetzt gänzlich verschollen. In der That war das Epos mit seinen Anforderungen an Ruhe und Objectivität am allerwenigsten der Boden, auf dem sich der rastlos unruhige, beständig mit der Ueberfülle der Gedanken ringende Geist des Verfassers hätte entfalten können. Offenbar heimischer finden wir denselben auf dem Boden der musikalischen Novelle. Neben den kleineren Novellen, die jetzt höchst selten noch gelesen werden dürften, gehört hierher vor Allem: „Das Musikfest oder die Beethovener", Leipzig, 1838 (2. Auflage: Braunschweig 1841). Der darein verflochtene Roman ist Nebensache; als der Träger der Ideen des Verfassers erscheint ein junger Graf Adalbert von Rohr, der berufen ist, gegenüber dem hausbackenen gedankenlosen Hangen der einen Partei an den sogenannten Classikern und der kalten handwerksmäßigen Praxis der andern, die Musik der Zukunft, die sich ihm noch in Beethoven repräsentirt, die Musik, wo der Ton mit dem Gedanken eins geworden ist, in das rechte Licht zu rücken. Als der praktische Repräsentant der letztgenannten Richtung erscheint der Organist Pfeiffer und der Stelle, wo dieser auf der Orgelbank stirbt, nachdem er gleichsam die ganze Wucht der ihn erdrückenden Gedanken sammt seinem Liebesweh auf der Orgel ausgehaucht hat, ist eine ergreifende Wirkung nicht abzusprechen. Bei alledem macht die ganze Novelle den Eindruck einer unaufgelösten Harmonie — ein treuer Spiegel der innern Zerrissenheit ihres Verfassers, ein Denkmal der epigonenhaften Sturm- und Drangperiode des jungen Teutschlands. Wie zur Erholung von einer fieberhaften Anstrengung finden wir in den folgenden Jahren Griepenkerl auf theoretischem Gebiete thätig. Seine noch nicht zu völliger Klarheit durchgedrungenen Reformpläne legte er nieder in „Der Kunstgenius der deutschen Literatur im letzten Jahrhundert". Theil I. Leipzig 1846. und in der „Oper der Gegenwart". Leipzig 1847. Wie er auf literarischem Gebiete überall das unbedingte Recht des „Modernen" betonte, so kann er auch auf musikalischem als Vorläufer der Schule Richard Wagner's und der eigentlichen Zukunftsmusiker betrachtet werden. Verwandte Ideen, wie in der „Oper der Gegenwart", hatte er übrigens bereits in seiner Schrift: „Ritter Berlioz in Braunschweig" (das. 1843) ausgesprochen. Wie schon oben erwähnt, beruhte Griepenkerl's dichterisches Schaffen nicht auf ursprünglicher Begeisterung, sondern auf Reflexion; um jedoch das letzte Princip seiner Aesthetik, die Copirung der nackten Wirklichkeit, zur Geltung zu bringen, hätte er eines Stoffes bedurft, der zugleich reelle Substrate in Fülle bot und anderseits dem Bewußtsein der Zeitgenossen nahe genug stand, um „modern" genannt werden zu können. Man begreift leicht, wie die Zeit vor 1848 nicht dazu angethan war — trotz der allgemeinen Voraussicht eines nahenden Umsturzes und des unklaren Hinarbeitens auf einen solchen — dem Dichter Stoffe der eben geschilderten Art an die Hand zu geben. Die ungeheure Aufregung aber der endlich hereingebrochenen Revolution hatte auch plötzlich gezeigt, bei welchen Interessen die Zeitgenossen gepackt werden müßten, um ihnen wahrhaften Beifall abzugewinnen. Das Revolutionsdrama war nach Griepenkerl's Meinung die Dichtung der Zukunft. In diesem Geiste entstand zunächst sein „Maximilian Robespierre", die bedeutendste Dichtung Griepenkerl's überhaupt, sodann „Die Girondisten", im Ganzen eine Nachahmung des Robespierre. Die rasch eingetretene politische Reaction hatte zur Folge gehabt, daß die größeren Theater, vor Allem die Hofbühnen, ein so bedenkliches Süjet ablehnten. Da entschloß sich Griepenkerl, von der Tragweite seiner Reformen überzeugt, die Dramen selbst in den größeren Städten vorzulesen. Der rauschende Beifall, den er hier und da damit erntete, indem man in ihm thatsächlich den „Dichter der Zukunft" gekommen wähnte, ist wol in erster Linie auf Rechnung seines gewaltigen Vortrags zu setzen, abgesehen von dem persönlichen Interesse, welches der Dichter als Vorleser des eignen Werks erwecken mußte. Dazu kommt, daß gerade die dramatischen Schwächen des Stückes bei der Vorlesung am wenigsten zu Tage treten. Nicht der moderne Stoff an sich ist es, der der Rechtfertigung bedürfte. So gewiß es ein künstlerischer Griff des Aeschylus war, seinen Zeitgenossen in den „Persern" Selbsterlebtes in erschütternden Zügen vorzuführen, so gewiß war auch hier der Dichter berechtigt, seinem von den Gedanken der Revolution gesättigten Zeitalter diese Gedanken in einem Spiegelbilde zum klaren Bewußtsein zu bringen. Allein gerade diese Aufgabe löste der „Robespierre" am wenigsten. Wir stehen nicht einem überlegenen Geiste gegenüber, der in Kraft der ihn treibenden Ideen selbst zum Theil die Be-

wegung erschafft und der dann durch seinen Sturz einerseits das Verfehlte seines Werkes sühnt, andrerseits das Wahre und Bleibende daran in um so helleres Licht rückt, sondern einem von den vielen Köpfen im Drama der französischen Revolution; wol steht er, vielleicht allein, dem Ereigniß der Revolution zugleich reflectirend gegenüber — und dies hatte wol vor Allem den Dichter vermocht, ihn zum Helden zu erwählen —, aber schließlich ist doch auch er nicht der bestimmende Factor der Entwickelung, der aus der Welt des Gemüthes heraus dem Geschehenden seine Bahnen anweist, sondern wie die andern beeinflußt von der ungeheuren Wucht der Ereignisse und machtlos ihnen unterliegend. Aus alle dem geht hervor, daß die Dichtung — trotz der gegentheiligen Versicherungen des Dichters in der Einleitung zu dem gedruckten Drama [1]) — den ersten Anforderungen an das Trauerspiel, wie sie Aristoteles in seiner Poetik endgültig aufgestellt hat, nicht entspricht. Sie bietet eine epische Handlung der Massen, oder vielmehr vorwiegend Begebenheiten, nicht die wohlmotivirte Handlung eines Helden, die zu einer Katastrophe führte und schließlich durch „Mitleid und Furcht die Reinigung derartiger Leidenschaften zu Stande brächte" [2]). Das Stück selbst zeigt nur zu deutlich, wie der Dichter sich des Bewußtseins aller dieser Mängel nicht entschlagen konnte. Die misliche Zusammenstellung Robespierre's mit Danton, der noch dazu eher als der eigentliche Held erscheint, wird durch die Beseitigung Danton's im dritten Acte aufgehoben; um aber nunmehr den Schwerpunkt der Handlung wirklich in die Person des Helden verlegen zu können, wie es das echte Trauerspiel fordert, motivirt der Dichter den weiteren Verlauf durch eine Umstimmung Robespierre's, die durch die Betrachtung der Königsgräber in St. Denis erzeugt wird, gänzlich gegen die bisherige Anlage und die eigentliche Tendenz des Ganzen. Um dem Leser oder Hörer einen Anhalt zu bieten, was er sich aus dem Chaos der Massenstimmungen als den Niederschlag derselben entnehmen soll, bedient sich der Dichter der Person der Therese Cabarrus, wie der antike Dramatiker des Chors; ihre Verse würden jedoch überflüssig sein (und sie allein spricht in solchen), wenn das Drama selbst durch seine Anlage und die Motivirung der Katastrophe dem Zuschauer einen bestimmten Standpunkt anwiese. In noch höherem Grade haften alle diese Gebrechen der Nachahmung des Robespierre, den Girondisten, an. Hatte der Dichter im erstgenannten Drama wenigstens äußerlich die Einheit des Helden noch gerettet, so haben wir es hier von Anfang bis zu Ende mit einer ganzen Versammlung von Helden zu thun; auf keinen derselben concentrirt sich dauernd das Interesse des Dichters, ganz abgesehen davon, daß hier von einer Entwickelung der Handlung aus den Charakteren erst recht nicht die Rede sein konnte; die Begebenheit verschlingt vollständig die Handlung. So erklärt sich denn hinreichend, daß der theatralische Erfolg, den die beiden Stücke bei ihrer endlichen Aufführung hervorriefen, den vorher gehegten Erwartungen nicht entsprach. Das Publicum mochte fühlen, daß „der Donner, den nach Griepenkerl's eigenen Worten in der Einleitung der Kothurn der Wirklichkeit auf der Bühne hervorrufen muß, oft nur als hohler Theaterdonner erscheint" [3]).

Ueber die weiteren Schöpfungen des Dichters können wir uns kurz fassen. Die bei den ersten beiden Dramen gemachten Erfahrungen, vor Allem aber die durch die Reaction gänzlich veränderten Zeitverhältnisse entfernten Griepenkerl selbst wieder von dem Gebiet, das er zu reformiren gehofft hatte. Steht auch sein nächstes Drama: „Ideal und Welt" (1855) noch auf dem Boden des sogenannten Jungteutschthums, so ist es doch aus der Sphäre des Volksdrama's schon in die des Salons hinübergetreten, eine Nachahmung Gutzkow's, die diesen nach dem Ausspruch Julian Schmidt's nur durch die Kläglichkeit der Charaktere und die Rohheit der Sprache übertrifft. Dagegen gehört das 1861 erschienene Volksdrama: „Auf der hohen Rast" mit seinen „Bergwerksscenen und unterirdischen Knalleffecten" [4]) gar nicht mehr dem Gebiete des eigentlichen Drama's an. Noch einmal versuchte sich der Dichter an einem historischen Stoffe in dem Stücke: „Auf St. Helena" (1862); aber auch hier entschied der Mangel an eigentlich dramatischem Gehalt, die Mischung von Geschichte und Anekdote das gänzliche Mislingen des poetischen Planes. — Vergessen von denen, die einst seine Triumphe verkündigt hatten, erlag der Dichter dem Kampfe mit Misverhältnissen aller Art, ja selbst mit Mangel und Armuth, am 17. Oct. 1868 zu Braunschweig. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob sein unleugbares Talent nicht noch andere Früchte hätte zeitigen können, wenn er dem Strome der Tagesmeinung weniger Einfluß auf seine Entwickelung eingeräumt hätte; jedenfalls kann sein Gedächtniß in der Literaturgeschichte immer als ein warnender Beleg dienen für die Wahrheit, daß der wahre und dauernde Erfolg dichterischer Kunst minder abhängig ist von dem Umfange und der Energie ihrer äußeren Mittel, als vor Allem von der Klarheit ihrer Ziele!

(*E. Kautzsch.*)

GRIES, Paß in der Schweiz von Wallis nach Tessin. Der Weg, durchgängig nur für Fußgänger und Saumthiere, verläßt bei **Ober-Gestelen**, einem in Oberwallis am Rhoneflusse 1 Meile unterhalb des Rhonegletschers 1338 m. (4119 par. Fuß) hoch liegenden Dörfchen, das Hauptthal, berührt bald darauf den Weiler Im Loch und zieht sich nun 1 Meile weit in dem engen,

---

1) „Maximilian Robespierre" erschien im Druck erst 1851 zu Bremen; „Die Girondisten" ebendas. 1852. 2) Vergl. Aristoteles' Poetik VI, 2.

3) Worte Gottschall's in dem trefflichen Nekrolog Griepenkerl's in „Unsere Zeit", 1869. S. 952. Allzu hart erscheint dem gegenüber das Urtheil Julian Schmidt's in der „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert", 3. Bd. S. 229: „Die Ausführung ist im ganzen Stück (dem „Robespierre") so roh, sie bedient sich so gewissenlos der oberflächlichsten handgreiflichsten Motive, sie speculirt so ungescheut auf den gemeinen Effect, daß hier nur noch ein sehr ernster Ausdruck des Urtheils am Ort sein kann." 4) Vergl. **Gottschall** a. a. O. S. 952.

steilen, durch mehrere Wasserfälle belebten Eginenthale, zweimal den wilden Bach überschreitend, thalaufwärts. Die an ihrem Fuße noch mit Lärchen bewachsenen Wände des Blasihorns (2781 m.), der Gälmihörner (Monte Galina, das nördliche 3018, das südliche 3084 m.), des 2907 m. hohen Pizzo Nero und des Pizzo Gallina (3060 m.), an denen mehrere Gletscher hängen, schränken im Osten das Thal ein, im Westen erheben sich der Roll 2480 m. und das Hohelicht 2758 m. Bei den Alpenhütten Im-Lad am Fuße des von Süden herabkommenden Griesgletschers wird das Thal offener, der Pfad theilt sich, der eine Weg führt westlich thalaufwärts bis zu der Tischthalalp, der andere zieht sich gegen Südosten am steilen Hange des Nufenenstockes empor. Abermals theilt sich der Pfad, zu zwei verschiedenen Paßhöhen führend: der eine überschreitet nach kurzem, aber steilem Anstieg den 2443 m. (7521 par. Fuß) hohen Nufenenpaß und steigt dann im Bedrettothal des obern Tessinflusses abwärts in 2½ Meilen bis Airölo; — der andere überschreitet den Griespaß in der Höhe von 2540 m. oder 7819 par. Fuß (Ziegler's Karte von Tessin 2446 m. oder 7530 Fuß), bald an der Seite des von Westen kommenden, 1 Meile langen Griesgletschers, bald über die hier flachen und in 20 Minuten unschwer zu überschreitenden Eismassen desselben hinweggehend; östlich vom Passe steigt das Grieshorn an der Grenze von Wallis, Tessin und Piemont 2926 m. (9007 par. Fuß) an, westlich gehen höhere Spitzen, wie das Bettelmattenhorn 3296 m. (10,146 Fuß), das Hohsandhorn 3205 m., das Banhorn 2953 m. zwischen mächtigen Gletschern empor. — Von der Paßhöhe, die einen Rückblick auf die berner Alpen, wie schöne Blicke auf die tessiner Alpen mit der nahen Schneepyramide des 3276 m. hohen Basodine bietet, steigt der Pfad rasch über Thonschieferhalden hinab in das piemontesische, doch noch teutsch redende Formazzathal, bei den Sennhütten Bettelmatten und Morast vorbei, vereinigt sich nach ¾ Meile bei den Alpenhütten Kehrbach oder a Rialt (1517 m.) mit dem von Nordosten aus dem Bedrettothale herüberkommenden San Giacomo-Paß, der in einer Höhe von 2308 m. die Grenze von Tessin und Piemont überschreitet, und steigt nun ¾ Meile weit in dem durch Felsenwände eingeengten grünen Thale des brausenden Toce (der Tosa) abwärts; zahlreiche Weiler und Häuser: Auf der Fruth (Sulla Frua), Cascata di Fruth, Unterfruth, Fruthwald (in Camscha) mit Kirche, Gurflen (in Grovello), Brennen, Zumsteg (al Pont), folgen in rascher und anmuthiger Abwechselung bis Formazza (Pommat), einem noch 1263 m. hoch gelegenen Dörfchen. Das Thal hat von Bettelmatten an vier scharf markirte Thalstufen; an der vierten, oberhalb Unterfruth, stürzt die wasserreiche, 26 m. breite Tosa 150 m. hoch in drei Absätzen herab und bildet einen der gewaltigsten, schönsten und wasserreichsten Fälle der Alpen, ja nach vielen Berichten den großartigsten dieses Gebirges; ein einfaches Hôtel oberhalb derselben bietet dem Wanderer die nöthige Erquickung. Unterhalb desselben beginnt der Fahrweg wieder, und obgleich noch hohe und begletscherte Gipfel, wie die Cima Rossa 3007 m. im Westen, beiderseits auf das Thal herabschauen, nimmt dessen Sohle doch bald italienisches Klima an und prangt in italienischer Vegetation, wie denn auch mit Andermatten (alla Chiesa), Staffelwald (San Michele) und Unterstald (Foppiano) die teutschen Namen der Ortschaften aufhören und die italienische Sprache sich geltend macht. Domo d'Ossola, 4 Meilen abwärts von Formazza und 306 m. hoch, ist der Ausgangspunkt des Alpenthales; der Toce mündet unweit Pallanza in den Langen See. *(Otto Delitsch.)*

GRIES, ein nur ein paar Stunden von Botzen entferntes Städtchen, in einer gegen Nord und West geschützten Lage, hat neuerer Zeit Stellung unter den klimatischen Curorten gewonnen. Für Brustkranke bietet Gries vom September bis zum Frühjahre einen zweckmäßigen Aufenthalt. Aber bereits im März stellt sich die Hitze ein und ist im April und Mai unerträglich, besonders deshalb, weil es an Schatten fehlt. Durch Molken und durch den Gebrauch von Trauben im Herbst kann der Aufenthalt in Gries unterstützt werden, der übrigens durch die Nähe von Botzen für den Fremden ein weniger vereinsamter Ort ist. *(Fr. Wilh. Theile.)*

GRIES, der (Mahlproduct). Für die Etymologie dieses Wortes, welches von Einigen, z. B. Weigand, auch „Grieß" geschrieben wird und im Englischen Grit, im Französischen Gruau heißt, wird auf das, im Althochteutschen wahrscheinlich vorhanden gewesene Zeitwort griutan = zermalene verwiesen, an dessen Stelle später in demselben Sprachgebiet das Zeitwort griuzan getreten ist. Im Angelsächsischen existirt grëot. Dieselbe Grundbedeutung und dieselbe Ableitung von griutan resp. griuzan hat der „Grütze", althochteutsch gruzi, welcher, mit der Vorsylbe ge = cum oder simul, ein Collectivum ist und eine Gesammtheit von zermalmten Dingen darstellt, sodaß also Gries feiner Grütze ist [1]). Da Gries in der Bedeutung eines grobkörnigen Sandes oder Erdreiches, gleichsam einer zermalmten oder zerriebenen Steinmasse, auch durch das Wort „Kies" vertreten wird, so ist es möglich, daß auch dieses etymologisch mit „Gries" zusammenhängt, zumal der erste Buchstabe von Gries im Althochteutschen auch K war, wenn man nicht vorzieht, „Kies" mit „Kiesel" in Verbindung zu bringen. Auch wird man nicht fehl greifen, wenn man demselben etymologischen Stamme das Hauptwort „Grus" zurechnet, welches ebenfalls ein zerriebenes Product aus Steinen, Mörtel u. s. w. bezeichnet. Gewagter ist wol die Ableitung von dem althochteutschen rîzan, welches reißen bedeutet, sodaß Gries oder Grieß das Gerissene wäre, eine Combination, welche sich übrigens auch als nicht unzutreffend für „Grütze" ergäbe. Wenn in älteren Werken über den Mühlenbau oder Müllereibetrieb von dem „Grieß-Werk", speciell von den dabei angewendeten „Grieß-Säulen" die Rede ist, so meint man darunter in keiner Weise irgend ein Erzeugniß der Mahlkunst,

1) F. L. K. Weigand, Wörterbuch der Deutschen Synonymen. 1. Bd. 1. Aufl. 1843. S. 572. Nr. 862.

sondern einen Theil des Bauwerkes in der Anlage der Wassermühlen, namentlich am Fachbaume [2]). Der Gries in der Urinblase bei krankhafter Disposition oder der Blasengries gehört in das Capitel der Medicin, speciell der Pathologie. Für den nachfolgenden Artikel wird Gries ausschließlich als Mahlproduct zum Zweck der Nahrung behandelt werden.

Wenn die Thätigkeit der Mühle, sei es der einfachsten Hand- oder der complicirtesten Dampfmühle, wesentlich das Reiben der Samenkörner des Getreides ist, so stellt sich, wenn auch nicht historisch als elementares Product, so doch der Größe nach begrifflich in die erste Reihe die Graupe als der noch ganze, aber von der Schale befreite Körper des Kornes. Die von ihm abgelöste Schale, welcher freilich stets mehr oder weniger Theile von dem weißen Kerne anhaften, bildet die Kleie. Wird das Korn grob zerrieben, so hat man in dem Gemenge das Schrot vor sich, welches aber wegen dieser kunstlosesten aller Mahloperationen oder Manipulationen geschichtlich das erste Product dieser Industrie gewesen sein dürfte. Wenn man die Graupe nicht zu Pulver, sondern zu gröberen Bestandtheilen zerreibt, so erhält man die oder den Grütze, welcher früher zugleich den heute sogenannten Gries vertrat; denn dieser letztere ist in dieser Wortbildung wol ein neueres Product, da wir ihn in den ältern teutschen Werken über Müllerei, worin der oder die Grütze als ein bekanntes, ausgeprägtes Erzeugniß vorkommt, nicht erwähnt finden. Nachdem später die „Grütze" sich auf die gröbere Zerkleinerung, besonders bei gewissen Körnern, namentlich vom Buchweizen oder Haidekorn, beschränkt hatte, bildete sich die weitere Abstufung des Grieses, als eines feineren, von jeder Schale befreiten Productes, welches mehr und mehr in Aufnahme kam, und vorzugsweise erst seit dem 19. Jahrh. seine eigentliche weitgreifende Bedeutung für Müllerei, Handel und Consumption gewonnen hat. Feinen Gries nennt man auch „Grieslein", sowie der Gries bei der nicht speciellen Griesmüllerei auch „Grützmehl" heißt. Wird der weiße, enthülste Körper des Samenkorns vollständig pulverisirt, so hat man das Mehl. Noch im 18. Jahrh. erscheinen als die einzelnen Abstufungen neben dem Schrot und der Kleie nur die Graupe, die Grütze und das Mehl. Es heißt in dieser Hinsicht z. B. in dem oben angeführten **Theatrum machinarum molinarium** [3]): „Die Grütze oder die Graupen pfleget man gemeinigich auf folgende Art zu machen: Erstlich wird von der Gerste, woraus man Grütze haben will, die grobe Schale abgestampfet, und nachdem dieses geschehen, bringt man solche auf eine Mehlmühle, auf welcher sie geschroten wird, und diesen Schrot nennt man nachgehends Grütze oder zerrissene Graupen."

Den Gries kann man begreiflicher Weise aus allen Körnern bereiten, welche auch Mehl liefern. Zwar aus Roggenkörnern wird keiner fabricirt, dagegen aus Gerste; jedoch ist dieses Product von geringerem Werthe und geringerer Verkäuflichkeit und wird jetzt nur in ärmeren Gegenden gekauft, während man ihn in vielen Gegenden gar nicht kennt [4]). Dagegen ist der aus Buchweizen und aus Reis fabricirte Gries ein sehr gangbarer Artikel [5]). Der meiste Gries wird gegenwärtig aus Weizen bereitet, während man in denjenigen Ländern, wo, wie in Südwestteutschland, Spelz oder Dinkel gebaut wird, auch diese Getreideart dazu verwendet. Seit etwa drei Jahrzehnten wird auch sogenannter „Kraftgries" als ein besonders nahrhaft gepriesenes Product in den Handel gebracht; er kann begreiflicher Weise aus verschiedenen Getreidearten, beziehungsweise aus einer Mischung mehrerer bestehen. — Für das Zeitalter der (späteren) Griechen und Römer werden in den Wörterbüchern *κρίμνον* und *πτισάνη* (auch *πτισσάνη*), latein. **crimnum** (z. B. bei Celsius) und **ptisana**, durch Gries übersetzt; doch können diese Bezeichnungen auch unserer Graupe oder unserer Grütze oder unserem Schrote entsprechen.

Die Herstellung eines seinem Zwecke entsprechenden Grieses, als eines in der Zerkleinerung weiter als der Grütze vorgeschrittenen, schalen- und mehlfreien Mahlproductes, welches eben deshalb noch weit von der mehligen Pulverisirung fern bleibt, ist, wenigstens in großen, erheblichen Massen, erst ein Werk der neuesten Zeit, wo die desfallsigen Einrichtungen der Mühlen diesen Zweck erreicht haben. Wir entnehmen die nachstehende Beschreibung des Mühlenprocesses, durch welchen gegenwärtig Gries bereitet wird, einem neuern technischen Werke [6]). „Wir haben bisher — heißt es hier — das Mahlproduct, welches von den Einschlagscylindern Nr. 29, 38 und 35 (in den beigegebenen Zeichnungen) ausgeworfen wird, bis zur gänzlichen Ausscheidung der Kleie verfolgt und bemerkt, wie der durch die Einschlagscylinder = Abrätter abgeschiedene Gries (es ist hier Weizengries gemeint) mittels der Transportschrauben Nr. 31, 40 und 41 in den doppelten Griesbehälter Nr. 32 geschafft wird. Der große Gries, vom erstmaligen Einschütten der Frucht erzeugt, liegt in der Abtheilung A, der kleinere Gries aus Schrot Nr. II., den Koppen, gewonnen, liegt in Abtheilung B. reservirt. Jede dieser beiden Abtheilungen communicirte mit dem Schöpfwerke Nr. 57 und kann durch einen Blechschieber abgeschlossen werden. Dieses Schöpfwerk transportirte den großen und kleinen Gries, je nachdem der entsprechende Abschlußschieber gezogen wurde, nach dem Gries-Einschlagcylinder Nr. 58. Taf. **XXXIII**, Fig. 1. Dieser Cylinder, achttheilig, 11,92 Fuß lang, 2,75 Fuß im Durchmesser, hat auf 9,09 Fuß Länge einen Seidengaze-Ueberzug und auf 2,83 Fuß Länge einen Drahtgeflecht-Ueberzug von Messing. Zweck dieses Cylinders ist, das dem Gries noch anhangende und

2) So z. B. in dem zu seiner Zeit bedeutenden Buche von Joh. Matthias Beyer und seinen Mitarbeitern: „Theatrum machinarum molinarium." Leipzig 1735. S. 13 und öfter. 3) S. 85.

4) R. T. Paetschke, Praktisches Lehrbuch der Mühlenbaukunst. Berlin 1848. S. XII. 5) Ebenda. 6) Friedr. Neumann (Civilingenieur in Halle a. d. S.), Der Mühlenbetrieb dargestellt durch Zeichnungen und Beschreibungen vollständiger Mühleneinrichtungen, sowie einzelner Maschinen und Betriebstheile zur Fabrication von Mehl, Gries, Graupen und Reis. Weimar 1864. S. 224 fg.

beigemischte Mehl gänzlich zu entfernen, ehe derselbe dem Winde ausgesetzt wird und dieses Mehl dadurch theilweise zu Verluste ginge. Während nun durch den Seidengaze-Ueberzug Mehl ausscheidet und durch eine Transportschraube im Innern des Kastens nach dem Sackrohr Nr. 59 geschafft wird, fällt der Gries durch das Drahtgeflecht in die Transportschraube Nr. 60; endlich werden die im Griese noch enthaltenen Koppen vom Cylinder ausgeworfen, im Sackrohr Nr. 63 gesammelt und auf den Gang Nr. 9 und 10 zum Vermahlen gebracht. — Die Schraube Nr. 60 transportirte den Gries nach den beiden Hochstäuben, auch Wiener Griesstäuben genannt, Nr. 61 und 62 im 3. Stockwerke, beziehungsweise in deren Schöpfwerke, Taf. XXXII, Fig. 3 und Taf. XXXIX, Fig. 2 und 3. Diese Hochstäuben bestehen in dreifach über einander blasendem Wind, den der Gries sammt der feinen Kleie der Reihe nach passiren muß. Auf diese Weise wird die leichtere Kleie abgeblasen, während der schwerere Gries rascher niederfällt. Dieses Durchblasen geschieht hier, wie erst erwähnt, durch drei über einander gelegene Windkanäle, welche mittels Stellvorrichtung regulirt werden können. Außerdem bewirkt der über jeder Stäube angebrachte Säuberer ein theilweises Sortiren; das über demselben hinweggehende Product sind noch sogenannte Koppen. — Auf Taf. XXXIX, Fig. 2, ist eine solche Griesstäube in der Vorderansicht mit theilweisem Durchschnitt gezeichnet. a ist der Windkanal, durch welchen der vom Windflügel b erzeugte Wind unter den Trichtermündungen ausgeführt wird. Nachdem der Gries diesen Luftstrom wiederholt passirt hat, wird er in den vor der Stäube aufgestellten Kübel c angesammelt. Fig. 3 stellt den Grundriß vor. Aus diesen Kübeln wird der Gries nun noch auf die Tafelstäuben, auch teutsche Griesstäuben genannt, Nr. 65 und 66, gebracht, Taf. XXXII, Fig. 3. Ein liegender Windflügel a ist durch ein über den Tisch oder die Tafel hinlaufendes, unten offenes Rohr c mit dem Staubhause d verbunden. Der bei e in das Windrohr durch ein Schöpfwerk eingeführte Gries wird durch den Luftstrom auf der Tafel sich je nach seiner Schwere ablagern und daher die noch enthaltenen kleineren rothen Kleientheilchen, sogenannte Flugkleie, am weitesten gegen das Staubhaus abgelagert. — Die Transportschraube Nr 60 vom Grieseinschlagecylinder nach den Hochstäuben hat seitlich ein Sackrohr Nr. 64, das Zweierlei zum Zweck hat. Nämlich erstens, angenommen, es würde mehr Gries erzeugt als durch Umstände momentan geputzt werden kann, daß der Behälter Nr. 32 nicht mehr hinreichen würde, so wird das Schöpfwerk Nr. 57 in Thätigkeit gebracht, ein Theil des Grieses durch den Einschlagscylinder gefördert und durch dieses Rohr der Schraube entgegen in Säcke gefaßt; in diesen vorläufig aufbewahrt, kann er sodann zu beliebiger Zeit den Schöpfwerken der Hochstäuben übergeben werden. Zweitens hat dieses Sackrohr noch zum Zweck, falls man einmal die Hochstäuben umgehen will, daß man diese Säcke gleich in die Becherwerke Nr. 67 und 68 der Tafelstäuben ausleeren kann. — Der gereinigte, von allen Koppen, Staub und Flugkleie befreite Gries kommt nun endlich auf die Mahlgänge Nr. 3 und 4 und liefert die feinsten Mehlsorten. Beide Mahlgänge arbeiten zusammen in das seitliche Schöpfwerk Nr. 69, welches das Mahlproduct nach dem Sortircylinder Nr. 70 transportirt, Taf. XXXIII, Fig. 1. Dieser Cylinder hat 21,35 Fuß Länge, 3,25 Fuß Durchmesser, ist achttheilig, ohne Klopfer und mit Seidengaze bezogen. — Der Kasten hat 8 Sackrohre und zwar 4 Säcke für feines Mehl, 3 Säcke für je eine Sorte Grieslein, endlich einen Sack für den Auswurf. — Die Mahlgänge Nr. 1 und 2 dienen zunächst zum Ausmahlen des Griesleins, welcher bei den angeführten Mehlcylindern Nr. 30, 36, 39, Nr. 70, Sackrohr Nr. 50 u. s. w. aufgefaßt wurde. Beide Gänge liefern zusammen in das Schöpfwerk Nr. 71, welches das Mahlproduct nach dem Sortircylinder Nr. 72 transportirt. Dieser Cylinder hat ganz die gleiche Construction wie Nr. 70 und ebenfalls vier Sackrohre für Mehl, drei Sackrohre für Grieslein und ein Sackrohr für den Auswurf. — Nennt man eine gewisse Scheffelzahl Weizen, welche zusammen in die Mühle gebracht, dem Vermahlen übergeben, und in den verschiedenen Mehlsorten, Gries und Kleie in das Magazin zum Rechnungsabschlusse gebracht sind, eine Mahlung, so versteht sich von selbst, daß die Gänge Nr. 1, 2, 3 und 4 während einer ganzen Mahlung nicht allein die vorher angeführte Function haben, sondern zu Anfang derselben, wo es gar keinen oder nur wenig sogenannten Grieslein gibt, dienen alle vier Gänge zum Vermahlen des großen Grieses von den Stäuben. — Im Verlaufe der ganzen Mahlung treten dann die angegebenen Functionen, nämlich Nr. 3 und 4 großer Gries, Nr. 1 und 2 Grieslein, ein, endlich am Schlusse der Mahlung können alle vier Gänge zum Ausmahlen des Griesleins Verwendung finden."

Nach demselben Gewährsmanne gibt man bei der „einfachen" (alten) Müllerei, die man auch „grobe" Müllerei (monture à la grosse) nennt, den Steinen eine enge Stellung, das Getreide wird nur einmal aufgeschüttet und so fein gemahlen, daß Mehl und Kleie ohne Weiteres getrennt werden und Gries nicht entsteht oder nur wenig. Bei der Müllerei mit mehrmaligem Aufschütten (monture économique) stellt man die Steine weiter, sodaß man Schrot und ev. mehr Gries erhält, und dann erst folgt das Beuteln. Bei der sogenannten neuern Müllerei (welche man auch amerikanische oder französische nennt) stellt man die Steine gleich von vorn herein so enge, daß man den größten Theil des Mehles abbeuteln kann; sie unterscheidet sich aber von der älteren auch darin, daß der ebenfalls getrennte Gries und die Kleie besonders und zwar jede Sorte für sich weiter ausgemahlen wird. — Die speciell sogenannte Griesmüllerei, die man auch die sächsische oder Wiener Müllerei nennt, hat weit gestellte Steine und liefert zunächst Schrot, „sodaß sich nur die Schalen von dem Kerne ablösen, welcher in griesförmige Stückchen zerfällt, die nach ihrer Feinheit in Mehl, Gries und Kleie getrennt werden." — „Bei weiterem Aufschütten mahlt man wieder auf

Gries, welchen man sortirt und schließlich besonders auf die Gänge gibt, wodurch man die weißesten und feinsten Mehlsorten erhält." — Auf der weiteren und engeren Stellung der Steine beruht demnach der in der neuesten Zeit so stark betonte Unterschied zwischen der Hochmüllerei und Flachmüllerei, ein Unterschied, welchen besonders für die Gewinnung einer größeren und kleineren Quantität von Gries wesentlich ist, da die engere Stellung weniger, die weitere Stellung mehr Gries erzeugt. Auch die Verwendung von Gazecylindern statt der (älteren) Beutel hat einen sehr erheblichen Antheil an der in Rede stehenden Differenz, wobei es selbstverständlich hauptsächlich darauf ankommt, ob die Hauptabsicht auf die Erzeugung von Mehl oder auf die Erzeugung von Gries gerichtet ist. Ferner kommt es auf die Größe und Schwere der Steine an, abgesehen von ihrer sonstigen Beschaffenheit, wofür besonders die sogenannten französischen sich den besten Ruf erworben haben. „Bei der sogenannten Griesmüllerei, sagt Neumann [7]), mit mehrmaligem Aufschütten kann man mit $4^{1}/_{2}$füßigen Steinen nicht mehr als 18 (bis 20) Centner Weizen in 24 Stunden rechnen, wenn die wöchentliche Leistung auf die angegebene Zeit reducirt wird."

Den Proceß des Mahlens, wobei aus Weizen neben den andern Producten (Mehl, Schrot u. s. w.) auch Gries gewonnen wird, stellt der Genannte in dem nachfolgenden Schema auf [8]):

Weizen. Gang Nr. 5 und 6.
Großer Gries (I.). Semmelmehl, Grieslein, Koppen, Schrot I.

Schrot I. Gang Nr. 7, 8, 9 (10).
Kleiner Gries (II). Semmelmehl, Grieslein, Koppen, Schrot II.

Schrot II. Gang Nr. 11 und 12.
Mittelmehl (Vollmehl), Grieslein, klare und grobe Kleie.

Großer Gries I. Gang Nr. 3 und 4.
Feinste Mehlsorten und Grieslein.

Kleiner Gries II. Gang Nr. 1 und 2.
Feines Mehl und Grieslein (zum weitern Vermahlen).

Das amerikanische System der neueren Müllerei, sofern es wesentlich auf die Production von Mehl und nur nebensächlich auf die Gewinnung von Gries gerichtet ist, ergibt nach derselben Quelle [9]) folgende Resultate (beispielsweise), und zwar aus Weizen:

Mehl erster Sorte	64	75
Grützemehl (resp. Gries)	3	
Aus dem Beutel kommendes Mehl zum Wiederaufschütten	6	
Mehl 3. und 4. Sorte	2	
Transport		75
Grobe Kleie (zu 20 Kilogramm pr. Hectoliter)	6	23
Feine Kleie (zu 24 Kilogramm pr. Hectoliter)	7	
Zum Wiederaufschütten (zu 28 Kilogramm pr. Hectoliter)	6	
Desgleichen (zu 45—50 Kilogramm pr. Hectoliter)	4	
Abfall oder Verlust		2
		100

Bei der speciellen Griesmüllerei stellen sich für durchschnittlich 100 Gewichtstheile Weizenkörnern nachstehende Ergebnisse, ebenfalls nach Gewicht, heraus [10]):

Mehl Nr. 0:	Kaisermehl	$4^{1}/_{2}$	
„ „ 1:	Hofmehl	$9^{1}/_{2}$	
„ „ 2:	Schwungmehl	17	
„ „ 3:	Griesmehl	18	(Gries)
„ „ 4:	Semmelmehl	18	
„ „ 5:	Mittelmehl	15	
	Kleie	15	
	Futtermehl	2	
	Abgang	1	
		100	

Mit einer wesentlichen Verbesserung für die Werkzeuge der Griesmüllerei trat im Anfange der funfziger Jahre dieses Jahrhunderts der Franzose Cabanes in Bordeaux auf, und zwar vorzugsweise mit einer „mechanischen Sichtmaschine" oder einem Reinigungsapparat. Derselbe ist dazu bestimmt, „die aus dem Beutel kommende geringe Waare zu trennen, d. h. in den Griesen die feine Mehlkleie abzulösen, eine sehr delikate und schwierige Operation, die bisher durch mechanische Mittel nicht ordentlich stattfinden konnte." Herr Cabanes hat das Problem gelöst, „wie die Griese auf der einen Seite des Apparates hineingehen, sich dann, während sie den Weg nach der andern Seite zurücklegen, theilen, sodaß Kleie, kleine Kleie und Mehl vollständig getrennt sind." Seine Maschine dient deshalb auch für die sogenannten „Griesmehle" [11]).

Schon vorher hatte die Griesbereitung im Königreich Sachsen und in den erfurter Mühlen ein sehr gutes Renommé. Ihnen zur Seite stellten sich bald auch viele Etablissements im Oesterreichischen, namentlich in Ungarn, wo der Weizen des Marchfeldes und des Banates ein vorzügliches Material lieferte [12]).

Auf der londoner Ausstellung des Jahres 1862 stellte Oesterreich unter allen Ländern die besten Mahlproducte aus, besonders aus den wiener, pesther, prager, teschener und andern Mühlen. Hierüber sagt Prof. Rühlmann [13]): „Als Hauptursache der Erzeugung eines so

7) S. 239. 240. 8) S. 228. 229. 9) S. 259.

10) S. 260. 11) Urtheil der Jury für die jüngste landwirthschaftliche Ausstellung in Bordeaux. 12) Paetschke S. XI. 13) In dem amtlichen Berichte der Zollvereinscommission.

vorzüglichen Mahlproductes bezeichnet man richtig die Griesmüllerei, welche sich in Oesterreich derartig ausgebildet hat, daß zur Zeit kein anderes Land dem gleich zu kommen vermag, und die Producte der amerikanischen, englischen, französischen und gewöhnlichen deutschen Mahlmethoden unter allen Umständen dahinter zurückbleiben müssen." Derselbe fährt dann fort: „Durch den österreichischen Griesproceß scheint die teutsche Müllerei wieder zu dem Rufe allseitig anerkannter Tüchtigkeit gelangen zu wollen, welcher ihr, und zwar in ganz entschiedener Weise, von den Amerikanern, Engländern und Franzosen entzogen worden war. — Die einzigen beachtenswerthen Concurrenten dürften zur Zeit, außer den Schweizern, vorzüglich noch die französischen Müller sein, die neben ihren anerkannt mechanisch vollkommenen Constructionsweisen ebenfalls anfangen, die Griesvermahlung theilweise zu adoptiren." Die specielle wiener Methode besteht, sofern sie sich als Maschinentheile darstellt, nach Neumann [14]) im Wesentlichen aus der Gosse, dem Beutelkasten mit dem Beutel und dem Sauberer, welcher ein (beispielsweise 7 Fuß langes) Sieb bildet, das aus mehreren Blättern von feinem Messingdraht zusammengesetzt ist. Dazu gehört auch die Gries-Putzmaschine, deren Hauptbestandtheil ein Windschlauch ist, dessen Windzug die Mehl- und Kleientheilchen absondert. Die älteren Koppenmühlen sind durch die Griessortircylinder ersetzt, welche ebenso wie die Mehlcylinder construirt und entweder mit seidener Gaze oder feinem Drahtgewebe überzogen sind. — Auch auf dem 1869 in Leipzig tagenden und mit einer Ausstellung von Mahlproducten verbundenen Congresse von Müllern und Mühlen-Interessenten fand die wiener Methode die ihr gebührende Anerkennung.

Zum Zweck der Aufbewahrung und des Transportes kommt, wie für alle Mahlproducte, so für den Gries außerordentlich viel auf eine möglichst trockene Beschaffenheit an; zu diesem Zwecke hat man seit einigen Jahren die Einrichtung getroffen, daß man zwischen den Mahlsteinen einen trockenen Luftstrom hindurchstreichen läßt. Um dieses Resultat zu erreichen, ist aber vor Allem ein ganz trocken geernteter und erhaltener Weizen oder eine sonstige Getreideart erforderlich.

Der Grieshandel hat in der neuesten Zeit eine in demselben Maße bedeutende Ausdehnung erfahren, als die Verwendung dieses Productes vermehrt und vervielfältigt worden ist. Wenn früher der Verbrauch hauptsächlich in der Zubereitung zu Suppe, Flammri, Budding, Mehl- und Milchspeisen bestand, ist in neuerer Zeit eine sehr verstärkte Consumtion der außerordentlich schmackhaften Griesbrödchen, Grieskuchen und ähnlicher Backwerke hinzugetreten. Dafür ist aber auch der Gries das theuerste aller Mahlproducte. Guter Weizengries kostete 1869 etwa 10 Procent mehr als Weizenmehl erster Qualität.

Zur Literatur gehören außer den in den Noten angeführten Quellen alle die zahlreichen Werke über den Mühlenbau und Mühlenbetrieb; ferner die Technologische Encyklopädie von Prechtl, das Polytechnische Journal von Dingler, das Technologische Wörterbuch von Karmarsch und Heeren. (*J. Hasemann.*)

GRIES (Johann Adolph Peter), teutscher Dichter und Uebersetzer, wurde 1722 zu Oldenburg geboren. Nach einem Versuch in gebundenen Uebersetzungen und eigenen Gedichten (Hamburg 1745) gab er 1750 zu Altona den „Rhadamiste" des älteren Crebillon in metrischer Uebersetzung heraus, 1756 die „Zenobie" desselben Dichters. Die von ihm beabsichtigte Uebertragung der Homerischen Ilias kam nicht über das zweite Buch hinaus (Altona 1752). Gries starb als königlich dänischer Statsrath und erster Bürgermeister von Altona am 22. Oct. 1790. (*K.*)

GRIES (Johann Michael), hamburgischer Rechtsgelehrter, wurde geboren zu Hamburg den 22. Juni 1772, der vierte von den acht Söhnen des angesehenen Kaufmanns und Senators Franz Lorenz Gries und einer geborenen Funck aus Hamburg. Wenngleich als ein Mann von seltener Herzensgüte und nicht gewöhnlicher Geistesbildung gerühmt, konnte doch der Vater bei seinen ausgebreiteten Geschäften der Erziehung seiner zehn Kinder nicht immer die gleiche eingehende Sorgfalt widmen und überließ sie vor Allem in der Wahl des Berufes der eigenen Neigung. So entschieden sich drei von sieben Brüdern (einer war noch im zarten Kindesalter gestorben) für den Kaufmannsstand, die übrigen vier (Ludwig, Johannes, Diederich, Karl) ergriffen das Studium der Rechtswissenschaften. Wie fast alle seine Brüder entwickelte auch Johannes frühzeitig eine große Lebhaftigkeit des Geistes, die durch das rührige Leben in seiner Vaterstadt und durch den Verkehr mit einem sehr umfänglichen Verwandtenkreise reichliche Nahrung erhielt. Der Hang zur Satyre — nach dem Ausspruche seines Bruders Diederich ein Charakterzug der Gries'schen Brüder — war auch ihm eigen und dieser gleichsam angeborenen kritischen Richtung ist es wol zuzuschreiben, daß die genannten vier Brüder sämmtlich die juristische Laufbahn betraten, wenn schon Diederich (s. diesen Artikel) dieselbe zu Gunsten seiner literarischen Arbeiten bald aufgab. Seinen ersten Unterricht erhielt Johannes Gries von Privatlehrern, später besuchte er das Johanneum und das Gymnasium seiner Vaterstadt, welche Anstalten sich schon damals trefflicher Lehrer erfreuten. Der Lehrplan unterschied sich von dem jetzt gewöhnlichen in sofern, als auch das Studium der neueren Sprachen, besonders des Französischen, Englischen und Italienischen, mit größtem Eifer gepflegt wurde, ein Umstand, der Gries in seiner diplomatischen Thätigkeit später sehr zu statten kam. Nach Vollendung seiner akademischen Studien zu Göttingen (1792—1795), die sich bei dem damaligen Reichthume Göttingens an ausgezeichneten Gelehrten nicht ausschließlich auf Jurisprudenz erstreckten, promovirte Gries 1795 als Doctor der Rechte und unternahm sodann eine Reise durch Teutschland, um sich einen Einblick in den Rechtsgang der Reichsgerichte und des Reichstags zu verschaffen. Seit 1796 practicirte er als Advocat in seiner Vaterstadt und bekleidete außerdem von 1797—

14) S. 178 fg.

1799 das Amt eines unbesoldeten Richters in dem Niedergerichte, sowie das eines Armenpflegers und selbst Armenvorstehers bei der allgemeinen Armenanstalt. In dieselbe Zeit fällt auch die Herausgabe einer kleinen Schrift über die Errichtung und Organisation eines Handelsgerichtes für Hamburg; die darin niedergelegten Ideen erfuhren später eine erfolgreiche Realisirung. Im Auftrage eines hamburger Handlungshauses unternahm er im Sommer 1799 eine Reise nach Paris in Proceßangelegenheiten und knüpfte dabei einige Bekanntschaften an, die ihm in der Folge sehr nützlich werden sollten.

Seine öffentliche Laufbahn begann im Mai 1800 mit seiner Erwählung zu dem wichtigen Amte eines Syndicus des Freistaats. Als solchem lag ihm die Pflege der Beziehungen zu den auswärtigen Regierungen, der Verkehr mit den in Hamburg accreditirten Diplomaten und die Ausführung auswärtiger Missionen ob. Ein nicht geringer Beweis für die Begabung und juristische Durchbildung unseres Gries war es, daß er diesem Amte, welches selbstverständlich neben der gründlichsten Kenntniß der hamburger Rechtsverhältnisse die größte Gewandtheit im Umgange und nicht geringe Menschenkenntniß erforderte, bereits in einem Alter von noch nicht 28 Jahren auf das Rühmlichste vorstand. Die trüben Zeiten, in die Hamburg damals nach einer Epoche der glücklichsten Entwickelung eingetreten war, boten ihm hinreichende Gelegenheit, sich seinem Staate und selbst vielen einzelnen Bürgern desselben nützlich zu erweisen. Noch waren die Wunden nicht vernarbt, welche dem Freistaate durch die französische Occupation (1803—1806), die Wegnahme des Amtes Ritzebüttel und die Sperrung der Elbe geschlagen waren, als derselbe 1810 durch ein Decret Napoleon's I. dem Kaiserstaate förmlich einverleibt wurde. Aber selbst den französischen Behörden empfahl sich Gries durch seinen unbestechlichen Rechtssinn und seine sonstigen tüchtigen Eigenschaften in solchem Grade, daß sie ihn bei der Errichtung des sogenannten Provisoriums (Februar 1811) unter dem Titel eines maire adjoint — einen höheren Rang hatte er bescheiden abgelehnt — in seiner Thätigkeit beließen. Später bekleidete er sogar das Amt eines Generalsecretärs der Präfectur, gleichsam als Stellvertreter des Präfecten. Seiner Umsicht und unermüdlichen Thätigkeit in diesen Aemtern verdankte das damals schwergeprüfte Hamburg manche Erleichterung und die Abwendung manches Unheils. Der März des Jahres 1813 stellte die alten Verhältnisse wieder her; mit dem Wiedereintreten des Senats übernahm auch Gries das Amt eines Syndicus wieder und begab sich sogleich in einer wichtigen Mission zu dem Kronprinzen von Schweden nach Stralsund. Doch noch ehe er von dort zurückgekehrt war, hatte sich Davoust (am 30. Mai 1813) nach Abzug der Russen und Schweden Hamburgs wieder bemächtigt und unter der Zahl der von den Franzosen geächteten befand sich nun auch Gries. Aber auch in der Verbannung war er nach Kräften für sein Vaterland thätig; in Verbindung mit andern Patrioten von Hamburg, Lübeck und Bremen unterhielt er in Mecklenburg den Verkehr mit den gegen Frankreich verbündeten Mächten. Nachdem Davoust am 31. Mai 1814 endlich Hamburg geräumt hatte, eröffnete sich für Gries ein Feld der reichsten und ersprießlichsten Thätigkeit. So rettete er in Paris nach dem Einzuge der Verbündeten die von Davoust 1813 geraubten Bestände der hamburger Bank (über sieben Millionen Mark) für seine Vaterstadt, nahm dann als Abgesandter Hamburgs Theil an dem Wiener Congreß und wurde nach dem Eintritt Hamburgs in den neugegründeten Teutschen Bund (1815) zum Gesandten beim Bundestag zu Frankfurt ernannt. Abgesehen von einem Besuch in Hamburg im Herbste 1818 verließ er Frankfurt in den letzten zehn Jahren seines Lebens nur, wenn seine immer zunehmenden Gichtbeschwerden — wie es scheint, ein Erbübel in der Gries'schen Familie — den Gebrauch von Bädern nöthig machten. Außer dem Umgange mit ausgezeichneten Männern, wie Brentano, von Gagern, Bethmann u. A., erfreute er sich in den Jahren von 1824—1827 der Nähe seines Bruders Diederich (s. diesen Art.), mit dem er erst 1822 nach 25jähriger Trennung in Wiesbaden wieder zusammengetroffen war. In der liebenswürdigsten Weise sorgte er nach den Briefen Diederich's selbst für die culinarischen Bedürfnisse desselben und bewies ihm überhaupt eine rührende brüderliche Zuneigung. Der häufige Gebrauch der Bäder hatte zwar immer eine augenblickliche Erleichterung seiner Gichtleiden zur Folge, führte aber schließlich eine solche Entkräftung herbei, daß er, wenn auch noch immer freien und heiteren Geistes, doch deutlich seine baldige Auflösung voraussah. Dieselbe erfolgte am grünen Donnerstag (11. April) 1827. Von seinen obengenannten Brüdern überlebte ihn nur Ludwig (gest. 29. Oct. 1828 als Rechtsgelehrter zu Hamburg) und Diederich (s. diesen Art.). Karl Gries, gleichfalls Jurist, war ihm bereits im Sommer 1824 vorangegangen. Sein älterer Bruder Ludwig hat ihm ein ehrenvolles Denkmal durch seine Charakteristik im „neuen Nekrolog der Deutschen" (1827. Nr. 137) gesetzt, wenn er „strenge Rechtlichkeit, hohe Uneigennützigkeit und weises, höchst großmüthiges Wohlthun" als die „vorzüglichsten Blüthen im Kranze seiner guten Eigenschaften" bezeichnet. Wenn auch er trotzdem vielfache Anfeindung und Verkennung erfuhr, so rührte dies wol vor Allem von seiner Eigenthümlichkeit her, zarte Empfindungen, an denen es ihm keineswegs gebrach, eher geflissentlich zu verbergen, als zur Schau zu tragen, überhaupt minder gut scheinen zu wollen, als er es wirklich war. Immerhin aber wird Hamburg sein Gedächtniß in Ehren halten als das eines seiner wackersten Bürger. (*Kautzsch.*)

GRIES (Johann Diederich), teutscher Dichter und Uebersetzer [1]), wurde den 7. Febr. 1775 zu Hamburg geboren, der nächstjüngere Bruder von Johann Michael Gries, dessen Leben wir im vorhergehenden Artikel geschildert haben. Auch er zeichnete sich, wie seine Brüder,

1) Vergl. „Neuer Nekrolog der Deutschen" 1842. 1. Theil. S. 156 fg. Ferner: „Blätter für literarische Unterhaltung" 1842. Nr. 108—111, und besonders: „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen." (Als Handschrift gedruckt.) 1855.

schon in früher Jugend durch ein lebhaftes Temperament und eine hervorragende Neigung zur Satyre aus. Da er jedoch von sehr zarter Constitution war, auch zwei seiner älteren Brüder sich bereits für das Studium der Jurisprudenz entschieden hatten, so wurde für ihn der kaufmännische Beruf in Aussicht genommen, ohne daß er Anfangs einen Widerspruch dagegen geltend gemacht zu haben scheint. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in der Pension des Predigers Kunhardt zu Stade (seit 1787) besuchte er bis zu seinem siebzehnten Jahre das Johanneum seiner Vaterstadt unter dem Rectorate Lichtenstein's. Die hier erlangte tiefere Bildung, der Verkehr mit seinen studirenden Brüdern und vor Allem seine leidenschaftliche Vorliebe für die Musik — Gries war ein ausgezeichneter Clavierspieler — machten ihm den Contrast äußerst fühlbar, als er 17 Jahre alt als Lehrling in eine Colonialwaarenhandlung gebracht wurde, um fast drei der schönsten Jahre seines Lebens mit dem Copiren von Handelsbriefen und ähnlichen Arbeiten zu verbringen. In einem Briefe an seinen Bruder Johannes vom J. 1805 schildert er [2]), wie er sich in einer Art blinder Gleichgültigkeit habe aufs Comtor bringen lassen, wie aber sein Principal, der widerwärtigste Pedant der hamburgischen Börse, seine Gleichgültigkeit gegen die Handlung allmälig in die entschiedenste Abneigung verwandelt habe. „Es sind die traurigsten Jahre meines Lebens, und ich habe mich bestrebt, jede Erinnerung an diese Marterzeit so zu vertilgen, daß diese drei Jahre mir jetzt nur wie eine ungeheure Leere erscheinen, in welcher das Auge keinen Ruhepunkt findet." Da ihm seine Bestimmung zum Kaufmann Anfangs durch irgend ein inappellables Naturgesetz entschieden schien, so fand er lange Zeit nicht den Muth, das drückende Joch abzuschütteln. Zwar wuchs mit seinem Widerwillen gegen die Handlung auch seine alte Neigung zu den Wissenschaften, und die Bibliothek seines Vaters bot derselben eine nothdürftige Befriedigung, aber erst ein zufälliger Umstand brachte ihn dahin, sich zu einem Entschluß zu ermannen. Als sich nämlich sein Bruder Ludwig vorübergehend 1794 in Bremen aufhielt, entdeckte er diesem schriftlich, was er mündlich nicht vermocht hätte. Leicht erwirkte dieser nach seiner Rückkehr um Michaelis desselben Jahres von dem Vater die Erlaubniß für Diederich, sich gleichfalls den akademischen Studien hingeben zu dürfen. Sein Verlangen war dabei einzig darauf gerichtet, sich überhaupt eine freiere Bildung zu erwerben, und da ihm die Jurisprudenz diejenige Facultät zu sein schien, die seinem Plane am wenigsten hinderlich wäre, so beschloß er demgemäß, die Rechte zu studiren.

Da Gries unterdessen 20 Jahre alt geworden war, mußte die Vorbereitung für die Universität mit einer gewissen Eile betrieben werden; das Griechische z. B. begann er erst 1798 als älterer Student. So siedelte er schon im Oct. 1795 zum Beginn seiner juristischen Studien nach Jena über. Seit seinem Eintreffen daselbst (5. Oct.) bietet sein Leben zwei eigenthümliche Erscheinungen dar. Einmal die, daß es ihm wie wenigen seiner Zeitgenossen vergönnt war, mit jener Fülle ausgezeichneter Geister, die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts um den Hof zu Weimar als ihren geistigen Mittelpunkt scharten, in die nächste Berührung zu treten. Andererseits aber die echt teutsche Eigenthümlichkeit, daß sich trotz vielfachen Wechsels seines Aufenthaltsortes seine Schicksale und Interessen nie um etwas Anderes drehen, als um seine eigenen geistigen Schöpfungen. Von wenigen gilt, wie von ihm, in solcher Ausdehnung das bekannte Wort: „Sein Leben waren seine Werke."

Der glänzende Kreis, in den er 1795 in Jena eintrat, war ganz dazu geeignet, ihn von streng wissenschaftlichen Fachstudien ab- und den damals allgewaltigen schöngeistigen Bestrebungen zuzuführen. Nachdem er besonders mit Rist einen Freundschaftsbund geschlossen, den erst der Tod auflöste, verlebte er in den Häusern der Professoren Loder, Hufeland, Wolter und Mereau die Rosenmonde seines akademischen Lebens. Die Blüthe der philosophischen Studien, welche seit Schiller's Wirksamkeit in Jena begonnen hatte und damals besonders von Fichte gefördert wurde, übte auch auf die eigentlichen Facultätsstudien ihren Einfluß aus und die geistreiche Behandlung der Jurisprudenz von Seiten Hufeland's wußte selbst unserm Gries Geschmack abzugewinnen. Von den hervorragenden Frauen jenes Kreises, denen sich Gries besonders durch seine musikalische Begabung empfahl, ist vor Allem die Gattin Mereau's, Sophie (nachmalige Brentano), zu nennen. Auch mit Herbart brachte die Musik eine Annäherung zu Stande, wenn schon die grundverschiedene Natur des nachmals so berühmten Philosophen eine nachhaltige Freundschaft nicht begünstigte. Das Schauspiel in Weimar wurde fleißig besucht, wiewol Gries, in dem noch die Erinnerung an Schröder in Hamburg lebendig war, nicht in dem Grade davon befriedigt wurde, wie er erwartet hatte. Doch boten ihm diese Ausflüge Gelegenheit, auch die berühmten Männer Weimars persönlich kennen zu lernen. So brachte er den Sylvesterabend 1795 in der Familie Herder's zu, dessen Sohn August damals in Jena studirte, und wurde durch Herder's würdevolle Erscheinung förmlich mit Ehrfurcht für ihn erfüllt. Goethe lernte er zuerst in einer Gesellschaft bei Professor Loder kennen. — Einen nachhaltigen Einfluß auf seine Entwickelung übte vor allem der Eintritt in einen literarischen Verein (die Gesellschaft der „freien Männer"), der sich zur Aufgabe gestellt hatte, die schriftlichen Aufsätze der Mitglieder einer allgemeinen Kritik zu unterwerfen. Gries erwarb sich die Aufnahme durch eine Darstellung der bisherigen Ausbildung seines Geistes, welche großen Beifall fand. Abgesehen von der allgemein wissenschaftlichen Anregung, wie sie besonders von dem Stifter der Gesellschaft, dem wackeren Erich von Berger ausging, bot ihm dieser Kreis vor Allem auch Gelegenheit, die Lücken in seiner philosophischen Vorbildung auszufüllen. Doch blieb auch diese schönste Zeit seines Lebens nicht ganz frei von Trübungen; in Verbindung mit der zarten Constitution Gries' stand eine

2) Vergl. auch seine Anspielungen auf diese Zeit in seinem Gedichte: „Der Wanderer."

große Reizbarkeit, die ihn in den unschuldigsten Versäumnissen seiner Freunde leicht einen Verrath an der Freundschaft erblicken ließ. Jede Trennung, wie deren in einem akademischen Kreise unvermeidlich sind, berührte ihn jedesmal lange Zeit persönlich auf das Tiefste. Nicht mit Unrecht hat man daher darauf aufmerksam gemacht, wie seine anfängliche Vorliebe für Tasso (dessen befreites Jerusalem er zuerst übersetzte) wol vor Allem aus einer gewissen Verwandtschaft mit dem Charakter dieses Dichters zu erklären sei. Eine Reihe kleiner Gedichte, welche damals entstand, wie das Sonett an Floret und Böhlendorf, gibt am besten über seine damalige Gemüthsstimmung Aufschluß. — Das Frühjahr 1797 zersprengte den bisherigen Freundeskreis zu Gries' tiefstem Schmerze; Rist und Berger hatten Jena schon früher verlassen. Die letzte Nacht wurde bei Fichte zugebracht, der sich dabei merkwürdig verschlossen und zurückhaltend zeigte. Am folgenden Morgen trat auch Gries die Reise an, die ihn über Erfurt, Gotha und Göttingen nach einem Abstecher nach Cassel am 6. April nach Hamburg führte. An allen den genannten Orten machte oder erneuerte Gries interessante Bekanntschaften. So lernte er in Gotha Schlichtegroll, Jacobs und den Kriegsrath Reichardt kennen, hospitirte in Göttingen bei Lichtenberg und wohnte einer Sitzung der göttinger literarischen Gesellschaft unter der Leitung Köppen's bei, in welcher über das Erziehungssystem Rousseau's besonders von Herbart discutirt wurde. Auf derselben Reise entstand auch das Gedicht „Der Fluß", in welchem Gries die tiefste Wehmuth über die Trennung von den liebsten Freunden ausspricht. Der Aufenthalt in Hamburg, wo er von Aeltern und Geschwistern mit der herzlichsten Liebe aufgenommen wurde, dauerte bis in den Mai 1797. Die interessanteste Episode während desselben war ein Besuch bei Jacobi in Wandsbeck, der in Gries einen tiefen Eindruck hinterließ. Nach Jena zurückgekehrt vollendete Gries ein früher angefangenes größeres Gedicht, den „Phaeton". Dasselbe fand durch die Vermittelung A. W. von Schlegel's, der sich damals in Jena aufhielt und Gries selbst zu größeren Versuchen ermuntert hatte, Aufnahme im Musenalmanach von 1798. Dieser Umstand brachte Gries zum ersten Mal mit Schiller in Berührung und als es ihm in Folge einer zufälligen Begegnung mit Schiller's Gattin Charlotte in Weimar gelungen war, sich auch persönlich bei Schiller einzuführen, entwickelte sich zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältniß, das bis zum Tode Schiller's ungetrübt fortdauerte. Einige Uebersetzungen aus dem Italienischen, die er für das Januarheft des „Neuen deutschen Merkur" 1798 geliefert hatte, brachten ihn in Verbindung mit Wieland und das rückhaltslose Lob, das dieser dem jungen Uebersetzer zollte, scheint wesentlich auf den damals in ihm gereiften Entschluß eingewirkt zu haben, sein Leben ausschließlich der Poesie zu widmen. Diesem Entschluß aber trat störend der Plan seiner Familie entgegen, nach welchem er alsbald seine Studien in Göttingen vollenden sollte. Doch gelang es ihm auch diesmal, wiederum durch die Vermittelung seines Bruders Ludwig, von seinem Vater die Erlaubniß zu erhalten, zuvor noch einen Sommer in Dresden zubringen zu dürfen. Von den Kunstschätzen und Naturschönheiten dieser Stadt hoffte er eine nachhaltige Befruchtung; hier sollte es sich zeigen, ob er sich in seinem dichterischen Berufe getäuscht habe oder nicht. Schon im März 1798 hatte Gries fast zufällig mit der Uebersetzung des Tasso den Anfang gemacht, indem er die 14. und 15. Stanze aus dem 16. Gesang des „befreiten Jerusalems" in das Stammbuch einer Freundin übertrug. Nachdem er noch einem Gastspiel Iffland's in Weimar beigewohnt und Wieland persönlich in Osmanstädt kennen gelernt hatte, trat er am 9. Mai mit der Gattin A. W. von Schlegel's die Reise nach Dresden an. Dort fand er indessen Anfangs nicht, was er gehofft hatte. Die veränderten Verhältnisse und das Gefühl der Einsamkeit ließen ihn nicht zu ruhiger Sammlung des Geistes kommen. Nach einem Besuch in Freiberg, wo er seinen dort gesuchten Freund August Herder nicht antraf, dafür aber durch das Zusammentreffen mit Hardenberg (Novalis) und dem berühmten Geographen Werner entschädigt wurde, widmete er in Dresden seine Zeit hauptsächlich der Bildergalerie und den Mengs'schen Abgüssen. Seinen musikalischen Bedürfnissen kamen besonders die Aufführungen in der katholischen Hofkirche entgegen. Vom Tasso wurde während des Sommers der 16. und 1. Gesang übersetzt, mit einer Sorgfalt, von der die immer wieder vorgenommenen Aenderungen hinlängliches Zeugniß ablegen. Gegen das Ende seines dresdener Aufenthalts erfreute er sich auch des Umgangs mit Schelling, der damals, 24 Jahre alt, gerade nach Jena berufen war, sowie der Anwesenheit Fichte's, der sich hier aufschließender zeigte, als das Jahr zuvor in Jena. Noch immer war die Uebersiedelung nach Göttingen unwiderruflich beschlossen; doch erlangte Gries auf seine Bitte einen nochmaligen Aufschub durch die Erlaubniß, den Winter wiederum in Jena zubringen zu dürfen. Am 1. Oct. 1798 trat er mit Schelling die Reise dahin an. Der lebhafte gesellige Verkehr, besonders in dem gastfreien Hause des Buchhändlers Frommann, neue Verbindungen, wie die mit dem Norweger Steffens, endlich die Streitigkeiten im Schooße der Universität, die schließlich zu Fichte's Entlassung führten, alles dies hatte zur Folge, daß die Uebersetzung des Tasso nicht über den zweiten Gesang hinauskam. Mit welcher Verehrung Gries an Fichte hing, dafür legt sein im Namen der Schüler Fichte's an diesen gerichtetes Gedicht ein beredtes Zeugniß ab. Eine gewisse Entschädigung für den Verlust Fichte's fand Gries an seinem damaligen lebhafteren Verkehr mit Schiller, der ihm sogar bei einem Besuch in Weimar im April 1799 einen Einblick in das Manuscript zum Wallenstein verstattete. Endlich aber nahte die gefürchtete Abreise nach Göttingen heran, das er schon längst mit herbem Spott als die citta dolente bezeichnet hätte. Mitte April traf er dort ein und lebte Anfangs in völliger Zurückgezogenheit, nur mit seinen juristischen Studien und höchstens in Musestunden mit seinem geliebten Tasso beschäftigt, von welchem im Sommer der dritte und vierte, sowie die Hälfte des fünften Gesanges vollen-

det wurde. Sein Umgang beschränkte sich auf Prof. Sartorius und Hofrath Richter; die Bekanntschaft Heyne's machte er in dessen Vorlesungen über Archäologie. Abgesehen von einem zweimaligen Ausfluge nach Cassel konnte er sich jedoch auch einen Besuch in Jena nicht versagen, wo damals gerade sein Bruder Karl studirte. Im Verein mit Friedrich Schlegel, der eben erst von Berlin nach Jena gekommen war, und den übrigen Freunden schwärmte er Anfang September in Thüringen umher; den Höhepunkt dieser Tage bildete ein Erinnerungsfest auf dem Tripstein bei Schwarzburg, wo er von jeher am liebsten geweilt hatte; er hat dasselbe in dem Gedicht „Rückkehr nach Schwarzburg" mit tiefem Gefühl in Stanzen gefeiert. Ein Abend bei Schiller führte ihn vor seiner Rückkehr nach Göttingen auch mit Goethe und Schelling wieder zusammen. Noch vor Ende des Jahres vollendete er sodann in Göttingen mitten unter eifrigen juristischen Studien die ersten fünf Gesänge des Tasso und trat mit Frommann in Jena wegen der Herausgabe in Unterhandlung. Nach einer nochmaligen Umarbeitung brachte er am 28. März 1800 das Manuscript selbst nach Jena, wo dieser erste Band im Laufe des Sommers (in Quart) im Druck erschien. Die Anwesenheit Friedrich Schlegel's und Ludwig Tieck's bewogen ihn, seinen Aufenthalt in Jena zu verlängern; ja auf das dringende Zureden seiner Freunde, besonders Hufeland's, entschloß er sich sogar, sich gleich jetzt dem juristischen Examen zu unterwerfen und auf Grund einer Dissertation „De litterarum cambialium acceptatione" als Doctor beider Rechte zu promoviren. Die erwähnte Abhandlung wurde erst nachträglich in Göttingen vollendet. Am 28. April trat er über Weimar, wo er Schiller mit „Macbeth" beschäftigt fand, seine Rückreise nach Göttingen an. Die unterdessen erfolgte Ernennung seines Bruders Johannes (s. diesen Art.) zum hamburgischen Syndicus hatte den Beschluß seiner Familie veranlaßt, daß er nun selbst als practizirender Rechtsgelehrter in Hamburg auftreten sollte. Doch gestattete ihm sein Vater, zuvor eine Reise durch Süddeutschland zu unternehmen. In Folge dessen begab er sich am 22. Juli 1800 nach Cassel, von hier über Marburg, Wetzlar, Cöln und Frankfurt nach Bamberg, wo er mit Aug. Wilh. von Schlegel und Schelling zusammentraf. Seinen Plan, noch nach Wien zu gehen, gab er auf, um sich in Jena der ungestörten Fortsetzung des Tasso hinzugeben. Seit dem Frühjahr 1801 bewohnte er zu diesem Behuf eine kleine Gartenwohnung vor Jena in der Nachbarschaft Hegel's. So erschien der zweite Theil des Tasso Michaelis 1801, der dritte während der Ostermesse 1802, der vierte endlich Michaelis desselben Jahres. Mehr und mehr hatte er sich so an ein stilles, fleißiges Arbeiten gewöhnt; nur die Musik, der er sich noch immer leidenschaftlich hingab, brachte ihn bisweilen mit der Außenwelt in Verbindung, wie er denn z. B. bei einer Aufführung des Figaro einst selbst dirigirte. Leider sollte ihm jedoch auch diese Quelle des reinsten Genusses allmälig verschlossen werden. Eine steigende Schwerhörigkeit, die schon in Göttingen begonnen hatte, machte ihm schließlich die Theilnahme an musikalischen Aufführungen eben so unmöglich wie den geselligen Verkehr. Im Winter 1805 spielte er zum letzten Mal öffentlich in einem Concert; bei der ersten Aufführung von Goethe's „natürlicher Tochter" in Weimar weinte er Thränen der Verzweiflung, weil er keinen Vers mehr vernehmen konnte. Um so begreiflicher ist es, daß er sich nur um desto eifriger in die innere Welt versenkte, die ihm in seinen Dichtern aufging. Die Uebersetzung des Tasso hatte (abgesehen von der Recension Merkel's in den Briefen für Frauenzimmer) allenthalben eine so ehrenvolle Aufnahme gefunden (vgl. besonders die Besprechung des ersten Theiles von Hofrath Schütz in der Jenaischen allgem. Literaturzeitung), daß sich Gries sogleich nach der Beendigung des vierten Theiles entschloß, nunmehr die Uebersetzung von Ariost's „rasendem Roland" in Angriff zu nehmen. Bereits im Spätsommer 1803 erschien ein Fragment dieser Uebersetzung in Schlegel's Taschenbuch. Auch dieser neuen Aufgabe unterzog sich Gries mit der ihm eigenen Gründlichkeit; die Schwierigkeiten, die er in diesem gänzlich verschiedenen Genre zu überwinden hatte, waren nicht gering und Vorarbeiten fast gar nicht vorhanden. Trotz des Bedenkens, daß Wieland in einem Briefe vom August 1800 geäußert hatte, entschied sich Gries für die Beibehaltung der ottave rime; hatte Wieland diese Strophenform mehr als eine Art gymnastischer Uebung angesehen zur Vorbereitung für ein eignes episches Werk in romantischer Dichtungsform, so stand doch damals längst die Erkenntniß in unserem Gries fest, daß er nicht zum Dichter geboren sei und deshalb lieber „gute Uebersetzungen als mittelmäßige Originale" liefern wolle. Die äußeren Verhältnisse, in denen sich damals das Leben des Dichters bewegte, waren auch nicht dazu angethan, eignes poetisches Schaffen zu begünstigen. Neben dem unerwarteten Tode seines Vaters (1803) berührte ihn tief die Auflösung des jenaischen Freundeskreises im Spätherbst desselben Jahres; Schelling, beide Schlegel, die Hufelands, Loder — kurz alle die Familien, deren Umgang ihn für den Mangel einer eigenen Häuslichkeit reichlich entschädigt hatten, verließen Jena; nur Hegel und die Familie Frommann waren ihm noch geblieben. So arbeitete er bis zum März 1805 die beiden ersten Theile des „rasenden Roland" aus, meist in trüber Stimmung und in fast völliger Einsamkeit. Der Gebrauch des Bades Liebenstein Ende Juni 1804 änderte nichts an seiner Schwerhörigkeit; doch verschaffte ihm bei dieser Gelegenheit die Anwesenheit Moritz von Thümmel's und der beiden Hardenberg einige Zerstreuung; denselben Erfolg hatte eine im August desselben Jahres nach Würzburg und Heidelberg unternommene Reise.

Der stärkste Beweis für den Anklang, den die Gries'sche Uebertragung des Tasso gefunden hatte, liegt wol in dem Umstande, daß im Februar 1805 die erste Auflage derselben bereits vergriffen war. Dennoch konnte er sich jetzt einer Umarbeitung der Uebersetzung — und eine solche schien ihm selbst am meisten nöthig — nicht unterziehen; die Ausfeilung des zweiten Theiles des Ariost nahm fast den ganzen Sommer 1805 in Anspruch, da sich der Druck

bis Michaelis dieses Jahres verzögerte. Abgesehen von der günstigen Beurtheilung des ersten Theiles in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften fühlte sich Gries zugleich durch eine Art persönlicher Vorliebe in höherem Grade zu Ariost hingezogen als zu Tasso. In einem Briefe an Rist vom J. 1809 bemerkt er, daß er nach dem Ariost einen ordentlichen Widerwillen gegen den „trockenen, blos nachahmenden Poeten (Tasso)" bekommen habe, und legt nicht geringen Werth darauf, daß Goethe seinen Ariost dem Original an die Seite gesetzt habe; hätte er Tasso nicht schon übersetzt, so geschähe es jetzt gewiß nicht. Man würde aber trotzdem sehr irren, wollte man den Hauptgrund dieser Hinneigung des Uebersetzers zu Ariost in seiner Berührung mit den Häuptern der sogenannten romantischen Schule, Tieck und den beiden Schlegels, suchen. Was diese vor Allem zu den Dichtern des Südens hinzog, die Ueberschwänglichkeit der Phantasie und die Gluth der Empfindung, war der nordischen Art unseres Gries minder verwandt: ihn fesselte vor Allem die Form jener Dichtungen, die geistsprühende Art der Darstellung, und der formellen Seite galt wesentlich auch sein Eifer bei der Uebertragung. Trotz alle dem sah er sich genöthigt, den Einwänden seines feinfühligen Freundes Rist, der die Uebertragung des Tasso durch die des Ariost keineswegs in Schatten gestellt sah, ein gewisses Recht einzuräumen und wir werden unten sehen, mit welcher Energie und Ausdauer er später an der Vervollkommnung des Tasso arbeitete. Kehren wir vorerst zu seinen äußeren Schicksalen zurück. Der Winter des Jahres 1804 hatte ihm neue Geselligkeit, aber auch neue Trennungen gebracht; für den mangelhaften persönlichen Verkehr suchte er besonders Entschädigung in dem Briefwechsel mit seinem Freunde Rist, der damals als königlich dänischer Geschäftsträger am spanischen Hofe lebte und dessen Urtheil ihm vor allen Andern von Wichtigkeit war. Gegen ihn klagt er auch in einem Briefe vom 17. Juli 1805, welchen erneuten Schmerz ihm wieder der Tod Schiller's, in dem er zugleich einen Lehrer und Freund beklage, verursacht habe. Die zunehmende Verödung Jena's machte ihm den Aufenthalt daselbst immer unerträglicher. Wohl fühlte er, daß er an keinem andern Orte dasselbe Gefühl des Daheimseins haben werde, wie in der freundlichen Saalstadt, an die sich seine liebsten Erinnerungen knüpften, aber gerade diese Erinnerungen wurden dem einsam Lebenden zur Qual. So entschloß er sich denn, der Mehrzahl seiner Freunde, die sich unterdessen um die neuaufblühende Universität Heidelberg gesammelt hatten, gleichfalls dahin zu folgen. Ein gütiges Geschick bewahrte ihn so vor dem Schmerz, alles das Unglück, das in den Octobertagen 1806 vor und nach der Schlacht über Jena hereinbrach, mit eigenen Augen sehen zu müssen.

Anfangs übte der Wechsel des Aufenthaltsortes in der That den günstigsten Einfluß auf ihn aus. In dem fast ausschließlichen Umgange mit jungen Männern verlebte unser Dichter gleichsam einen schönen Nachsommer der eigenen Jugend; die Reize der herrlichen Umgebungen Heidelbergs wurden fleißig genossen und so kamen unter günstigeren äußeren Verhältnissen und inneren Stimmungen bis zum Sommer 1808 die beiden letzten Theile des Ariost zu Stande. Aber bald kehrten auch die alten Klagen wieder; lebhaft überkam ihn wieder das Gefühl, wie er es ein Jahr später in einem Briefe an seinen Freund Berger schildert — das Gefühl rastlosen Umhergetriebenseins; in dem rastlosen Treiben die tiefste Sehnsucht nach Ruhe und in der Ruhe das heftigste Verlangen nach rascher Bewegung — ohne Heimath, ohne Vaterland. Wiederum war es Jena, das ihm allein eine Befreiung aus solchem Zustande zu verheißen schien. So kehrte er denn, nachdem er noch zuvor auf einer viermonatlichen Reise die Schweiz, das langjährige Ziel seiner Sehnsucht, durchwandert und sogar bis Mailand vorgedrungen war, im Spätherbst des Jahres 1808 nach dem geliebten Jena zurück. Aber hier warteten seiner nur die bittersten Enttäuschungen. Die Blüthe der Stadt und vor Allem die der Universität war durch den traurigen Krieg von 1806 auf lange Zeit erschüttert, überall Brandruinen und trübe Gesichter. Anfangs wollte der Dichter, der noch in der Erinnerung an Heidelberg lebte, verzweifeln; er klagt gegen Berger, daß er nicht mit den Jenensern leben könne, unter denen es keine Männer mehr gebe und will um keinen Preis länger dort verweilen. Vor Allem schmerzte ihn auch der traurige Zustand der Universität, die von ihrer früheren bedeutenden Frequenz auf 200 Hörer gesunken war. Doch Zeit und Gewohnheit söhnten ihn endlich doch wieder mit den jenaischen Verhältnissen aus; die alte herzliche Gastlichkeit des Frommann'schen Hauses und die wieder angeknüpfte Verbindung mit zwei Jugendfreundinnen, die der Krieg von Lübeck nach Jena verschlagen hatte [3]), befriedigten sein Bedürfniß nach Geselligkeit und so sehen wir Jahr um Jahr vergehen, in denen das Leben des Dichters von keiner andern Sorge erfüllt ist, als von der um seine Werke. Daneben blieb indessen sein Sinn auch für die Schöpfungen Anderer empfänglich; die literarischen Productionen Goethe's (1809 besonders die Wahlverwandtschaften) erregten sein Interesse in um so höherem Grade, als ihm seine Schwerhörigkeit den persönlichen Verkehr mit dem hoch von ihm verehrten Meister unmöglich machte. Uebrigens aber lastete auch auf ihm schwer der trostlose Zustand Teutschlands in dieser Zeit, die allgemeine Ermattung und Hoffnungslosigkeit, die alle idealen Bestrebungen eitel erscheinen ließen.

Nach der Beendigung des „rasenden Roland" beschäftigte Gries zunächst die Umarbeitung des „befreiten Jerusalem", die im J. 1812 (in Octav) erschien. Die zahlreichen Veränderungen in derselben legen hinlänglich Zeugniß ab für das rastlose Streben des Uebersetzers nach Vervollkommnung in einer Kunst, deren Gesetze er zum Theil erst erschaffen mußte. Dennoch befriedigte ihn auch diese Umarbeitung bald selbst nicht mehr. Die erneuerte Verbindung mit A. W. von Schlegel, der ihn durch eine günstige Recension seines Ariost in den „Hei-

3) Diese oft von ihm genannten „Schwestern" waren die Witwe des Buchhändlers Bohn und deren unverheirathete Schwester.

delberger Jahrbüchern" (Jahrgang III, Heft 5) verbunden hatte, hatte seine Aufmerksamkeit auf dessen Versuche zur Uebertragung des Calderon gelenkt. Er gab in Folge dessen die begonnene Uebersetzung von Bojardo's „Orlando inamorato", dessen 12. Gesang er bereits im „Morgenblatte" von 1812 veröffentlicht hatte, wieder auf und widmete sich mit dem größten Eifer den Vorstudien zu Calderon. Schon 1811 hatte Goethe mit der Einführung dieses Dichters an der weimarischen Bühne einen Anfang gemacht; „Der standhafte Prinz" in der Uebertragung Schlegel's und noch mehr „Das Leben ein Traum" nach der Bearbeitung von Einsiedels hatten großen Erfolg erzielt. Um so mehr gereichte es Gries zur Genugthuung, daß seine Uebertragung der „großen Zenobia" von Goethe mit den wärmsten Lobsprüchen begrüßt wurde. Sie bildete denn auch in Verbindung mit „Das Leben ein Traum" den ersten Theil der „Schauspiele des Calderon" Berlin, Nicolai (1815). Mit welchen Schwierigkeiten der Uebersetzer hier zu kämpfen hatte, ermißt man am besten daraus, daß es ihm vor Allem Mühe kostete, sich nur eine brauchbare Ausgabe des Dichters aus Spanien zu verschaffen: von einer Unterstützung durch kritische Nachweise oder sprachliche Vorarbeiten war um so weniger die Rede.

Die beifällige Aufnahme, die diese neue Schöpfung des Uebersetzers allenthalben fand [4]) — auch Goethe dankte ihm in einem Briefe vom Frühjahr 1815 auf das Verbindlichste und wünscht, daß er von allen Seiten zur Fortsetzung aufgemuntert werden möchte — dieser Beifall, sage ich, mußte ihn um so wohlthuender berühren, als er sich persönlich wieder den trübsten Stimmungen hingegeben hatte. So schreibt er im März 1814 an Rist: „Mein äußeres Leben ist so einförmig und freudenleer und zugleich durch die Unbill der Zeiten mit so vielen Sorgen und Unbehaglichkeiten angefüllt, daß ich kaum weiß, wie ich es ertrage!" Zu diesen Unbehaglichkeiten gehörte wol vor Allem auch die, daß der damalige Zustand des teutschen Buchhandels nur ein langsames Erscheinen seines Calderon in Aussicht stellte. Doch erschien bereits 1816 ein zweiter Theil desselben; die weitere Fortsetzung wurde vorläufig unterbrochen durch die Nöthigung, an eine neue Bearbeitung des Tasso zu gehen. Dieselbe war wiederum nöthig geworden trotz zweier Nachdrücke, die seit der ersten Ausgabe erschienen waren; sie scheinen also dem buchhändlerischen Vertrieb des Originals weniger geschadet zu haben als der wiener Nachdruck des „rasenden Roland", über welchen Gries gleichfalls klagt. Die ungemeinen Schwierigkeiten, mit denen Gries bei der Uebertragung des Calderon zu kämpfen gehabt hatte — wir erwähnen nur die Nachbildung solcher Verse, deren Anfangsworte wieder gereimte Verse bilden — hatten ihm unterdessen die Augen darüber geöffnet, welche Anforderungen an eine ideale Ausübung der Uebersetzungskunst zu stellen seien, und der Verkehr mit dem jungen H. Voß hatte ihn in diesen strengen Ansprüchen nur noch bestärkt. So unterzog er sich denn bis zum Sommer 1819 mit größter Sorgfalt einer Revision der 2. Auflage des Tasso, die ihm abermals das wohlverdiente Lob der berufensten Kritiker eintrug. Besonders charakteristisch sind wiederum die Worte Goethe's in einem Briefe vom Sommer 1819: „Ich freue mich sehr, daß Sie ihr schönes Talent so beharrlich auf einem Wege fortüben und äußern, wo man eben dadurch, daß man nach dem Unerreichbaren strebt, einen Grad der Vollkommenheit erreicht, den man sich früher kaum versprechen durfte. Wenn ich mich erinnere, wie mein guter Heinse zu Venedig das „Befreite Jerusalem" übersetzte, im Bette liegend, um das Holz zu ersparen, und schon zufrieden war, den Tasso in teutsche Prosa umgebildet zu haben, nun aber Ihre neueste Arbeit betrachte, so merke ich denn doch, daß ich manche Jahre, und zwar in guter, lebendiger, fortschreitender Gesellschaft gelebt habe."

In den ersten Worten dieses Briefes spricht Goethe zugleich aus, was, wie oben schon bemerkt, als das Hauptverdienst unseres Gries und als die eigentliche Ursache zu seinem Ruhme als Uebersetzer anzusehen ist. Wir meinen die weise Selbstbeschränkung, die er sich auferlegte in dem Kreise, in dem sich sein Talent bewährt hatte, nun auch zu verharren und auf den Ruhm eigner Productionen zu verzichten. Wohl förderte er auch jetzt noch zuweilen ein eignes Gedicht zu Tage, aber fast nur auf dem Gebiete harmloser Satyre; sein Beruf als Uebersetzer war ihm auch zu einer Art von Lebensaufgabe, zu einer Sache der Pflicht geworden, der er sich nicht entziehen dürfe. In diesem Sinne weist er auch das Ansinnen Rist's zurück (in einem Briefe vom J. 1816), sich schließlich noch um ein Amt in seiner Vaterstadt zu bewerben. „Ich kann — sagt er bei dieser Gelegenheit — meinem Schutzgeist nicht genug danken, daß er mir zeitig genug die Augen öffnete und mich die natürlichen Grenzen meiner Fähigkeit erkennen ließ."

Schon während der letzterwähnten Revision des Tasso war die Sehnsucht nach der Vaterstadt mit immer wachsender Stärke in ihm lebendig geworden. Wirklich trat er im Spätsommer 1819 die Reise dahin an und fand bei den Seinigen nach mehr denn 20jähriger Abwesenheit die herzlichste Aufnahme. Das Wiedersehen mit Berger und Rist, die Begegnungen mit zahlreichen Jugendfreunden in Lübeck, Eutin, Mecklenburg und Berlin waren für ihn glänzende Lichtpunkte nach jahrelanger Einförmigkeit. Und doch zog es ihn wieder zurück nach Jena in seine „Einsiedelei"; im Mai 1820 finden wir ihn dort wieder mit seinem Calderon beschäftigt. Goethe beantwortete die Zusendung „Der Tochter der Luft" wiederum mit der schmeichelhaften Aufforderung: „Fahren Sie ja fleißig fort und erhöhen unsern innern Sinn von Zeit zu Zeit mit solchen Meisterwerken." Dies ward jedoch unserm Gries um so schwerer, als sich zu dem Gefühl der Einsamkeit nun auch die Anzeichen des zunehmenden Alters gesellten. Bereits im

4) Vergl. die Recension über den Calderon in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung" 1815. Nr. 179. Besonders rühmlich lautete auch das Urtheil des großen Philologen Friedrich Aug. Wolf, mit dem Gries schon seit längerer Zeit in Verbindung stand, und dem er auch einzelne Beiträge für „die Analekten" lieferte.

Sommer 1821 klagt er gegen seinen Bruder Johannes über das heftige Auftreten der Migräne, die ihn von Jugend auf geplagt habe; auch von rheumatischen Leiden, einem Erbübel in seiner Familie, blieb er nicht verschont. Eine Badecur in Wiesbaden (Sommer 1822), wo er nach 25jähriger Trennung wieder mit seinem Bruder Johannes, damals hamburgischem Gesandten am Bundestage zu Frankfurt, zusammentraf, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Doch erneuerte er auf dieser Reise während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Heidelberg manche werthe Bekanntschaft und erfreute sich zu Stuttgart an dem Umgange mit Haug, G. Schwab und Uhland. Schon seit einigen Jahren hatte er sich mit dem Plane getragen, nach einem andern Orte überzusiedeln und Stuttgart erschien ihm jetzt um so verlockender, als das obenerwähnte Schwesternpaar, dessen Umgang ihm in Jena fast unentbehrlich geworden war, sich gleichfalls dahin gewendet hatte. Doch fesselte ihn vorerst noch an Jena eine neue Ausgabe des Tasso, die sich nöthig gemacht hatte, obgleich sich die Zahl der Nachdrucke unterdessen auf fünf gesteigert hatte. Er vollendete sie im Winter von 1823—1824, oft durch Gichtschmerzen auf das Empfindlichste gestört, mit solcher Hingebung, daß diese vierte Bearbeitung wiederum als ein wesentlicher Fortschritt gegen die dritte erschien — frei von den Ungleichheiten der früheren Ausgaben und bis auf eine Ausnahme selbst frei von allen unechten Reimen. Die unterdessen beschlossene Uebersiedelung ward noch durch die Inangriffnahme eines neuen (sechsten) Bandes des Calderon verzögert; doch der im Sommer 1824 erfolgte Tod seines Bruders Karl, mit dem er seit 1795 in Briefwechsel gestanden hatte, erschütterte ihn so tief, daß er nunmehr dringend einer Veränderung in seinem äußeren Leben bedurfte. Im Herbst desselben Jahres trat er über Erlangen, wo er wieder mit Schelling zusammentraf, und Nürnberg die Reise nach Stuttgart an. Nicht ohne ein äußeres Zeichen der Anerkennung hatte ihn Jena ziehen sehen. Wahrscheinlich auf Veranlassung Goethe's hatte ihm der Großherzog Karl August noch 1824 den Titel eines weimarischen Hofraths verliehen. Obwol Gries selbst als Bürger eines Freistaates geringen Werth auf solchen Titel legte, so erfreute ihn dabei doch ebenso die Vermittelung Goethe's, wie der Umstand, daß er dadurch gleicher Auszeichnung, wie Schiller, Wieland u. a. theilhaftig geworden war.

Anfangs gestalteten sich für ihn die Dinge in Stuttgart aufs Beste. Der rege Verkehr mit Haug, Uhland, Schwab, Dannecker u. a. befriedigte nach langer Entbehrung das Bedürfniß nach Umgang mit literarisch hochstehenden Männern; das Haus seiner Freundinnen bot ihm eine wahre Heimath, die erneute Beschäftigung mit Ariost, dessen „rasender Roland" 1827 und 1828 gänzlich umgearbeitet in 5 Bänden erschien, eine Quelle des reinsten geistigen Genusses. Gleichsam zum Dank für die Verleihung des Hofrathtitels widmete er diese neue Ausgabe dem Großherzog von Weimar, der ihm durch die Uebersendung der goldenen Medaille mit seinem Bildniß seine Anerkennung an den Tag legte. Ebenso sehr als dieses Zeichen fürstlicher Gunst erfreute ihn wieder der begleitende Brief Goethe's (vom 2. Juni 1827), in welchem ihm derselbe von dem „Genuß" schreibt, den es ihm gewährt habe, im Flusse des Zusammenhangs die Vorzüge zu empfinden, die der Uebersetzer dieser letzten Arbeit verliehen habe. — Doch auch diesmal hatte den Dichter seine Hoffnung, endlich eine dauernde Heimath zu finden, betrogen. Gar bald stellte sich heraus, daß das Klima von Stuttgart auf seinen Organismus höchst ungünstig einwirke. Zu den früheren Gichtleiden gesellten sich häufige Anfälle von Brustbeklemmung und Bräune, die durch einen Besuch des Bades Rippoldsau im Sommer 1826 nicht gehoben wurden. Dazu kam, daß das hauptsächlichste Band, das ihn an Stuttgart fesselte, die Nähe seines Bruders Johannes in Frankfurt, am 12. April 1827 durch den Tod desselben gelöst wurde. Auf die Kunde von seiner abermaligen Erkrankung hatte sich Gries, der selbst eben erst im Februar durch schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht war, nach Frankfurt auf den Weg gemacht, fand aber den geliebten Bruder nicht mehr unter den Lebenden. Dieser Trauerfall in Verbindung mit der beschwerlichen Reise wirkte so erschütternd auf seinen geschwächten Körper, daß er bei der Rückkehr in Darmstadt von einem überaus heftigen Bräuneanfall ergriffen wurde, der ihm erst nach 10 Tagen die Weiterreise verstattete. Sein Entschluß war nun gefaßt, die ihm so gefährlich gewordene Gegend wieder mit einem günstigeren Klima zu vertauschen, und immer wieder war es Jena, das die alte Anziehungskraft auf ihn ausübte. Es hat fast etwas Rührendes, ihn Ende 1827 wieder in demselben Hause zu sehen, wo er als Jüngling voll jugendlicher Ideale und dann als Mann bis zu seiner Abreise nach Stuttgart gelebt hatte, nachdem alle seine Hoffnungen gescheitert, seine Familie ihm zum größten Theil durch den Tod entrissen war. Denn nach dem Tode seines Bruders Ludwig im October 1828, dessen wahrhaft väterliche Zärtlichkeit er in einem Briefe an Rist rühmend hervorhebt, waren ihm nur noch zwei verwitwete Schwestern und ein ihm fast unbekannter jüngerer Bruder geblieben. Fünf Geschwister hatte er allein in den letzten fünf Jahren verloren und unter ihnen die drei Brüder, die ihm an Jahren die nächsten, an Bildung die ausgezeichnetsten, in jeder Hinsicht die liebsten gewesen waren. Nur angestrengte Arbeit vermochte ihn auch jetzt wieder den beständigen Klagen über Vereinsamung und Heimathslosigkeit zu entreißen. Auf das Andringen Tieck's hatte er sich im Frühjahr 1828 zu der Herausgabe eines neuen Bandes von Calderon entschlossen; der betreffende Brief Tieck's zeigt, warum es fast eines solchen Antriebes für ihn bedurfte, denn derselbe ist voll von den stärksten Seitenhieben ebenso wol auf die „bissige Brut" gewisser Kritiker, wie auf die stümperhaften Nachahmungen in der Uebersetzung Calderon's. Dafür aber stellt Tieck in demselben Briefe unserem Gries das ehrenvolle Zeugniß aus, daß seine herrlichen Bemühungen für alle Zukunft eine Grundlage unserer teutschen Verskunst und Sprachbildung bleiben müßten. „Sollte die Unwissenheit auch für kurze

Zeit diese Richtigkeit, Fülle, und diesen Wohllaut verkennen, so wird der Dichter und Dichterfreund doch immer zu Ihren Uebersetzungen und einigen wenigen andern zurückkehren müssen. — Sie und Schlegel werden immer als Autoritäten genannt werden müssen, Keiner kann diese Vorbilder entbehren. Auch ist schon so Vieles, was Sie erbeutet haben, in die Sprache und den allgemeinen Gebrauch übergegangen."

Hatte Gries seit Jahren nur daran gearbeitet, die Meisterwerke der südlichen Dichter seinem Volke zugänglich zu machen, so mußte er sich nun auch auf das wiederholte Drängen seiner Freunde, besonders Rist's, endlich entschließen, auch seine Gedichte wenigstens zum Theil der Vergessenheit zu entreißen. Mit Hilfe seines Freundes Abeken in Osnabrück brachte er eine Auswahl derselben zu Stande, die im J. 1829 unter dem Titel „Gedichte und poetische Uebersetzungen" in zwei zierlichen Bänden zu Stuttgart erschien. In hohem Grade ehrte unsern Gries die Bescheidenheit, mit der er sich auch diesmal über den Werth seiner Productionen aussprach. In dem obenerwähnten Briefe an Rist vom Ende des Jahres 1828 schließt er nach einem Urtheil voll warmer Anerkennung für die Leistungen eines Tieck, Platen, Schwab und Uhland: „Wie unscheinbar werden sich neben diesen Meisterwerken meine armen Gedichte ausnehmen. — Gewiß blieben sie besser ungedruckt." Bei der Uebersendung selbst entschuldigt er sich sogar gegen Rist: „Ich weiß gar nicht, wie ich es wagen soll, dir meine armen Gedichte darzubieten. Sie stehen nach meiner auf klare Erkenntniß gegründeten Ueberzeugung in Stoff und Form so tief unter Platen's Gedichten, daß sie, nach deiner Scala, völlig unter Null sinken müssen. — So kann ich mich nur mit Horaz entschuldigen: Paupertas impulit audax, ut versus — ederem [5])."

Dennoch fanden auch diese Schöpfungen unseres Gries die vielseitigste und wärmste Anerkennung, nicht allein bei den Freunden Gries', wie Schwab (der zugleich von Uhland's günstigem Urtheil schreibt), sondern auch bei fernerstehenden; so ließ ihm unter andern die Großherzogin von Weimar im J. 1831 durch Caroline von Wolzogen ihren Dank für die Uebersendung derselben in den verbindlichsten Ausdrücken abstatten. Nur Herbart schrieb ihm darüber von Königsberg (im December 1829) auffallend kühl. Möglich, daß eine gewisse Erbitterung unseres Gries über das abfällige Urtheil, das Herbart in seiner Psychologie über Calderon als Dichter gefällt hatte, die Veranlassung zu der Entfremdung zwischen beiden Männern gegeben hatte.

Unter den Uebersetzungsproben war in den Gedichten Gries' auch der dritte Gesang von Fortiguerra's „Richardett" erschienen. Da die Uebertragung des Calderon mit dem 7. Bande (enthaltend „Die Locken des Absalom") vorläufig ruhte, so entschloß sich Gries nunmehr, den ganzen Richardett zu übersetzen und vollendete denselben unter den ungünstigsten Verhältnissen in Bezug auf seine Gesundheit in den Jahren 1831—1832. Schon in der Zwischenzeit nach der Herausgabe seiner Gedichte hatte es nicht an mancherlei Trübungen seines äußern Wohlbefindens gefehlt. Nachdem ihm der Winter 1829 zu 1830 manches Erfreuliche gebracht hatte, wie seine Zuziehung zu der von Ottilie von Goethe in Weimar herausgegebenen Wochenschrift „Chaos" [6]), und nicht minder die Vermählung des väterlich von ihm geliebten jungen Frommann in Jena klagt er im Herbst 1830 über die unheilbare Wunde, die ihm der Tod der trefflichen Mutter Fommann's nach 32jährigem Verkehr geschlagen habe. Diesem herben Verlust folgte bereits im Januar 1831 der Tod seiner ältesten Schwester, der Witwe Stresow zu Hamburg. In einem Briefe an Rist bezeichnet sie Gries als „eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Frau", der an echter Tugend, an wahrer Frömmigkeit gewiß keine vorangestanden habe. „Was ich ihr verdanke — fährt er fort — läßt sich nicht sagen. Sie war mir, obwol nur 15 Jahre älter als ich, mehr noch Mutter als Schwester. Ich habe mit ihr meinen besten Halt, meine sicherste Stütze verloren." — Zu solcher Trauer gesellten sich seit dem April 1831 wiederum die heftigsten Gichtleiden. Der Gebrauch der Brunnen zu Wiesbaden vermehrte nur das Uebel, sodaß er nach seiner eigenen Aussage in diesem Sommer mehr vegetirte, als lebte, und im Sommer eine äußerst beschwerliche Rückreise zu überstehen hatte. Sechs Monate kam er darnach nicht aus seiner einsamen Wohnung heraus; eine anhaltende Heiserkeit erschwerte ihm selbst hier den Verkehr und das Schreiben gelang ihm nur mit Hilfe einer sehr künstlichen Vorrichtung, die auch die linke Hand zur Mitthätigkeit heranzog. Seine Schwerhörigkeit war unterdessen in fast völlige Taubheit übergegangen; seit dem Sommer 1831 hatte er keinen Ton einer Musik mehr vernehmen können.

Trotz aller dieser körperlichen Leiden, die auch durch den Gebrauch von Seesalzbädern nicht gemindert wurden, war doch die Arbeitskraft des Dichters noch nicht gebrochen. Sogleich nach der Beendigung des „Richardett" ging er abermals an ein Werk von bedeutendem Umfang, Bojardo's „verliebten Roland". In einem Briefe an Rist (Weihnachten 1834) meldet er, daß bereits fast die Hälfte des Ganzen vollendet sei. Keins seiner Werke habe ihm aber so viele Mühe und Kosten verursacht als dieses. „Der echte Bojardo war seit beinahe 300 Jahren nicht mehr gedruckt worden und so gut wie verschollen. Aus der von Wagner besorgten Ausgabe [7]) hätte ich oft den Sinn gar nicht errathen können, hätte ich nicht aus der königlichen Bibliothek zu Stuttgart

5) Bei dieser Gelegenheit verstatten wir uns noch die Bemerkung, daß die „Caroline" in Gries' Gedichten (Bd. II. S. 9) keine andere ist, als Aug. Wilh. v. Schlegel's erste Frau, nachmals Gattin Schelling's, die 1809 in München verstarb.

6) Diese Wochenschrift brachte ihrem Namen entsprechend Beiträge in buntem Gemisch und in den verschiedensten Sprachen, alle aber anonym. So erwähnt denn Gries des „seltsamen Schicksals", daß man „seine ersten Beiträge Goethe in die Schuhe geschoben" habe. 7) Adolf Wagner's Ausgabe erschien 1833 zu Leipzig nach vielfältigen Verhandlungen mit Goethe und in der ausgesprochenen Absicht, Gries damit eine Grundlage zur Uebertragung zu bieten.

einen alten Druck von 1543 erhalten. Erst vor einem halben Jahre erfuhr ich, daß vor einigen Jahren auch in London eine neue Ausgabe von Panizzi entstanden sei. Diese ist von großem Nutzen für mich, sie kostet aber auch 5 Pfund Sterling. — Mit Panizzi muß ich nun alles bereits Uebersetzte Zeile für Zeile vergleichen und die schon geschriebenen Anmerkungen durchaus umarbeiten. Diese Anmerkungen enthalten historische Erläuterungen des Gedichtes, theils philologische Noten zu Varianten der verschiedenen Ausgaben, wobei auch auf die Umarbeiter Domenichi und Berni Rücksicht genommen wird. Eine ausführliche Vorrede soll von Bojardo's Leben und Werken, von seinem Verhältniß zum Ariost, vom Sagenkreise Karl's des Großen und von den Grundsätzen, nach welchen ich bei der Uebersetzung verfahren bin, genügende Nachricht geben." Wir sehen also hier den Uebersetzer auch auf dem Gebiet der gelehrten literarischen Kritik thätig und — wie von ihm nicht anders zu erwarten — mit dem gründlichsten Erfolge. Besonders die Einleitung zu dem Bojardo gilt als eine Musterarbeit auf dem Gebiete der romanischen Literatur. Das ganze Werk wurde 1839 mit dem 4. Theile beendigt. Der Abschluß war dadurch verzögert worden, daß 1837 eine neue (5.) Ausgabe des Tasso nöthig geworden war. Zwischen den ersten Anfängen der Uebersetzung und ihrer letzten Herausgabe lagen somit 39 Jahre und sie waren nicht ohne Frucht vorübergegangen. Nicht weniger denn 300 Stanzen waren auch in dieser letzten Ausgabe ganz oder theilweise umgearbeitet worden, der letzte unechte Reim verschwunden und so ein Werk entstanden, das in seiner Weise vollendet genannt werden konnte. Zwar urtheilte er selbst in einem Briefe an Rist im Frühjahr 1837, daß „der Tasso im Zuschnitt verdorben", alle späteren Verbesserungen nur Flickerei gewesen seien, ja daß er von allen seinen Uebersetzungen diese für die unvollkommenste erklären müsse trotz des Beifalls des Publicums. Aber dieser Beifall blieb auch diesmal nicht aus; die Herzogin von Weimar dankte ihm für die Widmung in einem huldvollen Handschreiben unter Beifügung einer goldenen Dose.

Unterdessen war die äußere Lage des Dichters in Jena eine immer traurigere geworden. Abgesehen von einem Besuch Rist's im Sommer 1832 hatte er in zunehmender Abgeschlossenheit gelebt. Der Verkehr mit Frommann, der Briefwechsel mit Rist, Gustav Schwab und den beiden Schwestern in Stuttgart waren fast noch die einzigen Veranlassungen, die ihn mit Menschen in Berührung brachten. Gerade diese Einsamkeit aber ließ ihn das allmälige Dahinsterben der liebsten Jugendgenossen desto tiefer empfinden. Hatte ihn schon der Tod Goethe's (22. März 1832) als „des letzten, schönsten Juwels aus Karl August's goldener Zeit" empfindlich berührt, so noch mehr im folgenden Jahre der Tod seines Freundes Berger. In einem Briefe an Rist urtheilt er: „Berger hat unter allen Menschen den größten Einfluß auf die Richtung meines Lebens und meiner Thätigkeit gehabt; ich kann wol sagen, er war mein Schicksal!" Als nun im Sommer 1837 auch sein alter Freund Frommann hinüberging, war das letzte Band zerrissen, das ihn an Jena fesselte. Zu langem Erwägen betreffs einer endlichen Uebersiedelung nach Hamburg, die seine Familie schon so oft und so dringend gewünscht hatte, sollte ihm nicht Zeit gelassen werden. Anfang September erschien plötzlich sein jüngster Bruder Franz nebst Gattin in Jena und entführte ihn am 11. dieses Monats trotz seines anfänglichen Sträubens nach Hamburg. Anfangs lebte er daselbst im Hause des Arztes Kunhardt, der mit einer Tochter seiner ältesten Schwester vermählt war. Besonders die rührende Aufopferung seiner Schwägerin Victorine in Allem, was seine Pflege betraf, ließ den alternden Dichter am Ende seines Lebens das finden, was er seit mehr denn 40 Jahren nicht mehr gekannt hatte — eine Heimath im Kreise der Seinen. Alt und jung wetteiferten in dem ganzen Verwandtenkreise, ihm Liebe und Verehrung zu bezeugen. Waren auch seine körperlichen Leiden nicht mehr zu heben, so war es ihm doch nun vergönnt, freien und heiteren Geistes sein Tagewerk zu vollenden. So brachte er denn Ende 1838 die Uebersetzung des Bojardo zum Abschluß und unterzog sich sogar seit dem Frühjahr 1839 einer Ueberarbeitung des Calderon unter Hinzufügung eines 8. Bandes, den er im Sommer 1841 vollendete. Seit dem Juni dieses Jahres überfiel ihn ein hartnäckiges Mundübel, das ihm schließlich zu dem Gehör auch noch die Sprache raubte. Zwar wohnte er noch im Juli mit einer neuen Hörmaschine einer Probe des Messias bei, aber vom September an ging es mit seinem Befinden täglich abwärts. Mehrere schmerzhafte Operationen blieben ohne Erfolg und so gereichte es schließlich seinen Verwandten und Freunden nur zur Beruhigung, als am 9. Febr. 1842 der Tod seinem trostlosen Zustande ein Ende machte. Noch hatte er im letzten Jahre seines Lebens erfahren, daß der thatsächlich bewiesene Dank seines Volkes, wenn auch lange verschoben, nimmer ausbleibt. Der König von Preußen hatte ihm ohne alle Veranlassung, lediglich in Anerkennung seiner Verdienste um die Literatur, eine jährliche Pension von 300 Thalern ausgesetzt; aber im Gefühle des „zu spät" hatte er keine Freude mehr daran gehabt und alle Glückwünsche deshalb zurückgewiesen. Der höchste Lohn aber, den ein wackerer Mann nach mühevollem Tagewerk auf Erden finden kann, ist ihm geworden: die Anerkennung seines Volkes, daß auch er zu den „Edlen" zählte, deren Gedächtniß nie verlöschen wird. Trotz seines eigenthümlichen Lebensganges, der seine Thätigkeit nur auf ein engbemessenes Gebiet beschränkte, war er doch in Allem eine rechte teutsche Natur: von unermüdlicher Arbeitskraft und strenger Gewissenhaftigkeit [8]), warm empfänglich für alles Große und Schöne, gesellig und liebebedürftig, kindlichen Gemüths gegen die Seinen. Auch dessen möge hier zum Schluß noch gedacht sein, wozu die obige Dar-

8) Vergl. auch das treffende Urtheil von Gervinus in der dritten Auflage der „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Teutschen" (Theil 5, S. 609): „Gries, ein Mann, der sein ganzes Leben der südlichen Dichtung widmete, ohne je von seinem gründlichen Ernste zu verlieren oder der mechanischen Uebung zu verfallen."

stellung weniger Veranlassung bot: bis zum Schluß seines Lebens hat er mit hingebender Theilnahme nicht nur die Geschicke seiner Vaterstadt, sondern auch die traurige Entwickelung der teutschen Verhältnisse verfolgt; auch darin eine teutsche Natur, daß er es da, wo nirgends eine Aussicht auf bessere Zustände zu erhoffen war, wenigstens nicht an ungeheucheltem Schmerz über die Zerrüttung des Vaterlandes fehlen ließ.

Zu besserer Uebersicht stellen wir hier die Werke des Uebersetzers nochmals kurz zusammen. Die Reihe derselben eröffnete Tasso's „befreites Jerusalem", 1800—1803 (Jena, bei Frommann, 4 Theile in Quart); weitere Auflagen 1812 (in Octav), 1819, 1824, 1837. Ihm folgte Ariost's „rasender Roland", 1804—1808 (Jena, Frommann 4 Bände); 2. Auflage 1827—1828 (5 Bände). Ferner „Die Schauspiele Calderon's", 1. Theil 1815 (Berlin, Nicolai), 8. Theil 1842 (nebst Revision der 7 ersten Bände). „Gedichte und poetische Uebersetzungen", Stuttgart 1829. 2 Bde.; 1831—1833 der „Richardett" des Fortiguerra (Stuttgart, 2 Bde.); 1835—1839 der „verliebte Roland" Bojardo's (Stuttgart, 4 Theile).

Den obigen Lebensabriß aber wüßten wir nicht besser zu schließen als mit den Worten Goethe's, die er nach dem Erscheinen der „Tochter der Luft" (Calderon, Band 4) öffentlich aussprach: „Wenn wir uns in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Locale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Literatur, ohne vorläufige historische Untersuchungen, bequem hineinblicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks, an einem Beispiel vergegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wol dem Uebersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries diesmal schuldig darbringen: er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwänglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können noch sollen. — Heil also dem Uebersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!" (*Kautzsch.*)

GRIESBACH (Eisenquelle) im großherzoglich badischen Amte Oberkirchen an der Rench, am Fuße des Kniebis, in einem von hohen Bergen umschlossenen Thale, fast 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, ist seit dem 16. Jahrh. als Heilquelle im Gebrauche, namentlich durch Tabernaemontanus empfohlen. Es sind in der Nähe der Quellen stattliche Curhäuser erbaut, um das Wasser zum Trinken wie zum Baden benutzen zu können, und unterscheidet man jetzt daselbst eine besondere Trinkquelle und eine Badequelle. Das klare Wasser hat eine Temperatur von 8° R., perlt durch seinen Gehalt an Kohlensäure, besitzt einen zusammenziehenden tintenartigen Geschmack. Nach den neuern Analysen von Bunsen enthalten 16 Unzen 46 Kubikzolle Kohlensäure und außerdem folgende feste Bestandtheile:

	Trinkquelle.	Badequelle.
Chlornatrium	0,22	0,24
Schwefels. Natron . . .	5,88	3,33
Schwefels. Kali	0,21	0,14
Schwefels. Magnesia . .	2,18	1,29
Schwefels. Kalk	1,39	1,11
Kohlens. Kalk	8,62	5,23
Kohlens. Eisenoxydul . .	0,44	0,18
Kohlens. Manganoxydul	0,02	0,01
Thonerde	0,02	0,01
Kieselsäure	0,34	0,30
	19,32	11,84

Vor den übrigen am Kniebis gelegenen Mineralquellen zeichnet sich Griesbach durch den größeren Eisengehalt aus. Gleich andern erdig-salinischen Eisenquellen findet das Wasser Anwendung bei cachektischen und Schwächezuständen im Allgemeinen, bei Störungen des eigentlichen Darmrohrs, bei Gebärmutterleiden, bei Blennorrhagieen, bei Gries- und Steinbeschwerden, bei rheumatischen und gichtischen Affectionen mit gleichzeitiger Störung der Hautfunction. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIESBACH, Marktflecken, Gemeinde, Landgericht und Bezirksamt im Königreiche Baiern, Kreis Niederbaiern. Der Flecken Griesbach liegt 3½ Meilen SW. von Passau, an einem Nebenbache der zum Inn fließenden Roth. Der Ort hat 296 Gebäude und 986 Einwohner, die Gemeinde, zu welcher die Einöde Kronberg und das Dörfchen Leithen gehören, 1126 Einwohner (im J. 1864). Der Flecken hat ein zerstörtes Bergschloß, eine katholische Pfarrei, 2 Kirchen, 1 Filiale der Armen Schulschwestern, 1 Schule, 1 Districtskrankenhaus, ist Sitz eines Landgerichts, eines Bezirksamts und eines Rentamts, wie eines Notariats, hat 1 Postexpedition. Das Landgericht Griesbach umfaßt 4,08 □Meilen mit 13,445 Einwohnern im J. 1861, mit 13,710 im J. 1864; das Bezirksamt Griesbach dagegen, zu welchem noch das Landgericht Rotthalmünster gehört, hat 9,31 □Meilen mit 28,032 Einwohnern im J. 1825, mit 30,100 im J. 1861, mit 30,195 im J. 1864. Es ist ein fruchtbares, zum Theil bewaldetes Hügelland, von den Thälern der Rott und des Inn durchzogen; letzteres, mit grobem Geröll erfüllt, bildet hier die unfruchtbare „Pockinger Heide". Ein Drittheil des Bodens wird zum Getreidebau verwendet, Roggen und Weizen werden am meisten angesäet. Auch der Obstbau ist ansehnlich. Im Inn wird eine geringe Quantität Gold gewaschen. Der Bezirk enthält 5 Dekanate, 20 Pfarreien, 30 Volksschulen, 8 Postexpeditionen. Die Bewohner gehören, bis auf 5 Evangelische, der römisch-katholischen Kirche an. (*Otto Delitsch.*)

GRIESBACH (Johann Jacob), protestantischer Theolog.

I. Aeußere Lebensereignisse. Griesbach ist am 4. Jan. 1745 zu Buxbach (Butzbach) im Hessen-

Darmstädtischen geboren, wo sein Vater, Conrad Caspar Griesbach, damals protestantischer Prediger war, dessen Geburtstag auf den 25. Mai des Jahres 1705 fällt und dessen Geburtsort Frankfurt a. M. ist. Verheirathet war dieser seit 1743 mit Johanna Dorothea (geb. 1725, gest. 1775), einer Tochter des bedeutenden protestantischen Theologen Johann Jacob Rambach, welcher seinerseits eine Tochter des bekannten halle'schen Professors Joachim Lange zur Frau hatte [1]). Conrad Caspar, ein vermögender und bald höher gestellter Mann [2]), folgte wenige Wochen nach der Geburt dieses seines Sohnes einem Rufe nach Sachsenhausen, wurde zwei Jahre später Prediger an der Petrigemeinde zu Frankfurt a. M., 1767 Consistorialrath daselbst und starb hier am 24. Sept. 1777 [3]). War ohne Zweifel das Vorbild der Großväter nicht ohne Einfluß auf den Knaben, so hatte dieser auch das Glück an seiner geistig geweckten, eifrigen, treuen, zartfühlenden und frommen Mutter eine treffliche Erzieherin zu finden, während der Vater nicht minder alle Sorgfalt auf den Sohn verwandte [4]). Er hielt demselben, der sich schon frühzeitig durch seltene Gaben der Wißbegierde und des Fleißes auszeichnete, Anfangs Hauslehrer, worauf er ihn 1751 dem Gymnasium zu Frankfurt übergab. Hier erwarb er sich besonders durch sein erfolgreiches Studium der classischen Wissenschaften, zuerst unter dem originellen Rector Albrecht [5]), dann unter dem Rector Purmann, das Lob seiner Lehrer in einem so hohen Grade, daß er von ihnen den Mitschülern als Muster aufgestellt wurde [6]). Die damalige Bedeutung der reichen freien Reichs- und Kaiserstadt trug wesentlich dazu bei, in dem jungen Manne einen patriotisch-teutschen Geist, Achtung für Verfassung und bürgerliches Gesetz, Liebe für altehrwürdige Formen, Theilnahme für das gemeine Beste zu wecken [7]).

Am 26. April 1762 bezog der gründlich vorgebildete achtzehnjährige Jüngling die von den Stürmen des siebenjährigen Krieges verhältnißmäßig wenig berührte Universität Tübingen, wo er in Philosophie und Philologie besonders Immanuel Hoffmann, Friedrich Christoph Schott, Johann Kies und Johann Jacob Bauer hörte. Namentlich war es Bauer, an welchen er sich, weniger in dessen Vorlesungen, die ihm nicht recht zweckmäßig erschienen, mehr in persönlichem Umgange anschloß [8]). Unter den Theologen hielt er sich vorzugsweise an Jeremias Friedrich Reuß, Johann Friedrich Cotta und Christoph Friedrich Sartorius, Männer, welche als Säulen der älteren conservativen Richtung und als Gegner der damals auftauchenden Neologie galten [9]). Den stärksten Einfluß auf ihn übte hier Reuß, durch welchen er besonders zu der Unterscheidung des Wesens in der Religion und Theologie von den gelehrten Streitfragen angeleitet wurde [10]).

Mit dem 17. Sept. 1764 verließ er Tübingen und begab sich am 17. Oct. desselben Jahres auf die Universität Halle, wo unter seinen einflußreichsten Lehrern in der Philologie und Philosophie Johann Andreas Segner, Johann Friedrich Stiebritz, Georg Friedrich Meier, Johann Ludwig Schulze, J. P. Eberhard und Johann Christian Förster zu nennen sind. Von den Lehrern der Theologie, welcher er hier vorwiegend sein Studium widmete, zogen ihn am meisten der (ältere) Johann Georg Knapp, Johann August Nösselt und vor allen Johann Salomo Semler an, welcher seinem Geiste die entscheidende Richtung auf die Exegese und Kritik des Neuen Testaments gab und den jungen Theologen in den engern Kreis seiner Haus- und Studiengenossen zog [11]). Eine intime und dauernde Bekanntschaft machte Griesbach hier mit dem später ebenfalls durch Gelehrsamkeit hervorragenden Christian Gottfried Schütz, „quocum paulo post arctiorem familiaritatem contraxit, mutuis officiis, studiorum et munerum conjunctione, consiliorum et voluntatum societate, denique etiam affinitatis necessitate confirmatam" [12]).

Der 4. Oct. 1766 führte unsern Griesbach als Student auf die Universität Leipzig. Hier war es im 1. Semester besonders der mehr als auf andern Hochschulen noch dominirende lateinische Kathedervortrag, welchem Griesbach seine Aufmerksamkeit zuwandte, wogegen er im 2. Semester überwiegend die Privatissima des Rectors und Professors Johann Jacob Reiske über Orientalia, namentlich Arabisch, und des älteren (Johann August) Ernesti über allgemeine und Kirchengeschichte frequentirte [13]). Außerdem besuchte er die historischen Vorlesungen von Matthias Schröckh, sowie die Collegia von Crusius und Morus, obgleich dieser in seiner neutestamentlichen Hermeneutik und seiner Morallehre sich von der orthodoxen Philosophie jenes sehr wesentlich unterschied; ferner die Vorträge Gellert's über Moral und andere Disciplinen der praktischen Theologie und des jüngern Ernesti [14]). Wenn behauptet wird [15]), daß Griesbach, und zwar auf Semler's Rath, erst bei seinem Besuche der Universität Leipzig sich entschlossen habe, später als akademischer Lehrer aufzutreten, so muß wol dagegen geltend gemacht werden, daß dieser Gedanke wahrscheinlich schon früher, unter der Autorschaft seines Vaters, in ihm angeregt worden sein dürfte.

Am 5. Oct. 1767 nach Halle zurückgekehrt, setzte er hier seine wissenschaftlichen Studien fort und zwar jetzt ausschließlich die theologischen, und zwar nicht sowol in dem Besuche akademischer Vorlesungen, als vielmehr in der Privatlectüre der theologischen Literatur, namentlich der Kirchenväter, der übrigen kirchenhistorischen Objecte und des Apparates für die neutestamentliche Auslegung und Textkritik, jedoch nicht ohne nähere Verbindung mit den Universitätslehrern, besonders mit

1) Koethe in der weiter unten erwähnten Schrift S. 31. 2) Eichstädt in den ebenfalls weiter unten erwähnten Vitae parallelae p. 565. 3) Koethe S. 31. 4) Wie dieser selbst rühmt in seinem von Danov abgedruckten, weiter unten zu erwähnenden Lebenslaufe. 5) Geschildert von Goethe, Aus meinem Leben, Th. I. 6) Ebenda S. 383. 7) Koethe S. 14. 8) Seine Vita bei Eichstädt S. 568. 9) Koethe S. 31. 10) Eichstädt S. 568. 569.

11) Koethe S. 12. 13. 31. 32. 12) So drückt sich Schütz selbst aus in den Prolegomena zu seiner Ausgabe von Cicero's Büchern de oratore, welche er Griesbach widmete, p. III. 13) Eichstädt S. 571. 14) Koethe S. 13. 32. 15) Von Eichstädt S. 570.

Semler, unter dessen Vorsitze er noch in demselben Jahre [16]) seine erste gedruckte wissenschaftliche Abhandlung, die Dissertatio de fide historica, ex ipsa rerum, quae narrantur, natura judicanda, zum Zwecke der Habilitation vertheidigte. Am 22. Oct. 1768 wurde ihm die Magisterwürde ertheilt, nachdem er seine gedruckte Dissertatio historico-theologica locos theologicos ex Leone Magno pontifice Romano sistens vor dem akademischen Publicum öffentlich verfochten hatte.

Der 25. Oct. des Jahres 1768 führte ihn von Halle in die älterliche Heimath nach Frankfurt a. M., wo er nicht lange der Ruhe pflegte, um sich auf die demnächst zu unternehmenden Reisen vorzubereiten [17]). Im April 1769 verließ er Frankfurt und besuchte nun eine große Zahl teutscher Städte mit ihren Bibliotheken, Universitäten wie Gelehrten; wir nennen Mainz, Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg, Tübingen, Gießen, Marburg, Cassel, Helmstädt, Göttingen, wo er in der für ihn sehr ergiebigen Bibliothek zwei Monate verweilte, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hanover, Magdeburg, Berlin, Hamburg [18]). — Von Teutschland ging er hierauf nach Holland, wo er in Gröningen, Amsterdam, Leyden, Haag, Utrecht, Rotterdam Stationen machte, jedoch nur auf kurze Zeit, weil er den nicht ausgeführten Plan hegte, später wieder dorthin zurückzukehren [19]). Von hier setzte er nach England über und traf am 9. Sept. 1769 in London ein, wo er namentlich im britischen Museum täglich und eifrig seinen Studien oblag. Mit demselben Eifer studirte, excerpirte er die Codices, die Patres und andere Urkunden in der Bodleyanischen Bibliothek von Oxford, in Cambridge und an andern Orten [20]). Da seine Erwartungen von den gesuchten Schätzen übertroffen wurden, so verweilte er in England fast zehn Monate, zumal seine mit Bescheidenheit, Biederkeit und Freundlichkeit verbundene Gelehrsamkeit ihm hier viele Herzen und Häuser öffnete, sodaß er später dieser Reise oft mit angenehmen Gefühlen gedachte und den Engländern viel Lob spendete [21]). Seinen Aufenthalt in England ihm angenehm zu machen, dazu trugen wesentlich zwei gleichstrebende und fast gleichalterliche Freunde bei, welche mit ihm zugleich der Studien wegen dort verweilten, Christian Friedrich Schnurrer, später eine Zierde der Universität Tübingen, und Paul Jacob Bruns, sehr gelehrte junge Männer, welche der orientalischen Sprachen wegen die Reise gemacht hatten [22]). Mit dem ersteren — der andere blieb zurück — ging Griesbach 1770 nach Frankreich und kam den 13. Juni in Paris an, wo er fast ausschließlich in dieser Stadt bis zum October desselben Jahres verweilte. Mit großer Emsigkeit und reicher Ausbeute verglich er namentlich in den Bibliotheken von St. Germain, St. Victoir und St. Genevieve Handschriften des Neuen Testamentes [23]). Seine Biographen fügen hinzu, daß er sich bei den gebildeten, eleganten und geistreichen Franzosen wesentliche Stücke dieser Eigenschaften angeeignet habe [24]). — Der Zweck seiner wissenschaftlichen Reisen war, wie er selbst später zu sagen pflegte, ein dreifacher: 1) Die Zustände und Lehrmethoden verschiedener Universitäten, die Vorzüge oder Fehler der Docenten und dadurch, wie im Privatumgange mit Gelehrten Hilfsmittel für sich selbst, 2) die Bekenner verschiedener Religionsgemeinschaften an Ort und Stelle kennen, beurtheilen und so eine tiefere Einsicht in die Confessionen selbst gewinnen zu lernen, 3) im Besonderen durch das Lesen, Excerpiren und Vergleichen der Handschriften zum Neuen Testamente das von ihm zu seinem künftigen Hauptberufe gewählte Studium des neutestamentlichen Urtextes und seiner Kritik zu fördern [25]).

Durchaus befriedigt durch die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Reise, kehrte Griesbach in die Heimath zurück und traf am 6. Oct. 1770 zu Frankfurt bei seinen Aeltern wieder ein, um während des bevorstehenden Winters die mitgebrachten Excerpte aus den Codices des N. T., den alten Uebersetzungen, namentlich der Septuaginta, und andern Quellen für den Zweck seiner bevorstehenden Habilitation und der beabsichtigten literarischen Arbeiten zu sichten, zu vervollständigen und zu ordnen [26]). Bereits am 28. März 1771 [27]) siedelte er wieder nach Halle über, nahm in dem Hause Semler's Wohnung, vertheidigte hier bald darauf mit F. A. Stroth als Respondenten, nachmals Rector in Gotha, seine mit großer Gelehrsamkeit ausgestattete und vielem Scharfsinne geschriebene Habilitations-Dissertation De codicibus quatuor Evangeliorum Origenianis [28]) und eröffnete als Privatdocent mit dem beginnenden Sommersemester unter großem Beifall seine Vorlesungen an der Universität [29]). Unter den jüngern Freunden, mit welchen der junge Mann in dieser Zeit sich näher als mit andern verbunden fühlte, ist im Besonderen der Philolog C. G. Schütz, sein späterer Schwager, zu nennen [30]). Nachdem er schon unterm 25. Febr. 1773 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt und am 3. April als solcher rite eingeführt worden war [31]), ward er am 16. April 1775 mit der Schwester seines oben genannten Freundes, Friederike Juliane, einer Tochter des geistlichen Inspectors Schütz zu Bückeburg, welche am 28. April 1755 geboren war, ehelich verbunden. Mit ihr, einem edlen, zarten, treuen Herzen, welches ihm manche äußere Sorge und Arbeit erleichterte, lebte er bis zum Alter in einer glücklichen Ehe [32]).

Nachdem er die vom 17. Juni 1775 datirte Berufung zu einer ordentlichen Professur in Jena erhalten hatte und am 17. Oct. in Halle entlassen worden

16) So Koethe S. 13. 32. Eichstädt, S. 578, nennt das Jahr 1768, in welches er auch Griesbach's Vertheidigung der Dissertation über die loci theologici des P. Leo zur Erlangung der Magisterwürde verlegt, und zwar vor die öffentliche Disputation über die historische Glaubwürdigkeit. 17) Koethe S. 13. 18) Ebenda S. 32. 19) Ebenda S. 33. 20) Ebenda S. 33. 21) Eichstädt S. 579—581. 22) Ebenda.

23) Koethe S. 33. 24) Eichstädt S. 581. 25) Ebenda S. 578. 26) Koethe S. 13 u. 33. 27) Man findet fälschlich auch das Jahr 1770 angegeben. 28) Part. I. Halle 1771. 29) Koethe S. 33. 30) Ebenda S. 34. 31) Ebenda S. 33. 34. 32) Ebenda S. 34.

war, traf er am 27. Nov. desselben Jahres an seinem neuen Bestimmungsorte ein und ward am darauf folgenden 2. Dec. als dritter ordentlicher Professor in die theologische Facultät eingeführt, um fortan eine Hauptzierde dieser Universität bis an sein Lebensende zu bleiben und in seine wissenschaftliche Glanzperiode einzutreten [33]). Als er sich am 7. Febr. 1777 die theologische Doctorwürde erwarb, vertheidigte er in öffentlicher Disputation eine Abhandlung über den griechischen Text der Paulinischen Briefe. Der 13. Febr. desselben Jahres brachte seine feierliche Aufnahme in die theologische Facultät [34]). So lange sich Griesbach noch ziemlich gesund und kräftig fühlte, hielt er in der Regel täglich drei Vorlesungen, nämlich eine exegetische, eine kirchengeschichtliche, wobei er bis zuletzt das Compendium von Schröckh zu Grunde legte und den Stoff auf drei Semester vertheilte, und abwechselnd im ersten Semester eine populär-dogmatische, für welche er selbst ein Compendium drucken ließ, im zweiten eine Vorlesung über die Einleitung in das Neue Testament, im dritten eine hermeneutische. Später zwang ihn sein körperliches Leiden sich auf zwei tägliche Vorlesungen zu beschränken [35]).

Außer seinem eigentlichen gelehrten Berufe verwaltete Griesbach in Jena auch akademische Aemter; am 14. März 1780 wurde ihm die Inspection über die an der Universität studirenden weimarischen und eisenachischen Landeskinder, am 6. August desselben Jahres zum ersten Mal das Prorectorat der Universität übertragen, welches er später wiederholt verwaltete, und zwar nicht blos mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit tüchtiger specieller Kenntniß der akademischen Finanzangelegenheiten. Am 27. Jan. 1781 durch die hohen „Erhalter" der Universität zum Herzoglich-Sächsisch-Weimarischen Kirchenrathe ernannt, erhielt er unterm 11. Mai 1784 den Titel und Rang eines Geheimen Kirchenrathes [36]). Zum Beweise des Ansehens, in welchem er auch auf anderen als rein akademischen Gebieten stand, wurde er am 5. Juli 1782 zum Prälaten und Deputirten der jenaischen Landschaft gewählt, eine Stellung, welcher er sich in dem Grade gewachsen zeigte, daß er auf den allgemeinen Landtagen bis zum Frühjahre 1811, wo er trotz schwerer körperlicher Leiden zum letzten Mal daran Theil nahm, als ein sehr geehrtes und thätiges Mitglied galt [37]). Außerdem betraute ihn der Herzog von Weimar wiederholt mit besonderen Aufträgen [38]).

Nachdem Griesbach im Frühjahre von 1810 zum Besuche mehrerer Freunde und Bekannten eine Reise nach Südteutschland unternommen hatte, kehrte er neu gestärkt zurück, sodaß man die Hoffnung hegen konnte, er werde noch mehrere Jahre den Seinigen und seinem Berufe erhalten bleiben. Allein schon 1811 erschien seine Lebenskraft unwiederbringlich gebrochen. Der Sommer dieses Jahres brachte ihm schwere Leiden, namentlich Brustbeklemmungen und einen quälenden, entkräftenden Husten, sodaß man an seiner Genesung verzweifelte. Noch einmal, zu Michaelis 1811, machte er einen Versuch, seine Vorlesungen zu halten, aber die Sprache ward ihm eben so schwer wie der kurze Weg aus seinem Wohnzimmer in den Hörsal. Am Anfange des Jahres 1812 fand er sich physisch gezwungen, diese altgewohnte und lieb gewonnene Thätigkeit für immer einzustellen. Mit tiefer Rührung nahm er von seinen Hörern Abschied, um sein Wohnzimmer nie wieder lebend zu verlassen. Noch setzte er seine Hoffnung auf den nahenden Frühling; aber plötzlich erschlaffte sein ganzer Körper; jede Bewegung verursachte ihm die schmerzhafteste Anstrengung. Von der nahen Auflösung überzeugt, harrte er geduldig und ergeben dieser letzten Stunde. Sein Tod erfolgte in der heiligen Woche, Dienstags den 24. März 1812, am Nachmittage zwischen 2 und 3 Uhr, seine Leichenbestattung in den Frühstunden des darauf folgenden Charfreitags [39]).

Die lange Zeit von 37 Jahren, während welcher er in Jena wirkte, und die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Leistungen steigerten die Zahl seiner Schüler zu der Höhe seines Ruhmes, welcher auch der Grund war, daß mehrfache Berufungen an andere Universitäten ihm zugingen, welche er indessen sämmtlich ablehnte, da ihn seine Stellung in Jena vollkommen befriedigte, auch wenn ihm ein höheres materielles Aequivalent geboten wurde, als er in Jena hatte. — Mit seiner ersten oben genannten Gattin, welche ihm auch noch in den Beschwerden des letzten Jahres treu zur Seite stand, lebte er in friedlicher, aber kinderloser Ehe [40]), selbst ein Kind des Glückes [41]) und des Fleißes.

II. Körperliche und geistige Eigenthümlichkeit. Man kann seine äußere, leibliche Erscheinung ein Abbild, wenn nicht ein Product seines inwendigen Menschen nennen. Von großem, starkem Körperbau war er eine imponirende, ernste männliche Gestalt [42]). Dennoch hatte er schon in den früheren Lebensjahren wiederholt mit Erkrankungen zu kämpfen und stand am Rande des Grabes, zum Theil in Folge seiner oft übermäßigen Anstrengungen, doch litt und trug er diese Beschwerden stets mit geduldigem Muthe und christlicher Hoffnung [43]). — Als vorwiegende geistige Individualität erscheint bei ihm die intellectuelle Verstandesthätigkeit, welche sich zu hoher Klarheit und Besonnenheit ausprägte. Daher sein gründliches kritisches Denken und Urtheilen, mit welchem indessen keine sehr schnelle Fassungskraft (velox ingenium) verbunden war [44]), eben weil er sich scheuete, ungründlich zu verfahren, und dem schnellen Urtheile den Hemmschuh des Willens anlegte. Einer seiner Biographen, welcher ihm als Universitätsprofessor in Jena örtlich sehr nahe stand [45]), spricht von einer „Griesbachii hoc in genere mediocritas", welcher zu folgen er den meisten Studi-

33) Koethe S. 35. 34) Ebenda S. 35. 35) Ebenda S. 36. 36) Ebenda S. 37. 37) Ebenda. 38) Ebenda S. 26.

39) Koethe S. 39. 40) Ebenda S. 25. 27. 28. 41) Eichstädt S. 563. 42) Koethe S. 15. 43) Ebenda S. 18. 44) Ebenda S. 19. 45) Eichstädt in den 1815 und 1816 erschienenen Vitae parallelae Griesbach's und Schmidt's S. 573 in der Ausgabe der Opuscula oratoria von Weissenborn.

renden räth, mit dem Zusatze: „una quadam deligenda doctrina, ingenio apta, in qua perdiscere studiose et ad praescriptam justi ordinis legem versentur". Dies war ihm, obgleich er im Uebrigen sich außerordentlich lobend über Griesbach ausspricht, von gewisser Seite sehr übel genommen worden, weshalb er unter Anführung vieler classischer Stellen, wo die mediocritas keineswegs einen Tadel, sondern die goldene Mittelstraße bedeute, 1842 einen „Appendix de vocabulo mediocritatis" erscheinen ließ [46]. Mit dieser Verstandeseigenthümlichkeit ging, wie schon angedeutet, Hand in Hand eine sehr entschlossene Willensrichtung, welche manchem Beurtheiler unter Umständen als dictatorischer Eigenwille oder als Hartnäckigkeit erschien [47]. Er wollte eben stets mit Entschiedenheit, was er als das zu erreichende Ziel erkannte, und diesem strebte er ohne Wanken mit der seltenen Thätigkeit eines enormen Fleißes nach, wobei er allerdings auch meist von sehr günstigen äußeren Glücksumständen unterstützt ward. Aber dieser Fleiß, welchen er besonders in der Zeit seiner akademischen Docentur und Professur übertrieb, indem er nicht selten die Nächte zu Hilfe nahm, legte auch mit den Grund zu vielen späteren Krankheiten, namentlich zu einer habituellen Schwäche und Geschwulst seiner Füße [48]. Aber ohne diese unermüdliche Anstrengung, ohne diese großen Opfer der Entsagung, ohne diese ganz ungewöhnliche Ausdauer würde er wiederum das nicht geworden sein, wozu er sich gemacht hat, namentlich auf dem Gebiete der neutestamentlichen Textrecension.

Wie sehr ihn auch seine wissenschaftliche Hauptaufgabe in Anspruch nahm, so hatte er doch noch Zeit für andere Lebenszwecke übrig, für einen umfangreichen Verkehr mit seinen Amtsgenossen und Hörern, für eine ausgebreitete Correspondenz mit Behörden, mit auswärtigen Freunden u. s. w., wobei er einen praktischen Geschäftsgeist an den Tag legte. Der Biograph, welchem wir hier am meisten gefolgt sind, rühmt an Griesbach die entsagende und aufopfernde, uneigennützige und immer bereite Wohlthätigkeit und Hilfe, die er nach vielen Seiten hin spendete, nicht selten im Verborgenen [49]. Zwar vermied er die Häufigkeit des geselligen Lebens und verkehrte fast nur in dem engern Kreise der ihm nahe Stehenden, um sich zuweilen eine knappe Erholung zu gönnen; hier zeigte er sich als treuen, biederen Freund, als sinnigen, geistreichen Gesellschafter. Aber wie sehr auch sein Herz von Wohlwollen erfüllt war, so machte doch seine Erscheinung und sein Auftreten in Gestalt und Worten vorwiegend den Eindruck der ernsten Strenge (severitas) [50], der stillen, in sich ruhenden Würde, welche Ehrfurcht einflößte und beim ersten Begegnen als der Ausfluß eines etwas kalten Herzens erschien [51]. Sein ganzes Streben war mit festem Entschlusse und starkem Willen auf die Erkenntniß und Darstellung des Wahren und Wirklichen gerichtet und darnach handelte er ohne weichherzige Tergiversationen und Concessionen, ein Feind von Trug und Schein, ein Mann der Wahrhaftigkeit und Treue, dem Jeder gern vertrauete, wenn er ihn näher kennen gelernt hatte [52]. Ebenso einfach und würdevoll war sein Wort und sein Vortrag, aber nichts desto weniger eindrucksvoll und ergreifend, weil man ihm anhörte, daß er aus tiefster Ueberzeugung sprach [53]. Und doch schloß diese Einfachheit eine gewisse feine Sitte, ein gewisses geistreiches Wesen, einen gewissen Schönheitssinn, wie in seiner Haltung und Rede, so in seiner Kleidung, nicht aus, Eigenschaften, welche er sich bei seinem Aufenthalte in Frankreich angeeignet hatte. „Hinc elegantia quaedam, per omnes vitae partes et actiones sic fusa et explicata, non ut de schola litteratorem aut criticum agnosceres, qui aetatem in tenebricoso museo contrivisset, sed virum, urbanissimorum usu et consuetudine hominum politum, et tantum non in principum aula, venustissima omnis elegantiae schola, excultum" [54].

Griesbach hatte Grund, auf sein Wirken und seinen Ruhm stolz zu werden und zu sein; aber er blieb bis an sein Ende der christlichen Bescheidenheit und Demuth eben so treu wie dem unablässigen Forschen und Prüfen, dessen Thatsache dem Menschen das Zeugniß gibt, daß er noch nicht vollkommen sei. Von einer andern Seite wirkte in ihm nach dieser Richtung die von seinen Aeltern, namentlich von der frommen gläubigen Mutter empfangene Jugenderziehung, mitten in einer Zeit, wo freche Freigeisterei vielfach ihr Haupt erhob und die Geister gewann. Er wollte nicht klügeln und deuteln an dem, was durch so viele Jahrhunderte hindurch sich als den heilsamen Glauben an den lebendigen Gott und an Jesum Christum erwiesen hatte, sondern seine Vernunft dem ewigen Offenbarungslichte demüthig unterwerfen. Blieb er somit als Christ und Theolog dem traditionellen bibelgläubigen Systeme treu, so war er doch nicht in den Fesseln des Buchstabens oder einer fest begrenzten dogmatischen Schule befangen. Ein Schüler und persönlicher Freund Semler's, von diesem berühmten Theologen vorzugsweise angeregt, liebte und wahrte er die evangelische Freiheit der Forschung und Prüfung, und war stets bestrebt, sich im Laufenden aller theologischen Arbeiten seiner Zeitgenossen, auch auf der extremsten linken Seite, zu erhalten, wie er diese seine Stellung namentlich in seiner wiederholt gedruckten populären Dogmatik, welche keineswegs den Geist der starren Orthodoxie athmet, dargelegt hat [55]. Was er aber auch immer erforschte und leistete, das sollte wie sein ganzes Leben ein Dienst vor dem Herrn Christo sein, den er in seiner rechten Gestalt finden und dessen Wort er richtig verstehen wollte [56].

III. Wissenschaftliche Richtung und Leistung. Obgleich Griesbach mit Eifer auch die Kirchengeschichte, in specie die Dogmengeschichte und die Dogmatik oder biblische Theologie in Vorlesungen und Schrif-

46) p. 585—594. 47) Koethe S. 20. 48) Ebenda S. 34. 49) Ebenda S. 25 fg. 50) Eichstädt S. 567. 51) Koethe S. 15. 16.

52) Koethe S. 20. 53) Ebenda S. 23. 24. 54) Eichstädt S. 581. 55) Koethe S. 16. 17. 56) Ebenda S. 18.

ten anbauete, so haben doch nicht sowohl diese Disciplinen, als vielmehr die Erklärung und vor Allem die Kritik und Feststellung des neutestamentlichen Urtextes ihm seine theologisch-wissenschaftliche Bedeutung gegeben, eine Leistung, welche eben nur durch das hohe Maß seines Fleißes und Scharfsinnes möglich geworden ist. Hatte durch seine nächsten Vorgänger, Joh. Mill, Joh. Albr. Bengel, Joh. Jac. Wetstein, die Textrecension des N. T. im Vergleich mit der früheren Gestaltung einen großen Fortschritt gemacht, so wurde sie durch Griesbach auf eine neue Stufe der Vervollkommnung erhoben, indem er den kritischen Vorrath (die Varianten u. s. w.) durch eigene Vergleichungen und Auszüge erweiterte und nach Bengel's wie Semler's Vorgange ein System von kritischen Grundsätzen aufstellte, nach welchen er die Zeugen prüfte und den zum Grunde gelegten textus receptus aus äußeren und inneren Gründen verbesserte. Auf seinen Reisen verglich er mehrere Codices, wie D G L 10. 12. 13. u. a., woraus er die wichtigsten Lesarten in seinem Novum Testamentum graece, die vollständigen Excerpte aber nebst der Vergleichung des Clemens Alex. und des Origenes in seinen Symbolae criticae mittheilte. Hinzu gefügt sind in seinem kritischen Apparate die Lesarten aus den beiden wolfenbüttler Handschriften und dem gießener Codex, sowie, theils berichtigt, theils vermehrt, die Lesarten aus den alten Uebersetzungen [57]). Sein berühmtes Recensionen-System legen wir ebenfalls in der Darstellung von de Wette vor [58]).

Griesbach bemerkte in den Handschriften und Uebersetzungen des Neuen Testaments, wie auch in den Anführungen der Kirchenväter gewisse Eigenthümlichkeiten des Textes im Ganzen, wonach er die ganze Masse kritischer Zeugen in drei Gruppen vertheilte und dadurch das kritische Stimmenverhör vereinfachte. Er nannte die verschiedenen Beschaffenheiten des Textes Recensionen und nahm deren folgende drei an:

1) Die occidentalische Recension, deren Zeugen und Denkmäler sind: Tertullianus, Cyprianus, Irenäus, die lateinische Uebersetzung (Vulgata), Ambrosius, Augustinus u. A.; die lateinischen Uebersetzungen von Hieronymus, die sahidisch-koptische und die hierosolymitanisch-syrische; die Handschriften der Evangelien D 1. 12. 69. 118. 131. 157, ferner der Paulinischen Briefe D E F G. Ihr Charakter ist exegetisch, sie enthält Glossen und Umschreibungen und hebraisirt am stärksten.

2) Die alexandrinische Recension, deren Zeugen und Denkmäler sind: Clemens Alex., Origenes, Eusebius, Athanasius, Cyrillus Alex., Isidorus Pelus. u. A.; die memphitisch-koptische, die philoxenianisch-syrische, die äthiopische und die armenische Uebersetzung; die Handschriften der Evangelien B C L 33. 102. 106, der Briefe A B C 17. 46. 47. Ihre Eigenthümlichkeit ist größere grammatische Reinheit und Richtigkeit der Sprache.

3) Die constantinopolitanische Recension, welche in den Schriften der Kirchenväter Griechenlands, Kleinasiens und der benachbarten Provinzen vom 4. bis zum 6. Jahrh., in der gothischen und slavischen Uebersetzung, in den Handschriften der Evangelien A E F G H S und den moskowitischen der Paulinischen Briefe vorkommt. Ihre Eigenthümlichkeit besteht in der Mischung aus den beiden anderen Recensionen; sie gräcisirt noch mehr, enthält aber auch Glossen und nähert sich dem gewöhnlichen Texte.

Die syrische Peschito zählt Griesbach zu keiner dieser Recensionen und glaubt, daß sie wiederholt nach verschiedenen griechischen Handschriften geändert worden sei. Auch den Evangelien-Text des Chrysostomus hält er für eine Mischung aus verschiedenen Recensionen. Ebenfalls gemischt ist nach ihm der Text in den Handschriften P Q T, und selbst mehrere Denkmäler der occidentalischen und alexandrinischen Recension haben Vermischungen erfahren. Auch Handschriften, welche im Ganzen der constantinopolitanischen Recension angehören, wie die Codices K M 10. 11. 17. 22. 28. 36. 40. 57. 61. 63. 64. 72. 91. 108. 127. 142. 209. 229. 235, enthalten Beimischungen aus andern Recensionen [59]).

Nur die alexandrinische Textbeschaffenheit hielt Griesbach für die Frucht einer wirklichen Recension, welche mit dem Texte bei der Zusammenstellung des *Εὐαγγέλιον* und des *Ἀπόστολος* vorgenommen worden sei; die occidentalische hingegen erhielt diesen Namen nur uneigentlich, sowie auch die constantinopolitanische [60]). Letztere beide nämlich hielt er für zufällige Erzeugnisse der Nachlässigkeit und Willkür der Abschreiber und Afterkritiker. Die occidentalische leitete er aus den alten, vor der Sammlung des *Ἀπόστολος* üblichen Handschriften ab; die constantinopolitanische hielt er für eine Mischung aus beiden alten Recensionen. Das Vaterland wies er den Recensionen an theils nach dem Ursprunge und der Verbreitung derselben, theils nach den Uebersetzungen und Kirchenvätern, die sich zu ihnen halten.

Aber — so fügt de Wette hinzu — in diesem Systeme ist Alles ungewiß, da wir von der Entstehung der ältesten Sammlungen neutestamentlicher Bücher nichts wissen, auch kein kritisches Denkmal eine Recension rein enthält und den ihr zuerkannten Charakter beständig behauptet [61]).

IV. Schriften. Im J. 1774 [62]) erschien zu Halle der erste Theil seines ersten großen und Epoche machenden Werkes unter dem Titel: Libri historici Novi Testamenti graece. Pars prior, sistens synopsin Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae. Textum ad fidem codicum, versionum et Patrum

57) Wilh. Mart. Leberecht de Wette, Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des Neuen Testaments. 4. Aufl. Berlin 1842. §. 47. S. 63. 64. 58) Ebenda §. 37. S. 52—54.

59) Vergl. *Griesbach*, Prolegg. in ed. III. N. T. p. LXX seq. Curae in hist. text. graec. Epp. Pauli. Spec. I. Sect. II. §. 14. 15. 60) Vergl. *Griesbach*, Curae in hist. text. §. 13. Meletema II. de vetustis text. N. T. rec., vor dem Comm. crit. Part. II. p. XXXIII. 61) *Schulz*, Praefat. ad edit. III. N. T. *Griesbach*, Meletema II. etc. p. XXXIII. 62) Man findet in sonst sehr bewährten Handbüchern der theologischen Literatur auch das Jahr 1771 angegeben.

emendavit et lectionis varietatem adjecit J. J. Griesbach. Die Pars posterior, sistens Evangelium Johannis et Acta Apostolorum, kam 1775 ebenda heraus. Jener erstere Theil erschien 1776 ebenda auch unter dem Titel: Synopsis Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae zum ersten und 1797 ebenda zum zweiten Mal. Bereits 1777 machte sich eine zweite Edition erforderlich, welche, jedoch ohne synoptische Anwendung, ebenda unter dem Titel herauskam: Novum Testamentum graece, textum ad fidem codicum, versionum et Patrum emendavit et lectionis varietatem adjecit J. J. G., Volum. I u. II, das ganze N. T. im revidirten Texte mit grundlegendem praktischen Apparat versehen. Eine größere Ausgabe des Novum Testamentum graece, nicht blos auf Teutschland, sondern auch auf England berechnet, ward 1796 begonnen und 1806 vollendet. Als Prachtausgabe erschien das Werk unter dem Titel: Novum Testamentum graece. Ex recensione J. J. G. cum selecta lectionis varietate zu Leipzig, 1803 im ersten, 1804 im zweiten, 1806 im dritten, 1807 im vierten Bande, im Gesammtpreise von 60 Thalern. — Die Synopsis Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae una cum iis Joannis pericopis, quae historiam passionis et resurrectionis Jesu Christi complectuntur, textum recensuit et selecta lectionis varietatem adjecit J. J. G. kam zum ersten Mal 1776 in Halle heraus, dann wieder 1797 und zum dritten Mal 1809 ebenda. Im J. 1805 erschien eine Handausgabe des ganzen neutestamentlichen Textes und half dem dringenden Bedürfnisse einer compendiöseren Form ab. Die zweite Auflage machte sich das zu Nutze, was inzwischen Knapp auf demselben Gebiete geleistet hatte. Die 3. Ausgabe besorgte D. Schulz in einem Bande, Berlin 1827.

In Veranlassung der von ihm am 7. Febr. 1777 erlangten theologischen Doctorwürde edirte Griesbach Curarum in historiam textus graeci epistolarum Paulinarum Specimen I., Jena 1777, wovon er nie eine Fortsetzung geliefert hat. Seine Symbolae criticae ad supplendas et corrigendas varias Novi Testamenti lectiones. Accedit multorum Novi Testamenti codicum graecorum descriptio et examen erschienen in 2 Theilen 1785 und 1793 zu Halle. Im J. 1789 edirte er als ein Werk, worin er eins der wichtigsten Resultate seiner Forschungen aussprach, das Programma, quo probatur, Marci Evangelium totum e Matthaei et Lucae commentariis excerptum esse, wovon 1790 eine Fortsetzung folgte. Von 1794—1800 erschienen in 9 Specimina die Commentarii critici in graecum Matthaei textum, wozu 1801 das dazu gehörige Epimetron kam. Von 1802—1810 erschienen in 9 Particulae die Commentarii in graecum Marci textum critici. Die 18 Commentarii critici [63]) in graecum textum Matthaei et Marci sind gesammelt in den Commentarii critici in textum graecum Novi Testamenti, zwei Theile, dann 1798 und 1811, von welchen der zweite auch die Meletemata de vetustis textus recensionibus enthält. Er ist das letzte Document, welches Griesbach erscheinen ließ.

Die Bemerkungen über Hezel's Vertheidigung der Echtheit der Stelle 1 Joh. 5, 7 mit (Gegen-) Anmerkungen von Hezel wurden 1793 in Gießen gedruckt. Griesbach's Vorlesungen über die Hermeneutik des neuen Testamentes mit Anwendung auf die Leidens- und Auferstehungsgeschichte Christi gab 1815 in Nürnberg J. K. S. Steiner heraus. — Im J. 1776 und 1777 ließ Griesbach die zwei Theile seines bei akademischen Veranlassungen geschriebenen Programms: De vera notione vocabuli πνευμα in cap. VIII. Epistolae ad Romanos erscheinen. Im J. 1778 folgte der Commentarius in Ephes. I, 19 seq., 1780 der Commentarius ad locum Pauli I. Corinth. XII, 1—11, 1784 das Programm: De fontibus, unde Evangelistae suas de resurrectione Domini narrationes hauserint, in demselben Jahre das Programm: De Spiritu Dei, quo abluti, sanctificati et justificati dicuntur Corinthii I. Cor. VI, 11, desgleichen das Programm: De verbo firmo prophetico II. Petr. I, 16—21. Im J. 1791 und 1792 erschien je eine Particula von dem Programm: De imaginibus Judaicis, quibus auctor epistolae ad Hebraeos in describenda Messiae provincia usus est, in dem letztgenannten Jahre außerdem das Programm über die Frage: Quid Hebr. III, 7. 10. 11 καταπαύσεως θεου imagine adumbretur, 1793 das Programma sistens locorum Novi Testamenti ad ascensum Christi in coelum spectantium syllogen.

Allgemeineren dogmatisch-religiösen Inhalts sind die nachstehenden von ihm veröffentlichten Druckwerke: Programma de mundo a Deo Patre condito per Filium, 1781. Programma de nexu inter virtutem et religionem, 1784. Stricturarum in locum de theopneustia librorum sacrorum particulae quinque, Jena 1784—1788.

Im J. 1779 ließ er, zunächst als Leitfaden für seine Vorlesungen, auf eigene Kosten die „Anleitung zur gelehrten Kenntniß der populären Dogmatik" drucken. Da das Buch auch in weiteren Kreisen viel Anklang fand, so ließ er sich später, um den Nachfragen darnach zu genügen, dazu bestimmen, dasselbe in einer zweiten Auflage herauszugeben, und zwar unter dem Titel: Anleitung zum Studium der populären Dogmatik, besonders für künftige Religionslehrer. Jena 1786. Schon 1787 wurde eine dritte, 1789 eine vierte Auflage erforderlich.

Als Griesbach in Jena zu dociren begann, inaugurirte er dieses Amt mit dem kirchengeschichtlichen Programm: De historiae ecclesiasticae, nostri saeculi usibus accommodatae, utilitate. Jena 1776. Diesem Gebiete gehört ferner an die Abhandlung: De potentiore ecclesiae Romanae principalitate ad locum Irenaei, L. III. c. 3, 1779. Dogmenhistorisch ist das Programma, in quo Eutychis de unione naturarum in Christo sententia illustratur, 1794.

Außerdem lieferte Griesbach mehrere Beiträge zu Zeitschriften, z. B. und namentlich zu dem Repertorium

63) Auch kurz als Commentarius in N. T. bezeichnet.

für biblische und morgenländische Literatur, sowie längere oder kürzere Recensionen, besonders für die Allgemeine Deutsche Bibliothek und für die Allgemeine Literatur-Zeitung. — Seine Programme wurden meist im Namen der Universität (Jena) geschrieben und erschienen zu Pfingsten. Eine Auswahl von ihnen nebst anderen seiner wissenschaftlichen Abhandlungen finden sich in seinen Opuscula academica, welche J. Ph. Gabler 1824, Jena, in zwei Bänden herausgab.

IV. Literatur über Griesbach. Ein von ihm selbst lateinisch niedergeschriebenes Curriculum vitae ließ C. J. Danov, als er ihn zum Doctor der Theologie promovirte, 1777 in dem Programm: De judicii super integritate Scripturae Sacrae regundi justis finibus mit abdrucken. Ebenfalls von Griesbach selbst verfaßt ist ein teutsch geschriebener Lebenslauf in dem Allgemeinen Magazin für Prediger von J. R. Th. Beyer III, 5. S. 537 fg. — Als vorzüglichste und zuverlässigste Quelle über Griesbach's äußere Lebensschicksale und Schriften haben wir betrachtet und benutzt: Gedächtnißrede auf D. Johann Jacob Griesbach, weyl. herzogl. Sachs. Weim. Geheim. Kirchen-Rath, ersten Professor der Theologie zu Jena, der Königl. Bayersch. Academie der Wissenschaften zu München und mehrer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Nebst einer Skizze seines Lebenslaufs von Friedrich August Koethe, Professor zu Jena. Jena 1812. Koethe hatte dem Verstorbenen längere Zeit hindurch innerlich wie äußerlich sehr nahe gestanden und war von ihm theilweise mit der Ordnung seiner Angelegenheiten betraut worden. — Noch im J. 1812 erschien in Breslau: Ueber J. J. Griesbach's Verdienste. Eine akademische Vorlesung, gehalten auf der Universität Breslau, von J. Chr. W. Augusti. — In den von H. J. Chr. Weissenborn, Jena 1849, edirten H. C. A. Eichstadii Opuscula oratoria findet sich p. 559 bis 584 ein Fragmentum mit der Ueberschrift: Joannis Jacobi Griesbachii et Caroli Christ. Erh. Schmidii vitae parallelae recitationibus aliquot academicis expositae. Aus dem p. 585—594 beigefügten Appendix de vocabulo mediocritatis vom Jahre 1842 ersieht man, daß die Vitae parallelae Eichstädt's von dem Verfasser 1815 und 1816 dem Druck übergeben worden sind. — Weniger ausgiebig als die vorstehend genannten Biographien sind die uns zugänglich gewordenen Conversations-Lexica, sowie die nachstehend verzeichneten Sammelwerke. Ueberficht der Geschichte der Universität Halle in ihrem ersten Jahrhundert von Joh. Christian Förster. Halle 1794. Geschichte der Universität zu Halle bis zum Jahre 1805 von Joh. Christoph Hoffbauer. Halle 1805. Ebenso Bullmann's Beiträge zur Geschichte der Universität Halle. Die Universität Halle nach ihrem Einflusse auf gelehrte und praktische Theologie in ihrem ersten Jahrhundert von A. H. Niemeyer. Halle und Berlin 1817. Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558 bis 1858 von D. J. Günther. Jena 1858. Die gelehrten Theologen Deutschlands von H. Döring, I, 541 fg. Das gelehrte Deutschland von Meusel, II, 634; IX, 458; XI, 293; XIII, 500; XVII, 776; XXII, 448. Der Nekrolog der Deutschen. Handbuch der theologischen Literatur von G. B. Winer. (*J. Hasemann.*)

Grieselinia, s. Griselinia.

GRIESHABER (Franz Karl), geb. zu Endingen den 12. Dec. 1798, war der Sohn des praktischen Arztes Fr. Joseph Grieshaber, der, aus Gütenbach im badischen Schwarzwalde stammend, später als Stadtphysicus in Breisach eines bedeutenden Rufes in der Praxis sich erfreute. Seine Mutter Franziska v. Pino, eine geist- und gemüthreiche Frau, stammte aus einem in früheren Zeiten aus Oberitalien eingewanderten Geschlechte. Von 1809 an besuchte er das Gymnasium in Freiburg, das damals unter dem Großherzog Karl Friedrich eine völlige Umgestaltung erfahren hatte. Im Herbst 1814 ging er zur Universität in Freiburg über, wo er nach Absolvirung des zweijährigen philosophischen Cursus dem Studium der Theologie sich zuwandte und in dieser Zeit namentlich durch die Vorträge des gelehrten und geistvollen Hug, mit dem er später in freundschaftlichem Verkehr stand, zur freien wissenschaftlichen Forschung Anregung erhielt. Auch in die philologischen Studien, für welche damals noch kein besonderer Lehrstuhl an der Universität errichtet war, wurde er vorzugsweise durch Hug eingeführt. Nachdem er die Universität mit ausgezeichnetem Erfolg absolvirt hatte, wurde er im J. 1821 mit einer Lehrstelle am Gymnasium in Freiburg betraut und bald in Folge der Tüchtigkeit, die er im Lehramt bewährte, definitiv zum Professor ernannt. Im J. 1827 wurde er an das Lyceum in Rastatt versetzt an die Stelle des Prof. Schmeisser, dem die in Erledigung gekommene Präfectur des Gymnasiums in Freiburg übertragen worden war. In Rastatt, wo er bald nicht blos im Schulamte neben Loreye und Feldbausch eine sehr geachtete Stellung einnahm, sondern auch durch seine literarischen Leistungen in weiteren Kreisen sich bekannt machte, verblieb er bis 1857, wo fortdauernde körperliche Leiden ihn nöthigten, von seiner öffentlichen Lehrthätigkeit sich zurückzuziehen. Seine Leistungen hatten indessen vielfache und verdiente Anerkennung gefunden. Schon im J. 1847 wurde er vom Großherzog Leopold zum geistlichen Rath ernannt; 1851 erhielt er das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens; 1856 ertheilte ihm die Universität Freiburg das Ehrendiplom des Doctorats. Nach seiner Pensionirung, die ihm in ehrenvoller Weise zu Theil wurde, wählte er Freiburg zu seinem ferneren Aufenthalte, um dort theils seine Gesundheit wiederherzustellen, theils seinen Lieblingsbeschäftigungen, die namentlich auf teutsche Literatur, Geschichte und Kunst sich bezogen, und dem literarischen Verkehr mit nahen und fernen Freunden, deren er eine große Anzahl in allen Theilen Teutschlands hatte, sich hinzugeben. Zugleich betheiligte er sich als ordentliches Mitglied an der Gesellschaft für teutsche Sprache in Berlin, ferner an den Vereinen für Alterthum, Geschichte, Kunst und Literatur in Baden, Bonn, Karlsruhe, Stuttgart und Ulm. Doch nur wenige Jahre konnte er seiner Muße sich erfreuen; seine körperlichen Leiden verließen ihn nie ganz

wieder, und am 20. Dec. 1866 ereilte ihn nach kurzem Krankenlager der Tod.

Unter den von ihm herausgegebenen literarischen Arbeiten sind besonders folgende hervorzuheben: „Vaterländisches aus den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Lebens. Rastatt 1842." „Aeltere noch ungedruckte deutsche Sprachdenkmale religiösen Inhalts. Rastatt 1842." „Deutsche Predigten des 13. Jahrhunderts, zum ersten Mal herausgegeben, 2 Bände. Stuttgart 1844 und 1846." „Oberrheinische Chronik, älteste bis jetzt bekannte in deutscher Prosa, aus einer gleichzeitigen Handschrift zum ersten Mal herausgegeben. Rastatt 1850." Außerdem mehrere Abhandlungen in Zeitschriften und Programmen, z. B.: „Ueber die Ostersequenz Victimae Paschali, Rastatt 1844" (Programm); „Die Grabmäler Irmengard's und Rudolf's von Baden im Kloster Lichtenthal" (Schriften des Alterthumsvereins f. d. Gr. B. 1845).

In seinem Testamente setzte er die Universität Freiburg als Universalerbin ein und bestimmte bezüglich der reichen und werthvollen Büchersammlung, die er hinterließ (darunter mehrere Handschriften auf Pergament und Papier), daß solche Werke, welche die Universität bereits selbst schon besitze, an die Bibliothek des Lyceums in Freiburg abgegeben werden sollten. Auch stiftete er mehrere Stipendien, wobei er auf die Fächer, die von den Bewerbern etwa gewählt werden sollten, kein besonderes Gewicht legte. Er verlangte nur, daß die Stipendiaten durch ein eifriges wissenschaftliches Streben, durch Reinheit und Festigkeit des Charakters und durch entsprechendes Talent sich auszeichnen. „Talentlose", sagte er, „wünsche ich dem Staate keine zur Last heranziehen zu helfen." Solche Bewerber, welche in der teutschen Literatur und ihrer Geschichte oder in der Mathematik sich auszeichneten, sollten besondere Berücksichtigung finden; unter den Theologen diejenigen, welche besonders in der Kirchengeschichte und in den Fächern, die zum Bibelstudium gehören, den Vorzug verdienen. Seine reiche Gemälde- und Münzsammlung wurde verkauft.

Grieshaber war nicht blos ein trefflicher Lehrer, Gelehrter und Forscher, sondern auch ein edler Mensch in vollem Sinne des Wortes. Anderen durch Rath und That beizustehen, wo es immer geschehen konnte, war ihm Bedürfniß. Seine reiche Habe schien er mehr für Andere zu verwalten, als für sich selbst zu verwenden. Seine Wohlthätigkeit war so ausgedehnt, daß nur sein Grundsatz, die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte that, manche seiner Gaben im Verborgenen ließ. Man könnte auf ihn anwenden, was einst Goethe von Gleim sagte: „er hätte eher des Athemholens entbehrt als des Wohlthuns und des Schenkens." — Von tief religiösem Gefühl erfüllt, legte er weniger Gewicht auf den Glauben Anderer als auf ihr Handeln. Dogmatischen Fragen wich er aus; die Dogmatik des Gewissens war ihm Hauptsache. Den zu seiner Zeit bestehenden Streit zwischen Staat und Kirche beklagte er tief: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist" war die kurze Entscheidung, die er seinerseits zu geben pflegte. — Im Lehramte war ihm bei Erklärung alter Classiker der Gehalt und die schöne Form Hauptsache; philologischen Grübeleien und Sylbenstechereien war er durchaus abhold. Er wollte etwas Tüchtiges für das Leben; Exercitien trockener Gelehrsamkeit sprachen ihn wenig an. Auch war er kein exclusiver Bewunderer der Griechen und Römer, so gern und gründlich er mit ihren Werken sich beschäftigte; auch die Leistungen anderer Culturvölker wollte er beachtet und anerkannt wissen. Am meisten aber lag ihm das teutsche Vaterland am Herzen. Teutsche Geschichte, teutsche Sprache, Literatur und Kunst waren daher auch die Fächer, deren er mit besonderer Vorliebe sich hingab. Zu beklagen ist nur, daß die erforderliche Muße zu literarischen Arbeiten ihm nicht in ausreichender Weise zu Gebote stand. Hätte das Lehramt, dem er mit voller Hingebung sich widmete, seine Kräfte weniger in Anspruch genommen, so wäre er ohne Zweifel zu umfassenden Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der teutschen Literatur, befähigt gewesen.

(Furtwaengler.)

GRIESHEIM (Heinrich Christoph von), aus einem alten, schon im 13. und 14. Jahrh. angesehenen [1]), noch blühenden Adelsgeschlechte Thüringens, war unter fünf Söhnen Kurt Apel's von Griesheim der vierte und am 4. Jan. 1598 auf dem Rittergute zu Griesheim an der Ilm im Schwarzburgischen geboren. Sein Großvater Hans George von Griesheim, mit einer Katharina von Wangenheim vermählt, war um 1560 Amtmann zu Ilm und Paulinzelle. Frühzeitig zu den Wissenschaften angehalten, bezog der vielversprechende Griesheim fast noch in den Knabenjahren bereits die Universität Jena, wo er sich besonders der Leitung des berühmten Juristen Dominicus Arumäus zu erfreuen hatte und das teutsche Staatsrecht zum bevorzugten Gegenstande seiner Studien erwählte. Bereits im J. 1615 konnte er, erst 17jährig, als Respondent öffentlich auftreten und eine Disputation vertheidigen, worin von Johann Müter aus Lübeck 14 Quaestiones iuridico-politicae de Pacificatione religionis, consensu Procerum sub regimine Caroli V. anno 1555 in Comitiis Augustanis solemniter promulgata [2]) aufgestellt worden waren. Von Jena wendete sich Griesheim auf die Universität Helmstädt und dann im J. 1619 nach Rostock. Hier wie dort bewies er in seinen Studien einen ausnehmenden Fleiß, besonders im Disputiren als Präsent, Respondent und Opponent, und die Anerkennung, welche namentlich seine Jurisprudentiae publicae Romano-Germanicae brevis delineatio, sex dissertationibus comprehensa fand, entflammte seinen Ehrgeiz nicht wenig. Diese Anerkennung war übrigens nicht unverdient, sowol in Absicht auf die Neuheit des behandelten Gegenstandes, als auch, wenn man erwägt, daß hier ein junger Gelehrter von kaum 22 Jahren, ein würdiger Schüler eines Arumäus, ein Werk

1) Vergl. Zedler, Universal-Lexikon. Th. XI. Sp. 912. 913. Eine Felicitas von Griesheim war von 1386—1412 Aebtissin der Cistercienfernonnen in Stadt-Ilm. 2) Auch befindlich in des Arumäus akademischen Discursen de iure publico, Bd. II. S. 486—449.

vorlegt, welchem, abgesehen von einigen jugendlichen Abschweifungen, eine ungemeine Belesenheit in der juristischen Literatur nicht abzusprechen ist. Der Inhalt dieser sechs Dissertationen ist: 1) De veteris Romano-Teutonici Imperii augustissima dignitate et augustissimis praesentis Reipublicae reliquiis atque gloriosissima Electorum institutione. Wenn der Verfasser diese Institution in das Jahr 1209 setzt, so beruft er sich auf ein Decret des Kaisers Otto IV. vom Jahre 1209. 2) De iuramento Electorum, in quo praecipue tractatur de personis, Imperatoria maiestate dignis, et de loco electionis. 3) De tempore electionis, officio Electoris Moguntini, votorum ordine et effectu electionis. 4) De coronatione Imperatoris Germanica, et Electorum officiis. 5) Compendiosa augustissimorum Imperialium Comitiorum explicatio. 6) De nobilitate Germaniae. Diese Dissertationen erschienen zusammengedruckt, 1 Alph. 2 Bog. stark in 8. zu Rostock 1620. Unstreitig hat der Ruf, der sich von diesem Werke ausbreitete, viel dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit des Grafen Ernst von Holstein-Schaumburg, des fürstlichen Stifters der Universität Rinteln, auf den Verfasser zu lenken, als einen Mann, welcher der neuen Universität Ruhm und Glanz zu verschaffen besonders geeignet sein würde. Griesheim ward daher 1621 zum ersten Professor der Rechte nach Rinteln berufen mit der Bestimmung, daß er teutsches Staatsrecht vortragen solle. Wenn diese Berufung und zugleich die Erhebung zum fürstlichen Rath seinem Ehrgeize schmeichelte, so befriedigte ihn dennoch beides nicht auf die Dauer. Sein unbeständiger Sinn, sein ungezähmter Ehrgeiz, wol auch Gegner, welche seine spitzige Zunge kaum schonen mochte, verleideten ihm gar bald seine Stellung in Rinteln. Auch hatte er bereits am 17. Jan. 1622 seinen fürstlichen Gönner durch den Tod verloren, und so konnte Rinteln höhere Würden und Ehren ihm nicht mehr bieten. Er ging im J. 1625 nach Marburg. Hier reifte der Entschluß in ihm, zum Katholicismus überzutreten. Die theologische Facultät zu Marburg suchte ihn zwar auf alle mögliche Weise davon abzuhalten [3]), allein den theologischen Bedenken gegenüber war Griesheim um Gründe für sein Vorhaben nicht verlegen, hinter welchen er seinen Durst nach höhern Ehrenstellen verbergen konnte. Er ward Katholik und der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zu Neuburg berief ihn als geheimen Rath nach Düsseldorf, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um den pfalzgräflichen Hof mit dem kurmainzischen zu vertauschen. Der Kurfürst Anselm Casimir von Mainz ernannte ihn gleichfalls zum geheimen Rath und Oberamtmann der Aemter Amönenburg, Fritzlar, Neustadt und Naumburg. Als solcher wohnte er zu Fritzlar. Als diese Stadt am 9. Sept. 1631 vom Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Cassel eingenommen ward, gerieth auch der Oberamtmann v. Griesheim in seine Gefangenschaft und wurde nach Cassel geführt, von wo ihn die Schweden nach Erfurt brachten und in der Cyriacsburg daselbst gefangen hielten. Erst im J. 1638 erlangte er seine Befreiung. Wenn Griesheim später im Interesse des Kurfürsten von Mainz den Friedensverhandlungen zu Osnabrück 1643 und 1644 beiwohnt, oder auf Empfehlung des Königs Wladislaus IV. von Polen gewissermaßen einen Aufsichtsrath abgibt, der sich über einige Sachen Nachricht erbitten, aber in keine Verhandlungen einlassen darf, so erscheint er in einer ziemlich zweideutigen Rolle, wie er überhaupt bei dem Friedenscongreß in sehr geringer Achtung stand, da man von ihm erzählt, er sei bei den vornehmsten Gesandten herumgelaufen, habe allerlei geplaudert, Bewußtes und Unbewußtes von gewissen Anschlägen des polnischen und dänischen Königs, die Schweden aus Pommern zu verjagen, was jedoch die Gesandten dieser Krone geleugnet, daß er für einen Spion und Verräther gehalten worden, der Alles, was er von seinem eigenen Herrn vernommen, dem schwedischen Minister Salvius entdeckt und Erdichtungen hinzugefügt habe [4]). Dieses Benehmens ungeachtet scheint Griesheim die Gunst des Kurfürsten von Mainz nicht verloren zu haben; er wurde vielmehr nach seiner Rückkehr nach Mainz vom damaligen Kurfürsten Johann Philipp zum subdelegirten Minister bei den zu Nürnberg im J. 1649 anzustellenden Executionsverhandlungen ernannt [5]). Dieser Aufenthalt in Nürnberg gab Veranlassung, daß die Fruchtbringende Gesellschaft den Gesandten v. Griesheim unter dem Namen des Eingebenden zu ihrem Mitgliede ernannte. Weiteres ist von ihm nicht bekannt. Später soll er als Director im wetzlarischen Districte in hessen-darmstädtischen Diensten gestanden haben. Nicht einmal das Jahr seines Todes weiß man.

Seine Schriften, meist Dissertationen, welche zu hohen Erwartungen berechtigten, sind selten, und wenn auch jetzt entbehrlich, doch literarisch immer noch erwähnenswerth. Deshalb gönne man ihnen den kleinen Platz. Es sind folgende: 1) Discursus tres, de Electorum S. R. I. augustissimo Collegio. Helmstadii 1618 und 1619. 11 Bog. in 8. In dem ersten wird behandelt: Septemvirorum origo, progressus, numerus, dignitas et requisita, wo er die Zeit des Ursprungs der Kurfürsten unbestimmt läßt. Der zweite handelt: De Electorum potestate in electione S. S. Romani Imperatoris; der dritte: De Electorum Palatini et Saxonici potestate, quam ipsis concedit, praeter longam consuetudinem Aureae Bullae Cap. V. tempore interregni. 2) Decuria quaestionum illustrium ex iure feudali et publico desumtarum. Helmst. 1619. 8. 3) Discursus de Comitiis Imperii Rom. Germanici. Helmst. 1619. 4 Bog. 4) Dissert. de cucurbitatione. Rostochii 1619. 8., wieder gedruckt 1625. Sie steht auch in der Sammlung: Facetiae facetiarum, hoc est, Jocoseriorum Fasciculus no-

3) Löscher's Unschuldige Nachrichten. 1713. S. 186—216.

4) Man sehe Niels Slange og Hans Gram, den Konges Christian IV. Konges til Danmark og Norge Historie (Copenh. 1749. fol.) S. 1179. 5) Die dem Hrn. von Griesheim damals ertheilte Vollmacht ist der Dissert. des Freiherrn von Lynker: De Commissario imperiali ad negotia Status unter B. beigefügt.

rus 1645. S. 45—53. 5) Die oben genannte brevis delineatio. 6) Discursus historico-politico-iuridicus, nobilissimam Vicariatus S. R. Germ. Imperii materiam exhibens. Rintelii 1621. 6 Bog. in 8., leider durch grobe Druckfehler entstellt. 7) Discursus historico-politico-iuridici ad basin Aureae Bullae, eiusque titulos 1. 2. 3. 4. 5 etc. Rint. 1621. 4. Was der Kanzler von Ludewig darüber urtheilte, ist zu lesen in seiner Vorrede zum 2. Theile der Erläuterung der Güldenen Bulle §. 33. 8) Beschreibung des langwierigen Gefängnisses Ludewig's, Grafens zu Gleichen. Erfurt 1642 in Fol. Diese während seiner Gefangenschaft zu Cassel geschriebene Schrift ist so selten, daß man an ihrem Vorhandensein überhaupt zweifeln könnte, wenn sie nicht in der Struve- und Buder'schen Bibl. historica S. 1160 und von Kreysig in der Histor. Bibliothek von Obersachsen S. 362, auch von Gudenus in der Hist. Erfurtensi S. 154 genannt würde. Die Dissertationen dienen zu einem interessanten Vergleich, wie sich die Ansichten des Verfassers über den fraglichen Gegenstand in auffallend kurzer Zeit erweiterten, ergänzten, berichtigten, und lassen gar sehr bedauern, daß ihr Verfasser durch seinen spätern Lebensgang abgehalten worden ist, die mit so vielem Glück begonnenen Studien über das teutsche Staatsrecht irgendwie zu einem Abschlusse zu bringen [6]).

(*F. Th. Richter.*)

GRIESHEIM (Karl Gustav Julius von), preußischer Militärschriftsteller und zuletzt Generalmajor und erster Commandant von Coblenz und Ehrenbreitenstein, geb. den 16. Juli 1798, gest. den 1. Jan. 1854. Griesheim ist einer von den preußischen Militärs, welche durch ihr Vorbild und durch ihre Schriften den exacten Geist im preußischen Heere erzeugt haben, der das preußische Heer in den Kämpfen gegen Dänemark (1864), Oesterreich (1866) und Frankreich (1870) geradezu unüberwindlich gemacht hat; auch war er einer der ersten Arbeiter an der Reorganisation des Landwehrwesens, wodurch Preußen in den Stand gesetzt wurde, in kürzester Zeit das größte Heer gedienter Soldaten aufzustellen.

Die Jugend Griesheim's ist voll von Entbehrungen und bitteren Erfahrungen gewesen, und zugleich eine Zeit strenger wissenschaftlicher Studien: eine Beobachtung, die man bei den meisten bedeutenden preußischen Generälen machen kann, z. B. bei Schwerin, Scharnhorst, York und Moltke. Sein Vater war Hauptmann im Infanterieregimente von Götz, seine Mutter stammte aus der Familie von Sartorius aus Braunschweig [1]). Griesheim wuchs in einer mächtig bewegten Zeit auf. Preußen war durch den Krieg mit Napoleon bis in das innerste Mark erschüttert. Das Unglück des Landes wurde bis in den fernsten Winkel und in dem kleinsten Familienkreise nachgefühlt. Daß die ersten nachhaltigen Jugendeindrücke von dem Hauche dieser Stimmung berührt wurden, ist natürlich. Litt doch die Familie Griesheim's direct unter der Noth des Landes, da der Vater durch die im Kriege mit Napoleon empfangenen Wunden dienstunfähig und daher pensionirt worden war. Energie und Schnellkraft des Geistes scheint das Erzeugniß der entbehrungsvollen Jugend Griesheim's gewesen zu sein. — Den ersten Unterricht erhielt Griesheim in einer berliner Privatschule, von seinem zehnten Jahre an aber im Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Er saß in Secunda, als die großen Ereignisse des Jahres 1813 Jung und Alt in Preußen zu den Fahnen riefen. Auch dem regsamen Knaben, dem Sohne eines auf dem Schlachtfelde invalid gewordenen ritterlichen Mannes, wurde es jetzt in seinem Kreise zu enge. Er wußte es durchzusetzen, daß er schon im November 1813 eingesegnet wurde; Schleiermacher war es, der diese kirchliche Handlung an ihm verrichtete. Der letzte Einwand der besorgten Mutter war jetzt beseitigt; nichts hielt Griesheim mehr von der Theilnahme am Kriege zurück. Eines Morgens sah man den blondgelockten zarten Jüngling die Rampe zum königlichen Schlosse hinaufschreiten, um sich dem Könige vorzustellen und der Garde eingereiht zu werden. Er wurde gnädig angenommen und trotz des widerstrebenden Commandeurs dem neugebildeten 2. Garderegiment zu Fuß eingereiht; wirklich eingestellt wurde er wegen seiner Schwächlichkeit erst im August 1814, als der Feldzug in Frankreich schon vollendet war. Auch im Feldzuge vom J. 1815 kam er mit seinem Regimente zu spät, um noch am Kampfe theilnehmen zu können; die Siegesnachricht von Belle-Alliance traf ihn auf dem Marsche nach Frankreich. Er wurde am 3. Juli zum Officier ernannt und hielt als solcher am 22. Juli seinen Einzug in Paris.

Die eigentliche Kriegsarbeit ging so dem jungen Soldaten verloren, dagegen hatte er volle Gelegenheit, die Vorbereitungen zum Kriege genau zu beobachten, was seinen militärischen Gesichtspunkt bedeutend erweitern mußte. Das Tagebuch, welches er in dieser Zeit geführt, zeigt, wie sehr er nach Belehrung strebte und wie ihn sein ernster Sinn in Paris vor dem Strudel der frivolen Vergnügungen bewahrte, in die sich der größte Theil seiner Kameraden, selbst der älteren, stürzte. Seine Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit im Dienste brachte ihm im J. 1819 die Ernennung zum Regimentsadjutanten und zugleich zum Auditeurofficier für alle drei Bataillone seines Regiments. Er legte in diesem Doppelverhältniß schon damals die ersten Proben einer eisernen Arbeitsfähigkeit ab und gewann eine für seine jungen Jahre seltene Gewandtheit in der Handhabung des Militärrechts und eine ungewöhnliche juridische Bildung. Gerade die Anregung, die er durch den Dienst erhielt, andererseits aber wol auch das Bedürfniß, die dadurch ihm fühlbar gewordenen Lücken in seinem allgemeinen Wissen auszufüllen, führten ihn damals als Hospitanten in die Hörsäle der Allgemeinen Kriegsschule und der Universität, wo er besonders die Vorlesungen Karl Ritter's, Alexander von Humboldt's, Erman's, Hegel's und anderer Gelehrten Berlins hörte. Er hat diese Studien

6) Vergl. Nova Acta Erudit. 1740. P. I. p. 299. Jugler's Beiträge zur jurist. Biograph. Bd. VI. S. 18—25.

1) Gustav v. Griesheim war der älteste Sohn; er hatte noch zwei Brüder, welche beide Juristen wurden und sich auszeichneten, jedoch vor ihm starben.

mit solcher Nachdrücklichkeit und Begabung getrieben, daß er schon früh in den auserlesenen Kreis der Mitarbeiter an den von der Hegel'schen Schule gegründeten „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" gezogen wurde, und daß, als Prof. Gans Hegel's philosophische Vorlesungen herausgab, gerade zu Griesheim's Heften gegriffen wurde, um die unvollständigen Aufzeichnungen Hegel's zu ergänzen.

Es war natürlich, daß ein Officier von so reichem Wissen und starkem Willen, wie Griesheim, in dem Generalstabe der Armee am besten seine Verwendung gefunden hätte. Auch wurden seine Vorgesetzten schon frühzeitig auf ihn nach dieser Seite hin aufmerksam. — Im J. 1826 rief man ihn, nun als Premierlieutenant, zur Theilnahme an der Uebungsreise des großen Generalstabes ein, doch erfolgte seine definitive Zuweisung zum Generalstabe damals noch nicht. Erst mehrere Jahre später wurde sie beabsichtigt, doch brauchte ihn der Kriegsminister, der gerade damals einen fähigen Officier für das Kriegsministerium suchte, nothwendiger in seinem Ressort. — Im J. 1831 wurde Griesheim Hauptmann und Chef der 7. Compagnie des 2. Garderegiments und hatte als solcher Gelegenheit, die kleinsten Details des Dienstes unter besonderer Verantwortlichkeit zu beobachten. Er that das nicht einseitig, sondern verfolgte zugleich deren Bedeutung in der Gesammtwirkung der ganzen Kriegsmaschine, und verstand es, als echter, ganzer Mann, seinem Dienste Bedeutung und Befriedigung abzugewinnen und im Kleinen für das Große zu lernen. In dieser Thätigkeit entstand seine erste bedeutende literarische Arbeit, das Buch: „Der Compagnie-Dienst. Ein Handbuch für Infanterie-Officiere der Königlichen Preußischen Armee." Berlin 1836; eine zweite Auflage davon erschien schon im J. 1838; eine dritte im J. 1856, besorgt durch Hantelmann. Das Buch war dem damaligen Kronprinzen, spätern Könige Friedrich Wilhelm IV., gewidmet. Es war nach competenten Stimmen nicht nur in der preußischen Armee allbekannt und wohlberufen; auch im Auslande ist seine vorzügliche Brauchbarkeit anerkannt worden, jedenfalls nicht wegen der Behandlung der specifisch preußischen Dienstformen, sondern wegen allgemeiner Vorzüge. Für den preußischen Officier wurde es ein fast unentbehrliches Vademecum wegen des damals fehlenden officiellen Dienstreglements und verdrängte bald das früher officiell erschienene „Handbuch für Landwehr-Subaltern-Officiere". Eine neue dritte Ausgabe selbst zu veranstalten, wurde Griesheim durch seine Dienstgeschäfte verhindert.

Im J. 1837 wurde Griesheim zur Dienstleistung in das Kriegsministerium commandirt, indem gleichzeitig seine Versetzung in den großen Generalstab in Aussicht genommen war; seit dem Jahre 1838 [2]) war er auch als Lehrer der Taktik an der Allgemeinen Kriegs-, sowie an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule thätig. In der letzteren Schule blieb er nur bis 1839, in der ersteren aber bis 1848, zuletzt als Lehrer der Kriegsgeschichte. Seine Thätigkeit an den höchsten Militärbildungsanstalten des preußischen Staates entsprach den von ihm gehegten günstigen Erwartungen in hohem Grade. Viele der jetzt höheren preußischen Officiere verdanken seinem lichtvollen und anregenden Vortrage die Grundlage zu ihren taktischen Kenntnissen. Auch literarisch hat Griesheim seine Thätigkeit fixirt; zu seinen Vorlesungen über die Taktik arbeitete er ein Heft aus, welches noch vor 1840 vollendet war. Dieses Heft gab der Premierlieutenant A. v. Horn nach dem Tode des Verfassers unter dem Titel: „Vorlesungen über die Taktik. Hinterlassenes Werk des Generals Gustav von Griesheim" (Berlin 1855) heraus; eine zweite „neu revidirte" Ausgabe erschien im J. 1860. Diese Arbeit war ein schweres Werk. Nach dem Vorwort des Herausgebers war die Wissenschaft der Taktik bis 1840 zwar reich an Literatur, aber reich nur an Monographien, arm an Lehrbüchern. Diese Lehrbücher waren weit werthloser als die meisten Monographien, indem sie fast überall von idealen Voraussetzungen ausgehen. Griesheim schlug einen andern Weg ein. Er schuf sich weder einen Reichthum taktischer Formen und gründete darauf seine Lehren, noch reducirte er den Reichthum der Formen nach abstracten Principien auf ein Minimum, um dem Gesetze der Einfachheit unter allen Umständen gerecht zu werden, sondern er nahm einen praktischen Standpunkt ein. Er ging von der preußischen Armee als dem Concreten aus, betrachtete vorzugsweise die taktischen Formen und Organisationen der preußischen Armee und verglich sie dann mit denen anderer Armeen, zog nun erst die Theorie und die aus einer denkenden Betrachtung kriegsgeschichtlicher Erfahrung gewonnenen Grundsätze zu Hilfe. Er schrieb seine Vorlesungen für preußische, sowie für solche teutsche Officiere, deren Armeen in Form und Ursprung der preußischen gleichen, deren Bestimmung es also sein soll, sich einst um eine Fahne zu scharen und für dieselben Ideen und Güter zu kämpfen; vergl. v. Horn's Vorrede. Das Buch ist mit einer seltenen Schärfe, Frische und Klarheit geschrieben, mit einer tiefen Kenntniß der Literatur und mit Geist verfaßt. Ich darf auch deshalb bei ihm länger verweilen, weil es die ganze Taktik enthält, welche Preußen in neuester Zeit so groß gemacht hat, und weil es so manchem preußischen Officier Klarheit gegeben haben mag auf diesem wichtigen Gebiete. Der Herausgeber v. Horn bemerkt in der Vorrede zur 2. Auflage mit Recht: „Im Kriegswesen ist ein halbes Wissen schlimmer als gar keins. Den Glauben an die reglementarische Autorität zersetzt es, ohne etwas an dessen Stelle zu setzen." Wer die schwere Arbeit des kritischen Studiums der Taktik sich erspart, der kann ein ganz guter Soldat sein, wird aber im Kriege oft in Verlegenheit gerathen. „Die Mehrzahl solcher Militairs, im dunkeln Gefühle, daß ihnen etwas Wesentliches fehle, macht sich darauf gefaßt, in einem Kriege zuerst mancherlei bittere Erfahrungen zu machen,

2) Nach der Vorrede v. Horn's S. IX zu diesen Vorlesungen wurde Griesheim erst im J. 1840 Lehrer der Taktik an der Kriegsschule. Doch ist mir das aus dem Grunde nicht recht wahrscheinlich, weil Griesheim seine Vorträge nach v. Horn S. XIII schon vor 1840 geschrieben hat.

dann aber bei zunehmender Kriegsgewohnheit sich ruhmvoll aus allen Lagen hervorzuarbeiten." Dazu bleibt bei der jetzigen Kriegführung aber kaum noch Zeit. Das hohe Verdienst des Griesheim'schen Werkes für die preußische und teutsche Armee ist es daher, zu einem kritischen Studium der Taktik angeleitet zu haben, zu einem Studium, welches daran gewöhnt, das Zufällige, Vergängliche vom Wesentlichen und Dauernden zu unterscheiden [3]). Griesheim hat in seinen Vorlesungen aus der Masse des Zufälligen in der Taktik einen so soliden Kern herausgeschält, daß der Herausgeber es im J. 1860 bei der zweiten Auflage wagen konnte, über die meisten angeblichen Neuerungen der französischen Taktik in dem italienischen Feldzuge von 1859 hinwegzugehen. Nicht einmal die Tragweite der neuen gezogenen Geschosse zog er besonders in Betracht, da er glaubte, daß dieselbe und die vergrößerte Wirkung der Geschosse überhaupt im Wesentlichen nicht viel in den gebräuchlichen Gefechtsmethoden, sowie sie im Griesheim'schen Texte beschrieben seien, ändern würde.

Auch Griesheim's persönliche Thätigkeit als Lehrer ist eine sehr ersprießliche gewesen; das zeigen die Bemerkungen des Herausgebers seiner Taktik an vielen Stellen.

Im J. 1839 avancirte Griesheim zum Major, blieb jedoch Mitglied des Kriegsministeriums, als welches er eine ungewöhnlich umfangreiche Thätigkeit in seinen besten Mannesjahren entwickelte. Schon dadurch, daß er unter neun verschiedenen Kriegsministern (den Generalen v. Rauch, v. Boyen, v. Rohr, v. Reyher, Graf v. Canitz, v. Schreckenstein, v. Pfuel, v. Strotha und v. Stockhausen) in diesem Verhältnisse blieb, leistete er die ersprießlichsten Dienste; auch ist keine der in diesem inhaltvollen Zeitabschnitte (von 1837—1850) zur Ausführung gekommenen, außerordentlich zahlreichen und für Preußens Militäradministration und Kriegsorganisation ungemein bedeutungsvollen Maßregeln ohne seine thätige und einflußreiche Mitwirkung geblieben. Persönlich ausgearbeitet hat er die neue Bezirkseintheilung der Landwehr (vom J. 1842), für welche er den rothen Adlerorden 3. Classe erhielt, und den Mobilmachungsplan vom J. 1844. An der Abfassung des unter dem Vorsitze des damaligen Prinzen von Preußen (des jetzigen Kaisers Wilhelm I.) entworfenen und 1847 eingeführten Exercierreglements für die Infanterie hatte er bedeutenden Antheil; ebenso an der Umgestaltung des Cadettencorps und an der Errichtung der Central-Turnanstalt, zu deren Director er am 1. April 1847 ernannt wurde. Im J. 1847 wurde er zur Belohnung für seine Leistungen außer der Tour zum Oberstlieutenant befördert; schon im Jahre vorher war er zum Vorsteher der „Armeeabtheilung" im Allgemeinen Kriegsdepartement ernannt worden.

Ganz besonders hat er sich aber im stürmischen Jahre 1848 um den Staat verdient gemacht. Als die Revolution in Berlin ausbrach und man sich nach einem energischen und befähigten Mann umsah, um das hartbedrohte Staatsschiff in regelmäßiger Fahrt zu erhalten, da fiel die Wahl auf Griesheim, und man nahm keinen Anstand, ihn als Oberstlieutenant zum Director des Allgemeinen Kriegsdepartements zu machen, dessen Leitung bis dahin nur älteren Generalen anvertraut zu werden pflegte. Griesheim blieb in der aufgeregten Zeit nicht bei seinem Fache, sondern trat mit Energie und Erfolg auch auf dem Felde der Politik auf. Er wurde bei seiner königsgetreuen altpreußischen Gesinnung bald eine der Stützen der conservativen Partei Preußens. In seiner amtlichen Stellung wurde er die rechte Hand des Kriegsministers, war er bei dem häufigen Wechsel der leitenden Persönlichkeiten gewissermaßen das Centrum des Ministeriums, repräsentirte er gewissermaßen das stabile Element in demselben. Sein Biograph in dem Militär-Wochenblatt, der jetzige preußische Kriegsminister, damals, als er schrieb (1854), Oberstlieutenant von Roon, wie ich höre, sagt zu einer Zeit, wo die Wogen ruhiger gingen und man die vergangenen Jahre unbefangener beurtheilen konnte, S. 16 von ihm Folgendes: „Griesheim's immer gleiche Klarheit und besonnene Ruhe der Auffassung hat den panischen Schrecken manches gefährlichen und kritischen Moments gebannt; — seine Unerschütterlichkeit, sein Gleichmuth, seine Entschlußfertigkeit bildeten die sicheren Pfeiler, an denen gebeugte Gesinnungsgenossen sich wieder aufrichten, vor denen zugleich der Uebermuth, die Anmaßung, die Frechheit der Gegner beschämt, bestürzt, ohnmächtig zurückweichen mußten. Zugleich verlieh ihm das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit und inneren Sicherheit, unterstützt von natürlicher Beredsamkeit und Geistesgegenwart, die meist schonungslos gehandhabte Waffe derber Satyre und kaustischer Schärfe, wodurch freilich die Gegner oft ebenso sehr erbittert als niedergeschmettert wurden. In und außer dem Dienste, der Nationalversammlung oder lärmenden und erhitzten Volkshaufen gegenüber, niemals verließ ihn seine unerschütterliche Festigkeit, seine muthige, ja zuweilen übermüthige Sicherheit [4]) in Wort und That; niemals hat ihn daher auch das Vertrauen auf den endlichen Sieg der gerechten Sache, auf die Heilung der vaterländischen Schäden — so todesgefährlich sie schienen — verlassen."

Auch literarisch ist Griesheim damals in wichtigen Tagesfragen aufgetreten. Gleich nach den Märztagen verlangte die Menge den Krieg mit Rußland, dessen Einfluß bis dahin in Preußen allerdings nicht gering war, als eine politische Nothwendigkeit für Preußen und Teutschland. Da veröffentlichte Griesheim im April 1848, jedoch ohne in dieser wie in allen übrigen zu nennenden Broschüren seinen Namen zu nennen, dagegen eine Flugschrift, betitelt: „Ueber den Krieg mit Rußland", und legte darin die Gründe gegen übereiltes Brechen mit Rußland dar. Zugeschrieben wurden ihm auch zwei an-

3) Auch ein gebildeter Laie würde das Werk mit Interesse lesen, besonders die historische Einleitung.

4) Nach dieser Schilderung hat er manche Aehnlichkeit mit dem Grafen v. Bismark.

dere Broschüren: „Ueber die Dauer der gesetzlichen Dienstzeit in der Preußischen Armee" und „Das Cadetten-Corps sonst und jetzt", die gegen die Anträge der Nationalversammlung, welche bekanntlich damals mit aller Kraft auf Schwächung der alten militärischen Einrichtungen Preußens losarbeitete, gerichtet waren. Sie sind jedoch aus einer anderen, aber gesinnungsverwandten Feder geflossen. Dagegen veröffentlichte er über denselben Gegenstand, als das Reichsparlament zu Frankfurt am Main das preußische Heerwesen in seinen Bereich zu ziehen suchte, die von Feuer und Kraft sprühende Denkschrift: „Die deutsche Centralgewalt und die preußische Armee. Geschrieben den 23. Juli 1848." Niemals, in jener ganzen Sturmperiode, so sagt v. Roon von ihr, ist etwas Zeitgemäßeres, Wirksameres, Vernichtenderes geschrieben worden. Gegen den „Entwurf des Wehrausschusses der Reichs-Versammlung zu einem Gesetze für die Deutsche Wehrverfassung" sandte Griesheim im October 1848 die Broschüre: „Kritische Bemerkungen über den Entwurf rc." Dieselbe ist milder und sachlicher als die vorige geschrieben; natürlich wies er den „Entwurf" zurück, von dem er schließlich sagt: „Wir erwarten und verlangen ein gutes Schwert, dem etwa nur noch schnell die Schärfe anzuschleifen ist, und man zeigt uns statt dessen, nach welchen theoretischen Grundsätzen sich unter gewissen Voraussetzungen ein Eisenbergwerk anlegen läßt." Als in Preußen selbst Versuche sich zeigten, welche darauf ausgingen, besonders die Landwehr von ihrer Pflicht abwendig zu machen, richtete Griesheim Ende November 1848 an die Soldaten eine Flugschrift unter der bezeichneten Ueberschrift: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten."

Neben dieser publicistischen Privatthätigkeit entwickelte Griesheim auch in seiner amtlichen Stellung eine große Regsamkeit, besonders 1849 in der Bearbeitung der Militärconventionen mit mehreren norddeutschen kleinen Staaten, die ihm mehrere Orden eintrug. Zugleich war er 1848 als Commissarius des Kriegsministers in der Nationalversammlung angestrengt thätig; von den Berichten, die er in dieser Eigenschaft der Versammlung zu machen hatte, ist besonders der über den Zeughaussturm hervorhebenswerth. Im J. 1849 wurde er von mehreren Kreisen als Abgeordneter in beide preußische Kammern gewählt. Er nahm das Mandat für den Kreis Teltow-Beeskow-Storkow in der 2. Kammer an; in den stenographischen Berichten ist viel von ihm zu lesen.

Im Mai 1849 wurde Griesheim zum Obersten befördert. Ein Jahr später wurde er aus seiner Stellung im Kriegsministerium, dessen Seele er in der gefährlichsten Zeit gewesen war, abberufen und zum ersten Commandanten von Coblenz ernannt. Man wollte den tüchtigen Mann auch in anderen Dienstzweigen erproben; im Heere war man der Ansicht, daß die neue Stellung für ihn nur die Bedeutung eines Interims und eines Ueberganges zu den höheren Befehlshaberstellen habe. Der Prinz von Preußen besonders hatte zu ihm großes Vertrauen. Als im November 1850 die preußische Armee wegen des in der hessischen Frage mit Oesterreich drohenden Conflictes mobil gemacht wurde, ernannte ihn der Prinz von Preußen zum Chef des Stabes des seinem Befehle unterstellten Armeecorps. Nach der gleich darauf erfolgten Demobilisirung kehrte Griesheim wieder auf seinen Posten nach Coblenz zurück. Es hatten sich bei der Mobilisirung einige Schwächen in der Organisation der Landwehr gezeigt. Die Gegner der Regierung griffen deshalb die ganze preußische Kriegsorganisation an und verdammten sie selbst in allen ihren Grundlagen. Den zahlreichen darauf gerichteten Zeitungsartikeln und Broschüren trat Griesheim im October 1851 in der Flugschrift: „Lebensfragen der Landwehr" entgegen. Er zeigte darin mit der ihm eigenen Klarheit, daß „das alte, wohnliche, im Ganzen vortreffliche Gebäude, einiger Risse wegen, nicht abgetragen", wol aber, und zwar unverzüglich, durch gewisse (seitdem auch großentheils ins Leben getretene) Verbesserungen von Neuem fest, sicher und haltbar gemacht werden solle.

Im J. 1853 wurde Griesheim zum Generalmajor ernannt, nach damaligen Verhältnissen in ziemlich jungen Jahren. Aber schon lauerte der Tod auf den tüchtigen Mann. Nach mehrjährigem Kränkeln starb er an der sogenannten Bright'schen Nierenkrankheit. Das preußische Heer beklagte den Verlust tief. Wie sehr der Prinz von Preußen auf Griesheim hielt, mag man daraus ersehen, daß er, obschon noch Reconvalescent, an der Beerdigung seines ehemaligen Generalstabschefs doch persönlich theilnahm, vergl. die Kreuzzeitung vom 8. Jan. 1854. — Eingehenderes über Griesheim vergl. in der Abhandlung: „Zur Erinnerung an den Generalmajor v. Griesheim" (Beiheft zum Militär-Wochenblatt für Januar 1854. Redigirt von der historischen Abtheilung des Generalstabes), wie ich höre, vom jetzigen Kriegsminister, damaligen Oberstlieutenant v. Roon, verfaßt.

(*R. Pallmann.*)

GRIESHOLZ, Lignum nephriticum, nach der angeblich diuretischen Wirkung so genannt, sonst auch als blaues Santelholz bezeichnet, soll von **Moringa pterygosperma** kommen, einem in Ostindien einheimischen, jetzt auch im tropischen Amerika wachsenden Baume.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIESINGER (Georg Andreas[1]) von), geheimer Legationsrath bei der königl. sächs. Gesandtschaft am k. k. österreichischen Hofe zu Wien, war zu Stuttgart am 8. Jan. 1769 geboren. Seinen Vater, den Regierungsrath Georg Christoph Griesinger, verlor er, als er zwölf Jahre alt war; er hatte aber das Glück, in seiner Mutter Louise Dorothea geb. Beutel von Leonberg eine treffliche Erzieherin zu erhalten. Sie verstand es mit seltener Geschicklichkeit, den angeborenen guten Eigenschaften dieses Sohnes den Charakter der Liebenswürdigkeit anzubilden, welcher in allen Verhältnissen seines Lebens sich bewähren sollte. Es war kein Zweifel, der guterzogene junge Mann mußte nach Vollendung seiner Studien in Tübingen, da ihn seine Neigung besonders dazu führte,

1) Nach Meusel (Gel. Teutschl. XIII, 501), während er im Nekrolog August heißt.

auch ein guter Erzieher werden. Im September 1791 ging er als Erzieher in die französische Schweiz und verweilte daselbst bis zum Frühjahr 1797, wo er zwei junge Schweizer auf die Universität nach Leipzig geleitete. Nicht lange nachher ward ihm von dem damaligen kursächs. außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am kaiserlichen Hofe zu Wien, Grafen von Schönfeld, die Erziehung von dessen Sohne übertragen. Tüchtig in jeder Beziehung, erwarb er sich sehr bald das Vertrauen des Grafen in so hohem Grade, daß er für immer an dessen Haus gefesselt wurde. Der Graf gewann ihn für die diplomatische Laufbahn. Dies konnte um so eher geschehen, als Griesinger bei dem Ableben des damaligen Legationssecretärs durch den Grafen Gelegenheit erhielt, nicht allein seinen guten Kopf, sondern auch eine vorzügliche Befähigung zu Geschäften an den Tag zu legen, die seinen bisherigen Studien fremd sein mußten. Der Graf konnte in seinen hohen Erwartungen von ihm kaum getäuscht worden sein, da er dem sächsischen Staate in Griesinger einen seiner treuesten Diener erworben hatte. Griesinger ward im J. 1804 Legationssecretär, 1811 Legationsrath und 1828 geheimer Legationsrath. Zu verschiedenen Malen bekleidete er auch die Function eines königl. sächsischen Geschäftsträgers am kaiserlichen Hofe zu Wien und noch 1831 ward er zum sachsen-weimarischen Geschäftsträger am wiener Hofe ernannt. Das diplomatische Wirken entzog sich damals gar sehr der Oeffentlichkeit, und es darf eben nicht Wunder nehmen, wenn in unsern Tagen hinter der Heimlichkeit eben das gesucht wird, was nicht zu den lauteren Dingen gehört, und wenn man willkürlich genug die Gesandtschaftspersonen namentlich kleiner Staaten zu den unnützen Knechten rechnete. Wer möchte nicht gern wissen, was Griesinger in seiner diplomatischen Laufbahn und wie er es leistete? Es gibt darauf keine Antwort. Nur einmal konnte er seine Anhänglichkeit an das sächsische Königshaus und Land bethätigen und öffentlich zeigen, als es galt, den vielgeprüften König zu vertheidigen und die Rechte des Landes zu wahren. Nach der Schlacht bei Leipzig folgte er seinem Könige nach Berlin, und als er im J. 1814 der Gesandtschaft nach Wien wieder beigeordnet wurde, erhob er zwar seine Stimme, aber sie ward von den befangenen Machthabern nicht gehört. Die Geschicke Sachsens und seines Königs mußten ihren Verlauf nehmen. Das Denkmal, was Griesinger durch seine „Apologie de Frédéric Auguste, 1814" seiner vaterländischen Gesinnung setzte, ehrt den Schriftsteller nicht weniger, als es für die gerechteste Würdigung des viel geschmähten Fürsten zu gelten vollen Anspruch hat. Daß Griesinger's Wirken ein ausgezeichnetes war, lassen nicht allein die Beförderungen vermuthen, sondern auch die Ehrenbezeigungen, die ihm zu Theil wurden. Bei der Stiftung des königl. sächsischen Civilverdienstordens 1815 erhielt er das Ritterkreuz, 1819 ward er in den Adelstand erhoben, 1835 Ritter des weimarischen Hausordens vom weißen Falken und im J. 1839 Komthur sowol des königl. sächsischen Verdienstordens als des weimarischen Hausordens. So ehrten ihn seine Fürsten, und daß er bei jedem Regierungswechsel in unveränderter Stellung blieb, spricht mehr als Alles für seine gediegenen, der höchsten Zufriedenheit gewürdigten Leistungen. Nicht minder hat er sich durch freundlichen Rath, Beistand und wirksame Hilfe bei den sächsischen Angehörigen in Oesterreich und bei allen Zeitgenossen, welche mit ihm in Geschäftsverbindung und sonstige Berührung kamen, dankbare Herzen bewahrt. Zu schriftstellerischer Thätigkeit fand er nur in früheren Jahren Veranlassung. Außer wissenschaftlichen und politischen, in öffentlichen Blättern zerstreuten Aufsätzen schrieb er eine „Berichtigung der Zweifel des Herrn Raths Hannamann gegen die Abhandlung des Herrn Hofraths von Sonnenfels über die Stimmenmehrheit bei Criminalurtheilen." Wien 1802. gr. 8. Geschätzt sind ferner seine „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Oesterreichischen Monarchie; auf jeden Tag des Jahres gesammelt." Wien 1804. 12. Mit Joseph Haydn und später mit L. van Beethoven stand er in freundschaftlichen Beziehungen und brieflichem Verkehr, wovon die „Biographischen Notizen über Joseph Haydn", die er in Leipzig 1810 erscheinen ließ, Zeugniß ablegen. Zu den genußreichsten Erinnerungen seines Lebens gehörte die große Reise, die er mit seiner ihm 1823 angetrauten Gemahlin, einem Fräulein von Lagusius, einer Wienerin, durch Oberitalien, Tyrol, Frankreich, Belgien, die Rheinlande und den größten Theil von Teutschland unternahm. Am Ende seiner irdischen Laufbahn konnte er mit Befriedigung auf seine Vergangenheit blicken, und sanft und friedlich, wie er gelebt, und schnell, wie er es sich gewünscht hatte, starb er nach kaum zweitägigem Unwohlsein am 9. April 1845 [2]).

(*F. Th. Richter.*)

GRIESINGER (Georg Friedrich von), würtembergischer Theolog, wurde am 16. März 1734 zu Marschalkenzimmern, einem Dörfchen des Schwarzwaldes, geboren. Sein Vater, M. Joh. Georg Griesinger, damals Pfarrer des erwähnten Dorfes, wurde nachmals in gleicher Eigenschaft nach Ruith und schließlich nach Erdmannhausen versetzt; seine Mutter, Johanna Dorothea geb. Käuffelin, war gleichfalls die Tochter eines Landpredigers. Nachdem Griesinger bis zu seinem zehnten Jahre die Dorfschule zu Marschalkenzimmern besucht, wurde er 1744 auf die lateinische Schule zu Kirchheim gebracht, welche er 1748 mit Blaubeuren, 1751 mit Bebenhausen vertauschte. Der Unterricht der letztgenannten Anstalten war von Haus aus auf die Vorbildung künftiger Theologen berechnet, erstreckte sich jedoch gleichzeitig, — für damalige Zeit eine Seltenheit — neben der Philosophie auch auf Mathematik. Seine akademischen Studien begann Griesinger 1753 auf dem theologischen Stift zu Tübingen, wo er 1755 nach Absolvirung des philosophischen Cursus als Magister der Philosophie promovirte. Die drei folgenden Jahre waren dem Studium der Theologie gewidmet. Nach dem zu Stuttgart bestan-

2) Vergl. Leipziger Zeit. 1845. Nr. 122. Neuer Nekrolog der Deutschen. XXIII. Jahrg. S. 264—266.

denen Examen für die theologische Candidatur verwaltete Griesinger das Vicariat zu Lustnau bis 1761, in welchem Jahre er als Repetent am theologischen Stift nach Tübingen zurückberufen wurde. In dieser Stellung unternahm er ein sogenanntes iter academicum durch Teutschland, während dessen er an den Universitäten Erlangen, Jena, Leipzig, Halle und Göttingen längere Zeit verweilte, ohne sich trotz mehrfacher Anträge zur Annahme einer Professur an einem dieser Orte entschließen zu können. In sein Vaterland zurückgekehrt übernahm er 1766 das Amt eines Diaconus an der St. Leonhardtskirche zu Stuttgart, welche Stadt von nun an (über 60 Jahre lang) sein dauernder Wohnsitz blieb. Noch in demselben Jahre zum Diaconus an der Hospitalkirche befördert, rückte er 1773 in das zweite, 1780 in das erste Diaconat der Hauptkirche ein. 1783—1786 verwaltete er das Pfarramt an der St. Leonhardtskirche. In dem letztgenannten Jahre, wo er aus Gesundheitsrücksichten dem Predigtamte enthoben zu sein wünschte, versetzte ihn der Herzog Karl von Würtemberg, der bei den Disputationen in der Karlsakademie auf ihn aufmerksam geworden war, als geistlichen Rath in das Consistorium. Als solcher stand er, längere Zeit allein, dann in Gemeinschaft mit den übrigen geistlichen Räthen, den Prüfungen der Geistlichen und Lehrer Würtembergs vor. Nach der vielseitigsten Thätigkeit auf dem kirchlichen Gebiete, sowie dem des Unterrichtswesens, von welcher weiter unten zu handeln sein wird, wurde Griesinger im November des Jahres 1791 zum Consistorialrath und zugleich zum Abt des ehemaligen Georgenklosters ernannt. Seine neue Stellung als Prälat hatte gleichzeitig seinen Eintritt in den würtembergischen Landtag als ständiges Mitglied zur Folge und auch auf diesem Gebiete entwickelte Griesinger, seit dem Januar 1798 im engeren Landtagsausschuß, dann nach vorübergehender Entsetzung durch den Reichshofrath zu Wien in dem größeren Landschaftsausschuß thätig, eine erfolgreiche Thätigkeit, bis mit dem letzten Tage des Jahres 1805 die alte ständische Verfassung zusammenbrach. Von nun an wieder ausschließlich auf seine Thätigkeit im Consistorium angewiesen — insbesondere waren ihm die Geschäfte eines geistlichen Beisitzers bei dem königlichen Ehegerichte übertragen — erfreute sich Griesinger bis in sein höchstes Alter einer fast ungetrübten amtlichen Wirksamkeit, die ihm zugleich Muße genug ließ, mit den Fortschritten der theologischen Wissenschaft sich vertraut zu machen und überhaupt an allen Erscheinungen von allgemeinem Interesse regen Antheil zu nehmen. Vor allen Dingen aber ermöglichte ihm dies seine bis ins 95. Jahr kernfeste Gesundheit. Zwar war er schwächlich von Natur und in seiner frühesten Jugend nur durch die sorgfältigste Pflege am Leben erhalten worden; noch als Mann hatte er mit verschiedenen krankhaften Anfällen (besonders von Nasenbluten) zu kämpfen gehabt, aber seiner Mäßigkeit überhaupt und der Selbstüberwindung, mit der er alles Erhitzende vermied, hatte er es zu danken, daß er noch in sehr vorgerücktem Alter größere Reisen nach Holland, Oesterreich und Italien unternehmen konnte, ohne von den Einflüssen der Witterung und den Anstrengungen des Weges berührt zu werden. In seinem höchsten Alter hielt er sich meistentheils im Bette auf, wo er auch las, schrieb und Besuche empfing. Nichtsdestoweniger aber war er noch immer amtlich thätig und besuchte die Sitzungen des Consistoriums, des Ehegerichtes und der jährlichen Synode mit größter Regelmäßigkeit. Ohne eigentliche Krankheit schwanden seine Kräfte allmälig dahin, bis er am 27. April 1828 in einem Alter von 94 Jahren, 1 Monat und 2 Wochen sanft verschied. Wie bei einer solchen Lebensdauer unvermeidlich, hatte er ganze Geschlechter von Zeitgenossen zu Grabe getragen. In seinem 32. Jahre zum ersten Mal vermählt, war er mit dem 68. Jahre Witwer geworden. In seinem 77. Jahre entschloß er sich zu einem zweiten Ehebunde, um nach 14 Jahren abermals einsam dazustehen. Denn drei Söhne waren ihm, zum Theil in der Blüthe der Jahre und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, gleichfalls vorangegangen.

Wenden wir uns nach dieser Uebersicht über die äußeren Lebensschicksale Griesinger's zu einer Betrachtung seiner theologischen und schriftstellerischen Bedeutung, so kann es nicht fehlen, daß sich das Urtheil über dieselbe je nach dem theologischen Standpunkte des Urtheilenden sehr verschieden gestalten muß. Während ihn die Einen [1]) als das Werkzeug preisen, durch welchen das Licht der Aufklärung in die vormals dunkle Theologie der würtembergischen Landeskirche getragen worden sei, als den Kanzelredner, der nach Form und Inhalt seiner Vorträge dem neuen besseren Geschmack gehuldigt habe, reden Andere von seinem zweideutigen Ruhm, der berliner Neologie in Würtemberg Eingang verschafft zu haben. Versuchen wir es, im Folgenden der offenbar ehrenwerthen und überzeugungstreuen Persönlichkeit des Mannes ebenso gerecht zu werden, wie den Forderungen einer unparteiischen Beurtheilung im Lichte der theologischen Entwickelungsgeschichte. Alles in Allem kann man ihn als das rechte Abbild eines Vulgärrationalismus bezeichnen, wie derselbe von den Ausläufern der pietistischen Schule im Gegensatz zu der bekenntnißtreuen Orthodoxie groß gezogen und von dem Gebiete der Wissenschaft allmälig auf das des rein praktischen Bedürfnisses übertragen worden war. Schwerlich hat Griesinger diese Richtung aus dem tübinger Stift, das damals noch ganz unter dem Einfluß der Bengel'schen Schule stand, mit hinweggenommen; dieselbe war ihm vielmehr während seines Verkehrs mit Vertretern dieser Richtung in Mittel- und Nordteutschland gleichsam äußerlich importirt worden. Lebhaften Geistes und dabei doch, wie es scheint, von einem Naturell, das tieferen Erregungen durch Glaubenskämpfe und dergleichen unzugänglich war, hatte er es gleichsam als einen beschämenden Mangel empfunden, daß Würtemberg hinter den „Fortschritten" heller denkender Länder und Köpfe zurückstehen sollte. Alle die Schlagwörter

1) So besonders der ungenannte Verfasser des Lebensabrisses im „Neuen Nekrolog der Deutschen", 1823. Th. I. S. 340 fg., dem wir obige Notizen über das äußere Leben Griesinger's entnommen haben.

des Vulgärrationalismus von dem neuen, besseren Geschmack, von der Anpassung an den Zeitgeist, begegnen uns auch in seinen Vorreden und Auslassungen allenthalben. Es ist hier nicht der Ort, des Näheren zu beleuchten, wie dieses Streben nach Objectivität, dieses geflissentliche Nivelliren der Heilsgedanken mit den ersten besten Gedanken des gesunden, aber dabei seichten Menschenverstandes auf einer kolossalen Verkennung der historischen Entwickelung jener Gedanken beruht, nur auf die praktischen Consequenzen dieser Richtung, wie sie in der amtlichen Wirksamkeit eines der höchsten Geistlichen hervortreten mußten, haben wir hier aufmerksam zu machen. Und in dieser Beziehung kann nicht geleugnet werden, daß der Einfluß Griesinger's auf die Entwickelung der würtembergischen Landeskirche kein segensreicher gewesen ist. Wenn es gleich denkbar ist, daß die allmälige Heranpflegung des Vulgärrationalismus in einer Gemeinde von gutem religiösen Kerne, wenn auch mit einer Minderung des eigentlichen Bekenntnißstandes verbunden, doch mit friedlichen kirchlichen Verhältnissen und christlicher Zucht vereinigt sein konnte, so mußte sich dieses doch ganz anders gestalten in einer Landeskirche, die eine solche kirchliche Vergangenheit hinter sich hatte, wie die Würtembergs. Von Haus aus als Südländer auf eine tiefere Befriedigung des religiösen Gemüthes angewiesen, als sie die Deductionen eines kalten Verstandes zu bieten vermögen, waren die Bewohner jenes Landes durch treffliche Lehrer aus Bengel's Schule zu einer Innigkeit und Wärme des Glaubenslebens erzogen worden, die zwar einerseits leicht zu Schwärmerei und Separatismus führte, andererseits aber dem besten Kerne des Volkes als ein unveräußerliches Erbtheil von den Vätern her erschien. Da besaß nun Griesinger die Naivität des echten Rationalisten, seine eigne abgeblaßte Auffassung des Christenthums einem Volke von so scharf ausgeprägter religiöser Eigenthümlichkeit als das Bessere aufdringen zu wollen, obgleich er für das, was sie dafür preisgeben sollten, gar kein rechtes Verständniß hatte. Nicht sein abweichender theologischer Standpunkt war es, den wir ihm im entferntesten zum Vorwurf machen — für die besondere Ausgestaltung seines Entwickelungsganges war er Gott und seinem Gewissen allein Rechenschaft schuldig: wol aber hätte er sich begnügen sollen, die vermeintlich höhere Erleuchtung allein zu dem Zwecke geltend zu machen, um geistlichen Hochmuth und separatistischen Neigungen zu wehren und engherzig Verfolgte zu schützen. Statt dessen aber scheute er selbst Gewalt nicht, um dem würtembergischen Volke z. B. die Segnungen eines verbesserten Gesangbuchs zugänglich zu machen. Denn die vielgerühmte Toleranz des Rationalismus kam auch bei ihm wesentlich Leuten von verwandter Richtung zu Gute und seine Humanität als Examinator zeigte sich vor Allem dann, wenn ihm der Examinand durch originelle Einwürfe oder doch den Schein originellen Denkens zu imponiren wußte.

Unter solchen Umständen war es unvermeidlich, daß Würtemberg mit dem Eintritt Griesinger's in das höchste geistliche Collegium der Schauplatz der unerquicklichsten Fehden wurde. Die hauptsächlichste Veranlassung zu denselben bot zuerst die neue Redaction des Gesangbuchs für die würtembergische Landeskirche [2]); dasselbe erschien 1791 und mußte, wie schon oben erwähnt, an manchen Orten mit militärischen Zwangsmitteln eingeführt werden. Laut der Vorrede beabsichtigte es, das alte Gesangbuch, „durch völlige Umarbeitung dem verfeinerten Geschmack der Zeit näher zu bringen, damit mehr lichtvolle Deutlichkeit gewonnen werde." Trotzdem nöthigte Griesinger die Scheu vor Männern wie K. H. Rieger, an dem die gegnerische Partei (wesentlich vertreten durch die teutsche Christenthumsgesellschaft) ihren thätigsten Vertreter hatte, nicht alle alten Kernlieder daraus zu entfernen, wie es denn überhaupt noch nicht zu den schlechtesten Erzeugnissen des vulgären Nationalismus auf diesem Gebiete gehört. Mit gutem Grunde aber erkannte Griesinger, daß von einer erfolgreichen Verdrängung der alten kirchlichen Richtung nicht die Rede sein könne, so lange nicht der Jugendunterricht die entsprechende Ummodelung erfahren hatte. Es galt daher, den Brenz'schen Katechismus von 1681 und 1696 (die aus Spener's und Valentin Andreä's Schriften geschöpfte „Kinderlehre") durch einen neueren zu verdrängen, wozu Griesinger der sogenannte „Braunschweiger Katechismus" am geeignetsten erschien. Da indessen in der Folge Rieger mit der Revision des Katechismus beauftragt wurde, so erschien der Brenz'sche in nur wenig veränderter Gestalt. Ebenso scheint Griesinger an der 1809 erfolgten Einführung der Süskind'schen Liturgie (die trotz Süskind's Verwahrung ohne Zustimmung der Synode auf dem Wege der Verordnung erfolgte) keinen Antheil gehabt zu haben. Dagegen war die unter königlicher Autorität erlassene Generalschulverordnung vom 26. Dec. 1810 wesentlich sein Werk; nicht minder die Statuten des theologischen Stifts zu Tübingen vom Ende des vorigen Jahrhunderts, die auch bei der Revision 1826 wieder zu Grunde gelegt wurden. Seinem Bestreben, der neuen Aufklärung allenthalben Eingang zu verschaffen, entsprach es auch, daß er die Begründung von Realschulen an verschiedenen Orten Würtembergs veranlaßte oder doch begünstigte, um auch den mittleren Schichten des Volks eine andere als die Volksschulenbildung zu ermöglichen. Alle die erwähnten Bemühungen hatte allerdings zur Folge, daß sich Würtembergs Landeskirche in zwei feindliche Lager spaltete, wo man es nicht vorzog, wie z. B. in der bekannten „Gemeinde Kornthal", gänzlich aus derselben auszuscheiden.

Mit den bekanntesten Vertretern des vulgären Rationalismus hatte Griesinger auch das gemein, daß er unablässig bemüht war, durch Schriften halb populären, halb gelehrten Inhalts für die Verbreitung der neuen Lehre zu wirken. Die meisten derselben sind so wenig erschöpfend und so baar aller Originalität, daß sie gegenwärtig fast verschollen sind. Am bekanntesten, um nicht zu sagen am berüchtigtsten, ist seine Herausgabe der „heiligen Schrift nach den neuesten, besten, deutschen

2) Dasselbe wich erst 1842 der neuen Redaction Grüneisen's.

Uebersetzungen." Dieselbe erschien 1824 zu Stuttgart in Octav, um durch eine „edle und gebildete" Uebersetzung statt der veralteten Lutherischen zum Verständniß der heiligen Schrift zu verhelfen. Zu diesem Zweck werden die einzelnen Bücher nach verschiedenen Uebersetzungen, wie denen von Augusti, de Wette, Michaelis, Mendelssohn, Eichhorn, Gesenius, Wegscheider u. s. w., eilf neutestamentliche Briefe aber nach der Uebersetzung von Bahrdt (!) gegeben. Jedem Buche ist eine besondere Einleitung über Alter, Zweck, Entstehung rc. vorausgeschickt. Von seinen übrigen Schriften gehört hierher auch seine populäre Erklärung des Evangeliums Johannes, die er 1783 auf Veranlassung des Consistoriums für die sogenannten Summarien (zum Vorlesen in den Landeskirchen) lieferte. Von seinen anderweitigen Schriften nennen wir — mit Ausschluß der gänzlich verschollenen, die vor 1786 erschienen —: „Einleitung in die Schriften des neuen Bundes" 1799. (Dieselbe verschaffte ihm von der tübinger Facultät den Grad eines Doctors der Theologie.) „Ueber die Authentie der alttestamentlichen Schriften". 1804. „Ueber den Pentateuch" 1806. „Neue Ansichten der Aufsätze im Buche Daniel" 1815. (Griesinger erklärt dieselben für im prophetischen Style gedichtete jüdische politischreligiöse Meinungen und söhnt dadurch die Vernunft auf einmal mit Allem aus, was sie bisher im Buche Daniel Anstößiges gefunden hat.) Ferner „Prüfung des gemeinen Begriffs von dem übernatürlichen Ursprung der prophetischen Weissagungen" 1818. — „Theologia dogmatica" 1825. „Initia theologiae moralis" 1826. Letztere sind also das Werk eines mehr denn Neunzigjährigen. Um so begreiflicher, daß sie einer vergangenen Epoche angehören. Zur Charakteristik seines wissenschaftlichen Standpunktes in Bezug auf das Alte Testament genügt es, den Schluß der Vorrede zu seinem Büchlein „Ueber den Pentateuch" anzuführen: „Wichtig muß auch dem Christen der Mosaismus sein, weil sich aus demselben das Christenthum entsponnen hat".
(*Kautzsch.*)

GRIESINGER (Ludwig Friedrich), Bruder des Georg Andreas von Griesinger (s. d.), teutscher Jurist, wurde geboren zu Stuttgart den 2. Juni 1767 und starb ebendaselbst im Februar 1845. Fünfzehn Jahre alt verlor er seinen Vater Christoph Griesinger, der Regierungsrath und Stadtoberamtmann zu Stuttgart war, und stand mit acht Geschwistern und der Mutter allein da. Diese, eine geborene Beutel von Leonberg, war eine energische Frau und dem schweren Berufe der Erziehung der neun Kinder gewachsen. Ein älterer Bruder von Ludwig Friedrich studirte damals schon, sodaß dieser als der älteste zu Hause bleibende seiner Mutter bei der Erziehung der kleinern Geschwister zur Seite stehen mußte; schon damals scheint er den Grund zu der Energie gelegt zu haben, welche er später bewies. Sein Bruder, später sächsischer Legationsrath, schrieb von ihm: „Mein Bruder Ludwig war von Jugend an ein selbständiger, mehr fester als weicher Charakter, er betrieb seine Studien mit Ernst, lernte gut Latein und wußte im hohen Alter seinen Horaz (besonders die ars poetica) auswendig." Mit 17 Jahren bezog Griesinger die Universität Tübingen, um die Rechte zu studiren, und hörte besonders fleißig die Professoren Hofacker, Maier und Gmelin. Das Positive zog ihn mehr an als metaphysische Speculationen; auf sogenannte „elegante Jurisprudenz" legte er großen Werth. Nach vollendeten Studien machte er als Begleiter des Geheimraths Rieger eine Reise nach London und kehrte von da in weiten Umwegen, auf denen er auch Italien berührte, in seine Heimath zurück. Italien besuchte er später in Gesellschaft des Buchhändlers Cotta nochmals.

Griesinger hatte sich besonders dem Civilrecht zugewandt. Er trat als Schriftsteller schon zeitig auf und zeichnete sich als solcher nicht nur durch seinen Scharfsinn, sondern auch durch eine ungemeine Kenntniß der einschlägigen Literatur des In- und Auslandes aus. Schon seine erste Schrift, die Uebersetzung eines in Teutschland seltenen Buches von Rapolla, das er auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart vorfand, zeigte in den beigegebenen Anmerkungen eine seltene Belesenheit in der civilistischen Literatur, namentlich des 16. und 17. Jahrh. Auch gelehrte Liebhabereien verfolgte er mit einem großen Apparat von Gelehrsamkeit. So schrieb er ein ziemlich starkes Buch über die servitus luminum, über das Lichtrecht. Dieses Buch, das mehr ein literarisches Curiosum ist, verdankte seine Entstehung der zweiten Reise des Verfassers nach Italien, wo er durch den Bau der Wohnungen und durch das heiße Klima auf die jedenfalls neue Idee eines Schattenrechts gebracht wurde.

Griesinger war Rechtsanwalt in Stuttgart geworden und erfreute sich bald einer ansehnlichen Praxis. Mit großer Gewandtheit vermochte er auch als Vertreter zweifelhafter Ansprüche zu siegen, sobald er sich erst persönlich dafür interessirte. Diese Thätigkeit führte ihn natürlich oft auf das einheimische Civilrecht. Oft ließ sich hier aber bei den damaligen Verhältnissen weder aus dem römischen Recht noch aus den geltenden Resten des germanischen Rechts eine Entscheidung gewinnen. Dieser Umstand führte ihn dazu, hier selbst Hand anzulegen, und so entstand sein Hauptwerk: Der Commentar über das würtembergische Landrecht in 10 Bänden. Es ist bemerkenswerth, daß er nach der Vorrede S. XIII. dies Werk auch für Nichtjuristen geschrieben hat. An dem Werke wird Gelehrsamkeit und Scharfsinn, der zuweilen nur zu weit geht, gelobt. Praktisch erwies sich das Werk brauchbar, besonders durch die vollständige Literatur, die er zu jedem Paragraphen zu geben bemüht ist. Nach dem Titel des ersten Bandes gab er das Buch nur in Commission; es soll ihm dies eine beträchtliche Summe abgeworfen haben. Am ausführlichsten von allen Rechtsmaterien ist das Erbrecht [1]) in den 2 letzten Bänden be-

1) Der Biograph im Neuen Nekrolog der Deutschen meint, das Erbrecht sei Griesinger's Fach nicht gewesen, er habe sich aber schnell darin eingearbeitet. Für das römische Erbrecht dürfte das nicht ganz zutreffend sein, denn die Schrift Griesinger's: Geschichte und Theorie der Suität vom J. 1807 behandelt mit dem Aufwande größter Gelehrsamkeit eine besondere Theorie des römischen Rechts hinsichtlich der Erbfolge.

arbeitet. Nach Vollendung dieses Werkes erlangte er auf Grund seiner bisher veröffentlichten Schriften den Doctorgrad bei der juristischen Facultät zu Tübingen. Griesinger hielt als Jurist nur das juristische Denken für die Hauptsache, indem er religiöse und sittliche Momente zurückwies. Einen starren, einseitigen Rechtssinn hat er denn auch in seiner ständischen Laufbahn gezeigt. Einzelne scheinbar auffallende Entschlüsse und Schriften sind hieraus zu erklären. Er vertrat in der würtembergischen Ständeversammlung 1815 den Oberamtsbezirk von Stuttgart. Anfangs mit der Majorität, welche sich gegen die von König Friedrich octroirte Verfassung aussprach, trat er doch noch in demselben Jahre zur Regierungspartei über, als er die Ueberzeugung gewann, daß es für das Land besser sein würde, die neue Verfassung anzunehmen, als an der alten festzuhalten. Er blieb fest bei der Regierungspartei, ohne sich ihr jedoch sklavisch unterzuordnen. In dem Landtage von 1819 wurde Griesinger nicht gewählt, denn er hatte sich bei der großen Menge unpopulär gemacht. Jedoch hatte seine Uneigennützigkeit ihm die Achtung der Verständigeren erhalten, und er trat schon im J. 1820 von Neuem als Abgeordneter des Oberamtes Stuttgart auf. Auf diesem ersten verfassungsmäßigen Landtage sprach er für List, den später berühmt gewordenen Nationalökonom, als die Regierung diesen wegen einer von ihm verbreiteten Adresse in Criminaluntersuchung ziehen wollte. Auch als Mitglied der von der Kammer niedergesetzten Organisationscommission war er gegen die Ansicht der Regierung zur Aufhebung der privilegirten Gerichtsstände. Man sieht hieraus, daß er seine eigne Bahn verfolgte, sich in seinem Urtheile nur von seinem strengen Rechtssinne bestimmen ließ. Da er sich nie dazu entschließen konnte, von seinen eignen Anschauungen ein Bruchtheil im Interesse des Ganzen zu opfern, so war es ihm natürlich unmöglich, sich irgend einer Partei frei anzuschließen. Es ist natürlich, daß manche seiner Ansichten unter diesen Umständen einseitig wurden. Es war von ihm consequent, wenn er früher gegen die viele Schreiberei und ihre Misbräuche kämpfte, und daher auch keinen Beamtenstaat [2]) wollte. Wenn er aber gegen neue Organisationen war, weil sie den Staat mit einer Anzahl neuer Beamten erfüllten und demgemäß das Budget belasteten, oder wenn er im J. 1824 sich deshalb gegen das Kreissystem erklärte, weil dadurch das Vielregieren erleichtert werde, so war das ein vorwiegend doctrinärer Standpunkt, dem der praktische staatsmännische Blick fehlte. Man darf deshalb mit Recht von ihm sagen, er war mehr Civilist als Publicist, mehr Gelehrter als Staatsmann. Das kann aber seinen Werth als Mensch, als Mann der Wissenschaft und als Vertreter des Volkes nicht beeinträchtigen. Die parlamentarische Thätigkeit sagte ihm bei seinem ganz schroffen juristischen Denken überhaupt nicht besonders zu, und er gab sie im J. 1827 ganz auf, um nur noch sich selbst und der Wissenschaft zu leben.

Der Kreis seiner Freunde war nicht allzu groß, denn paradoxe Denkweise stieß Manchen von ihm zurück. Obgleich Griesinger seiner ganzen Richtung nach für einen akademischen Lehrstuhl gepaßt hätte, so schlug er doch die Universitäts-Carrière nicht ein, weil er die Abhängigkeit als Beamter nicht liebte. Er hat sich überhaupt in seinem ganzen Leben um kein Amt beworben, weil er die unabhängige Stellung eines Advocaten, in der er auch zum Studiren Muße behielt, jedem Dienstzwange vorzog; die Achtung der gelehrten Welt besaß er als Fachmann aber in hohem Grade. Folgende Anekdote wird von ihm erzählt: Einmal wollte ihn der Minister Spittler durchaus auf einen juridischen Lehrstuhl in Tübingen haben und brachte ihm selbst zu seiner großen Ueberraschung ein schon ausgefertigtes Decret ins Haus, konnte ihn aber trotz mehrstündigen Zuredens nicht zur Verzichtung auf seine Unabhängigkeit bewegen, und die natürliche Folge war, daß die Ernennung vor ihrer Publication zurückgezogen wurde. Für seine früheren Lehrer in Tübingen und für die Universität selber hat er eine große Anhänglichkeit und Pietät bewiesen. Als Beweis dafür mag der Umstand angeführt werden, daß er zum Zweck einer bleibenden Familienstiftung (für studirende Söhne und in die Ehe tretende Töchter) die Universität Tübingen zur Universalerbin seines beträchtlichen Vermögens, das er lediglich durch seine Thätigkeit als Advocat und mit der Feder als Schriftsteller verdient hatte, einsetzte, und ihr auch seine Bibliothek zur Auswahl überließ.

Außer seiner Fachwissenschaft interessirten ihn die schönen Künste, besonders die Musik; auch war er ein Freund der Natur. In den letzten 30 Jahren seines Lebens kränkelte er, da er oft am Podagra litt, und brachte deshalb fast jeden Sommer einige Monate in Baden-Baden zu. Verheirathet war er nie. Wie schon bemerkt, wurde die Hochschule Tübingen die Universalerbin seines Vermögens; im Testamente waren aber auch ansehnliche Legate für Verwandte, für das Bürgerhospital und für das Katharinenhospital seiner Vaterstadt ausgesetzt.

Griesinger hat Folgendes geschrieben: Der Rechtsgelehrte oder über die Art und Weise, wie das Civilrecht richtig erlernt und erklärt wird. Eine Abhandlung in 2 Büchern des Franz Rapolla, königl. Kammerpräsident zu Neapel. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit Vorrede und mehreren Anmerkungen begleitet. Stuttg. 1792. — Theoretischer Beweis, daß das Anwachsungsrecht bei der Personaldienstbarkeit des Ususs stattfinden könne. Ein neuer Lehrsatz für Theorie und Praxis des Civilrechts. Stuttg. 1794. — Von der Verbindlichkeit der Verträge nach allgemeinen Grundsätzen u. bes. nach d. würtemb. Rechte. Tübingen 1793. — Commentar über d. Herzogl. Würtemb. Landrecht. Frankf. u. Leipzig (eigner Verlag) 1793—1808. Im J. 1830 erschien dazu ein Alphabet. Register. — Geschichte und Theorie

2) Der Kampf gegen den Beamtenstaat und die Vielschreiberei war gerade in Würtemberg sehr rege, denn das Bureaukratenregiment wucherte sehr üppig. Auch List hat diesen Kampf gekämpft, aber unglücklich, denn seine Mutter und sein Bruder gingen daran vorzeitig zu Grunde; vergl. die Lebensbeschreibung List's von Häusser im 1. Bde. von List's Gesammelten Schriften. 1850. S. 6 fg.

der Suität. Stuttg. 1807. — Drei Vorträge des Repräsentanten des stuttgarter Oberamtsbezirks, Consul Dr. Griesinger, üb. d. königl. Rescript vom 13. Nov., gehalten in der Ständeversammlung (in der obenangedeuteten Verfassungsfrage). Frankf. und Leipz. 1815. — De servitute luminum et ne luminibus officiatur, cum duplice appendice de servitute prospectus et fenestrae. Lips. 1819. — Bemerkungen gegen den Vortrag des Hrn. Justizministers Freih. v. Maucler in der Kammer der Abgeordneten am 23. Febr. 1821. Stuttg. 1821. — Ueber die Justizorganisation der neuen Zeit, über Untersuchungs- wie Verhandlungsmaxime und über die Vorzüge d. K. preußischen von d. neuesten K. würtembergischen Justizeinrichtung. Tübingen 1820. — Der Büchernachdruck, aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und der Politik betrachtet. Stuttg. 1822. (Eigentlich eine im Juni 1822 gehaltene Rede in der würtembergischen Ständeversammlung, in welcher er den Büchernachdruck vertheidigte.) — Ueber den rechtlichen Werth der Lehensobservanzen, über d. Rechtsregel: femina semel exclusa semper exclusa; über Sammtbelehnung und über einen merkwürdigen 31jährigen, noch nicht beendeten Lehensproceß. Stuttg. 1825. — Endlich setzte er auch nach Danz' Tode dessen Handbuch des heutigen teutschen Privatrechts fort und schrieb dazu Band 9 u. 10. Stuttg. 1822 u. 1823. — Vergl. über die aus sachkundiger Feder geflossene Biographie Griesinger's in: (Schmidt) Neuer Nekrolog der Deutschen. 23. Jahrg. 1845, 2. Theil. Weimar 1847. S. 1014—1023. *(R. Pallmann.)*

GRIESINGER (Wilhelm), Arzt, zu Stuttgart am 29. Juli 1817 geboren, war der jüngste Sohn des Stiftungsverwalters am dortigen Hospitale. Er starb als geheimer Medicinalrath zu Berlin am 27. Oct. 1868. Die Griesinger'sche Familie stand in Beziehung zu dem früher zu Würtemberg gehörigen Mömpelgard und ein junger Mömpelgarder fand darin Aufnahme, wodurch gleich die allerfrüheste Erziehung Griesinger's eine gewisse französische Färbung bekam; wenigstens erlangte er frühzeitig eine Gewandtheit in Handhabung der fremden Sprache.

Im J. 1825 trat Griesinger aus einer sorgsamen Privatunterweisung in das stuttgarter Gymnasium über und wurde wegen seiner vorgeschrittenen Kenntniß in eine Classe versetzt, deren meisten Schüler 2—3 Jahre älter waren als er. Unter die vertrautesten Genossen der Gymnasialzeit gehörten namentlich zwei späterhin gleich tüchtige Vertreter des ärztlichen Berufes, Roser und Wunderlich. Wenn nun auch Griesinger zu den begabtesten und frühreifsten Schülern des Gymnasiums zählte, so doch keineswegs zu den schulfleißigen. Er war, nach Wunderlich's Ausspruch, kein wilder Junge, trieb mehr Allotria, als Unfug, und beschäftigte sich viel mit literarischen, ästhetischen und politischen Dingen, die weit über seinen Jahren lagen, aber seiner Phantasie und seiner frühen Neigung zur Kritik reiche Nahrung gaben. Uebrigens war der Sinn für Natur und für Beobachtung frühzeitig in ihm geweckt; schon als Gymnasiast durchschweifte er mit der Botanisirbüchse Stuttgarts Umgebung und sammelte. Dabei half immer noch ein trefflicher Hauslehrer nach. Als er mit 12 Jahren die letzte Classe des Mittelgymnasiums durchgemacht hatte, mußte er in derselben noch ein weiteres Jahr verbleiben, zum Theil seiner Jugend, zum Theil aber auch seines notorischen Unfleißes wegen.

Im oberen Gymnasium, wo der Unterricht freier und geistiger war, zählte Griesinger zu den vorzüglichsten Schülern; zu Ostern 1834 bestand er, 16½ Jahre alt, die Maturitätsprüfung und bezog als Mediciner die Landesuniversität Tübingen. Daselbst ergab er sich im vollsten Maße dem studentischen Treiben und im Besuche der akademischen Vorlesungen war er ebenfalls ziemlich lax. Indessen wäre es ein Irrthum gewesen, hätte man deshalb Griesinger eine Vernachlässigung seiner Fachwissenschaft Schuld geben wollen: er war vielmehr Mediciner mit vollem Eifer, nur schien er zu fühlen, daß die dortige Lehrweise nicht auf dem Standpunkte der neueren Forschungen sich befand, da er sich im Betreff des Collegienbesuches zu der Aeußerung veranlaßt fand, „da lese ich lieber in J. Müller's Physiologie, als daß ich mir veraltete Ansichten dictiren lasse."

Diesem zum mindesten ungeregelten Treiben wurde Griesinger entrissen, als er 1837 wegen studentischer Extravaganzen auf 1 Jahr das Consilium abeundi erhielt; er ging nach Zürich, wo der geistvolle Schönlein wirkte, dessen klinisches Gebahren ihn mit dem vollsten Enthusiasmus erfüllte.

Im J. 1838 kehrte er in die Heimath zurück und verkehrte in Stuttgart mit seinen Studiengenossen Roser und Wunderlich einige Monate hindurch; die Mängel der teutschen Medicin wurden in den belebten Gesprächen der jungen Männer durchgenommen, und ohne Zweifel wurde schon damals im Wesentlichen die Skizze jenes Programms entworfen, womit im J. 1841 das von Roser und Wunderlich begründete „Archiv für physiologische Heilkunde" aus der Taufe gehoben wurde. Griesinger absolvirte übrigens rasch seine Examina, wurde, nach Einreichung einer Dissertation über den Garrotillo, mit 21 Jahren zum Doctor medicinae promovirt, und besuchte dann noch Paris, wo er sich zunächst durch Magendie angezogen fühlte. Im J. 1839 ließ er sich als praktischer Arzt in Friedrichshafen am Bodensee nieder.

Die engen Verhältnisse eines Landstädtchens konnten Griesinger nicht zusagen; bereits nach einem Jahre übernahm er die Stelle des Assistenzarztes an der unter dem hochverdienten Zeller blühenden Irrenanstalt Winnenthal in Würtemberg. Mit voller Hingebung versenkte er sich in das ihm ganz neue Gebiet, und zu dem Director der Anstalt bildeten sich, trotz der Grundverschiedenheit in vielen wissenschaftlichen und Lebensanschauungen, bald die besten Beziehungen aus. Zeller selbst hat in einem Briefe den winnenthaler Aufenthalt in den Worten geschildert: „Vom ersten bis zum letzten Tage seines Hierseins war es ein ernstes, fröhliches, humanes, wissenschaftliches Leben, das bei der mannichfachen Verschiedenheit unserer geistigen Grundanschauungen zu fortwährenden wechselvollsten Controversen wurde, ohne daß unser

freundschaftliches Verhältniß dadurch je im mindesten gelitten hätte. Mit dem hohen Maße von geistiger Fassungskraft, das ihm die schnellste Aneignung der ihm eben noch fernsten Gegenstände und die rascheste Verarbeitung des Empfangenen ermöglichte, und mit jugendlich-männlichem Ernst und Eifer warf er sich auf das neue Wissensgebiet. Er suchte keine andere Freude, als die Erweiterung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und Erkenntniß, und lebte ausschließlich dem Studium der Psychiatrie und dem Dienste des Hauses, ohne irgend einer andern Erscheinung und Bewegung auf dem weiten Gebiete der Naturforschung, Poesie, Philosophie und Geschichte seine Aufmerksamkeit zu entziehen." Oft und bis in die letzten Tage seines Lebens kam Griesinger darauf zurück, wie einflußreich der zweijährige Aufenthalt in Winnenthal für ihn gewesen sei, und stets sprach er mit tiefer Sympathie von dem Orte, von Zeller und dessen Familie.

Er verließ nach zwei Jahren Winnenthal, wobei ihn wol der Gedanke beschäftigte, eine Privatanstalt für Irre in der Nähe von Cannstadt anzulegen, besuchte nochmals Paris und auf dem Rückwege Wien, ließ sich aber gegen das Ende des Jahres 1842 als praktischer Arzt in Stuttgart nieder. Auch diese Stellung war nur von kurzer Dauer. Als Wunderlich im Herbst 1843 die Leitung der medicinischen Klinik in Tübingen erhielt und Vorschläge zur Anstellung eines Assistenzarztes zu machen hatte, war Griesinger zur Uebernahme dieser Stelle bereit. „Es war ein bedenkliches Experiment — schreibt Wunderlich —, daß zwei alte Freunde von fast gleichem Alter und gemeinsamer wissenschaftlicher Entwickelung in derselben Anstalt sich in die Stellen des Vorstandes und des Untergebenen zu theilen unternahmen! Wir dürfen uns beide dessen rühmen, daß das Unternehmen vollständig gelang. Während des statutenmäßigen Zeitraumes von drei Jahren, während dessen Griesinger als mein Assistent fungirte, kam auch nicht die leiseste Trübung und Störung unseres gegenseitigen Freundschaftsverhältnisses vor; im Gegentheil wurde es dadurch noch intimer, als es je zuvor gewesen war."

Griesinger habilitirte sich gleichzeitig als Privatdocent und schrieb in das Archiv für physiologische Heilkunde, in dessen erstem Bande bereits sein kritisch-polemischer Artikel „Herr Ringeis und die naturhistorische Schule" niedergelegt war, worin die reformirende Richtung der neuen Zeitschrift in entschiedener Weise sich kundgab. Griesinger wies darin mancherlei Verirrungen von Jüngern der naturhistorischen Schule nach, die Lehre ihres Altmeisters aber, dem er am Ende seiner Studienzeit in Zürich verehrend gegenüber gestanden hatte, unterwarf er in maßvoller, ganz objectiver Weise einer unbefangenen Betrachtung. Weiterhin übernahm übrigens Griesinger die Redaction des 6., 7. und 8. Jahrganges des Archivs.

Während er als klinischer Assistent fungirte, vollendete er sein epochemachendes Werk: Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Stuttgart 1845, worin er auch auf diesem Krankheitsgebiete die pathologische Anatomie in ihre Rechte einzusetzen unternahm, und worin er der bisherigen symptomatischen Gruppirung eine genetische Basis substituirte, indem er zeigte, daß die verschiedenen Aeußerungen psychischer Störung, die man bisher als eben so viele Krankheitsformen auffaßte, größtentheils nur Entwickelungsstadien desselben Processes sind, der mit Schwermuth beginnend durch verschiedene Modificationen der Aufregung hindurch bei ungehemmtem Gange zum geistigen Zerfalle führt und im Blödsinn endet. Zumal in der im J. 1861 erschienenen, durch andere Beschäftigungen verzögerten zweiten Auflage der psychischen Krankheiten, der alsbald ein unveränderter Abdruck folgen mußte, die von Doumic ins Französische (1865), von Robertson und Rutherford im Auftrage der Sydenham Society ins Englische (1867) übersetzt wurde, erhielt die Medicin die bis jetzt gelungenste Darstellung der Geisteskrankheiten. Es fehlt in dieser neuen Auflage nicht an Modificirungen früherer Ansichten. Namentlich die von England ausgehende Behandlung der Irren ohne physische Zwangsmittel war in der ersten Auflage, wenn auch nicht geradezu bekämpft, so doch bezweifelt worden; mittlerweile aber hatte sich Griesinger durch eigene Anschauung in England von der Durchführbarkeit dieser Behandlung überzeugt und so war er jetzt entschiedener Vertreter des No-restraint-Systems.

Im J. 1847 wurde Griesinger als außerordentlicher Professor mit dem Vortrage der allgemeinen Pathologie, der Materia medica und der Geschichte der Medicin betraut, und im Frühjahr 1849 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Kiel, wobei die damalige Landesregierung der Herzogthümer dahin sich aussprach, daß, „obwohl die medicinische Facultät vollzählig sei, es in derselben doch an einem Vertreter der neuern Richtung in der praktischen Heilkunde fehle." Die Professur der Pathologie und Therapie, sowie der Materia medica, desgleichen eine Stelle im Sanitätscollegium wurden ihm angetragen, und im Laufe der Verhandlungen wurde auch noch eine Summe zur Herstellung einer Poliklinik bewilligt. Diesen Lockungen konnte er, ungeachtet der in Aussicht gestellten Beförderung in Tübingen, nicht widerstehen. Im Sept. 1849, nachdem er sich zuvor mit Josephine von Rom, Tochter des Oberamtsrichters in Nagold, verlobt hatte, siedelte er nach Kiel über, wo er sich indessen in das ausgesprochene nordteutsche Wesen nicht recht finden konnte. Da nun auch die Aussichten und Verhältnisse in Holstein damals düster und unsicher waren, so konnte der Antrag des Vicekönigs Abbas Pascha von Aegypten, der damals in Teutschland einen Director der medicinischen Schule in Kairo zu gewinnen beauftragt war, auf den leicht anregbaren Griesinger verlockend genug wirken. Er verheirathete sich im März 1850, um bald darauf, nach nur siebenmonatlichem Verweilen in Kiel, die Stellung als President du Conseil de Santé, als Directeur de l'école de Médicine und als Leibarzt des Vicekönigs in Kairo anzutreten. In glücklichster Stimmung verließ das junge Ehepaar Kiel und reiste über Stuttgart, Regensburg, die Donau hinab nach Wien, von

da nach Triest, in Begleitung des Dr. Bilharz, eines früheren Schülers von Griesinger, der ihm als H"'sarzt zu dem neuen Wirkungskreise folgte. Am 6. Juni verließen die Reisenden Triest, fuhren über Corfu nach Athen, von da nach Smyrna, langten am 18. in Alexandria an, woselbst der Vicekönig für den aufmerksamsten Empfang hatte Sorge tragen lassen, und am 27. wurde dann die Reise nach Kairo fortgesetzt, wo das fremdartige orientalische Treiben mit den Wundern der Landschaft und die Scenerie auf die empfängliche Phantasie Griesinger's bezaubernd einwirkten. Durch unangenehme Erfahrungen und Enttäuschungen indessen wurde diese Stimmung bald genug ernüchtert. Die ärztlichen Visiten bei dem in der Wüste residirenden Vicekönige waren ebenso unerquicklich wie zeitraubend; die Sitzungen im medicinischen Conseil ließen bald genug erkennen, daß hier weniger die Sache, als vielmehr ein gewisser Schein maßgebend war; die Eleven, denen das französisch Vorgetragene durch einen unwissenden Dolmetscher ins Arabische übersetzt wurde, ermangelten der Vorbildung und des Verständnisses, sogar des guten Willens; ja, als bald nach seiner Ankunft im Spitale die Cholera ausbrach, wurde er genöthigt, im Gefolge des Vicekönigs, der vor der Seuche flüchtete, eine 50tägige Nilfahrt zu machen, die sich auf eine beständige Auffahrt und Niederfahrt in Unterägypten beschränkte. Die befriedigende Wirksamkeit im Spitale, wo neue Krankheiten die Beobachtung und den Forschungstrieb weckten, wurde durch die wohlgegründete Ueberzeugung verkümmert, daß man in dem merkwürdigen Lande gewissenhafte Leistungen weder fordere, noch danke, daß seine Kräfte nicht ausreichen könnten, Ordnung und Fortschritt in die Verhältnisse zu bringen. Im Winter 1851 wurde noch eine Fahrt nach Oberägypten zu den Wundern von Theben, nach den Nilkatarakten und der Insel Philä unternommen; mit Ablauf des zweijährigen Contracts aber verließ Griesinger im Mai 1852 das Land und kehrte über Constantinopel und Ungarn nach Teutschland zurück, wo er zunächst einen längern Aufenthalt in Wien machte und einzelne seiner ägyptischen Beobachtungen ausarbeitete und der Akademie vortrug. Zunächst nahm er dann einen ständigen Aufenthalt in Stuttgart, stellte hier seine ägyptischen Erfahrungen und Entdeckungen zusammen und veröffentlichte dieselben in den Jahrgängen 1853 und 1854 des Archivs für physiologische Heilkunde, worunter die Darstellung der Febris recurrens und des biliösen Typhoids sowie des Bronchotyphus in Aegypten, die Zurückführung gewisser Formen der ägyptischen Anämie auf einen Parasiten des Duodenum und des in heißen Ländern endemischen Blutharnens auf einen Parasiten der Harnwege besondere Erwähnung verdienen.

Im J. 1854, namentlich auf Anregung des königlichen Leibarztes Ludwig, erfolgte Griesinger's Berufung als ordentlicher Professor der Medicin und Vorstand der Klinik nach Tübingen. Hier wirkte er erfolgreich als Lehrer und als Schriftsteller, namentlich brachte er für Virchow's Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie die vollendete Monographie über „Infectionskrankheiten" zum Abschlusse, die im J. 1864 in zweiter Auflage erschien, und von Lemaitre ins Französische, von Antonio Longhi ins Italienische übersetzt worden ist. Großes Interesse wendete er auch der Anstalt für geistesschwache Kinder in Mariaberg zu und er wurde 1859 zum Vorstande derselben erwählt. Aber in eben diesem Jahre erfuhren die bisherigen behaglichen Verhältnisse in Tübingen eine Trübung. Die Vacanz der Poliklinik war eingetreten und Griesinger wünschte dieselbe, wie es bereits früher in Aussicht genommen worden war, mit der stationären Klinik zu vereinigen, deren Material zu Zeiten ein ziemlich dürftiges war. Dabei stieß er aber auf entschiedenen Widerspruch, zumal im Schooße der Facultät selbst, und die desfallsigen Verhandlungen verletzten ihn in solcher Weise, daß in ihm der Entschluß reifte, bei erster sich darbietender Gelegenheit Tübingen zu verlassen. Da wurde ihm der Lehrstuhl der Klinik in Zürich angeboten, und die eindringlichsten Versuche, ihn in Tübingen festzuhalten, blieben erfolglos; im Frühjahr 1860 siedelte er nach Zürich über.

Nur unter lebhaften Parteikämpfen war die Berufung nach Zürich zu Stande gekommen und Studirende wie eigentliche Collegen empfingen den neuen Kliniker fast sämmtlich in misgünstiger Stimmung. War somit der Beginn von Griesinger's Thätigkeit kein leichter, so brachte gleichwol sein ruhiges, unbefangenes und versöhnliches Benehmen alsbald alle Anfeindungen zum Schweigen; das trefflich eingerichtete Cantonsspital gab ihm Gelegenheit zu umfassenden Beobachtungen, Vertrauen und Anerkennung wurden ihm von allen Seiten zu Theil, und so fühlte er sich bald heimisch und ganz glücklich in Zürich. Er wurde Mitglied der Medicinalcommission und bekam noch einen höchst erwünschten Zuwachs von Arbeit, als der Regierungsrath beschloß, die Irrenanstalt im alten Hospitale in eine Klinik umzuwandeln und deren Leitung Griesinger zu übertragen. Den Räthseln des psychischen Lebens und dessen Störungen war sein Forschungstrieb mit Vorliebe zugewendet, und den Aufenthalt in der Irrenanstalt und die Besprechung der Fälle in derselben waren ihm ein wahrer Genuß. Dabei befestigte sich aber auch immer mehr die Ueberzeugung, daß die psychiatrische Thätigkeit, welche nur auf der Grundlage einer vollkommen ärztlichen Durchbildung ersprießliche Efolge erzielen könne, nicht als abgetrennte Specialität erfaßt werden dürfe.

Gleichwol sollte der wanderlustige Mann in seinem geliebten Zürich noch nicht zur Ruhe kommen. Gegen Ende des Jahres 1864 erhielt er eine Anfrage wegen Uebernahme der psychiatrischen Professur in Göttingen und ziemlich gleichzeitig wegen der gleichen Professur in Berlin. Die wohlbegründete Erwägung, daß ihm in Berlin in weit größerer Ausdehnung Gelegenheit werden müsse, seine Ideen zur Geltung und Durchführung zu bringen, daß er somit dort der Wissenschaft und dem Leben größere Dienste leisten könne, bestimmten ihn zur Annahme des letztgenannten Rufes. Nur machte er es einerseits zur Bedingung der Annahme, daß ihm neben der Leitung der Irrenklinik noch eine neu zu errichtende

Station für Nervenkranke übergeben werde, die einen integrirenden Bestandtheil des psychiatrischen Unterrichts bilden sollte; außerdem bedingte er sich auch, weil ihn die Vorstellung berührte, ein Specialist zu werden, versuchsweise die Direction einer Poliklinik mit der Berechtigung, dieselbe jeder Zeit wieder abgeben zu dürfen.

Im März 1865 verließ somit Griesinger Zürich und mit getheilten Erwartungen zog er nach Berlin, wo er es nach Wunderlich's Zeugniß allerdings nicht zu rechter innerer Befriedigung bringen sollte, vielleicht nur deshalb, weil sein Gesammtaufenthalt nicht ausreichte, die Vorzüge der Stadt und der Verhältnisse zur ungetrübten Wirkung kommen zu lassen. Offenbar hatte er sich in der neuen Stellung mit Arbeiten überbürdet, sodaß er bald eine Erleichterung suchen mußte und 1867 die Poliklinik aufgab. Als Professor hielt er im Sommer Irrenklinik, im Wintersemester Klinik in der Abtheilung für Nervenkranke, er beabsichtigte aber für spätere Zeit eine Verbindung dieser beiden Kliniken, da ihm die Trennung der psychischen Krankheiten von den übrigen Nervenkrankheiten ungerechtfertigt erschien.

Erfüllt von der Nothwendigkeit eines planmäßigen Vorgehens gegen die Choleraepidemie erstrebte Griesinger eine vereinte Wirksamkeit herbeizuführen, und veranlaßte zu Pfingsten 1866 in Coburg eine Zusammenkunft mit Pettenkofer und Wunderlich, deren Resultat die gemeinschaftliche Abfassung des „Choleraregulativs" war, welches eine außerordentliche Verbreitung fand, unerachtet sein Erscheinen mitten in den ausgebrochenen Krieg fiel. Im December fand dann eine zweite Conferenz der drei Genannten in Leipzig statt, zu der sich auch Macpherson von London einfand, und es wurde beschlossen, im nächsten Frühjahre einen Choleracongreß zu veranstalten und auf diesem bestimmt formulirte Fragen zur Discussion zu bringen. Derselbe fand im April unter zahlreicher Betheiligung teutscher und ausländischer Aerzte in Weimar statt unter Griesinger's Präsidium.

Aber vor Allem war er auf psychiatrischem Gebiete thätig. Ihm verdankt man z. B. eine erfolgreiche Aenderung in der gerichtsärztlichen Praxis der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen in Berlin in Fällen eines zweifelhaften Gemüthszustandes. Auf seine Anregung nämlich wurde es dem Referenten gestattet, das betreffende Individuum persönlich zu untersuchen und auf Grund dieser Untersuchungen das Gutachten zu entwerfen. Eine im Herbst 1865 mit Dr. J. Mundy erneuerte Reise nach Paris und nach England galt fast allein psychiatrischen Interessen. Das sogenannte familiale System der Irrenbehandlung, das in Gheel schon seit langen Jahren an der Tagesordnung ist, lernte Griesinger in den lachenden Gefilden von Englands Garten, wie man die Grafschaft Devonshire bezeichnet, als praktisch ausführbar und erfolgreich kennen, sodaß er bereits im Herbst 1865 auf der Naturforscherversammlung in Hanover sich energisch für „die Anbahnung von Reformen zum Zweck der familialen Behandlung und eine geänderte Legislation und Administration des Irrenwesens" aussprach. (Gedenkfeier für W. Griesinger am 13. Dec. 1868 in Wien. S. 12. 13.) Das No-restraint brachte er auf der Irrenabtheilung der berliner Charité zu vollständigster Geltung, nachdem er bereits in der ärmlich eingerichteten züricher Anstalt die zwanglose Behandlung theilweise zur That gemacht und während seines mehrjährigen dortigen Aufenthaltes kaum ein paar Male zur Zwangsjacke gegriffen hatte. Er gründete ferner das „Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten", dessen erstes im Oct. 1867 erschienenes Heft fast zur Hälfte mit Abhandlungen von Griesinger erfüllt ist, und dessen drittes den Jahrgang 1868 abschließendes Heft auch noch Artikel von Griesinger bringt, zum Theil bereits posthume, zugleich aber auch die in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft gehaltenen Gedenkreden von Dr. C. Westphal und von Prof. M. Lazarus (S. 760—782). Die in jenem Archive niedergelegten Artikel „über Irrenanstalten und deren Weiterentwickelung in Teutschland, — über psychiatrische Kliniken, — über die freie Behandlung" waren auf Reformen des Irrenwesens in Teutschland gerichtet und konnten nicht verfehlen, auf psychiatrischem Gebiete einen Kampf herauf zu beschwören, den zum vollen Ende zu führen Griesinger nicht mehr gestattet sein sollte. Dem entschiedensten Angriffe von Heinrich Lähr (Fortschritt? — Rückschritt. Reformideen des Herrn Geh. Rathes Prof. Dr. Griesinger in Berlin auf dem Gebiete der Irrenheilkunde. Berlin 1868) konnte er aber wenigstens noch eine Erwiderung (Zur Kenntniß der heutigen Psychiatrie in Teutschland. Eine Streitschrift gegen die Broschüre des Sanitätsraths Dr. Lähr in Zehlendorf: „Fortschritt? — Rückschritt!" Leipzig 1868) folgen lassen.

Vor Pfingsten 1868 reiste Griesinger vollkommen gesund zu einer Consultation nach Wien. Bei der außerordentlichen Hitze hatte er sich wahrscheinlich am 29. Mai Abends einer Erkältung ausgesetzt und am 31. stellten sich Intestinalstörungen ein. Er kam zwar am 3. Juni anscheinend wohl nach Berlin zurück, sodaß er noch an diesem Tage den gewohnten Geschäften obliegen konnte, doch entdeckte er am 4. eine gegen Druck empfindliche über dem rechten Darmbeine fühlbare Geschwulst, die vorübergehend der antiphlogistischen Behandlung wich, ihn aber am 21. Juni aufs Krankenbett warf, das er bis zu seinem Tode nicht wieder verlassen sollte. Es stellten sich abendliche Fieberbewegungen ein, die Geschwulst im rechten Hypochondrium charakterisirt sich bei fortwährender Zunahme zuletzt als ein Absceß, der endlich am 18. August von Roser geöffnet wurde und ungefähr einen Schoppen stinkenden Eiters entleerte. Die Menge des entleerten Eiters und der Geruch desselben besserten sich bis zum 6. September, als die Wunde anfing, einen rothen Hof und ein diphtheritisches Aussehen zu bekommen. Es stellten sich Schüttelfröste ein, im October steigerte sich das Oedem der Beine, der Appetit nahm ab, am 18. zeigte sich auf einmal Taubsein an den Händen und an der Zunge, am 22. Schwierigkeiten im Schlingen und in der Sprache, am 25. Abends bei völlig freier Besinnlichkeit Lähmung der Respirationsmuskeln, wodurch ein Zustand entsetzlicher Suffocation herbeigeführt wurde,

der erst eine Stunde vor dem Tode einige Erleichterung erfuhr, bis endlich am 26. Oct. Abends 7 Uhr das erwartete Ende eintrat. Die Section ergab, daß ein vom Processus vermiformis ausgegangener Absceß bestanden hatte; die Perforationsöffnung des hinter dem Coecum hinauf geschlagenen und angelötheten Wurmfortsatzes war noch deutlich nachweisbar.

Noch zu Anfang seiner Erkrankung verfaßte Griesinger ein „Gutachten über den Geisteszustand des in München der Giftmordanstiftung angeklagten Grafen Gustav Chorinsky" zu Handen des Vertheidigers. Seine Ansicht ging dahin, daß in Chorinsky's Verhalten Thatsachen vorliegen, welche nur in einer ganz bestimmten Weise pathologisch gedeutet werden können und die in einer Reihe von Zügen gerade eine besondere Classe eigenthümlicher Geistesstörung charakterisiren.

Sein fünfmonatliches Leiden ertrug Griesinger mit männlichem Muthe; hatte er auch in der ersten Zeit auf Wiedergenesung gehofft, so war er doch völlig resignirt, als er in den letzten Wochen über den Ausgang nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Er durfte auf das, was er geleistet, mit gerechter Befriedigung zurückblicken; auch sprach er die Ueberzeugung aus, daß seine Ideen fortleben werden und daß sein angefangenes Werk in der Zukunft gesichert sei. Am Tage vor seinem Tode sprach er die Gattin mit dem Heine'schen Verse an:

> Ein Posten wird vacant! die Wunden klaffen,
> Der Eine fällt, die Andern rücken nach;
> Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
> Sind nicht gebrochen, nur mein Herze brach.

Als am letzten Morgen die Jalousien geöffnet wurden, sagte er, er habe nicht geglaubt, den Tag noch einmal zu sehen, er gab mit schwerer Zunge und äußerster Anstrengung Aufträge und namentlich ließ er die ältesten Freunde Roser und Wunderlich grüßen. Um 5 Uhr Nachmittags ließ er sich die Uhr bringen und äußerte, als er den Stand des Zeigers gewahrte: „Noch zwei Stunden wird es dauern, mein Geist fängt an zu wandern."

Die voranstehenden biographischen Notizen über den hochstehenden Arzt sind fast vollständig den Mittheilungen seines Freundes C. A. Wunderlich (Wilhelm Griesinger. Biographische Skizze. Leipzig 1869. Separatabdruck aus: Archiv der Heilkunde. 1869. X. 2. Heft) entnommen, der Griesinger's Verdienste um Medicin in folgenden Sätzen zusammenfaßt: Er hat bei dem vor etwas mehr als einem Vierteljahrhunderte begonnenen Umschwung der teutschen Medicin den regsten Antheil genommen, und durch lichtvolle Erörterungen zum Sturze veralteter Vorurtheile mitgewirkt; — er hat zur Reconstruction der ärztlichen Wissenschaft treffliche positive Einzelbeiträge geliefert; — er hat durch die gründlichsten und gediegensten Arbeiten das Verhalten mehrerer höchst wichtiger Erkrankungsformen aufgeklärt; — er hat einige vor ihm theils ganz unbekannte, theils unbeachtete Krankheiten zuerst zur allgemeinen Kenntniß gebracht; — er ist durch seine scharfsinnigen Forschungen und den Reichthum neuer bahnbrechender Ideen die erste Autorität unserer Zeit in der Pathologie der Gehirn- und Nervenkrankheiten und in der Psychiatrie geworden.

Schließlich hat Wunderlich noch eine prägnante Charakterzeichnung des verstorbenen Freundes entworfen, die nach ihren Hauptzügen auch hier wiederzugeben sicherlich am Platze sein dürfte. Griesinger war in seiner ersten Anlage eine durchaus offene, wahre, naiv sich gebende, von Rücksichten freie Natur, für Alles begabt, von großer Lebendigkeit und raschester Auffassung, aber wechselnden Stimmungen unterworfen, empfänglich für Beifall, daher auch anspruchsvoll und leicht verletzlich.

Mit zunehmender Reifung machte sich im äußeren Auftreten eine allmälige Wandelung bemerklich: das offene Entgegenkommen wurde Fremden gegenüber abgelegt und ein vornehmes reservirtes Benehmen bildete eine Schranke, die meistens erst bei besonderer Interessenahme an einer Erscheinung fiel. Diese Aenderung war besonders auffällig nach der Rückkehr aus Aegypten, und wurde später wol besonders genährt durch den häufigen Aufenthalt in England. Mit fortschreitenden Jahren wuchs seine Zurückhaltung im Verkehr mit Fremdstehenden und Minderbekannten, und selbst alten Freunden gegenüber konnte einmal die Laune eintreten, diese kalte, abweichende Außenseite wirken zu lassen. Aber sie wich, sobald er geistig angeregt und interessirt war, und dazu genügte die Bedeutung der ihm gegenüberstehenden Persönlichkeit, ein ansprechendes Object der Unterhaltung, ein glücklicher Einfall, ein treffendes Wort, eine Erinnerung an vergangene Zeiten, ja schon die Situation, der Reiz der Landschaft, die wohlthuende Atmosphäre, der helle Sonnenschein. Da fiel die anfremdende Kruste und sofort konnte er freundlich, behaglich, warm, gemüthlich, herzlich, bezaubernd liebenswürdig sein. Freilich ein zwischenfallender Mißton konnte das Alles schnell wieder verwischen, die frühere Kälte und Gemessenheit zurückführen. Er hat es deshalb auch nie zu eigentlicher Popularität gebracht: seine warmen Anhänger fand er unter den Aristokraten des Geistes, unter fein organisirten Gemüthern, unter einfachen naiven kindlichen Naturen.

Die außerordentliche Vielseitigkeit Griesinger's führte zu einer gewissen Hast und Rastlosigkeit, die ihn von Einem zum Andern trieben, auch in seiner vielfach geänderten äußeren Stellung sich wiederspiegeln. Vornehmlich die zur Erholung unternommenen Reisen arteten dadurch nicht selten zu wahren Hetzfahrten aus. Doch konnte er andere Male auch mit Behaglichkeit sich fixiren und den Eindrücken des Augenblicks rückhaltslos sich hingeben. Er war fern von jeder Flüchtigkeit und vertiefte sich stets in den Gegenstand der Beschäftigung. Er besaß in hohem Grade die Tugend der Aufmerksamkeit und bei seiner Reception drang er alsbald in einen fremden Gedankengang und in eine ihm vorgelegte Sache ein; mit Klarheit und Präcision verstand er alsbald die wesentlichen Punkte einer Mittheilung zusammenzufassen. Dabei begünstigte ihn ein ungewöhnliches treues Gedächtniß: das kleinste Detail dessen, womit er sich jemals beschäftigt hatte, blieb ihm gegenwärtig. Die angeführten Eigenschaften machten ihn ebenso zum anziehendsten Ge-

sellschafter unter vier Augen, wie sie ihn in hervorragendem Grade zum Leiter einer wissenschaftlichen Discussion befähigten.

Er begnügte sich nicht mit einfacher Aufnahme des Dargebotenen; Alles wurde von ihm selbständig verarbeitet, auch das, was im ersten Augenblicke ihn mit Bewunderung erfüllt hatte, wurde ihm bald Gegenstand einer sorgfältigen und kritischen Ueberlegung. Der überkommene fremde Stoff ging aus seiner Durcharbeitung geläutert und wie neu geschaffen hervor, wobei das Unwesentliche von dem Wesentlichen streng ausgeschieden worden war: die wissenschaftliche Behandlung der Gegenstände war ihm wie eingeboren. Dabei zog sich über Alles, was er dachte, sprach und schrieb, ein poetischer Hauch hin; aber seine reiche Phantasie riß ihn nicht etwa blindlings fort, sondern wirkte nur, die mannichfaltigsten Beziehungen der Objecte in Fluß zu bringen und durch glückliche Einfälle zu beleuchten, wodurch der wissenschaftlichen Ordnung und Schärfe der Reiz des Kunstwerkes sich hinzugesellte.

Das Leben faßte er vorwiegend von der schönen und heitern Seite auf und eine düstere Stimmung war niemals bei ihm andauernd; in jeder Lage entdeckte er anregende und zusagende Momente, auch bei Befreundeten liebte er Alles im sonnigsten Lichte zu erblicken. Für feinere Genüsse war er sehr empfänglich und ein gewisser Luxus war ihm Bedürfniß. In Kunst und Natur bewahrte er übrigens für einfache Größe den vollen Sinn: für jene brachte er ein feines Verständniß und Urtheil mit, für den Genuß der Natur hatte er eine stets frische und wahrhaft jugendliche Wärme.

Mittheilung und Conversation waren für Griesinger Bedürfniß, nur nicht in großen Gesellschaften, wo er sich fremd fühlte und sich selten erwärmte. Aber im traulichen Beisammensein mit ein paar Freunden war ihm wohl und wurde nicht müde, Stunden oder selbst Tage schwatzend, erzählend, hörend, scherzend zu verbringen. Bei solchem zwanglosen Beisammensein lebte er dem Augenblicke, war zu Allem aufgelegt, voll gemüthlichen Humors und harmloser Hingabe, doch auch nicht abgeneigt, zuweilen eine paradoxe Behauptung ins Gespräch zu werfen.

Arbeit galt ihm als die Vorbedingung jeder Leistung, jede Minute des Alleinseins wurde daher benutzt. Er ließ aber auch keine erhebliche literarische Erscheinung unbeachtet, alles Bedeutende wurde gelesen und studirt. Mit den classischen Werken aller Zeiten und Völker war er vertraut wie Wenige. Für seine eigenen Productionen machte er die umfassendsten literarischen Vorstudien, und Tage lang konnte er zu diesem Zwecke auf Bibliotheken verbringen. Er arbeitete eben so rasch, wie gründlich und überlegt. Stets überlastet von Arbeiten war er doch immer voll von Projecten für künftige Aufgaben, und jedes neue Unternehmen, jeder neue Plan erfüllte ihn mit Eifer und Begeisterung.

Am Krankenbette und auf dem übrigen Beobachtungsgebiete begnügte er sich nicht mit dem einfachen Befunde, sondern trachtete nach dessen Erklärung. Eine neue Thatsache, noch mehr eine neue Idee, eine neue Deutung erfüllte ihn mit Entzücken. Ehe jedoch seine Funde die völlige Reife erlangt hatten, war er wenig geneigt, sie Andern mitzutheilen. Im Gegentheil liebte er es, durchblicken zu lassen, daß er Dinge wisse, von denen Niemand eine Ahnung habe und zählte es nicht zu seinen liebenswürdigen Seiten, daß er Andere mit dem Gegenstande ebenfalls Vertraute gern als Uneingeweihte und Incompetente behandelte und für die Materie, womit er sich eben beschäftigte, eine Art von Monopol des Alleinwissens in Anspruch nahm. Indessen nahm er es von seinen Freunden auch ganz gut auf, wenn sie auf die richtige Weise sein Geheimthun persiflirten.

Gleich vielen seiner schwäbischen Landsleute war Griesinger gewandter mit der Feder als mit dem gesprochenen Worte. Eigentliche Beredsamkeit ging ihm ab. Die wichtigern seiner Vorträge hat er sorgfältig ausgearbeitet. Wo er improvisirte, war er schlicht und einfach. Was er schrieb, war in der Form vollendet und geschmackvoll. Leeren Phrasen oder einer blumenreichen Ausstutzung begegnet man nicht. Wo ein Bild gebraucht wurde, war es stets ein solches, welches mit einem Schlage den Gedanken anschaulich machte.

Seine Polemik war in der Regel maßvoll und objectiv, streng innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Discussion gehalten. Griesinger fühlte sich aber leicht verletzt, und für versteckte Angriffe war er noch empfindlicher als für offene; für jene hatte er einen freien, manchmal wol zu weit gehenden Spürsinn.

Den Kern seines Denkens bildete eine großartige, durchaus humane Weltanschauung, die sich über alle menschlichen Interessen erstreckte. Das Recht des Menschengeistes, unabhängig von Satzungen, von nationalen und Parteiforderungen, unbeirrt durch die Tagesströmung in voller Freiheit sich zu entwickeln, stand für ihn unerschütterlich fest. Kunst und Politik, nicht minder die letzten Fragen der Philosophie und Religion beschäftigten ihn angelegentlich. Für ihn war es eine reizende Perspective, einstmals an irgend einem schönen Punkte der Schweiz sich niederzulassen und dort seine Meditationen über die höchsten Interessen der Menschheit für die Oeffentlichkeit auszuarbeiten. Mit seinen Anschauungen darüber hielt er zurück, nur ließ er gelegentlich durchblicken, daß sie mit den geläufigen Vorstellungen nicht zusammenfielen. *(Fr. Wilh. Theile.)*

GRIESSELICH (Ludwig), geb. 1809, Arzt zu Schwetzingen, dann Regimentsarzt in Karlsruhe. Als solcher zog er im ersten dänischen Kriege mit nach Holstein und erlitt hier einen Sturz mit dem Pferde, an dessen Folgen er 1848 starb. Grießelich, der früher in Geiger's Magazin der Pharmacie viele Abhandlungen niedergelegt hatte, wie auch in Rust's Magazin und im Pharmaceutischen Centralblatte, wandte sich um 1830 der Homöopathie zu, von welcher Metamorphose er in seiner ersten homöopathischen Schrift selbst Nachricht gibt, und zählte dann während des vierten und fünften Decenniums unseres Jahrhunderts zu den stets bereiten Kämpen für seinen neuen medicinischen Glauben, den Geg-

nern in satyrisch-polemischer Weise immer direct zu Leibe gehend. In dieser Art kämpfte er in besondern Schriften und Schriftchen gegen Härlin, gegen Sachs in Königsberg, gegen Stieglitz in Hanover (incl. gegen Gmelin in Tübingen, Jahn in Meiningen, Damerow in Greifswald), gegen Eisenmann, gegen Töltenyi in Wien. Griesselich war seit 1834 Mitredacteur des homöopathischen Journals Hygea, und redigirte seit 1835: Kritisches Repertorium der homöopathischen Journalistik. Seine sonstigen selbständigen Schriften sind: Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen. Karlsruhe 1832. Kleine Frescogemälde aus den Arcaden der Heilkunst. 1. und 2. Band. Karlsruhe 1834. 1835. Vollständige Sammlung aller Verhandlungen und Actenstücke der Kammern Badens und Darmstadts über die Ausübung des homöopathischen Heilverfahrens. Karlsruhe 1834. Kleine botanische Schriften. Th. 1. Karlsruhe 1836. (Abdruck von Aufsätzen aus Geiger's Magazin der Pharmacie.) Democritus medicus. Wahrheit und Dichtung aus dem Gebiete der Heilkunst. Karlsruhe 1840. Gesundheitslehre, oder leichtfaßliche Darstellung der Grundsätze zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit. Karlsruhe 1843. Vier Fragen aus dem Gebiete der homöopathischen Medicin, nebst den specifischen Antworten dazu. Karlsruhe 1847. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIESSENBECK (Freiherren von), eine altbairische Adelsfamilie. Das Stammgut der Griesenbeck ist Griesenbach in Niederbaiern, im Landgerichte Landshut am linken Isarufer gelegen. Dies Stammgut wurde im J. 1124 von Ritter Ludolf von Halnreit nach Demolirung der auf einem nahen Hügel bestandenen Burg im J. 1124 erbaut und ist eins der wenigen Besitzthümer in Baiern, welche seit alten Tagen ununterbrochen bis jetzt bei der eingeborenen Familie geblieben sind, vergl. Bavaria Bd. I. 2. Abth. München 1860. S. 1137. — Das Wappen der Familie ist abgebildet bei Tyroff, Wappen des gesammten Adels des Königreichs Baiern. Bd. III. Nürnberg 1820. Es enthält: Einen von Gold und Roth quadrirten Schild, mit einem von Gold und Schwarz quergetheilten Mittelschild, und in demselben einen rothen Greif. In den goldenen Feldern des Hauptschildes schreitet ein schwarzer Hahn mit rothem Kamm, rothen Füßen und Bart auf grünem Boden einwärts, und die rothen Felder durchzieht ein silberner Querbalken, der mit einer rothen, vierblätterigen Rose belegt ist. Drei gekrönte Helme bedecken den Schild: auf dem ersten ist der Greif des Mittelschildes, zwischen einem rothen Flug, dessen Flügel mit dem silbernen Querbalken und der rothen Rose des 2. und 3. Feldes bezeichnet sind, wiederholt, und auf dem 2. und 3. Helme wiederholen sich die Hähne der goldenen Felder des Schildes auf grünem Wasen. Helmdecken, rechts: roth und gold; links: roth und silber. Vergl. v. Wölckern, Beschreibung aller Wappen der adelichen Familien in Baiern. 3. Abth. Nürnberg 1827. S. 25 fg. — Das Geschlecht kommt schon 1272 als adelig vor. Kaiser Ludwig verlieh dem Gothard, wegen Auszeichnung in der Schlacht bei Ampfing, eine neue Wappenverzierung. Freiherren wurden die Großväter der jetzigen, Felix Anton und der Regierungsrath Johann Franz Balthasar in Amberg, durch Diplom des Kurfürsten Karl Albrecht vom 22. April 1739. Vergl. v. Lang, Adelsbuch des Königreichs Baiern. München 1815. S. 137. Im 18. Jahrh. sind die beiden Linien a) auf Griesenbach und Hanreith, b) auf Schermau zu unterscheiden. (*R. Pallmann.*)

Grieswurzel, s. Pareira brava.

GRIFFEL, der, vorzugsweise als Schreibwerkzeug der Alten.

Das Wort kommt von greifen her, d. h. mit den Händen oder mit einer Hand fassen, gothisch greipan, althochteutsch grifan oder krifan. Das Zeitwort bedeutet eigentlich und ursprünglich fühlend berühren, begreifen, betasten [1]). Aus greifen bildet sich zunächst das kurze Hauptwort der Griff, welches einestheils den Act oder die Handlung des Greifens, anderntheils einen gegriffenen oder ergriffenen Gegenstand bezeichnet, wie z. B. den Griff am Degen. Durch Erweiterung vermöge der Bildungssylbe el bildet sich das Hauptwort Griffel, nach Analogie ähnlicher Bildungen, wie Stichel u. s. w.; aber dasselbe ist wahrscheinlich nicht als Deminutivum von Griff anzusehen, da es nicht sächlichen, sondern männlichen Geschlechtes ist, obgleich es nahe liegt, die Sylbe el als entstanden aus lein anzusehen, wie dies z. B. der Fall bei Bübel (Büblein), Schaf'l (Schäflein) u. s. w. ist. Der Griffel bedeutet das, was man mit der Hand greift oder ergreift, namentlich einen Theil an einem Werkzeuge oder dieses selbst in seiner Totalität, besonders denjenigen Theil, an welchem man ein Instrument in der Hand hält. Dieser kann materiell der größere, muß aber dem Zwecke nach nicht der wichtigere sein, indem in der Regel an ihm noch ein kleinerer sich befindet, z. B. eine Spitze, welcher den eigenthümlichen Zweck des Instrumentes darstellt. Indessen pflegt eben oft dieser wichtigste Theil mit einbegriffen zu sein, wenn das Wort „Griffel" gebraucht wird. Doch hat man auch Werkzeuge, wo der ergriffene Theil nicht zugleich alle Theile bezeichnet, wie der Griff am Degen, der Stiel am Spaten, das Heft am Messer.

Indem wir hier von andern Bedeutungen des Griffels, namentlich auch in der Botanik, absehen, wo er den säulen- oder spindel- oder fadenförmigen mittleren Theil des Staubweges (pistillum) zwischen dem Fruchtboden der Blüthe und der Narbe mit dem lateinischen Namen des stylus bezeichnet, beschränken wir uns auf den in der Schreibekunst, namentlich der Alten, stattfindenden Gebrauch des Wortes. Was die Schreibekunst auf teutschem Gebiete betrifft, so bedient man sich des Wortes Griffel sehr oft in gewöhnlich prosaischer Weise zur Bezeichnung solcher Schreibwerkzeuge, welche die Schrift nicht mit flüssiger Tinte, sondern mit Graphit, Mennige, Zinnober, Blei, Silber, Kohle, Schiefer, farbiger Erde u. s. w. auftragen, also im Gegensatze zur

1) Glossar. *Hraban. Mauri* 953, 6. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz IV, 314. F. L. K. Weigand, Wörterbuch der Deutschen Synonymen II. S. 462.

Feder, wobei man sich aber auch des Wortes Stift bedient, z. B. Bleistift. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß man von derartigen Instrumenten auch als von „Federn" spricht, z. B. wenn man den Bleistift eine Bleifeder nennt. Auch hat im teutschen Gebiete der Griffel gegenüber der Feder eine mehr allgemein-idealistisch-dichterische Bedeutung. Man sagt in dieser Hinsicht z. B. von einem Kriege nicht sowol: „Er zeichnet seine Geschichte mit blutgerötheter Feder auf", als vielmehr: „Er zeichnet seine Geschichte mit blutgeröthetem Griffel auf."

Aus dem gleichen Zwecke, dem im Allgemeinen identischen Schreibematerial, auf welches geschrieben wird, aus der sich gleich bleibenden menschlichen Hand und andern Constanten läßt sich nun a priori folgern, daß zwischen dem speciellen Schreibinstrumente resp. Griffel der modernen und der alten Zeit kein absoluter Unterschied stattfinden kann, obgleich man den Namen „Griffel" gegenwärtig vorzugsweise dem letzteren beizulegen pflegt. Um denselben in der Bedeutung bei den alten Völkern zu verstehen, ist eine Kenntniß dessen nothwendig, was überhaupt zu deren Schreibekunst oder Schreibekunde gehört. Wenn wir uns nun hier nicht auf die noch lange nicht genügend beantwortete Frage nach dem Alter der Schreibekunst bei den einzelnen Nationen des Alterthums einlassen können, so hat man sich doch womöglich über die Hauptpunkte der Technik zu orientiren, namentlich über das Material, auf welches geschrieben wurde, und über die Art, wie die Schriftzeichen, gleichviel ob symbolischer Natur oder einem phonetischen Alphabet-Systeme angehörig, auf diesem Material angebracht wurden, um aus diesen Elementen Hilfsmittel zur Reconstruction oder Veranschaulichung des Griffels und der verwandten Schreibwerkzeuge zu gewinnen und deren Material, Gestaltung, Handhabung festzustellen. Das Eine ist durch das Andere nothwendig bedingt.

Uebergehen wir die alten Chinesen und Indier, um uns zunächst den Aegyptern zuzuwenden, so ist bei ihnen die Kunst des Schreibens, d. h. die technische Fertigkeit, dem Gedanken den Ausdruck sichtbarer Zeichen, sei es in Bilderschrift, sei es in phonetischen Buchstaben (später) [2]), zu geben, sicherlich sehr alt, und zwar tritt vor Allem die monumentale Schrift auf, wozu man vorzugsweise Steine, und zwar nicht blos weiche, wie Kalk, sondern vorzugsweise harte, wie Granit, verwendete, wofür die zahlreichen Obelisken und andere Sculptur- wie Bauwerke sprechende Beweise sind. Selten scheinen Metallplatten für diesen Zweck in Anwendung gekommen zu sein. Um nun die Schrift- (Bilder-) Züge, entweder (meist) en basrelief oder (selten) en hautrelief für solches Material herzustellen, waren an der Spitze sehr harte und feste Instrumente erforderlich, entweder, was unwahrscheinlich, von Stahl oder gehärtetem Kupfer, oder, wie man es neuerdings als wahrscheinlicher zu beweisen gesucht hat, von sehr hartem Gestein (Feuerstein, Chalcedon u. s. w.). Ein solches Instrument mußte die Form eines Meißels haben und durch einen andern Gegenstand (Hammer, Schlägel) in das Material eingetrieben werden, sodaß man hier nur uneigentlich von einem Griffel reden darf, obgleich eben der eine Theil aus einem Griffe zum Anfassen für die Hand bestehen mußte. Uebrigens ist anzunehmen, daß auch den Aegyptern weiches Holz, Bleitafeln, mit Wachs überstrichenes Schreibzeug nicht unbekannt waren, da die zahlreiche Classe, welche das Schreiben verstand, doch sicherlich zum Handgebrauche, zu Notizen, zu kleineren Aufzeichnungen mit Material und Werkzeug versehen war, und hierzu kann eben nichts Anderes als ein Griffel, ein an der unteren Seite spitzes oder scharfes Instrument, gedient haben. Als später die Papyrusstaude zum Schreiben benutzt wurde, und zwar bald wol in einem sehr ausgedehnten Maße, wird man auf ihr die Schriftzeichen nicht durch einen Griffel obiger Art eingeritzt haben, weil dadurch eine sehr unleserliche Schrift entstehen mußte; man wendete im Gegentheil hierzu Rohrfedern (κάλαμοι) und zwar meist oder nur mit röthlicher Tinte an [3]). Diese jetzt in Aegypten gar nicht mehr oder wenigstens nur sehr selten wachsende Papyrusstaude (oder Papierschilf, griechisch βύβλος) hat auf die Ausbreitung des Schreibens, nicht blos in Aegypten, sondern in allen am Mittelmeere liegenden Ländern, einen außerordentlich wirksamen Einfluß ausgeübt [4]).

Bei den Juden, welche bis in die spätere Zeit mit den Aegyptern in einem lebhaften Verkehre standen und Jahrhunderte lang unter ihnen geweilt haben, wenn man sie nicht geradezu als einen ausgewanderten Stamm dieser Nation betrachten darf, reicht die Schreibfertigkeit ebenfalls in ein hohes Alter hinauf. Das Material, worauf die Juden schrieben, war wie bei andern Völkern selbstverständlich nach Zweck und Zeit verschieden. Für Denkmäler, namentlich unter freiem Himmel, verwendete man natürlicher Weise Steine (Deuteron. 27, 8; Jes. 8, 32), vielleicht auch bleierne Tafeln (Hiob 19, 24). Aber andere Ausleger, z. B. Rosenmüller und Ewald, denken dabei mit mehr Wahrscheinlichkeit an ein Ausgießen der in Stein eingegrabenen Buchstaben mit Blei, wie dies bereits der Talmudist Jarchi vermuthet. Später wandte man eherne Tafeln an (1 Makkab. 8, 22). Bei Ezech. 37, 16 ist von einem ungewöhnlichen Schreibmaterial die Rede, dessen Wahl (ein Holz oder ein Stab) wol mit der symbolischen Handlung selbst in enger Beziehung steht. Bei Jes. 8, 1 und Habak. 2, 2 können Tafeln von Metall, weniger solche von Holz mit Wachs überzogene, gemeint sein. Um nun in solch hartem Material die Schrift anzubringen, genügte ein einfacher Handgriffel nicht; man mußte sich zu diesem Zwecke eines Grabstichels, beziehungsweise eines Meißels mit einem

2) Nach Rosellini, Monumm. II, II, ist auch die Buchstabenschrift bei ihnen sehr alt.

3) Ebenda II, II. p. 207.

4) Vergl. über ihre botanischen Eigenschaften, ihr Vorkommen, ihre Verwendung Georg Benedict Winer, Biblisches Realwörterbuch. Bd. 2. S. 410 unter „Schilf", wo zugleich die einschlagende specielle Literatur zu finden ist.

Schlägel oder Hammer bedienen[5]). — Daß die Juden Anfangs vorzugsweise oder ausschließlich mit einem harten Gegenstande auf hartem Material geschrieben haben, geht wol mit ziemlicher Gewißheit aus den Zeitwörtern hervor, welche bei ihnen auch noch später „schreiben" bedeuteten, namentlich כָּתַב, כָּתַם, סָפַר, deren ursprüngliche Begriffe radere und incidere sind. Einige Ausleger, z. B. Haevernick[6]), legen dem סָפַר die Bedeutung des Schabens bei und schließen daraus, daß die Juden vorzugsweise auf Häute geschrieben hätten, wogegen sich unter Andern Gesenius erklärt[7]). Uebrigens müssen jene Zeitwörter nicht mit absoluter Nothwendigkeit ausschließlich auf ein sehr hartes Material, folglich auf Meisel und Hammer, schließen lassen; sicherlich bot sich ihnen der in der Natur so weit und allgemein verbreitete Schiefer, woraus wir unsere Schiefertafeln machen, ebenfalls zum Schreiben für viele Zwecke dar, und hierzu bedurfte es als Schreibe-Instrumentes eines einfachen Stiftes, ebenfalls aus Schiefer, oder eines mit einer harten Spitze versehenen Griffels, womit man die Schrift einritzte, ein Gebrauch, welchen wahrscheinlich auch die Griechen und Römer prakticirten. Außerdem stellt die Natur ja z. B. in reichem Maße die Gypsblätter für das Einritzen von Schriftzeichen durch einfache Griffel zur Verfügung.

Ein Werkzeug, welches genau dem Griffel entspricht und kaum anders übersetzt werden kann, wird im Alten Testamente schon sehr frühzeitig erwähnt, namentlich Exod. 24, 4 sq.; Num. 17, 2; 33, 2; Deuteron. 31, 9. 22; ferner Exod. 28, 9, wo vom Graviren der Edelsteine im hohenpriesterlichen Brustschilde die Rede ist; und zwar sind es hier nicht immer blos einzelne Worte oder Sätze, sondern ganze Verzeichnisse, welche niedergeschrieben wurden; vergl. auch Num. 1[8]). Das hierzu dienende Werkzeug muß also aus sehr hartem Material bestanden oder einen sehr harten Endtheil gehabt haben. — Das Vorhandensein eines Gesetzbuches wird im Deuteron. (28, 58. 61; 29, 21; 31, 9; vergl. 17, 18) vorausgesetzt, und Josua (Jos. 24, 26) soll nachträglich eine Urkunde hineingeschrieben haben. Außerdem ist Jos. 8, 32 noch ein Schreiben in Stein erwähnt; ja 18, 9 wird eine Beschreibung (Landkarte?) des Landes Kanaan zum Behufe der Vertheilung erwähnt, und 10, 13 setzt das Vorhandensein einer schriftlichen Gedichtsammlung voraus. Nach Richt. 8, 14 müßte das Schreiben unter den Juden damals schon sehr verbreitet gewesen sein. Das Schriftstück Samuel's (I. Sam. 10, 25) unterliegt keinem Zweifel und seit David scheint unter den Israeliten, wie unter den benachbarten Aramäern (II. Kön. 5, 5) diese Kunst vielfältig geübt worden zu sein. Man schrieb Briefe und Depeschen (II. Sam. 11, 14; I. Kön. 21, 8. 11; II. Kön. 10, 1; II. Chron. 30, 1), Kaufbriefe, Contracte und Anklageacten (Jerem. 32, 10; Hiob 31, 35), Aufsätze und ganze Bücher. Vielleicht war auch schon die Kalligraphie in Uebung, nach Jes. 8, 1. An den königlichen Höfen gab es bereits eine besondere Charge der סֹפְרִים und מַזְכִּירִים, weit früher aber Beamte unter dem Namen der שֹׁטְרִים. Wie weit diese Kunst des Schreibens bei den Juden in ihre alte Geschichte hinauf reicht, hängt von dem Urtheile über das Alter der alttestamentlichen Bücher und ihre Entstehung resp. Glaubwürdigkeit ab, namentlich des Pentateuchs. Wie Winer behauptet, hat schon Moses das Schreiben gekannt und geübt[9]).

Bei den späteren Juden zu und nach Christi Zeiten, resp. bei den gleichzeitigen Christen, wird als ein Schreibmaterial das ägyptische Papyrus erwähnt, II. Joh. 12. Pergamenttafeln kommen II. Timoth. 4, 13 vor. Aus Josephus[10]) läßt sich abnehmen, daß — wenigstens zu seiner Zeit — Pergament, also besonders Eselshaut, auch für die Handschriften des Gesetzes verwendet wurde[11]). Es führt talmudisch den Namen קְלָף; aber auf ihm schrieb man wol nicht durch Einkritzeln, sondern vermöge der trockenen oder flüssigen Tinte. Daneben bedienten sich die Juden gleich den Griechen und Römern zum Aufzeichnen kurzer Notizen auch kleiner Täfelchen, wie denn Luc. 1, 63 ein solches *πινακίδιον* erwähnt wird, welches in der Mischna Schabb. 12, 4 פִּינְקָס heißt. — Als Schreibwerkzeug findet sich im Alten Testament חֶרֶט, Jes. 8, 1, was Luther, Dewette und Andere mit Griffel übersetzen, oder עֵט, Jerem. 17, 1 (vergl. 8, 8), wo beide genannten Uebersetzer ebenfalls „Griffel" haben. An dieser letzteren Stelle lautet der betreffende Satz: „Die Sünde Juda's ist verzeichnet mit eisernem Griffel, mit diamantener Spitze", sodaß der Griffel vielleicht in der That als mit einem Diamanten versehen zu denken ist. Möglich, daß an den andern Stellen unter dem Griffel Federn gemeint sind, da ja Griffel den allgemeinen Begriff des Schreibe-Instrumentes und Feder nur einen speciellen bezeichnet.

In der Bibel findet sich auch die Tinte erwähnt, namentlich Jerem. 36, 23, wo sie דְּיוֹ heißt, und III. Joh. 13, wo der ganze Satz lautet (nach Dewette): „Ich will nicht mit Tinte (*μέλαν*) und Feder (*κάλαμος*) an dich schreiben." Die Israeliten schrieben wahrscheinlich stets mit schwarzer Tinte, obgleich es ungewiß ist, ob דְּיוֹ schwarze Farbe bedeutet[12]). Im Neuen Testamente wird nur schwarze Tinte erwähnt, wo überhaupt von diesem Hilfsmittel zum Schreiben die Rede ist, namentlich II. Cor. 3, 3; II. Joh. 12; III. Joh. 13[13]). Ueber die Zubereitung derselben weiß man nichts Zuverlässiges[14]). Sie setzt voraus, daß man Federn anwendete, *κάλαμοι*, wie diese auch III. Joh. 13 ausdrücklich erwähnt werden. Sie waren wol ohne Zweifel, wie schon der Name zeigt, aus Schilfrohr bereitet. Bei Jerem.

5) Ebenda II. S. 421. 422. 6) Einleitung I, I, 281. 7) Thesaurus II, 967. 8) G. B. Winer, Bibl. Realwörterbuch. 3. Aufl. 1848 (welche in unsern Noten stets gemeint ist). Bd. 2. S. 420.

9) Ebenda II, 420. 421. 10) Antiquitt. XII, 2, 10 11) Vergl. Mischna Megilla 2, 2; Schabb. 8, 3. 12) *Gesenius*, Thesaurus ling. Hebr. I, 335. 13) G. B. Winer, Bibl. Realwörterbuch II, 421. 14) Ueber die Tinte bei den Rabbinisten und Talmudisten vergl. *Quandt*, De atramento Hebraeorum, 1713. Ein Auszug daraus in Hasse's Magazin für bibl.-oriental. Literatur I, 17 fg.

36, 23 ist auch ein Federmesser, תַּעַר הַסֹּפֵר, erwähnt, womit die Rohre zu Federn zugeschnitten wurden. Daß diese Rohrfedern einen Griff oder Griffel hatten, ist selbstverständlich, und man könnte sie daher auch a parte potiori (materiell, der Größe nach) Griffel nennen, zumal ja die Juden, wie die Griechen und Römer, sich nicht wirklicher Federn (von Vögeln) bedient zu haben scheinen.

Es werden, besonders nach dem Exil, sehr häufig Lohnschreiber, *γραμματεῖς*, wie man solche noch jetzt in Italien auf öffentlicher Straße ihr Handwerk verrichten sieht, erwähnt, welche für die des Schreibens Unkundigen diese Arbeit gegen eine Vergütung übernahmen [15]), namentlich Ezech. 9, 2 fg. 11; vergl. Psalm 45, 2. Diese Leute trugen nach einer noch gegenwärtig im Orient bestehenden Sitte ihr Schreibzeug (קֶסֶת הַסֹּפֵר) am Gürtel, mittels einer kleinen Kette an der Hüfte befestigt, bei sich. Wenn auch, nach dem Exil, die Juden zu den meisten schriftlichen Aufzeichnungen sich des Papieres und der Tinte, also auch der Feder, bedienten, so schließt dies doch nicht aus, daß diese Lohnschreiber für gewisse Fälle auch Griffel mit den dazu gehörigen Täfelchen bei sich führten [16]).

Die Keilschriften auf den Thoncylindern, welche man in den Ruinen der alten Assyrer, Babylonier, Perser u. s. w. gefunden hat, rühren ohne Zweifel von einem Griffel her, mit welchem sie eingeschnitten worden sind.

Die alten Griechen verwendeten für monumentale Aufzeichnungen, wie öffentliche Inschriften, Gesetze u. s. w. gleich andern Völkern hartes Material, Anfangs vorzugsweise Steinplatten, später auch Metalltafeln [17]). So „schrieb" oder grub Solon den Athenern seine Gesetze in solch rohes Material, und 664 Zeleukos gleicherweise den epizephyrischen Lokrern die ihrigen. Sobald aber einmal angefangen wurde zu schreiben, was erst seit der Olympiadenrechnung etwas allgemeiner geworden sein dürfte, gebrauchten sie sicherlich jedes hierzu passende Material, wie weichen Schiefer, Gypsblätter, Holz u. s. w., wozu sie sich vorzugsweise des Griffels im engeren Sinne bedient haben werden, während bei hartem Gestein und hartem Metall Meisel oder Stichel mit Hammer in Anwendung kommen mußten. Nur Tinte und Papier dürften erst später aufgetreten sein. Schon in ziemlich früher Zeit benutzte man wol auch Häute, welche in der Stadt Pergamum zu einer vorzüglichen Vollkommenheit, zu Pergament, verarbeitet wurden. Man nahm dazu mit Kalk gebeizte und weiter zubereitete Felle von Eseln, Schafen, Kälbern, Ziegen u. s. w., stellte sie Anfangs in gelber (später bei den Römern in weißer) Farbe her und gab ihnen später auch andere Färbungen. Uebrigens kann das Pergament nicht in Pergamum erfunden worden sein, wie man berichtet, denn die Juden schrieben schon zu David's Zeiten auf solche Häute, und Josephus erzählt, daß Ptolemäus Philadelphus die Feinheit des Pergamentes, auf welches die ihm von dem Hohenpriester Eleazar überreichte Bibel (Altes Testament) geschrieben war, nicht genug bewundern konnte. Schon Herodot [18]) erwähnt, daß zu seiner Zeit auf Häute geschrieben wurde, eine Notiz, welche Diodorus Siculus [19]) für die spätere Zeit wiederholt, wozu bald die ägyptische Leinwand kam. Auf diesem Material wurde die Schrift wol vorzugsweise durch Tinte oder trockene Farbemittel, in diesem Falle vermittels der Griffel, angebracht, seltener wahrscheinlich, ebenfalls durch Handgriffel eingekritzelt. Später, aber gewiß nicht erst seit Alexander dem Großen, wie Plinius [20]) meint, sondern viel früher, wofür Herodot (V, 58) [21]) zeugt, verbreitete sich auch das ägyptische Papier, vielleicht schon von Psammetich an, wo sich Aegypten dem Auslande öffnete, und dann das Pergament allgemein unter den damaligen Culturvölkern am Mittelmeere [22]). Je mehr aber dieses Material in Anwendung kam, desto mehr auch die Feder (*κάλαμος*) mit der Tinte, sodaß dem Griffel nur noch ein beschränkter Raum in besonderen Fällen blieb, namentlich für die bereits oben erwähnten *πινακίδια*, unter welchen man sich aber wol nicht ausschließlich mit Wachs überzogene Holztäfelchen vorzustellen hat, da sich hierzu auch anderes Material bot. Man identificirt mit dem teutschen Worte „Griffel" in der Regel das griechische *στύλος*, welches (mit *στήλη* verwandt) ursprünglich eine Säule oder eine Stütze bedeutet. Es ist zweifelhaft, ob die Griechen selbst ihren eigentlichen Schreibegriffel (welcher zum Einritzen oder Einschneiden der Schrift diente) durch dieses Wort bezeichnet haben, obgleich die Analogie des lateinischen stylus dafür spricht. Daß sie aber, namentlich ehe Papyrus, Pergament, Leinwand u. s. w. allgemeiner wurden, sich des Handgriffels, d. h. eines am Ende harten, spitzen oder schneidenden leichten Instrumentes aus hartem Material, also aus Bronze, Kupfer, Eisen, Elfenbein, bei reicheren Leuten wol auch aus Silber oder Gold, sehr allgemein bedient haben müssen, geht auch aus dem ursprünglichen Begriffe von *γράφειν* hervor, welches vermöge desselben radere, incidere, einkratzen, einschneiden bedeutet.

Was von den Griechen gesagt ist, gilt meist auch von den Römern. Auch sie brachten ihre monumentale Schrift — und diese pflegt bei den Völkern chronologisch die erste zu sein — auf hartem Materiale an, also auf Stein- oder Metallplatten, wie das Zwölftafelgesetz vom Jahre 449 auf ehernen Tafeln eingeschrieben wurde. Dazu diente ihnen das caelum, der Grabstichel oder eine Art von Meisel, welchen man auch einen Griffel, doch nur uneigentlich, nennen könnte, mit dem dazu gehörigen Schlägel, oder das cestrum, ein mehr spitzes

15) *Josephus*, Antiquitt. 16, 10, 4. 16) Harmar, Beobachtungen II, 469; III, 479 fg. Pococke, Morgenland I, 293 (mit einer Abbildung). B. Michaelis in Pott's Sylloge II, 77. Schulz, Leit. V, 330. 331. Russegger, Reisen III, 151. (Aus Winer) 17) *Pausan.* IX, 31, 4; *Plin.* XIII, 21.

18) 5, 58. 19) 2, 32. 20) 13, 21. 21) Vergl. Hengstenberg, Pentateuch I, 486. 22) Eine grundlegende Hauptschrift über das Material, auf welchem nicht blos die Griechen, sondern auch andere alte Völker schrieben, ist *A. Wolf*, Prolegomena ad Homerum 40 seq. Vergl. dazu Wehrs, Vom Papier, den vor Erfindung desselben üblichen Schreibemassen und anderem Schreibmaterial. Hanover 1789; dazu Supplemente 1790. Ferner *Wilkinson*, Manners III, 147 seq.

als meißelartiges Instrument, oder das scalprum, was wol messerartig zum Einschneiden construirt war. Handelte es sich um das leichtere Einschneiden oder Einritzen von Schriftzügen, etwa auf Schiefer, Wachstäfelchen u. s. f., so bediente man sich des einfachen leichten Handgriffels, welcher aus verschiedenem harten Material, wie Metall, Elfenbein u. s. w., wenigstens an der Schreibespitze, bestand. Uebrigens weist das Zeitwort scribere, wie seine Vertreter bei den Griechen, Juden und andern Völkern, darauf hin, daß man, als das Schreiben geübt zu werden begann, ein hartes Material verwendete, weil es die Bedeutung von radere oder incidere hat. Das dazu, sowie später auch für weicheres Material, gebrauchte Instrument war der Griffel, stylus oder stilus, welcher ursprünglich wol einen Pfahl, etwas Spitzes, dann ein spitzes Werkzeug beim Gartenbau, auch einen Stängel (Stengel), einen Stamm, z. B. am Spargel, bezeichnet. Das Schreibewerkzeug findet sich meist als aus Eisen oder anderem Metall, auch wol aus Elfenbein gefertigt; es war am Schreibende spitz oder scharf, am obern Ende lief es gleich einem Spatel in eine Platte aus, womit man auf den Wachstäfelchen etwaige Schreibefehler u. s. w. wieder auslöschte (zudrückte, glatt strich), um dann die Correctur anzubringen. Daher die Redeweise stylum vertere, d. h. den Griffel zum Corrigiren umdrehen; daher die Mahnung zum stylum saepe vertere, zum wiederholten Verbessern des Geschriebenen; daher auch stylus so viel als Schreibweise, wie wir von dem Style dieses und jenes Schriftstellers sprechen. Uebrigens kann stylum vertere auch das Umwenden zu einer neuen Zeile, einem neuen versus, bedeuten.

Um kurze Notizen zu machen, brauchten die Römer (wie die Griechen ihre *πινακίδια*) die pugillares oder pugillaria, welche meist aus Täfelchen bestanden, welche mit Wachs überzogen waren [23]), und für welche ganz besonders die styli (Griffel) in Anwendung kamen. Dazu traten, seit der oben bezeichneten Zeit, das aus der ägyptischen Papyrusstaude bereitete Papier [24]), sowie das Pergament, für welche jedoch der Griffel außer Anwendung und der calamus, die Rohrfeder, mit der Tinte in Anwendung kam. Livius erwähnt auch Libri lintei, also Bücher aus Leinwand, welche man zu dem Zwecke des Schreibens wol stark geplättet und geglättet hat, und auf welche man ebenfalls nicht mit dem speciellen Griffel, sondern mit der Feder und Tinte schrieb. Unter den eigentlichen Schreibfedern schätzten die Römer namentlich die ägyptischen Rohrfedern, *κάλαμοι*, sehr hoch [25]), für welche man verschiedene Tinten bereitete, denen man besondere Beimischungen gab, um sie dauerhaft zu machen [26]).

Zur Literatur über Griffel, sowie alle zum Schreiben bei den Alten gebrauchten Materialien, von welchen das eine durch das andere erläutert wird, gehören außer den von uns in den Noten angeführten Specialnachweisen die Verbal- und Real-Lexica, die Encyklopädien und Conversations-Lexica, die allgemeinen Werke über die Alterthümer, Sitten u. s. w. der Völker, sowie die Schriften über die Erfindungen. (*J. Hasemann.*)

23) *Quintilianus*, Institutt. 10, 3, 5; *Justin.* 2, 10; *Plinius*, Epistolae; *Ausonius*, *Catullus*. 24) *Plinius*, Natur. Hist. 13, 21. 25) Ebenda 16, 64; *Martialis* 14, 36, 1. 26) *Plinius* 35, 25; 27, 28.

GRIFFEL, GRIFFELFORTSATZ (Stylus, Processus styloideus) bezeichnet in der osteologischen Terminologie derartige Vorsprünge oder Ueberragungen einzelner Knochen, die durch ihre konische Gestaltung und entsprechende Dünnheit an die bekannte Griffelform erinnern. Ganz entschieden paßt dieser Name für den Griffelfortsatz des Schläfenbeins, weniger zutreffend erscheint er für den Griffelfortsatz der Ellenbogenröhre, oder gar der Speiche und des dritten Mittelhandknochens.

Nach dem Ursprunge vom Griffelfortsatze des Schläfenbeins sind der Griffelschlundkopfmuskel (Stylopharyngeus), der Griffelzungenmuskel (Styloglossus) und Griffelzungenbeinmuskel (Stylohyoideus) benannt, desgleichen das Ligamentum stylomaxillare s. stylomyloideum und das Ligamentum stylohyoideum, die von Meckel als Ligamentum stylo-mylohyoideum vereinigt wurden.

Das Griffelloch oder Griffelzitzenloch (Foramen stylomastoideum), worin unter anderen auch eine Griffellocharterie (Arteria stylomastoidea) verläuft, verdankt seinen Namen dem Umstande, daß es an der Wurzel jenes Griffelfortsatzes befindlich ist.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIFFET (Henri), französischer Jesuit und Historiker, geb. den 9. Oct. 1698 zu Moulins in Bourbonnais, gest. zu Brüssel den 22. Febr. 1771, einer der fruchtbarsten französischen Schriftsteller. Im Alter von 17 Jahren wurde er in den Jesuitenorden aufgenommen und war bald im Stande, den damals als Lehrer der Literatur berühmten Pater Porée an dem College Louis le Grand mit Erfolg zu vertreten. Er gab aber bald die Laufbahn als Lehrer auf und warf sich vorzugsweise auf das Predigtfach. Er predigte viel, zu Versailles und Paris, aber ohne Erfolg. Trotzdem erhielt er den Titel eines königl. Hofpredigers und wurde mit dem Amte eines Beichtvaters in der Bastille betraut. — Er ließ sich lebhaft in den Kampf ein, der um die Mitte des 18. Jahrh. so heftig gegen die Jesuiten geführt wurde, und vertheidigte seinen Orden voll Muth. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens zog er sich nach Brüssel zurück und starb hier in einem Alter von 74 Jahren.

Griffet's Schriften zerfallen in theologische und historische. Ich wende mich zunächst zu den historischen, in denen die Hauptbedeutung des Schriftstellers zu liegen scheint. Die meiste Aufmerksamkeit verdient hier die Schrift: Traité des différentes sortes de preuves qui servent à établir la vérité de l'Histoire. Liège 1769. 12.; eine zweite Auflage erschien schon im Jahre 1770 in 12. zu London. Griffet, der auf dem Titel als: Auteur d'une Histoire de Louis XIII., imprimée à Paris en 1760 sich empfiehlt, betritt mit dieser Schrift wenigstens dem Titel nach den methodischen Boden der Wissenschaft, und schon deshalb, weil derartige Schriften für die Geschichte der historischen Kritik selten sind, be-

sonders bei den Franzosen und von Jesuiten, gehe ich etwas näher auf sie ein. Von dem selbstverständlichen Grundsatze ausgehend, daß die Wahrheit die Seele und die Grundlage der Geschichte ist, unterscheidet Griffet vier Arten von Historikern, nämlich: 1) Die zeitgenössischen Schriftsteller, welche aus eigener Anschauung schreiben, und deren Wichtigkeit mit der ganz richtigen Beschränkung anerkannt wird, daß sie oft mehr leere Gerüchte als Geschichte bringen. 2) Die „modernen Historiker", welche nicht aus eigener Anschauung, sondern gestützt auf die Zeugnisse der Zeitgenossen schreiben. Die Zeitgenossen berichten oft durchaus Widersprechendes. Il faut donc que l'Historien moderne ait toujours le flambeau de la critique à la main, pour apprécier la valeur de ces témoignages, pour les rejetter quand ils sont faux, ou pour tâcher de les concilier lorsqu'ils paraissent contradictoires. Ganz treffend werden die Historiker der zweiten Art, welches nach heutiger Anschauung die eigentlichen Historiker sind, mit Richtern, die Recht sprechen sollen, verglichen. 3) La troisième est celle des *Abréviateurs*, qui composent des *Fastes* ou des *Abrégés chronologiques*, que l'on nommoit autrefois des *Chroniques*. Der Verfasser meint damit dieselben Quellen, wie unter Nr. 1, nämlich zeitgenössische Berichte, nur in kürzerer, annalistischer Form. Von römischen Quellen rechnet er auch den Vellejus und Florus hierher. Da es ihm aber auf den Inhalt und nicht auf die Form ankommt, so gehören diese eigentlich nicht hierher, sondern unter Nr. 1. Auch chronologische Abrisse Späterer dazu zu rechnen, wie er es thut, ist verkehrt: das sind Schulbücher, Werke von vorzugsweise pädagogischem Interesse. 4) La quatrième classe des Écrivains qui ont travaillé sur l'Histoire, est celle de ces savants Compilateurs, qui ont donné au Public des Recueils immenses de Pièces authentiques et originales. Die Wichtigkeit dieser Compilatoren, welche Urkunden, Friedensschlüsse, Verträge u. s. w. herausgeben, leuchtet dem Verfasser ein; trotzdem sind sie ihm natürlich nur Vorarbeiter, nicht Baumeister. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werden die Fehler einzelner Werke über die Geschichte des 16., besonders aber des 17. Jahrh., z. B. v. St. Réal (der Quelle Schiller's über Don Carlos), Varillas u. A., geprüft; die eigentliche systematische Bearbeitung der dem Titel nach vorliegenden Aufgabe wird nicht fortgesetzt. — Das 2. Capitel des Werkes handelt von den wunderbaren Erscheinungen, welche die Geschichte bietet. Mit Ausnahme der Wunder in der Bibel gelten keine; der Verfasser windet sich nicht ohne Geschick durch diese heikle Frage. Das Eselsohr des Jesuiten blinkt hier aber doch an einer Stelle durch: die Blutflecken, welche die spielenden französischen Prinzen kurz vor der Bartholomäusnacht plötzlich bemerken, will der Jesuit nicht geradezu für unmöglich erklären. Sonst zeigt Griffet in keiner Weise sein Jesuitenthum, er nennt vielmehr die That am Bartholomäus mehrmals ein „massacre", versucht nirgends eine Vertheidigung derselben. — In Capitel 3 kommt der Verfasser auf die Ursachen der Ereignisse zu sprechen und steht in der Frage, wie sie zu ermitteln sind, völlig auf modernem Boden: amtliche Actenstücke sind ihm die wichtigsten Quellen. Die nackte Wahrheit ist ihm die Hauptsache. Kann der Historiker zwei gegenüberstehende Quellenreihen zweier Parteien nicht vermitteln, kann er aus ihnen nicht die Wahrheit herausfinden, dann: il ne peut mieux faire que de rapporter fidèlement ce qui a été publié de part et d'autre, en laissant la liberté d'en juger à ses Lecteurs, vergl. S. 53. Auch vor den Charakterschilderern, die in der Neuzeit durch einseitige Nachahmung der Ranke'schen Methode leicht bei uns Teutschen aufkommen könnten, warnt er sehr treffend S. 56: Plusieurs Historiens, non contents de vouloir pénétrer dans l'intérieur du Cabinet des Princes, qui leur est inconnu, portent la témérité jusqu'à vouloir découvrir ce qui se passe dans l'intérieur de leur ame; ils se forment d'abord une idée de leur caractère, à laquelle ils rapportent toutes leurs actions et tous leurs desseins u. s. w. — Das 4. Capitel verlangt auch in Kleinigkeiten Gründlichkeit, z. B. in der Orthographie, in geographischen Angaben. Auch wird wie in dem vorhergehenden Capitel eine Art Aehrenlese von Fehlern in berühmteren Werken gehalten. — Besonders wichtig ist das 5. Capitel: De le preuve fondée sur le témoignage des Auteurs contemporains. Der Verfasser bietet hier einen noch jetzt brauchbaren Beitrag zur Kritik der zahlreichen französischen Memoiren des 16. und 17. Jahrh., welche der Forschung bis in die neueste Zeit so manche Schwierigkeiten gemacht haben, indem er von verschiedenen nachweist, daß sie unecht sind, wie die Memoiren von Rochefort, Artagnan, die l'Histoire du Maréchal de la Feuillade, la Vie du Chevalier de Rohan u. s. w., welche durch einen Herrn von Courtils zu Brüssel fabricirt worden sind. — Die folgenden Capitel enthalten vorzugsweise zahlreiche Beispiele von Irrthümern und Abhandlungen über Controversen in der Geschichte, wie schon bemerkt, des 16. und 17. Jahrh. Als Jesuit zeigt Griffet sich auch hier nicht in seinem historischen Urtheile beeinflußt; das beweist besonders seine Untersuchung der Controversen über die Bartholomäusnacht S. 134 fg., die ebenso gut ein Protestant geschrieben haben könnte, so leidenschaftslos ist sie gehalten. — Wenn Griffet auch nicht mit völliger Klarheit die Lehre von den Quellen der historischen Quellen entwickelt, so steht er doch der Sache nach darin. Auch die Abhandlung über den Mann mit der eisernen Maske S. 291 fg. ist so geschrieben, daß sie von einem methodischen teutschen Historiker noch heute nicht anders und besser geschrieben werden könnte bei dem Material, welches Griffet vorlag. Aus diesen Gründen verdient gerade dies Werk Griffet's hervorgehoben zu werden, weil es bei einer zu schreibenden Geschichte der modernen kritischen Historik sehr zu berücksichtigen sein wird, da Griffet seiner Zeit voraus war. Wie ich nachträglich sehe, ertheilt auch Wachler in seiner Gesch. der histor. Forschung und Kunst. Bd. II. 2. Abth. Göttingen 1818. S. 587 dieser Schrift großes Lob, wenn er sagt: „Griffet zeich-

nete sich in seinen mannichfaltigen Beiträgen zur neueren Nationalgeschichte durch tiefere Kenntniß und gewissenhafte Benutzung der Quellen, durch Sorgfalt und strenge Genauigkeit in den Angaben, Scharfblick in Entdeckung der Irrthümer und Uebereilungen, Bedachtsamkeit und ruhige Unbefangenheit in Entwickelung der den historischen Zusammenhang bestimmenden einzelnen Umstände und Richtigkeit des selten beigefügten Urtheils auf eine entschieden vortheilhafte Weise aus, und hätte allgemeinere Beachtung verdient, als er gefunden zu haben scheint"*). Wenn Wachler ihm die Gabe des anmuthigen und den Forderungen der Einbildungskraft entsprechenden Vortrags abspricht, so ist das eher ein Lob als ein Tadel.

Das erwähnte Buch hat übrigens noch eine andere Bedeutung. Cap. 11 fg. behandelt Griffet die Frage: „De la Vérité des Anecdotes", und warnt dabei, auf einzelne Aussprüche, Charakterzüge u. s. w. bedeutender Personen ein Urtheil zu gründen. Die schon oben angeführte, noch jetzt musterhafte Untersuchung über den Mann mit der eisernen Maske S. 291 fg. hat der neueren kritischen Forschung gegenüber die Existenz des betreffenden, zum Theil angezweifelten Staatsgefangenen mit der Maske (die übrigens nach Griffet keineswegs von Eisen war, sondern de velours noir) erst gesichert, weil Griffet neun Jahre lang Beichtvater in der Bastille (in welcher der Mann mit der eisernen Maske am 19. Nov. 1703 starb) war und hier gute Nachrichten haben konnte. Und Griffet bringt allerdings darüber gute Nachrichten aus dem Tagebuche eines Officiers der Bastille (Dujonca) in der Zeit von 1698—1703 und widerlegt die falschen Angaben; leere Vermuthungen stellt er aber nicht auf. Es ist charakteristisch, daß er den kritiklosen Voltaire nicht erwähnt, wol kaum aus Furcht. Vergl. über diese interessante Frage *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 30. Anmerkung.

Das nüchterne Werk konnte, zumal da es von einem Jesuiten ausgegangen war, bei der damaligen seichten Aufklärerei, welche die Literatur Frankreichs beherrschte, nur wenig Anklang finden. Der teutsche Schönschwätzer im französischen Gewande, Baron v. Grimm, vermochte das Werk erst recht nicht zu würdigen, wenn er (Correspondance von 1770—1782. Bd. I. Paris 1812. S. 380) von ihm sagt: Son Traité est un ouvrage solide qu'on lit avec plaisir en beaucoup d'endroits, quoique l'auteur soit naturellement *diffus* (!) et que la bonne critique l'abandonne de temps en temps. Auch die schon hervorgehobene Abhandlung über den Mann mit der eisernen Maske will der kritiklose Schwätzer nicht anerkennen.

Außer der Schrift über historische Kritik sind von Griffet's historischen Werken zu nennen: Panégyrique de saint Louis. 1743 in 4. — Eine Bearbeitung und Fortsetzung der: Histoire de France von Daniel. Paris 1755—1758. 17 Bde. in 4. (Ausgabe Amsterdam 24 Bde. in 12.). Der 14. und 15. Bd. der pariser Ausgabe enthält die Geschichte Louis' XIII., der 16. Bd. ein Journal du règne de Louis XIV. und stammt ausschließlich von Griffet. Sabatier sagt von der Thätigkeit Griffet's an dieser Ausgabe: Les Dissertations critiques et historiques dont il a enrichi ce grand ouvrage, sont d'une instruction et d'une netteté qui jettent le plus grand jour sur plusieurs points de nos annales qui n'étaient pas encore assez développés. L'Histoire de Louis XIII. est écrite d'un style convenable; les faits présentés avec méthode y sont sagement discutés. — Ferner eine Ausgabe der Mémoires du P. d'Avrigny pour servir à l'histoire universelle de l'Europe depuis 1600—1716, vermehrt durch einen fünften Band. Paris 1757. — Nouveaux éclaircissements sur l'histoire de Marie, reine d'Angleterre. Paris 1766 in 12. — Histoire de Tancrède de Rohan, avec quelques autres pièces concernant l'histoire de France et l'histoire romaine. Liège 1767 in 12. — Endlich besorgte er Ausgaben (zum Theil mit Anmerkungen und Einleitungen) von folgenden Werken: Mémoires de maréchal de Vieilleville (par Vinc. Carloix). Paris 1757. 5 Bde.; Recueil des lettres pour servir d'éclaircissements à l'histoire militaire de Louis XIV. (1671—1694). Paris 1761—1764. 8 Bde.; Mémoires de H.-Ch. de la Trémouille 1767; Délices des Pays-Bas. Liège 1769. 5 Bde. in 8.; Mémoires pour servir à l'histoire de Louis, Dauphin de France, mort à Fontainebleau, le 20 décembre 1765, avec un Traité de la Connaissance des Hommes, fait par ses ordres (1758 von Querbeuf veröffentlicht) Paris 1777. 2 Bde. in 12.; in dem Traité ließ Griffet einige Stellen aus, welche in sehr pikanter Weise sich auf die Schriften von Voltaire und Montesquieu beziehen. — Die theologischen Werke Griffet's betreffend, ist zu erwähnen, daß er zu der: Apologie des Jésuites, welche Cerutti verfaßte, das Material zusammengebracht hat. Ferner schrieb er in dieser Angelegenheit zusammen mit dem Jesuiten Menoux: Mémoire concernant l'institut, la doctrine et l'établissement des Jésuites en France. Avignon 1761 (Rennes 1762) und mehrere ähnliche Schriften. Von den rein theologischen Werken wird besonders gerühmt: L'Année du Chrétien, contenant Les instructions sur les mystères et les fêtes etc. Paris 1747. 18 Bde. in 12. (diese Ausgabe ohne den Namen des Verfassers); 2. Ausg. Lyon et Paris 1811—1812. 18 Bde. Höfer's Biographie sagt von demselben: Ouvrage

*) Auch die Franzosen erkennen Griffet's Bedeutung wol an (vergl. weiter unten), aber meiner Ansicht nach nicht genug, da sie gerade die nüchterne, sorgfältige Art der Forschung Griffet's sich hätten zum Muster nehmen sollen. Die romanartigen Darstellungen der neuern französischen Geschichte durch Thiers u. A. wären nach dem Vorgange Griffet's nicht möglich gewesen, wenn letzterer in der rechten Weise von der französischen Kritik gewürdigt worden wäre. In der Nouv. Biogr. génér. von Höfer wird das Werk gar nicht weiter in seiner Bedeutung besprochen, was sonst bei viel geringeren Büchern geschieht. Nur die Biographie univers. von Michaud widmet dem Buche die anerkennenden Worte: Cet ouvrage intéressant et bien fait, doit être, suivant l'expression du critique déjà cité (nämlich des Sabatier) regardé comme le code de tous les historiens.

fort estimé et qui peut tenir lieu d'une bibliothèque ascétique. Ueber die übrigen theologischen Schriften vergl. am besten Quicherat, Höfer und Backer. — In seiner Jugend hat Griffet natürlich auch lateinische Verse gemacht. Er fing später an, Cicero's Reden zu übersetzen, kam aber damit nicht zu Ende. Auch gab er die Fabulae dramaticae von Porée 1749 heraus. — Vergl. über ihn *Michaud*, Biogr. univers. XVII. p. 834 sq. *Hoefer*, Nouv. Biogr. générale XXII. p. 28 sq. *Backer*, Biblioth. des Écrivains de la compagnie de Jésus. II. Série. Liège 1854. p. 266—277, welcher über die Werke Griffet's die ausführlichsten Angaben macht. — Es ist charakteristisch, daß die Aufklärer seiner Zeit von einem so fruchtbaren und kritischen Kopfe, wie Griffet, wenig Aufhebens machen; Grimm, der in seiner Correspondance zwischen 1753—1769 doch alle bedeutenderen gleichzeitigen geistigen Erscheinungen in Frankreich einer Besprechung unterwirft, erwähnt ihn hier nicht, sondern erst im Jahre 1771, ein Jahr nach dem Erscheinen des methodischen Werkes über die Historik, vergl. Grimm, Correspondance von 1770—1782. Bd. I. S. 380. (*R. Pallmann.*)

GRIFFET LABAUME, auch de la Baume [1]) (Antoine-Gilbert), geb. zu Moulins am 21. Nov. 1756 und am 18. März 1805 gestorben, ist einer der wenigen Franzosen, welche ihre Landsleute mit ausländischer, namentlich auch teutscher Literatur bekannt machten. Vielseitig gebildet und als fleißiger Schriftsteller zwar oft genannt, scheint er sich dennoch keine einflußreichen Gönner erworben zu haben, denn er konnte es niemals zu einer seinen Kenntnissen angemessenen Stellung bringen. Ein wol nur untergeordnetes Amt bei einem Ministerium verlor er frühzeitig und aus Gründen, die man nicht kennt, und auch seinem späteren Leben fehlte es nicht an kränkenden Erfahrungen, über welche gleichfalls ein undurchdringlicher Schleier gebreitet ist. Seine Schriften kennt nur noch der Literator, und selbst für diesen möchten sie kaum die Bedeutung ansprechen, um zur Forschung nach den Schicksalen ihres Verfassers zu reizen. Indessen sind seine literarischen Bemühungen so unablässig gewesen, daß ihnen einiger Erfolg wol nicht gefehlt haben kann. Außer den wenigen eigenen poetischen Versuchen, welche ihn selbst aber zu Fortsetzungen nicht ermuntert haben mögen, schrieb er meist Uebersetzungen aus dem Italienischen, Englischen und Teutschen, und dann in verschiedenen Zeitschriften eine Menge Recensionen und andere Artikel, besonders literar-historischen Inhalts. Eigene Schriften: Galatée, comédie en un acte et en vers, 1776 in 8. Agathis, scène en vers et en prose 8. Quelques vers, 1785 in 16. und 1802 in 16., endlich: Vie de Foë, auteur de Robinson (in der Édition de la Vie et les aventures de Robinson Crusoé, veuve Panckouke, 1799, 3 vol. in 8.). Aus dem Italienischen übersetzte er: Lettres sur le désastre de Messine, 1779 in 8. Uebersetzungen aus dem Englischen, von Langhorne: Les Épanchements de l'amitié et de l'imagination, 1780 in 18., von der Miß Burney: Éveline, ou l'Entrée d'une jeune personne dans le monde, 1785 und wieder gedruckt 1806, 2 vol. in 12., von Sterne: Sermons choisis, 1786 in 12., und Lettres de Sterne à ses amis, 1789 in 12., von Th. Payne: Le Sens commun, 1790 in 8., von Madame M.-R. Roche: Les Enfants de l'Abbaye, 1801, 6 vol. in 18.; ferner: Réflexions sur l'abolition de la traite et de l'esclavage des nègres, 1788 in 8.; La Victime de l'imagination, ou l'enthousiaste de Werther, 1794, 2 vol. in 18.; Voyage de Fr. Hornemann dans l'Afrique, 1803, 2 parties in 8.; Recherches asiatiques, ou Mémoires de la société établie au Bengale, pour faire des recherches sur l'histoire, les sciences et la littérature de l'Asie (mit Anmerkungen von Langlès, Cuvier, Delambre, Olivier u. a.), 1805, 2 vol. in 8. Aus seinem Nachlasse erschien noch 1810: Anna Bella, ou les dunes de Barham, traduit de l'anglais de Mackenzie, 4 vol. in 12. Von Bearbeitungen und Uebersetzungen aus dem Teutschen sind folgende erschienen: Daniel, traduit de l'allemand de Moser [2]) (Daniel in der Löwengrube in 6 Gesängen von K. F. Freiherrn von Moser), 1787 in 18; Les Souffrances maternelles, roman imité de l'allemand, 1793, 4 vol. in 18.; Marianne et Charlotte, ou l'apparence est trompeuse, traduit de l'allemand, de J. F. Junger (der Schein betrügt), 1794, 3 vol. in 18.; Léopoldine, ou les enfants perdus et retrouvés, traduit de l'allemand de F. Schultz, 1795, 4 vol. in 18.; Tableaux du déluge, d'après Bodmer (Noachide), 1797 in 18.; Louise, poëme champêtre en trois idylles, traduit de l'allemand de Voss, 1800 in 18.; ferner von Wieland: Pérégrinus Protee, ou les dangers de l'enthousiasme, 1795, 2 vol. in 18. und Les Abdérites, suivis de la Salamandre et la Statue, 1802, 3 vol. in 8. Von J. von Müller's Geschichte Schweizerischer Eidgenossen gab er die Uebersetzung des 2.—8. Buches (?) in der Histoire des Suisses, traduite de l'allemand de J. de Muller t. 2—8. 1797 in 8. Das erste Buch hatte R. Boileau übersetzt. Endlich ist zu erwähnen: Aperçu statistique des États de l'Allemagne, traduit de l'allemand de Hoeck, dessen Herausgabe in Folio Ad. Duquesnoy besorgte. Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß Griffet Labaume durch Herausgabe von La Messe de Gnide, ouvrage posthume de C. Nobody, nou-

1) Wahrscheinlich so genannt nach seiner Mutter, die vielleicht so hieß oder aus dem Dorfe la Baume war. Sein väterlicher Oheim, der Jesuit Henri Griffet, führt diesen Beinamen nicht.

2) Die Uebersetzung von Moser's Daniel wird auch seinem Bruder Charles Griffet Labaume zugeschrieben. Dieser war zu Moulins 1758 geboren und starb als Oberingenieur im Département des Alpes-Maritimes am 10. März 1800 zu Nice. Er schrieb une Théorie et pratique des annuités décrétées par l'assemblée nationale de France, pour les remboursements du prix des acquisitions des biens nationaux. Roanne et Paris 1791. 8. Vergl. Biographie universelle. T. XVII. p. 535.

velle édition augmentée 1797 (kl. 18. 92 SS., wieder abgedruckt zu finden in: Fêtes et courtisanes de la Grèce) auch für Freunde pikanter Lectüre gesorgt hat. Seine zahlreichen Beiträge zu den Mémoires sur les hospices et les établissements d'humanité, zum Censeur universel anglais (unter dem Buchstaben Z), zum Bulletin de littérature, Mercure de France, Journal encyclopédique, zur Décade (unter dem Buchstaben L) u. a. lassen sich schwerlich vollständig verzeichnen, obgleich sie in literarischer Beziehung wichtiger sein dürften als seine Uebersetzungen. So hat z. B. die im Magasin encyclopédique (7. année T. III. p. 159 und 9. année T. I. p. 203) befindliche Notice biographique et littéraire sur les femmes auteurs les plus distinguées de la Grande-Bretagne, par l'ordre alphabétique allen Anspruch auf Beachtung [3]).

(*F. Th. Richter.*)

GRIFFI, lat. Griphius und Gryphius (Leonardo), Erzbischof von Benevent und eleganter Latinist, geb. zu Mailand im J. 1437, gest. zu Rom im J. 1485. Im J. 1478 wurde er von Sixtus IV. zum Bischof von Gubbio ernannt, wo er vier Jahre blieb, um dann im J. 1482 die höhere Stellung als Erzbischof von Benevent einzunehmen; zu Rom war er auch Secretär des Papstes Sixtus IV. Sein Charakter und seine Geistesanlagen sollen ausgezeichnet gewesen sein. Er legte sich besonders auf lateinische Verskunst und hat viel lateinische Verse, die aber meist unedirt blieben und in der Ambrosianischen Bibliothek liegen, geschrieben. Ein Gedicht in Herametern hat *Muratori*, Scriptores rerum Ital. XXV. p. 465—478 abgedruckt; dasselbe beschreibt die Kämpfe des Braccio von Perugia bei Aquila. Es wird von Tiraboschi sehr gelobt. Vergl. über Griffi besonders *Tiraboschi*, Storia della letteratura ital. Vol. VI. p. 1348 sq. und *Hoefer*, Nouv. Biogr. générale XXII. p. 33. (*R. Pallmann.*)

GRIFFIER (Jan), ein tüchtiger niederländischer Maler, der in England unter dem Namen des Gentleman von Utrecht bekannt ist. Er wurde 1645 (nach Nagler 1656) zu Amsterdam geboren und erhielt den ersten Unterricht in seiner Kunst nach und nach bei Poelenburg, Ruysdael und Teniers. Nachdem er eine Zeit lang vorzugsweise Blumen gemalt, wandte er sich unter Leitung seines Freundes Roeland Rogman der Landschaftsmalerei zu. Im J. 1667 ging er nach England und ließ sich zu London nieder. Er gewann hier bald Ansehen und erzielte für seine Bilder, die vorzugsweise italienische Ruinen, Rhein- und Themselandschaften, Marinen sowie Ansichten von London darstellten, hohe Preise. Als er sich viel Geld verdient hatte, kaufte er eine Jacht, auf welcher er sich mit seiner Familie und seinem Malergeräthe wohnlich einrichtete. Er fuhr auf der Themse auf und ab und hielt sich bald bei Windsor, bald bei Greenwich, bald an andern Orten auf. Die Gemälde, die er während dieser Zeit ausführte, werden zu seinen besten gezählt. Nachdem er so einige Jahre auf dem Wasser gelebt, wollte er nach seinem Geburtslande zurückkehren. Er segelte mit seinem Schiffe von London ab, strandete aber vor der Mündung der Vlie auf einer Sandbank. Er rettete zwar mit seiner Familie das Leben, doch ging fast Alles verloren, was er als Eigenthum besaß. Griffier ließ sich nun in Rotterdam nieder und kaufte sich bald darauf ein anderes Fahrzeug, welches er sich ebenfalls wieder zur Wohnung und Werkstätte einrichtete. Mit demselben machte er verschiedene Reisen auf den vaterländischen Gewässern. Auf einer dieser Fahrten nach Dordrecht gerieth er auf den Grund und mußte acht Tage auf der Stelle liegen bleiben, ehe das Schiff wieder flott gemacht werden konnte. Später ließ er sich bereden, noch einmal nach England zu gehen, wo er die besondere Gunst des Herzogs von Beaufort gewann und 1718 starb. In seinen Landschaftsbildern liebte Griffier besonders Reichthum an Vegetation und durchschlängelnde Bäche und Flüsse. Auch brachte er gern Schiffe und andere Fahrzeuge an. Fast alle seine Bilder zeigen eine große Sorgfalt in der Ausführung. Uebrigens verstand er auch, die alten italienischen und niederländischen Meister täuschend zu copiren. Einige Stücke von ihm finden sich auf dem Reichsmuseum zu Amsterdam. Man hat auch mehrere geätzte Blätter von ihm; unter Anderem gab er mit F. Place in London ein Heft Vögel in 12 Blatt heraus. Vergl. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon. Bd. 5. (München 1837. 8.) S. 373 fg.; *A. J. van der Aa*, Biogr. Woordenboek der Nederlanden, voortgesetzt door K. J. R. van Harterwijk. Bd. 6. (Haarl. 1859. 8.) S. 414 fg. und die daselbst angeführten Quellen. (*O. P.*)

GRIFFIER (Robert), ein niederländischer Maler, Sohn des Vorhergehenden, wurde 1688 zu London geboren und von seinem Vater zum Maler gebildet. Er ließ sich anfänglich in Amsterdam nieder, siedelte aber später nach London über, wo er einen Kunsthandel begann und in ziemlich hohem Alter starb. Er malte ebenfalls Rheinlandschaften und andere Veduten, Marinen mit Schiffen und Barken. Namentlich in den Veduten leistete er Treffliches und in reinen Ansichten übertraf er selbst noch seinen Vater. Seine Bilder sind in Zeichnung wie im Colorit vorzüglich. Dabei besaß Rob. Griffier ein ungewöhnliches Nachahmungsvermögen. Er verfertigte viele Copien nach Wouwerman, van de Velde und andern niederländischen Meistern, mit denen er manchen reichen Engländer getäuscht zu haben scheint. Vom Dichter Sybrand Feitama wurden 1717 die Arbeiten Griffier's besungen. Der jüngere Bruder Robert Griffier's, Jan Griffier, der Jüngere, war ebenfalls zu London geboren, wo er lange Zeit in Pall-Mall wohnte und um 1750 starb. Er hatte eine staunenswerthe Geschicklichkeit im Copiren von Landschaften Claude Lorrain's. Vergl. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 374; *van der Aa*, Biogr. Woordenboek. Bd. 7. S. 415. (*O. P.*)

3) Vergl. Decade T. XLV. p. 182. Magasin encyclopédique 1805. Avril. p. 414. Biographie universelle. T. XVII. p. 535.

GRIFFIN (Edmond), ein junger gelehrter Amerikaner, dessen frühzeitiger Tod am 1. Sept. 1831 alle Hoffnungen vernichtete, welche man nach seinen bisherigen Leistungen von seinen außergewöhnlichen Talenten zu hegen berechtigt sein durfte. Aus einer wohlhabenden Familie in Pennsylvanien stammend, war er geboren im Thale von Wyoming, dessen Schönheiten der Dichter Campbell so reizend beschrieben hat. Der aus den Freiheitskriegen der Nordamerikaner rühmlichst bekannte Oberst Zebulon Butler war sein mütterlicher Großvater. Sein Vater, ein Presbyterianer von sehr heftiger Gemüthsart, lebte weniger seiner Familie als seinen Geschäften, die er als Sergent-in-law oder Attorney mit Erfolg betrieb. Er erfreute seinen Sohn nicht häufig mit Beweisen seiner väterlichen Zärtlichkeit, ja er verließ seine Familie und ging, vielleicht zur Erweiterung seiner Geschäfte, nach New-York. Der erst zweijährige Sohn blieb bei seiner Mutter und seinen Großältern auf dem Lande. Hier konnte sich der zartgebaute Knabe in der reinen Landluft so stärken, daß der übergroße Lerneifer seiner Gesundheit nicht nachtheilig wurde. Die Anfangsgründe im Lernen bald überwindend, machte er in allen Wissenschaften so reißende Fortschritte, daß er, 14jährig für höhere Studien reif, nach New-York ging. Hier schien sich sein wissenschaftlicher Eifer zu verdoppeln, die gesetzlichen Ferien in den Collegien waren ihm unerträglich, er bat inständig, seine Studien durch die Ferien, die seine Cameraden so sehnlich herbeiwünschten, nicht unterbrechen zu dürfen. So konnte es allerdings nicht fehlen, daß der junge Griffin sehr bald auf die glänzendste Weise allen Anforderungen, welche etwa der Philolog Nelson an ihn stellte, oder im Collège Columbia die Aufnahme bedingten, Genüge zu leisten vermochte und im J. 1823 seine akademischen Studien mit Erlangung des sogenannten baccalauréat ès arts rühmlichst beschloß. Jetzt sollte die Wahl eines Berufs getroffen werden. Sein Vater wünschte, er möchte wie er ein Attorney werden; Gesetze kennen zu lernen genüge es, wenn er in seinem Bureau Acten abschriebe. Gewissenhaft ging der Sohn auf die Wünsche des Vaters ein, und zwar auf zwei Monate; allein er konnte der juristischen Praxis keinen Geschmack abgewinnen. Er wählte nun die Theologie und besuchte zwei Jahre lang das theologische Seminar in New-York. Anfang 1826 erhielt er ein Diaconat und nachher eine Stelle als Hilfsgeistlicher an zwei Kirchen in New-York. Bald war er ein sehr beliebter Kanzelredner. Seine Zuhörer ergossen sich in Lob über die Deutlichkeit seines Vortrags, über die überzeugende Annehmlichkeit seiner Entwickelungen, seine Haltung als Prediger, seine gute Aussprache, seine Stimme und über seine ganze persönliche Erscheinung. Drei Monate später bot man ihm eine feste Stelle an Christ's Church an, die er aber nach dem Wunsche seines Vaters ausschlug. Um sich in seinem Wissen noch mehr zu vervollkommnen, entschloß er sich zu einer Reise nach Europa. Im October 1828 beurlaubte er sich auf ein Jahr, besuchte Frankreich und seine Hauptstädte, überschritt die Alpen und der Aufenthalt in Italien von einigen Monaten dünkte ihm so kurz wie einige Wochen. Hierauf durcheilte er die Schweiz und die Rheingegenden und schiffte sich nach England ein, was er einschließlich Schottland ebenfalls durchflog. Diese mannichfaltige Reise ward für ihn äußerst arbeitsvoll. Er unternahm viele Seitentouren, wollte Alles sehen, Alles wissen, Alles aufzeichnen, Alles ordnen; unermüdlich in vergleichenden Untersuchungen, mußte er sich unausgesetzt vielen Nachtwachen unterziehen, und der nicht Unzerbrechliche mußte unglücklich zusammenbrechen. Selten wol hat eine dem Fluge gleichende Wanderung eine reichere Ernte gebracht. Kunstwerke, Sagen und Geschichte, Industrie, Politik, Handel, Alles war für ihn ein Gegenstand scharfsinniger Untersuchungen, Arbeiten und, nach so vielen Vorgängen aller Art gewiß eine seltene Sache, ganz originaler Bemerkungen. Nach so viel Arbeit war doppelt Ruhe nöthig. Griffin gönnte sie sich nicht. Sein Freund Macvicar am Collège Columbia erkrankte und Griffin erbot sich sogleich, seine Stelle zu übernehmen. Es war eine Aufopferung, die der Stellvertreter mit seinem Leben bezahlen mußte. Kaum hatte Macvicar, genesen, seine Stelle wieder eingenommen, als Griffin erkrankte und schon nach drei Tagen seiner übermäßigen Anstrengung erlag. Macvicar dankte dem geliebten Todten durch Herausgabe einer Sammlung seiner Werke unter dem Titel: Remains of the rev. Edmund D. Griffin, mit dem Leben ihres Verfassers, New-York 1831. Diese Sammlung enthält außer einigen theologischen Dissertationen und Dichtungen das Journal du voyage en Italie et en Suisse oder vielmehr Fragmente dieses Journals, worin der Reisende die Reiseeindrücke in Frankreich, England und Schottland mittheilt. Diese Mittheilungen empfehlen sich durch ihren inneren Gehalt, wie besonders eine Stelle über Dante auszuzeichnen ist. Dennoch scheint das Buch weder in Amerika noch in Europa sehr bekannt zu sein, denn in den Nomenclaturen zählt Griffin nicht zu den Schriftstellern. Man vergleiche über ihn Biographie universelle. T. XVII. p. 536—538. *(F. Th. Richter.)*

GRIFFIN (Gerald), ein namhafter irischer Novellist, war am 12. Dec. 1803 zu Limerick geboren. Als er sein 17. Lebensjahr erreicht hatte, wanderten seine Aeltern nach Amerika aus und überließen ihn der Obhut eines älteren Bruders, der seinen Wohnsitz zu Adare in der Nähe von Limerick hatte. Gerald versuchte sich hier als Dichter und begann für die in seiner Geburtsstadt erscheinenden Blätter zu schreiben. In der Absicht, sich ausschließlich der literarischen Laufbahn zu widmen, wandte er sich 1823 mit einem Trauerspiele „Aguire“ nach London, doch vermochte er dasselbe dort nicht anzubringen. Mit einem andern Stücke, „Gisippus“, hatte er damals ebenso wenig Glück. Infolge dieser Misgeschicke sah er sich gezwungen, für Zeitungen und Journale zu schreiben. Nach einigen Jahren bereits stand er in dem Rufe eines guten Journalisten. Im J. 1827 trat Griffin mit seiner ersten selbständigen Arbeit: „Holland Tide or Munster popular tales“ auf, welche aller Orten, insbesondere aber bei seinen Lands-

leuten, vielen Beifall fand. Noch in demselben Jahre ließ er die „Tales of the Munster Festivals“ folgen, in denen er, wie in dem vorigen Werke, die Sitten des irischen Landvolks schilderte. Für Griffin's gelungenste novellistische Arbeit gilt „The Collegians“, die 1828 erschien. Während der folgenden zehn Jahre schrieb er fast nur Novellen, unter denen „The Invasion“, „The Rivals“, „The Duke of Monmouth“ die wichtigsten sind. Im J. 1838 trat Griffin der Gesellschaft der Christian Brothers bei, mit der er bis zu seinem Tode verbunden blieb. Letzterer erfolgte am 12. Juni 1840 zu Cork. Bei den Irländern werden die Novellen Griffin's hoch geschätzt; er schildert nicht nur die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute mit großer Treue, sondern weiß auch deren Denkart und innigste Herzenswünsche zu veranschaulichen. Bald nach seinem Tode erschien eine Gesammtausgabe seiner Werke (8 Bde., London 1842—1843), von welcher der letzte Band seine Gedichte zusammenstellt, während der erste eine Biographie von der Hand seines Bruders enthält. Eine Charakteristik Griffin's hat auch Miß Mitford in den „Recollections of a Litterary Life“ im „Dublin University Magazine“ Bd. 32. (Dublin 1843. 8.) S. 157—170, versucht. *(O. P.)*

GRIFFINIA, eine von Ker aufgestellte Gattung der Amaryllideen mit folgenden Merkmalen: Die Blüthenhülle ist oberständig, kronartig, trichterförmig, ihre Röhre cylindrisch, geneigt, ihr Saum sechstheilig, ungleich, fast zweilippig, die Zipfel sind vielnervig, zurückgebogen, abstehend, der unterste vorgestreckt. Die sechs Staubgefäße sind der Röhre oberwärts gleichmäßig eingefügt, herablaufend, eines ist aufsteigend, die übrigen sind abwärtsgeneigt, die Fäden sind fadenförmig, die Staubbeutel zweifächerig, linealisch-länglich, in der Mitte angeheftet, beweglich. Der Fruchtknoten ist unterständig, dreifächerig; die gegenläufigen Eichen stehen in den Fächern zu zweien neben einander und steigen aus dem Grunde des innern Winkels auf. Das Griffelsäulchen ist fadenförmig, dreifurchig, zurückgekrümmt, vor der Reife herabgebogen, die Narbe ungetheilt oder undeutlich-dreilappig, die Kapsel dreifächerig, dreifurchig, häutig. Die verkehrt-eiförmigen, aufrechten Samen stehen einzeln in den Fächern, die Samenschale ist häutig, ochergelb, glänzend, netzig, die Samennaht fadenförmig, eingedrückt und verbindet den grundständigen Nabel mit dem braunen endständigen Nabelfleck. Der Samenkeim ist cylindrisch, um die Hälfte kürzer als das Eiweiß, das Würzelchen unten.

Die hierher gehörigen zwiebeltragenden krautartigen Pflanzen wachsen in Brasilien und haben wenige, gestielte, längliche, vielnervige, fast lederartige Blätter, einen fast cylindrischen, festen, an der Spitze doldig vielblüthigen Schaft, eine zweiblättrige Scheide und gestielte, herabgeneigte, von lanzettlichen Deckblättern begleitete Blüthen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) G. hyacinthina *Herbert.* Die Blätter sind eiförmig-länglich, die Stiele kurz, flach-gewölbt; der Schaft ist fast stielrund, die Dolde fast ungestielt, die Blüthenhüllblätter sind lanzettlich, ein wenig wellenförmig, die drei äußern und das unterste der innern schmaler; die Scheide hat mit der Röhre gleiche Länge. — Die Zwiebel ist eiförmig, schalig, die 2—3 Blätter brechen erst lange nach der Blüthezeit hervor und sind lederartig-dick, eiförmig-länglich, plötzlich zugespitzt, flach, nervig-gestreift, dunkelgrün, 8 Zoll lang und 3 Zoll breit. Die Blattstiele sind dick, flach-gewölbt, dreimal kürzer als die Fläche. Der Schaft ist in der Regel etwas länger als die Blätter, cylindrisch, streifenlos, unterwärts röthlich. Die Scheide ist brandig, zweiklappig, viel kürzer als die Blüthen. Die Dolde ist fast kopfförmig, 9—10 blüthig. Die Blüthen stehen aufrecht und nicken nur an der Spitze ein wenig, sind 2½ Zoll lang, weiß- und rothblaugefleckt, geruchlos. Die Blüthenhülle ist fast trichterförmig-klaffend, ungleich, ihre Röhre violett-weißlich, mehrmals kürzer als der Saum, nach vorn gekrümmt, cylindrisch, auf dem Rücken flach-gedrückt, der Saum ist aus kurzem, nacktem, mit Staubfäden besetztem und höckerigem Schlunde halbstrahlig-abstehend, seine Zipfel sind lanzettlich, mehr oder weniger wellenförmig, die drei äußern und der unterste der innern schmaler, fast gleichlang, gleichfarbig, violett-weißlich; die drei der Oberlippe neigen zusammen, und zwar sind die seitlichen breiter, derber, flacher und dunkler blau und auf dem Rücken mit einem großen, weißen, länglichen Flecken, die drei der Unterlippe sternförmig und zwar die seitlichen an der Spitze umgerollt, der mittlere herabgebogen. Die Staubgefäße sind um den dritten Theil kürzer als der Saum, abwechselnd länger, weißlich, der eine steht etwas ab und neigt sich der Oberlippe zu; die Staubbeutel sind kurz, länglich, weißlich. Hierher gehören Amaryllis hyacinthina *Ker* und Lycoris hyacinthina *Herbert.*

2) G. intermedia *Lindley.* Die Blätter sind eiförmig, in den rinnigen Stiel verschmälert; der Schaft ist zweischneidig; die Blüthen sind kurzgestielt, die Zipfel der Blüthenhülle länglich, stumpf, flach, fast gleich lang. — Die Blüthenscheide ist aufrecht, länger als die Blüthenstielchen, bleibt stehen und verwelkt nicht während der Blüthezeit. Die Blüthen sind blaß-amethystfarbig, doldig-zusammengedrängt, nach der Blüthezeit nickend. Die Zipfel der Blüthenhülle sind fast gleich, länglich, stumpf und stehen regelmäßig ab, die äußern etwas schmaler, an der Spitze mit Anhängsel versehen. Die Staubgefäße sind kürzer als die Blüthenhüllzipfel, fünf neigen herab und sind ungleich, der sechste ist aufsteigend. Zu dieser Art, welche in der Mitte zwischen G. hyacinthina und parviflora steht, gehört Amaryllis intermedia *Sprengel.*

3) G. parviflora *Ker.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, der Blattstiel ist quer-zweischneidig, die Dolde deutlich gestielt; die Zipfel der Blüthenhülle sind gleichförmig. — Die eiförmige Zwiebel hat die Größe eines Taubeneies. Die Blätter stimmen mit denen von G. hyacinthina überein, sind aber kleiner. Der Schaft ist stielrund-zusammengedrückt, grün, die Blüthenscheide trocken, zurückgekrümmt, ihre Klappen sind lanzettlich.

Die Blüthenhülle ist blaßlila, kreisel-radförmig, ⅔ Zoll lang, ihre Röhre ist mit dem Fruchtknoten gleichfarbig, vielmal kürzer als der Saum; fünf Zipfel bilden die Oberlippe, der sechste ist vorgestreckter, unten, alle sind spatelig-lanzettlich, die drei äußern stachelspitzig, die drei obern dunkler gefärbt, der oberste mittlere ist etwas breiter; die beiden seitlichen untern stehen ab, der unterste mittlere ist ein wenig kleiner als die übrigen, weißlich. Die Staubgefäße sind fast doppelt kürzer als der Saum, die Staubfäden weißlich-violett, pfriemlich-fadenförmig. Der Fruchtknoten ist eiförmig-länglich, glänzend, das Griffelsäulchen blaß-violett, pfriemlich-fadenförmig, gestreift, dreikantig, an der Spitze mit dem Narbenpunkte versehen. Die Kapsel ist fast kugelig, dreikantig; die Samen sind verkehrt-eiförmig-länglich, glänzend, bunt, von der Größe einer Erbse.

4) G. dryades *Roemer*. Diese Art ist nur in einer unvollständigen Abbildung der Flora Fluminensis bekannt, wo sie Amaryllis dryades genannt ist.
(*Garcke.*)

GRIFFITHIA. Diesen Namen haben sowol R. Brown als Wight und Arnott zur Bezeichnung von Pflanzengattungen angewandt. Ersterer benannte nach Will. G. Griffith, Hilfswundarzt im Dienste der englisch-ostindischen Compagnie und Conservator des botanischen Gartens in Singapore, eine Moosgattung, welche sich aber mit Glyphomitrium von Schwägrichen identisch erwies und daher eingezogen werden mußte. Letztere widmeten im J. 1834 dem damals noch jungen, aber talentvollen, in Madras lebenden Botaniker Griffith eine Rubiaceengattung, welche beibehalten ist und sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Der Kelch hat eine verkehrt-eiförmige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen oberständigen, glockigen, fünfzähnigen, abfälligen Saum. Die Blumenkrone ist oberständig, trichterförmig, ihr Schlund wollig, die Zipfel ihres fünftheiligen Saumes sind in der Knospenlage fast gedreht, während der Blüthe abstehend, länglich, spitz und länger als die Röhre. Die fünf Staubgefäße sind dem Schlunde der Blumenkrone eingefügt, die Fäden fehlen fast ganz, die Staubbeutel sind verlängert-linealisch, spitz, auf dem Rücken angeheftet. Der Fruchtknoten ist unterständig, zweifächerig, die Scheibe oberständig, dick, fleischig. Die Eichen stehen in den Fächern zu mehreren. Der Griffel ist fadenförmig, die Narbe ungetheilt, spindelförmig, gestreift, hervorragend, die Beere kugelig, zweifächerig. Die kantigen, zu 8—10 in jedem Fache vorhandenen Samen sind in Schleim eingehüllt. Der Samenkeim hat die Länge des knorpeligen Eiweißes.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Ostindien einheimische Art bekannt:

G. malabarica *Garcke*. Ein kahler, dornenloser oder oft mit gegenüberstehenden Dornen bewaffneter Strauch mit gegenüberstehenden, gestielten, verkehrt-eiförmigen oder länglichen, am Grunde keilförmigen, lederartigen, unterseits in den Nervenwinkeln mit durchbohrten Drüsen besetzten Blättern, bald abfallenden, aus eiförmigem Grunde zugespitzten Nebenblättern, endständigen, doldigen Ebensträußen, am Grunde von zwei Deckblättchen begleiteten Blüthenstielchen, mit weißen Blüthen und rothen Beeren. Hierher gehören Randia malabarica *Lamarck*, welcher Name als der älteste auf Beibehaltung Anspruch hat, Gardenia fragrans *Koenig*, G. Pandaki *Vahl*, Posoqueria fragrans *Roxburgh*, Stylocoryne Pandaki und Styl. malabarica *De Candolle*, sowie endlich Griffithia fragrans *Wight* und *Arnott*. (*Garcke.*)

GRIFFITHIDES (Paläontologie) ist eine zu Ehren des englischen Naturforschers Griffith benannte Trilobitengattung, welche Portlock zuerst in seinem Geological Report of Londonderry p. 310 beschrieb und später wieder M'Coy in den British palaeozoic Fossils p. 182 näher charakterisirte, während fast alle andern Paläontologen sie mit der gleichfalls von Portlock a. a. O. aufgestellten und zu Ehren des englischen Paläontologen Phillips benannten Gattung Phillipsia vereinigen. Sie unterscheidet von letzter sich nämlich nur durch die mehr aufgeblähte Form und die undeutlichen Seitenfurchen des Kopfbuckels und die dickere Hornhaut der Netzaugen. Beide Merkmale sind jedoch zu geringfügig, um die Selbständigkeit einer Gattung zu begründen, daher die Vereinigung mit Phillipsia vollkommen gerechtfertigt ist. Die wenigen Arten kommen, wie Gr. globiceps *Portlock*, auch an denselben Lagerstätten mit Phillipsia vor. Diese ist charakterisirt durch eine gestreifte dicke Längswulst um Kopf- und Schwanzschild, durch den fast halbkugeligen, fein gekörnelten und gerunzelten Kopfbuckel mit drei seichten Seitenfurchen und die die Seiten nur etwas an Breite übertreffende Rumpfspindel. Die Arten sind in ihrem geognostischen Vorkommen auf das Kohlengebirge beschränkt und hier die jüngsten und letzten Vertreter der in der Grauwackenformation so überaus formenreich vertretenen Trilobitenfamilie (siehe Trilobiten).
(*Giebel.*)

GRIFFITHSIA, nicht zu verwechseln mit Griffithia, ist eine von Agardh aufgestellte Algengattung mit folgenden Merkmalen: Gliederfäden ästig, ohne Rindenbekleidung, aus großen, schlaffen Schlauchzellen gebildet; Vierlingsfrüchte knäuelartig gehäuft, gestielt, an der innern Seite besonderer, deckblattartiger Aestchen sitzend; Kapselfrüchte vielsamig mit doldenartigen Hüllfäden umgeben.

Zu dieser Gattung gehören folgende Arten:

1) G. corallina *Agardh*. Rasenartig; Fäden dicker als eine Borste, mehrmals gabelspaltig, höckerig-perlschnurförmig; Glieder 2—4 mal länger als der Durchmesser, die obern fast eiförmig, die untern lang-keulenförmig, Gelenke stark zusammengeschnürt. Hierher gehören Gr. flabelliformis *Harvey*, Conferva coralloides *Linné* und Conf. corallina *Lightfoot*.

Im atlantischen Ocean von den Küsten Schottlands bis zu den canarischen Inseln und im mittelländischen Meere.

2) G. crassiuscula *Agardh*. Fäden dick, locker gabelspaltig, eine Spanne lang; Glieder cylindrisch, in

der Mitte dünn, viermal länger als der Durchmesser; Gelenke zusammengeschnürt. Doppelt dicker als die vorige.

An der Küste von Neu-Holland.

3) **G. setacea** *Agardh.* Fäden 2—4 Zoll lang, borstendick und darüber, mehrmals gabelspaltig, gegen die Spitze kaum verdünnt; Glieder cylindrisch, viermal länger als der Durchmesser; Vierlingsfrüchte an den Stielchen traubig. Hierher gehört Conferva setacea *Ellis.*

Im atlantischen Ocean und der Nordsee, an den canarischen Inseln und im mittelländischen Meere. Eine Abart mit sehr zahlreichen, gabelspaltigen Aesten, von denen die oberen verdünnt, haarförmig, ruthenartig sind, kommt an der Küste von Van Diemensland vor.

4) **G. chilensis** *Montagne.* Borstendick, locker ästig, Aeste wechselständig, die untern lang, die oberen kurz, Glieder cylindrisch, 6—8 mal länger als der Durchmesser.

An den Küsten von Chile.

5) **G. secundiflora** *J. Agardh.* Fäden dichotomisch mit gleichhohen Aesten, 2—3 Zoll lang, doppelt und dreifach stärker als eine Schweinsborste; Glieder cylindrisch, an den Gelenken leicht zusammengeschnürt, 2—4 mal länger als der Durchmesser; Vierlingsfrüchte an der innern Seite der Aeste, gestielt.

Im adriatischen, mittelländischen und atlantischen Meere.

6) **G. antarctica** *Hooker* (Sohn) und *Harvey.* Rasenartig, gabelspaltig-ästig, schlaff; Aeste lang und nebst den Aestchen nackt, an den Kanten zusammengeschnürt; Glieder cylindrisch, oberwärts ein wenig verdickt, sechsmal länger als der Durchmesser der Aeste und fast dreimal länger als jener der Aestchen. Dünner als die vorhergehende.

Am Cap Horn, der Eremiteninsel und an den Falklandsinseln.

7) **G. barbata** *Agardh.* Fäden gabelspaltig, borstendick; Glieder 5—6 mal länger als der Durchmesser, die oberen mit langen, gegenüberstehenden Aestchen. Hierher gehört vielleicht **Conferva florifera** *Ellis.*

An den Küsten von Großbritannien und Frankreich.

8) **G. Binderiana** *Sonder.* Gehäuft, 1—2 Zoll lang, unten einfach, von der Spitze gabelspaltig-ästig, Aeste fast doppelt dicker als eine Schweinsborste, an der Spitze einwärtsgekrümmt, die obersten ein wenig dünner; Glieder cylindrisch, 2—3 mal länger als der Durchmesser; Gelenke nicht zusammengezogen.

An der Küste von Neu-Holland.

9) **G. irregularis** *Agardh.* Fäden rasenartig vereinigt, 1—2 Zoll lang, borstendick, unregelmäßig gabelspaltig, Aeste abstehend, von verschiedener Länge; Glieder cylindrisch, 2—4 mal länger als der Durchmesser, die obersten jedoch bisweilen nur ebenso lang als der Durchmesser.

Im adriatischen Meere.

10) **G. sphaerica** *Schousboe.* Fäden zu einem fast kugeligen, polsterartigen Rasen vereinigt, borstendick, 1—2 Zoll lang, gabelspaltig; Glieder cylindrisch, viermal länger als der Durchmesser.

Im mittelländischen und atlantischen Meere.

11) **G. devoniensis** *Harvey.* Fäden schlank, haarfein, gallertartig, schlaff, gabelspaltig; untere Aeste abstehend, obere aufrecht, gleichhoch, die mittleren Gelenke mit kugeligen, fruchttragenden Quirlen; Glieder lang, schlank, 6—8 mal länger als der Durchmesser.

An den Küsten Großbritanniens.

12) **G. opuntioides** *J. Agardh.* Dick, regelmäßig gabelspaltig, fast fächerförmig; Gelenke stark zusammengeschnürt; Glieder länglich, 4—6 mal länger als der Durchmesser; Früchte auf gestielter Hülle, Stiel birnförmig, Hüllästchen einfach, länglich, einwärtsgekrümmt.

Im mittelländischen Meere.

13) **G. phyllamphora** *J. Agardh.* Sehr dünn, kriechend, unten unregelmäßig-gabelspaltig, oberwärts fast einseitswendig ästig; Glieder länglich, 4—6 mal länger als der Durchmesser, die fruchttragenden birnförmig, aus der Scheibe des Scheitels ein flaschenförmiges Glied, aus der Peripherie eine Hülle treibend; Gelenke zusammengeschnürt.

Im mittelländischen und adriatischen Meere.

14) **G. pogonoides** *Meneghini.* Fäden mehrmals gabelspaltig, ebensträußig, an der Spitze einfach, die ersten Glieder 6—8 mal länger als der Durchmesser, die oberen allmälig kürzer, keulenförmig; Gelenke verdickt; Hüllen an den Gelenken quirlständig, Aestchen meist einfach, einzelne Vierlingsfrüchte tragend.

An der Küste von Dalmatien.

15) **G. Schousboei** *Montagne.* Fäden einen Zoll lang, von der Dicke einer Sperlingsfeder, regelmäßig und gleichhoch verästelt; die untern Glieder 2—3 mal länger als der Durchmesser, länglich, die oberen verkehrt-eiförmig, angeschwollen; Gelenke stark eingeschnürt; Früchte quirlförmig an den Endgliedern der Fäden. Hierher gehören **Gr. Opuntia** *J. Agardh,* **Gr. imbricata** *Schousboe* und **Gr. caespitosa** *Harvey.*

Im adriatischen, mittelländischen und atlantischen Meere.

16) **G. tenuis** *J. Agardh.* Fäden verworren, 1—2 Zoll lang, überall gleich und haardick, unten mit verlängerten, weit abstehenden, oberwärts gabelspaltigen Aesten; Glieder 3—5 mal länger als der Durchmesser, mit etwas angeschwollenen Gelenken; Fruchtknäuel gestielt.

Im adriatischen Meere.

17) **G. furcellata** *J. Agardh.* Fäden in einen kaum zolllangen Rasen vereinigt, haarfein, vom Grunde bis zur Spitze regelmäßig gleichhoch-gabelspaltig, an den Spitzchen nochmals kleingabelig; Glieder cylindrisch, 5—6 mal länger als der Durchmesser; Gelenke nicht zusammengeschnürt.

Im mittelländischen Meere.

18) **G. arachnoidea** *J. Agardh.* Fäden verworren, handhoch und darüber, sehr dünn, spinnwebig, gabelspaltig; Glieder 6—12 mal länger als der Durchmesser, in der Mitte dünner, an beiden Enden verdickt, zinnoberroth.

An den Küsten von Frankreich und an den canarischen Inseln.

19) G. repens *Zanardini*. Fäden haarfein, oberwärts verdünnt, am Grunde kriechend, wiederholt gabelspaltig-ästig, die obern Aeste gleichhoch, die obersten oft einseitswendig; die unteren Glieder dreimal länger als der Durchmesser, fast bauchig, die oberen 4—5mal länger als derselbe, cylindrisch, schlank.

In Dalmatien.

Zweifelhafte Arten.

20) G. Argus *Montagne*. Niedrig (halbzolllang); Hauptfäden locker ästig mit zahlreichen, zu drei quirlständig stehenden, gabelspaltigen, aufrechten Aestchen bedeckt; Früchte zahlreich, kurz gestielt, von einem Aestchen eingehüllt und auf einem Gelenke sitzend.

An den canarischen Inseln.

21) G. confervoides *Suhr*. Aeste am Grunde quirlig, spärlich verzweigt; Glieder bauchig, 4—8mal länger als der Durchmesser.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung.

22) G. tenuissima *Zanardini*. In der Tracht mit Callithamnion roseolum übereinstimmend, aber kleiner.

Im adriatischen Meere.

Folgende Arten sind aus der Gattung auszuschließen:

Gr. australis *Agardh* = Polysiphonia Cladostephus.

Gr. equisetifolia *Agardh* = Halurus equisetifolius.

Gr. multifida *Agardh* = Callithamnion multifidum.

Gr. nodulosa *Agardh* = Callithamnion nodulosum.

Gr. simplicifilum *Agardh* = Halurus simplicifilum.

Gr. trichoclados *Agardh* = Eupogonium trichoclados. (*Garcke.*)

GRIFFOLINO, italienischer Alchymist, geboren und gestorben zu Arezzo im 13. Jahrh. Der Mann ist nur berühmt durch eine Stelle in Dante's Göttlicher Comödie, Inferno Gesang XXIX, V. 37, wo der Dichter ihn erwähnt, als aus Arezzo gebürtig und als Alchymisten. Griffolino wurde verbrannt wegen Zauberei, nicht wegen Falschmünzerei, wie man wol auch angenommen hat. Vergl. über ihn *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 39, der übrigens fälschlich die Stelle Dante's (ebenda V. 46):

Che falsai li metalli con alchimia

auf Griffolino bezieht. (*R. Pallmann.*)

GRIFFONI, lat. de Griffonibus (Matteo der Aeltere)*), italienischer Historiker, geb. 1351 zu Bologna, gest. ebendaselbst im J. 1426. Er stammte aus einer der angeseheneren Familien der Stadt, hatte die Rechte studirt und war Notar. Seit 1389 saß er öfter im Magistrat der Stadt und nahm im vollen Umfange Theil an der Verwaltung derselben nach Innen wie Außen. Als Gesandter verwandt, leistete er durch seine Klugheit und Ehrenhaftigkeit mehrmals gute Dienste. Im J. 1403 fiel seine Vaterstadt in die Gewalt des Herzogs von Mailand, und Griffoni wurde verbannt. Als die Stadt befreit und die Herrschaft der Kirche wieder zurückgewonnen war, durfte er zurückkehren und bekleidete wieder die Würde einer Magistratsperson und andere Aemter; sein Tod wurde in der Stadt allgemein betrauert.

Griffoni hat sich als Dichter, noch mehr aber als Historiker bekannt gemacht durch das Werk: Memoriale Historicum Rerum Bononensium ab Anno 1109 usque ad annum 1428, welches Muratori in den Scriptt. rer. Italic. Bd. XVIII. S. 101—234 abgedruckt hat. Eins seiner italienischen Gedichte druckte *Fantuzzi*, Notize degli Scrittori Bolognesi Tom. IV. Bologna 1784. 4. p. 297 ab, der überhaupt mit *Tiraboschi*, Storia della letterat. ital. Vol. VI. p. 1129 sq. und *Moréri*, Grand dictionnaire historique. Vol. V. (Paris 1759.) p. 374 meine Quelle ist. Das Geschichtswerk bricht übrigens beim Jahre des Todes von Griffoni ab und ist dann nach der Angabe Muratori's von anderer Hand fortgesetzt; vergl. übrigens hinsichtlich des Manuscripts, welches Muratori benutzt hat, auch Fantuzzi a. a. O. (*R. Pallmann.*)

GRIFO (auch Gripho und Gripo oder Griffo u. s. w.), fränkischer Prinz aus dem Karolingischen Hause, war der dritte Sohn Karl Martell's, aber nicht aus der Ehe mit Chrotrud, der Mutter Pipin's und Karlmann's. Seine Mutter war Sonichilde oder Swanahild, wie sie auch genannt wird, zweite Frau Karl Martell's. Besonders die französischen Schriftsteller meinen, daß Karl mit ihr vermählt gewesen sei; viele teutsche Historiker hingegen, voran Stälin, Würtemberg. Geschichte. Bd. I. S. 184 fg., sagen, daß Karl diese Ehe nicht als rechtmäßige betrachtet hat; dasselbe thut Breysig, Jahrbücher des fränk. Reiches 714—741. Leipzig 1869. S. 54. Sonichilde wird als bairische Prinzessin und zugleich als Nichte des Herzogs Odilo von Baiern bezeichnet. Karl brachte sie bei seinem zweiten Zuge 725 gegen Baiern mit sich zurück und behielt sie an Stelle der eben gestorbenen Chrotrud zwar nicht als Frau, aber doch als Concubine. Wie Breysig meint, gebar sie ihm schon im J. 726 den Grifo. Karl gewann den Knaben sehr lieb. In der Vita des Leutfried, Abtes vom Kloster Madrie, wird bei *Bouquet*, Recueil des historiens Gaulois III. p. 645 eine charakteristische Anekdote erzählt. Einst verfiel der kleine Grifo in ein gefährliches Fieber. Karl Martell schickte eilig zu Leutfried, der ihn eben besucht hatte und auf dem Rückwege zu seinem Kloster war, damit er ihn durch seine Gebete (orationibus) heile. Leutfried kehrte zurück und heilte das Kind durch Besprengen mit Weihwasser u. s. w. Auch den heil. Bonifacius haben die beiden Aeltern gebeten, Grifo in sein Gebet einzuschließen.

*) Ueber einen Matteo Griffoni den Jüngeren vergl. Fantuzzi a. a. O. Bd. IV.

Es ist nun aber doch wol die Annahme gerechtfertigter, in Swanahild eine legitime Frau Karl's zu sehen. Hahn vertheidigt diese Ansicht S. 16 mit folgenden Gründen: „In den Annal. Einh. (*Pertz.* I, 135) wird Swanahild zwar eine concubina genannt, da aber Karl noch mehrere uneheliche Söhne hatte, die keinen Antheil an der Regierung erhielten, während dieser ihn hatte, so scheint er ein Sohn aus legitimer Ehe Karl's mit Swanahilde zu sein." Ferner ist diese von dem Fortsetzer Fredegar's (Cap. 111) „eine Stiefmutter der Chiltrudis" (noverca) genannt. Diese Gründe lassen sich noch durch weit bedeutsamere vermehren. Zunächst nennt Einhard, der Freund und Historiker des Karolingischen Geschlechts, in den Annalen die Swanahild nicht concubina, wie Hahn fälschlich angibt, vielmehr ist seine Angabe folgende: 741. Hoc anno Karolus major domus diem obiit, *tres filios heredes* relinquens, Karlomannum scilicet et Pippinum atque Grifonem, quorum Grifo, qui ceteris minor natu erat, matrem habuit Swanahilde, neptem Odilonis ducis Baioariorum. Karl Martell hatte noch mehrere, sicher uneheliche Söhne (vergl. Hahn S. 7). Diese werden von Einhard als heredes gar nicht erwähnt, machten auch keine Erbansprüche; das heredes deutet also jedenfalls auf eheliche Geburt. Die ganze Stelle des Einhard verbietet überhaupt den Gedanken an unehelichen Ursprung Grifo's [1]). Die Metzer Annalen (*Pertz.* I, 327) sind es vielmehr, welche Swanahild eine concubina nennen. Diese Annalen sind aber überhaupt voll Haß gegen die Mutter Grifo's. Während Einhard beim Aufstande von 741 ihr nur malignum consilium vorwirft, nennen die Metzer Annalen sie mulier improba; wenn man dazu das concubina der letzteren rechnet, dann dürfte von gleichem Haß, wie Hahn S. 17 meint, bei Einhard sowol wie in den Metzer Annalen wol nicht die Rede sein, Einhard vielmehr als einer milderen Betrachtung geneigt dastehen. Weshalb sind nun diese beiden Quellen, die beide zu den Reichsannalen in bedeutsamer Beziehung stehen, verschieden von einander? Wenn wir die Fortsetzung des Fredegar, welche auch karolingerfreundlich geschrieben ist, noch dazu nehmen, gewinnen wir einen werthvollen Beitrag zur Charakteristik der betreffenden Annalen selber. Die Fortsetzung des Fredegar von 741 an wird nämlich eine Familienchronik des Karolingischen Hauses, indem Pipin's Oheim Childebrand sie besorgen ließ und sein Sohn Graf Nibelung zum Theil selbst Hand anlegte, vergl. Wattenbach, Geschichtsquellen des M.-A. 2. Aufl. S. 91. Gerade die nahe Verwandtschaft dieser Männer mit Pipin scheint mir den Umstand zu erklären, daß von den gefährlichen Unruhen vom J. 741, die Grifo erregt und die gerade in diese Zeit fallen, in ihnen nicht mit einem Worte die Rede ist, die späteren Empörungen aber, ohne daß Grifo's Name genannt wird, verzeichnet sind. Als Motiv sehe ich nicht an, was Wattenbach S. 91 hervorhebt, wenn er S. 91 sagt: „Die Verfasser hüteten sich, etwas aufzunehmen, was den Machthabern unangenehm war." Weshalb erwähnt denn Einhard dann doch die Sache [2]) in seinen Annalen, die ja auch eine Familienchronik waren? Es scheint vielmehr auch Rücksicht auf Grifo und auf dessen berechtigte Ansprüche obzuwalten, weshalb man seinen Namen bei den unglücklichen Empörungen verschweigt; zugleich die Absicht, Pipin und die ganze Familie nicht zu compromittiren: einen unehelichen Ursprung Grifo's wollte man auch wol nicht erfinden. Einhard dagegen sagt die volle Wahrheit; er konnte nicht schweigen: in vielen andern Annalen standen die Thatsachen hinsichtlich Grifo's schon verzeichnet. Ganz anders ist es mit den Metzer Annalen. Diese wurden nicht von einem Verwandten des Hauses veranlaßt, sondern durch Chrodegang, der am Hofe Karl Martell's aufgewachsen und ein besonderer Günstling Pipin's, von dem er 742 das Bisthum Metz erhielt, war, vergl. Wattenbach S. 101. Dem metzer Geistlichen, der im Auftrage Chrodegang's die Annalen redigirte, mußte es darauf ankommen, die Sache Grifo's so zu drehen, daß sie für Pipin in einem günstigeren Lichte erschien; wenn Grifo dabei schlecht wegkam, so hatte das nichts auf sich, denn verwandtschaftliche Bande geboten hier keine Rücksicht. Daher die concubina, daher die mulier improba. Daß, abgesehen von diesen Uebertreibungen, die eingehenden Angaben der Metzer Annalen, sofern sie sich auf Thatsachen beziehen, gut sind, erscheint mir als unzweifelhaft. Daß Einhard und die Metzer Annalen aus derselben Quelle geschöpft haben, wie Pertz in seiner Vorrede zu den letzteren annimmt, ist mir aus den angeführten Gründen nicht recht wahrscheinlich; auch Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte Bd. III. S. 31 stimmt in dieser Hinsicht Pertz nicht bei. — So viel über die Quellen.

Gleich nach dem Tode Karl Martell's erregte Grifo einen Aufstand gegen seine Brüder. Die Ursache dazu war nach Einhard a. 741 Swanahild, welche ihren Sohn angereizt hatte, seine Bestrebungen auf die ganze Herrschaft, also auf die Verdrängung seiner beiden Brüder, zu richten. Grifo besetzte Laon und erklärte seinen Brüdern den Krieg. Diese sammelten aber schnell ein Heer, belagerten Laon und nahmen Grifo gefangen. Gleichzeitig waren auch in andern Provinzen Empörungen ausgebrochen. Um diese sicherer niederwerfen zu

1) Dazu kommt die Unterschrift einer Urkunde, welche Karl Martell kurz vor seinem Tode zu Kiersy (Carisiaco villa), wo er auch starb, ausstellte. Seine beiden älteren Söhne waren damals nicht bei ihm. Die Urkunde ist daher von ihnen nicht mitunterzeichnet, wol aber von Swanahild, die hier wie auch anderswo Sonehildis genannt wird, und von ihrem Sohn Grifo. Der Wortlaut: Signum illustris matronae Sonehildis consentientis. S. *Griphonis filii* consentientis gibt in matrona und filius einen neuen Beweis für die eheliche Geburt des Grifo. Die Urkunde steht bei Pardessus II. Nr. 568; besprochen wird sie von Hahn S. 157 hinsichtlich der zweiten Reichstheilung durch Karl Martell.

2) Die Sache selbst wird übrigens auch vom Fortsetzer des Fredegar erwähnt, zwar nicht der Aufstand von 741, aber doch der Aufstand der Sachsen und Baiern von 748 und 749, vergl. Cap. 117. Die Sachsen empören sich more consueto, die Baiern hingegen nicht von selbst, sondern consilio nefandorum, womit natürlich Grifo und sein Anhang gemeint ist.

können, durften sie Grifo nicht die Freiheit lassen und brachten ihn nach Neukastell, östlich von Charleville und Mezières [3]) in den Ardennen gelegen. Man darf annehmen, daß Grifo oder doch seine Mutter Swanahild bei jenen Empörungen in den Provinzen betheiligt gewesen. Dazu kommt die strenge Strafe, die Grifo traf, der hauptsächlich auf Betreiben Karlmann's in Neukastell bis zum J. 747 in Gefangenschaft blieb (usque ad tempus quo idem Karlomannus Romam profectus est), nach Einhard a. 741; vergl. dazu die Annal. Mett. beim J. 747: Pippinus misericordia motus fratrem suum Gripponem de custodia in qua cum *germanus* suus Karlomannus recluserat, liberavit et ipsum fraterna dilectione honoratum in palatio suo habuit deditque ei comitatus et fiscos plurimos. — Die Metzer Annalen bringen über den Aufstand und den Motiven dazu einen eingehenderen Bericht. Nach ihnen theilte Karl Martell noch bei seinen Lebzeiten seine Herrschaft unter seine Söhne Karlmann und Pipin. Er gab aber vor seinem Tode und auf Zureden seiner „Concubine“ seinem dritten Sohne Grifo in der Mitte des Reiches einen Theil von Neustrien, Austrasien und Burgund, veranstaltete also eine zweite Theilung. Ueber diesen dritten Theil, welchen der sterbende Fürst dem jungen Grifo gegeben hatte, waren die Franken sehr betrübt (?), weil es ein ruchloses Weib (mulier improba) gewesen, auf deren Rath sie getheilt und von ihren rechtmäßigen Fürsten getrennt worden seien. Nach gepflogenem Rath nahmen sie [4]) die Fürsten Pipin und Karlmann mit sich und sammelten ein Heer, um Grifo zu fangen. Als Grifo dies erfuhr, schloß er sich mit Swanahild und seinem Anhange in Laon ein, kehrte aber zur Treue gegen seine Brüder zurück, weil er einsah, daß ein Entkommen unmöglich sei. Karlmann nimmt ihn auf und schickt ihn nach Neukastell zur Bewachung. Der Swanahild wurde das Kloster Chelles nördlich von Paris als Wohnort angewiesen. Nach der Fortsetzung des Fredegar (durch Childebrand's Veranlassung) c. 111 scheint Swanahild wirklich weitere Verbindungen gehabt zu haben; auf ihren Rath geschah es, daß Chiltrudis, die rechte Schwester Pipin's und Karlmann's, über den Rhein zum Baiernherzog Odilo, dem Oheim der Swanahild, floh und denselben wider den Willen ihrer Brüder heirathete. Möglicherweise hängt mit den durch Grifo angeregten Unruhen auch der Tod eines „Oheims“ der beiden Herrscher zusammen, vergl. Hahn S. 19.

Die Angabe der Metzer Annalen, daß Karl Martell noch kurz vor seinem Tode eine neue Reichstheilung vorgenommen habe, bei welcher er Grifo besonders bedachte, ist beachtenswerth und wol nicht anzuzweifeln. Hahn S. 157 und 216 meint, daß Grifo außer den Theilen von Burgund, Neustrien und Austrasien auch die Anwartschaft auf Thüringen erhalten habe. Vergl. über den Aufstand Grifo's auch Hahn S. 156 fg. (Excurs III).

Der Hauptgegner Grifo's scheint Karlmann [5]) gewesen zu sein. Als er 747 die Krone niedergelegt hatte, zeigte Pipin ein milderes Verfahren gegen Grifo. Er entließ ihn, wie die Metzer Annalen erzählen (vergl. die Stelle weiter oben), aus dem Gefängniß und ertheilte ihm „comitatus et fiscos plurimos“. Grifo hielt aber nicht Ruhe; auch hatte er einen nicht unbedeutenden Anhang unter den Franken. Er floh plötzlich im J. 748 mit vielen edlen Franken über den Rhein zu den Sachsen, welche ihm seine Pläne auf größeren Antheil an der Herrschaft verwirklichen helfen sollten. Aber nicht das ganze Sachsenvolk erhob sich für Grifo, sondern nur ein den Thüringern benachbarter sächsischer Stamm, die Nordschwaben, wie der Metzer Annalist sie nennt. Pipin rückte seinem Bruder durch Thüringen nach; die Wendenstämme an der sächsischen Grenze schlossen sich ihm an. An der Oder (Obacra) trafen beide Heere auf einander, nur der Fluß trennte sie noch. Da verließen den Grifo, der bei Ohrum (Horoheim) sich verschanzt hatte, die meisten seiner sächsischen Anhänger, weil sie sich nicht für fähig hielten, der Heeresmacht Pipin's zu widerstehen. Hiernach hätte Grifo nur schwachen Halt bei den Sachsen gehabt. Nach den kleinen Lorscher Annalen zum J. 749 (Pertz I. S. 115) hat übrigens sein Anhang den Frieden zu vermitteln gesucht: Saxones cum Griphone adunati super fluvium Hobacar, in loco qui dicitur Horoheim, *Griphonem cum Pippino pacificare cupiunt.* Jedenfalls scheiterten diese Vermittelungsversuche, und Pipin verheerte das Gebiet der ihm feindlichen Sachsenstämme, während Grifo, der seine Sache in Sachsen verloren gab, nach Baiern entwich. In Baiern war kurz vorher Herzog Odilo, sein Großonkel, gestorben und hatte die Herrschaft seinem kleinen Sohne Tassilo unter Vormundschaft der Mutter Chiltrudis hinterlassen. In Baiern scheint die nationalbairische Partei gegen Chiltrudis, die Schwester Pipin's, gewesen zu sein, und Grifo, der Sohn einer bairischen Prinzessin, scheint seinen Plan, das Herzogthum Baiern zu beanspruchen, darauf gegründet zu haben. Grifo ließ demgemäß auch Chiltrudis und Tassilo gefangen nehmen und bemächtigte sich des Herzogthums. Ein Theil der Baiern trat auch wirklich auf seine Seite, unter ihnen der mächtige nordbairische Graf Suitger. Auch Lantfried, ein alemannischer Fürst, schloß sich ihm an. Sogar aus Franken strömten ihm Truppen zu; nach Einhard (a. 748) unterwarf er erst mit ihnen Baiern. Pipin wandte sich im nächsten Jahre (749) gegen die aufständischen Baiern. Es ging wie in Sachsen. Die Baiern waren gegen ihn zum erfolgreichen Widerstande

3) Nach Warnkönig und Gérard, Histoire des Charolingiens Bd. I. Bruxelles 1862. S. 151 u. 199 ist dieses „Novum Castellum“ entweder in Châteauneuf (in dem Bezirke von Sprimont sur l'Amblève) oder in Chèvremont (in den Ardennen) zu suchen.

4) Man beachte die schlaue Wendung des Annalisten, der Pipin und Karlmann von aller Schuld reinigen und die Franken selber als die Ursache des Kriegszuges bezeichnet. Auch hiernach scheinen Grifo's Ansprüche gar nicht so unbegründet gewesen zu sein.

5) Karlmann's Betragen gegen Grifo scheint auch in die Reihe der harten Thaten zu gehören, zu deren Abbüßung er das Kloster aufsuchte, vergl. auch Hahn S. 92.

zu schwach, mußten bis an den Inn zurückweichen und baten dann um Frieden, den sie unter der Bedingung erhielten, daß sie ihren Herzog Tassilo wieder annahmen. Grifo und Lautfried wurden gefangen fortgeführt. Von einer Bestrafung erfahren wir nichts, vielmehr übte Pipin Milde. Grifo erhielt den Rang eines Herzogs (was ich aus dem more ducum des Einhard schließen möchte) und zwölf Grafschaften mit der Stadt Le Mans. Eingehenderes über diese Empörung Grifo's, auch über die nicht ganz sichere Chronologie, vergl. bei Hahn S. 92 fg., S. 115 fg. und Excurs 20.

Aber auch jetzt hielt Grifo nicht Ruhe. Schon im nächsten Jahre (750), wenn nicht schon im J. 749 [6]), floh er zu einem alten gefährlichen Feinde der Karolingischen Hausmeier, dem Herzoge von Aquitanien. Der damalige Herzog Waifar war zwar damals nicht gerade in offener Feindschaft mit Pipin, nahm aber Grifo doch auf und bekundete dadurch seinen feindseligen Sinn gegen Pipin. Zum eigentlichen Kriege kam es aber nicht; Waifar scheint nicht Lust gehabt zu haben, für Grifo das Kriegsglück zu versuchen, und Pipin hatte augenblicklich wichtigere Pläne zu verfolgen, als einen zweideutigen Vasallen zu bekriegen. Grifo konnte mit der zuwartenden Haltung Waifar's nicht zufrieden sein, scheint sich auch bei dem treulosen Gascogner nicht sicher gefühlt zu haben. Er wandte sich deshalb im J. 753 zu dem letzten Feinde Pipin's, dem Langobardenkönige Aistulph, der so eben gegen den Papst Zacharias und damit gegen Pipin feindlich vorzugehen im Begriff war. Die Alpenübergänge waren aber von den Anhängern Pipin's, an deren Spitze der Graf Theodwin stand, bewacht, und Grifo fand Widerstand: — occurrit ei Theodowinus vir inlustris, cum aliis comitibus qui Alpium transitus tuebantur, in valle qua Morienna urbs sita est. Sed dum ipse Grippo eos vi praeterire vellet, pugnam inierunt, in qua ex utraque parte multi nobiles Franci corruerunt. Inter quos etiam Grippo et Theodowinus vitam finierunt. Der Annalist bemerkt dazu bedeutungsvoll: Exinde *omnis terra Francorum* sub Pippini dominatione *in summa pace* quievit. Nach den Fuldenser Annalen des Mönches Einhard haben jene Grafen nicht auf eigene Faust gehandelt, sondern wol im Auftrage Pipin's, wenn es (Pertz I. S. 346) hier heißt: Gripho, frater Pippini, cum Italiam petere conaretur, in valle Maurienna *a comitibus fratris sui* occisus est. Einhard bemerkt in seinen Annalen zum J. 753 ganz trocken: Revertenti vero regi de Saxonia nuntius venit de morte fratris sui Griphonis et a quo vel qualiter fuisset interfectus. Gerade betrübt scheint Pipin über den Tod Grifo's nicht gewesen zu sein.

Schließlich sei noch erwähnt, daß von Bonifacius ein Brief (bei Giles Nr. 81) an Grifo erhalten ist. Bonifacius schreibt in sehr warmen Ausdrücken an Grifo und bittet ihn, sich der christlichen Kirche in Thüringen anzunehmen. Dem Briefe nach hatte Grifo die Gewalt in Thüringen noch nicht wirklich in Händen. Da Bonifacius diesen Brief unmöglich an Grifo als Rebellen (also um 748, während des sächsischen Aufstandes) gerichtet haben kann, so meint Hahn S. 216 fg. mit Recht, daß der Brief aus dem Jahre 741 stammt und daß Grifo bei der zweiten Theilung Karl Martell's auch Thüringen erhalten hatte. (*R. Pallmann.*)

6) Einhard erzählt diese Flucht schon beim Jahre 748 und scheint die Ursache der Flucht, nämlich Unzufriedenheit Grifo's, richtig hervorzuheben: Sed ille (sc. Grifo) tali beneficio *contentus* non erat, nam eodem anno ad Walfarium, ducem Aquitaniae, profugit.

GRIGG (John), Arzt und Geburtshelfer zu Bath, hat sich durch seine Schrift: Advice to the female sex in general, particularly in a state of pregnancy and lying-in; to which is added an appendix, containing some directions relative to the management of children in the first part of life. London 1789. New Ed. 1793 bekannt gemacht. Samuel Hahnemann hat dieselbe ins Teutsche übersetzt unter dem Titel: Vorsichtsmaßregeln für das weibliche Geschlecht, besonders in der Schwangerschaft und dem Kindbette. Mit Vorschriften über die medicinische Pflege der Kinder in ihren ersten Lebensjahren. Leipzig 1790. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIGNAN, französisches Adelsgeschlecht in der Provence und Dauphiné, früher Adhémar von Monteil genannt. Die ältesten Besitzungen des Geschlechts lagen südlich von der Isère, in der Dauphiné. Der älteste Name der Familie war: Adhemar; sie hat einen ihrer Namen auch von der Stadt Montélimar *) (später Monteil) erhalten, vergl. *Bouche*, La Chorographie de Provence. Tome I. Aix 1664. fol. p. 900 sq., der auch das Wappen abbildet, und *Chorier*, Histoire de Dauphiné. Grenoble 1661. fol. p. 778. Die Stadt Montélimar, von den Grignans angelegt, blühte bald auf, wie es überhaupt eine auffallende Erscheinung war, daß die alten bischöflichen Städte seit dem 13. Jahrh. rapide verfielen, während die Städte, welche die hohen Herren, aus Rivalität gegen die Geistlichkeit, damals anlegten, sehr schnell gediehen, vergl. Chorier S. 828, der unter den letzteren Montélimar besonders aufführt. Den Namen Grignan erhielt das Geschlecht von einer gleichnamigen Stadt bei Montélimar. Die Baronie Montélimar wurde durch König Heinrich II. zur Grafschaft erhoben.

Im J. 1164 leistete Gérard (auch Giraut Adhémar) an Raymund-Berengar II. den Vasalleneid für seine Länder; vom Kaiser Friedrich I. erhielt er verschiedene Privilegien. — Zu derselben Familie gehört wahrscheinlich auch Guillaume Adhémar, ein provençalischer Troubadour. Der Kaiser Friedrich I. und seine Gemahlin Beatrix schätzten ihn sehr. Adhémar richtete an die Kaiserin eine Schrift über „berühmte Frauen", um sie eine Beleidigung, welche sie durch die Mailänder erfahren hatte, vergessen zu machen; er hinterließ auch mehrere Gedichte. Vergl. über ihn *Bouche*, Essai sur

*) Lateinisch Mons oder Montilium Adhemari. Daraus entstand der Name Montélimart, später für den Ort, und Monteil, später für die Familie gebräuchlich.

l'Histoire de Provence. Tome II. Marseille 1785. 4. p. 289.

Die alte Linie starb mit Louis Adhémar v. Monteil aus. Der Sohn seiner Schwester Blanche, Gaspard de Castellane, erbte die Güter und führte Namen und Wappen der Familie weiter. Vergl. *Moréri*, Grand dictionnaire historique. Tome V. Paris 1759. fol. p. 374 sq., der über das Genealogische in Betreff der Familie nächst dem schon angeführten Bouche, welcher besonders auf die ältere Zeit eingeht, am ausführlichsten ist. Zu den berühmten Gliedern der Familie gehören folgende:

1) Grignan (Louis Adhémar de Monteil, Anfangs Baron, zuletzt Graf von), französischer Staatsmann, gestorben 1557. Er war eine Zeit lang Gesandter Franz' I. zu Rom. Im J. 1541 tritt er als einer der Hauptgegner eines Friedens zwischen Karl V. und Franz I. auf, indem er den König mit Mistrauen gegen die Absichten Karl's V. erfüllt. Grignan war ein intriguanter und grausamer Mensch. Das zeigt z. B. sein Verhalten gegen die Nizzarden im J. 1543, deren Stadt auf seinen Befehl und gegen die Capitulation zerstört und verbrannt wurde, weil sie ihm, wie sie versprochen hatten, nicht auch das feste Schloß durch Verrath in die Hände liefern konnten. Zum Gouverneur der Provence ernannt, wurde Grignan 1544 nach Paris berufen, weil der König ihn, obgleich er weder teutsch, noch lateinisch verstand, als Gesandten auf den Reichstag nach Worms schicken wollte. Im J. 1545 finden wir ihn auch auf diesem Reichstage anwesend, und besonders drohend gegen die Protestanten auftreten, denen er in einer vor dem Reichstage gehaltenen französischen Rede die Unterwerfung unter das Concil von Trident anrieth. Darauf wurde er Lieutenant-General in den Landschaften Provence, Lyonnais, Forez und Beaujolais und erhielt den Grafentitel und den Orden des Königs. Er hat sich als Statthalter jener Provinzen einen blutigen Namen gemacht. Besonders auf seinen Rath zog nämlich Franz I. die Gnadenbriefe zurück, welche er den Waldensern in der Provence bewilligt hatte, und ließ die Waldenser als Ketzer mit Feuer und Schwert verfolgen; ein Lieutenant Grignan's, d'Oppède, wurde mit dieser Aufgabe betraut. Statt nun das drohende Verhängniß den Waldensern zunächst auf gesetzliche Weise bekannt zu machen, überfiel sie d'Oppède und verfuhr in der schändlichsten Weise, indem er die Männer niedermachen, die Frauen aber verbrennen ließ. Auf diese Weise wurden 22 Ortschaften zerstört und 3000 Menschen umgebracht (Sismondi S. 243); die entkommenen Waldenser wurden auch noch zahlreich eingefangen und zu Galeerensklaven gemacht. Der König Franz I. billigte dieses Vorgehen. Als aber nach seinem Tode die Anstifter der greulichen Schlächterei zum Theil in Ungnade fielen, unter ihnen auch der Cardinal de Tournon, nebst Grignan einer der Anstifter der Unthat, da wurden sie durch die Frau von Cental, deren Güter durch die verwüstenden Horden d'Oppède's gelitten hatten, beim König Heinrich II. verklagt. Heinrich II. nahm sich der Sache an und lud die Angeklagten vor den höchsten Gerichtshof nach Paris, wo lange Untersuchungen stattfanden. Eine Bestrafung der Anstifter war nicht unwahrscheinlich, denn auch die angesehenen Guise misbilligten das Blutbad und wollten Strafe. Da schlug die Stimmung der Guise plötzlich um; wie Sismondi erzählt, hatte der Graf von Grignan dem Herzoge von Guise das Gut Grignan geschenkt, und der Herzog dachte von jetzt an nur noch daran, die Angeklagten zu retten. Der Generaladvocat Guérin mußte als Sündenbock dienen, obgleich er durchaus nicht am Blutbade Schuld hatte. Man bezüchtigte ihn, Actenstücke gefälscht zu haben, und er wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet; die eigentlichen Schuldigen wurden für unschuldig erklärt. — Der Graf von Grignan war mit Anna von Saint-Chaumont vermählt, erzeugte aber mit ihr keine Kinder, sondern sein Neffe Gaspard von Castellane führte den Namen weiter, wie schon oben bemerkt wurde. Vergl. über Graf Louis von Grignan besonders *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. Tome XXII und *Sismondi*, Histoire de Français. Tome XVII. Paris 1833.

2) Grignan (Françoise-Marguerite de Sévigné, Gräfin von), Tochter der berühmten Marquise von Sévigné, geb. zu Paris den 28. Oct. 1648, gest. den 15. Aug. 1705 auf dem Landgute Mazargues bei Marseille. Sie hat eine gewisse Berühmtheit durch ihre große Schönheit und durch die Briefe, die ihre berühmte Mutter, die Meisterin im Briefstyl, an sie gerichtet hat. Als sie im J. 1663 bei Hofe vorgestellt wurde, erregte sie durch ihre aufblühende Schönheit Aufsehen und nahm bald an den Ballets, in denen auch der König Ludwig XIV. mittanzte, Antheil. Benserade, der Dichter dieser Tanzdarstellungen, und Saint-Pavin haben das schöne Mädchen besungen, und La Fontaine gibt in der Fabel Le Lion amoureux ein feingezeichnetes und wahres Bild von ihr. Die berühmtesten Maler haben sie gemalt. „Cette beauté brûlera le monde", sagte einst der Marquis von Treville von ihr; das traf aber nicht ein. Unter den Bewerbern um die Hand des Fräuleins von Sévigné erhielt merkwürdiger Weise der Graf von Grignan François Adhémar von Monteil den Vorzug, obgleich er schon zwei Frauen gehabt hatte und durch seinen Aufwand ziemlich tief in Schulden steckte. Frau von Sévigné hoffte wol, so am ehesten bei ihrer Tochter und zugleich am Hofe bleiben zu können. Die Hochzeit fand im J. 1669 statt, aber der Graf von Grignan mußte bald darauf die Statthalterschaft der Provence an Stelle des jungen Herzogs von Vendôme übernehmen. Im J. 1671 folgte ihm auch seine Gattin nach. Die zärtliche Mutter sah seitdem die Tochter, welche sie zärtlich zu lieben schien, zwar öfter wieder, füllte aber doch die Zeit, wo sie von ihr getrennt war, durch einen sehr lebhaften Briefwechsel aus. Gerade in diesem Briefwechsel mit der Tochter zeigte die Frau von Sévigné ihre Meisterschaft im Briefstyl am klarsten, und deshalb ist ihre Tochter eigentlich auch nur der Beachtung werth. Denn sie selbst war zwar eine schöne, aber doch keineswegs

irgendwie bedeutende Frau. Daß sie als Statthalterin der Provence in den damaligen gesellschaftlichen Kreisen eine stolze Rolle spielte, gibt der Frau nicht die historische Bedeutung, welche die Franzosen ihr zuzuschreiben scheinen. Sie starb aus Gram über den Tod ihres Sohnes. Ob ihr Styl glänzend wie der der Mutter gewesen sei, läßt sich nicht gerade nachweisen, denn als ihre Tochter die Briefe ihrer Mutter zum Druck besorgte, wurden die, welche Frau von Grignan an ihre Mutter geschrieben hatte, auf ihre Anordnung unterdrückt, man sagt, aus religiösen Bedenken. Vier Briefe der Frau von Grignan sind aber doch erhalten. Der Verlust ist deshalb besonders zu bedauern, weil Vieles in den Briefen der Frau von Sévigné dunkel bleibt. — Vergl. über sie *Michaud*, Biogr. univers. XVII. p. 538 und *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 42—45. (*R. Pallmann.*)

GRIGNON, ein Gütercomplex im französischen Departement Seine-Oise, Arrondissement Versailles. Die Landwirthschaft Frankreichs hat sich bis zu den gewaltsamen Maßregeln, womit das dritte Kaiserreich ihr unter die Arme griff, sehr langsam entwickelt. Viele Gründe erklären diese Erscheinung, der hauptsächlichste ist jedoch in der höchst mangelhaften Volksbildung zu suchen. Von landwirthschaftlichem Unterrichte insbesondere war nicht die Rede, bis im J. 1822 Frankreichs größter Landwirth, Matthieu de Dombasle, der Zeitgenosse und Freund Thaer's und Fellenberg's, dessen Erzdenkmal auf dem Stadtplatze in Nanzig errichtet ist, auf seinem Pachtgute Roville in Lothringen ein landwirthschaftliches Privat-Lehrinstitut gründete. Leider wiederholte sich auch hier die schon oft gemachte Beobachtung, daß wissenschaftlich gebildete Landwirthe nicht immer zugleich die besten Administratoren sind; Dombasle hatte mit fortwährenden Schwierigkeiten zu kämpfen, welche seine Thätigkeit lähmten und sein Institut nicht zu rechter Blüthe gelangen ließen. Uebrigens war dasselbe ziemlich getreu nach den Mustern von Möglin, Hofwyl und Hohenheim eingerichtet und geleitet und hat nach Maßgabe der damaligen Verhältnisse Ersprießliches geleistet; viele der tüchtigsten Landwirthe Frankreichs sind aus der Zahl seiner Schüler hervorgegangen. Dombasle fühlte zu sehr das Bildungsbedürfniß seines Standes und das Ungenügende seiner eigenen Anstrengungen, um nicht mit Enthusiasmus und Energie den Versuch zu machen, den landwirthschaftlichen Unterricht auf einer breiteren Basis, mit ausreichenden Hilfsmitteln zu organisiren. Er verband sich zu diesem Zweck im J. 1825 mit Auguste Bella, einem früheren Officier, welcher seine Studien in Hofwyl und Möglin gemacht hatte, und nunmehr auf einer Besitzung in Deutsch-Lothringen bestrebt war, die Grundsätze der rationellen Schule Thaer's in die landwirthschaftliche Praxis seines Vaterlandes einzuführen. Beide Männer stellten in einem Programm als nächstes Ziel ihrer Bestrebungen auf, nachzuweisen, „daß die Kräfte an Arbeit, Kapital und Intelligenz, welche in Frankreich mehr, wie anderswo, sich dem flachen Lande *entfremden*, um die Städte und Industriebezirke zu *übervölkern*, auf keine andere Weise dem Landbau erhalten werden können, als wenn dieser durch energisch rationelle Cultur selber zur Industrie wird; daß die Hebung des landwirthschaftlichen Betriebes die sicherste Quelle einer billigen und hinreichenden Production ist; daß bei einer strengen Abschätzung der Bodenkraft und sorgfältigen Amortisation des nach der zweiten und selbst nach der dritten erschöpfenden Ernte, auf welche erneuter Ersatz folgen muß, im Boden verbleibenden Düngerkapitals dieses selber völlig frei wird, während dennoch der Acker in gutem Zustande bleibt. Die Durchführung dieser Grundsätze in der Praxis bildet sodann einen unschätzbaren Gegenstand für die Lehre, daher eignet sich auch das Gut, auf welchem sie geschehen soll, mehr als jedes andere als Lehrobject. Die Verbindung einer landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalt damit ist daher eine ebenso nothwendige als zweckmäßige Folgerung." — Allein ein solches Programm erheischt große Mittel, viele Zeit und besondere Consequenz der Idee, namentlich wenn man dabei in Betracht zieht, daß ein derartiger Betrieb ein bestimmtes Areal zu einer Versuchswirthschaft erfordert, von welchem ein Reinertrag schwerlich erwartet werden kann. Die Wichtigkeit der Aufgabe und ihres Zieles, der dadurch dem Lande geleistete Dienst und der schöne Enthusiasmus der ersten Begründer überwand endlich alle sich entgegenstemmenden Schwierigkeiten; es gelang ihnen, eine Gesellschaft zusammenzubringen, welche das Unternehmen in die Hand nahm und die nothwendigen Gelder dazu hergab, zugleich aber auch die Regierung für die Sache zu interessiren. So entstand im J. 1827 die „Institution royale agronomique de Grignon", eine auf die Dauer von 40 Jahren gegründete Actiengesellschaft mit einem Kapital von 300,000 Francs. Der in dem Programm der Gesellschaft ausgesprochene Zweck war: 1) Die Gründung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, welche, auf die praktische Demonstration gestützt, die Zöglinge in die Wissenschaft ihres Berufes einführen und in ihnen die Liebe zu dem Landleben entwickeln sollte. 2) Der Betrieb einer Gutswirthschaft in der intensivsten Weise, also mit ausreichend großem Betriebskapital, um den Beweis zu führen, daß eine musterhafte, in Verbesserungen unermüdliche Cultur sowol eine vortheilhafte Kapitalanlage sichert, als auch der beste Weg zur Production wohlfeiler Nahrungsmittel und Gewerbstoffe ist, vorausgesetzt, daß eine fähige, gewissenhafte Leitung gefunden wird. — Es handelte sich nunmehr zunächst um die Wahl des Ortes für das Experiment. Der bekannte Ingenieur Polonceau, eines der eifrigsten Mitglieder der neuen Gesellschaft, wußte den Herzog de la Rochefoucauld-Doudeauville, den königlichen Hausminister, und dieser den König für die Angelegenheit zu interessiren. Karl X. erkaufte aus den Ersparnissen seiner Civilliste das Schloß und die Domäne Grignon, welche nach Ansicht der Gründer alle Bedingungen günstigen Erfolges für ihr Ziel verhießen, und die Wahl bewährte sich. Grignon, zur Commune Thiverval gehörig, liegt 30 Kilometer von Paris, 15 von Versailles entfernt, in der Nähe des Städtchens Villepreux in dem Gallythale. Sein altes Schloß ist von Ludwig XIII.

erbaut und war geräumig genug zur Aufnahme der Direction und der Lehranstalt; das Areal des Gutes beträgt 470 Hectares, von welchen 300 mit Mauern eingefriedigt sind. Der Boden ist von sehr unebener, hügeliger Lage; seine Zusammensetzung ist äußerst verschieden, sodaß der Werth per Hectare von 250 bis 3000 Francs wechselt; gerade diese Verschiedenheit erwies sich zu Unterrichtszwecken wünschenswerth. Ueberhaupt ist die Umgegend von Grignon in geologischer Hinsicht besonders merkwürdig, namentlich durch die an Fossilien überreiche Kalkbank „la falunière de Grignon“. Ein einziger Uebelstand beeinträchtigte die günstigen Verhältnisse des Betriebes, die Lage der Gebäude in einem engen, nur 500 Fuß breiten Thale, welches das Gallyflüßchen durchströmt, zwischen ziemlich rapiden Hängen; hierdurch werden die Transporte, namentlich die Düngerfuhren, bedeutend erschwert. Die Domäne, welche den gesammten Thalgrund auf eine Länge von 2300 Meters einnimmt, besteht aus zwei getrennten Gütern, das innere, mit dem Schloß, das in einfachem Styl aus Bruchsteinen und Ziegeln erbaut ist, und 290 Hectares, davon die Mehrzahl mit Wald bestanden war, umfaßt, und das äußere, mit 180 Hectares und gesonderten Wirthschaftsgebäuden. Die Grundstücke befanden sich durchweg in ziemlich verwahrlostem Zustande; es fehlte an Wiesen und an künstlichem Futterbau; die früheren Pächter hatten eine heillose Raubwirthschaft betrieben. Der Wald war devastirt und beherbergte eine Unzahl wilder Kaninchen, welche Jahre lang eine wahre Geißel für den Ertrag der angrenzenden Felder waren. Es mangelte an Ställen und Geräthschuppen — kurz an Anlässen zu gründlicher Amelioration fehlte es nicht. Derartige Güter sind aber für den angehenden Landwirth besonders instructiv, hatte ja doch auch in diesem Sinne schon 20 Jahre früher Albrecht Thaer das ihm vom König von Preußen verliehene fruchtbare Gut in der Altmark gegen das sterile Möglin auf der Uferbank des Oderbruches vertauscht. Als Director wurde Auguste Bella ernannt, und eine glücklichere Wahl hätte nicht getroffen werden können. Nachdem derselbe sich durch eine viermonatliche Rundreise in Teutschland von dem damaligen Stande des landwirthschaftlichen Unterrichtswesens gründlich unterrichtet hatte, übernahm er sein Amt schon im Herbst 1826, obgleich die Gesellschaft erst im folgenden Jahre definitiv ins Leben trat; allein es galt, schleunig nur für das Nothwendigste in Adaptirung und Feldbestellung zu sorgen. Mit dem Frühjahre 1827 wurde die landwirthschaftliche Lehranstalt eröffnet, welche allerdings in der ersten Zeit nur wenig leistete. Der Director war, im Interesse der Actionäre, gezwungen, sich zunächst fast ausschließlich mit der Organisation der Güter zu beschäftigen, konnte daher vorläufig nur einzelne junge Leute als Zöglinge aufnehmen und mußte die Mehrzahl der Bewerber abweisen bis zur Eröffnung der eigentlichen Bildungsschule, welche factisch vor dem Jahre 1834 nicht stattfand. Unter den von Bella eingeführten Verbesserungen im Betriebe sind hervorzuheben: Anlagen von Wässerungswiesen, Errichtung einer Stärkemehlfabrik zur Verwerthung der Erträge eines forcirten Kartoffelbaues, Aufnahme von Kleegrasschlägen in die Rotation, Anwendung städtischen Düngers — aus St. Germain bezogen — und von Poudrette, ausschließliche Anwendung des Dombasle-Pfluges, Gründung einer Werkstätte für landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen — aus welcher der seit 1855 zur Geltung gelangte Grignon-Pflug, eine Modification des Dombasle'schen, hervorgegangen ist —, Neubauten von Ställen, Ziegeleien u. s. w. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit wendete Bella der Vertiefung seiner Ackerkrume zu; er pflegte denjenigen, welche ihm einwandten, mit großem Kapital und starker Düngung sei leicht Landwirthschaft zu treiben, gewöhnlich zu erwidern: Verschafft euch dessen ebenfalls! Treibt nicht Ackerbau ohne Kapital! Schafft euch gute Pflüge an und laßt sie möglichst tief gehen; ohne Furcht, keine Pflanze kann zu tiefen Boden haben. — Auch in der Viehzucht strebte er Reformen an. Als Ackerpferde wurden die der Boulonnaisrace beigestellt; um die besten Zugochsen zu ermitteln, wurden die Racen der Vogesen, Lothringens, der Perche, des Elsaß, des Charolais und von Morvan neben einander geprüft; man entschied sich für die letzteren; die Milchkühe waren von schweizer und normännischer Abkunft. Die Schafzucht beschränkte sich auf die Haltung eines kleinen Stammes Merino's, während jährlich eine Partie Fleischschafe gemästet wurden; von Schweinen wurden schon 1828 die englische und die chinesische Race gezüchtet. Um zu zeigen, was geleistet worden war, berief der Gesellschaftsvorstand im J. 1834 eine große landwirthschaftliche Versammlung nach Grignon, bei welcher Wettpflügen, Maschinenarbeiten und mancherlei Ausstellungen stattfanden. Es nahm daran Theil, wer nur irgend ein Interesse an Agricultur hatte; von bekannten Namen sind zu nennen: Payen, Magendie, Dumas, Gay-Lussac, Marschall Grouchy, Arago, Mallet, Darblay, de Vaur, Rochefoucauld, Vilmorin, Seguier, St. Hilaire, Fourier (der Socialist der Phalanstères), Minister Duchatel u. A. Die Zahl der zusammengeströmten Landwirthe bei diesem Besuche wird auf 4000 angegeben. Die Befriedigung war eine allgemeine. Die Lehranstalt zählte damals 25 Zöglinge, während der Jahrgang mit 40 begonnen worden war; 15 waren ausgetreten, weil sie sich der strengen Disciplin nicht fügen wollten. Unterricht wurde ertheilt in allen Zweigen der Landwirthschaft, in Mathematik, Botanik, Chemie, Geologie, Mineralogie, Thierheilkunde, Gartenkunst und Buchführung. Jeder Zögling hatte jährlich 1300 Francs für Unterricht und freie Station zu zahlen, eine Summe, welche man allgemein als zu hoch fand, da die Pension in den königlichen Collèges zu Paris nur 1000 Francs betrug. — Die sich allmälig von selbst ergebende Nothwendigkeit einer besseren Ausrüstung, überhaupt zeitgemäßen Hebung der Lehranstalt, war schon im J. 1829 erkannt und beschlossen worden, dieselbe durch Emission einer neuen Actienserie im Betrage von abermals 300,000 Francs zu ermöglichen, da das erstaufgebrachte Kapital von den Ameliorationen der Wirthschaft gänzlich absorbirt war. Allein die Revolution von 1830

machte die Ausführung dieses Projects unmöglich; man mußte sich daher entschließen, die Schule ganz aufzugeben, oder ihr Leben aus der Wirthschaftskasse zu fristen. Unbedenklich wurde das letztere gewählt. Der Gutsbetrieb gab seine Geräthe und Maschinen zu Demonstrationsobjecten her, die Actionäre verzichteten auf ihre Dividenden, die Direction auf ihren Gewinnantheil; man nahm Gelder auf zur Bezahlung der Professoren — jährlich 16,000 Francs — und der reorganisirte Cursus wurde 1834 eröffnet. Im Anfange genügte die Anstalt allerdings nicht den Anforderungen, nach und nach aber erstarkte sie, erweiterte sich, und nach Verlauf weniger Jahre befand sich die Schule in einem so gedeihlich blühenden Zustande, daß es ihr möglich wurde, sämmtliche aus der Wirthschaftskasse empfangenen Vorschüsse sammt Zinsen zurückzuzahlen. Von dieser Zeit ab hat sich Grignon als höhere landwirthschaftliche Lehranstalt stets auf einer achtunggebietenden Stufe gehalten, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß es niemals diejenige erreicht hat, welche teutsche Akademien, wie Hohenheim, Poppelsdorf, Proskau u. a. einnehmen. Auguste Bella war so glücklich, sein Werk von Erfolg gekrönt zu sehen, wenn es demselben gleich nicht an Anfechtung fehlte, besonders von Seiten der Actionäre, welche keine Zinsen empfingen, daher behaupteten, es sei leicht bestechend wirthschaften, wenn man keinen Pacht bezahle. Er starb 1856; eine unter den französischen Landwirthen eröffnete Subscription brachte die Mittel zu einem Monument für ihn zu Grignon auf, welches die Inschrift trägt: **A Auguste Bella l'agriculture reconnaisante!** In sein Amt und seine Fußtapfen trat sein Sohn François Bella, welcher die Aufgabe glücklich ihrem Ende entgegenführte. Unter seiner Leitung wurden in Grignon alle Erwerbungen der Wissenschaft und der Praxis, an welchen die Neuzeit so reich gewesen ist, durch Versuche geprüft und nach Befinden ins Leben gerufen; so gestaltete sich der Betrieb aus einer Musterwirthschaft zum Theil in eine Versuchsstation. Die Durchschnittszahl der Eleven betrug in den letzten zehn Jahren 51 per Semester. Die Versuchswirthschaft der **Institution agronomique** war von derjenigen des Gutes selbst getrennt. Zu den industriellen Etablissements waren mehrere Mühlen und eine große Seidenrauperei gekommen. Ein chemisches Laboratorium, ein physikalisches Cabinet waren eingerichtet, die Sammlungen bedeutend vermehrt, auch eine Bibliothek gegründet worden. Unter den Namen der Professoren ragten hervor: Mague, Philippar, Grandvoinnet, Pourriau, Gobin, Ronna u. a. m.; viele von den Zöglingen haben sich Namen gemacht, so Lecouteur, Risler, Tisserand, Tochon ꝛc. Die Erfahrungen aus der Wirthschaft wurden niedergelegt in den periodisch erscheinenden „**Annales de Grignon**“; die Studirenden hatten einen wissenschaftlichen Club gebildet, welcher sich über die Dauer des Cursus fortsetzte und besondere „**Bulletins de l'association amicale des anciens élèves de Grignon**“ herausgab. In der Wirthschaft selber führte der jüngere Bella, ohne das althergebrachte verbesserte Feldersystem ganz aufzuheben, vergrößerten Futterbau und Zwischenculturen ein. Der eiserne Doppelpflug fand Anwendung neben dem Grignon. Als Zugochsen trat die Marjolainrace an die Stelle der Morvan; von Kühen wurden gezüchtet Schwyzer, Normänner, Kreuzung von beiden, von Durham-Schwyz-Cotentine, von Durham-Schwyz-Normande, endlich Ayrshire in Reinzucht. Von Schafracen waren vertreten: englische Dishley-Merino's, Southdown's, Rambouillets und Kreuzungen; von Schweinen Hampshire und Essex. Ein nicht unbedeutender Bienenstand war geschaffen worden; davon abgezweigt ein besonderer Versuchs- und Beobachtungspavillon. In den Teichen betrieb man künstliche Fischzucht. Dem Gartenbau und der Obstzucht hatte man die größte Aufmerksamkeit gewidmet; in letzterer waren alle Erziehungsarten der Neuzeit bestens vertreten, gleichwie in der Weincultur alle französischen Rebenzüge. Der Wald endlich war sorglich gepflegt und präsentirte sich als eine Art von Arboretum. — So war der Zustand von Grignon im J. 1867, dem Jahre, in welchem der Gesellschaftsvertrag der **Institution agronomique** nach vierzigjähriger Dauer abgelaufen war. Die Liquidation wurde beschlossen, konnte aber erst im J. 1868 zu Ende geführt werden. Ihr Resultat ist ein ungemein interessantes mit Rücksicht darauf, daß dies Beispiel einer derartigen Unternehmung von Seiten einer Gesellschaft auf Actien bis jetzt einzig dagestanden hat. Es übertraf alle Erwartungen. Es ergab sich nämlich: 1) daß das gesammte Actienkapital zurückgezahlt werden konnte; 2) außerdem 4 Proc. Zinsen, und zwar für volle 40 Jahre, gewährt wurden, und endlich 3) trotzdem noch ein Ueberschuß von 60,000 Francs zur Verfügung der Actionäre blieb. Das ist ein Ertrag, wie man ihn kaum besser wünschen konnte, um so erfreulicher, als er durchaus nicht erhofft worden war. Neben diesen reellen Nutzen stellt sich aber der größere, intellectuelle, daß Grignon während des Verlaufs der 40 Jahre die Zahl von 1238 Zöglingen ausgebildet und als Apostel der Hochcultur hinausgesandt hat; viele davon nehmen gegenwärtig eine einflußreiche Stellung in der landwirthschaftlichen Welt ein und liefern in dem Betriebe ihrer Wirthschaften ein Muster, welches selber wieder zur Lehre wird in immer verbreiteteren Kreisen. Der „**Conseil d'administration de Grignon**“, welchem vorbehalten war, die Geschäfte glücklich zu Ende zu führen, bestand aus folgenden Mitgliedern: General Duc de Mortemart, Präsident; Darblay, Vicepräsident; Comte de Mortemart, Gareau, Comte de Kergorlay, Marquis d'Havrincourt, Comte de Rougé, Javal, Comte de Pourtalès, Blay-Muller und Marquis de Dampierre. Der letztere ist Verfasser des „**Rapport du conseil d'administration de l'institution agronomique de Grignon aux actionnaires de cette société sur la situation financière de Grignon**“ — welchem wir noch folgende Daten entnehmen: Bei der Untersuchung der Erfolge, welche der gesellschaftliche Betrieb binnen 40 Jahren errungen hat, ergeben sich nachstehende wesentliche Momente: Die Domäne kann gegenwärtig 350 Kilo Lebendgewicht an Vieh per Hectare ernähren, anstatt früher nur 300 Kilo. Der Werth der Felder von 250—300 Francs ist

auf 1200—1500 Francs per Hectare gesteigert worden. Sowol die schlechtesten als auch die besten Bodenlagen sind in ganz gleichmäßiger Weise mit allen Mitteln ameliorirt worden. Die Ausgaben für die Wirthschaftsgebäude und Wege, welche in der ersten Decennialperiode 30,356 Francs betrugen, wurden bis auf 86,565 Francs in der letzten erhöht. Der Landwirthschaft wurde durch die Unterhaltung einer berühmt gewordenen Lehranstalt der größte Dienst erwiesen, den man ihr erweisen konnte. Das finanzielle Ergebniß des Unternehmens war, wenn auch kein glänzendes, doch ein befriedigendes; das Kapital verzinste sich mit 4 Proc. und es verblieb noch ein Plus, welches dem Betrage von 20 Proc. entspricht. Das gesammte Areal des Gutes befindet sich in einem solchen Zustande von Kraft und tüchtiger Bearbeitung, daß das darin angelegte Kapital auf lange Jahre hinaus erhebliche Zinsen tragen muß. Da das Gut Eigenthum der Civilliste ist, so übernahm diese es erst nach einer genauen Prüfung und Abschätzung durch die erfahrensten und vertrauenswürdigsten Fachmänner wieder zurück. Der von diesen Experten aufgenommene Procès-verbal sagt: „Das agronomische Institut von Grignon hat für wirkliche und als solche anerkannte Ameliorationen während der vier Perioden seiner Pachtzeit folgende Summen verausgabt:

1.	Periode von	1827—1837	145,852	Francs	92
2.	" "	1837—1847	74,328	"	9
3.	" "	1847—1857	49,200	"	—
4.	" "	1857—1867	36,357	"	5
		also in Summa:	305,738	"	6.

Dabei ist der Wald vollkommen geschont worden und enthält einen reicheren Reservebestand, als eigentlich nothwendig wäre. Die Direction hat die Wirthschaft nicht blos als guter Hausvater geführt, sondern durch unablässige Sorgfalt, unermüdliche Thätigkeit und große Intelligenz deren Werth und Ertrag stetig zu erhöhen gewußt. Alle dem Eigenthümer gehörigen Objecte sind im besten Stande gehalten worden, und somit hat die Gesellschaft von Grignon die ihr gestellte Aufgabe „de gérer et d'administrer en bon père de famille“ in würdigster Aufgabe gelöst." — Dieses Zeugniß wird selten der Eigenthümer dem abtretenden Pachter ausstellen können.

Die Gesellschaft der „Institution agronomique de Grignon“ hat sich unmittelbar nach der Liquidation aufgelöst, nachdem schon mit Ablauf des Pachtes im J. 1867 die Lehranstalt geschlossen worden war. Um den allgemeinen Klagen darüber Rechnung zu tragen, errichtete die französische Regierung einen „Cours de l'enseignement supérieur agronomique“ — eine landwirthschaftliche Hochschule ohne Gutsbetrieb — am Muséum d'histoire naturelle zu Paris, welcher am 1. April 1869 eröffnet wurde. Das Gut Grignon wurde vortheilhaft verpachtet, das der höheren Lehranstalt zugewiesene Versuchsareal aber einer vom Staate gegründeten und subventirten École régionale d'agriculture — Ackerbauschule für Söhne bäuerlicher Wirthe — überlassen. Derartiger Schulen gibt es nunmehr drei in Frankreich: Grandjouan, la Saulsaie und Grignon; zwei andere sollen im Osten und Süden des Landes demnächst gegründet werden. (Ueber Grignon existirt ein sehr schönes Kupferwerk, welches jedoch nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur vom Ministère de l'Agriculture als Geschenk versendet worden ist.) (Dr. *W. Hamm.*)

GRIGNON (Pierre-Clément), Metallurg und Alterthumsforscher, geb. zu St.-Dizier am 24. Aug. 1723. Obwol er schon in seiner Jugend einen sehr lebendigen Geschmack namentlich für die exacten Wissenschaften entwickelte, so gelang es ihm doch erst in reiferen Jahren, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dies geschah zuerst im J. 1770, als er sich der Beantwortung der von der königl. Akademie zu Biscaya aufgestellten Frage: Quel est le meilleur des trois espèces de soufflets employés dans les forges de fer? unterzog und den ausgesetzten Preis gewann. Seine Abhandlung befindet sich im Recueil der Akademie vom Jahre 1770 Nr. 3. S. 184—232. Zum Director der Eisenhämmer von Bayard ernannt, machte er fortan neue Versuche mit dem zur Speisung seiner Oefen dienenden Material und die Akademie der Wissenschaften bezeigte ihm ihre vollkommene Zufriedenheit mit den ihr vorgelegten Ergebnissen seiner Unternehmungen. Als er im J. 1772 in der Nähe von St.-Dizier Ausgrabungen veranstaltete, entdeckte er Alterthumsreste, welche damals so viel Aufsehen erregten, daß der König den glücklichen Unternehmer beauftragte, seine Forschungen fortzusetzen. Unter dem Titel einer Entschädigung gewährte ihm der König für seine Arbeiten die Summe von 10,000 Franken und verlieh ihm überdies zu seinen Ehren den St. Michaelsorden. Die königlichen Akademien des sciences et des inscriptions ernannten ihn zu ihrem Correspondenten und die Akademien von Dijon und Châlon zum wirklichen Mitgliede. Die letzten Jahre seines Lebens überfiel ihn eine hitzige Krankheit, welche aller ärztlichen Hilfe spottete. Endlich ward ihm der Gebrauch der Bäder von Bourbonne verordnet, aber auch dies vergeblich, denn Grignon starb in dieser Stadt am 2. Aug. 1784. Außer seiner Preisschrift verfaßte er noch folgende Werke: 1) Mémoires sur la nécessité et la facilité de rendre la Marne navigable depuis St.-Dizier jusqu'à Joinville. Amsterdam (Paris) 1770 in 12. 2) Bulletins des fouilles faites par ordre du roi, d'une ville romaine sur la petite montagne du Châtelet. Paris 1774. 1775. 2 Theile in 8. Die darin beschriebenen Alterthümer befinden sich größtentheils im Cabinet des Abbé de Tersan. 3) Mémoires de physique sur l'art de fabrique de fer, d'en fondre et forges des canons d'artillerie, sur l'histoire naturelle, et sur divers sujets particulières de physique économique. Paris 1775 in 4. avec planches. Dieses wichtige Werk wurde im J. 1807 neu aufgelegt unter dem Titel: L'Art de fabriques le fer, de fondre et de forge des pièces d'artillerie. 4) Observations sur les épizootics contagieuses, et particulièrement sur celle qui a regné en Champagne. Paris 1776 in 8.

Zuletzt beschäftigte ihn die Uebersetzung von T. Bergmann's Analyse des Eisens aus dem Teutschen, die er **avec des notes et un appendice suivi de quatre mémoires sur la métallurgie. Paris 1783 in 8.** herausgab. — Sein Bildniß hat man in einem Kupferstiche von Miger in 4. Man vergl. Biographie universelle. **Tom. XVII. p. 540.** (*F. Th. Richter.*)

GRIJALVA, 1) **Juan de,** einer der ersten spanischen Conquistadoren, wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu Cuellar (in der heutigen spanischen Provinz Segovia) geboren. Wie damals zahllose seiner Landsleute, wandte er sich in Anschluß an seinen Oheim Don Diego Velasquez nach Amerika. Letzterer hatte im Auftrage von Diego, dem Sohne des Columbus, 1511 mit einer kleinen Streitmacht Cuba unterworfen und besiedelt. Obgleich er der Verwaltung der neuen Eroberung, zu deren Gouverneur er ernannt worden, viel Aufmerksamkeit widmete, hatte er doch auch ein offenes Auge für die fortschreitenden Entdeckungen auf dem Festlande und sehnte sich an denselben sich zu betheiligen. Eine Gelegenheit dazu sollte sich bald finden. Ein Hidalgo und Pflanzer auf Cuba, Francisco Fernandez de Cordova, war am 8. Febr. 1517 mit drei Schiffen ausgelaufen, um auf den Inseln der Hondurasbai Eingeborene als Sklaven für die Goldwäschen nach Cuba zu schleppen. Durch Stürme vom Wege abgetrieben, erblickte er am 1. März zur Rechten unvermuthet Land. Es war das Cap Catoche an der Nordostspitze der Halbinsel Yucatan. Die Spanier stießen hier auf die ersten Spuren einer höhern Cultur; sie sahen hier einen gut bebauten Boden, gemauerte Städte, züchtig bekleidete und gewerbfleißige Bewohner. Cordova, der der Küste gegen Westen bis über Champoton folgte, kam nach großen Drangsalen über Florida nach Cuba zurück. Die Berichte über das von ihm besuchte Land, wol aber noch mehr die Proben von merkwürdig bearbeitetem Golde, überzeugten Velasquez von der Wichtigkeit dieser Entdeckung, und er bereitete sich eiligst vor, Nutzen aus derselben zu ziehen. Er rüstete ein kleines Geschwader von vier Schiffen aus und stellte dieselben unter den Befehl des Juan de Grijalva, seines Neffen, dessen Rechtlichkeit, Klugheit und Anhänglichkeit er sicher zu sein glaubte. Dieser verließ am 20. April 1518 [1]) den Hafen von Matanzas auf Cuba und schlug den von Cordova verfolgten Weg ein. Etwas nach Süden getrieben, war das erste Land, auf das er am 4. Mai stieß, die Insel Acusamil oder Cozumel. Am 7. Mai erreichte er in jener Gegend das Festland von Yucatan. Grijalva schiffte nun unter Leitung des trefflichen Piloten Antonio de Alaminos, der schon die Expedition des Cordova, vorher die des Ponce de Leon geführt, an der Halbinsel entlang, bis er über Champoton hinaus die Boca di Terminos erreichte. Gleich seinem Vorgänger ward auch Grijalva überall von den Zeugnissen einer höhern Cultur überrascht. Staunen erregten unter Anderem bei ihm und seinen Begleitern die großen, steinernen Kreuze, augenscheinlich Gegenstände des Götterdienstes der Maya oder Yucatecos, die man an verschiedenen Orten antraf. Hierdurch an sein Vaterland erinnert, legte Grijalva dem neuentdeckten Lande den Namen **Nueva España** (Neuspanien) bei, der bald eine weitere Ausdehnung erhielt und bereits 1520 von Cortez (in seinem ersten Briefe an Kaiser Karl V.) auf das Reich der Montezuma übertragen ward. Yucatan übrigens wurde von Grijalva und wol auch noch die nächsten Jahrzehnte hindurch für eine Insel gehalten, indem man glaubte, daß die Boca di Terminos eine Durchfahrt sei, welche das Festland zertheile [2]).

An allen Orten, wo Grijalva landete, ward ihm von Seiten der Bewohner derselbe unfreundliche Empfang zu Theil wie Cordova. Immer das Gestade zur Linken behaltend, segelte das Geschwader weiter nach Westen und kam zur Mündung eines ansehnlichen Flusses, des Tabasco, der nach seinem Entdecker auch öfter, wenigstens in seinem Unterlaufe, Rio Grijalva genannt wird. An demselben hatte der Conquistador eine freundliche Unterredung mit einem Häuptlinge, der ihm eine Anzahl goldener Platten schenkte, die zu einer Art von Rüstung geformt waren. Nachdem er noch eine Strecke weiter an der Küste hingesegelt war, fuhr einer seiner Capitäne, Pedro d'Alvarado, der später bei der Eroberung von Neuspanien noch eine wichtige Rolle spielte, in einen Fluß ein, der noch heutigen Tages seinen Namen führt. An der Mündung eines andern Stromes, des heutigen Rio Blanco, hatte Grijalva die erste denkwürdige Zusammenkunft mit Bevollmächtigten des Aztekenkaisers. Nach Prescott, welcher den Berichten Sahagun's folgte, war es der Kazike jener Landschaft, welcher im Auftrage seines Herrn, des Montezuma, genauere Erkundigungen über die herannahenden Europäer einziehen sollte. Es fand eine freundliche Unterredung zwischen beiden Theilen an der Küste statt, wo Grijalva mit seiner ganzen Streitmacht landete, um einen angemessenen Eindruck auf den Häuptling zu machen. Die Zusammenkunft währte einige Stunden, obschon sie sich, in Ermangelung von Dolmetschern, nur durch Zeichen verständlich machen konnten. Indessen tauschten sie gegenseitig Geschenke aus und die Spanier erhielten für einige Glasperlen, Nadeln, Scheeren und andere werthlose Spielereien einen reichen Vorrath an Edelsteinen, goldenen Zierrathen und Gefäßen von der wunderbarsten Form und Arbeit [3]). Da sich die Befehle Grijalva's darauf beschränkten, mit den Eingeborenen, die er antreffen würde, nur einen Tauschhandel zu eröffnen, so ließ er sich selbst durch die Bitten seiner Begleiter nicht bewegen, an jenem denkwürdigen Orte eine Niederlassung zu begründen. Er sandte daher Alvarado mit einem der leichten Fahrzeuge mit dem Schatze, der einen Werth von 15—20,000 Pesos de oro hatte, und den Nachrichten, die er an

1) Dieses Datum nimmt Peschel in seiner „Geschichte der Erdkunde" (München 1865. 8.) S. 239 an; Prescott in der „Geschichte der Eroberung von Mexico" (teutsch, 2 Bde., Leipzig 1845. 8.), Bd. 1. S. 129, fixirt die Thatsache auf den 1. Mai.

2) Siehe Peschel a. a. O. S. 240. 3) Nach Prescot a. a. O. S. 180 fg.

der Küste über das große Reich im Innern gesammelt hatte, nach Cuba zurück und setzte dann seine Reise längs der mexicanischen Küste fort. Er legte an der Stelle des spätern St. Juan de Ulua und bei der Isla de los Sacrificios an und fuhr dann bis zur Mündung des Jatalpa, der auf alten Karten Rio de S. Pablo y Pedro genannt wird [4]). Hier kehrte er am 28. Juni um und langte fast nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder auf Cuba an. Kaum hatte er das Land betreten, so erfuhr er zu seiner Ueberraschung, daß nicht nur eine andere und zahlreichere Kriegsflotte zur Verfolgung seiner Entdeckungen bereits ausgerüstet worden sei, sondern er fand auch Befehle des Statthalters vor, welche ihn sofort nach S. Jago beriefen. Grijalva wurde hier von Velasquez mit Kälte und mit Vorwürfen empfangen. Er sollte versäumt haben, in dem von ihm besuchten Lande einen Pflanzstaat zu errichten. Dennoch hatte Grijalva nur streng nach den erhaltenen Weisungen und dies selbst gegen seine eigene Meinung gehandelt. Nachdem Alvarado mit seinen Schätzen und Berichten vom Aztekenreiche auf Cuba angekommen war, wurde der entzückte Velasquez ungeduldig über das lange Ausbleiben seines Neffen. Er sandte Cristoval de Olid mit einem Schiffe aus, um ihn aufzusuchen. Endlich beschloß er, eine Flotte von hinreichender Stärke auszurüsten, um das neuentdeckte Land zu unterjochen. Dieselbe wurde unter die Befehle des Cortez gestellt, der bekanntlich seine Aufgabe glänzend erfüllte. Er hatte den Befehl, zunächst den Grijalva aufzusuchen und dann gemeinschaftlich mit demselben zu verfahren. Da jedoch Grijalva inzwischen zurückkehrte, verblieb Cortez der Oberbefehl. Als letzterer mit seiner Flotte zu Trinidad (auf Cuba) anlegte, schlossen sich ihm über 100 von Grijalva's Leuten an, darunter auch mehrere von Rang und Familie, welche die Entdeckung weiter zu verfolgen wünschten und Cortez mit ihren bereits unter Grijalva gemachten Erfahrungen über Land und Leute unterstützen konnten. Ueber die weiteren Geschicke Grijalva's ist nur wenig bekannt. Nach Unterwerfung Centralamerika's ließ er sich in Nicaragua nieder, wurde aber einige Jahre darauf den 21. Jan. 1527 bei Gelegenheit eines Aufstandes der Indianer im Thale Olancho erschlagen. Die Hauptquelle über das Unternehmen Grijalva's ist ein Bericht, welcher von dessen Kaplan verfaßt wurde. Die Urschrift ist verloren gegangen; eine leidliche italienische Uebersetzung erschien 1522 zu Venedig. Da dieselbe aber zu den größten Seltenheiten gehört, wurden von den Geschichtschreibern Muñoz und Navarrete Abschriften genommen, welche beide dem Abdrucke in J. Garcia Icazbalceta's „Coleccion de documentos para la historia de Mejico“ (T. I. Mejico 1858. 4.) zu Grunde liegen. Eine französische Uebersetzung des Berichts erschien schon früher unter dem Titel: „Itinéraire du voyage à l'île de Yucatan par le chapelain en chef de la flotte de Grijalva“ im 10. Bande der vom Grafen Ternaux-Compans besorgten Sammlung: „Voyages, relations et mémoires pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique“ (Bd. 1—19. Paris 1837—1841. 8.). Vergl. J. G. Kohl, Geschichte der Entdeckung des Golfs von Mexico, in der „Zeitschrift für Erdkunde“ Bd. 15 (1863). Heft 1; Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico (aus dem Englischen, 2 Bde., Leipzig 1845. 8.) Bd. 1. S. 179 fg.; Peschel, Geschichte der Erdkunde (München 1865. 8.) S. 239 fg.

2) Hernando de Grijalva, ein Verwandter des Conquistador, war einer der Officiere des Cortez. Nachdem dieser sich das Reich der Azteken unterworfen, sendete er wiederholt Expeditionen aus, welche die pacifischen Küsten des nördlichen Mexico, sowie überhaupt des nördlichen Amerika erforschen sollten. Zu diesem Zweck sandte er auch 1533 zwei Schiffe aus, von denen jedoch nur das eine unter Hernando de Grijalva zurückkehrte. Derselbe hatte auf seinen Kreuzfahrten in der Südsee nichts weiter als die östlichste Insel unserer Revillagigedo-Gruppe entdeckt. *(O. P.)*

GRILL (Nicolaus), Arzt, geboren 1755 in der Nähe von Aichach in Oberbaiern, studirte in München und Ingolstadt Medicin, practicirte dann in Wien, kam aber bereits 1782 als Stadtphysicus nach München. Er hat sein Andenken durch einige medicinische Schriften gesichert, nämlich: Kurze Geschichte des neuen Flußfiebers oder des sogenannten Kryps in den Monaten Mai und Juni. München 1788. Der Bauerdoctor für Menschen und Vieh, oder allgemeiner Hausvorrath von Gesundheitsregeln, ökonomischen Künsten und Wissenschaften u. s. w. München 1789. Gedanken zur Verbesserung der Krankenhäuser in München. München 1799. *(Fr. Wilh. Theile.)*

GRILLE, die (Grylle). Grillig (grillicht). Grillenhaft. Grillerei. Grillenfänger. Grillenfängerei. Grillen (verb.) u. s. w.

Obgleich in der nachfolgenden Darstellung der Begriff einer Grille vorzugsweise in seiner figürlichen oder übertragenen Bedeutung, d. h. als eines bei dem Menschen vorhandenen psychisch-geistigen Zustandes, erörtert werden soll, so muß doch auch auf den eigentlichen oder ursprünglichen Sinn, d. h. auf die in der Naturbeschreibung so genannte Grille, eingegangen werden, zwar nicht zu dem Zwecke einer vollständigen und allseitigen naturhistorischen Erörterung, aber mit der Aufgabe, gewisse Eigenschaften dieses Insekts darzulegen, weil auf ihnen in ganz entschiedener Weise die Uebertragung auf menschlich-psychische Zustände beruht, und diese ohne die Kenntniß jener wenigstens genetisch nicht genügend verstanden werden können.

Indem „Grille“ — als Insekt jetzt zwar wol nicht mehr, aber früher meist „Grylle“ geschrieben [1]) — wahrscheinlich nichts zu thun hat mit dem griechischen ὁ γρύλ-

4) Gewöhnlich wird der Pannco oder Tampico als die äußerste Grenze von Grijalva's Entdeckungsfahrt angegeben; für den Jatalpa spricht sich Kohl in der „Zeitschrift für Erdkunde“ Bd. 15 (1863). S. 32 aus.

1) L. B. von Oken in seiner Allgemeinen Naturgeschichte, B. V. Abth. 3. S. 1523, wie auch anderwärts.

λος = das Ferkel oder ἡ γρύλλη = das Grunzen, ist seine Herkunft von dem lateinischen gryllus (gen. masc.) unzweifelhaft, zumal grilli bei Plinius, Hist. Natur., allerlei lächerliche groteske Figuren bedeuten. Daher althochteutsch der gryllo [2]), mittelhochteutsch der grille [3]), gegenwärtig die Grille, eine Gattung (oder Familie), in welcher man mehrere Arten unterscheidet; der französische Name ist le grillon, der englische — mit Einschluß der figürlichen Bedeutung — cricket, whim, freak, maggot, caprice u. s. w.

Nach Oken [4]) werden die „Gryllen" (singul. gryllus oder acheta) zu den Heuschrecken gerechnet; sie „haben einen walzigen, ziemlich kurzen Leib, mit wagerecht liegenden, aderigen Flügeln, wovon die vorderen pergamentartig sind, die hinteren fächerförmig gefaltet; Hals und Kopf rundlich, ohne Nebenaugen, mit langen, borstenförmigen Fühlhörnern von mehr als 80 Gelenken, Zehen dreygliederig, Springfüße, zwei Schwanzfäden und eine Legröhre. Sie halten sich fast beständig in Erdlöchern verborgen, singen durch Reiben des rechten Vorderflügels auf dem linken und leben von Pflanzenstoffen". Von der Hausgrylle oder dem „Heimchen" (gryllus domestica) sei namentlich zu unterscheiden die Feldgrylle. Jene ist „viel kleiner und viel geschmeidiger", „etwa einen Zoll lang, fahl oder ochergelb und hat auf dem Kopfe zwey braune Querstreifen und solche Flecken auf Hals und Hinterleib, während die Feldgrylle fast ganz schwarz ist". Die Hausgryllen „finden sich nicht im Freyen, sondern halten sich bloß in den Häusern auf, vorzüglich auf den Dörfern, in den Ritzen der Mauern und unter den Fußböden in der Nähe der Oefen, das ganze Jahr, Junge und Alte beysammen, wo sie sich, besonders des Abends, durch ihren schwirrenden Gesang hören lassen und dadurch oft lästig werden. Sie lieben besonders Bäckereien und Bierbrauereien, wo sie immer Brod, Mehl und nasses Getreide finden, das sie allem Andren vorziehen; denn sie sind sehr durstig und greifen, wenn es ihnen an Wasser fehlt, selbst nasse Schuhe und Kleider an. Unter Tages halten sie sich verborgen, kommen aber Abends und des Nachts hervor, um Nahrung zu suchen, fliegen auch wohl im Sommer zum Fenster hinaus in ein anderes Haus. Wenn dann ein solches verirrtes Thierlein allein ankommt und sein Klagelied anstimmt, so meynen abergläubische Leute, daß es einen Todesfall anzeige."

Ueber den von der Hausgrille hervorgebrachten Ton sagt Oken [5]): „Der von beiden (Falten?) eingeschlossene Theil des Flügels wird beim Singen gerieben ..... Beym Singen werden die Oberflügel so in die Höhe gehoben, daß sie mit dem Leibe einen spitzigen Winkel machen, und dann wagrecht sehr lebhaft auf einander hin und her bewegt. Das (so schreibt Oken) Gesang unterscheidet sich von dem der Feldgryllen dadurch, daß es eher und mehr abgesetzt wird und nicht so hell klingt. Das Weibchen folgt diesem Gesang (des Männchens), was ein unumstößlicher Beweis ist, daß die Insekten Gehör haben. Es gibt jenem (dem Männchen) seine Gegenwart durch seine langen Fühlhörner zu erkennen; dieses schweigt, duckt sich, streckt und dreht den Kopf hin und her. Darauf werden die Eier durch die Legröhre in die Erde gesteckt. Sie sterben alle nach einem Jahre." — Um sie zu fangen, stellt man eine offene, schräg geneigte Flasche hin, legt einen Spahn auf die Oeffnung, bestreut diesen mit Zucker, den sie lieben, worauf sie ihn betreten und hineinfallen. — Die Feldgrillen leben nach Oken gern unter kurzem Rasen in kleinen Erderhöhungen, aus welchen sie beim Singen stets herausgucken. Sie trinken stark, am liebsten Thautropfen. — Ueber ihr Singen sagt derselbe Naturforscher [6]): „Das Geräusch entsteht eigentlich durch Wölbung und Auseinanderziehung der Flügel, wodurch sich die Hauptadern an einander reiben; sie schnellen dann wieder von selbst zusammen, wobei kein Ton entsteht; und daher kommt die Unterbrechung desselben." — „Außer der Paarungszeit kommen sie nicht zusammen; sie können einander nicht leiden, und jedes wohnt daher allein. Die Weibchen beißen den Männchen die Füße und Fühlhörner ab, bringen sich (unter einander) wohl gar um und fressen sich auf. Die Männchen verfolgen einander." Daher vertreibt man die Hausgrillen durch herbeigebrachte Feldgrillen. Im Uebrigen sind sie sehr scheu und furchtsam, und hören sofort zu singen auf, wenn sie Gefahr merken. „Trägt man sie jedoch in einer Schachtel nach Hause, so fangen sie bald wieder an, aus allen Kräften zu lärmen, so daß man es für einen Possen hält, den man Jemandem spielt, wenn man ihm Gryllen in's Haus setzt, um ihm die Ohren unaufhörlich voll schreien zu lassen; daher man auch von einem unzufriedenen Menschen sagt, daß er ein Gryllenfänger sey, oder er habe Gryllen im Kopf." — Ferner unterscheidet Oken von der Hausgrille und von der Feldgrille die Mullwurfsgrille (Maulwurfsgrille), welche auch den Namen der Werre, des Ackerwebels, des Schrotwurms, des Reutwurms, des Kürbsenwurms, des Erdkrebses führe und bei ihrer Größe der Landwirthschaft viel Schaden zufüge. „Das Männchen singt durch Reiben der Vorderflügel auf einander, wie die Gryllen, aber nicht absatzweise, sondern in einem Zuge fort und viel sanfter." „Sie singen nur des Morgens und Abends vor und nach dem Sonnen-Auf- und Niedergang."

Von Oken weichen in der Ansicht über die Art und Weise, wie die Männchen der Grillen den bekannten schrillen Ton hervorbringen (die Weibchen sind stumm), Andere mehr oder weniger ab. So sagt z. B. F. L. K. Weigand [7]), welcher sich dabei auf einen Artikel der Göttinger Gelehrten Anzeigen [8]) beruft: Die Grille sei „das bekannte Insekt mit zum Springen geschickten Hinterbeinen (Heupferd, Grashüpfer u. s. w.), von welchem das Männchen durch Aufeinanderreiben des auf der unteren

2) Graff, Althochdeutscher Sprachschatz IV, 320. 3) Grimm, Deutsche Grammatik III, 346. 4) Allgemeine Naturgeschichte. Bd. V. Abth. 3. S. 1523 fg. 5) S. 1524 u. 1526.

6) S. 1526. 7) Wörterbuch der Deutschen Synonymen 1842. Bd. 2. S. 57. 8) 1824. S. 1432.

Fläche des linken und ebenso des rechten Oberflügels wie in der Gegend des Schildchens befindlichen zarten, gezähnelten umrandeten Häutchens ein sogenanntes Zirpen hervorbringt." Indessen stehen wir von dem weiteren Verfolge dieser Erscheinung ab, da zwar die Art des Tones, nicht aber dessen Hervorbringung, wie wir unten sehen werden, von Einfluß auf die übertragene Bedeutung ist.

Ein Synonymum für das Insekt Grille ist in der teutschen Sprache die „Heime" und noch weit häufiger das „Heimchen", jedoch meist nur für die Hausgrille. Auch dieser Ausdruck hat eine figürliche oder uneigentliche Bedeutung erhalten, indem man ein schwächliches kleines Wesen als ein Heimchen bezeichnet, z. B.: „dieses Kind ist ein rechtes Heimchen."

Die Literatur über die Grillen, Heuschrecken u. s. w., als naturhistorische Wesen, findet sich, bis zu seiner Zeit, zusammengestellt in Oken's Allgemeiner Naturgeschichte [9]).

Was die übertragene Bedeutung des Wortes und Begriffes „Grille" betrifft, so kann man eine zweifache unterscheiden, wovon indessen die eine nicht sehr gäng und gäbe auf dem teutschen Sprachgebiete ist. Wie nämlich unter Anderen auch Oken anführt [10]), braucht man aus dem Grunde, weil die Feldgrillen ihren Aufenthalt durch das Singen sehr erkenntlich machen und sich daher leicht fangen lassen, die Redewendung oder das Sprüchwort: „Er ist dümmer als eine Grille, stultior gryllo."

Weit häufiger ist die zweite übertragene Bedeutung, welche sich auf andere Eigenthümlichkeiten des genannten Insektes, namentlich, wie es wahrscheinlich ist, der Hausgrille, gründet, wie man auch andere Thiere in ganz analoger Weise und mit verwandter Bedeutung verwendet hat. So braucht man „Mucke", eigentlich „Mücke", fast ganz wie Grille, nämlich mit dem Begriffe einer unfreundlichen, hinterhaltigen Gesinnung oder speciell Laune. Auch wendet man im Oberteutschen das Wort „Muckenfänger" ganz in der Bedeutung des „Grillenfängers" an [11]). Ferner sagt man niederteutsch „Müse-Nester (Mäuse-Nester) im Koppe hebben" = Grillen im Kopfe haben [12]). Aehnlich verhalten sich die Redeweisen: „Einen Wurm haben" oder „Spatzen im Kopfe haben" = lächerlichen Hochmuth besitzen; ferner: „Ratten haben" = „eine närrische Einbildung hegen", welcher man nachhängt [13]).

In mehrfachen Wendungen stellt Weigand die Definition der Grille als eines psychischen Zustandes bei Menschen auf. Zunächst [14]) bezeichnet er sie im Allgemeinen als „wunderliche Gemüthsart", und bemerkt dabei, daß etwas Aehnliches die Laune sei als „veränderliche wunderliche Gemüthsart", „welche z. B. schnell von Lust zu Unlust, von Freundlichkeit zu Unwillen, von Heiterkeit zu Trübsinn u. s. w. und umgekehrt übergeht". Man sage: heitere Laune, trübe Laune, aber nie: heitere Grille. Liege in der Laune sehr oft eine witzige Gemüths- oder Geistesäußerung, so gebe es doch keine witzige Grille. Ferner definirt derselbe die Grille resp. eine Seite derselben als „eingebildete Sorge" oder „Sorge der Einbildung" [15]), wiederum als „seltsamen wunderlichen Einfall mit eigensinniger Stimmung" [16]), oder „im Besonderen" als „eine tiefsinnige grundlose beunruhigende Stimmung", z. B. im Streben nach Etwas oder in Abwendung eines eingebildeten Uebels, wie denn diese Seite beispielsweise in Schiller's Don Carlos III, 9 hervortrete, wo es heißt: „So könnte, Was erst so grillenhaft mir schien, sehr zweckvoll Und sehr besonnen sein." Daran schließt er eine Stelle aus desselben Dichters Maria Stuart II, 9, da, wo die Königin Elisabeth zu Leicester sagt, als dieser darauf besteht, daß sie Maria Stuart sehen möge: „Sei's eine Grille nur von Euch." Auch citirt Weigand Hölty's Worte: „Wer wollte sich mit Grillen plagen, So lang uns Lenz und Jugend blühn?" [17]).

Wenn nun unsere Darstellung von ihrem Standpunkte aus, in ihrer Methode der genetischen Entwickelung, den Begriff dessen, was in der figürlichen Bedeutung von Grille, Grillerei, grillig, grillenhaft, Grillenfänger liegt, zu definiren versucht, so ist es unzweifelhaft, daß dieser Sprachgebrauch nur an gewisse Eigenschaften oder Eigenthümlichkeiten des Insektes anknüpft, um sie zur Bezeichnung menschlicher Gemüthszustände zu verwenden. Dies ist zunächst im Allgemeinen das wunderbare, wunderliche oder sonderbare Verhalten der Grille, welches von demjenigen anderer Thiere außerordentlich abweicht, indem es so Manches aufweist, was mit den allgemeinen, gesetzlichen, rationalen Zuständen in der Thierwelt nicht übereinstimmt oder nicht übereinzustimmen scheint, folglich als etwas Irrationales erscheint. Man hört seine Laute vernehmlich und deutlich, aber man sieht das Thier nicht oder doch nur höchst selten. Man vernimmt den Ton, aber man weiß nicht oder kann nur schwer enträthseln, von wannen er kommt; er schweigt plötzlich und läßt sich dann wieder plötzlich vernehmen, als wollte er den Hörer foppen, täuschen, ärgern; es liegt eine geheimnißvolle Constanz und doch auch wiederum eine räthselhafte Veränderlichkeit darin. Das eine Moment ist also die irrationale Wunderlichkeit, eine Eigenheit, welche im zweiten Momente zugleich das Fürsichsein, das Alleinsein, die Absonderung an sich hat, gleichsam eine vereinsamte melancholische Existenz, in welcher das Thier sich klagend und selbst peinigend selbst verzehrt, zugleich aber störend und gleichsam feindselig auf das Ohr und die Sinne der Umgebung einwirkt.

Ein grilliger Mensch ist demnach derjenige, welcher wunderliche resp. sonderliche Gedanken, Ansichten u. s. w. hat und äußert, d. h. solche, welche irrational erscheinen, d. h. mit der allgemeinen Vernünftigkeit (common sense), mit dem, was unter den gegebenen Umständen das Natürliche ist, nicht übereinstimmen. Er macht dem gegenüber seinen eigenen, in obigem Sinne unmotivirten Sinn

9) Bd. V. Abth. 3. S. 1531 u. 1532. 10) Ebenda S. 1527 u. 1528. 11) Adelung, Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. 2. Aufl. II, 803. 12) *Richey*, Idioticon Hamburg. 169. 13) Weigand a. a. O. II, 282. 14) S. 280.

15) II, 711. 16) II, 281. 17) Ebenda.

(Eigensinn) oder Willen geltend, und zwar in einer krankhaften, sich selbst peinigenden und quälenden Weise, wodurch er zugleich, wenn auch absichtslos, Andere peinigt und quält. Indem er hierbei gegen die ihm entgegengehaltenen objectiven, vernünftigen Gründe immer wieder die seinigen geltend macht, mit dem, was Andere rathen, thun u. s. w., unzufrieden ist, sucht er Alles hervor, wodurch er Anderen opponirt und seine Unzufriedenheit mit ihnen ausspricht. Wenn er etwas angeordnet oder gewünscht hat und man kommt ihm in Erfüllung desselben entgegen, so verwirft er es wieder und macht allerhand Ausstellungen und Einwendungen dagegen, da ihm immer neue sonderliche Gedanken beikommen. Grillen sind demnach kurz irrationale oder wunderliche oder sonderbare, eigensinnige, krankhafte, selbstquälerische, oppositionelle und veränderliche Gedanken und Willensäußerungen.

Hieraus ergeben sich leicht die übrigen aus Grille gebildeten Wörter oder Begriffe. Grillerei ist die Gesammtheit der mit scharfem, wegwerfendem Urtheil belegten Grillen, welche ein Mensch hat. Dabei verdient noch bemerkt zu werden, daß man mehr Erwachsenen, weniger Kindern Grillen oder Grillerei beilegt; letztere nennt man in der Regel eigensinnig, wenn sie sich in dieser krankhaften Stimmung befinden. Auch bezeichnet der teutsche Sprachgebrauch sehr häufig einen grilligen (populär auch: grillichten) Menschen geradezu als eine Grille, vorzugsweise aber eine weibliche Person, wozu das genus femininum Veranlassung geben mag. — Sehr oft wird ferner das Wort Grillenfänger angewendet, welches Weigand [18]) in der übertragenen Bedeutung mit Phantast und Schwärmer zusammenstellt, indem er hinzufügt, daß jedoch bei einem Grillenfänger, wie bei einem Phantasten oder Schwärmer dies meist der Fall ist, eine „angenehme" Stimmung nicht vorhanden sei; der Begriff eines Grillenfängers schließe die Einfälle, namentlich die sonderbaren, ein. Im weiteren Verlaufe wird dann von ihm der Grillenfänger als „der in trüben (misstimmenden, beunruhigenden, verdrießlichen, sorglichen), seltsamen, wunderlichen Einfällen mit eigensinniger Stimmung (Grillen) Befangene und ihnen Nachhängende" definirt. Wir unsererseits können in dem Schwärmer und Phantasten nur eine so entfernte Verwandtschaft mit dem Grillenfänger erblicken, daß kaum noch eine Aehnlichkeit übrig bleibt. Zwar wird „Grillenfänger" oft ganz gleichbedeutend mit einem grilligen Menschen gebraucht, aber es liegt in ihm vermöge der Zusammensetzung des Wortes immer ein specieller Begriff, nämlich der Begriff eines Menschen, welcher mit wirklicher oder anscheinender Absichtlichkeit darauf ausgeht, sich Grillen in den Kopf zu setzen. — Außerdem findet sich in ziemlich häufiger Anwendung das Adjectivum grillenhaft und — wol seltener — das Substantivum Grillenhaftigkeit; aber man wendet diese Begriffe resp. Wörter weniger auf Personen, mehr auf Sachen an; man spricht nicht sowol von grillenhaften Leuten als vielmehr von grillenhaften Gedanken, Aeußerungen, Willensrichtungen. — Auch ist das Verbum „grillen" im — nicht häufigen — Gebrauche, indem man z. B. sagt: er grillt. — Im Uebrigen dürfte hier der Ort sein zu constatiren, daß diejenigen, welche von Grillen, grillig u. s. w., selbst von Grillenfängern, d. i. figürlich reden, dabei wol selten an den eigentlichen Ursprung, an die Ableitung von dem bekannten Insekt denken resp. sich dessen bewußt sind, wogegen in anderen ähnlichen Fällen, z. B. wenn von löwenartigem Muthe, von tigerhafter Grausamkeit u. s. w. die Rede ist, dieses Bewußtsein meist nicht fehlt.

In der nächsten Sinn- und Begriffsverwandtschaft mit Grille, grillig u. s. f. steht der Eigensinn mit seinem Adjectivum eigensinnig; ja man macht oft keinen Unterschied zwischen grillig und eigensinnig, sodaß man beide promiscue braucht oder eines wesentlichen Unterschiedes sich dabei nicht bewußt ist oder wird. Nimmt man es jedoch mit den Worten streng, so können sie nicht identisch gebraucht werden. Der Eigensinnige ist im Wesentlichen der, welcher auf seinem eigenen Sinne, Gedanken, Willen u. s. w., den Gedanken und Absichten Anderer oder der Anderen (der vernünftigen, auf allgemeingültige Gründe sich stützenden Mehrheit oder Gesammtheit) gegenüber, besteht; er hat demnach sehr viel mit dem Grilligen gemein, aber in seinem Begriffe ist das Moment des Wunderlichen und namentlich des unerklärlich Wechselvollen nicht eigentlich enthalten. Demnächst dürfte sich der Begriff „wunderlich" anreihen, jedoch mit der Beschränkung, daß ihm das Moment des Verdrießlichen und des Widerspruchs nicht so stark anhaftet wie dem Begriffe des Grilligen, und daß der Ausdruck mehr populär als wissenschaftlich ist. So heißt es 1 Petr. 2, 18 in der Lutherischen Uebersetzung: „Ihr Knechte seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen" [19]). Die Verdrießlichkeit (verdrießlich) stellt nur eine Seite in dem Wesen des Grilligen dar, vorzugsweise das Element der Unzufriedenheit mit Anderen und mit sich selber; ebenso die Nörgelei, die Nängelei und Quängelei, deren Wesen es ist, allerlei kleinliche Ausstellungen, Einwendungen u. s. w. zu machen. Weigand [20]) zieht auch die Laune herbei und führt aus Wieland's Pervonte die nachfolgende Stelle an: „Die Launen nehmen überhand Und täuschen seinen besten Willen. Oft werden aus den Launen Grillen, Die er, auch wenn er sie verstand, Zu schwichtigen nicht immer rathsam fand"; desgleichen aus Goethe's Faust, II. Bd., diese: „Die keusche Luna launet grillenhaft." Und in der That, gerade die Grille hat es an sich, in unerklärlicher, objectiv und vernünftig unmotivirter Weise veränderlich, d. h. launenhaft zu sein. — Weiter als bis hierher dürfte es nicht gestattet sein, in der Synonymik zu gehen, und namentlich vermögen wir in dem Trübsinne, der Melancholie und anderen Begriffen, welche man oft als sinnverwandt mit der Grille anführt, nur

18) a. a. O. II, 518.

19) τοῖς σκολιοῖς. Auch De Wette übersetzt: „den wunderlichen". 20) a. a. O. II, 281.

so schwache Verwandtschaften zu finden, daß sie jenseits der Grenze bleiben müssen.

Zur Literatur für Grille, grillig u. s. w. (in der psychisch-menschlichen Bedeutung) gehören besonders die teutschen Wörterbücher und die teutschen Synonymiken, wie überhaupt die Sammelwerke über die Geschichte der teutschen Sprache. Eine vollständige Uebersicht dieser Werke findet sich in Weigand's von uns öfters angeführtem Wörterbuche der Deutschen Synonyme, Vorrede V—XVI. (*J. Hasemann.*)

GRILLE (Acheta campestris), ein schädliches Insekt, schwarz von Farbe, bis 1 Zoll lang, gräbt sich an sonnigen Orten Löcher in die Erde. Bei warmem Sonnenschein läßt sie ihr Zirpen den ganzen Tag hören. Sie ist den Aeckern und Wiesen schädlich. Im Sommer frißt sie Gräser und Kräuter. Den Winter über verkriecht sie sich etwa ¼ Zoll tief in die Erde, wo sie sich ihr Nest macht. Nur durch starken Frost wird sie vertilgt. (Dr. *William Löbe.*)

GRILLENSPIEL (das). Wenn es unzweifelhaft ist, daß dieses Wort sich von der Grille in ihrer übertragenen Bedeutung als eines menschlich-psychischen Zustandes, nicht in der ursprünglichen eines naturgeschichtlichen Thieres, herleitet [1]), so ist es doch fraglich, in welchem Sinne dasselbe gemeint sei. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man es nach der Analogie von Kartenspiel, Würfelspiel, Ballspiel u. s. f. auffaßt. Ist z. B. das Kartenspiel ein Spiel mit Karten, so wird das Grillenspiel ein Spiel mit Grillen, d. i. mit sonderlichen Gedanken, sein, nur daß diesen nicht der Begriff des Eigensinnig-Verdrießlichen, der krankhaft-ärgerlichen Stimmung inhärirt. Denn dagegen streitet der Begriff des Spieles als einer Thätigkeit, welche eine heitere oder wenigstens angenehme Zerstreuung bezweckt. Wer mit Grillen spielt, wie die Katze mit der Maus, ist ihrer Herr. Man kann daher von dieser Seite das Grillenspiel als ein Spiel zur Fernhaltung oder Verscheuchung der Grillen bezeichnen. Wenn nun ferner die Grille, das Insekt wie der davon hergeleitete psychische Zustand eines Menschen, das an sich hat, daß sie ein Fürsichsein, eine Absonderung bedeutet, so correspondirt hiermit das Grillenspiel auch in sofern, als es in seinem Wesen liegt, ausschließlich von einer einzigen Person, welche indessen keine doppelte Rolle, die zweier Gegner, durchführt, executirt zu werden.

Zur Erreichung der vorstehend genannten Zwecke kann man sich mancherlei Spiele denken; hauptsächlich pflegt jedoch ein solches als Grillenspiel genannt zu werden. Neben demselben ist dem Verfasser dieses Artikels auch ein anderes bekannt, mit welchem sich ebenfalls nur eine einzige Person beschäftigt. Man kann sie als die beiden Grundtypen der möglichen Grillenspiele betrachten, das erstere als Anwendung des negativ-destructiven, das zweite als Anwendung des positiv-constructiven Princips. Jenes besteht in folgender Vorrichtung und Manipulation. Auf einem Brete sind 4 gerade Reihen Löcher, jede zu 7, derart eingebohrt, daß sie etwa 1 Zoll (die Entfernung kann auch größer oder kleiner sein, da auf sie wesentlich nichts ankommt) weit von einander und sich gerade gegenüberstehen. Denkt man sich einerseits die je 7, andererseits die je 4 Löcher durch gerade Linien verbunden, so entstehen Quadrate mit je 1 Zoll Grundlinie, sodaß in jeder Ecke eines Quadrates sich ein Loch befindet. Außer diesen 28 Löchern liegen vor jeder Längsseite genau in der Mitte noch je 3 Löcher, und zwar in der Weise, daß sie von den 3 mittelsten der 7 Löcher ebenfalls 1 Zoll weit abstehen und in den geraden Verlängerungslinien der dort hinter einander stehenden 4 Löcher liegen. Man hat also 34 Löcher. In jedes der Löcher steckt man lose ein Pflöckchen oder einen Stift, mit Ausnahme eines einzigen Loches. Statt der Löcher könnte man auch, wie bei dem Damenbret, Quadrate zeichnen, deren jedes seinen Mittelpunkt da hat, wo bei obiger Einrichtung ein Loch eingebohrt ist, und statt der Stifte könnten dann Damensteine oder Schachfiguren dienen; allein, da sich diese leicht verrücken resp. umfallen, so sind durchaus Löcher mit Pflöckchen oder Stiften vorzuziehen.

Das Spiel selbst nun, d. h. das Versetzen der Stifte, vollzieht sich ganz in der Weise, wie die Schlagdame ausgeführt wird, wobei das Spiel als gewonnen gilt, wenn zuletzt nur noch ein einziger Stift übrig bleibt. Man beginnt also damit, daß über einen derjenigen Stifte, welche als die nächsten das Loch in den oben angegebenen, sich rechtwinkelig schneidenden Linienrichtungen umstehen, mit einem zunächst dahinter, auf denselben Linien befindlichen Stifte hinweg in das offene resp. ein offenes Loch gesprungen wird, wodurch der übersprungene Stift in Wegfall kommt oder cassirt wird. Soll das Spiel, wie oben angegeben, richtig durchgeführt werden, so kommt es darauf an, daß man das offen gelassene erste Loch an der rechten Stelle macht, wozu sich eins von den Löchern eignet, welche sich hinter den je 2 am Ende stehenden Löchern von denjenigen 3 Löchern befinden, welche je vor den 2 Längsseiten angebracht sind. Aber hierdurch allein vollzieht sich das Spiel nicht von selbst bis zu dem richtigen Ergebniß; es gehört vielmehr eine besondere Fertigkeit oder Uebung dazu, welche eben gelernt sein will.

Andere beschreiben die Einrichtung und das Verfahren in einer etwas anderen Weise, z. B. Meyer's Conversations-Lexikon [2]), in der nachstehenden: „Grillenspiel (franz. Solitaire, Spielw.), ein kreuzförmiges 6 Zoll langes [Es kommt indessen weder etwas auf die äußere Kreuzform des Bretes noch auf die Entfernungen wesentlich etwas an] und ebenso breites Bretchen mit 33 Löchern, wovon 9 in der Mitte und auf jedem Flügel 6 sich befinden, die alle so angebracht sind, daß sie sowol nach der Länge als nach der Breite 3 Reihen von je 7 Löchern bilden. Nachdem in diese Löcher 32 Stifte (Kegel) gesteckt worden sind, werden diese Kegel geschlagen, d. h. man hebt einen Kegel, welcher dem vor dem

1) Vergl. den Artikel Grille in dieser Encyklopädie.

2) Bd. XIII. Lief. 117. S. 1027.

noch leeren Loche steckenden zunächst steht, aus, hebt ihn in gerader Linie über die letzteren und steckt ihn in das daneben befindliche leere Loch. Dies wird in gleicher Weise fortgesetzt, sodaß, wenn der Spieler gewinnen soll, zuletzt nur ein Kegel übrig bleiben darf, welcher durch den letzten Schlag in das mittelste Loch kommt."

Eine zweite Art von Grillenspiel ist dem Verfasser als das sogenannte „chinesische" bekannt geworden, ohne daß er jedoch zu sagen vermag, wie dasselbe zu diesem Namen gekommen sei. Es ist oben als das positiv-constructive bezeichnet worden; man kann es füglich auch das geometrische nennen. Weniger verbreitet und bekannt als das zuerst beschriebene, ist seine Bestimmung ebenfalls, von einer einzigen Person durchgeführt zu werden. Dasselbe besteht aus folgenden 7 geradlinigen ebenen Figuren: 1) und 2) aus zwei großen gleichschenkeligen Dreiecken, deren gleiche Schenkel einen rechten Winkel bilden; 3) aus einem mittleren Dreieck, welches an Fläche halb so groß ist als eins der beiden großen Dreiecke, ebenfalls wie diese gleichschenkelig mit einem rechten Winkel zwischen den gleichen Schenkeln; 4) und 5) aus zwei kleinen Dreiecken, welche an Fläche halb so groß sind wie das mittlere Dreieck und ebenfalls wie dieses gleichschenkelig mit einem rechten Winkel zwischen den beiden gleichen Schenkeln; 6) aus einem Quadrat, dessen Seite die Länge einer Kathete an den kleinen Dreiecken hat; 7) aus einem Rhomboid, dessen kleinere Seite als Grundlinie so groß wie die Quadratseite unter 6) ist, und dessen Höhe dieselbe Dimension hat, indem sie beide stumpfe Ecken verbindet. Aus allen diesen sieben Stücken, wobei nie eins fehlen darf, sind nun, entweder nach vorliegenden Zeichnungen oder auch ohne dieselben, verschiedene große Figuren zu bilden, z. B. ein gleichschenkeliges, zwischen den Schenkeln rechtwinkeliges Dreieck, ein Quadrat, ein schiefwinkeliges Parallelogramm, ein Rechteck, dessen lange Seite noch einmal so groß ist wie die kurze, und sehr viele andere, deren Construction zum Theil nicht leicht ist. Die Beschäftigung damit kann auch als eine sehr instructive Vorübung für Kinder zum Auffassen geometrischer Verhältnisse dienen. (*J. Hasemann.*)

GRILLENZONI (Giovanni), italienischer Gelehrter und Gründer der Akademie von Modena, geb. zu Modena um 1500, gest. ebendaselbst am 22. Juli 1551. Er hatte zu Bologna neben der Medicin besonders die griechischen Classiker studirt, mit welchen er sich bis an sein Lebensende gern beschäftigte. Als er von der Universität zurückkehrte, starb bald darauf sein Vater im J. 1518. Giovanni Grillenzoni gab nun seinen fünf Brüdern, welche alle verheirathet waren und Kinder hatten, den Rath, daß sie in dem väterlichen Hause zusammen wohnen bleiben sollten. Der Rath wurde befolgt, und eine seltene Eintracht zeichnete das Zusammenleben der sechs Brüder und ihrer Familien, im Ganzen fast 50 Personen, aus. Giovanni wurde durch seine geistige Ueberlegenheit und sein gewinnendes Wesen die Seele des Ganzen. Die Neugierde führte*) Städter wie Fremde oft zu den frugalen Mahlzeiten der Familie, zumal dieselben durch gelehrte und geistreiche Gespräche gewürzt wurden. Die Unterhaltung wurde bald in eine gewisse Regel gebracht, und aus den zwanglosen Zusammenkünften junger Gelehrter im Hause Giovanni's wurden bald regelmäßige, entstand die Akademie von Modena. Die Thätigkeit der Glieder des gelehrten Kreises richtete sich besonders auf das classische Alterthum; täglich wurde zu bestimmter Zeit lateinisch und griechisch getrieben. Man behandelte schwierige Stellen der Alten; jeder trug seine Ansicht frei vor, und Grillenzoni war durch seine vielseitigen Kenntnisse und durch sein gewandtes Wesen ganz besonders dazu geeignet, jede Störung entfernt zu halten. Die gelehrten Untersuchungen wurden nach damaliger italienischer Sitte gewöhnlich mit einem frugalen Bankett beschlossen. Diese Gastmähler wechselten bei den verschiedenen Mitgliedern; auch bei ihnen wurde eine bestimmte Regel befolgt. Wenn ein neuer Gang kam, dann wurde er durch irgend ein griechisches oder lateinisches Epigramm, durch ein Sonnet oder ein Madrigal eingeleitet. Regel war es, wenn man um Speise oder einen Trunk bat, es in keiner anderen Sprache zu thun, als in der, welcher sich der Gastgeber während des Gastmahles zuerst bedient hatte; auch durfte keine Wendung gebraucht werden, die schon vorher dagewesen war. Oder es wurde die Aufgabe gestellt, alle sprüchwörtlichen Redensarten, die sich auf ein Thier, eine Pflanze u. s. w. bezogen, zusammenzustellen. So entstand die Akademie von Modena vorzugsweise durch die Anregung, welche Grillenzoni gab, obgleich nicht zu leugnen ist, daß schon vorher eine Art Akademie in Modena bestanden hat; daß Grillenzoni an diese, die bald verschwand, angeknüpft habe, ist nicht recht wahrscheinlich.

Der Ruf der Akademie nach Außen hin war groß, wenn gleichzeitige Gelehrte von ihr hervorheben: l'infinito numero de' studiosi giovani, studiosi, dico, delle Lettere Grecche, Latine, Toscane, sacre et profane, ch'erano in questa città (vergl. *Tiraboschi* VII. p. 244). Da die Akademie auf die Meinung der Stadt und Umgegend einen großen Einfluß ausübte, so wurde ihre Stellung zu der damals schwebenden religiösen Frage von Wichtigkeit. Der kritische und freisinnige Geist, der in den wissenschaftlichen Dingen die Glieder der Akademie durchzog, bestimmte auch die Stellung zum Lutherthum: einzelne Akademiker waren der Reformation gar nicht abgeneigt. Der Einfluß dieser Richtung ging so weit, daß der Cardinal Morone im J. 1542 an den Cardinal Contarini schrieb: er finde fast nicht mehr einen Geistlichen, der noch in Modena predigen wolle: l'altro jeri un Ministro dell' Ordine Predicatori non voleano più venire in questà città per la persecuzione, che gli fanno questi dell' Academia, essendo per tutto divulgato, questa Città esser Lutherana, vergl. *Tiraboschi* p. 246.

*) *Tiraboschi* Tomo VII. p. 243: A vedere un sì dilettevole oggetto accorrevano molti e cittadini e stranieri, e singolarmente gli uomini dotti, de' quale era la casa del Grillenzone quasi un pubblico albergo.

Giovanni und seine Brüder waren nicht reich, sie wußten sich aber in der angedeuteten Weise durch die Vereinigung ihrer Kräfte mit einem gewissen Glanze zu umgeben. Als Arzt muß Giovanni auch tüchtig gewesen sein, wenn eine gleichzeitige noch ungedruckte Chronik von Modena (vergl. *Tiraboschi*) ihn einen „Medico excellente“ nennt. Geschrieben hat er fast nichts Nennenswerthes; erwähnt werden: Statuten des Medicinischen Collegiums von Modena, die er entworfen hat, und ein Werk über die Familien von Modena, welches jedoch verloren zu sein scheint. — Vergl. über ihn besonders *Tiraboschi*, Storia. Tomo VII. p. 240—246 und dazu *Michaud*, Biographie universelle XVII. p. 543. (*R. Pallmann.*)

GRILLET (Jean), französischer Missionar und Geograph, geb. um 1630, gest. um 1676, war einer der ersten Erforscher Guyana's. Er trat in den Jesuitenorden ein und wurde auf seinen Wunsch in der Mission verwandt. Man schickte ihn nach Guyana, wo er Oberer von Cayenne, welches seinem Orden gehörte, war, als eine englische Flotte unter Harmann im October 1667 diese Colonie zerstörte. Grillet harrte inmitten der Plünderung aus und leistete seinem Orden außerordentliche Dienste. Im nächsten Jahre wurde durch den französischen Gouverneur von Guadeloupe der Versuch gemacht, die Colonie in Cayenne wiederherzustellen. Grillet entwickelte nun eine energische Thätigkeit, um die ehemaligen Colonisten, die sich nach verschiedenen Gegenden zerstreut hatten, wieder zurückzurufen. Am Ende des Jahres 1673 erhielt er von seinem Orden den Auftrag, das Innere von Guyana, welches fast ganz unbekannt war, zu erforschen. Der Jesuit Bechamel begleitete ihn. Ende Januar 1674 trat Grillet die Reise an, am 17. Juni war sie vollendet, nachdem Grillet 340 Lieues zurückgelegt hatte. Es galt, von der Insel Cayenne aus das benachbarte Festland genauer kennen zu lernen, wo man nur mit den Galibis und Aracarets in Verbindung stand, andere Stämme aber nur von Hörensagen kannte. Besonders das Land der Acoquas sollte erforscht werden, die sich durch kriegerischen Sinn und Volkszahl auszeichneten, zugleich aber, wie die Nouragues, ein mit den Galibis in Verbindung stehender Stamm, versicherten, so arge Menschenfresser waren, daß sie ganze feindliche Stämme kochten und verzehrten. Die Acoquas waren also jedenfalls ein für die Thätigkeit der Jesuiten sehr geeignetes Object, obgleich ihr Besuch gefährlich erschien, denn schon aus weit älteren Reisebeschreibungen (z. B. des deutschen Reisenden Hans Staden von Homberg) war die Menschenfresserei einzelner Stämme in Brasilien, und also wol auch in diesen Gegenden Guyana's, nicht zu bezweifeln. Mit Tauschgegenständen und mit drei Dolmetschern vom Stamme der Galibis versehen, reisten die beiden Jesuiten am 25. Jan. von Cayenne in einem leichten Boote ab. Sie fuhren zunächst den Fluß Uvia (Oyah, Weia) stromaufwärts, dann gelangten sie aus dem Gebiete der Galibis in das Gebiet der Nouragues, die als Menschenfresser gefürchtet waren, am 3. Febr. Die Galibis machten sie mit den Nouragues bekannt, deren Freundschaft sie sich leicht durch eine Art erwarben. Der erste schwache Erfolg war der, daß der Jesuit Bechamel eine todtkranke, am Brustkrebs leidende Indianerin taufte. Andere Flüsse wurden nun zum weiteren Vordringen benutzt. Die Nouragues zeigten sich zwar als willige Führer; aber die Beobachtung machten die Reisenden auch bei ihnen, daß ein Wilder zu einer Reise, die ein Europäer in zehn Tagen zurückzulegen vermag, an drei Monate braucht. Nach Grillet's Mittheilungen glaubten alle die erwähnten Stämme an ein höheres Wesen, von den Galibis Tamoucicabo, d. h. der Alte vom Himmel, von den andern beiden Stämmen „Herr“ (Maire) genannt. Nur Sagen wissen sie von dem höheren Wesen; Abgötterei treiben sie nicht, aber Zauberei ist besonders bei ihren Aerzten, die bei ihrem Humbug nach Grillet die Frauen und Mädchen misbrauchen, im Schwunge. Den Charakter der Nouragues und Acoquas fand Grillet harmlos. Die Frauen wurden, wenngleich nicht strenge Monogamie herrschte, doch rücksichtsvoll behandelt: wenn sie mit den Männern zusammen reisten, rückte man langsamer vor, als wenn die Männer allein waren. Grillet machte dabei die interessante Bemerkung, daß die Wilden Guyana's um so tractabler waren, je weiter sie von dem Meere entfernt wohnten, also je weniger sie der ansteckenden Berührung mit den verdorbenen Stämmen der Küste und den Europäern ausgesetzt waren. Entwendet wurde den Reisenden nichts, wol aber logen die Eingeborenen in der gröbsten Weise, ohne sich eines Bessern belehren zu lassen. Die heiße Jahreszeit nöthigte die vom Fieber geplagten Reisenden zur Rückkehr. Grillet meint in der Vorrede zu seinem Tagebuche vom 2. Sept. 1674, wenn er mehr Gefährten gehabt hätte, um sie zu seiner Sicherung bei den Nouragues und Acoquas zu lassen, dann würde er noch viel weiter haben vordringen können. Grillet schickte sein Tagebuch unter dem Titel: Journal du voyage qu'ont fait les Pères Jean Grillet et François Bechamel de la Comp. de Jésus dans la Goyane, l'an 1674, an die Oberen seines Ordens nach Frankreich mit einem Widmungsbriefe vom 2. Sept. 1674. Dies Tagebuch wurde abgedruckt in dem 4. Bande des Werkes: Relation de la Rivière des Amazonas trad. par feu M. de *Gomberville*. Sur l'origine espagnol du P. Christophle *d'Acuña* Jesuite. Paris 1682. 8. In deutscher Sprache erschien eine Uebersetzung von einem Jesuiten auf S. 723 fg. des Werkes: Erbauliche und angenehme Geschichten der Chiquitos und anderer von denen Patribus der Gesellschaft Jesu in Paraquaria neu-bekehrter Völker rc. Wien 1729. 8. Grillet's Werk ist noch jetzt nicht ohne Bedeutung. Seine Beobachtungen sind richtig gewesen; die Sprache, in der er sie vorträgt, ist gefällig und klar. — Vergl. über ihn sein schon angeführtes Tagebuch. Dazu *Backer*, Écrivains de la Compagnie de Jésus II. p. 272 sq.; *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 55—57 und *Michaud*, Biogr. univers. XVII. p. 543. (*R. Pallmann.*)

GRILLET (Jean-Louis), aus la Roche in Savoyen und geboren am 16. Dec. 1756. Nachdem er

seine theologischen Studien mit der größten Auszeichnung vollendet hatte, erhielt er bald ein geistliches Amt und ein Kanonicat in seiner Vaterstadt. Dieses Amt hatte er einige Zeit verwaltet, als er sich mit einem Plane beschäftigte, welcher seiner freisinnigen Denkungsweise sowol als seiner Stellung alle Ehre machte. Er wollte eine höhere Unterrichtsanstalt zugleich für Katholiken, Protestanten und Juden gründen, und die kleine Stadt Carouge in der Nähe von Genf erschien ihm als der geeignete Ort, wo eine derartige Anstalt gedeihen könnte. Sein Plan fand Genehmigung und die Anstalt trat im J. 1786 ins Leben. Als Director derselben hatte Abbé Grillet zugleich die specielle Aufsicht über den Unterricht und an diesem selbst betheiligte er sich als Professor der Rhetorik. Von Dauer konnte die Anstalt nicht sein, als die Stürme der französischen Revolution von 1789 auch über den freien schweizerischen Boden hereinbrachen. Die Lehrer zerstreuten sich und die katholischen Priester des Landes suchten in Piemont eine sichere Freistätte. Auch Grillet ging dahin. Seine Stellung als Director hatte ihn aber der Wissenschaft nicht entfremdet; mit regem Eifer pflegte er seine historischen und literarhistorischen Studien, wozu ihm die öffentliche Bibliothek der Stadt Genf in Fülle den nöthigen Stoff bot. Mit Bienenfleiß sammelte er besonders Notizen zu einer Literaturgeschichte von Savoyen. Als brauchbares Lehrbuch ließ er erscheinen: Élements de chronologie et de géographie adaptés à l'histoire de Savoie, Chambéry 1788. 8., und seiner Vaterstadt setzte er mit der Schrift: Histoire de la ville de la Roche, depuis sa fondation en l'an 1000 jusqu'en 1790, Genève 1790. 8. ein bleibendes Denkmal. In Piemont ward er mit der Erziehung von zwei jungen Herren Provana de Collegno betraut, mit welchen er eine Reise nach Rom und in das südliche Italien unternahm. Außer interessanten Bekanntschaften gewann ihm diese Reise einen umfänglichen Schatz von Kenntnissen in Kunst und Archäologie. Zum Mitglied der italienischen Akademie und zum Correspondenten der Gesellschaft der Georgofili zu Florenz ernannt, hatte er Gelegenheit, in verschiedenen Richtungen hin literarisch thätig zu sein. So brachte er in der Sammlung der Akademieschriften außer andern Beiträgen ein bemerkenswerthes Éloge de Saussure. Im J. 1802 erschienen seine Osservazioni economico-agrarie sulla preparazione delle canapi per tessere tele e pannelini fini und im J. 1805 ein Saggio sopra la storia degli zodiaci e degli anni dei popoli antichi, per servire di regola a chi vuole giudicare le scoperte che si dicono fatte recentemente in Egitto, beide zu Florenz in 8. Nach 13jähriger Verbannung kehrte er nach Savoyen zurück, wo man ihn im J. 1806 zum Hilfsdirector an der Secundärschule zu Chambéry und 1807 zum Professor der Philosophie ernannte. Das Amt eines Censors bei dem Lyceum zu Grenoble, welches man ihm drei Jahre später übertragen wollte, nahm er in Rücksicht auf die Hinfälligkeit seiner Gesundheit nicht mehr an; er zog sich vielmehr in seine Vaterstadt zurück, wo er bereits am 11. März 1812 starb. Während seiner Verbannung hatte er mit unermüdlich forschendem Fleiße sein Hauptwerk zum Abschlusse gebracht, sodaß er nach seiner Rückkehr nur noch die letzte bessernde Hand anwenden durfte. Er ließ es auf Subscription im J. 1807 zu Chambéry in 3 Theilen in 8. erscheinen unter dem Titel: Dictionnaire historique, littéraire et statistique des départements du Mont-Blanc et du Léman, conténant l'histoire ancienne et moderne de la Savoie, et spécialement celle des personnes qui y étant nées ou domiciliées, se sont distinguées par des actions dignes de mémoire, ou par leurs succès dans les lettres, les sciences et les arts. Das Werk ist alphabetisch nach den Orten eingerichtet und enthält eine kurze chronologische Beschreibung jeder Ortschaft mit Notizen über die mehr oder weniger merkwürdigen daselbst geborenen oder wohnhaften Personen. Da, wo der Geburtsort unbekannt war, sind die betreffenden Persönlichkeiten unter den Hauptort der Provinz gebracht. Das ganze Werk umfaßt gegen 760 Personennamen, wovon auf Chambéry allein 119 und auf Annecy 43 kommen, fand aber eine sehr ungleiche Beurtheilung. Man nahm an der Zahl so vieler unbekannten Personen, denen der Verfasser eine gewisse Art Berühmtheit beilegen zu wollen schien, Anstoß, und daß so viele noch Lebende darin aufgenommen waren, rief die Kritik der Lebenden wach. Allein sicherlich trifft den Verfasser bei dem Einsichtsvollen ein solcher Tadel nicht. Wenn der Verfasser locales Interesse erwecken wollte, wenn er das Andenken an Persönlichkeiten, die sich in irgend einer Weise, wenn auch in untergeordneten Verhältnissen, um ihren Geburts- oder Wohnort verdient gemacht hatten, zu erhalten beabsichtigte, wenn er Nachrichten aufzubewahren suchte, deren Wichtigkeit für die Zukunft Niemand im Voraus abschätzen oder bestreiten kann, so verdient das Werk, abgesehen von gewissen Nachlässigkeiten, Irrthümern, Auslassungen, Druckfehlern und dem, was sonst etwa zu rügen wäre, den unbestrittenen Dank der Nachwelt. Wenn wir die treffliche Einleitung zum ersten Theile nur dem Werke selbst zu verdanken haben sollten, so wollen wir es dem Verfasser nicht zu hoch anrechnen, in Mittheilung des gesammelten Stoffes vielleicht des Guten zu viel gethan zu haben. In Manuscript hinterließ der Abbé Grillet noch eine 1792 geschriebene Histoire généalogique de la maison de Sales in 4. und eine Sammlung von Mémoires et de titres intéressants pour servir à l'histoire du diocèse de Genève, 2 Bde. in Fol., u. a. m. Seine zahlreichen Freunde schätzten besonders die Annehmlichkeit seines Umganges, seine Gefälligkeit und die Sorgsamkeit, womit er stets die Pflichten seines Standes erfüllte. Nachricht über ihn hat G. M. Raymond im Journal du Mont-Blanc vom 27. Juli 1812. Nr. 30 gegeben. Vergl. Biographie universelle. T. XVII. p. 544. (*F. Th. Richter.*)

GRILLET (René), ein Uhrmacher von seltener mechanischer Geschicklichkeit zu Paris unter der Regierung König Ludwig's XIV. Er ist bekannt als Erfinder einer Rechenmaschine und eines neuen Feuchtigkeitsmessers. Die arithmetische Maschine hat er beschrieben im Journal

des savants vom Jahre 1678 (No. 14) und in seinen Curiosités mathématiques. Die Maschine besteht in einem Kästchen, in welchem 24 Cylinder in drei Reihen vertheilt sind. Jeder derselben trägt auf seinem Umfange die neun arithmetischen Stäbchen Neper's und am obern Ende drei concentrische Kreise. Diese Maschine, nach demselben Princip wie Pascal's Rad und Petit's arithmetische Trommel hergestellt, hat vor diesen Erfindungen den Vortheil der Tragbarkeit. Der Erfinder legte seine Arbeit dem Dauphin als Beweis seiner Huldigung vor und dieser verlangte von ihm eine größere Maschine. Grillet nahm nun daran zwei geringe Veränderungen vor, vermittels welcher sich die Addition der Zehner von selbst vollzieht, wenn die Räder auf die eine Seite, und das Abziehen, wenn sie auf die entgegengesetzte Seite gedreht werden, und man kann auf einmal zwei verschiedene Exempel rechnen, während man seine Aufmerksamkeit nur dem einen zuwendet. Man weiß, daß dergleichen umfängliche Maschinen, oft versucht und mehr Neugier erregend als nützlich, ebenso viel Aufmerksamkeit und oft weit mehr Zeit erfordern als die gewöhnliche Rechnung, und daß bei dieser Art Erfindungen praktische Nützlichkeit nur diejenigen haben, die sich auf die Eigenschaft der Logarithmen verstehen. Es ist nicht bekannt, ob Leibnitz, welcher in dieser Zeit ebenfalls mit der Erfindung seines Rechenkastens beschäftigt war, von dieser Grillet'schen Erfindung Notiz genommen habe. Sicherlich waren beide Maschinen sehr verschieden von einander. Grillet's neuer Hygrometer (vergl. Journal des savants 1681. No. 3), durch mehrere kleine Saiten auf Rollen gespannt, in Bewegung gesetzt, hatte, wie alle Instrumente der Art, zu jener Zeit eingerichtet, das Unbequeme, daß sie nicht vergleichbar waren; aber er war sehr empfindlich, und der Erfinder hatte durch ein sehr sinnreiches Verfahren zwei Nadeln angebracht, deren eine den Lauf innerhalb eines in 60 Theile getheilten Umkreises machte, während die andere nur die Eintheilung seines Maßstabes durchlief. Auch dieser Hygrometer scheint sich nicht bewährt zu haben. Ueber den Erfinder selbst ist weiter nichts bekannt, man weiß nicht, wann er starb. Vergl. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 544.

(*F. Th. Richter.*)

GRILLI (Giambattista), auch mit dem Zusatze Rossi von der Mutter her, italienischer Dichter und Schriftsteller, geb. 1768 am 5. Oct. zu Bologna, gest. den 2. Jan. 1837 ebendaselbst. Er stammte aus angesehener Familie und erhielt eine gute Erziehung. Durch den großen Eifer, mit welchem er auf dem Seminar die Rhetorik und Philosophie studirte, erwarb er sich schon als Knabe das Lob seiner Lehrer. Nach Absolvirung seiner Gymnasialstudien bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um Jurisprudenz zu studiren. Im J. 1791 wurde er zum Doctor der Rechte promovirt. Fünf Jahre darauf verlor er seinen Vater durch den Tod. Er sah sich nun nach einer Stellung um und wurde Secretär beim Grafen Lupari; im J. 1806 trat er in gleicher Stellung in die Dienste des Grafen Pallavicini über, bei dem er bis 1814 blieb. In diesem Jahre wurde er als Professor der Beredsamkeit und Poesie an die Universität Bologna berufen; ein Jahr nachher verheirathete er sich und lebte in glücklicher Ehe bis zum J. 1821, wo seine Frau starb und er in der Religion Trost für den Verlust suchte. — Er hat sich als Schriftsteller nicht der juristischen Literatur zugewandt, sondern dichterische Production war seine liebste Thätigkeit. Eine große Bescheidenheit zeichnete ihn als Dichter und Redner aus; das Urtheil und das Lob weniger Freunde, welche ihm competent erschienen, war ihm lieber als die Gunst der Menge. Von seinen Gedichten sind zu nennen: A Maria Vergine Trionfatrice. Ode saffica. Bologna 1799 in 4. — Il Canario Silfo. Terze rime. Bologna 1800. — Al celebre Aereonauta Francesco Zambeccari nel secondo suo esperimento. Strofette primi d'un Bolognese. Bologna 1804. — A Santa Cecilia V. M. Strofette. Bologna 1805 in 12. — Anacreontiche. Bologna 1807 in 16., 1808 in 12. und vermehrte Auflage 1811 in 12. — In lode del Sig. Jacopo De Maria Scultore. Canzone. Bologna 1811. — Tragedie, Favola boschereccia, Ditirambo e Poemetto. (Dichterische Producte aus seinen verschiedenen Entwickelungsstufen.) Bologna 1818. — L'undici di Marzo, Natale di Torquato Tasso. Canzone alla greca. Bologna 1831. — Canzoni e Madrigale in morte dell' egregia donzella Carolina Ghedini. Bologna 1836. — Außerdem folgende Reden: Orazione detta nella solenne essequie celebrate a Gaetano Gandolfi Pittore. Bol. 1802. — Orazione in lode delle Belle Arti. Bologna (1809). — Della tranquillità negli studi, Orazione. Bol. 1818. — Delle lodi di Ferdinando Ant. Ghedini poeta lirico bolognese. Bologna (1820). — Elogio di Arione Metinese. Bologna (1822). — Delle Lodi del Marchese Gian Gioseffo Orsi, letterato bolognese. Bologna (1822). — Oratio habita in Archigymnasio Bononiensi quum primum ex instituto Leonis XII. Pont. Max. studia solemniter instaurarentur. Bononiae 1824 in 4. — Nella Collezione scelta di cento Muminenti Sepolcrali nel comun Cimitero di Bologna Fasc. III. (Bologna 1825 in fol.) enthält das: Elogio de Marchese Lupari von Grilli und Fasc. IX vom J. 1829 die: Vita di Jacopo Alessandro Calvi detto il Sordino, ebenfalls von ihm. — Diese Uebersicht zeigt die Vielseitigkeit Grilli's; eine besondere weitergehende Bedeutung auf einem Gebiete des Wissens oder als Dichter ist ihm nicht beizulegen. Vergl. über ihn *Tipaldo*, Biografia degli Italiani illustri nelle scienze. Vol. IV. Venetia 1837. p. 82—85.

(*R. Pallmann.*)

GRILLO (Antonio), Professor der Ophthalmiatrik und der Anatomie in Neapel. Als Ophthalmiator hat er sich durch Mittheilungen über künstliche Pupillenbildung in Quadri's Malattie degli occhi. Napoli, 1834, bekannt gemacht. Bekannter aber ist er durch seine anatomischen Arbeiten: Raggionamento istorico-fisiologico esposto in occasione d'un acranio. Napoli 1813. De rebus anatomicis novissime observatis

commentarius. Neapoli 1819. Anatomia del corpo umano. 4 Tomi. Napoli 1820. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRILLO (Dom Angelo), italienischer Schriftsteller, geb. um die Mitte des 16. Jahrh. zu Genua, gest. zu Parma im September 1629. Er war der Sohn von Nicolas Grillo, Herrn von Montescaglioso; seine Mutter stammte aus dem Hause Spinola. Statt eine glänzende weltliche Laufbahn, die ihm offen stand, zu verfolgen, wurde er im J. 1572 Mönch im Benedictinerkloster von Montecassino und legte sich mit großem Eifer auf das Studium der Theologie, Philosophie und Mathematik, wandte auch manche Stunde der Dichtkunst und den Redekünsten zu. Er kam in Verbindung mit den bedeutendsten Männern Italiens; Tasso, Marini und Guarini gehörten zu seinen intimen Freunden. Zum Abt des Convents der Benedictiner von St. Paul zu Rom ernannt, gründete er die Akademie der „Humoristen", deren Director er lange Zeit hindurch war. Später scheint er zum Abt in Parma ernannt worden zu sein. Als man ihm eine höhere Stellung zudachte und ihn zum Erzbischof von Aleria auf Corsica und dann zum Erzbischof von Albenga in Ligurien machen wollte, schlug Grillo es ab, weil er die ruhige Zurückgezogenheit einer verantwortlichen, wenngleich glänzenderen Thätigkeit vorzog. Von seinen Werken sind zu nennen: Rime morali. Bergamo 1580 u. 1599 in 8. — Pietosi affetti. Venedig 1591, später noch mehrmals gedruckt. — Lettere. Venedig 1603 (u. 1616). 2 Bde. 4. — Capitolo al Crocifisso. Venedig 1611. — Elogio al Giovanni Imperiali doge di Genova. Venedig 1618. — Außerdem hat er noch verschiedene andere Gedichte hinterlassen. Vergl. die freilich etwas verworrenen bibliographischen Angaben von *M. Giustiniani*, Gli Scrittori Liguri. Roma 1667. 4. Parte I. p. 73 fg. Dazu *Ghilini*, Theatro d'Huomini Letterati. Vol. I. Venedig 1647. p. 12 fg.; *Jani Nicii Erythraei* Pinacotheca imaginum illustrium virorum. Ed. nova. Lips. 1712. p. 237 seq. und *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 59 sq. (*R. Pallmann.*)

GRILLO-CATTANEO (Nicolò, Marchese), italienischer geistlicher Dichter, stammte aus einem edlen genuesischen Adelsgeschlechte und war durch seine Mutter Maria Caterina Grimaldi mit der berühmten Familie Grimaldi verwandt. Er wurde am 26. Aug. 1759 zu Genua geboren und starb ebendaselbst den 22. Juli 1834. Seine gelehrte Ausbildung erhielt er, nachdem er über die Knabenjahre hinaus war, auf der Universität zu Parma, welche damals sehr berühmt war, und zwar in der Ritterakademie (Nobile collegio). Hier trat er besonders mit dem Dichter und Philosophen Lomellino, mit Giuseppe Doria, Pallavicini und Filippo Durazzo in engere Beziehungen. Das Haus des Letzteren war der Vereinigungspunkt für die ausgezeichnetsten Geister der Stadt, gewissermaßen eine Art Akademie, in welcher literarische Erzeugnisse verschiedener Art, besonders aber poetische, zum Vortrag kamen. Grillo (welcher in der Gesellschaft den Namen Palmiro Cidonio führte) schrieb hier eine Verherrlichung des Dogen von Genua, Andrea Doria, welche ohne Nennung des Verfassers in dem Werke: Elogi Storici di Cristoforo Colombo e d'Andrea Doria. Parma 1781 in 4. abgedruckt wurde. Diese Frucht der literarischen Thätigkeit Grillo's veranlaßte die meisten der damals in Italien so blühenden Akademien, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Zu den literarischen Studien Grillo's traten nach der Rückkehr in die Vaterstadt bald ernstere und trocknere, wenngleich ehrenvolle Aufgaben an ihn heran. Durch seine Geburt zur Aristokratie Genua's gehörig, war er von Hause aus berufen, an der Verwaltung der Republik theilzunehmen. Er wurde auch bald einer der Procuratoren der Bank des Heiligen Georg und zeichnete sich durch Gewissenhaftigkeit in seinem Amte aus. Als im J. 1796 in Folge der französischen Occupation der Adel von Genua seine Vorrechte verlor, kehrte Grillo wieder zu seinen Studien zurück. Er pflegte besonders seine Muttersprache und das Latein, beschäftigte sich auch mit Französisch und Englisch. Seine Büchersammlung war eine gute. In der Beurtheilung von Gemälden war er einer der feinsten Kenner; auch scheute er kein Geld, um sich eine Sammlung guter Gemälde zu verschaffen.

Als nächste Frucht seiner Studien nach dem Falle der Republik erschien im J. 1803 eine Uebersetzung der Psalmen David's in italienischen Versen. Durch diese Arbeit kam er in Beziehungen zu Lebrun, damaligem französischen Statthalter von Ligurien, der ein großer Freund der italienischen Literatur war und den Tasso übersetzt hatte. Dieser ernannte Grillo im J. 1805 zum Director der eben erst gegründeten Akademie von Genua. Grillo behielt diese Stelle aber nicht lange, weil er sich mit den Principien, welche Frankreich bei der Akademie und in dem Unterrichtswesen befolgt wissen wollte, unmöglich befreunden konnte. Seine Unzufriedenheit mit der französischen Herrschaft zeigte er durch verschiedenartige Verbindungen, die er unterhielt. Er mußte deshalb im J. 1811 auf Befehl der Polizei Genua verlassen und besserer Ueberwachung wegen seinen Aufenthalt in Paris nehmen. Nach fünf Monaten erhielt er durch Vermittelung angesehener Genuesen von Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr nach Genua. Die Belästigungen Seitens des französischen Polizeipräfecten Bourdon veranlaßten ihn jedoch, nach Savona überzusiedeln. Im J. 1814 wurde die französische Herrschaft zu Genua endgültig gestürzt. Mit Hilfe des englischen Flottenbefehlshabers Lord Bentink wurde nun eine provisorische Regierung für Ligurien eingesetzt, und Grillo wurde in ihr Mitglied der Commission für das öffentliche Schulwesen. Als im J. 1815 der König Victor Emanuel von Sardinien von Genua Besitz ergriff, ernannte er Grillo zum Vorsitzenden des Unterrichtsministeriums, ein Amt, welches letzterer bis zum J. 1821 verwaltete, um sich darauf auf seine Güter zurückzuziehen. Der König ehrte ihn, indem er ihn zum Ehrenpräsidenten der Abtheilung für den Unterricht ernannte und ihm im J. 1827 das Großkreuz des Ordens vom heiligen Mauritius und Lazarus ertheilte. — Außer der schon erwähnten Erstlingsschrift hat Grillo folgende Werke hinterlassen: Il tempio

della Fama, poema del Pope, trad. dall' inglese in versi sciolti. Finale 1799. — Parafrasi poetica dei Salmi Davidici. Genova 1803. 2 Bde in 4., 2. Ausg. ib. 1823. 3 Bde. in 8. (vermehrt durch 30 Sonnete verschiedenen Inhalts). — Parafrasi poetica dei Cantici profetici. Genova 1825 in 8. — Proverbi di Salomone, parafrasi in versi sciolti, con note. Genova 1827 in 8. — Treni di Geremia Profeta, parafrasi poetica (in metri lirici, con note). Genova 1828 in 8. — Lettera del Sig. Haller sopra la sua conversione al Cattolicismo, con altra del Sig. Stolberg, trad. del francese. Genova 1821 in 8. — Eine Anzahl noch ungedruckter Schriften Grillo's findet man in der Schrift: Notizia della vita e delle Opere del march. Niccolò Grillo Cattaneo. Genova 1834 in 4. angeführt. Vergl. dazu *Tipaldo*, Biografia degli Italiani illustri dell secolo XVIII e de contemporanei. Vol. I. Venezia 1834. S. 297 fg.

(*R. Pallmann.*)

GRILLOT (Jean), ein durch seine Frömmigkeit ausgezeichneter Jesuit, geboren zu Arnay-le-Duc im J. 1588. Er trat noch sehr jung in den Jesuitenorden und machte sich sehr bald besonders durch sein Predigertalent bekannt; aber höher noch als die Gabe der Redekunst, war an ihm zu schätzen, daß er die erhabenen Tugenden, die er von der Kanzel durch seine Beredsamkeit verherrlichte, selbst übte. Und dazu hatte er besonders Gelegenheit während der furchtbaren Pest, welche die Stadt Lyon und Umgegend in den Jahren 1628 und 1629 heimsuchte. Pater Grillot half thatsächlich, wo er konnte, und opferte sich ganz für das leibliche und geistige Wohl der Pestkranken. Er blieb von der Seuche verschont und starb erst am 5. Sept. 1647 zu Grenoble. Seine Geschichte dieser Pest erschien zu Lyon in lateinischer Sprache unter dem Titel: Lugdunum lue affectum et refectum, sive narratio rerum memoria dignarum Lugduni gestarum ab augusto mense anni 1628 ad octobrem anni 1629, autore P. Joanne Grillotio, 1629 in kl. 8., aber auch französisch unter dem Titel: Lyon affligé de contagion, ou Narrè de ce qui s'est passé de plus memorable en cette ville, depuis le mois d'août 1628 jusqu'en octobre 1629 par Jean-Baptiste Grillot, de la compagnie de Jésus, Lyon, de la Bocterie 1629 in 8. de 144 pages. Da das lateinische Original in classischem eleganten Latein geschrieben ist und vom französischen Texte in seiner veralteten Sprache fast das Gegentheil gelten möchte, so scheint die französische Bearbeitung nicht vom Verfasser des lateinischen Originals herzurühren. In der französischen Ausgabe heißt der Verfasser mit den Vornamen Jean-Baptiste, während er im lateinischen Exemplar sich Johannes nennt. Nur ein Fremder konnte sich in der Nennung des Verfassers irren, der Verfasser selbst nicht. — In der Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus wird Grillot als Gillot aufgeführt, was aber augenscheinlicher Druckfehler ist. Man vergl. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 546.

(*F. Th. Richter.*)

GRILLOT (Jean-Joseph), Domherr zu Chablis und als Anhänger des Jansenismus, wie viele andere gleichgesinnte Franzosen zu seiner Zeit der schimpflichsten Behandlung ausgesetzt. Er ward zu Chablis am 26. März 1708 geboren und erhielt, obgleich seine Aeltern für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatten, eine sorgfältige Erziehung. Zur ersten Unterweisung in den Wissenschaften übergaben sie ihn einem Pfarrer, dann studirte er Sprachen und Philosophie auf dem Seminar zu Auxerre und ging nach vier Jahren auf das Collège zu Ste. Barbe, wo er sich sechs Jahre lang der Theologie widmete. Hier mag er für Jansenistische Grundsätze gewonnen worden sein, wahrscheinlich mehr durch die Angriffe auf diese Ketzerei, als durch Jansenistische Lehrvorträge selbst, da diese in den Collegien selbstverständlich streng verboten waren. Je mehr sich diese vermeintliche Irrlehre in das Geheimniß hüllen mußte, je strenger die Verfasser und Verbreiter Jansenistischer Schriften verfolgt wurden, desto mehr entbrannte der Eifer dafür und der Eifrigsten Einer war Grillot. Sich der unterdrückten Lehre anzunehmen, hielt er für ein Verdienst, und ihr sich werkthätig zu widmen, ward ihm zur Gewissenssache. Daher achtete er nicht der Gefahren, die ihm drohten. Er eilte im J. 1730 nach Paris, wo er am 2. März anlangte, und sein Verkehr in den geheimen Druckereien, den Werkstätten Jansenistischer Schriften, war bald kein Geheimniß mehr. Bereits am 24. Sept. desselben Jahres ward er in einer solchen Druckerei betroffen und die deshalb eingeleiteten Proceßverhandlungen endeten damit, daß er am 13. März 1731 die Strafe des Prangers erleiden mußte. Diese öffentliche Beschimpfung war nur der Anfang weiterer Verfolgungen. Kein Asyl schien dem irrenden Flüchtling sicher genug und Ruhe fand er erst, als er aus seinem Vaterlande verbannt wurde. Er wendete sich nach Holland, wo auch andere Flüchtlinge eine Freistätte gefunden hatten. Erst im J. 1749 erhielt er die Erlaubniß, in sein Vaterland wieder zurückzukehren. Er wählte Auxerre zum bleibenden Wohnsitze und lebte daselbst unangefochten, ein Muster von Frömmigkeit und einer seltenen Standhaftigkeit in Bußübungen, die er sich auflegte. Die außerordentliche Willenskraft, die sich in seinem spätern Leben voll Kasteiungen so vorzüglich bewährte, läßt kaum annehmen, daß er den Jansenismus jemals als Irrthum erkannt habe, welchen er ascetisch zu büßen sich hätte gedrungen fühlen können. Eine Krankheit, die ihn in Chablis, wohin er gereist war, überfiel, endigte sein Leben am 30. Sept. 1765. Literarischen Nachruhm zu suchen lag nicht in seiner bescheidenen Art; auch mag er geschwiegen haben, weil er nicht sprechen durfte. Das Meiste und Beste, was er schrieb, blieb ungedruckt. So ein Recueil sur l'histoire de la réligion von Anfang der Welt bis auf seine Zeit, dessen Umfänglichkeit in der Anlage vielleicht ein Druckhinderniß war. Eine Réfutation complète de la théologie de Collet, die sich in seinem Nachlasse befunden haben soll, scheint verloren gegangen zu sein. Eine Vie de M. Creusot, curé de Sta. Loup, à Auxerre unterdrückte er selbst, damit ein Anderer veranlaßt würde, dieses Leben zu

schreiben. Die Schriften Anderer seinen eigenen vorziehend, betheiligte er sich unter Legros' Leitung bei der Herausgabe der Mémoires de Fontaine, Lancelot et Dufossé. Ferner war er einer der Hauptherausgeber der Oeuvres de M. Colbert, évêque de Montpellier und vielvermehrt besorgte er den Wiederabdruck eines Werkes von Dusaussois, Pfarrers zu Haucourt in der Normandie, unter dem Titel: La Vérité rendue sensible à tout le monde, welches 1743 in 2 Bänden in 12. erschien. Außerdem sind noch zu nennen: ein Recueil de cantiques spirituels sur les principales vérités de la religion und eine Suite au catéchisme historique et dogmatique, beide in 12. erschienen. Man vergleiche Biographie universelle, Tom. XVII. p. 547. (*F. Th. Richter.*)

GRIM, König von Schottland von 996—1004, stammte aus königlichem Geschlecht und war entweder ein Sohn des Königs Duff oder Mogal's, einem Bruder des letzteren. Die inneren Zwistigkeiten, welche das größte Uebel der Schotten während ihrer Selbständigkeit, brachten ihn nach dem Tode des Königs Constantin IV., der im Kampfe mit einer Gegenpartei gefallen war, auf den Thron, denn der eigentliche Thronerbe Malcolm, Constantin's Sohn, war in der entscheidenden Stunde gerade von Schottland abwesend, weil er den Angelsachsen gegen die Dänen zu Hilfe gezogen war. Grim zeichnete sich durch eine große Gestalt, Tapferkeit, Klugheit und leutseliges Wesen aus; als daher Malcolm gegen ihn zog, um ihn vom Throne zu stoßen, konnte er, noch ehe es zum Kampfe kam, nichts ausrichten. Der Anhang Grim's wurde seinen Truppen von Kaufleuten, die durch einen Grenzkrieg ihr Geschäft bedroht sahen, als sehr bedeutend geschildert, und Malcolm wagte nicht weiter vorzurücken, sondern begnügte sich, die Uebergänge über den Forth-Busen zu bewachen. Der Bischof Fothad brachte nun einen Ausgleich zu Stande. Grim sollte den Königstitel und alles Land nördlich vom Severus-Wall, Malcolm das Land südlich vom Severus-Wall behalten und nach Grim's Tode in der königlichen Würde folgen; Friede sollte zwischen beiden Theilen des Reiches herrschen. — Grim zeigte bald nach diesem Vergleiche sich seinen Unterthanen gegenüber in einem schlechteren Lichte. Er gab sich einem ausschweifenden Leben hin, bedrückte aus Mangel an Geld bald das Volk und wurde ein blutdürstiger Tyrann. Es entstand Unzufriedenheit gegen ihn, und Malcolm benutzte dieselbe, um ihn vom Throne zu stürzen. Am Himmelfahrtstage kam es durch Grim's Ungestüm zur Schlacht, obgleich Malcolm an diesem Tage nicht hatte kämpfen wollen. Grim, von einem Theile der Seinigen verlassen, erhielt eine Kopfwunde und wurde gefangen. Malcolm ließ ihm die Augen ausstechen und Grim starb bald darauf. Vergl. *Buchanan*, Rerum Scoticarum historia. Edinburg. 1582 in 4. Buch VI. S. 69. (*R. Pallmann.*)

GRIM (Leopold), deutscher Jesuit, geb. im J. 1689 zu Bergreichenstein in Böhmen, gest. zu Brünn im J. 1759. Er trat im J. 1707 in den Jesuitenorden, wurde später im Dienste seines Ordens Lehrer der Philosophie und Theologie, darauf Rector mehrerer Collegien und zuletzt Provinzial von Böhmen. Von seinen Schriften sind zu nennen: 1) Philosophia scholastico-ethica fulgidissimis Habspurgico-Austriacorum Imperatorum virtutibus illustrata. Prag. 1626 in fol. 2) Theses Theologiae de Deo uno et trino cum adjunctis Quaestionibus Canonico-Theologicis de Censuris ecclesiasticis atque nonnullis in particulari Casibus eandem materiam ex concernentibus ad mentem eximii Patris Franc. Suarez propositis. (Breslau?) 1730 in 8. 3) Dissertationes Theologicae cum variis quaestionibus statum Religiosum potissimum concernentibus, nec non Praepositorum generalium Societatis Jesu historicis elogiis et imaginibus. (Breslau?) 1731 in fol. 4) Manuale controversisticum. Ebenda 1732 in 8. 5) Coelum Novum Alma Sodalitas B. V. Mariae ab Archi-Angelo salutatae. Ebenda 1733 in 8. 6) Theses ex universa Theologia cum annexis particularibus nonnullis casibus materiam de contractibus et restitutionibus concernentibus. Ebenda 1733 in 8. 7) Jesus Crucifixus, Orbis constitutus Magister. Ebenda 1733 u. 1737. (*R. Pallmann.*)

GRIM und HILDE, ein Ehepaar des deutschen Riesengeschlechtes, welches Dietrich von Bern erschlug.

Die älteste und vollständigste Kunde davon hat uns die in der Mitte des 13. Jahrh. nach sächs. Ueberlieferungen aufgezeichnete altnordische Thidrekssaga bewahrt. Nachdem Thidrek, erzählt dieselbe Cap. 15—17 (ed. Unger), in seinem zwölften Lebensjahre zum Häuptling am Hofe seines Vaters Thetmar gemacht worden war, ritt er eines Tages mit Meister Hildebrand, seinem Pfleger, auf die Jagd. Bei der Verfolgung eines Hirsches sah Thidrek einen Zwerg laufen und setzte ihm nach, und ehe dieser seine Höhle erreichte, ergriff ihn Thidrek und ruckte ihn zu sich auf den Sattel. Dieser Zwerg war Alfrik (Alberich), der berüchtigte Dieb und der geschickteste aller Zwerge. Zu seiner Lebenslösung versprach der Zwerg, ihn dahin zu weisen, wo so viel Gold und Silber und allerlei Kleinode wären, daß sein Vater Thetmar nicht halb so viel fahrende Habe besitzen werde. Dieses Gut besäßen zwei Menschen, eine Frau, die Hilde heiße, und ihr Mann Grim. Grim wäre überaus stark und halte sich zwölf Männern gleich an Stärke, aber sein Weib sei doch stärker, und sie beide wären grimmig und böse. Auch besitze Grim das Schwert Naglhring (Nagelring), welches das beste aller Schwerter sei, und das er (der Zwerg) mit seiner Hand geschmiedet habe. Er könne aber den Sieg nicht erlangen, wenn er nicht zuvor das Schwert gewonnen habe. Nach diesem großen Gute mit Mannhaftigkeit zu streben, sei für ihn und seinen Fahrtgenossen eine größere Ruhmesthat, als seinen kleinen Leib zu packen. Thidrek antwortete, daß er ihn mit dem Leben nicht eher aus seiner Hand lasse, bis er ihm geschworen, daß er ihm Naglhring noch diesen Tag einhändigen wolle, und dann solle er ihn zu der Herberge weisen, von der er ihm eben gesagt habe.

Also that der Zwerg. Thidrek ließ ihn nun los und jagte den ganzen Tag bis zur neunten Stunde (Nachmittags 3 Uhr). Als nach dieser Stunde Thidrek und Hildebrand an einer Berghalde hielten, kam Alfrik mit Naglhring dahin, übergab denselben Thidrek und wies ihn zu einer an der Berghalde gelegenen Klippe, wo sich das Erdhaus von Grim und Hilde befand. Dann ermahnte er sie, männlich zu kämpfen, wenn sie die Kleinode gewinnen wollten, versicherte, daß sie ihn fortan nimmer in ihre Gewalt bekommen sollten, wenn sie auch zwei Menschenalter lebten, und verschwand alsbald. Nun stiegen Thidrek und Hildebrand von ihren Rossen und banden sie an. Darauf zog Thidrek das Schwert, welches ihm der Zwerg gebracht hatte, aus der Scheide, und beide sagten, daß sie nimmer ein schöneres und schärferes Schwert gesehen hätten. Dann gingen sie zu dem Erdhause, rüsteten sich zum Kampfe und traten kühn hinein. Thidrek ging voran, Hildebrand folgte ihm auf dem Fuße nach. Als der starke Berserker Grim sah, daß Kriegsmänner in sein Haus gekommen, griff er sogleich nach seiner Waffenkiste, vermißte aber sein Schwert, und es kam ihm nun in den Sinn, daß es der Zwerg Alfrik gestohlen haben müsse. Da nahm er vom Feuer einen brennenden Baum und ging ihnen entgegen, und sie kämpften sogleich überaus tapfer. Ehe sich aber Hildebrand versah, hatte Hilde seinen Hals so fest umschlungen, daß er sich nicht gegen sie wehren konnte. Nun rangen sie lange Zeit gar tapfer, bis Hildebrand auf die Erde fiel, und Hilde fiel auf ihn und wollte ihn binden. Und so fest umspannte sie seinen Arm, daß ihm das Blut aus den Nägeln sprang, und so fest setzte sie ihre beiden Fäuste vor seine Brust, daß er fast in Ohnmacht fiel. Da rief Hildebrand seinen Pflegling zu Hilfe, und dieser sagte ihm dieselbe zu, schlug Grim das Haupt ab, sprang dann hin, wo Hildebrand lag, und schlug Hilde in zwei Stücke, „aber sie war so zauberkundig und ein so großes Ungethüm war in ihrer Natur, daß die Stücke wieder zusammenliefen, als ob sie heil wären". Dies deuchte Thidrek ein großes Wunder, und er hieb nochmals auf ihren Bauch, aber es erging auf dieselbe Weise. Da sprach Hildebrand: „Tritt mit den Füßen zwischen ihr Haupt- und Fußstück, so wirst du das Ungethüm umbringen." Nun hieb Thidreck sie zum dritten Mal in zwei Stücke, trat dann zwischen die Stücke, und da war das untere Stück todt, aber das Hauptstück sprach: „Möchte doch Grim ebenso Thidrek überwältigt haben, wie ich Hildebrand, so erhielten wir den Sieg!" Und da fiel jedes Stück seines Weges. Nun sprang Hildebrand auf und dankte Thidrek. Dann bemächtigten sie sich des Goldes, Silbers und der Kleinode, und fanden darunter einen Helm, der so dick war, wie sie noch keinen gesehen, und von demselben hatte Zwerg Alfrik Thidrek auch gesagt, daß er Hilde und Grim ein so großes Kleinod deuchte, daß sie beide den Helm nach ihrem Namen genannt wissen wollten; und er hieß demnach Hildigrim, und Thidrek trug denselben seitdem lange Zeit in manchen Gefahren. Dann luden sie das Gut auf ihre Rosse, so viel dieselben zu tragen vermochten, das übrige aber verwahrten sie sorgfältig und ritten heim. Durch solche Heldenthaten und viele andere ward Thidrek berühmt über alle Lande.

In unsern deutschen Denkmälern findet sich von diesem Ereigniß nur gelegentliche und kurze Erwähnung im Sigenot und in Ecken Ausfahrt wieder, aber nicht nur die Darstellung in beiden Gedichten, sondern auch die verschiedenen Recensionen, welche uns von diesen Gedichten erhalten sind, weichen wesentlich von einander ab.

Im Sigenot, wo der Riese Sigenot als Bruder der (freilich im Gedichte nicht genannten) Hilde erscheint [1]) und an Dietrich Hilde's und Grim's Ermordung, nachdem er zwei Jahre auf ihn gelauert hat, rächt, findet nach der Laßbergischen Handschrift Dietrich, als er einst allein von Bern auszieht, den Riesen Sigenot im Walde schlafend. Der Riese erwacht, sobald ihn Dietrich unter die Augen sieht, und droht sofort, seinen Neffen an ihm zu rächen. Dietrich verspricht ihm, ihn nimmer mehr zu wecken, und bittet, ihm des Streites zu erlassen. Allein der Riese schlägt ihn mit seiner Stange zu Boden und spricht dann (Str. 6): „Du mußt durch mich sterben. Daß du mir je Leid gethan hast, das mag dich gar wohl gereuen. Du bestehst mir keinen Mann mehr, seit du mir Grin (Grim) hast erschlagen, der war mein rechter Oheim." Da spricht Diterich (Str. 7. 8): „Viel frommer Held, nun reuet mich, was ich dir that zu Leide. Es ist ohne meine Schuld ergangen. Das Leben wähnte ich verloren zu haben, wie ich dir versichere. Sein Weib war sehr ungefüge, das war ein großes Wunder, daß ich vor der je genaß. Sie lag oben und ich unten, und sie drückte mich auf eine Bank, daß mir das rothe wallende Blut aus beiden Ohren drang. Da litt ich Angst und Noth, denn ich fürchtete sehr den Tod. Da erlöste mich mein Meister, der ist geheißen Hildebrand." Da spricht der Riese (Str. 8): „Mich schmerzen Neffe und Weib", nimmt (Str. 9. 10) den Berner unter die Arme, trägt ihn von dannen eine große Tageweite durch einen wilden, finstern Tann, hebt sich von da über eine schöne Heide, die ehe des Herrn Grin war, wirft ihn in einen hohlen Stein, wo kein Licht hinein schien, und schlägt dann den Weg nach Bern ein, wünschend Meister Hildebrand zu begegnen, der ihm mit dem Berner so viel Leid gethan, um ihm dasselbe Loos zu bereiten. Hildebrand begegnet ihm auch bald, erschlägt den Riesen, fragt dann einen Herzog der Zwerge mit Namen Eggerich (Egger) um Rath, wie er den gefangenen Berner befreien könne, der weist ihn in einen Berg, da liege eine schwere Leiter, die des Herrn Grin war; sie gehe in den hohlen Berg nieder, sei von festem Leder und von listigen (kunstreichen) Zwergen gewürket (Str. 38). Mit derselben erlöst dann Hildebrand seinen Herrn.

In dem alten nürnberger Druck des Gedichtes (neu herausgegeben von Osc. Schade) sitzen der Berner und

1) Sigenot nennt nämlich Grim oheim oder neven. Der alte Druck, sowie die strasburger und heidelberger Handschrift und namentlich Kaspar von der Roen nennen einige Male irrthümlich Hilde Grim's Schwester.

Hildebrand zusammen und unterhalten sich von ihren mit kräftiger Hand vollbrachten Thaten. Da spricht Hildebrand (Str. 2): „Ich habe so viel erlitten wohl von dem starken Eysengrein[2]) und von seinem bösen Weibe, sie hätte mir beinahe mein Leben vom Leibe geschieden; sie zwang mich zwischen ihre Beine, ich müßte da geblieben sein: das wandtet ihr, Herr, allein." Dietrich spricht (Str. 3): „Ja, das ist wahr, dein Leben stund wie um ein Haar, da sie dich umfangen hatte, unter ihre Arme sie dich zwang, deine Wehr war gegen sie so krank, es war um dich geschehen: ich schlug ihr das Haupt ab fürwahr, von Stund an mußte sie dich lassen." Hildebrand spricht: „Herr, das ist wahr, sie war groß ohne Maßen [ihr Gebein, das sei verflucht[3])], wo sie noch[4]) in der Erde liegt! Ich litt nie härter Drücken bei aller meiner Zeit. (Str. 4) Es ist ein ungefüges Geschlecht." Dann spricht Hildebrand, um Dietrich vor Sigenot zu warnen (Str. 6): „Herr, wisset ihr auch noch den Stein, da ihr dem alten Hiltegrein seine Schwester habt erschlagen; da wohnt der Riese, heißt Sigenot und ist des Greim Verwandter und lauert im Hinterhalt auf unser beider Tod rc." Als nun Dietrich dennoch in den Tann reitet und den schlafenden Sigenot weckt, spricht dieser (Str. 63): „Du bist der Vogt von Bern, vor mir kannst du dich nicht verstellen: du führst den Helm meines Oheims Greim, das ist mir von dir schwere. Ich kenne dich an dem rothen Helm, der so weit her glänzte: du erschlugst meinen Ohm auch zu todt, darum bist du das letzte Mal her zu mir in den Tann gegangen." Und Str. 64: „Ich habe auf dich gelauert länger denn zwei ganze Jahr." Als nun Dietrich dem Kampfe nicht mehr ausweichen kann, spricht er (Str. 67): „Ich habe dir den Greim genommen, nun will ich auch deinen Leib zerhauen." Und als der Riese den Berner zu Boden geschlagen, ruft er aus (Str. 91): „Gerochen ist der Oheim mein!" Dietrich erholt sich aber wieder, der Kampf beginnt von Neuem, jedoch Dietrich wird besiegt und gebunden, und spricht, indem der Riese ihm droht in den hohlen Stein zu werfen (Str. 106): „Auf meine Treue, ich that dir nie ein Leid! Das wisse, du viel werther Mann, dein Oheim wollte mich nicht lassen.. Sein Weib war ungefüge, sie drückte Hildebranden furchtbar, und daß derselbe vor ihr genaß, das nimmt mich immer Wunder. Unter einen Arm sie ihn zwang, sie drückte ihn so hart, daß das Blut herausdrang."

Die Bearbeitung des Gedichtes von Kaspar von der Roen bietet außer dem Angemerkten keine wesentlichen Eigenthümlichkeiten dar, außer daß Hilde den Hildebrand statt unter ihren Arm unter einen Stein drückt. Doch findet sich einmal Str. 2, 11 in der strasburger und heidelberger Handschrift dasselbe.

Wenn auch die Laßbergische Handschrift unseres Gedichtes der Sprache nach die ältere ist und der alte Druck auch vielfach interpolirt sein mag, so erscheint doch in diesem jüngern Denkmal die Sage von Grim's und Hilde's Ermordung jedenfalls als echt volksthümlich, da sie wesentlich mit der Thidrekssaga übereinstimmt, und es bestätigt somit die nicht unseltene Erscheinung, daß gerade die jüngere Ueberlieferung oft das Ursprünglichere bewahrt hat. Der Schauplatz ist hier, wie in der Saga, eine Felsenhöhle, Hildebrand wird ebenfalls von Hilde so fest umschlungen, daß er sich nicht zu wehren vermag, und von Dietrich errettet, indem dieser (was jedoch nur eine unwesentliche Abweichung ist) ihr das Haupt abschlägt. Daß Dietrich Grim's Helm genommen, wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber es läßt sich daraus schließen, daß er denselben führt. In der Laßbergischen Handschrift scheint zwar der Schauplatz ebenfalls eine Felsenhöhle zu sein, da Dietrich von Hilde auf eine Bank gedrückt wird und Riesen ihre Wohnung in Felsen zu haben pflegen, aber die Ueberlieferung der Thidrekssaga und des alten Druckes wird geradezu umgekehrt, indem Dietrich der von Hilde Ueberwältigte und von Hildebrand Errettete ist. Doch scheint das Ursprüngliche aus dem Vorwurfe, den Sigenot Str. 6 dem Dietrich macht, wieder hervorzubrechen, und Dietrich könnte sich nur darum als den Ueberwältigten darstellen, um Sigenot zu besänftigen.

Fast gänzlich abweichend ist die Darstellung in **Ecken Ausfahrt**. Am kürzesten ist auch hier wieder die **Laßbergische** Handschrift. Als Ecke ausziehen will, Dietrich aufzusuchen, um sich im Kampfe mit ihm zu messen, spricht Ebenrot (Str. 7): „Er schlug gar lästerlich todt Frau Hilte und auch Grin um eine Brünne, die er nahm: die trug er dann lästerlich; sein Lob das muß ihm schwinden, das er ob allen Königen hat, ja ich höre es sehr ungern. Es war nie so tapfer die That Herrn Dietrichs von Bern, wie ihr eh von ihm vernommen habt: und wäre Grin erwacht, er wäre nie von dannen gekommen." Aber Str. 12 entgegnet ihm Vasolt: „Er war ein Held, ob ihr mirs auch nicht glauben wollt, das ist mir ganz gleichgültig, so spreche ich doch, bei meinem Leben! daß Grin und sein Weib der edle Berner so lästerlich nicht überwand; sie drückte ihn so sehr, doch half ihm Meister Hildebrand, daß der hehre Degen erschlug den Mann und auch das Weib auf einem grünen Plane: so rettete er sein Leben."

Der alte **strasburger Druck** (ebenfalls neu herausgegeben von Osc. Schade) gibt für Letzteres Str. 5 noch nähere Umstände an, indem Vasolt sagt: „Ja, wer das dem Berner nachsagt, daß der viel Kühne Greym und die Magd schlafend erschlug, der thäte ihm manigfaltig Unrecht. Vor Tirol steht ein schöner Wald, darinnen ein grüner Anger, da spürte er aus dieselbe Maid des Morgens in dem Thau; sie hätte ihn beinahe in den Tod gebracht die ungefüge Frau; von ihren Schlägen erwachte Greym: Herr Dietrich erschlug sie beide und fristete sein Leben."

Kaspar von der Roen sagt Str. 8, 5: „In Amppriau da liegt ein Wald, darin ein schöner Anger, da spürte er aus Herrn Grims Spur und die Magd im Thau; da litt er Angst und große Noth wohl von der starken Frau: der löbliche Fürst von Bern schlug sie

2) Die strasburger Handschrift: Risen Grin. 3) Zusatz Kaspar's von der Roen. 4) wo es doch, Kasp. v. d. Roen.

beide zu Tode und nahm seinen Helm und seine Brünne." Ferner Str. 12, 4: „Und so spreche ich zu dieser Zeit, daß Herrn Greym und die Maid der edle Berner nicht so schmählich erschlug mit seiner Hand: sie drückte Hildebrand gar sehr, da half dem Meister Hildebrand der edle Degen hehr und schlug zu Tode Mann und Weib auf einem grünen Anger: da rettete er sein Leben."

Sämmtliche Denkmäler stimmen hier darin überein, daß der Schauplatz des Kampfes nicht eine Felsenhöhle, sondern ein Plan oder Anger ist. Die Laßbergische Handschrift, während sie sonst mit der des Sigenot stimmt, bietet den eigenthümlichen Zug, daß Dietrich den Grin im Schlafe ermordet. Nach dem straßburger Druck erwacht dieser aber von den Schlägen. Neu ist hier, sowie bei Kaspar, der Zug, daß Dietrich die Maid im Grase aufspürt, und nach letzterer auch Greym. Während aber in der ersten Strophe bei Kaspar Dietrich der von Hilde überwältigte ist, ist es in der zweiten Hildebrand, wie im alten Druck des Sigenot und in der Saga. Kaspar bemerkt aber noch ausdrücklich, daß Dietrich außer der Brünne auch den Helm Greym's nahm.

Faßt man nun die Darstellung des alten Druckes vom Sigenot und die zuletzt angeführte Strophe von Kaspar's Ecken Ausfahrt ins Auge, so kann gar kein Zweifel obwalten, wenn auch das Abenteuer mit Alfrik, sowie die Erwerbung des Schwertes und Hortes fehlen, daß der Sammler der Thidrekssaga seine Erzählung aus einer deutschen Quelle geschöpft hat. Dieses wird noch durch eine Lesart der Handschrift B der Saga bestätigt, die zwar aus dem Ende des 17. Jahrh. stammt, aber die Abschrift von einer aus dem 14. Jahrh. stammenden Handschrift ist. Dieselbe liest nämlich statt „und von demselben (Helm) hatte Zwerg Alfrik Thidrek auch gesagt": „und denselben hatte Zwerg Malpriant verfertigt". Die Form Malpriant ist nun gänzlich unnordisch, aber ihr deutscher Ursprung ist unzweifelhaft, da sie offenbar nur eine andere für den im alten Druck von Ecken Ausfahrt genannten Zwerg Albrian ist, unter welchem der bekannte Alberich (Alfrik) verstanden wird. Das M ist nämlich prothetisch, wie in Malagis, Malages für Alegast, Madelger für Adelger (vergl. auch Mentiger, Mittinger für Atiger in meiner Deutschen Heldensage 2, 700); p ist wie Alpris = Alfrik zu beurtheilen, welche Form ebenfalls die Handschrift B darbietet, und t ist unorganisch angehängt. Die Identität von Alpris und Malpriant entging natürlich dem Schreiber; aber sei es nun, daß er dieselbe in seiner Handschrift vorfand oder er sie aus mündlicher Ueberlieferung aufnahm, so bezeugt dieselbe jedenfalls, daß sie aus einer deutschen Quelle stammt, und es demnach in Deutschland noch eine andere Erzählung von Grim und Hilde gab, als die, welche der Sammler der Thidrekssaga benutzte.

Aus diesen Gründen kann man P. E. Müller unmöglich beistimmen, wenn derselbe Sagabibliothek 2, 122 fg. (übers. von Lange) sagt: „Das Abenteuer mit Grim und Hilde, das hier beschrieben wird, hat eine nordische Farbe; gerade so wird oft in den Sagaen, die unzweifelhaft der nordischen Romantik angehören, erzählt, daß Helden Riesen besuchten, die von ungeheurer Gestalt waren und Höhlen bewohnten, und deren Weiber oft sehr gefährlich waren, weil sie auf die Feinde eindrangen und mit ihnen zu ringen suchten. Daß dagegen der Riese ein Schwert besaß, das ihm erst gestohlen werden mußte, bevor er überwunden werden konnte, ist ein den Sagaen fremder Zug. Des Helmes Name kann bequem aus dem Altnordischen erklärt werden, da hildr Krieg bedeutet und grímr eine Maske." Müller war aber um so weniger zu diesem Urtheile berechtigt, da die Erwerbung des Schwertes und Helmes einen wesentlichen Zug, ja sogar den eigentlichen Kern der Erzählung bildet und dieser den nordischen Sagaen fremd ist. Die Erwerbung eines Schwertes, mit dem ein Riese oder Drache allein besiegt werden kann, begegnet in deutschen Sagen und Märchen oft, und gewährt somit eine neue Bürgschaft für den deutschen Ursprung unserer Erzählung. Wie aber der Name des Helmes aus dem Altnordischen erklärt werden kann, so auch aus dem Altdeutschen, wie Krimhilt bezeugt.

Begründeter scheint die Ansicht W. Grimm's (Heldensage 79), wenn er in unserer Erzählung den Erwerb des Hortes, wie ihn die Nibelungen berichten, wieder zu erkennen glaubt, und vermuthet, daß diese That auf Thidrek übertragen sei, wenigstens habe die Erzählung der Saga allzu große Aehnlichkeit damit, als daß man nicht zu einer solchen Vermuthung berechtigt wäre. „Die Erzählung", sagt er, „ist verständiger als in der Nibelunge Not und das Verhältniß zu Albrich natürlich eingeleitet; man begreift, warum der Held zuvor das wunderbare Schwert haben muß, eh er den Kampf wagen darf. Der Riese, der zwölf Männer Kraft hat, mag sich auf die zwölf Riesen der Nibelunge beziehen. Daß Dietrich den Helm Hildegrim findet, scheint ein alter Zug, denn auch Sigurd findet nach der nordischen Sage in Fafnir's Schatz den wunderbaren Oegishelm: ein abermaliger Beweis, daß von Siegfried die Rede ist. Nur muß ich bemerken, daß auch Ecken Ausfahrt und Sigenot dem Dietrich diese That zuschreiben." Allein hiergegen erhebt sich sofort der sehr wichtige Umstand, daß der Sammler der Saga den ersten Theil unseres Nibelungenliedes gar nicht gekannt hat (s. meine Deutsche Heldensage 2, XVII) und dieser daher keine Uebertragung vornehmen konnte. Will man dieselbe aber der Volksüberlieferung zuschreiben, so steht dem entgegen, was auch schon Grimm andeutet, daß sich dieselbe, wie wir aus Sigenot und Ecken Ausfahrt ersehen, fest an Dietrich's Person angesetzt hat, hier sogar schon in mehrfachen Variationen auftritt (wozu noch die aus der Form Malpriant zu schließende neue kommen würde) und sogar die Veranlassung zu dem Gedichte Sigenot gegeben hat, und endlich, daß in der Erzählung der Saga nicht wie im Nibelungenliede die Erwerbung des Hortes, sondern die des Schwertes und Helmes den Kern bildet.

Was nun zunächst das Schwert Nagelring betrifft, so nennt dasselbe schon Heinrich von Veldeke in der Eneit 5692 (W. Grimm a. a. O. 56), aber Dietrich führt dasselbe in unsern Denkmälern niemals, sondern nur der

zu seinem Heldenkreise gehörende Heime, in dessen Hand der Dichter des Biterolf dasselbe oft erklingen läßt (1050. 10920. 10942. 12274. 12869. 12974), und das auch im Alphart (450) und im Rosengarten gepriesen wird. Die Thidrekssaga berichtet aber c. 308, daß Thidrek dasselbe, nachdem er den Riesen Ecke erschlagen und dessen Waffen und Rüstung erbeutet hat, dem Heimir (Heime) schenkte. Den Helm Hildigrim trägt dagegen Dietrich außer im Sigenot und Ecken Ausfahrt auch im Biterolf, wo er aber nur einmal V. 9237 genannt wird. In der Thidrekssaga führt er denselben bis nach dem Niflungenkampfe; seitdem besitzt Hildebrand und Thidrek Sigurd's Helm (c. 400); später aber führt Hildebrand sowol Sigurd's Helm, als auch dessen Schwert Gram (c. 415), und Thidrek trägt den Hildigrim wieder in dem Kampfe mit dem Drachen, vertauscht ihn aber mit Hertnid's Helm und befestigt jenen auf einem Baume (c. 419).

Die Identität dieses Helmes mit dem schreckenerregenden Oegishelme ist außer der schon erwähnten Weise noch mehrfach behauptet worden, aber aus Gründen, denen ich ebenso wenig beitreten kann, als vorhin. Dieselbe soll schon, wie J. Grimm, Myth. 217 behauptet, aus dem Namen Hildigrim, Hildegrim, Hildegrin selbst folgen, indem einmal das altn. grima, ahd. krima Schreckenshelm bedeute, und sodann in dem ags. Gedichte Elene 260 der durch sein Eberbild schreckende Helm grimhelm genannt werde. Allein das altn. grima, ahd. krima, sowie das ags. grime bedeutet nur Larve, Helm, insbesondere wol auch Helmvisir wegen der Aehnlichkeit mit einer Larve [5]), und ist dann im Altnordischen Name der Nacht und einer Riesin, und da altn. hildr, mhd. hilte Kampf, Krieg bedeutet, so heißt Hildigrim nichts Anderes als Kampf-, Kriegshelm. Grima, krima, grime involvirt nirgends den Begriff des Schreckens, und soll dieses ausgedrückt werden, so geschieht es durch Zusammensetzungen, wie ags. egisgrime schreckende Larve oder schreckender Helm, ahd. egisgrimolt schreckender Dämon. Sodann kann nicht behauptet werden, daß in dem ags. Gedichte der Helm wegen des Eberbildes als ein Schreckenshelm bezeichnet werde; denn in den Worten der Elene a. a. O.: þær väs on eorle êdgesŷne ... grimhelm manig, ænlic eofurcumbul (da konnte man an den Helden leicht erschauen ... der Helmlarven manche, kostbare Eberzeichen) sagt der Dichter nur, daß die Helme mit kostbaren Eberzeichen geschmückt waren, welches Zeichen allerdings, da der Held, welcher ein solches auf seinem Helme trug, in ein besonderes Schutz- und Freundschaftsverhältniß mit dem Gotte Freyr, dem, wie der Freyja, der Eber geheiligt war, getreten war, und sich daher vor den feindlichen Waffen geschützt glaubte [6]), dem Feinde Schrecken einflößen mochte; aber es folgt daraus noch nicht, daß grima, krima, grime die Bedeutung Schreckenshelm habe, wie denn auch nirgends in der ags. Poesie der mit dem Eberzeichen geschmückte Helm egishelm oder egisgrime heißt. Aber es läßt sich sogar noch auf das Bestimmteste nachweisen, daß unserem Hildigrim gar nicht das Eberzeichen kennzeichnete, sondern ein leuchtender Karfunkel, der ihn schmückte, und dessen weithin schimmernder Glanz die Nacht wie den Tag erleuchtete, wovon besonders der alte Druck von Ecken Ausfahrt Str. 57—59 und 269 singt [7]); denn nach der Bearbeitung Kaspar's von der Roen Str. 200—201 bricht Dietrich, als Hildegrim im Kampfe mit Ecke zerhauen ist, den leuchtenden Karfunkel aus, setzt denselben in Ecke's Helm und nennt nun diesen Helm den neuen Hildegrin. Daher heißt auch in dem Gedichte von Dietrich's Drachenkämpfen der leuchtende Stein in dem Helme des Heiden geradezu Hiltegrin [8]); und W. Grimm hat vollkommen Recht, wenn er Heldensage S. 127 von dem nach dem Gedichte künec Ortnit Str. 44 (ed. Ettmüller) eine halbe Meile weit leuchtenden Helme Ortnid's, der ein Werk Elberich's ist, sagt: „und damit wird Hildegrim beschrieben, obgleich nicht benannt"; denn nach der Thidrekssaga c. 419 ist der Helm Hertnid's (d. i. Ortnid's, s. meine Deutsche Heldensage 2, 160 fg.), den Thidrek, wie schon erwähnt, mit Hildigrim vertauscht, mit fünf Karfunkelsteinen geschmückt. In Etzel's Hofhaltung Str. 168 ist Hildigrin schon eine allgemeine poetische Benennung, da er nicht blos Dietrich's Helm, sondern auch den seines Gegners bezeichnet.

Noch weiter geht W. Mannhardt, Germanische Mythen-Forschungen S. 88—90: „In Deutschland erkannte bereits Jacob Grimm den Oegir im Riesen Ecke wieder, der durch Dietrich von Bern besiegt und getödtet

---

5) Wobei jedoch zu beachten ist, daß erst im 12. Jahrh. die sogenannten Nasenberge und erst im 13. die geschlossenen Helme zur Herrschaft kamen. Von Sava in den Quellen und Forschungen 316 fg.

6) Dieses läßt keinen Zweifel übrig, wenn man nur erwägt, was Tacitus, Germania c. 45, über die Eberzeichen sagt, welche die die mater deûm (Freyja) verehrenden Aestier trugen: id (insigne superstitionis) armis omnique tutela securum deae cultorem etiam inter hostis praestat; sowie ferner folgende Stelle aus dem Beóvulf Str. 1449. 1450: se hwita helm hafelan werede ... since geweorđad, befongen freáwrâsnum, svâ hine fyrndagum vorhte væpna smiđ, wundrum teóde, besette svînlicum, þät hine siđþan no brond no beadomêcas bitan ne meahton (der weiße Helm das Haupt bewahrte ... geschmückt mit Kleinoden, umfangen mit Fürstenketten, wie in fernen Tagen ihn ein Waffenschmied würkte, mit Wundern zierte, mit Eberbildern besetzte, daß ihn seitdem nimmer Klingen noch Kampfschwerter versehren mochten). J. Grimm geht hier Myth. 195 zu weit, wenn er für freáwrâsnum schreibt Freáwrâsnum und Frothonis signis übersetzt. Das besondere Schutz- und Freundschaftsverhältniß zu Freyr drückte auch der ahd. und ags. Eigenname Frôwin, Freawine Freyr's Freund aus; aber nicht immer trug darum ein solcher einen mit dem Eber geschmückten Helm, denn Sigurđarkviđa 3, 24 heißt Sigurd, dem der Oegishelm zusteht, Freys vinr.

7) Auch Simon Kéza in der aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. stammenden Chronica Hungarorum, der Manches aus der Heldensage aufgenommen und auf den historischen Attila und Theoderich übertragen hat, sagt von letzterem: Hunc Dedricum galeam quandam habuisse, et illam, quanto magis deferebat, tanto majori claritate refulsisse fabulantur (W. Grimm, Heldensage S. 164).

8) Dô inne lit ein hiltegrin
Der git von golde lichten schin.
(W. Grimm a. a. O. S. 270.)

wird. Grimm's Annahme ist um so sicherer, als für Ecke neben der auf Aki, Agi zurückleitenden Form die andere dem gothischen Ógeis altn. Oegir genau entsprechende Uoki erhalten ist. Gleich dem nordischen Oegir führt Ecke einen leuchtenden Helm von wunderbarer Kraft. Diesen Helm unmittelbar mit dem Oegisheim zusammenzustellen, berechtigt uns nicht allein die sprachliche Identität des Ecke und Oegir, sondern noch mehr die nicht zufällige Uebereinstimmung, daß noch ein anderer von Dietrich bekämpfter Riese, der auf dieselbe mythische Grundlage wie Ecke, d. i. auf Vritra, zurückgeht, einen solchen Helm besitzt, dem ein Karfunkel hellen Schein verleiht und in welchem schon Wilhelm Grimm (Heldensage 386) den Oegishelm wiederfand. Nach der ältesten Gestalt, in der uns diese Mythe überliefert ist (Thiðrekssaga c. 15—17), bewachen Grim und Hilde, in denen ich nicht anstehe Bala und Vritra und seine Mutter wieder zu erkennen, in einer Höhle einen reichen Schatz. Der Tod der Hilde gleicht dem des Vritra und seiner Mutter, denen Indra den Nacken spaltet. Die Höhle ist dieselbe, in welcher Ahis oder Vritra, wie wir sehen werden, den Schatz des Regenwassers oder Sonnengoldes bewacht. Die Namen Hilde und Grim sind aus dem Namen des Helmes, welcher Hiltigrim heißt, von der falsch etymologisirenden Sage geschlossen, nicht entstand dieser aus jenen, wie die Thidrekssaga deutet. Hiltigrim begegnet nämlich dem Helm Hiltigöltr in der Hrólfs Krakasaga, der Hilldr = Freyja zugestanden haben muß, da den mythischen Ansätzen der Hrólfssage Freyssagen zu Grunde liegen und Hiltigöltr (Hildeneber) ein anderer Name des der Freyja heiligen Ebers Hildisvíni ist."

Von der hier aus der indischen Mythologie genommenen mythischen Grundlage müssen wir hier gänzlich absehen, da bei einem einzelnen Artikel darauf nicht eingegangen werden kann, und wir können dies um so mehr, da unsere Denkmäler, wenn man sie genau betrachtet, vollkommen genügen, um die Unhaltbarkeit der übrigen hier ausgesprochenen Ansichten zu beweisen. J. Grimm hat gewiß vollkommen Recht, wenn er in Myth. 218. 602 in dem völlig riesenhaft gehaltenen Ecke einen Niederschlag des Meergottes Oegir aus der Identität und den einstimmenden verwandtschaftlichen Verhältnissen beider schließt; allein ob dem nordischen Oegir der Oegishelm überhaupt zukommt und ob Ecke denselben führte, wie Mannhardt als ausgemacht annimmt, steht erst zu beweisen. Das Erstere wenigstens muß aus überwiegenden Gründen bestritten werden. Einmal wird dem Oegir, so oft auch nur von demselben die Rede ist, nirgends dieser Helm beigelegt, und man hat keinen Beweis dafür als die Einstimmigkeit des Namens, worauf zu bauen höchst unsicher ist. Ueberwiegendere Gründe sprechen hingegen dafür, daß der Helm ursprünglich entweder dem Geschlechte Hreidmar's oder dem Andvari's gehörte, oder vielmehr von dem zauberkundigen Regin aus dem Golde des letztern geschmiedet wurde; denn die einzige Kunde, welche uns die Edda von dem Oegishelm gewährt, ist folgende: Das Skáldskaparmál berichtet c. 40, nachdem es erzählt, daß Fafnir und Regin ihren Vater Hreidmar des Goldes wegen erschlagen, „Fafnir hatte da den Helm genommen, den Hreidmar gehabt hatte, und setzte ihn auf sein Haupt. Dieser Helm war Oegishelm genannt, und alles Lebendige entsetzte sich, wenn es ihn erblickte". Fafnir trägt dann denselben nach Fafnismál Str. 16. 17, und nach dem prosaischen Schluß dieses Liedes bemächtigt sich Sigurd, als er Fafnir und Regin erschlagen, des Oegishelmes, sowie Fafnir's Goldbrünne und Schwert Hrotti sammt seines Goldes. Aus der angeführten Stelle des Skáldskaparmál könnte zwar geschlossen werden, daß der Helm schon vor der Erwerbung des Hortes dem Hreidmar eigen gewesen sei; allein mehrfache Gründe, die ich in meiner Deutschen Heldensage 1, 140 fg. und 190 zusammengestellt und erwogen habe, und insbesondere der Umstand, daß sich Fafnir desselben, sowie der Goldbrünne zugleich mit dem Horte bemächtigt, machen es wahrscheinlich, daß er dazu gehörte, und daß Regin denselben, sowie die Goldbrünne aus dem Golde des Hortes verfertigte. Allein sei dem auch, wie ihm wolle (etwas Gewisses läßt sich nicht ermitteln), entscheidend ist hier, daß sowol in dem Geschlechte Hreidmar's, als Andvari's und unserer Nibelunge Eigennamen walten, die wie Oegir den Begriff des Furcht- und Entsetzenerregenden ausdrücken, und die entweder aus einer ihnen als Elbe einwohnenden eigenthümlichen Eigenschaft, welche der durch besondere Mittel hergerichtete Helm noch erhöhte, oder aus der Beschaffenheit des Helmes entsprangen, der in dem einen wie in dem andern Falle davon seine Benennung erhielt.

Der Name Hreiðmarr kann nicht, wie Lachmann, Kritik der Sage von den Nibelungen S. 343 vermuthet, aus ahd. Hruodmâr verderbt sein, da man im Norden denselben wohl verstanden haben würde, obschon auch eine Handschrift der Völsúnga saga wirklich Hróðmar liest; sondern er muß aus dem ahd. reidôn crispare, gareidi vibratus (Graff 2, 474)[9]), welchem entweder geradezu das alt. hreiða terrere, terrefacere gleich oder durch Ablaut verwandt ist, entsprungen sein. Fafnir ist das lateinische pavor, dem er nach der Lautverschiebung genau entspricht, und das hier im transitiven Sinne gefaßt werden muß, wie bei dem dem Mars beigelegten Pavor. Die Namen Óinn, Schilbung, Eugel, sowie der höchst wahrscheinlich noch hierher gehörige Agazi (Ages) haben, wie unter dem Artikel Giukûngar gezeigt wurde, insgesammt die Bedeutung des Furcht- und Entsetzenerregenden.

Wie das Geschlecht Andvari's und unserer Nibelunge, so gehört auch das Hreidmar's zu den Alfen. Regin wird ausdrücklich ein Zwerg von Wuchs genannt (prosaischer Eingang zu Sigurðarkviða II.), und die Völuspá stellt ihn daher Str. 12 unter dieselben. Das ganze Geschlecht erweist sich ferner schon in der Ueberwältigung der Asen, sowie in den Verwandlungen des Otr in Otter-, des Fafnir in Drachengestalt als ein

9) Man erwäge ahd. rido tremor, ridôn tremere a. a. O. S. 475.

übermenschliches. Dem Regin und Fafnir wird sodann große Weisheit beigelegt, wie sie den Alfen eigenthümlich war (prosaischer Eingang zu Sigurđarkviđa II., Fafnismâl Str. 12 fg.), beide werden zugleich als Joten (Riesen) bezeichnet (Fafnismâl Str. 29. 30), und der erstere besitzt noch, wie alle Alfen, eine wunderbare Geschicklichkeit, namentlich in der Schmiedekunst.

Erwägt man nun, daß unsere deutschen Ueberlieferungen den Elben einen scharfen, grimmigen, durchbohrenden, Entsetzen erregenden Blick zuschreiben, was die alte Sprache intsehan, mhd. entsehen nannte (Grimm, Myth. 430; vergl. Weeste in von der Hagen's Germania 9, 286), und daß dieses dieselbe Bedeutung hat, wie die in den nordischen Sagen begegnende Redensart: „hafa Oegishiâlm î augum", was den fürchterlichen, scharfen Blick der Augen, den Andere nicht aushalten, bezeichnet, und womit der bekannte Schlangenblick (ormr î auga) Aehnlichkeit haben mag [10]), erwägt man ferner, daß den Zwergen wunderbare Hauptbedeckungen, wie die Unsichtbarkeit und höhere Leibesstärke verleihende Tarnkappe (nordisch hulizhiâlmr) u. a. eigen waren: so kann man nicht mehr zweifeln, daß der Oegishelm ursprüngliches Eigenthum jener elbischen Wesen unserer Nibelungensage und nicht des Meergottes war, und daß die erwähnten Eigennamen, sowie der Name des Helmes auf die eine oder andere der angegebenen Weisen erklärt werden müssen. Die Eigenschaft des Helmes, Furcht und Entsetzen zu verbreiten, mochte man wol, wie jener zauberhafte Blick der Augen an die Hand gibt, durch die weithin leuchtenden, die Nacht gleich den Tag erhellenden Edelsteine bewirken, und ich stehe daher nun nicht an, in dem Hildigrim wirklich einen Oegishelm zu erblicken, und zwar um so mehr, da derselbe ein Werk Malpriant's oder Albrian's war, welcher mit zu unsern Nibelungen gehörenden Alberich oder Elberich identisch ist, und letzterer auch Ortnid's leuchtenden Helm verfertigte [11]); allein eine Identität Hildigrim's mit Sigurd's Oegishelm, wie dieses W. Grimm annimmt, kann aus den angegebenen Gründen dennoch nicht behauptet werden.

Da es aber mit Recht bestritten werden muß, daß der Oegishelm dem Meergott, und folglich auch dem Ecke, als dessen Niederschlag, zugestanden habe, und aus den früher beigebrachten Gründen sowol die Identität von Ecke's Helm, wenn das Lied diesem auch einen weithin leuchtenden Glanz zuschreibt, mit Hildigrim, als auch die des letztern mit dem Hiltigölte durchaus zu leugnen ist: so stellt sich aus unsern Denkmälern die Behauptung Mannhardt's, daß die Namen Grim und Hilde von der falsch etymologisirenden Sage aus aus dem Namen des Helmes geschlossen seien, als unhaltbar heraus, mag es sich nun auch mit der mythischen Grundlage Ecke's und Grim's verhalten wie es will.

Gänzlich unhaltbar ist es auch, wenn K. Simrock, Myth. 355 behauptet: Hildigrim sei von Hilde genannt, einem Nebennamen der Hel, welcher sie als hilende, hehlende, verbergende Göttin bezeichne. Wenn Dietrich den Hildigrim nach der Thidrekssaga zugleich mit dem Schwerte von Grim und Hilde gewonnen habe, so beruhe dies nur zum Theil auf falscher Etymologie: er habe wirklich einst Hilden gehört, wenn wir sie als Hel und zugleich als die Göttermutter des Tacitus dächten, als deren Symbol die Aestier Eberzeichen trugen, durch welche man dem Feinde unsichtbar zu werden meinte. Allein der Hildigrim war keine Hel- oder Tarnkappe, sondern im Gegentheil ein weithin leuchtender Helm, durch den man den ihn tragenden Helden, wie Ecke den Dietrich, selbst in finsterer Nacht sogleich erkannte, und den Helm kennzeichnete nicht das Eberzeichen, sondern der leuchtende Karfunkel. (*A. Raszmann.*)

GRIMA (Michele Angelo), ein aus Malta gebürtiger Chirurg, zugleich Demonstrator der Anatomie in Florenz, hat über die Sensibilität der Sehnen und über deren Nerven experimentirt und seine Ergebnisse in einer kleinen Schrift: Mémoire sur la sensibilité des tendons. Paris 1760 veröffentlicht. Ferner empfahl Grima die Darmnaht, gestützt auf Versuche an Thieren und auf gelegentliche Beobachtungen an Menschen, in der kleinen Schrift: Del nuovo e sicuro metodo di cucire gl'intestini, allora quando in occasione di ferita o di altro vengan' offesi, ed allontanati dalla loro naturale contiguita. Parigi 1760. 4. Außerdem schrieb Grima noch: Della medicina traumatica. Firenze 1776. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIMALD (auch Grimold) [1]), Abt von St. Gallen und Erzkanzler König Ludwig's des Deutschen, gestorben den 13. Juni 872, stammte aus einer edlen fränkischen [2]) Familie und war der Neffe des bei Karl dem Großen angesehenen Erzbischofs Hetti von Trier. Noch unter Karl dem Großen selber ward er in die bekannte Hofschule aufgenommen, Alcuin war der Erzählung des Monachus Sangallensis I, 8 nach sein Lehrer. Er gehörte später zur kaiserlichen Kapelle und war zugleich auch Lehrer an der kaiserlichen Hofschule. Darauf scheint er eine Zeit lang im Kloster Reichenau gelebt zu haben. Er kam von hier aus jedoch bald wieder an den kaiserlichen Hof und ging darauf in die Dienste Ludwig's des Jüngern, des Sohnes von Ludwig dem Frommen, über. Er wurde um 824 [3]) Kaplan des

10) Die ebenfalls daselbst begegnende Redensart: „unter dem Oegishelm sein", „den Oegishelm über Einem tragen", und die Furcht, Ehrfurcht einflößen bedeuten, scheinen dasselbe zu sein. 11) Für Deutschland ist der Oegishelm verbürgt durch den Mannsnamen Egihelm, Eggihelm (Grimm, Myth. 218) und durch die von Landau, Beschreibung von Hessen S. 227 angeführten Eggshelmer Steine bei Jesberg.

1) Dümmler schreibt durchweg Grimold; Wattenbach dagegen Grimald, Stumpff desgleichen. Die Quellen scheinen auch mir mehr für die letztere Schreibart zu sprechen. 2) Und zwar aus Austrasien, das zeigen die Angaben über die Herkunft zweier Verwandten, des Erzbischofs Hetti von Trier und der Nonne Warentrud, bei *Brower* und *Masen*, Antiquitates et Annales Trevirenses. Bd. I. Leodii 1770. S. 404. Fol. In der Grabschrift der Warentrud heißt es: Cujus germanus vir clarus in omnibus extat, nomine Grimaldus, ore et honore potens. 3) So Dümmler S. 92. — Abt wurde er nach Goldast, Scr. rer. alam. II, 145, erst 833.

Klosters Weißenburg im Speiergau, bald darnach auch Abt. Das klösterliche Leben hielt er aber nicht streng, sondern er lebte mehr am Hofe. Sein Ansehen als Gelehrter wie als Hofmann war groß. Das zeigen z. B. die Widmungen Walahfrid's, der ihn als eine hervorragende Größe am Hofe Ludwig's des Frommen und zugleich als Dichter und Lehrer verherrlicht.

Durch seine ganze Erziehung war Grimald vom Karolingischen Kaisergeschlechte von Hause aus zum Staatsmann bestimmt; einen ähnlichen Bildungsgang machten die meisten deutschen Staatsmänner in der ersten Hälfte des Mittelalters durch, was neuerdings ausführlich und in das Detail gehend Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, und Stumpff in seinem Werke: Die Reichskanzler des 10., 11. u. 12. Jahrh. Bd. 1. Innsbruck 1865 ausgeführt hat. Grimald blieb mit Ludwig dem Deutschen sein ganzes Leben lang eng verknüpft, zum Theil als dessen erster und leitender Minister. Als Ludwig mit seinen beiden andern Brüdern den Vater auf dem Lügenfelde zu Colmar 833 gefangen und sich zu seinem bisherigen Königthum Baiern die Herrschaft über Austrasien verschafft hatte, nahm er zur Leitung der nun ausgedehnteren Reichsgeschäfte den Abt Grimald als obersten Kanzler. Ludwig billigte die Härte, mit welcher Lothar den entthronten Kaiser zu Aachen gefangen hielt, nicht und schickte im J. 834 seinen Kanzler Grimald, der dem alten Kaiser von früher her wohlbekannt war, als Gesandten ab, um den Vater zu trösten und durch Winke ihm anzudeuten, daß Hülfe nahe sei. Im J. 835 bestätigte der König dem Kanzler eine reiche Schenkung im schwäbischen Aphagau, die ihm vom alten Kaiser (wahrscheinlich zur Belohnung für die Bemühungen um die Freiheit desselben) gemacht worden war. Es ist wol ein Irrthum, wenn Grimald in der Ueberschrift der Urkunde Abt von Reichenau statt von Weißenburg genannt wird, vergl. Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reiches. Bd. 1. Berlin 1862. S. 111. — Voll Schwäche gegen seine zweite Frau Judith beraubte der Kaiser im J. 838 Ludwig den Deutschen des größten Theiles seiner Länder. Der Bedrohte empörte sich, aber ein großer Theil seiner Anhänger ging zum Kaiser über. Zu den Wenigen, die ihm treu blieben, gehörte auch Grimald, der dafür durch Spruch des Kaisers seine Abtei Weißenburg verlor, wie Dümmler a. a. O. I. S. 127 sehr wahrscheinlich macht. Einen besonders thätigen Antheil an der Empörung des Königs scheint Grimald aber nicht genommen zu haben (er tritt nämlich in dieser Zeit seit 837 nicht als Kanzler auf); wahrscheinlich misbilligte er den Aufstand, ohne jedoch von dem Könige sich geradezu loszusagen, ähnlich wie Thegan, dem zwar die Treue gegen den Kaiser am höchsten steht, der aber, so weit es damit vereinbar ist, doch eine entschiedene Parteinahme für Ludwig den Deutschen bei der entschiedensten Abneigung gegen Lothar durchblicken läßt, vergl. Dümmler I. S. 869. Ludwig unterlag und wurde wieder auf Baiern beschränkt; er ruhte aber nicht und empörte sich bald wieder. Da starb der Kaiser im Juni 840. Nun begannen die Kämpfe der Söhne unter einander. Ludwig hatte kaum festeren Boden gegen den falschen Lothar gewonnen, da übergab er das große Kloster St. Gallen, ohne sich um das Wahlrecht der Mönche zu kümmern, seinem getreuen Erzkanzler Grimald im J. 841 [4]). Politische Rücksichten leiteten ihn dabei. Er wollte gegenüber der Lotharischen Partei, die viel Anhänger in Alamannien zählte, ein Gegengewicht in Grimald gewinnen. — Ueber Grimald's kirchliche Thätigkeit verlautet wenig. Nur 852 und 857 nahm er an den Mainzer Synoden Theil. Als Rathgeber finden wir ihn im J. 859 wieder an Ludwig's Seite, als dieser ohne besonderen Grund einen räuberischen Kriegszug gegen Karl den Kahlen unternahm. Hincmar von Rheims richtete in Folge dessen einen Brief an Grimald, in welchem er ihn auffordert, seinen König den Eingebungen verruchter Menschen zu entziehen und es nicht wieder zu einem solchen Kriege kommen zu lassen; statt Grimaldus ist in diesem Briefe Grunaldus geschrieben, vergl. *Flodoardus*, Hist. Rem. eccl. III. c. 24. Der Inhalt dieses Briefes läßt vermuthen, daß Grimald selber nicht zu den schlechten Rathgebern gehört hatte, sondern gegen den Krieg war. Dümmler I. S. 441 bringt dazu ein anderes Moment. Zwischen 857—861 ist nämlich keine Königsurkunde auf Grimald's Namen ausgefertigt, sondern auf den Namen des Kanzlers Witgar. Höchst wahrscheinlich war Grimald gegen die kriegerische Politik, die damals seinen König erfaßt hatte, aufgetreten und hatte seine Stelle im höchsten Rathe verloren. Gerade zu einer Zeit (April 861) tritt er wieder als Kanzler auf, wo die Verschwörungen im Innern den König von der Verderblichkeit seiner auswärtigen Politik überzeugten. Der Einfluß Grimald's scheint von dieser Zeit an bis zum J. 870, wo er sich altersmüde von der Kanzlei nach seinem Kloster St. Gallen zurückzog, ein unerschütterlicher gewesen zu sein.

Im Einzelnen lassen sich die Einwirkungen Grimald's auf die Entschlüsse des Königs Ludwig nicht weiter nachweisen, als es im Vorhergehenden geschehen ist, er gehörte aber, wie Dümmler I. S. 874 bemerkt, ohne Zweifel zu den hervorragendsten und verdientesten Männern unter der Regierung Ludwig's, dem er bald auf seinen Zügen ihn begleitend, bald in seinem Auftrage weite Strecken durcheilend mit rastlosem, unermüdlichem Eifer diente und „wie ein getreuer Jolaus" zur Seite stand.

Um Grimald's Bedeutung vollständig würdigen zu können, müssen wir auf seine Thätigkeit einestheils als Erzkanzler, anderntheils als Abt von St. Gallen noch ein Augenmerk richten.

Nach den neuesten Forschungen liegt die Hauptbedeutung Grimald's in seiner Thätigkeit als Erzkanzler. Stumpff hat das zuerst hervorgehoben. Wie das Geschlecht der Karolinger, so meint er a. a. O. S. 47, in der eignen Tüchtigkeit das Recht seines Berufes, in der Ausführung der umfassendsten, weltgeschichtlichen Plane seine Rechtfertigung und in der Zustimmung und Weihe durch

4) Grimald scheint damals durch die Gunst des Königs auch Weißenburg wieder erhalten zu haben, vergl. weiter unten.

die Kirche die höchste geistige Stütze suchte und fand und also mächtig umgestaltend in sämmtliche Verhältnisse der damaligen Welt eingriff, so sollten auch in den Urkunden desselben die Spuren des neubelebenden Principes, das von ihm ausging, wie der gewaltigen Aenderungen, deren Veranlassung es war, wiederzuerkennen sein. Zunächst schloß man sich freilich hinsichtlich des Urkundenwesens an die Merovinger an. Doch bald trat eine Umwandlung fast aller überkommenen Formen ein, wie es eben die neuen bewegenden Gedanken, die in der Vereinigung von Imperium und Kirche lagen, erheischten. Und wie die Documente, so trägt auch bald die ausfertigende Behörde, die Kanzlei, einen andern Charakter, ist selbst eine wesentlich neue geworden. „Besonders unter drei Regenten, unter Pipin, Karl dem Großen und Ludwig dem Deutschen, gelangten allmälig diese Hauptveränderungen zu einem bestimmten dauernden Ausdruck und insbesondere des Letzteren Erz-Notar und Kaplan Grimald, Abt von St. Gallen, muß geradezu als derjenige bezeichnet werden, von dem das Karolingische Kanzlei- und Urkundenwesen, wie es denn bestimmend für die nächsten Jahrhunderte geblieben ist, gleichsam seinen Abschluß und seine Vollendung erhalten hat. Müssen wir, gerade der Merovingerperiode gegenüber, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit, wodurch z. B. sogar die Urkunden eines jeden einzelnen Karolingers für sich von denen aller übrigen auf das Genaueste unterschieden werden können und dabei doch wieder die Stetigkeit, Folgerichtigkeit und den Zusammenhang in der gemeinsamen Entwickelung aller als einen ganz besonderen Vorzug dieses wesentlich schöpferischen Zeitraums der Karolingerherrschaft betonen, so liegt gerade in diesem letzten Moment zugleich der Grund zu einer unverkennbaren Scheidung auch in dem Urkundenwesen von den folgenden schlimmen Zeiten." Besondern Nachdruck erhielt Grimald's Stellung auch dadurch, daß er zum ersten Mal die oberste Leitung der königlichen Kapelle und Kanzlei in einer Hand vereinigte. — Als Geistlicher und Abt hat Grimald sich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Walahfrid lobt ihn auch als Dichter; erhalten ist aber nichts von diesen dichterischen Erzeugnissen. Als Theologe hat Grimald nur Muße gefunden, zum Sacramentarium des heil. Gregor einen zweiten Theil hinzuzufügen, der von Jöcher übrigens wenig Lob erhält. Das Hauptgewicht seiner schriftstellerischen Thätigkeit liegt eben im Erzkanzler-Amte. Hingegen hat Grimald große Verdienste durch Förderung der literarischen Arbeiten Anderer und durch die praktische Thätigkeit als Abt. So ließ er die durch eine Feuersbrunst zerstörte Abtei Weißenburg größer und glänzender wieder aufbauen [6]). Ermanarich von Ellwangen (vergl. über ihn Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen S. 121) kann ihn nicht genug loben als weisesten der Lehrer am Hofe. Aus einem Briefe desselben erfahren wir auch (vergl. Dümmler S. 871), daß Grimald Abt von drei Klöstern gewesen sein muß. Außer St. Gallen scheint er noch Weißenburg (welches er 838 verlor) und Ellwangen, wie vermuthet wird, besessen zu haben. Für Weißenburg spricht auch der Umstand, daß er im Nekrologe des Klosters aufgeführt ist. Uebrigens hat er wol keines seiner Klöster durchaus selbst verwaltet. Von St. Gallen wissen wir es bestimmt, daß er den gelehrten Mönch Hartmut zum Unterabte wählen ließ, vorzugsweise auch deshalb, um die in ihrem Rechte gekränkten Mönche zu versöhnen. Doch hat er sehr viel für das Kloster gethan, besonders durch die Hebung der Klosterschule und Bereicherung der Bibliothek. Derselben schenkte er eine Sammlung werthvoller Manuscripte, deren Verzeichniß wir noch im Ratpertus haben, darunter einen Virgil und Vegetius; und die Blüthe der Schule beginnt seit der Zeit Grimald's. Obwol nicht selbst an mönchisches Leben gewöhnt, wirkte er mit Hartmut doch eifrig darauf hin, die Regel des heil. Benedict in aller Strenge durchzuführen. Es entwickelte sich unter seiner strengen, aber doch väterlichen Leitung im Kloster ein wahrhaft brüderliches Zusammenleben, welches mit regem wissenschaftlichem Geiste gepaart war, da Grimald es besonders gut verstand, die wissenschaftlichen Arbeiten Anderer zu fördern. Auch in St. Gallen zeigte er seinen Sinn für das Praktische, indem er zu dem neuen Klostergebäude, welches seit 830 gebaut war, eine eigene Amtswohnung hinzufügte; ferner erwirkte er dem Kloster fast völlige Freiheit hinsichtlich der Steuern an den König und befreite es von der Oberhoheit des Bischofs von Constanz, der immer wieder Ansprüche an das Kloster machte. So wußte Grimald durch eifrige Fürsorge sich die Liebe der Mönche zu erwerben. Einsicht in die klösterliche Thätigkeit Grimald's gewährt *Yso*, De miraculis S. Otmari bei *Pertz*. Scriptt. II. p. 48—53, besonders aber, weil weniger mit Wundergeschichten geschmückt, *Ratpertus*, Casus S. Galli bei *Pertz*. a. a. O. p. 67—72, wo ebenfalls erwähnt ist, daß Grimaldus mehrere Klöster unter sich hatte, ohne daß dieselben genannt sind. — Vergl. über ihn Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen V. 1. Auflage, u. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. Bd. I. Berlin 1862, dem ich hauptsächlich folge; von den Quellenschriftstellern ist Ratpertus der wichtigste. (*R. Pallmann.*)

GRIMALDI, eins der berühmtesten Patriciergeschlechter Genua's, nicht aus dem benachbarten Landadel hervorgegangen, sondern aus dem „Volke" Genua's selbst, das, in zahlreiche Linien verzweigt, im Genuesischen, der Provence, der Grafschaft Nizza, dem Comtat Avignon, Piemont, Neapel und Sicilien, Spanien, England, Australien, dem griechischen Archipel bedeutendes Grundeigenthum besessen, vielfache Marchesen-, Herzogs- und Fürstentitel erworben, der Vaterstadt zwölf Dogen gegeben und über $4^1/_2$ Jahrhunderte lang mit nahezu souveräner Gewalt das Fürstenthum Monaco regiert hat; ihre Erben daselbst, die Goyon-Matignon, haben dort auch den Familiennamen fortgeführt. Leider beruhen die

6) Vergl. Necrologium des Klosters Weißenburg (im Archiv des historischen Vereins von Unterfranken Bd. XIII, 3. Würzburg 1855. S. 58): Obiit (13. Juni) Grimaldus abbas. Qui ecclesiastico utilitati studiosus intendens monasterium Sancti Petri post incendium majore edificio restauravit.

Nachrichten, welche über den Ursprung des Hauses gäng und gäbe sind, lediglich auf fabelhaften Erdichtungen und offenkundigen Fälschungen des 17. Jahrhunderts. Damals schrieb Carlo de Venasque, Dr. juris, Nobile von Monaco, inspirirt von dem Cardinal Girolamo Grimaldi, sein Buch: Genealogica et historica Grimaldae gentis arbor [1]), das seitdem allen weitern Arbeiten über das Geschlecht als Grundlage gedient hat und selbst von dem sonst kritischeren Hon. Bouché in seiner Geschichte der Provence [2]) nur excerpirt worden ist. Er stützte sich dabei angeblich auf eine uralte Familientradition, der zufolge der bekannte Majordomus Grimoald, Pipin's von Herstall Sohn (gest. 714), durch seinen von Karl Martell verdrängten, damals fünfjährigen Sohn Theudoald, den die Mutter Theodesinde nach Asturien zu Pelayo geflüchtet, und der dann dort, wie in Septimanien und der Provence, sich gegen die Araber hervorgethan, Ahnherr des Hauses geworden. Von seinen Söhnen habe der jüngere Ramiro eine Linie in Spanien begründet; Ugone I. aber sei Herr von Antibes geworden, in dessen Besitze ihm seine Nachkommen in directer Stammlinie gefolgt seien, zuerst Passano, dann Grimaldo I. (verm. mit Crispina, Tochter Robert's I. von der Normandie!) und hierauf Guido I., Gemahl der Orlanda von Alençon, von dessen Brüdern Crispin Ansgot die Familie du Bec Crespin in der Normandie begründet, während ein anderer Gibellino die Herrschaft seines Hauses zuerst in Monaco befestigt habe. Weiter heißt es, Kaiser Otto I. habe bereits 968 zu Regensburg dem Grimaldo I. den souveränen Besitz von Monaco bestätigt; seine Erben hätten daneben in der Provence einen ansehnlichen Küstenstrich von St. Tropez bis Fréjus inne gehabt. Haupthelд der Familie ist aber jener Gibellino (damals ein wunderlicher Name!), der als Verbündeter des Wilhelm I. von Marseille, Grafen von Arles, 973 geholfen, Fraxinetum (Garde Fremet) den Sarazenen entreißen, letztere in ihrer Felsenburg niedergemacht und zum Lohne jenes Gebiet am Golf von Fréjus (Sinus Sambracitanus) erhalten, welcher letztere nach ihm Golf von Grimaud genannt sei. Eine angebliche Bestätigung dieser Verleihung stellte im September 980 [3]) König Konrad von Burgund aus, als „König der Alemannen und Provençalen", einzig mit Wahrung der Anrechte der Kirche von Fréjus; dann soll Gibellino an dem später Grimaud genannten Platze zwischen Fraxinetum und dem Meere einen Thurm gebaut, von da aus die sarazenischen Piraten verfolgt, Nizza von der Herrschaft der Ungläubigen befreit und ihre letzten Schlupfwinkel vernichtet haben. Allein dieser Legende von dem Ghibellinen Grimaldi, dem Manne egregiae magnificentiae, steht schon der Umstand entgegen, daß Fremet erst 993 von dem Grafen Beroald, dem Ahnherrn des Hauses Savoyen, erobert und zerstört ward; außerdem aber trägt die angebliche Belehnungsurkunde von 980 alle Kriterien der Unechtheit in sich, sodaß sie für uns jede Beweiskraft verliert. Auf Guido I. läßt Venasque erst dessen ältern Sohn Ugone II., dann den jüngern Grimaldo II. folgen, der sich 1084 mit der byzantinischen Prinzessin Aleria Komnena vermählt habe — ein schöner Anachronismus, wenn Guido I. um 980 geblüht haben soll! —; von dessen Söhnen habe Luca 1104 eine Kreuzflotte geführt und eine Seitenlinie gestiftet, Guido II. aber Monaco auf seinen ältesten Sprossen Grimaldo III. vererbt (1162—1184), der mit Antonia Pia, Tochter des Grafen Raimund Berengar III. von Provence, sein Geschlecht fortgepflanzt habe. Von seinen Söhnen habe Alberto, 1168 Johanniter-Comthur zu Puimoisson in der Diöcese Riez, 1164 zu einer Kreuzfahrt gerüstet, während Oberto (1188—1197), verm. mit Corradina Spinola (gest. 1223 oder 1232), 1190 als Haushofmeister Barbarossa's zu Philipp II. von Frankreich gegangen, um diesen zur Theilnahme am Kreuzzuge zu bestimmen. Unter seinen Söhnen hätten Nicolò, Jugo und Oberto eigene Nebenlinien gestiftet; Grimaldo IV. aber (1219—1244), der 1219 die Kreuzflotte Johann's von Brienne gegen Damiette geführt — daher auch das Wappen der Grimaldi in den Salles des croisades zu Versailles —, sei in Monaco gefolgt und habe es auf seinen Sohn Francesco vererbt, während von seinen andern Kindern u. a. Devoto 1263 als Bischof von Grasse gelebt habe. Letzterer ist jedoch ebenso eine rein erdichtete Persönlichkeit, wie jener Manfredi und zwei Raimondo Grimaldi, die im 12. Jahrh. den Bischofsstuhl von Antibes inne gehabt haben sollen.

Gegenüber diesen Fictionen wagten besonnenere Forscher des vorigen Jahrhunderts doch einzelne Zweifel zu hegen; und so beginnen der Père Anselme [4]), Chasot de Nantigny [5]) und de la Chesnaye des Bois und Badier [6]) ihre Genealogien der Grimaldi erst mit dem eben genannten Grimaldo IV., der allerdings, wie wir hernach sehen werden, sich auch urkundlich nachweisen läßt, freilich nur als Patricier Genua's, nicht als Souverän von Monaco. Von den neuern Bearbeitern der Geschichte von Monaco hat der besonnene Girolamo Rossi [7]), der auch eine später zu citirende Münzgeschichte der Grimaldi geliefert hat, sich damit begnügt, das rein urkundlich Verbürgte festzuhalten, und die Herrschaft des Hauses in Monaco ganz richtig erst vom Jahre 1271 datirt; während Henri Métivier [8]), obgleich auch er von Skepticismus nicht frei ist, doch nicht gern mit den alten Traditionen seines Fürstenhauses brechen möchte, den Gibellino noch ganz festhält und durch höchst ge-

1) Parisiis 1647. fol. 2) Chorographie de la Provence. Aix 1664. fol. 2 Voll. 3) *Métivier* Vol. I. p. 319—320; doc. no. 3, angeblich aus dem Archiv von Fréjus (s. hernach).

4) Histoire généalogique de la maison de France. Paris 1726. fol. Vol. IV. p. 489 sq. 5) Les généalogies historiques. Paris 1736. 4. Tom. II. p. 383—403. Die Art de vérifier les dates. Tom. XVIII. Paris 1819. 8, p. 48—49 enthält nur eine kurze Uebersicht, die aber auch erst mit jenem letzten Grimaldo beginnt. 6) Dictionnaire de la noblesse. 3e éd. Paris 1866. 4. Tom. IX. p. 824—851. 7) Il principato di Monaco, studj storici. Torino 1860. 8. 8) Monaco et ses princes. La Flèche 1862. 8. 2 Vols. Ebenso kurz: *Pemberton*, History of Monaco. London 1869. 8.

wagte Conjecturen die uralte, fast 1000jährige Souveränität der Herren von Monaco zu stützen sucht.

Dem gegenüber ergeben die Urkunden des in seltener Vollständigkeit erhaltenen Notariats-Archives in Genua, sowie die dort im Staats-Archive und auf der städtischen Bibliothek aufbewahrten, urkundlich belegten Genealogien der genuesischen Geschlechter von Buonarotti, Giscardi u. s. w. ganz andere Resultate. Dieselben sind im Wesentlichen schon den „Genealogie delle famiglie nobili di Genova" von Natale Battilana (Vol. II. p. 1—24. Genova 1825. fol.) zu Grunde gelegt; da aber letztere sich auf bloße Namen und Zahlen beschränken, auch manche Zweige und die neueste Zeit nicht umfassen, bin ich meinem Freunde Hrn. Cav. Luigi Tommaso Belgrano, Archivar der Bank von S. Giorgio, zu hohem Danke verpflichtet, indem er eine Copie der betreffenden Tabellen aus Battilana auf Grund der Handschriften hin für mich ergänzte und die fehlenden biographischen Notizen beifügte. Andere wichtige Ergänzungen verdanke ich den Herren Marchesen Alexander Beaufort Grimaldi auf Hernden House und Charles Louis Henri Marence Grimaldi von Cagnes zu Hasselt, Hrn. Giacomo Giuseppe Grimaldi auf Naros, Hrn. Cav. Erasmo Ricca in Neapel und andern.

Um zunächst noch einmal auf das Werk Venasque's zurückzukommen, so hat derselbe neben einer handschriftlichen Genealogie im Archive zu Monaco, die von Nicolò Grimaldi 1430 verfaßt, das Geschlecht von dem Majordomus Grimoald herleitet, drei sehr interessante, von andern Mitgliedern des Hauses herrührende Documente benutzt, Aufzählungen sämmtlicher lebender Sprossen desselben aus den Jahren 1333 [9]) (auf Veranlassung des Rabella Grimaldi), 1554 (durch Francesco quond. Raffaello) und 1634 (von Francesco qu. Luca), die durchaus ein authentisches Gepräge tragen. In der Vorrede erörtert er die ihm bekannten acht verschiedenen Ansichten über den Ursprung des Geschlechts, den schon der Historiograph Genua's Agostino Giustiniani für sehr unsicher erklärte; er führt darunter auch die richtige als siebente auf, entscheidet sich aber schließlich für diejenige, welche der Familie möglichst uralte und hochadelige Herkunft vindiciren will, obgleich schon Federici, ein höchst besonnener Forscher, das frühere Vorkommen des Geschlechts bezweifelt hatte, und richtet dadurch in dem Stammbaume derselben die ärgste Verwirrung an. Daß der Name ursprünglich ein Vorname, ließ sich nicht bezweifeln, ebenso wenig, daß Grimoald mit Grimaldus identisch; allein man hätte dann ebenso gut auf die langobardischen Herzoge von Benevent, wie auf den Sohn Pipin's zurückgreifen können. In Oberitalien aber war der Vorname Grimaldus ebenso gewöhnlich wie im Beneventanischen; aus Urkunden nenne ich beispielsweise einen im J. 907, einen 1001, einen Priester in Novara 1008 u. s. w. Der neueste Historiker Genua's, Canale [10]), wollte das Geschlecht von den Herren von Vezzano ableiten, aus dem Grimaldo 1120 mit seinem Sohne Guiscardo und seinen Sippen Portovenere den Genuesen verkaufte, ein anderer Grimaldetto, des verstorbenen Paganello Sohn, 1247 mit den Leuten von Boverino 1247 einen Vertrag einging, ein Guglielmo di Grimaldo als Feudalherr in der Lunigiana erscheint, ein Grimaldino der Weiße, vielleicht identisch mit jenem Grimaldetto, am 14. Febr. 1263 seinen Antheil an Vezzano dem Grafen Nicolò Fiesco von Lavagna verkaufte. Er folgerte daraus, daß jener erste Grimaldo, Guiscardo's Vater, wol ein Nachkomme des genuesischen Consuls Guiscardo (1056) sei; freilich eine wenig haltbare Theorie, da Guiscardo häufig als Vorname erscheint, der Vorname Grimaldo aber auch im 12. Jahrh. bei ganz verschiedenen Geschlechtern Genua's [11]) gefunden wird. Battilana beginnt seine Genealogie mit dem Consul Grimaldo, dem Grimaldo III. Venasque's; Olivieri und Belgrano wiesen in den Atti della Società Ligure di storia patria zuerst auch den Vater desselben aus den Urkunden des Registro arcivescovile mit unzweifelhafter Gewißheit nach. Indem ich daher denselben ganz mich anschließe und die bei Venasque citirten zahlreichen nicht urkundlich nachweisbaren Söhne der ersten Stammhalter ganz bei Seite lasse, beginne ich Genealogie und Geschlecht der Grimaldi mit:

Otto Cannella, Console del commune in Genua 1133 und 1135. Wer sein Vater gewesen, ist nicht nachweisbar; gewiß ist, daß das Geschlecht Cannella, dessen Namen wir noch in spätern Jahrhunderten unter den Notaren Genua's begegnen, schon damals vielfach verzweigt gewesen sein muß. Er hatte Antheil an dem Zehnten von Nozarego und von la Pieve di Langasco und starb vor Anfangs Juni 1143. Otto hatte vier Söhne: a) Bellamutus, Zeuge 1117 und 1123, Console del commune 1124, 1126, 1130, 1138 und 1142, einen der beiden boni homines der erzbischöflichen Curia; resignirt um 1143 seinen Antheil an dem Zehnten aus la Pieve di Ceranesi dem Erzbischofe und stirbt vor Juli 1148; sein Sohn Otho de Bellamuto, der 1157 den Vertrag zwischen Genua und König Wilheim I. von Sicilien mitbeschwor, ward Ahnherr des längst erloschenen Geschlechts Bellamuti; b) Bulzanetus (Amicus Bulzanetus), Mitnutznießer der Zehnten aus Ceranesi, 1157 beschwört er den Vertrag mit Sicilien; c) Rubaldus Rubecus, gest. vor 1143, dessen Söhne Antheil an den Zehnten von Nozarego und Ceranesi haben, und d) Grimaldus, nach dem das Geschlecht sich nennt. Derselbe verzichtete auf seinen Antheil an dem Zehnten 1143 zu Gunsten des Erzbischofs, ward im Juni desselben Jahres verurtheilt, letzterem 9 genuesische Denare als Zins für sein Haus „in burgo" zu zahlen, verkaufte 1156 ein Marchesana genanntes Grundstück, wird als Zeuge 1160 genannt und bekleidete 1162, 1170 und 1184 das Amt eines Console del commune. Venasque gibt ihm neun Söhne, urkundlich steht nur einer fest: Obertus

9) p. 36 sq. 10) *Mich. Gius. Canale*, Nuova historia della repubblica di Genova. Vol. I. Firenze 1858. 8. p. 447.

11) Ido vicecomes Grimaldus 1160; Grimaldus vicecomes (Visconti) 1186; Grimaldus Rodicanda 1158; Grimaldus Portiveneris 1178 in Urkunden als Zeugen.

Grimaldus de Burgo (1186—1223), der 1188 den Frieden mit Pisa beschwört, in demselben Jahre mit seinem Verwandten Oberto Spinola die Kirche S. Luca gründete, auch 1210, 1216 und 1223 urkundlich genannt wird und 1232 gestorben sein soll. Von Corradina Spinola, Guido's Tochter, hinterließ er vier Söhne, die ebenso viel Linien stifteten; sieben andere Kinder, die ihm Venasque beilegt, sind notorisch erdichtet. Diese Söhne waren: a) Grimaldus de Grimaldo (1210—1257), von dessen Linie unter A.; b) Ingo de Grimaldis (1210—1235) (Linie B.); c) Oberto (1235—1258) (Linie C.) und d) Nicolò (1250—1258) (Linie D.); sie werden auch in der Zusammenstellung der Familienglieder vom Jahre 1333 als alleinige Ahnherren sämmtlicher damals lebender Grimaldi bezeichnet.

A. Linie Grimaldo's.

Grimaldo quondam Oberto findet sich urkundlich von 1210—1257, 1232 und 1244 als einer der acht Consiglieri nobili, und beherbergte 1244 in seinem Palaste seinen Landsmann Papst Innocenz IV.; 1253 erscheint er als Grimaldo „de Gavi" in den Kreuzzugs-Contracten zwischen Genuesen und Ludwig X. von Frankreich. Von den zwei Gemahlinnen, die ihm Venasque gibt, ist keine verbürgt, von den zehn Kindern, die ihm derselbe beilegt, sind sechs nachweislich apokryph. Auch seine Betheiligung an dem Kreuzzuge gegen Damiette 1219 beruht durchaus nicht auf zuverlässigen Quellen; noch weniger ist daran zu denken, daß er Fürst von Monaco gewesen; dagegen ist es unzweifelhaft, daß er, gleich seinem ganzen Hause und seinen Erben, der guelfischen Partei entschieden anhing. Grimaldo hatte notorisch nur vier Söhne: a) Lanfranco (1253—1293), von dessen Linie unter A.; b) Luchetto (1250—1263), von dessen Linie unter B.; c) Antonio, gest. 1259 (fehlt bei Venasque), Vater des Giovanni (1259—1268) und des Guglielmo 1259—1272, gest. vor 1302, der von seiner Gemahlin Giacoba den Francesco (1293—1302) hinterließ, wol denselben, der den Beinamen Malizia führte, und auf den ich hernach zurückkommen werde; er starb unvermählt 1309; d) Sorleone (1256, 1263, 1284, gest. vor 1318). Derselbe hinterließ von seiner ersten Gemahlin Cattarina, Folcone Marcone's Tochter, den Alaone (1291, gest. vor 1323), welcher mit Manfreda eine an Galeotto Spinola qu. Odoardo verheirathete Tochter Cattarina gewann, von seiner zweiten Alasia die Antonia, die 1306 und 1318 als Witwe des Beltramo Ferrario genannt wird, und den Simone (1292—1318), Vater der an Percivale de Orto vermählten Francesca (1306).

A. Linie Lanfranco's, Herrn von Monaco.

I. Lanfranco, Herr von Monaco 1271—1293.

Lanfranco saß 1240, 1246, 1249 und 1256 unter den acht nobili und bekleidete 1242 und 1250—1251 das Amt eines Podestà in Piacenza. Weiter weiß auch Venasque nichts von ihm zu berichten, nur daß er ihn zum Vater zweier apokrypher Söhne macht; desto wichtiger ist für ihn sein älterer Bruder Fürst Francesco von Monaco, Gemahl der Aurelia von Carretto und Vater von sechs Grimaldis, von denen die meisten gar nicht existirt haben, die andern ganz willkürlich genealogisch untergebracht sind. Nun ist aber der angebliche Francesco kein anderer, als unser Lanfranco, der mit üblichem Diminutivnamen Franchino (statt Lanfranchino) genannt wurde; indem Venasque dies übersah, hat er Franchino offenbar für ein Diminutiv von Francesco gehalten und so Anlaß zu einem Irrthum gegeben, der sich überall fortgesetzt hat. Ein ebenso arger Fehler findet sich bei seinem Sohne Rainerio, der ganz willkürlich in zwei Persönlichkeiten zerlegt wird, Vater und Sohn, von denen der eine etwa von 1280—1300, der andere von da an „Fürst" von Monaco gewesen sein soll, während notorisch nur einer dieses Namens von 1293—1314 zeitweilig den Besitz der Festung inne hatte.

Lanfranco Grimaldi ist der erste seines Hauses, der statt jener langen Reihe seiner meist erdichteten Ahnen in Monaco gebot; nicht durch Erbschaft, sondern durch einen kühnen Gewaltstreich, nicht durch alte kaiserliche Verleihung, sondern durch das Recht des Stärkern ward er Herr der Festung, die seine directe Nachkommenschaft, freilich nicht ohne mannichfache Unterbrechungen, über 4½ Jahrhunderte lang inne hatte. Monaco scheint im 11. und Anfangs des 12. Jahrh. verlassen und verödet gewesen zu sein; von einer Festung keine Spur; nur die spätere Dichtung erzählt, daß die alten Herren der Stadt sich damals nach dem festen Emporium Genua begeben und dort bald an die Spitze des Adels gestellt hätten; die echte, urkundliche Genealogie der Grimaldi widerlegt diese Fabeln zur Genüge. Gelegen auf der Grenzscheide zwischen den italienischen Reichslanden und der Grafschaft Provence, hat Monaco bald den Herren der letztern, bald zum Reiche gehört. Als Kaiser Friedrich I. 1162 sich mit den Genuesen versöhnt, verlieh er den Consuln der Stadt als solchen das Privileg, unter ihrem Banner die Einwohner der Riviera von Porto Venere bis Monaco zu führen; ob letzteres selbst darin einbegriffen, ist nicht ganz klar; es scheint damals den Grafen von Provence gehört zu haben, bis 1174 Graf Raimund V. von Toulouse als Herr der Provence neben der Hälfte von Nizza auch „Podium et Montem Monoeci" mit ihren Pertinenzien Genua zum Eigenthum gab. Als Kaiser Heinrich VI. 1191 nach Sicilien ging, bestätigte er die Verleihung von 1174; zwei kaiserliche Gesandte übergaben den Consuln Zerbino und Guarraco die Belehnung mit Felsen, Hafen und Territorium von Monaco; die dort befindlichen Kapellen, die unter dem Kloster S. Ponzio zu Nizza standen, sollten von Genua angekauft werden, alle dort neu zu errichtenden Kirchen aber unter derselben Abtei stehen. Doch begaben sich erst am 6. Juni 1215 Fulco de Castello und andere angesehene Genuesen mit drei Galeeren und sonstigen Fahrzeugen nach dem Felsen von Monaco und begannen, dort ein mit vier Thürmen und starken, hohen Mauern bewehrtes Schloß im maurischen Style aufzuführen, dessen Besitz Genua von

Friedrich II. gegen Zusage von Beistand wider die Stadt Marseille und den Grafen der Provence 1220 als Reichslehen bestätigt ward. Von den Grimaldi und ihren angeblich durch die Genuesen usurpirten Hoheitsrechten auch nicht eine Spur! Als in Genua 1240 die Guelfen die Oberhand gewannen und die Reise der päpstlich gesinnten Bischöfe zum Concil von Lyon befördern wollten, schlossen sie zu größerer Sicherheit durch zwei Gesandte am 22. Juli mit dem Grafen Raimund Berengar V. von Provence den Vertrag zu Aix, in dem sich beide Theile gegenseitigen Beistand verhießen; Monaco sollte als Grenzort gelten; als späterhin Karl I. von Anjou Herr der Provence geworden und 1260 auch Ventimiglia sich angemaßt hatte, beeilten sich die Genuesen, mit ihm ein Abkommen zu treffen; es verblieb demnach den letztern der Besitz von Ventimiglia, Monaco und Roccabruna; Mentone [12]) und Puipino wurden dem Guglielmo Vento als genuesischem Unterthan und seinen Erben garantirt. Colonisten aus Genua ließen sich zahlreich in Monaco nieder; sie empfingen am 26. Febr. 1262 ein Privileg, gleich den Insassen von Porto Venere und Bonifacio, das Recht, Waaren jeder Art zu jeder Zeit in Genua aufzukaufen und auszuführen. Nun aber begannen in Genua selbst jene ewigen Fehden zwischen den guelfischen Grimaldi und Fieschi und den ghibellinischen Doria und Spinola, in die bald die ganze Umgegend mit verwickelt ward. An der Spitze jener stand Lanfranco Grimaldi, Führer der letzteren, die ihn 1270 arg bedrängten, waren Oberto Doria und Oberto Spinola, die sich auch 1271 gegen seinen jüngst zum Podestà von Ventimiglia ernannten Bruder Luchetto kehrten und sein Geschlecht aus der Stadt verbannten. Da wandten sich dieselben an Karl von Anjou und erboten sich, ihm die Huldigung zu leisten, falls er ihre Partei in Genua stütze. Karl sagte zu; darauf setzte sich Lanfranco, das Haupt des Hauses, ihm schon früher nahestehend, wie er denn 1263 zum Statthalter der Provence ernannt worden war, in den Besitz von Monaco, während sein Gegner Nicolò Doria Ventimiglia und Oneglia occupirte. Da erschienen die provençalischen Truppen, nahmen Roccabruna und Ventimiglia, das sie jedoch bald wieder dem Rinaldo Spinola überliefern mußten, und behaupteten sich in dem festen Mentone. Lanfranco aber führte Karl's Flotte gegen Genua, das endlich in Folge päpstlicher Vermittelung sich 1276 zum Frieden bequemte; die Stadt ward vom Banne gelöst, den Grimaldi aber sichere Heimkehr zugesagt. In Monaco gebot Lanfranco fürderhin als Vasall der Anjou; daher ward auch 1290 die von ihm wohl befestigte Burg von Genua nicht zur Steuer zum pisaner Kriege herangezogen, während Noli, Mentone (den Vento gehörig), Roccabruna und Ventimiglia ihre Quote beitragen mußten. Lanfranco starb 1293; der Name seiner Gattin ist unbekannt; von Kindern stehen eine Tochter Borgognina (1259), Gem. des Andreolo qu. Enrico Malocello, und fünf Söhne urkundlich fest:

12) Die Vento kauften es von den Grafen von Ventimiglia, von denen Genua Roccabruna erwarb.

a) Rainerio I., von dessen Linie unter a); b) Cristiano 1250; c) Bertone (1293, gest. vor 1326), von dessen Descendenz unter b); d) Eugino (1291—1293), Vater des mit Francolina Embriaco, Marcoaldo's Tochter, vermählten Galvano (1291—1293) und e) Sorleone (1257—1282), bei Venasque irrig Sohn eines Natta Grimaldi genannt, der 1282 als pisanischer Admiral die Genuesen bekämpft habe; derselbe war zweimal, zuletzt mit einer Giacoba, verheirathet und hatte drei Kinder: Leona (gest. 1330), Gem. des Gabriele de Sori; Valentino (aus erster Ehe) 1310—1315, gest. vor 1333, verm. mit Ginevra Frandina qu. Gabriele, kinderlose Witwe 1335, und Cristiano (1310—1330—1333), der nach Venasque von König Robert von Neapel 1320 1000 demselben vorgestreckte Unzen zurückgezahlt erhielt und 1331 den Vergleich zwischen den Grimaldi und Spinola mitunterzeichnete; sein Name erlosch in seinen Kindern Nicolò (1333—1358), Benedetto (1377), Francesco (1377) und Peretta (1352), die den Ambrogio Grimaldi qu. Pambello heirathete.

a) Linie Rainerio's I., Herrn von Monaco.

II. Rainerio I., Herr von Monaco 1293—1318.

Rainerio I. folgte dem Vater im Besitze von Monaco, hatte jedoch schon nach wenig Jahren eine Belagerung durch Corrado Spinola auszuhalten, da er in seine Burg die von den Spinola verjagten Sippen aus Genua aufgenommen; doch gelang es ihm, dieselbe abzuschlagen und Corrado bis in Genua hinein zu verfolgen, wo derselbe alsbald (1300) von den Grimaldi getödtet ward. Auch Rainerio (1287, 1291 zuerst genannt) war Vasall der Angiovinen Neapels, die er bei ihrem Kampfe gegen das aufständische Sicilien mit seinen Galeeren wacker unterstützt haben soll; dennoch sollte er bald politischen Rücksichten geopfert werden, und Monaco seinen Herrn wechseln. Denn als Karl II. von Anjou am 16. April 1300 [13]) Frieden mit dem lange feindlichen Genua schloß, gelobte er, der Republik bis Ende Juni die Burg Monaco und den Thurm d'Abeille (Labegii) zurückzugeben; doch sollten die Grimaldi frei heimkehren dürfen und auch Noli zurückerhalten. Demgemäß rückten Pietro de Lecto, Seneschall der Provence, und die Genuesen vor Monaco und nöthigten Rainerio zur Capitulation; er übergab die Burg dem Könige, jedoch unter den Bedingungen, daß die Grimaldi und Fieschi binnen vier Monaten nach Genua heimkehren dürften, dem Francesco, Gabriele, Ansaldo und Rainerio Grimaldi voller Schadenersatz geleistet werde, und die Guelfen, die nicht in Monaco bleiben wollten, sich frei in Nizza, la Turbia und Eza ansiedeln könnten; die zurückbleibenden, darunter 300 genuesische Guelfen, sollten von allen Abgaben eximirt bleiben und das für ihren Unterhalt Erforderliche aus Karl's Landen beziehen können; endlich sollten die Grimaldi ihre Kriegsmaschinen und das Festungsmaterial behalten. So ward denn Monaco den Genuesen überantwortet; doch reservirte sich der König

13) *Métivier* Vol. I. p. 331—333; doc. no. 5.

seine Hoheitsrechte, die er 1303 für 100 Goldunzen dem Ghibellinen Nicolò Spinola verkaufte; Rainerio zog nach Noli und nahm dort zunächst eine abwartende Stellung ein, bis ihn Karl von Valois einlud, in die Dienste Philipp's IV. von Frankreich zu treten. Mit 16 Galeeren, zu denen noch 20 königliche Schiffe stießen, zog Grimaldi gen Flandern, um das vom Grafen Guido von Dampierre blokirte Zierikzee zu entsetzen; er erschien dort im August 1304, schlug die 80 Fahrzeuge starke feindliche Flotte, die fast völlig zerstört ward, nahm den Grafen gefangen und befreite Zierikzee. Dann stritt er tapfer bei Mons en Puelle und vor Lille, sodaß der Feind rasch Frieden schloß; Rainerio erhielt am 2. Sept. 1304 den Titel eines General-Admirals von Frankreich, eine Rente von 1000 Livres und die Baronie Villeneuve in der Normandie; 1305 am 19. April begegnet er uns als Brautführer bei der Hochzeit des Grafen Wilhelm III. von Hennegau mit Johanna von Valois; als Admiral cedirte er hernach dem Wilhelm de Usarges von seinen 1000 Livres, die ihm hernach auf die Besitzungen des Tempelherrenordens angewiesen waren, die Hälfte gegen Güter im Bisthume Seez. Unterdessen gebot in Monaco seit 1303 der hochfahrende Ghibelline Nicolò Spinola; die Burg war in ein Piratennest verwandelt; befreundet mit dem Markgrafen von Montferrat, beleidigte er die nicht minder stolzen Doria, die sich von Rainerio's Vetter Francesco, Malizia genannt, der in Nizza ein Asyl gefunden, zum Bunde gegen jenen gewinnen ließen. In der Nacht vom 24. auf den 25. Dec. 1306 überfiel Malizia, als Mönch verkleidet, Monaco und richtete unter der Besatzung ein furchtbares Blutbad an; die Spinola wurden verjagt, gewannen 1309 nach der Schlacht bei Ventimiglia, in der Malizia fiel, Monaco wieder, verloren es jedoch ebenso rasch aufs Neue an die Grimaldi, die, aus Genua verbannt, von dort aus Gebiet und Schiffe der Republik plünderten. Im J. 1312 führte Rainerio die stattliche Flotte Robert's von Neapel gegen die Pisaner, welche dem Kaiser Heinrich VII. Verstärkung nach Rom zuführen wollten, schlug dieselbe bei Meloria und 1313 die kaiserliche Flotte bei Salerno, kehrte heim nach Monaco und beschloß dort 1314 sein Leben. Der Name seiner Gemahlin ist unbekannt; nach Venasque wäre es Margherita Ruffo, Tochter des Grafen Fulco von Sinopoli, gewesen. Derselbe gibt dem Rainerio (II., wie er ihn nennt) sechs Söhne, darunter Antonio, Stifter der Linie von Antibes, die noch blüht, dem aber die genuesischen Genealogien — ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich absolut nicht entscheiden — einen andern Platz anweisen; andere sind sicher erdichtet, da sie sich nicht in der authentischen Familien-Musterung von 1333 finden; dagegen könnte doch dahin gehören Giuliano (oder, wie ihn Venasque irrig nennt, Luciano), Herr von Villafranca, Kammerherr der Königin Johanna I. von Neapel, der 1351 für Sold in französischem Dienste 22,000 Livres erhielt und mit Tedisia, des Daniele Cebo Tochter, dann mit Cattarina Caracciolo in kinderloser Ehe lebte — zwei Söhne, die ihm Venasque gibt, sind erdichtet — und 1361 Admiral der Provence gewesen sein soll. Die genuesischen Urkunden kennen nur zwei Söhne Rainerio's I.: Carlo den Großen, von dem hernach, und Vinciguerra, 1333, Herrn von S. Demetrio und Malapezza in Calabrien, angeblich verm. mit Costanza Ruffo, Vater des Rabella (1336) und des Rainerio, der, wie es scheint, für seinen im Auslande viel beschäftigten Oheim Carlo in Monaco schaltete. Als die Ghibellinen Genua's 1320 mit 28 Galeeren Savona bedrohten, hatten ihnen die Guelfen, bauend auf den Schutz Robert's von Neapel, der seit 1318 Herr von Genua hieß, deren 32 unter Casparo Grimaldi entgegengestellt; der aber ward geschlagen und schloß sich ein in Genua, wo bald der Hunger zu wüthen begann. Da nahte der junge Rainerio mit der aus dem Orient heimkehrenden genuesischen Flotte und 10 Getreideschiffen aus Constantinopel und machte der Blokade ein Ende. Aber 1327 ging Monaco wieder verloren an die Ghibellinen Genua's, erst 1330 gelang es den Grimaldi, dasselbe mit Hilfe provençalischer Truppen wiederzugewinnen. Der jüngere Rainerio starb kinderlos; seine Gattin Andreola Grillo qu. Antonio qu. Acellino erscheint als Witwe 1348.

III. Carlo I. der Große, Herr von Monaco 1314—1363.

Carlo I., 1306 zuerst urkundlich auftretend, schien 1330 dauernd im Besitze von Monaco befestigt zu sein. Aber schon im folgenden Jahre unternahmen die Catalonier einen Piratenzug gegen die Burg; zurückgeworfen, begannen sie, die Riviera zu plündern, bis ihnen 1332 Carlo's Verwandter Antonio [14]), damals genuesischer Admiral, eine empfindliche Schlappe beibrachte, sodaß sie endlich 1336 Frieden schlossen. Dagegen wirkten die innern Fehden in Genua noch lange nachtheilig auf das Loos der Burg, in der sich die verbannten Grimaldi und Fieschi festgesetzt hatten und von der aus sie nicht nur die Spinola befehdeten, sondern auch die nach Flandern bestimmten Galeeren Venedigs anfielen. Erst nachdem Carlo I., den König Robert von Neapel 1335 im Besitze von Monaco bestätigt und zum Rettor von Ventimiglia ernannt hatte, am 9. Juli 1338 durch seinen Neffen Rabella Grimaldi alle Anrechte des Nicolò Spinola für 1200 Gulden käuflich erworben, schien die dauernde Herrschaft des Hauses daselbst befestigt zu sein. Schon früher war Carlo in nähere Beziehungen zu König Philipp VI. von Frankreich getreten, der ihm bereits 1332 eine erbliche Rente von 1000 Livres auf die Seneschallie von Beaucaire und eine ebenso hohe Summe auf Lebenszeit angewiesen, welche letztere 1343 auf Einnahmen von Aigues-mortes fundirt und 1351 von König Johann bestätigt ward. Am 8. Sept. 1339 quittirte Carlo zu Calais über 1900 Livres, die er an Sold für seine 12 Galeeren und deren Bemannung erhalten; dann trat er mit seinem Landsmanne Aitone Doria förmlich als Admiral in Frankreichs Dienste und führte auf 32 Galeeren 12,000 Bogenschützen nach der

14) von Antibes; nach Venasque sein Bruder, nach den genuesischen Urkunden Sohn des Gasparo qu. Gabriele.

Bretagne, um dieselbe für Karl von Blois zu gewinnen. Nach Einnahme des Schlosses Chantoceaux und der Stadt Nantes suchte er die Engländer von jedem Verkehre mit der Bretagne abzuschneiden; bei Guernsey erfocht er 1343 einen blutigen Seesieg über dieselben, der auf längere Zeit ihre Marine lähmte. Dann kehrte Carlo heim nach Monaco, gerade als in Genua der Parteigeist aufs Neue mit aller Heftigkeit entbrannt war; die Grimaldi, als Repräsentanten des Adels, wurden 1345 von einer Flotte der Popolanen bedroht, die sich gegen Carlo's Burg wandte; letzterer aber brach nicht nur ins Thal von Polcevera ein, sondern sandte auch, unterstützt von dem übrigen Landadel, Truppen gegen Sestri, rief die Leute von Chiavari, Recco und Rapallo zum Aufstande und erzwang durch Einnahme einer Vorstadt Genua's einen Frieden, in dem den Nobili bedeutende Concessionen gemacht wurden. Allein die Ruhe dauerte nicht lange; schon am 14. Jan. 1346 erhob sich das Volk und trieb die Grimaldi nach Monaco; sie und die Spinola wurden verbannt und sollten der Stadt nicht mehr im Umkreise von 10 Miglien nahen. Voll Rache rüstete Carlo 30 Galeeren und 10,000 Mann gegen Genua, das wiederum eine ansehnliche Flotte unter Simone Vignosi aussandte; allein da Carlo plötzlich zurückwich, verfolgte diese Flotte den Krieg nicht weiter und eroberte dafür lieber Chios. An Carlo hatte mittlerweile König Philipp VI. die Bitte gerichtet, ihm gegen die Engländer aufs Neue Beistand zu leisten; er folgte dem Aufrufe, nachdem er zuvor am 19. April 1346 zu Nizza von den Brüdern Emmanuele und Raffo Vento und deren Neffen für 16,000 Goldgulden Schloß und Gebiet von Mentone, sowie ihre Besitzungen in den Districten von Ventimiglia und Roccabruna käuflich erworben. Seine 72 Galeeren kamen zu spät, um den Engländern die Landung zu verwehren; seine Leute fochten am 26. Aug. 1346 in der unglücklichen Schlacht bei Crécy, in der Carlo selbst schwer, jedoch nicht tödtlich, verwundet ward. Da sein Versuch, Calais zu entsetzen, mislang, kehrte er heim nach Monaco und ließ von da aus seine Schiffe gegen Griechen, Venetianer und Catalonier kreuzen; er unterstützte, freilich ohne Erfolg, den Ex-König Jayme II. von Mallorca gegen Peter IV. von Aragon und erhielt dafür die Städte Soller und Alacida, die er jedoch nur kurze Zeit behauptete. Im J. 1349 sehen wir seine Galeeren unter Antonio Grimaldi tapfer zur Seite der genuesischen und aragonischen gegen die Mauren streiten; 1350 hebt Genua auf Antrag des Dogen Giovanni da Valente den über sein Haus verhängten Bann auf; nachdem aber Antonio, der im Dienste Genua's gegen Venetianer und Catalonier kämpfte, 1353 unweit Lojera auf Sardinien so vollständig geschlagen worden, daß er von 60 Galeeren mit Mühe nur 19 rettete, wurden die Grimaldi aufs Neue verbannt; Genua huldigte verzweifelt den Visconti von Mailand. Mittlerweile hatte Carlo nicht nur Monaco weiter befestigt, sondern auch dazu noch andere Besitzungen erworben, so am 20. Nov. 1348 drei Viertel von Castiglione in der Diöcese von Ventimiglia von der Familie Salvago um 800 und am 2. Jan. 1355 Roccabruna von Guglielmo Pietro Lascaris, Grafen von Ventimiglia, um 6000 Goldgulden. So stand Carlo, der Große, wie man ihn genannt hat, reich und mächtig da; in Frankreich gehörten ihm Cagnes und Villeneuve; eine stattliche Flotte sicherte die Festung und beförderte den Handel; schon 1339 hatte er von Philipp VI. ein Privileg erhalten, daß er ausschließlich mit Aitone Doria zwei Jahre lang Waaren aller Art aus Frankreich ausführen und damit an den Küsten des Mittelmeeres handeln dürfe; kein Kaufmann solle ohne ihre specielle Erlaubniß sich eines Gleichen unterfangen. Allein mit dem Jahre 1356 erreichte diese Herrlichkeit ihr Ende. Simone Boccanegra, wiederum zum Dogen erwählt, zog mit der genuesischen Flotte gegen Monaco und begann, den Hafen zu blokiren; einen Monat lang hielt sich die Festung, bis Hunger und Wassermangel 1357 zur Uebergabe zwangen. So kam Monaco wieder unter Genua; Carlo aber zog sich nach Mentone zurück, das er durch Bauten verschönerte, und starb daselbst 1363. Er hinterließ von Luchinetta Spinola, Tochter des Gherardo von Dortona, zwei Kinder: a) **Rainerio II.**, von dessen Linie unter 1), und **Carlo**, Mitherr von Mentone, Roccabruna und Castiglione, von denen und dessen Nachkommen unter 2); fünf andere, die ihm Venasque beilegt, darunter eine früh verstorbene Tochter Anastasia, sind entweder falsch eingerangirt oder ganz erdichtet.

1) Linie Rainerio's II.

IV. Rainerio II. 1363—1407, Herr von Monaco 1402—1407.

Fünfundvierzig Jahre lang blieb Monaco den Grimaldi entzogen; Rainerio und sein jüngerer Bruder Carlo mußten sich vorläufig mit dem gemeinsamen Besitze von Mentone begnügen. Ersterer, einer der tapfersten Herren seines Stammes, widmete, getreu den Familientraditionen, von Jugend auf seine Dienste der Krone Frankreich; er diente 1350 unter Gottfried von Charny und 1351 bei der Belagerung von Loudun unter dem Herrn von Beaujeu, befehligte vom 3. Sept. 1354 bis zum 28. Juli 1355 mit seinem Landsmann Baldo Doria 6000 Mann französische Marinetruppen und huldigte dem Könige Johann 1358 für die Besitzungen seiner Familie in der Seneschallie Beaucaire, die ihm sein Vater Carlo schon bei Lebzeiten abgetreten, und die der König ihm am 17. März 1353 bestätigt hatte. Dann schloß er sich der Königin Johanna I. von Neapel an, welche ihn zu ihrem Seneschall in Piemont, d. h. den Districten Coni, Stura, Demont und Nizza, ernannte; von seiner erprobten Tüchtigkeit erwartete sie sicheren Schutz ihres Landes gegen die Annexionsgelüste des Grafen Amadeus VI. von Savoyen. Als dennoch letzterer dasselbe überrumpelte, wurden eiligst die Stände der Provence um Hilfe angegangen, und bald warf Rainerio an der Spitze eines Heeres den Feind aus seinen festen Stellungen. Freilich ging es dabei nicht ohne erhebliche Geldopfer ab, sodaß Grimaldi selbst 12,000 Gulden vorstrecken mußte, deren Rückzah-

lung die Königin zwar am 27. März 1363 befahl; allein da es in ihrem Schatze stets an Geld fehlte, erhielt er wol als Ersatz Torrites, Vence und Boison, welche Orte ihm 1385 Maria von Blois als Vormünderin ihres Sohnes, des Titularkönigs Ludwig II. von Anjou, bestätigte. Im folgenden Jahre ließ sich Kaiser Karl IV. in Arles huldigen und übertrug bei dieser Gelegenheit das Arelat dem Statthalter von Languedoc, Ludwig von Anjou, Sohne des Königs Johann, der alsbald Ansprüche auf die ganze Provence erhob und Bertrand du Guesclin gegen Arles sandte; es zu entsetzen, ward Grimaldi von seiner Königin hingesandt. Da versuchte Anjou durch glänzende Anerbietungen den Rainerio seiner Herrin abwendig zu machen. Er versprach ihm außer einer Jahresrente von 4000 Gulden die Baronie Lunel in Languedoc, die Castellanie Servians, die Seneschallie von Carcassonne, das Vicariat von Beziers und 1200 Livres Rente aus der Grafschaft Sessenos, ferner 10,000 Gulden jährlich aus verschiedenen provençalischen Städten und völlige Schadloshaltung. Diese Anerbietungen, welche ihm im Mai und Juni 1368 gemacht wurden, wies Grimaldi vor der Hand entschieden ab; erst mußte der Krieg beendet sein; und nachdem Tarascon von ihm wiedererobert und Anjou abgezogen, erhielt er von der Königin zum Dank die Summe von 4000 Gulden. Bald darauf aber sehen wir den Herrn von Mentone wieder zu Frankreich halten; mit 10 Galeeren diente er 1369 als „Admiral des Mittelmeeres und Befehlshaber der königlichen Flotte an den Küsten von Languedoc" dem Könige Karl V., der ihm am 10. Febr. 1370 für die Verdienste, die er sich um das Reich zu Land und Meer erworben, eine Jahresrente von 1500 Livres aussetzt. Am 31. Jan. 1371 erhielt er 10,000 Livres als Sold für die Mannschaft seiner Galeeren, am 22. Nov. 1372 weitere 3800 zur Belohnung seiner treuen Dienste und Bezahlung seiner Schulden. Als dann beim Ausbruche des großen Schisma's Papst Clemens VII. nach Avignon ziehen wollte, ließ Rainerio dessen Gegner Urban VI. durch Giovanni de Serra bedeutende Geldanerbietungen machen [15]), falls er die ihm feindlich gesinnten Cardinäle an ihrer Reise hindere; Grimaldi ging darauf ein; viele Kirchenfürsten fielen in seine Hand; auch werthvolle Reliquien wurden 1379 erbeutet. Bald jedoch wechselte er die Rolle, da Urban sich gegen die Königin Johanna I. erklärt hatte; er stellte seine Flotille Clemens VII. zur Verfügung und schädigte nun in gleicher Weise die Anhänger des Gegenpapstes. Am 13. Juni 1382 führte er als Generalcapitän die Flotte des Prätendenten Ludwig I. von Anjou gen Neapel, und wenn auch dabei keine bedeutenden Erfolge gegen Karl von Durazzo erzielt wurden, so gelang es ihm doch, die Seeverbindung zwischen Italien und der Provence zu sichern. Als Lohn dafür verlieh ihm Anjou am 22. Aug. 1384, wenige Monate vor seinem Tode, die Inseln Kephalenia, Zakynthos, Leukadia mit der Burg Sta. Maura, sowie sämmtliche Lehen, welche Leonardo I. Tocco in Neapel, Achaia und Albanien innegehabt, und deren er wegen Felonie gegen die Königin Johanna I. verlustig erklärt war; doch blieb diese Schenkung unausgeführt, da Maddalena de' Buondelmonti, Tocco's Witwe, sich wenigstens im Besitze der griechischen Güter behauptete; Rainerio ward dafür hernach von der Regentin Maria von Blois mit verschiedenen Renten entschädigt.

Unterdessen war Monaco ruhig den Genuesen verblieben, welche 1379, 1383 und 1384 der Stadt vielerlei Freiheiten verliehen, bis in Folge der innern Wirren, die fortwährend in Genua wütheten, es 1395 dem ehrgeizigen Giovanni Grimaldi von Bueil, Statthalter von Nizza (das er 1388 an Savoyen verrathen), gelang, Monaco zu überrumpeln und sich dort sieben Jahre lang selbständig zu behaupten. Als dann 1396 die Genuesen den König von Frankreich zum Herrn erkoren, sehen wir Rainerio Grimaldi aufs Neue in hoher Gunst bei letzterem; am 28. Jan. 1396 ward er als königlicher Rath und Kammerherr mit 600 Livres Gehalt bestätigt, am 16. Juli 1397 als königlicher Befehlshaber von Ventimiglia „nahe bei Monaco" den Genuesen eindringlichst empfohlen [16]). Der neue Herr von Monaco hatte sich nur durch Piraterie zu behaupten gewußt; bald gab des Königs energischer Generalstatthalter Boucicaut Rainerio Schiffe, um die Burg seines Vaters wiederzugewinnen. Es kam 1402 zum Zusammenstoß bei Ventimiglia; der Herr von Bueil ward besiegt und gefangen nach Genua abgeführt; Rainerio aber zog wieder ein in Monaco, das nunmehr dauernd seinen Nachkommen verblieb. Er starb 1407 und hinterließ von Isabella Assenaro außer einer an Ludwig de Lascaris von la Brigue verheiratheten Tochter Griffetta (1421) vier oder fünf Söhne: a) Giovanni (s. Nr. V); b) Ambrogio, irrig als Herr von Monaco bezeichnet; er kämpfte gegen die Florentiner, verglich sich mit ihnen 1421, ertrank aber schon, mit Fischen beschäftigt, 1422 zu Mentone; c) Antonio, Baron von S. Demetrio, verm. mit einer Bianca, Vater der Giovanna und eines Bastards Jacopo; d) Gasparo, verm. mit einer Luchinetta und Vater von Maria, sowie wol auch e) den Cosmo, der 1385 in Schottland diente und 1405 eine Compagnie von 14 Büchsenschützen zu Fuß zum Schutze der Stadt Honfleur befehligte; doch könnten die drei letzteren, welche in den genuesischen Urkunden fehlen, vielleicht anderswo unterzubringen sein.

V. Giovanni I., Herr von Monaco 1407—1454.

Nach wenig Jahren machte ihm Bartolommeo della Capra, Erzbischof von Mailand, der seit 1421 für Herzog Filippo Maria Visconti als Statthalter in Genua schaltete, das Anerbieten, Monaco durch Kauf für seinen Herrn zu erwerben, die Grimaldi aber als dessen Vasallen im Besitze dieses so festen Punktes zu belassen, gleichwie bereits 1420 Giovanni's Vettern, die Mitherren von Mentone, ihren Platz dem Mailänder zu Lehen aufgetragen. Giovanni wies jedoch solches An-

15) Métivier Vol. I. p. 333—335; doc. no. 6.

16) Ebenda p. 337—338; doc. no. 8.

finnen zurück, hielt aber im Uebrigen treu zu Visconti, als dessen Admiral er 1431 auf dem Po tapfer gegen die Venetianer stritt und im Mai in der Nähe von Cremona jenen glänzenden Sieg erfocht, der dem Führer des Feindes, dem bekannten Carmagnola, so verderblich ward. Allein bald brachen Zwistigkeiten mit den Herzogen von Savoyen aus, die schon längst auf einen Theil des Gebiets der Grimaldi zunächst la Turbia Prätensionen erhoben und jetzt wiederholt bei den Visconti auf Schleifung der ihnen hinderlichen Festung gedrungen. Dem zu entgehen, wählte Giovanni von zwei Uebeln das kleinere, indem er durch Vertrag vom 19. Dec. 1448 [17]) sich mit Roccabruna und der ihm zustehenden Hälfte von Mentone, nicht aber mit Monaco, unter das Protectorat von Savoyen stellte und den Herzog als seinen Oberherrn für jene zwei Orte anerkannte, unter der Bedingung, daß die Forterbung derselben auf seine Nachkommen garantirt würde. Im nämlichen Jahre hatte er mit seinem Sohne zur Aufnahme der Familien Ceba und Oliva in die Zeche der Grimaldi zugestimmt. Später finden wir ihn als Rath und Kämmerer Karl's VII. von Frankreich thätig; als „Admiral des Mittelmeeres" stritt er 1453 gegen catalonische Piraten und legte ihnen erhebliche Strafgelder auf; dann regulirt er die Erbfolge in seinem kleinen Staate, indem er bestimmt, daß zunächst sein Sohn, dann dessen Kinder folgen sollen, doch dürfe die Erbtochter nur einen Grimaldi heirathen; seine eigenen Töchter Costanza, Gemahlin des Marchese Antonio del Carretto von Finale, und Bartolommea (1464), Gattin des Dogen Pietro Fregoso, schloß er demnach von der Succession aus. Als er bald darauf am 8. Mai 1454 starb, folgte ihm demnach sein und der ihm 1433 vermählten Pommelina Fregoso einziger Sohn:

VI. Catalano, Herr von Monaco 1454—1457.

Nachdem er von Herzog Ludwig I. von Savoyen seine Lehen empfangen, ward er am 23. Juli 1454 von demselben zum Stallmeister und Capitän zur See ernannt; als solcher kreuzte er weiter gegen die Catalonier. Allein schon am 4. Jan. 1457 testirte er, da die beiden Söhne, die er von Bianca del Carretto hatte, Giovanni und Rainerio, als Kinder gestorben, zu Gunsten seiner einzigen zwölfjährigen Tochter Claudina, mit der Bestimmung, daß dieselbe ihren Vetter Lamberto, Sohn des Nicolò von Antibes, heirathe; er starb noch im nämlichen Jahre, und mit ihm erlosch diese Linie im Mannsstamme. In den Besitzungen folgte

VII. Claudina, Herrin von Monaco 1457—1514.

Ein anderer Vetter, Jacopo Grimaldi von Bueil, hatte es auf ihre Hand abgesehen und versuchte, Monaco durch einen Gewaltstreich zu gewinnen; doch es mislang ihm. Lamberto eilte schnell herbei und heirathete Ende 1458 oder spätestens im Januar 1459 die junge, reiche, bereits von Savoyen anerkannte Erbtochter, die factisch nun bis zu ihrem Tode als eigentliche Herrin von Monaco galt, wenn auch die Verwaltung erst in den Händen ihres Gemahls und dann ihrer Kinder lag. Sie testirte am 2. Mai 1510 als völlig unabhängige Gebieterin von Monaco und starb 1514.

VIII. Lamberto [18]), Herr von Monaco 1458—1493.

Durch seine Heirath mit Claudina Grimaldi ward er 1458 Mitregent in Monaco; daneben besaß er als jüngerer Sohn seines Hauses verschiedene Vasallengüter in der Provence als Lehensmann des Königs René. Als nun des letzteren Sohn, Herzog Johann von Calabrien, im Namen Frankreichs 1458 die Verwaltung von Genua übernahm, wandte sich Lamberto an René mit der Bitte, Monaco gleichfalls zu schützen; und da der König sich bereit erklärte, das Protectorat zu übernehmen, falls Lamberto sich verpflichte, den Herren von Aragonien und Savoyen keinen Vorschub zu leisten, erhielt Johann von Calabrien 1459 den Auftrag, eine Garnison nach Monaco zu legen; doch verzichtete Grimaldi, dem René auch den schon von Catalano bezogenen Salzzehenten von Grasse bestätigt und den Rathstitel verliehen hatte, im Uebrigen auf keins seiner Hoheitsrechte. Im J. 1461 ging er als René's Gesandter an den Hof Ludwig's XI., der ihm verschiedene Privilegien verlieh; dann unterstützte er den neuen Gebieter von Genua, Herzog Francesco Sforza von Mailand, mit seiner Flotille und erhielt dafür das Gouvernement von Ventimiglia, hoffte jedoch, als hernach zwischen Galeazzo Sforza und den Genuesen Zwistigkeiten ausbrachen, diese Gelegenheit benutzen zu können, um sich dort selbständig zu machen. Er ließ sich von den Notabeln am 8. Sept. 1463 [19]) huldigen und erklärte dann den Eid, den er und seine Gattin 1458 dem Hause Savoyen für Mentone und Roccabruna geleistet, für nichtig, obgleich er noch am 17. April 1465 von demselben die Würden eines Rathes und Kammerherrn angenommen; er wähnte, sich ganz als Souverän geberden zu dürfen. Allein nun sandte der Herzog von Savoyen ein Heer gegen Monaco, das nach zweimonatlicher Belagerung am 3. April 1466 fiel; auch Ventimiglia ging verloren, und in Mentone hatte mittlerweile Pommelina Fregoso, Claudina's Großmutter, der dieser Ort zum Witthum angewiesen war, und die vergebens Lamberto's Entschließungen zu beeinflussen sich bemüht hatte, einen Aufruhr angezeddelt, in Folge dessen Mentone und Roccabruna am 5. März zwei Gesandte an den Herzog von Savoyen schickten und diesem ihre Huldigung antrugen. Doch ging letzterer nicht darauf ein und begnügte sich damit, von Lamberto Erneuerung des Lehnseides für Mentone nnd Roccabruna zu fordern, den dieser, der von Monaco nach Nizza geflüchtet war, auch am 20. Nov. 1466 leistete. Seitdem stand er bis zu seinem Tode in besten Beziehungen zu dem Herzoge, der ihn

17) *Métivier* Vol. I. p. 338—342; doc. no. 9 (französ. Uebersetzung).

18) Von seiner Abstammung unten bei den Grimaldi von Antibes; ich ziehe es vor, die Geschichte der Herren und Fürsten von Monaco aus dem Hause Grimaldi im Zusammenhange zu geben.
19) *Métivier* Vol. I. p. 344—347; doc. no. 11.

zum Generalcapitän seiner Flotte an der Riviera del Ponente ernannte; er und seine Gattin huldigten ihm auch 1477 für die fünf Zwölftel von Mentone, die sie von den Mitbesitzern Onorato und Luca erworben; nachdem er jedoch am 21. Dec. 1489 auch das letzte Zwölftel von Mentone für 665 Ducati 5 Grossi von Luca Grimaldi an sich gebracht, unterließ er es, für diesen kleinen Antheil weitere Huldigung zu leisten. Am 18. April 1481 ward er von dem Prätendenten Karl III. von Maine, Herrn der Provence, zum Rathe und Kammerherrn ernannt, erhielt auch in dessen Testamente vom 17. Dec. zwei neue, völlig ausgerüstete Galeeren als Legat; am 2. März 1487 bestätigte König Karl VIII. von Frankreich, als Herr der Provence, ihn in jenen Würden und erneuerte auch am 23. Febr. 1488 ihm, seinem Hause und seinen Leuten die ihm von Frankreich früher ertheilte Zusicherung seiner Protection; der König meldete dasselbe am 23. Nov. dem Herzoge Lodovico il Moro von Mailand, damaligem Herrn von Genua, vor dessen Gewaltmaßregeln damals verschiedene genuesische Grimaldi mit ihrem Anhange nach Monaco geflüchtet waren. Lamberto starb am 15. März 1493; er hatte von Claudina zehn Kinder: a) Giovanni II., von dem unter IX.; b) Luciano, von dem unter X.; c) Agostino, Regent in Monaco, von dem unter XI.; d) Filiberto, päpstlicher Protonotar und Probst in Nizza; e) Carlo, Priester, gest. 1504; f) Lodovico, Rhodiser; g) Francesca 1516, verm. mit Luca Doria von Dolceacqua; h) Caracosa, verm. mit dem Marchese Carlo von Ceva; i) Isabella, verm. mit Karl de Châteauneuf de Randon, Baron du Tournel, und k) Bianca, verm. 1501 mit Honoré de Villeneuve, Baron von Tourettes.

IX. Giovanni II., Herr von Monaco 1493—1505.

Nach des Vaters Tode übernahm er als ältester Sohn für seine kränkliche Mutter die Verwaltung von Monaco, und hatte er bald Gelegenheit, seinen Eifer für die Sache Frankreichs zu bethätigen, als Karl VIII. seinen abenteuerlichen Zug nach Neapel antrat. Er begleitete ihn auf dieser Expedition und ward zum Dank dafür am 13. Aug. 1495 als Generalpräfect zur See an der Riviera del Ponente bestätigt und mit dem Privileg bedacht, daß seine Unterthanen aus Monaco, Mentone und Roccabruna in der Provence mit den Franzosen gleiche Handelsfreiheiten genießen sollten; am 4. Nov. ward das bisherige Protectorat neu verbrieft, Giovanni selbst auch mit Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit der Festung dem Statthalter der Provence angelegentlichst empfohlen; am 10. Juli 1498 bestätigte ihn Ludwig XII. als Rath und Kammerherrn; am 14. Febr. 1499 erneuerte er das Protectoratsdiplom; er erhielt auch den Orden vom heil. Michael. Zwar begleitete er den König nicht auf seinem Zuge gegen Mailand, wenn er auch durch denselben erlangte, daß laut Erklärung vom 23. Jan. 1501 jede Lehnsbeziehung zu dem Herzogthume für gelöst erklärt wurde; aber den neuen Zug gegen Neapel machte er mit und trug reiche Beute davon, von der er 1504 die Burg zu Mentone erbauen ließ. Als Ludwig XII. 1502 in Genua weilte, wartete ihm Grimaldi mit 25 seiner Edelleute in reicher Livrée auf; er erhielt bei dieser Gelegenheit das Gouvernement Ventimiglia. Drei Jahre später, 1505, fiel er durch die Hand seines Bruders Luciano, dem nach der Herrschaft gelüstete; obgleich man an der Wahrheit des Brudermordes gezweifelt hat, beweist doch der Umstand, daß der Herzog von Savoyen bei der Belehnung von Mentone und Roccabruna, die er Luciano am 13. Mai 1506 ertheilte, bestimmte, daß jede Untersuchung über den Tod Giovanni's unterdrückt werden solle, zur Genüge, daß hier wirklich ein Factum der Art vorlag. Da Giovanni von seiner Gattin Antonietta, natürlichen Tochter des Herzogs Philipp von Savoyen, nur eine Tochter Maria von Pinol, verm. zuerst am 28. Jan. 1515 mit Girolamo della Rovere von Vinovo, dann mit Rainald de Villeneuve, Baron von Vence, hinterließ, so folgte ihm sein nächster Bruder

X. Luciano, Herr von Monaco 1505—1523.

Gleich nach Antritt seiner Regierung sah sich Luciano durch die in Genua ewig wüthenden Parteihändel gefährdet. Die stolzen Nobili, von den Popolanen verjagt, hatten sich in ihre Schlösser geworfen und schnitten von da aus der Republik jede Verbindung mit der Lombardei ab; die stammverwandten Grimaldi fanden bei Luciano Aufnahme und trieben von dem sichern Monaco aus das Piratenhandwerk. Da der französische Statthalter Genua's, Philipp von Ravenstein, für die Edeln Partei nahm, erklärte das Volk die Herrschaft Ludwig's XII. für erloschen, proclamirte den Färber Paolo de Novi zum Dogen und zog, von Pisa aus unterstützt, gegen Monaco, das der Republik Handel aufs Aergste gefährdete. Ueber 3 Monate lang hielten 14,000 Mann die Festung cernirt; am 10. Dec. 1506 begann der Angriff mit reichlicher Artillerie; Luciano, der vergeblich Beistand von Frankreich gehofft, obgleich ihn der König am 28. Nov. 1506 als Rath und Kammerherrn bestätigte, rief nun Savoyen um Hilfe an. Die kam auch; allein die Truppen nahmen bei Turbia eine so verdächtig abwartende Stellung ein, daß Luciano sich auch von ihnen nichts Gutes versehen zu dürfen glaubte. Trotzdem hielt er sich wacker, während sein Bruder, Abt Agostino, in der Provence für ihn Truppen anwarb. Von dem neu erbauten Fort Speluga aus beschossen die Genuesen die Stadt; ein Ausfall Luciano's, der sich mit den fliegenden Corps seines Bruders vereinigen wollte, mislang in Folge der Muthlosigkeit oder des Verraths des Capitän Migliando, der das savoyische Hilfsvolk führte; bald war man ringsum eingeschlossen. Erst als Ludwig XII. den Yvo d'Allègre zum Entsatz schickte, verließen auch die Truppen Savoyens ihre bedenkliche Neutralität. Die Genuesen, in ihrer eigenen Hauptstadt bedroht, zogen am 23. März 1507 von Monaco ab; mit Truppen, die ihm Allègre gelassen, gewann Luciano auch das verlorene Mentone und Roccabruna bald wieder; mit Ludwig XII. hielt er am 29. April triumphirend seinen Einzug in Genua, wo die Feinde seines Hauses strenge Strafe erlitten. Damit enden die Beziehungen der Grimaldi von Monaco

zu ihrer alten Vaterstadt; fortan schwanken sie, wie die andern ganz oder halb souveränen Herren Italiens, zwischen den beiden auf der Halbinsel gebietenden Fremdmächten und unterliegen bald französischem, bald spanischem Protectorate oder vielmehr Joche.

Als Luciano im J. 1508 bei Ludwig XII., den er schon 1503 nach Neapel begleitet, weilte, versicherte ihn der König aufs Neue seines Schutzes und überhäufte ihn mit Höflichkeiten, pries aber dabei die herrliche Lage der prächtigen Festung so sehr, daß Luciano nicht unbegründeten Verdacht schöpfte, zumal da jener bereits zwei Commissäre hingesandt, um die Stärke des Platzes zu prüfen. Diese verlangten dauernde Aufnahme einer französischen Garnison; Agostino, dem sein Bruder Luciano seinen Verdacht mitgetheilt, lehnte es ab. Nun berichteten die Commissäre an Ludwig, der den Grimaldi bei sich festzuhalten gewußt und ein gleiches Ansinnen stellten, das Luciano ebenso entschieden abwies; da zugleich verlautete, daß Agostino zur Gegenwehr rüste, ward er gefangen und in la Rochetta eingekerkert; als Vorwand diente, da er das Besatzungsrecht nicht freiwillig opfern wollte, daß seine Galeeren von französischen Handelsschiffen eine rechtswidrige Zahlung von 2 Proc. des Werths der verladenen Waaren erpreßt. Vergeblich erbot sich Luciano am 6. März 1508, die Streitsache dem Kanzler von Frankreich zur Entscheidung vorzulegen; nach funfzehnmonatlicher Haft mußte er nachgeben und durch seinen Verwandten Pietro Grimaldi ganz andere Bedingungen dem Kanzler vortragen lassen. Er gestand darin dem Könige das Recht zu, Garnison in Monaco zu unterhalten, gelobte beim Evangelium für sich und seine Nachkommen dem Könige und dessen Nachfolgern unverbrüchliche Treue und bestellte als Unterpfand seine sämmtlichen Besitzungen in Frankreich und an der Riviera; sein Bruder Agostino und seine Schwester Francesca Doria mußten mit ihm bürgen; endlich waren sogar dem Marschall Caumont 600 Dukaten förmliches Lösegeld zu zahlen. So kehrte denn Luciano 1510 frei heim nach Monaco, das Dank der Umsicht Agostino's noch weiter befestigt worden war; bald darauf ward er nach Paris eingeladen, deponirte aber zuvor am 14. Aug. 1510 in Nizza beim Notar Nitardi einen Protest gegen jedwedes Attentat, das etwa die Unabhängigkeit Monaco's bedrohen sollte. In Frankreich ging indessen die Sache über Erwarten gut; am 28. Febr. 1511 erklärte ein von Blois datirtes königliches Patent, Luciano sei „von Gottes Gnaden" Herr von Monaco und auch vollständig berechtigt, jene 2 Proc. zu erheben; Frankreich begnüge sich mit dem Schutzrecht; am 14. Dec. 1512 betheuerte Ludwig, dem Grimaldi jedweden Schaden ersetzen zu wollen, der ihm in Folge seiner Treue gegen das französische Königshaus erwachsen könne; leere Worte; denn immer tiefer versank Luciano von Jahr zu Jahr in Schulden. Seine Mutter Claudina hatte bereits am 2. Mai 1510, als er noch in la Rochetta gefangen saß, ihr Testament gemacht und darin ausdrücklich ihren Nachkommen untersagt, dem Hause Savoyen weiter irgendwie zu huldigen; sterbe Luciano, bevor seine Söhne erwachsen, so solle Agostino als Vormund regieren; sterbe er kinderlos, so solle seine Schwester Francesca Doria und deren Nachkommenschaft folgen. Claudina, bei der auch Macchiavelli 1511 im Namen von Florenz behufs Regulirung eines Zollvertrags weilte, starb 1514; seitdem erst war Luciano factisch alleiniger Herr von Monaco. Damals war seine Schwester Francesca schon Witwe von Luca Doria; in ihrem Testamente vom 19. Dec. 1513 und Codicille vom 18. Mai 1515 bestellte sie Luciano und Agostino, sowie Ansaldo Grimaldi aus Genua zu Vollstreckern; Dolceacqua fiel dem ältesten Sohne Bartolommeo zu, der, unzufrieden, bald klagte, sein Oheim Luciano habe ihm sein Erbtheil vorenthalten. Entschlossen, den Oheim zu tödten und sich zum Herrn von Monaco zu machen, suchte er zunächst eine Anzahl treu ergebener Anhänger in die Festung einzuschmuggeln. Da verschiedene Unterthanen seines Verwandten, des berühmten Andrea Doria von Oneglia, wegen allerlei Raufereien verbannt waren, bat Bartolommeo seinen Oheim, sie in Monaco aufzunehmen; es geschah; er selbst aber gab vor, sich nach Lyon zu König Franz I. begeben und diesem gegen Mailand dienen zu wollen; in Monaco zeigte er Luciano einen Brief Andrea's, von Lyon datirt, „es sei jetzt Zeit, das bewußte Vorhaben auszuführen". Um die letzten Reisevorkehrungen, wie er sagte, zu treffen, begab sich dann Doria wieder nach Dolceacqua; am 22. Aug. 1523 sandte Luciano auf seine Bitte hin eine Brigantine nach Ventimiglia, mit der er nach Monaco zurückkehrte. Als er erschien, lud Luciano ihn ein, mit ihm Messe zu hören; er lehnte ab, da er schon gebeichtet, und blieb, während Luciano zur Kirche ging, allein im Palaste zurück, um mit seinen Anhängern das Weitere des Complots zu berathen. An Grimaldi's Tafel erhielt er den Ehrenplatz angewiesen, aß jedoch nicht; um ihn zu zerstreuen, hieß ihn Luciano seine kleinen Kinder auf den Schooß nehmen; zitternd that er's. Dann begaben sich die beiden in Luciano's Schreibzimmer; Doria wollte von seinem Oheim nähere Instructionen für die Reise nach Frankreich empfangen. Da meldete der Maggiordomo, daß 4 Galeeren, die dem Andrea Doria gehörten, und deren Führer, wenn nicht wol auch ihr Herr, Mitwisser der Verschwörung waren, dem Hafen zusteuerten. Alsbald schrieb Bartolommeo dem Oberbefehlshaber derselben, er möge landen, um eine wichtige Nachricht entgegenzunehmen; Luciano, dem er den Brief zeigte, befahl arglos dem Maggiordomo, denselben unter sicherem Geleit zu befördern. So wurde eine Anzahl treuester Diener des Herrn von Monaco entfernt; nur ein Mohr wollte unter keiner Bedingung von ihm weichen. Während Luciano am Schreibtische sitzt und Doria, anscheinend um nachzuschreiben, neben ihm steht, dringen die von ihm gedungenen Mörder, Barrabano aus S. Remo und seine Spießgesellen, ins Cabinet; der treue Neger vernimmt plötzlich einen Schrei: „Ha, Verräther!" [20]) und sieht, wie Doria den Oheim erdolcht; von 44 Wunden ge-

20) Vergl. den Bericht bei *Métivier* Vol. I. p. 348—349; doc. no. 12.

troffen, von denen nicht weniger als 32 tödtlich, bricht Grimaldi zusammen. Nun sammeln sich Doria's Anhänger; der Ruf: Ammazza! tönt durch die Gassen Monaco's; der Palast wird besetzt bis auf die große Terrasse, welche des Gemordeten treue Diener rasch bewaffnet einnehmen; massenhaft strömt ihnen das Volk zu. Doria schließt die Thore und gibt den Galeeren Andrea's ein Zeichen, damit ihre Besatzung lande; doch umsonst. Unterdessen erbricht das Volk die Thore und wirft sich voll Wuth auf die Verschworenen; da erklärt Doria, er habe einzig im Namen der Maria de Villeneuve von Vence gehandelt, die als einzige Tochter des einst von Luciano getödteten Giovanni II. rechtmäßige Erbin von Monaco sei; Maria werde ihre neuen Unterthanen gut behandeln und baldigst durch eine Besatzung von 400 Mann geschirmt werden. Da im Volke noch Viele den Tod Luciano's bezweifeln, läßt Doria seine Leiche die Treppe hinabschleifen; allein nun erwacht allgemeine Wuth; Doria, dem kein Beistand kommt, erlangt mit Mühe freien Abzug; auf den Galeeren Andrea's entflieht er, Rache fürchtend, nach Frankreich. So endete der Brudermörder Luciano Grimaldi 1523; ihm ward mit gleichem Maße gemessen. Uebrigens war er der erste seines Hauses, der auch dadurch volle Souveränetät für Monaco beanspruchte, daß er das Münzrecht [21]) ausübte; seine Nachkommen scheinen darauf verzichtet zu haben, bis „Fürst" Onorato II. dasselbe wieder in Anspruch nahm. Von seiner Gemahlin Anne de Pontevès, Tochter des Tanneguy von Cabanes, die sich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Pancallieri, Antonio Lodovico von Savoyen, vermählte und mit diesem noch im Juli 1537 lebte, hatte er vier Söhne: Lamberto, gest. jung, Rainerio, gest. jung, Francesco, der bald nach dem Vater, vier Jahre alt, starb, und Onorato I., der kaum fünf Jahre zählte. Daher übernahm die Vormundschaft sein nächster Bruder, der energische

XI. Agostino, Bischof von Grasse, Regent von Monaco 1523 — 1532.

Agostino, jedenfalls einer der bedeutendsten Herren von Monaco, ein Mann von seltener Energie und Klugheit, hatte sich den geistlichen Stand gewählt; obgleich erst 19 Jahre alt, war er am 21. Mai 1498 von Karl VIII. der Curie als Coadjutor seines Oheims Giovan Andrea im Bisthume Grasse und in der Abtei St. Honorat zu Lerins empfohlen und in diesen Würden vom Papste Alexander VI. 1498 und 1500 bestätigt worden. Im J. 1505 folgte er dem Oheim und zeichnete sich bald als Reformator der Klöster in der Provence aus; am 11. Febr. 1512 ernannte ihn Ludwig XII. zu seinem Almosenier und zum Mitgliede des Parlaments in Aix; 1517 that er sich auf dem Lateranensischen Concil als gelehrter Theolog und gewandter Diplomat hervor und knüpfte intime Beziehungen mit den gelehrten Cardinälen Bembo und Sadolet an. Nunmehr, da sein Bruder Luciano mit Hinterlassung unmündiger Erben gestorben, eilte er 1523 stracks nach Monaco und ließ sich dort zufolge Testament seiner Mutter Claudina als Herrn anerkennen, wenigstens auf Lebenszeit; doch sollte ihm sein Neffe Onorato I. folgen. Der erste Gedanke, der ihn bald unaufhörlich beschäftigte, war, Rache an Doria zu nehmen, der über Frankreich nach Savoyen geflüchtet war. Agostino erwirkte alsbald bei Kaiser Karl V. einen vom 5. Nov. 1523 aus Tordesillas datirten Haftbefehl gegen denselben; ebenso gebot Franz I. auf sein Drängen am 28. Febr. 1524, seine Leute sollten Doria und den Barrabano, wo sie sie fänden, ergreifen und dem Bischof ausliefern. Bartolommeo ließ nun ein Entschuldigungsschreiben los, worin er hervorhob, er sei eigentlich der Angegriffene gewesen, da Luciano, welcher „von Natur cholerischer Complexion", ihn mit seinem Dolche ins Gesicht gestoßen; er habe so nur Nothwehr geübt; zwar habe er damals gerufen, Monaco gebühre der Maria de Villeneuve, doch habe ihn letztere — die entschieden jede Mitschuld zurückwies — keineswegs zur That angestachelt. Dem gegenüber verlangte Agostino als Ersatz Einziehung der Reichslehen Doria's, namentlich Dolceacqua's, und Ueberantwortung in seine Hand; und Karl V. befahl demgemäß auch dem Herzoge Francesco II. Sforza von Mailand und dem Dogen Antoniotto Adorno von Genua, gegen Bartolommeo und dessen Güter vorzugehen; allein Andrea Doria, damals noch der Krone Frankreich treu, trat für Dolceacqua ein und empfahl den Mörder dem Admiral Bonnivet, der ihm auch seinen Schutz angedeihen ließ.

Mittlerweile hatten die Verwickelungen zwischen Karl V. und Franz I. ihren Höhepunkt erreicht. Der Kaiser brauchte einen guten Hafen, um seine nach der Provence bestimmten Truppen einzuschiffen, und hatte da sein Augenmerk auf Monaco geworfen. Er wußte, wie empört der Regent über den Vorschub war, den die Franzosen dem Bartolommeo geleistet, und schlug deshalb diesem vor, unter höchst vortheilhaften Bedingungen und bei völliger Freiheit, seinen Rachedurst zu befriedigen, sich dem spanischen Protectorate unterzuordnen. Eine Zeit lang schwankte Agostino, der für sein französisches Bisthum besorgt war; Lautrec mahnte ihn, fest zu Franz zu halten; aber Karl V. ließ nun rasch seine Truppen vorrücken und verlangte von dem Regenten eine unumwundene Erklärung. Dieser schickte nunmehr seinen Verwandten Leonardo nach Spanien, wo der Kanzler Mercurino Gattinara am 29. Mai Vollmacht zu Unterhandlungen mit ihm erhielt; am 7. Juni 1524 ward zwischen beiden ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, kraft dessen Agostino dem Kaiser huldigen und Monaco von ihm zu Lehen nehmen, letzterer dagegen ihn und seine Burg stets schützen und in alle abzuschließenden Verträge mitaufnehmen lassen sollte. Während Agostino 200 Mann Garnison, deren Sold Karl zu zahlen habe, unterhalte, empfange er als Ersatz für seine französischen Pfründen, falls sie ihm nicht binnen Jahresfrist restituirt werden, das Bisthum Salerno und andere Güter, ferner Dolceacqua als Reichslehen und eine Jahresrente von 2000 Gold-Scudi mit dem Titel eines kaiserlichen und

21) *Girol. Rossi*, Monete dei Grimaldi principi di Monaco. Oneglia 1868. 8. tav. I. n. 1.

spanischen Rathes. Bereits am 24. Juni lag der Connetable von Bourbon im Hafen von Monaco, von dem aus er am 6. Juli gegen Nizza aufbrach; doch ward er von Andrea Doria zurückgeworfen, der nunmehr Mentone zu bombardiren begann. Zwei Fahrzeuge Agostino's wurden gekapert; er selbst wäre beinahe durch eine Kugel getödtet worden. Voll Ingrimm gegen Frankreich, hieß er alsbald seine Leute in Lerins, Grasse und Antibes dem Kaiser huldigen; doch kehrte des letztern Flotte schon rasch, nachdem sie am 28. Sept. die Belagerung von Marseille aufgehoben, in den sichern Hafen von Monaco zurück. Agostino war schon am 10. Juni aufgefordert, Monaco vom Kaiser zu Lehen zu nehmen; allein Leonardo hatte nach seiner Ansicht seine Instructionen überschritten; es sollte sich nur um Protectorat, nicht um ein wirkliches Vasallenthum handeln; und so verzichtete denn Karl auf seine Bitte am 5. Nov. auf letzteres, „er wolle der Souveränetät Agostino's nicht präjudiciren, sondern ihn nur zum guten Freunde haben"; auch der Punkt wegen des Bisthums Salerno ward rückgängig gemacht; dafür verließ sich der Bischof auf des Kaisers Freigebigkeit. Nachdem ihm letzterer noch am nämlichen Tage seinen Dank für die Förderung der Expedition gegen die Provence ausgesprochen, erfolgte am 13. Dec. die Ernennung zum kaiserlichen Rathe, am 20. die Anweisung von jährlich 2000 Scudi aus den apulischen Getreidezöllen. Nun brach der Regent offen mit Frankreich; in einem Manifeste [22]) führt er nicht weniger als 15 Gründe an, die ihn dazu bestimmt, darunter namentlich die Förderung Doria's; er erklärte darin schließlich, sein Platz „Mourgues oder Monègue" erkenne keinen Höheren neben ihm an, außer Gott. Die Schlacht bei Pavia folgte; am 26. März 1525 dankte der Kaiser dem Agostino für seine Mitwirkung zum Siege und empfahl ihn bestens dem Connetable von Bourbon. Alsbald ward der Racheplan gegen Bartolommeo Doria ins Werk gesetzt; Dolceacqua war von ihm abgefallen; schon am 3. Nov. 1523 [23]) hatten die dortigen Behörden, wie die von Apricale, Isola buona und Puy-Renaud die Erklärung abgeben müssen, daß die Güter Doria's zu Gunsten Agostino's und seiner Neffen einzuziehen seien; er selbst hatte sich in dem Castell la Penna bei Ventimiglia verschanzt. Unterstützt von seinen Vettern, den Grimaldi von Antibes und Bueil, rückte der kriegerische Bischof mit 600 Mann gegen diesen Schlupfwinkel; er fiel und ward gleich Apricale zerstört, Doria selbst gefangen nach Monaco abgeführt, wo der Podestà alsbald den Proceß gegen ihn einleitete. Vergebens bat Papst Clemens VII. am 27. April Agostino, er möge als Bischof seinen unglücklichen Neffen begnadigen; er lehnte es ab, da derselbe, Andrea Doria's Schützling, der Todfeind seines Hauses sei. Am 13. Juli 1525 fällte der Podestà das Todesurtheil, das alsbald vollzogen ward; Karl V., der den Bischof auch in den Madrider Frieden einschließen ließ, bestätigte am 20. März 1526 die Confiscation von Dolceacqua und den übrigen Besitzungen Bartolommeo's. Bald genug brach Franz I. den Vertrag; Agostino's Pfründen, auch die Abtei Lerins, wurden sofort eingezogen. Als Ersatz dafür erhielt er vom Kaiser, mit dem er fortan im vertrautesten Briefwechsel stand [24]), provisorisch das Bisthum Majorca, dann definitiv durch Patent vom 8. Nov. 1526 das Erzbisthum Oristani auf Sardinien. Im J. 1529 weilte Karl selbst in Monaco, wo ihn Agostino glänzend empfing, und erneuerte den Vertrag; der Tradition zufolge soll er dem jubelnden Volke zugerufen haben: „Salut, gens de Monègue, je vous fais tous nobles"; der Maggiordomo Agostino's, Giovanni Manchelli, ward zum Pfalzgrafen ernannt. In Karl's Gefolge weilte dort auch Andrea Doria, der jüngst die Dienste Frankreichs verlassen; der Kaiser versuchte, ihn mit Agostino zu versöhnen; doch blieb es bei dem Austausche einiger höflichen Phrasen. Als der Friede zu Cambray zu Stande gekommen, befahl Franz I. am 12. Nov. 1529, daß das Bisthum Grasse, sowie alle andern Pfründen und Rechte ihm restituirt werden sollten; auch versprach er, die noch in Frankreich weilenden Mitverschworenen Bartolommeo's zu strafen, hielt jedoch auch diesmal sein Wort nicht. Dafür entschädigte Karl ihn und seine Erben mit reichen Besitzungen in Neapel, die eine Jahresrente von 60,000 Livres repräsentirten, und für die er dem Virey Pedro de Toledo die Huldigung leistete: mit dem Marchesate Campana, den Grafschaften Canova, Monteverde und Trelizzo, dem Schlosse Garignone und dem Lehen Ripa candida. Treu diente er fortan dem Kaiser und den spanischen Interessen; doch weigerten sich 1531 seine Leute, unter dem Commando Andrea Doria's zu dienen; Karl selbst mußte hier vermittelnd eintreten. Bereits am 13. Dec. 1529 hatte Agostino für 4000 Scudi das wichtige Schloß Sta. Agnese vom Herzoge Karl von Savoyen unter der Bedingung gekauft, daß er es von letzterem zu Lehen trage; doch wurde der Kauf wieder rückgängig gemacht, da die Commune Sospello, von der das Schloß abhing, dagegen Protest erhoben. Im Begriffe, den Cardinalpurpur zu erreichen, starb Agostino plötzlich am 14. April 1532, nicht ohne Verdacht von Gift; Karl V., schwer betrübt über den Verlust seines wackern Rathgebers, versicherte bereits am 29. April [25]) von Regensburg aus seinen jugendlichen, noch nicht 16jährigen Nachfolger und Neffen seines nachdrücklichen Schutzes und gewissenhafter Aufrechterhaltung der bestehenden Verträge. So folgte denn:

XII. Onorato I., Herr von Monaco 1532—1581,

erst unter der Vormundschaft seiner Tante Bianca de Villeneuve, dann unter der seines Verwandten Stefano Grimaldi, dem der Kaiser den jungen Herrn angelegentlich empfahl, und den derselbe hernach wegen seiner guten Verwaltung und seines Eifers für die spa-

22) *Métivier* Vol. I. p. 349—355; no. 13. 23) Ebenda p. 356—360; no. 14.

24) Auch mit manchen Gelehrten jener Zeit, z. B. mit Sadolet, unterhielt Grimaldi Correspondenz. 25) *Métivier* Vol. I. p. 360—361; doc. 15.

nischen Interessen mit einer Pension ausstattete. Mit den Galeeren von Monaco diente Onorato 1535 gegen Goletta; ihn begleitete als Kapellan Frà Battista aus Savona, Franziskaner zu Carnolès, der aus Afrika sechs Blätter der Cactus-Feige mitbrachte und in Monaco anpflanzte, wo dieselben fortwucherten und noch in Menge zu finden sind. Im folgenden Jahre beherbergte der Regent Stefano, der sich um Verschönerung der Stadt und Festung unleugbare Verdienste erwarb, auch im Palaste die prächtige Cisterne anlegen ließ, den Papst Paul III., als er den Waffenstillstand von Nizza zu stiften sich aufmachte; dann hatten Mentone und Roccabruna arg von dem Feuer Khaireddin's zu leiden, der sich jedoch an Monaco selbst nicht heranwagte. Als Onorato 1540 mündig geworden, ließ er aus Dankbarkeit, wie es heißt, wenn nicht halb und halb dazu gezwungen, dem Stefano alle Rechte als Regenten und persönlichem Vormunde seiner Person und seines Staates, erließ ihm jede Rechenschaftslegung und befahl seinen Unterthanen, demselben gleichen Eid und Gehorsam zu leisten, wie ihm selbst; schwer betrauerte er den treuen Verwalter, als derselbe 1560 starb. Onorato I. finden wir dann 1565 bei der sicilianischen Flotte, die Malta entsetzen sollte, ebenso 1571 tapfer bei Lepanto; bei Karl V. und Philipp II. stand er in hohem Ansehen; daneben galt er auch für einen Freund der Wissenschaften, damals freilich Modesache in Italien. Er starb 1581 und hinterließ von Isabella Grimaldi, Tochter des Pfalzgrafen Giambattista von Montaldeo und Nichte Stefano's, die er 1545 geheirathet, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Aus ihrer Ehe stammten sechs Söhne: a) Carlo II., von dem unter XIII.; b) Francesco, gest. 1583 als Gesandter des Bruders am spanischen Hofe; c) Ercole I., von dem unter XIV.; d) Orazio, als Schenk Philipp's III. von Spanien 1620 in Neapel gestorben und Vater des gelehrten Bastards Onorato, Dr. theol., päpstlichen Protonotars, Erzpriesters zu Terlizzi und königlichen Kapellans, Gouverneurs von Campagna; er ward 1639 von Einwohnern von Terlizzi, welche seine Strenge empört hatte, meuchlings ermordet; e) und f) Giovanni Battista und Fabrizio, gest. jung; und ebenso viel Töchter; g) Ginevra (1594), verm. mit Stefano Grillo qu. Agostino; h) Eleonora, verm. mit Nicolò Interiano; i) Aurelia, verm. mit Agostino de' Franchi qu. Stefano, genuesischem Patricier; k) Virginia, Nonne in Sta. Maria delle Grazie zu Genua; l) Claudia, lange krank, gest. unvermählt, und m) Ippolita, gest. als Kind.

XIII. Carlo II., Herr von Monaco 1581—1589.

Da er die Liguisten mit Geld und Munition unterstützte, faßte der Graf von Angoulême, Statthalter der Provence, 1584 den Plan, sich Monaco's zu bemeistern; doch ward derselbe verrathen und der Anschlag abgewehrt, weshalb Philipp II. denn auch Carlo beglückwünschte. Letzterer starb schon 1589 und hatte zum Nachfolger seinen nächstüberlebenden Bruder

XIV. Ercole I., Herr von Monaco 1589—1604.

Ursprünglich für die Kirche bestimmt, folgte er, da sein älterer Bruder Francesco schon 1583 gestorben; auch er hielt treu zu Spanien und sah sich daher 1597 von Heinrich IV. bedroht, behauptete sich indessen und fand 1598 Aufnahme im Frieden von Vervins. Aber zügellos und wollüstig, entehrte Ercole Weiber und Töchter seiner Unterthanen; da schlich sich am 21. Nov. 1604 eine Anzahl verschworener Bürger in den Palast, mordete ihn und schleifte seine Leiche ins Meer; Aufhetzung einer fremden Macht, wie man vorgab, hatte schwerlich Antheil an dieser Gewaltthat. Die Mörder suchten sich auch seines einzigen Söhnleins zu bemächtigen; allein die Mutter, Maria Landi, Tochter des Fürsten Claudio von Valdetaro, wußte ihn zu retten, und er folgte als Onorato II. unter der Vormundschaft seines mütterlichen Oheims, des Fürsten Federigo Landi. Außer ihm hinterließ Ercole I. zwei Töchter: Giovanna, gest. 1620 als Gemahlin des Giovanjacopo Teodoro Trivulzio, Fürsten von Musocco, und die fromme Maria Claudia Cattarina, Karmeliterin in Sta. Teresa in Genua; sowie zwei uneheliche Kinder: Isabella, Nonne in Sta. Marta in Genua (1647), und Devota, gest. 1631 als Nonne in Mailand.

XV. Onorato II., Fürst von Monaco 1604—1662.

Erzogen von seinem Oheim, sollte er von vorn herein zu einem perfecten Spanier herangebildet werden; sowie seine Schwester Giovanna den spanischen Statthalter Mailands Trivulzio geheirathet, sollte auch er durch Ehe mit Trivulzio's Schwester Ippolita ganz an die spanischen Interessen gekettet werden. Landi selbst wollte aus Monaco ein Annex der spanischen Besitzungen in Italien machen und hatte daher schon 1605 [26]) mit dem Grafen von Fuentes, Statthalter von Mailand, eine Convention abgeschlossen, welche den Spaniern das Besatzungsrecht in Monaco zugestand; eine Compagnie Infanterie sollte da stationiren und so viel von andern Corps, als zur Vertheidigung nöthig; für Sold und Proviant sollte der König sorgen, der Herr aber weder für sich, noch für seine Vasallen zu einer Beisteuer verpflichtet sein. Die Garnison sei einzig und allein zum Schutz der Festung gegen Frankreich, Savoyen und Genua bestimmt, sie solle keineswegs die Rechte der Grimaldi schmälern, vielmehr solle der Herr des Platzes zugleich ihr Commandeur sein. Das ward jedoch rein illusorisch, da alle Officierstellen nur an Spanier vergeben wurden, welche unter Jurisdiction des Statthalters von Mailand standen; die Belohnung mit dem goldenen Vließ, Gütern in Spanien, der Commende des Calatravordens Benifayan und wol auch die Erhebung zur spanischen Grandezza waren nur prunkvoll-schwache Entschädigung für die verlorene Selbständigkeit; factisch war Monaco 1605 spanisches Vasallenland geworden. Das Drückende seiner Stellung mußte freilich dem Onorato immer klarer werden, nachdem er 1617 majorenn geworden; die spanische

26) *Métivier* Vol. I. p. 362—364; doc. 16.

Garnison, bedeutend vermehrt, stand nur nominell unter ihm und benahm sich in Monaco, wie in einem eroberten Lande; kein Sold ward ihr gezahlt; dafür sollte nun er aufkommen, obgleich er keine weitere Pension von Spanien erhielt; höhnisch wies der Gouverneur von Mailand jede Reclamation zurück. Solcher Uebermuth bestimmte Grimaldi, in Unterhandlungen mit Frankreich zu treten, um das zum drückenden Joche gewordene Protectorat abzuschütteln; doch war Vorsicht um so mehr geboten, als die Grimaldi von Bueil ihre Unterordnung unter Frankreich 1620 mit Verlust ihrer Grafschaft bezahlt hatten; und so galt noch lange Monaco als eine rein spanische Festung, aus deren Häfen Philipp's IV. Flotte 1625 den Genuesen zu Hilfe und 1628 gelegentlich des mantuanischen Erbfolgestreites auslief. Als aber 1635 gegen die auf den Inseln von Lerins befestigten Spanier, welche die Seefahrt von der Provence aus hemmten, Richelieu seine Flotte gerüstet, ließ er im Juli 1636 Monaco wiederholt recognosciren, sei es um es anzugreifen, oder nur um Forts in der Nähe anzulegen; und nun schien sich Onorato eine günstige Gelegenheit zu bieten, um sich frei zu machen. Als „Fürst" von Monaco — der Titel wird hier zuerst geführt — ließ er durch seinen in der französischen Armee dienenden Verwandten Jean Henri Grimaldi von Courbons dem Cardinal eröffnen, wie er bereit sei, sich unter das Protectorat von Frankreich zu stellen, falls letzteres ihm die Spanier verjagen helfe. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, da der spanische Admiral, Herzog von Ferrandina, Argwohn geschöpft und die Besatzung um 900 Mann verstärkt hatte und mit einer stattlichen Flotte um Monaco kreuzte. Nun erbot sich Onorato sogar, seine Versprechungen schriftlich zu geben, Monaco der Krone Frankreich zu schenken und genau Bericht zu erstatten über alle Schritte der Spanier; doch war Richelieu noch immer nicht entschlossen, die Anträge anzunehmen, weil sie ihm zu unsicher erschienen, selbst nachdem seine Flotte am 8. Sept. auf der Rhede von Mentone einen Vortheil über die Spanier errungen. Dagegen fand der Vorschlag um so willigeres Gehör bei dem Admiral Ludwig's XIII., dem Cardinal d'Escoubleau de Sourdis, da auch der Herzog von Savoyen Absichten auf Monaco zu hegen schien, auf eine an ihn gerichtete Anfrage deshalb jedoch eine etwaige Besitzergreifung schlau genug guthieß. Noch lag eine starke Garnison der Spanier dort; doch da Onorato von allem Vorgefallenen treulichst die Franzosen avisirte, wurden die Bewegungen derselben fortwährend gelähmt. Dem wachsenden französischen Einflusse suchte der damals noch lebende frühere Vormund Onorato's, Fürst Federigo Landi, auf jede Weise entgegenzuarbeiten; er proponirte auch im spanischen Interesse ein Ehebündniß zwischen des Fürsten einzigem Sohne Ercole II. und der reichen Maria Aurelia Spinola, Tochter des Luciano von Molfetta, der ganz im Solde Philipp's IV. stand; aus Klugheit, schon um seine eigenen Absichten zu verschleiern, gab Onorato seine Zustimmung; die Verlobung ward gefeiert, die Ehe jedoch erst 1641 vollzogen. Nachdem Lerins von den Franzosen 1637 besetzt, ergaben sich alle benachbarten, von den Spaniern gehaltenen Forts bis auf Monaco, das nun bis zum Jahre 1640 hauptsächlichster Waffenplatz für Philipp's IV. Heer und Flotte ward; doch ergab man sich mit der Zeit einer gewissen Sorglosigkeit und reducirte sogar wieder die Garnison. Mittlerweile schloß Jean Henri von Courbons im Namen Onorato's am 8. Juli 1641[27]) zu Peronne einen geheimen Vertrag mit Ludwig XIII. ab, in welchem letzterer auf den Fall, daß der Fürst wegen seiner Ergebenheit gegen Frankreich seine neapolitanischen Güter verlieren sollte, eine entsprechende Entschädigung mit französischen Besitzungen verhieß. Nun ward zur Ausführung des Planes geschritten, der anfänglich nur wenig Mitwisser zählte, neben dem eifrigen Ercole, Marchese von Campana, des Fürsten Sohn, den Capitän Girolamo Rey, den Secretär Giovanni Brigati, den Pfarrer Pachiero und einige andere Vertraute Onorato's. Acht Tage lang, vom 4. bis 13. Nov. 1641, wurden Abendgebete angeordnet, „auf daß die Entwürfe der Franzosen scheitern möchten"; am 11. wurden unter allerlei Vorwänden 30 Getreue aus Mentone in die Festung gebracht; in der folgenden Nacht fand eine Versammlung im Palaste statt, in der Onorato die Seinen ermahnte, sich zu befreien; nur zwei oder drei Anwesende erhoben sich dagegen und wurden in Gewahrsam gebracht. Am 13. zogen die meisten Spanier aus nach Nizza, sodaß nur 210 Mann Besatzung zurückblieben; an demselben Tage schlich sich der Capitän von Mentone, Monleon, durch die Berge und überfiel die spanischen Vorposten; in der Nacht warfen sich die Verschworenen auf die Garnison und gaben den vor dem Hafen kreuzenden Franzosen Feuersignale. Sie landeten, und obgleich der Cardinal von Savoyen, spanischer Statthalter von Nizza, dem Fürsten abrieth, erklärte dieser den Rubicon für überschritten und nahm am 18. Nov. eine französische Besatzung auf, die mit großem Jubel in der Festung und Stadt begrüßt wurde. Onorato selbst aber legte den Orden des goldenen Vließes ab und übergab ihn dem spanischen Capitän Caliente, damit er ihn nach Mailand zurückliefere[28]); er umgürtete sich mit der weißen Schärpe und erklärte sich für Frankreichs Schutzbefohlenen; zugleich erließ er ein Manifest des Inhalts, daß die äußerste Noth ihn gezwungen, das Band der Knechtschaft zu zerbrechen. Die spanische Garnison zog ungehindert ab; doch ließen sich einzelne verheirathete Soldaten in Monaco dauernd nieder; zur Erinnerung an die Befreiung fand am 21. Nov. eine feierliche Procession statt, die noch jetzt alljährlich sich wiederholt. Im folgenden Jahre begab sich Onorato selbst mit seinem Sohne Ercole nach Frankreich; am 21. Mai trafen sie den König in Perpignan, der sie festlich empfing und dem Vater statt des goldenen Vließes Tags darauf die Orden vom heiligen Michael und heiligen Geiste verlieh; zugleich erfolgte am 22. Mai 1642 die Ratification der Stipulationen von Peronne. Darnach nahm Monaco eine französische Gar-

27) *Métivier* Vol. I. p. 365—371; doc. 18. 28) Ebenda p. 365; doc. 17.

nison von 500 Mann auf, deren Hauptleute und Officiere vom Könige ernannt wurden; der Fürst selbst blieb Generalcapitän der Festung, hatte deren Schlüssel in Gewahrsam und theilte die Parole aus; als sein Vertreter fungirte ein Lieutenant, zuerst Jean Henri Grimaldi von Courbons (später Marquis von Cagnes); die Garnison hatte dem Fürsten und dessen Erben Treue zu schwören. Die Unterhaltungskosten zahlte Frankreich; das Protectorat sollte keineswegs die Souveränetät der Grimaldi schmälern; selbst die französischen Schiffe sollten die althergebrachten Abgaben weiterhin bezahlen, Galeeren des Königs zum Dienst des Fürsten stets bereit liegen. Für den Verlust der Commende Benifayan, der damit verknüpften Rente von 3000 Dukaten und der Jahreseinnahme von 25,000 Dukaten aus seinen confiscirten spanischen Gütern sollte ihm ein Aequivalent in Frankreich geboten werden, ein Herzogthum mit Pairie für ihn selbst, ein Marquisat und eine Grafschaft für seinen Sohn; komme es zum Frieden mit Spanien, so solle völliger Ersatz gefordert werden. Demgemäß ward Onorato zum französischen Pair und Herzog von Valentinois erhoben [29]); das Herzogthum ward gebildet aus den Gebieten von Creſt, Grave, Sauzet und Savasse, den Domänen Montéliman und Romans, der Baronie Bins; dazu kamen Gefälle aus Valence, l'Etoile, Brun und Charmant. Die Einregistrirung der neuen Pairie im Parlament erfolgte am 10. Febr. 1643, nachdem der König im Januar erklärt, dieselbe, die eine Rente von 75,000 Francs repräsentirte, solle als Ersatz für die confiscirten Güter in Neapel gelten und sich auf seine männliche und weibliche Descendenz vererben. Daneben empfing Onorato die Grafschaft Carladez, die Baronien Calvinet in der Auvergne und Buis im Dauphiné, sein Sohn Ercole aber das reiche Marquisat Beaux, eine Compagnie Truppen und 9000 Livres Rente; der König versprach, bei seinem nächsten Kinde Pathenstelle zu versehen, und da dies durch den Tod Ludwig's XIII. unmöglich geworden, ermächtigte die Königin Anna von Oesterreich am 18. Aug. 1643 den Grafen von Alais, Ludwig von Valois, und die Gräfin Henriette von la Guiche, ihre Stelle bei dem Täufling zu versehen, der am 13. Oct. 1643, schon über ein Jahr alt, den Namen Luigi, Graf von Carladez, erhielt. Vergeblich suchten die Spanier bald darauf, Monaco durch Verrath wiederzugewinnen; der Anschlag ward entdeckt und der Unterhändler Gastaldo aus Nizza hingerichtet; Onorato und sein Nachfolger blieben der Krone Frankreich treu, die auch am 18. Oct. 1645 für die neuen Münzen in Monaco [30]) — nach Luciano's Vorgang ließ Onorato zuerst wieder Geld prägen, dessen Werth dem französischen gleich war — im eigenen Lande Zwangscours bestimmte. Im J. 1646 begab sich Onorato II. wieder nach Paris, um seinen Sitz im Parlament einzunehmen; während der sechs Wochen, die er da verweilte, ward die für den Unterhalt der Garnison erforderliche Summe genau fixirt, ihm selbst aber für seine Person und seine Unterthanen freie Ausfuhr von Proviant aus Frankreich zu jeder Zeit verbrieft, sowie ein Geschenk von 12 bronzenen und 12 eisernen Kanonen gemacht und eine große Abtei mit 5000 Scudi Rente angewiesen. Von seinen Anhängern erhielt Rey den Titel eines königlichen Edelmanns, Brigati, gleich ihm geadelt, den eines Rathes. Fünf Jahre später weilte der Fürst wieder am Hofe, um der Majorennitätserklärung Ludwig's XIV. beizuwohnen; mittlerweile hatte er ruhig daheim zu Monaco gelebt und seinen Palast verschönert. Da traf ihn die Trauerkunde von dem Tode seines wackern Sohnes Ercole II., Marquis von Beaux, des einzigen Kindes, das ihm Ippolita Trivulzio (gest. 1638) 1624 geboren. Derselbe hatte sich am 2. Aug. mit seiner Gemahlin Maria Aurelia Spinola (verm. 1641, gest. 29. Sept. 1670) und seinem ältesten Söhnlein Luigi nach Mentone begeben, um Ablaß in der Kirche des Récollets zu erhalten; nach der Mahlzeit übte er sich im Garten von S. Ambrosio mit seinen Leuten mit Pistolenschießen; da traf ihn eine unglückliche Kugel tödtlich im Rücken; sterbend befahl er, den Urheber seines Todes nicht zu verfolgen, da es ohne Absicht geschehen. Aus Ercole's Ehe stammten: a) Luigi, geb. 25. Juli 1642, des Großvaters Erbe, von dem unter XVI.; b) Carlo Luca Francesco, gest. 1652; c) Maria Ippolita, geb. 8. Mai 1644, gest. 8. Oct. 1694, verm. 23. Oct. 1659 mit Carlo Emmanuele Filiberto de Simiane, Marchese von Pianezza; d) Giovanna Maria, geb. 4. Juni 1645, verm. zuerst mit Andrea Imperiali Fürsten von Francavilla, dann mit dem Marchese Ambrosio Doria; e) Devota Maria Renata, geb. 4. Sept. 1646, Dominikanerin in Genua unter dem Namen Theresa Margaretha; f) Teresa Maria, geb. 1648, „Mademoiselle de Carladez", verm. 1671 mit Sigismondo Francesco von Este, Marchese von S. Martino, und g) Ippolita Maria, Nonne in Sta. Teresa zu Genua unter dem Namen Theresa Maria de Sto. Josepho. Nachdem im Pyrenäischen Frieden 1659 die Restitution der spanischen Güter der Grimaldi festgesetzt worden, beschloß Onorato II., 65 Jahre alt, am 10. Jan. 1662 sein Leben; ihm folgte der Ruhm eines tapfern, milden, edlen und klugen Mannes; ganz Monaco jammerte um den Todten.

XVI. Luigi, Fürst von Monaco 1662—1701.

Noch bei Lebzeiten des Großvaters hatte er [31]) sich am 30. März 1660 mit Catherine Charlotte von Gramont, Tochter des Prinzen Anton III. von Bidache (geb. 1639, gest. 4. Juni 1678), zu Paris im Palais royal vermählt, einer ebenso geistvollen wie intriguanten Dame, die als Hofmeisterin der Henriette von England, Herzogin von Orleans, gern eine Rolle spielte, dadurch jedoch ihrem Gemahl manchen Kummer bereitete. Verstimmt ging Luigi in den Krieg, half 1665 den Holländern gegen den unruhigen Bischof Bernhard von Galen und

29) *Métivier* Vol. I. p. 372—377; doc. 19. 30) *Rossi*, Monete tav. I. n. 2—7; II, 8—10; III, 11—13; IV, 14—17; IX, 50.

31) Münzen von ihm bei *Rossi*, Monete tav. IV. n. 18; V. n. 19—22; VI. n. 23—28.

zeichnete sich am 11. Juni 1666 unter dem Admiral de Ruyter in dem Seegefechte bei Texel gegen die Engländer aus. Nach dem Frieden von Breda kehrte er nach Paris zurück, um am 5. Juli 1668 seinen Platz im Parlamente einzunehmen; die Hofintriguen bestimmten ihn jedoch, sich bald nach Monaco zurückzuziehen, wo er mit seiner Gemahlin den Grund zu dem 1678 bestätigten Augustinerkloster della Visitazione legte und am 23. Dec. 1678 das seitdem dort gültige Rechtsbuch „Gli statuti del principato di Monaco" publicirte. In diese Zeit fällt seine romanhafte Liebe zu der aus Frankreich verbannten Herzogin von Mazarin, Hortense Mancini, der er nach Rom und London folgte; an letzterem Orte fand er einen Nebenbuhler an König Karl II., mit dem er so sehr in Verschwendung wetteiferte, daß, als der König seiner Geliebten seine Pension von 4000 Pfund entzog, der Fürst von Monaco ihr ebenso viel von dem Seinigen aussetzte; doch ward er endlich von dieser an Raserei grenzenden Leidenschaft geheilt. Am 14. Juni 1688 heirathete sein ältester Sohn Antonio die funfzehnjährige, höchst extravagante Marie von Lothringen, Tochter des Grafen Ludwig von Armagnac; Luigi setzte es bei dieser Gelegenheit durch, daß ihm, gleich den Lothringen-Guise und den Herzogen von Bouillon, der Rang eines Prince étranger in Frankreich zuerkannt wurde; am 31. Dec. erhielt er die höchsten französischen Orden. Dann trat er noch bei der Frage wegen der spanischen Erbfolge als Diplomat auf, indem er 1699 als außerordentlicher Gesandter nach Rom ging, um dort den Papst und die Cardinäle für Ludwig XIV. zu gewinnen; pomphaft und eitel, verschwendete er große Summen, sodaß die Reichthümer der Grimaldi nicht unbeträchtlich zusammenschmolzen; doch erreichte er wenigstens, daß 1700 der französisch gesinnte Cardinal Albani als Clemens XI. zum Papst erhoben ward; am 3. Jan. 1701 starb er in Rom, von wo seine Leiche nach Monaco gebracht ward. Aus seiner Ehe stammten vier Töchter: a) Maria Teresa, geb. 14. Jan. 1662, Nonne in la Visitazione zu Monaco (1728); b) Anna Ippolita, eine ebenso tugendhafte, wie unglückliche Dame, verm. 18. Jan. 1696 mit Jacob Karl de Crussol, Herzog von Uzès, gest. 3. Juli 1708 im Wochenbette; c) Giovanna Maria, erst Nonne in Monaco, dann 1726 Coadjutorin der Abtei Royalieu bei Compiègne (1728), und d) Amalia, „Mademoiselle de Beaux" (1728), sowie zwei Söhne: e) Antonio, von dem unter XVII., und f) Onorato, geb. 21. Dec. 1669, erst Malteser, dann Geistlicher, Kanonicus zu Strasburg 1696, Archidiakon zu Besançon und Abt von St. Mairent in Poitou, Erzbischof von Besançon seit dem 4. Febr. 1725. Er verzichtete am 15. März 1715 auf jedes Anrecht, das er etwa auf das Herzogthum Valentinois erheben könnte, zu Gunsten der Erben seines ältern Bruders, erhielt am 14. Nov. 1731 die Cistercienserabtei Vauluisant in der Diöcese Sens, resignirte im December desselben Jahres sein Erzbisthum und starb plötzlich zu Paris am 16. Febr. 1748; mit ihm erlosch der Mannsstamm der Grimaldi von Monaco. Auf seinem Sterbebette erklärte er, er habe sich zur Cession auf Monaco wider seinen Willen bereden lassen; die Ansprüche der echten Grimaldi — der Marquis von Cagnes, als der nächsten Agnaten —, müßten ungeschmälert verbleiben. (Urkundlich im Archiv des Bisthums Noyon und im Tower zu London.)

XVII. Antonio, Fürst von Monaco 1701—1731.

Geboren am 25. Jan. 1661, ward er 1683 Lieutenant im Infanterieregimente „Roi", 1684 Oberst im Regimente „Soissonnois", folgte 1688 dem Dauphin bei Belagerung von Philippsburg, kämpfte mit bei Fleurus und half 1691 Mons, 1692 Namur belagern; als Herzog und Pair leistete er im Parlament am 21. Aug. 1702 seinen Eid. In dem spanischen Erbfolgekriege hielt er treu zu Frankreich und benachrichtigte u. a. 1705 den König, daß der Herzog von Savoyen zum Abfall rüste, worauf der Herzog von la Feuillade gegen die Grafschaft Nizza vorrückte. Antonio unterstützte ihn und den Herzog von Berwick reichlich mit Munition und Proviant. Monaco ward in Vertheidigungszustand gesetzt und nahm selbst 200 Dragoner auf; doch sollte die Bastei bei la Turbia, von der aus die Festung bestrichen werden konnte, geschleift werden. Auf dieselbe hatte schon 1700 Savoyen Anspruch erhoben und sogar einen Herrn Blancardi zum Baron von la Turbia ernannt; allein Frankreich sprach sich am 15. April 1705 für Antonio aus, und ihm verblieb denn auch im Frieden von 1713 definitiv diese wichtige Position. Als die Schlacht bei Turin geschlagen, und die Franzosen den Rückmarsch angetreten, glaubte Antonio, für Monaco das Aergste befürchten zu müssen; allein die Kaiserlichen dachten weder daran, diese von den Franzosen bedeutend verstärkte Festung, noch das gleichfalls durch den Fürsten erweiterte Mentone zu belagern, sondern begnügten sich damit, dem Ländchen ansehnliche Contributionen aufzuerlegen. Als der Herzog von Savoyen 1708 wieder Miene zum Angriffe machte, ließ Antonio auf eigene Kosten, da Frankreichs Mittel zu sehr erschöpft, weitere Festungswerke anlegen; so erhielt er sich trotz mancher Opfer selbständig und ward als Souverän auch in die Verträge von 1713 eingeschlossen. Da aber forderte der Herzog von Savoyen, nunmehr König von Sicilien, Erneuerung des Eides, den seine Vorfahren 1448 und 1477 geleistet, und der seitdem nicht wiederholt war; beide Theile riefen Frankreich und England als Schiedsrichter an, und diese Mächte bestimmten am 21. Juni 1714, Onorato habe dem Könige von Sicilien lediglich für eilf Zwölftel von Roccabruna und Mentone den Vasalleneid zu leisten; der Präsident Gourdon legte ihn in seinem Namen am 12. Aug. 1716 zu Rivoli ab. Antonio lebte fast ausschließlich in Monaco, wo er allgemein beliebt war, er baute dort viel, Casematten, das nach ihm benannte Antoniofort, Straßen, Cisternen u. s. w.; von dem Ehrgeize und dem ausschweifenden Jugendmuthe, den man einst an ihm bemerkte, war wenig übrig geblieben. Im J. 1724 empfing er die höchsten französischen Orden, am 30. Oct. desselben Jahres verlor er seine wunderliche Gemahlin Maria durch den Tod; dieselbe hatte ihm nur fünf Töchter

geboren: a) Cattarina Carlotta, geb. 7. Oct. 1690, gest. 18. Juni 1696; b) Luigia Ippolita, geb. 10. Nov. 1697, von der hernach; c) Elisabetta Carlotta, geb. 4. Nov. 1698, gest. jung; d) Margherita Camilla [32]), geb. 1. Mai 1700, gest. 1758, verm. 16. April 1720 mit Louis de Gand, Fürsten von Isenghien und Masmines (gest. 1767), und e) Maria Devota, gest. jung. Präsumtive Erbin des Fürstenthums ward demnach die zweite Tochter, für die rechtmäßig nur ein Grimaldi zum Gatten gewählt werden durfte; allein im Laufe der Jahrhunderte wären, so meinte der königlich französische Protector, die übrigen noch blühenden Linien des Hauses der von Monaco völlig fremd geworden. Da entschloß sich Antonio, den zukünftigen Schwiegersohn in das Haus Grimaldi hineinzuadoptiren; doch solle nicht er, sondern die Gemahlin und deren Kinder Herrscher in Monaco sein, während die französische Pairie Valentinois auf jenen forterben dürfe. Es war eine abgekartete Sache; Monaco sollte französisches Vasallenland werden, wie es zuvor spanisches gewesen; aber dauernder. Der König bestimmte, laut Brevet vom 15. Juli 1715 [33]), daß für den betreffenden Schwiegersohn eine neue Erhebung des Herzogthums Valentinois zur Pairie erfolgen sollte, der Fürst auch bei Lebzeiten ihm dieselbe cediren dürfte; würden jedoch dem Antonio noch Söhne geboren, so sollten diese dem Gemahle der Luigia Ippolita folgen, letzterer aber nur für seine Person als Herzog-Pair gelten. Bei dem zu erwählenden Adoptiv- und Schwiegersohne fiel neben altem Adel und streng Bourbonischer Fügsamkeit hauptsächlich auch das Geld in die Wagschaale; denn des Fürsten Finanzen waren arg zerrüttet, und auch die Verzichtleistung seines Bruders Onorato war nicht billig zu erkaufen. Unter vielen Bewerbern war endlich Jacob Franz Leonor von Goyon-Matignon aus einer alten reichen bretagnischen Familie der Glückliche, der am 24. Oct. 1715 die Braut zu Monaco heimführte; der Schwiegervater cedirt alsbald dem neuen „Grimaldi" sein Herzogthum Valentinois; am 2. Sept. 1716 ward das Patent einregistrirt; am 14. Oct. nahm Goyon seinen Sitz im Parlament ein. Antonio Grimaldi [34]) starb am 20. Febr. 1731 und hinterließ seine Güter seiner ältesten Tochter

XVIII. Luigia Ippolita, Fürstin von Monaco 1731 — 1731.

Am 26. April 1731 huldigte ihr Monaco, am 27. Roccabruna, am 30. Mentone; ihr Gemahl hielt am 30. Mai seinen Einzug. Da jedoch die Einwohner sich weigerten, auch ihm die Huldigung zu leisten, kehrte er bald nach Paris zurück; seine Gemahlin, „die gute Fürstin Louise", wie sie allgemein hieß, blieb in Monaco, starb aber dort bereits am 29. Dec. 1731, 34 Jahre alt, an den Blattern, nachdem sie Mutter von neun Kindern geworden [35]). Von den überlebenden Söhnen folgte der älteste:

XIX. Onorato III. Camillo Leonor, Fürst von Monaco 1731 — 1795,

unter Vormundschaft seines Vaters, den nunmehr am 14. April 1734 die Obrigkeiten in Monaco als Herrn anerkannten, bis er am 15. Oct. 1739 dem damals neunzehnjährigen Onorato III. — er war am 10. Sept. 1720 geboren — alle Anrechte darauf abtrat; der Herzog von Valentinois starb, 62 Jahre alt, am 23. April 1751 zu Paris. Onorato III. vermählte sich am 15. Juni 1757 mit der genuesischen Edlen Maria Cristina Brignole, die, im December 1770 geschieden, am 24. Oct. 1798 den Prinzen Ludwig Joseph von Condé heirathete und 1813 starb; der Fürst selbst, der während der französischen Revolution zehnmonatliche Haft aushielt, starb am 12. März 1795 in seinem Hôtel in der Rue de la Varenne zu Paris; sein Bruder Carlo Maurizio, Graf von Valentinois, war 1793 gestorben. Dem Fürsten folgte sein Sohn XX. Onorato IV. Anna Maurizio, geb. 17. Mai 1758, verm. 15. Juli 1777 mit Louise Felicita Victoria d'Aumont, Herzogin von Mazarin (geschieden, wieder verm. mit dem Advocaten Tiran des Arcis und dann noch dreimal, und gest. 1826), Pair 1777 durch Resignation des Vaters, Herr von Belfort im Elsaß durch Kauf 1781; er erhielt 1814 sein verlorenes Fürstenthum zurück, resignirte es jedoch schon 1815 seinem ältesten Sohne und fand, schwer leidend, am 16. Febr. 1819 seinen Tod in der Seine [36]). Auf ihn folgte zuerst sein ältester Sohn XXI. Onorato V., geb. im Mai 1778, gest. 2. Oct. 1841, dann der jüngere XXII. Tancredi Florestano I., geb. 10. Oct. 1785, verm. 27. Nov. 1816 mit Maria Louise Caroline Gabriele Rouiller (geb. 18. Juli 1793) und gest. 20. Juni 1856; aus ihrer Ehe leben die Tochter Florestina Gabriele Antoinette, geb. 22. Oct. 1833, seit 16. Juli 1869 Witwe des Herzogs Wilhelm von Würtemberg, und der Sohn XXIII. Carlo III. Onorato, geb. 8. Dec. 1818, jetzt regierender Fürst von Monaco, verm. 28. Sept. 1846 mit

32) Dieselbe protestirte hernach mit ihrem Gemahl gegen die alleinige Nachfolge der Goyon in Monaco und beanspruchte für sich selbst wenigstens auch die Hälfte des Fürstenthums; freilich ohne Erfolg. 33) Vergl. *Métivier* Vol. II. p. 417—420; doc. 8. 34) Münzen von ihm bei *Rossi*, Monete tav. VI. n. 29; VII. n. 30—36; VIII. n. 37—41.

35) Daß nach dem Hausgesetze der Grimaldi die Uebertragung des Namens, Titels und Besitzes eine Usurpation war (die nur nicht auf das französische Herzogthum Valentinois sich erstreckte), liegt auf der Hand, und mit vollkommenstem Rechte haben die successionsfähigen Agnaten dagegen wiederholt bis heute Protest erhoben, wie ich bei der Linie der Marquis von Cagnes ausführlich darlegen werde. Da die weiteren Herren von Monaco factisch keine echten Grimaldi sind, verweise ich auf den Artikel Goyon (Sect. I. Th. 76. S. 385 fg.), zu dem ich nur die nöthigen genealogischen Ergänzungen liefern will; die neueren politischen Wandelungen wird seiner Zeit der Artikel Monaco liefern. 36) Sein Bruder Giuseppe (geb. 1763, gest. 1816) hinterließ von Françoise Therese von Choiseul-Stainville (gest. 1793) nur zwei Töchter: a) Honorie Camille Athenais, geb. 22. April 1784, verm. 20. Juli 1808 mit dem Marquis René Louis Victor von la Tour du Pin (gest. 7. Juni 1832) und b) Athenais Euphrosyne Louise Philippine, geb. 22. Juni 1786, gest. 11. Sept. 1860, verm. 8. Aug. 1804 mit Louis Michel Felicité le Tellier, Marquis von Louvois (gest. 3. April 1844).

Gräfin Antoinette Ghislaine von Merode (geb. 28. Sept. 1828, gest. 10. Febr. 1864), Vater des Erbprinzen Alberto Onorato Carlo, Herzogs von Valentinois und Granden von Spanien, geb. 13. Nov. 1848, welchem letzteren seine Gemahlin Maria Victoria, des verstorbenen Herzogs William Alexander Archibald Anthony von Hamilton Tochter, geb. 11. Dec. 1850, verm. 21. Sept. 1869, bis jetzt einen Sohn Luigi Onorato Carlo Antonio am 12. Juli 1870 geboren hat.

2) Linie Carlo's, Mitherren von Mentone.

Carlo, des großen Carlo I. vierter Sohn, folgte dem Vater gemeinsam mit seinem ältern Bruder Rainerio III. 1363 im Mitbesitze von Mentone, Roccabruna und Castiglione; er war Rath der Königin Johanna I. von Neapel, ihr Gesandter in Frankreich und hinterließ von Porzia Sanseverino zwei Söhne, Luca und Enrico, welcher letztere von Venasque als Ahnherr der hernach aufgeführten sicilianischen Linie genannt wird. Luca heirathete die Marietta Spinola und hinterließ von ihr sechs Söhne, die je ein Zwölftel von Mentone erbten: Nicolò, Oberto, Ambrosio, Giorgio, Onorato (gest. vor 1452) und Antonio; dieselben huldigten für ihre Antheile am 13. Nov. 1420 dem Herzoge von Mailand, der ihnen dafür ein Kapital von 2000 Goldgulden verhieß, das er bis zu völliger Abzahlung mit jährlich 200 Gulden zu verzinsen gelobte. Die Mehrzahl dieser Söhne scheint kinderlos gestorben zu sein; 1448 war Mentone's Hälfte im Besitze der Enkel Luca's, die damals zur Aufnahme der Ceva und Oliva in das Geschlecht der Grimaldi zustimmten, und zwar besaß von diesen Filippo $^5/_6$, Pietro dagegen $^1/_6$. Ersterer heirathete die Margherita de' Franchi aus Genua und ward Vater der Cattarina, des Jacopo und Guido, die jung starben, und des Luca und Onorato, die, unbeerbt, 1477 ihren Antheil von Mentone ihrem Verwandten Lamberto von Monaco verkauften. Von Pietro entsprossen Jolanta, Gem. des Antonio de Queiras aus Nizza, Matteo, gest. jung, Lodovico und Luca; die beiden letztern huldigten als Mitherren von Mentone am 27. Aug. 1457 dem Hause Savoyen; ersterer, unvermählt, verkaufte bald sein Zwölftel an Lamberto (wol 1464), und Luca, Ritter und Doctor, folgte 1489 seinem Beispiele, sodaß damit ganz Mentone in der Hand der Linie von Monaco vereint ward. Aus seiner Ehe mit Grimaldina Grimaldi hatte Luca nur eine an den Genuesen Ansaldo Grimaldi verheirathete Tochter Benedetta; in seinem Testamente von 1499 setzte er ein ansehnliches, bei der Bank von S. Giorgio deponirtes Legat aus zur Ausstattung und Versorgung unbemittelter Damen seines Hauses.

Sicilianische Linien.

Ueber dieselben enthalten die genuesischen Genealogien gar keine Nachrichten; Battilana scheint sogar an der Zusammengehörigkeit derselben mit den Grimaldi Genua's zu zweifeln. Doch ist ihm auch die urkundlich feststehende Linie der Mitherren von Mentone unbekannt, und da die Familien-Revision von 1634 ausdrücklich den Enrico als jüngeren Sohn des Carlo von Mentone und Enkel Carlo's des Großen von Monaco nennt, darf ich kein Bedenken tragen, diese Linie hier folgen zu lassen.

1) Enrico I., des Mitherrn Carlo von Mentone jüngerer Sohn, schloß sich an König Martin I. von Sicilien an, der ihn zum Rath und Kammerherrn, sowie zum Statthalter von Castrogiovanni ernannte, ihm auch 1397 die Baronien Bucetta und Xcitibillini verlieh, die sich auf seine Nachkommen vererbten. Seine Söhne waren: Francesco, Vater des Antonio und der Norana; Bartolommeo, Guglielmo, Pino, Baron von Xcitibillini, von dessen Nachkommen unter β); Pietro, Baron von Bozzetta, von dessen Nachkommen unter γ), und

2) Simone, durch Heirath mit der Erbtochter Capizana Baron von Risicalla, Carangiara und Foresta, Vater der Diana, des Paolo und des

3) Enrico II. von Risicalla. Von ihm entsprossen: a) Bartolommeo, Vater der Veronica und des Nicolò, welcher Gianjacopo, Enrico und Angela zeugte; b) Giovan Guglielmo, Vater eines Enrico; c) Ximenes, von dem unter α), und d)

4) Bernardo Andrea, Baron von Risicalla, Carangiara und Foresta 1486. Als dessen Kinder erscheinen Damiana, Tisa und

5) Giovan Enrico, der zwei Töchter, Mita und Tisa, und fünf Söhne hinterließ: a) Albino, Vater des Lorenzo, Francesco, Enrico, der Rebecca und Maria; von diesen setzte Francesco sein Geschlecht fort durch drei Söhne, den Malteser Lorenzo, den Giuseppe, Vater des Massimiliano und Albino, und den Albino, Vater des Girolamo, Vincenzo und Francesco; b) Luca; c) Bernardo Andrea; d) Giuseppe, Vater des Diego und der Flavia, und e)

6) Pietro Andrea I., Dr. juris, Richter bei der großen Curie des Königreichs Sicilien und maestro razionale des Reiches. Sehr begütert, erwarb er die Baronien Monaco und Fucellini, sowie andere sicilianische Besitzungen zu den vom Vater ererbten Baronien; von Comissia Maltesse, Tochter des Barons von Gasba [37]), die er 1552 geheirathet, hatte er sechs Kinder: Simeone, Lelio, Cesare, Cornelia, Marcello, der die neu erworbenen Baronien zum Antheil erhielt und, da sein einziger gleichnamiger Sohn als Kind gestorben, dieselben auf seine Tochter Maria, erst des Giuseppe Gambacorta, dann ihres Vetters Pietro Andrea II. Gemahlin, vererbte, und

7) Giulio, Baron von Risicalla, der das Städtchen Santa Caterina erbaute und 1603 die Eleonora Gravina von Francofonte heirathete. Von ihnen entsprossen: a) Pietro Andrea II., von dem hernach; b) Nicolò; c) Francesca Maria, verm. zuerst mit Ercole la Campo, dann mit Francesco Maria Bologna, Marchese von Altavilla (gest. 1632); d) Giuseppe, der in der Ehe mit seiner Cousine Girolama den Pietro Andrea

37) Mit dieser Baronie ward am 20. Sept. 1665 Cattarina Leto belehnt, deren Mutter eine Grimaldi war.

und die Maria Geltrude gewann, und e) Giovanni, Vater des Vincenzo und der an ihren Vetter Antonio Grimaldi vermählten Eleonora.

Fürsten von Sta. Caterina [38]).

(8) I. Pietro Andrea (II.) I. ward am 13. Nov. 1625 von König Philipp IV. zum Fürsten von Santa Caterina erhoben und erlangte am 12. Nov. 1626 Einregistrirung seines Patents; er baute das Städtchen Grimaldi und starb, vermählt mit seiner Cousine Maria, des Barons Marcello von Ficilini Tochter, 1635. Aus ihrer Ehe stammten: Girolama, verm. mit ihrem Oheim Giuseppe; Francesca, verm. mit Matteo Cristofolo, Patricier von Messina; Antonio, verm. mit Leonora Grimaldi, Ferrante, Giovanni, Marcello und

II. Giulio Maria I., belehnt 7. Oct. 1635, gest. 1668, verm. mit Agata Bologna, Tochter des Marchese Francesco Maria von Altavilla, Vater des Onorato (gest. jung, nach 1634), Francesco Maria (1634) und

III. Pietro Andrea II., belehnt 16. Dec. 1668, verm. 23. Jan. 1667 mit Emilia Castello, des Fürsten Lancelotto von Castelserrato Tochter und gest. 1716. Ihm folgte sein Sohn

IV. Giulio Maria II., geb. 1670, belehnt 19. Nov. 1716, verm. 13. Mai 1711 mit Rosaria del Castrone, verwittweten Herzogin von S. Filippo und gest. 12. Febr. 1742. Da sein Sohn Pietro Andrea vor ihm gestorben, die ältere Tochter Vittoria (geb. 1718, gest. 4. Sept. 1801) den geistlichen Stand gewählt hatte, folgte in Sta. Caterina die jüngere

V. Emilia, geb. 1722, vermählt 1735 mit Diego Giardina e Massa, Fürsten von Ficarazzi (geb. 1704, gest. 4. Dec. 1786), der am 6. März 1742 mit seiner Gemahlin die Belehnung empfing; sie beschloß ihre Linie am 13. Sept. 1802 und hinterließ ihre Güter ihrem ältesten Sohne Giulio Antonio Giardina (belehnt 24. April 1803) und dessen Nachkommen.

α) Linie Ximenes'.

Ximenes hinterließ drei Söhne: a) Pierpaolo, von dessen Nachkommenschaft hernach; b) Natalizio, Vater des Antonio, des Priesters Matteo und des Dr. juris Ximenes, der nur eine an Salvatore Grimaldi vermählte Tochter Faustina hatte, und c) Giovan Tommaso, Vater des Giuseppe, Casparo und Girolamo, welcher letztere außer dem Natalizio und der Margherita den Giuseppe hinterließ, der nach dem Tode seiner Gemahlin Priester ward und durch Frömmigkeit hervorleuchtete; von seinen Söhnen zeugte Giacinto, Dr. juris, den Carlo und Filippo, Vincenzo aber den Girolamo und Casparo.

Pierpaolo, Dr. juris, heirathete Giovanna Colonna, Tochter des Herzogs von Montalbano, und hinterließ von ihr zwei Töchter: Francesca, Gattin des Jacopo Balzano, Visconte von Francovilla, und Antonia, verm. mit dem Justiz-Präsidenten Francesco Rao, und ebenso viele Söhne: Gianfrancesco von Galese und Simeone von Favari.

Gianfrancesco, Baron von Galese und Caropipi, Dr. juris und Hofrichter, hinterließ den Paolo, Malteser, Giovanna, verm. mit Giuseppe Grimaldi von la Bozzetta, und Giuseppe, der mit Imarra Grimaldi die Elisabetta, Costanza, Dorotea, den Francesco, Vater einer Maria, und den Antonio zeugte, welcher am 19. März 1622 als Erbe seines Bruders mit Galese und Caropipi belehnt ward und außer einer Tochter Rosolea fünf Söhne: Francesco, Giuseppe, Dr. juris, Tommaso, Pietro und Giovanni hatte.

Simeone, Baron von Favari, heirathet zuerst Paola Grimaldi, dann Isabella Ruttola aus Messina; er ward Vater der Maria, des Pietro I. von Favari, von dem hernach, und des Girolamo, Generals und Vicars von Sicilien, der von Laura Fiamenga Balzana außer zwei Töchtern Antonia und Cornelia den Scipione gewann; letzterer, mit Maria Parisi, Tochter des Barons von Regalgioffali, verheirathet, wird mit seinen Söhnen Francesco, Paolo und Girolamo in der Familienübersicht von 1634 genannt; außer jenen hatte er noch eine Tochter Francesca, die sich mit Nicolò Diana, Baron von Cefalù (gest. 1650), vermählte.

Pietro I., als Baron von Favari am 2. Aug. 1629 belehnt, starb 1666 mit Hinterlassung des Felice, der Cornelia und des Marcantonio, der am 29. Aug. 1666 die Lehen empfing und 1682 starb; seine Kinder waren Isabella und Pietro II., der Paola Balguarnera von Assoro heirathete. Er ist entweder vor dem Vater gestorben, oder Villabianca irrt, wenn er den nächstfolgenden Feudalherrn von Favari Pietro, der am 6. März 1683 investirt ward, mit dem Fürsten Pietro Andrea II. von Santa Caterina identificirt. Gewiß ist, daß die Baronie nach dem Tode dieses Pietro von den Grimaldi abkam, indem sie am 28. Febr. 1717 der Leonora Grugno (gest. 22. Aug. 1762) übertragen ward; dieselbe hatte sich am 29. Mai 1715 mit Giuseppe Ugo e Perramuto vermählt, der 1730 zum Marchese von Favari erhoben ward und am 26. Dec. 1758 starb. Ihre Nachkommen besitzen sie noch heute. Auch die Baronie Galese ist nicht mehr den Grimaldi eigen; am 26. März 1779 empfing sie Giuseppe Maria Cozzo zu Lehen, dessen Erben sie heute noch gehört.

β) Linie Pino's.

1) Pino, Baron von Xeitibillini, hatte zu seinem Nachfolger seinen einzigen Sohn 2) Jacopo, der außer einer Tochter Costanza vier Söhne hinterließ: a) Pietro I., dritten Baron, von dem hernach; b) Giulio, gest. kinderlos; c) Giovanpietro, Vater des Casparo, Melchiorre und Baldassare, welcher letztere den Jacopo, Vater einer Laura, und den Melchiorre, Vater des Fran-

38) Vergl. *Villabianca*, Sicilia nobile. Vol. I. p. 65 sq.; V. p. 78; in welchem Werke auch Notizen über die andern sicilianischen Linien enthalten sind; daneben die Handschriften Villabianca's in der Biblioteca senatoria und das Libro delle infeudazioni im Archiv zu Palermo.

cesco und des Priesters Filippo, zeugte, und d) Antonio, Vater des Sebastiano, Luca, Angelo, Marco und Matteo. Als Kinder Marco's erscheinen Giovanni, Doctor der Theologie, und Giuseppe, Vater des Marcantonio und Großvater des Giuseppe, Pietro und Marco, wie der Anna und Lucrezia; als Söhne Matteo's: Luca, Dr. juris, Vater der Angela, Paolino, Priester, Filadelfio und Eustachio, der gleichfalls eine Angela hinterließ. In der Baronie folgte 3) Pietro I., Vater des Baldassare, des Mariano, der einen gleichnamigen Sohn hatte, des Giovan Domenico, der durch seinen Sohn Casparo Großvater der Agata und Angela ward, und des 4) Gianfrancesco, dessen jüngerer Sohn Girolamo einen männlichen Erben Filippo hatte, während der ältere 5) Pietro II. nur die Erbtochter 6) Isabella hinterließ. Dieselbe brachte die Baronie Fetibillini ihrem Gemahl Francesco Billotti zu; sie verblieb ihren Erben, obgleich die Fürstin Emilia von Santa Caterina am 24. Nov. 1680 damit belehnt wurde, wenigstens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts; die Investitur der Maria Billotti datirt vom 7. April 1732.

γ) Linie Pietro's.

1) Pietro I., Baron von Bozzetta, hatte zwei Töchter: Tisa und Cortisia (vielleicht identisch), und drei Söhne: Francesco, Giovanni, von dem hernach, und 2) Enrico I., Vater der Agata und Jolanta und des 3) Pietro II., der mit der Erbin der Baronie Pasquasia den 4) Enrico II. (verm. mit Costanza Grimaldi) erzeugte. Letzterer hatte drei Töchter: Grimalda (verm. mit Enrico Grimaldi), Rebecca und Paola (verm. mit Simeone Grimaldi von Favari) und den Sohn 5) Giovanfrancesco. Dieser hinterließ von seiner Gemahlin Maria von Ferra keine Kinder, dagegen zwei uneheliche Töchter, von denen die jüngere den Herrn von Monica, die ältere den Giovanni Grimaldi von Canuto heirathete und diesem die Baronie Bozzetta zubrachte.

Der obengenannte Giovanni war Vater der Costanza (verm. mit Enrico von Bozzetta), der Jacoba, des Enrico, von dem hernach, und des Pietro; letzterer hinterließ außer der Tochter Marianna zwei Söhne: a) Giovan Carlo, Baron von Manicapa und Passanello, Vater des Vespasiano, Pietro und Giuseppe, von dessen zwei Söhnen, Pietro und Francesco, der letztere, Dr. juris, kinderlos starb und seinen Zweig beschloß; b) Nicolò, Baron von Artesina und Val di Gionco, Vater des Fabrizio, Pietro und Ferrante, der zwei Söhne, Pietro und Girolamo, hatte.

Als Kinder Enrico's werden genannt: a) Jacopo, Vater des Sebastiano und der Virginia; b) Angelo, Vater des Francesco (hinterließ Pompilio und Maristella), Valentino und Onorio (hinterließ Alessandro); c) Vincenzo, Vater des Enrico und Giovan Leonardo, der den Enrico und Francesco zeugte; d) Armenia, e) Eleonora, f) Isabella, g) Sebastiano und h)

6) Giovanni, Baron von Canuto, der durch die Heirath mit seiner Verwandten, der Bastardtochter Giovanfrancesco's, die Baronie Bozzetta erwarb. Ihrer Ehe entstammten: a) Giuseppe I., von dem hernach; b) Girolamo, Benedictiner, durch Frömmigkeit berühmt; c) Salvatore, zeugte mit Faustina Grimaldi den Aquino, Priester, und die Maria; d) Francesco, verm. mit Isabella Michele, Vater des Giovanni, des Jesuiten Girolamo und der an Giovanni Lanza vermählten Antonia; e) Damiana und f) Imarra, Gem. des Giuseppe Grimaldi von Galese.

7) Giuseppe I. von Bozzetta und Canuto heirathete zuerst Caterina Stradella von Spadafora, dann Giovanna Grimaldi von Galese und hinterließ: a) Vincenzo, von dem unter 8); b) Ambrogio, Vater des Filippo und Giuseppe und der Maria; c) Pierpaolo, Vater der Maria; d) Girolamo, Malteser, und e) Maurizio.

8) Vincenzo heirathete Caterina Cortelli aus Catania und zeugte mit ihr den Mario, Vater des Antonio, des Giuseppe und der Rosoica, den Girolamo, Felice und

9) Giuseppe II., dem seine Gemahlin Antonia, des Barons von Monica Tochter, eine einzige Erbin

10) Cattarina gebar, die am 18. Juni 1645 sich mit Francesco Graffeo, Fürsten von Gangi (gest. 1647), vermählte, 1652 starb und die Baronie auf ihre Nachkommen, die Fürsten von Gangi (erl. 1654), dann die von Valguarnera (erl. 1841) und Villafranca, vererbte.

b) Linie Bertone's.

Bertone qu. Lanfranco lebte 1293 und starb vor 1326, in welchem Jahre seine Witwe Filippa genannt wird; sie hatten drei Söhne: a) Agamemnone, von dessen Linie unter α); b) Bertone, von dem unter β); c) Eugino 1316, ohne Zweifel derselbe, den Venasque Glugo nennt und 1310 Statthalter von Grasse sein läßt. Ihn überlebten zwei Kinder: Greppo, bei dem Friedensschlusse zwischen den Grimaldi und Spinola 1331 als Vertreter des Vinciguerra qu. Rainerio, gest. 1333, Vater des Lorenzo, Lombardo, Lanzarotto und Teramo, die sämmtlich in der Geschlechts-Uebersicht von 1333 genannt werden, und Martino 1333, Vater der Ginevra (1355—61—74), die in erster Ehe den Pisaner Lotto Gambacorta, in zweiter den Bracco Salvago heirathete, des Tommaso 1333, Francesco 1333, der 1328 dem Könige Robert von Neapel gedient haben soll, und des Rainerio (1333—1395), welcher 1348 für Johanna I. von Neapel gegen die Ungarn, hernach in florentinischem Solde siegreich gegen die Pisaner focht und in seiner Ehe mit Bianca vier Kinder gewann: Argenta 1367, Gemahlin des Giuliano Grimaldi qu. Giuliano, Goffredo (1374, 1384, 1400), Tommaso (1374) und Martino (1367—82—95), dessen Erbtochter aus seiner Ehe Bianca Perone qu. Giovannino (1382) Teodora (1395—1402) Gemahlin des Battista Ricci ward.

α) Linie Agamemnone's (in Cuneo).

Agamemnone 1333 soll nach Venasque 1326—1328 im Dienste König Robert's gestanden und 1345 als Gesandter Carlo's des Großen von Monaco dessen Frieden mit den Visconti vermittelt haben; als seine Söhne erscheinen 1333 Colombo, Gabriele (nach Ve-

nasque Capitän von Basilicata) und Pietro, von dem sogleich; daneben hatte er eine Tochter Andreola (1345), die den Lucano Gentile Pignolo qu. Daniele heirathete. Pietro soll zufolge Venasque 1355 unter den Befehlshabern der genuesischen Galeeren gewesen sein, die Euböa bestürmten; derselbe läßt ihn kinderlos sterben; dagegen ist er ohne Zweifel identisch mit dem Pierino, der mit seinen Galeeren in sicilianischem Solde 1351—1362 gegen die Pisaner stritt, diesen Castiglione della Pescara, die Insel del Giglio und der Porto Pisano entriß, dessen Sperrungsketten im Triumphe nach Florenz geführt und dort im Dome S. Giovanni aufgehängt wurden. Von seiner Gattin Iglesia hinterließ Pietro, Herr von Gattières und Sérénon, sechs Kinder: a) Benedetta 1383, verm. mit Tommaso Falletti; b) Bigotta 1383, verm. 2. Nov. 1381 mit Giovanni Grimaldi von Bueil; c) Perrone (1368—1384), Castellan von Villeneuve en Vence 1383; d) Napoleone (1383—1399), in kinderloser Ehe mit Isabella Cibo qu. Pietro. Er verlor Gattières an seine Feinde, die ihn, der bei Erstürmung lebensgefährlich verwundet war, nach Nizza in den Kerker schleppten; doch erlangte er nach dreimonatlicher Haft 1398 die Freiheit wieder, und seine Gegner mußten ihm die occupirte Burg restituiren. e) Matteo, von dem hernach, und f) Gherardo (1378—83—98), in seiner Ehe mit Fiamenga (1377) Vater der Costanza (1382), Ginevra (1382) und Luchina (1383) und des Francesco (1383—1394), Oberto (1440) und Gianotto (1440). Matteo (Marlone) (1383—1398), dem Venasque zwar einen Pietro, der als Anziano 1394 Galeeren befehligte, zum Vater, aber ganz fälschlich einen Zaccaria, der nie existirt hat, zum Großvater gibt, vermählte sich mit Selvaggia Usodimare qu. Moruele, die 1420 und 1425 als Witwe urkundlich erscheint, und zeugte mit ihr die Novella (1420), Maria (1420—1448), Gem. des Prospero Ravaschiero qu. Leonardo, den Girolamo (1420) und Demetrio (1420—1488). Derselbe genehmigte 1448 die Aggregation der Oliva und Ceba; Venasque läßt ihn als Statthalter von Kaffa 1475 den Heldentod gegen die Türken sterben; nichts Abgeschmackteres, da er damals gar nicht in der Krim befehligte und noch 1488 unter den Lebenden war. Seine Gemahlin Bianca Grimaldi qu. Francesco qu. Rabella gebar ihm zwei Töchter: Selvaggia (1462), verm. an Lodisio Spinola qu. Battista, und Caterina (1485) und ebenso viele Söhne: Pietro (1485) und Matteo (1485—1499), verm. mit Tommasina Doria qu. Francisco, Vater der Bianca, Ginevra, Nonne, des Agostino, Priesters vom Augustinerorden, des Pietro (1554), des Demetrio (Erstgeborenen), der 1525 als Gesandter des Herzogs von Ferrara in Frankreich weilte, und endlich des Francesco (1522—1554). Letzterer, erst Capitän in Genua, dann im Dienste Karl's V., heirathete die Tochter des Raffaele Ausilia aus Savona und erwarb zahlreiche Güter in und um Cuneo, wo er sich ansässig machte. Er hinterließ drei Söhne: Filippo, erst mit Caterina Galli, dann mit Lucrezia Tagliaferro vermählt, starb 1617 kinderlos; ebenso 1625 sein Bruder Paolo, der eine Tochter des Claudio Delfinò aus Cuneo geheirathet hatte; der älteste Matteo war Doctor beider Rechte und heirathete zuerst die Francesca Grimaldi, dann die Silvia Fornari qu. Cristoforo. Seine Kinder waren: Bianca Maria, verm. mit Dr. Spiritù Benessio; Giambattista, Prior von S. Ambrosio in Cuneo, gest. 1627; Demetrio, von dem hernach, und (aus zweiter Ehe) Pierfrancesco (1634), der unter dem Herzoge von Savoyen Kriegsdienste nahm und 1641 starb. Er war zweimal verheirathet; aus erster Ehe mit Ottavia Giordano stammten: Paolo Matteo (1634), gest. jung; Cesare (1634), gest. jung; Maria, gest. jung, und Silvia; aus zweiter mit Cattarina Delfino zwei Töchter, Giulia und Ottavia Maria. Sein Bruder Demetrio (1634—1647) heirathete Francesca Michelotti und hatte von ihr: Apollonia, Gem. des Dr. David de Bonada, Anna Maria (gest. 1630), Lucrezia, Matteo (gest. 1626) und Jacopo Filippo (1634—1650), verm. mit Paola Faustina Tonduta, Nobile von Nizza, Vater der Anna Maria (gest. jung), Maria Margherita, des Filippo, Matteo und Lodovico. Leider bin ich nicht im Stande, diesen Zweig, der noch heute in Cuneo fortblüht, weiter zu verfolgen. Demselben gehört an:

Giuseppe Maria Grimaldi, geb. 3. Jan. 1754 zu Moncalieri; seine Mutter war aus dem Geschlechte des bekannten Schriftstellers Alciati. Er bezog jung die Universität zu Turin, widmete sich dann der Theologie, ward ebendaselbst Doctor derselben und begab sich 1779 nach Vercelli, wo er drei Jahre später zum Kanonicus an der Kathedrale ernannt ward. Im J. 1797 empfing er das Bisthum Pignerolo, und nachdem dasselbe bei Vereinigung von Piemont mit Frankreich aufgehoben, das von Ivrea. Als Bischof von Ivrea wohnte er 1811 dem Concile zu Paris bei, saß in der Commission, welche die Antwort auf die kaiserliche Botschaft zu redigiren hatte, und vertheidigte mit großer Entschiedenheit die Rechte des Papstes. Als die alte Diöcesan-Eintheilung im Königreiche Sardinien hergestellt ward, wurde Grimaldi 1817 zum Erzbischof von Vercelli ernannt; als solcher ist er am 1. Jan. 1830 gestorben.

β) Linie Bertone's (apokryph).

Bertone qu. Bertone erscheint in Urkunden von 1326—1353; seine Gemahlin Bigotta Camilla qu. Bonifacio lebte noch kinderlos 1379. Dagegen fabelt Venasque, er sei von Johanna I. von Neapel zum Rath und Vicekönig von Calabrien ernannt und mit Misilmeri (Missimerio) belehnt worden, das er 1324 durch Schenkung seines Vetters Vinciguerra qu. Rainerio erworben; auch habe er von Caterina Fiesco vier Söhne hinterlassen, von denen die Barone von Misilmeri und Marchesi von Seminara entsprossen seien. Da jedoch diese Angaben sich als apokryph erweisen, verspare ich die Nachrichten über diese Linie bis zum Schlusse des Artikels, an dem ich noch über andere Zweige der Grimaldi, deren Ursprung noch mehr apokryph ist, ja die höchst wahrscheinlich gar nicht zur genuesischen Familie gehören, zu handeln haben werde. Doch hat wenigstens

diese Linie eine Reihe schriftstellerisch bedeutender Männer hervorgebracht.

B. Linie Luchetto's.

Luchetto qu. Grimaldo (1237—1269) war 1237 einer der acht Nobili und Herr von Pietralata (Prelà), auch zeitweilig Mitbesitzer von Chiavesana und Ventimiglia, nachdem er die dort sitzenden Ghibellinen verjagt. Venasque gibt ihm zwei Gemahlinnen, Viscontina Visconti und Anastasia Lando, die sich aber urkundlich nicht nachweisen lassen, und zwölf Söhne, die jedoch auch großentheils auf Fiction beruhen. Sicher waren seine Kinder: a) Filippo 1270; b) Barnaba, von dem hernach; c) Pietrino 1253, einer der beiden Capitäne und Armatori der Flotte, welche Genua 1263 gegen die Venetianer sandte; d) Gabriele 1269; e) Cattarina (1279—1306), verm. zuerst mit Pietro Fiesco qu. Ugolino, dann mit dem Marchese Giuseppe von Ceva; f) Margherita (1259), verm. mit Francesco Nepitelli qu. Enrico; g) Verdina (1255), verm. mit dem Marchese Manfredi qu. Giovanni von Gari, und h) Borgognino 1259, gest. 1306, angeblich genuesischer Admiral gegen die Catalonier, verm. mit Giacoba, Witwe 1306, und Vater von: a) Giacoba (1348—1352), verm. mit Corrado di Negro; b) Emmanuele 1324; c) Antonio 1324; d) Pietro 1308, der eine Bianca, 1329, hinterließ; e) Federigo 1308, gest. 1329, hinterließ von Pietra (Witwe 1330) den Richerio von Prelà (1330—33—52—62), einen tapferen Seemann, dessen einzige Tochter Pellegra (1371) den Antonio Cattaneo Mallone qu. Andriano heirathete, und f) Filippo (1328—1333), angeblich Rath Robert's von Neapel, welcher mit Clarissa Squarciafico folgende Nachkommenschaft erzeugte: a) Alerame (1332—46—48); b) Abramo (1333); c) Giuliano (1350); d) Canuto (1332—33); e) Guglielmo (1333); f) Borgognino (1333—40—46), verm. mit Aiguina Vecchignone qu. Antonio; g) Luciano (1333); h) Zaccaria (1333); i) Giacoba (1348—51), Nonne, und k) Franca (1348), Gem. des Francesco Grimaldi qu. Ansaldo.

Barnaba (Bernabò) qu. Luchetto erscheint in Genua von 1288—1316; er war ein eifriges Parteihaupt und schließlich wurde er durch die Spinola zur Flucht nach Pietralata genöthigt. Er testirte am 23. Oct. 1327, seine Gattin Tiburgia schon am 25. Juli 1324. Sie hatten fünf Söhne: a) Mileto 1306, gest. vor 1324, Vater des Antonio (1324—33) und Großvater der Margherita (1358); b) Montano, auch Antonio genannt (1316—24—32), Vater des Barnaba (1333) und Großvater des Antonio (1333); c) Luchino (1332—58); d) Bartolommeo (1358) und e) den Erstgeborenen Andarone (Andalo, Andalotto), der das Geschlecht dauernd fortpflanzte.

Barone und Grafen von Bueil[39]).

1) Andarone ward in seiner Ehe mit Astruga (gest. 1353), Tochter des Wilhelm Rostagni des Balbes, Ahnherr der späteren Grafen, damaligen Barone von Bueil (Boglio). Sein Schwiegervater, der sich gegen seine Unterthanen vielfache Gewaltthaten erlaubt hatte, war von denselben endlich getödtet worden; die Witwe Beatrice erkor Andarone zum Gemahl der Erbin; mit Astruga und Beatrice stellte er 1315 und 1316 seinen Unterthanen Urkunden aus, in denen er sie vor Wiederkehr ähnlicher Willkür, wie sie Rostagni geübt, sicherte. Andarone, der in den Testamenten seiner Aeltern von 1324 und 1327 genannt wird, kaufte am 9. Juni 1326 von seinem Vetter Angelino Grimaldi, Andalò's Sohne, ein Viertel der Burgen Pietralata superiore und inferiore, Valloria, Pantasina, Villatalla, Tavola, Lezignasco, Canetto, Parnasio, Stoncio, Dolceo, Vasia, Montegrosso, Morteo, Rivalta und Carpasio in der Diöcese Albenga, im Thale von Prelà, für 2000 genuesische Lire, überließ sie jedoch bald wieder den Doria; durch unmäßige Verschwendung ward er schließlich seiner Gemahlin so verhaßt, daß diese in ihrem Testamente vom Jahre 1330 ihn von jeder Einmischung in die Verwaltung ihres Erbtheils ausschloß. Sie hinterließ vier Töchter: a) Tiburga, verm. 1346 mit dem Grafen Lodovico von Ventimiglia; b) Delfina, verm. mit René de Villeneuve; c) und d) Beatrisetta und Alberghetta, deren sie in ihrem Testamente gedenkt, und zwei Söhne, von denen der ältere

2) Guglielmo Rostagni (corrumpirt Guirestagio) als Baron von Bueil folgte, in seinen Privilegien von der Königin Johanna I. und deren Gemahl Ludwig von Gravina bestätigt ward, jedoch schon am 17. Febr. 1358 die Baronie seinem jüngern Bruder, unter einziger Reservirung gewisser Renten, schenkte. Seine Gemahlin Maria war damals wol schon todt; ein Sohn Giovanni, der 1383 als Kanzler und Connetable Ludwig's I. von Anjou genannt wird, muß wol ein Bastard gewesen sein. In Bueil folgte sein Bruder

3) Bernabò, verm. mit Maria von Glandevez, ein unruhiger, gewaltsamer Mann. Seine Mutter hatte 1331 von der Familie Isnardi die Gemeinde Illonza gekauft; doch weigerten sich da die Leute, die Abgaben zu zahlen, und trachteten ihm sogar 1344 nach dem Leben; erst 1346 kam es zu einem Vergleich. Dann verlangte Bernabò von seinem Nachbar Francesco Cays Abtretung des von diesem 1340 gekauften Castells Rovra; es kam zur Fehde, in der Bertrando Cays, des Francesco Sohn, ihn mit einem Dolche verwundete; da ließ ihn Bernabò 1353 greifen, ihn blenden und ihm eine Hand abhauen, sodaß der Unglückliche an seinen Wunden starb; der Oberlehnsherr schritt nicht ein, da Grimaldi sich mit Gold abzufinden wußte, vielmehr bestätigte Johanna I. ihm und seinem Bruder am 22. Juli 1353 den Besitz von Bueil, und gestattete ihm auch am 8. Mai 1365, letzteres zu befestigen. Er testirte am 18. April 1368 und setzte zur Sühne den Erben des Cays die Summe von 300 Gulden aus; zum Universalerben bestellte er

39) Hauptquelle über sie ist: *Gioffredo*, Storia delle Alpe maritime in den Monumenta historiae patriae. Vol. IV. (Scriptores II.) Augustae Taurinorum 1839. fol.

seinen ältesten Sohn a) Giovanni. Die anderen Kinder waren: b) Lodovico, Herr von Valle di Massoyns, Gesandter der Rizzarden an Amadeus VII. von Savoyen, dem er auch am 25. Aug. 1388 für seine Güter huldigte, Ritter und Herr des Poggetto di Tinea, sowie gräflicher Seneschall-Lieutenant 1394. Aufs Neue 1391 durch Savoyen belehnt, rebellirte er 1396 gegen seinen Herrn, ward gefangen, aber 1397 wieder befreit, empfing 1400 die Belehnung mit Valle di Massoyns, des Cros und Rigaut, war 1414 französischer Gesandter in Constanz und starb vor 1435, ohne von seiner Gemahlin Astrietta Astria aus Marseille Descendenz zu hinterlassen; mit seinen Besitzungen ward sein Neffe Pietro für den Vater am 20. April 1435 belehnt, doch wurde ein natürlicher Sohn Casparo, von Savoyen legitimirt, mit Rigaut abgefunden. c—f) Guglielmo, Isnardo, Bernabò und Andarone, 1368 im Testamente des Vaters genannt, und g) Lodovica, verm. mit Wilhelm de Meuillon, Seneschall von Nîmes und Beaucaire.

4) Giovanni. Derselbe war anfänglich ein eifriger Anhänger Karl's III. von Neapel, der ihm am 15. Jan. 1385 einen Theil der Burg Rovra, die bisher dem Pietro Balbo gehört hatte, verlieh und ihn zu seinem Seneschall-Lieutenant und königlichen Capitän in Nizza ernannte. Nach Karl's Tode ließ er dessen Sohn Ladislaus die Huldigung leisten, ward von ihm als Seneschall bestätigt und am 17. April 1387 zum Generalgouverneur der Provence ernannt, als welcher er dem Prätendenten Ludwig II. von Anjou kräftig entgegentrat. Voll Ehrgeiz aber dachte er bald darauf, da die Zustände in der Provence immer verwirrter zu werden drohten, sich selbst zum Herrn von Nizza zu machen, und fiel so leicht in die Schlinge, die ihm der schlaue Amadeus VII. von Savoyen gestellt. Am 22. April 1388 schloß er im Einvernehmen mit seinem Bruder Lodovico mit dem Grafen zu Nizza eine Convention, in der die Brüder gelobten, ihm, wie vormals den Herren der Provence, den Lehnseid zu leisten, gegen ansehnliche Pensionen und erbliche Statthalterschaft in Nizza, das sie dem Hause Savoyen überantworten würden. Das geschah denn alsbald; Giovanni ward savoyischer Statthalter und Seneschall für Provence und Forcalquier, sowie erblicher Gouverneur von Nizza; er empfing 1391 Villaro, Tornafort, Malaussena, Allon und Puget zu Lehen und berief u. a. 1394 im Namen des Grafen die Stände nach Nizza. Im folgenden Jahre wußte er sich durch einen Handstreich in den Besitz von Monaco zu setzen; dann aber verglich er sich mit dem angiovinischen Seneschall Georg de Marle, ward 1396, da er es auf Ventimiglia abgesehen hatte, dem Hause Savoyen verdächtig, rebellirte, ward gefangen und 1397 wieder frei, empörte sich 1398 aufs Neue und machte endlich 1399 dauernden Frieden mit seinem Oberherrn, der ihn 1403 mit Torretta und Revesto belehnte. Nachdem er Monaco 1402 an Rainerio II. verloren, diente er fortan treu dem Hause Savoyen; er starb erst nach 1435, nachdem er seinen Bruder Lodovico beerbt, und hinterließ von Bigotta Grimaldi, Perrino's Tochter, die er am 2. Nov. 1381 geheirathet, folgende Kinder: a) Pietro, von dem hernach; b) Bernabò von Torretta 1448; c) Angela und d) Cattarina, Gemahlin des Raoul de Montbel, Herrn von Ferruzachi in Piemont.

5) Pietro, bei Lebzeiten des Vaters Herr von Levenzo, nahm in des letzteren Namen 1435 von den Gütern seines Oheims Lodovico Besitz, genehmigte 1448 die Aufnahme der Familien Oliva und Ceva in das Geschlecht der Grimaldi, erhielt 1462 eine Bestätigung der Privilegien seines Hauses vom Herzoge von Savoyen und testirte 1463. Im J. 1408 hatte er sich mit Caterina Gattilusio, Tochter des Fürsten Francesco von Lesbos, vermählt, die ihm eine Mitgift von 5000 Goldgulden zubrachte; ihre Ehe war mit neun Kindern gesegnet: a) Giacomo, von dem hernach; b) Lodovico, Ahnherr der Linie von Tourettes, von der unter b); c) Giovanni, Herr von les Cros (Rocasterone); d) Guglielmo, erst Mönch in St. Honorat, dann Prior zu Puget und Abt von S. Ponzio; e) Valentina, verm. mit Astouaud III. d'Astouaud von Mazan; f) Bona, verm. mit Lodovico Cossa von Berra; g) Giovanna, verm. mit Buongiovanni Costa von Polignac; h) Margherita, verm. 20. Febr. 1442 mit Reforciat de Castellane von Salerne in der Provence, und i) Jolanta, verm. mit Graf Jacopo von Valperga.

6) Giacomo, Baron von Bueil, Herr von Valle de Massoyns, Kammerherr des Herzogs von Savoyen, Gouverneur von Nizza seit 1462, huldigte am 19. Juli 1473 für seine Baronie, machte am 10. Juli 1487 sein Testament, und starb hochbetagt am 14. Mai 1490 zu Villaro; seine Witwe Cattarina del Carretto, aus dem Hause der Marchesi von Finale, überlebte ihn, nachdem sie ihm fünf Kinder geboren, die Söhne Giorgio und Onorato I., von denen hernach, und drei Töchter: a) Anna, Gem. des Marchese Antonio von Zuccarello, b) Claudia, Gem. des Jacopo Scarampo von Vesino, und c) Margherita, verm. mit Ludwig de Forbin, Herrn du Luc in der Provence. Von den Söhnen folgte zuerst:

7) Giorgio, der am 5. Nov. 1506 die Huldigung leistete, erst mit Margherita Cossa, Tochter des Grafen Giovanni von Troja, dann mit Maria de Simiane, Witwe Peter's von Forbin, in kinderloser Ehe lebte, und am 6. Jan. 1508 von einem seiner Diener, der ihm beim Barbieren den Hals abschnitt, getödtet wurde. So fiel Bueil an seinen Bruder, den bisherigen Herrn von les Cros:

8) Onorato I., der sich bereits früher im Dienste Savoyens hervorgethan, 1487 Mulazzo dem Markgrafen von Saluzzo entrissen und am 20. Aug. dasselbe zu Lehen empfangen hatte, wie er auch 1495 zum Castellan von Belvedere ernannt ward. Hochangesehen bei der Herzogin Margaretha, ward er Kammerherr und Ritter des Annunciatenordens, ging 1519 als Gesandter zu Franz I. und begleitete hernach den Herzog nach Piemont. Er war gleich seinen Ahnen erblicher Gouverneur von Nizza, als welcher er 1523 testirte; im J. 1526 wurde er mit seinem Sohne Renato des Hochverraths beschuldigt, als wolle er sich mit französischer Hilfe zum Herrn von Nizza machen; doch stellte sich ihre Unschuld bald heraus,

Nachdem er 1533 den Treueid erneuert, machte er am 21. Dec. 1537 sein letztes Testament und starb wenige Tage darauf in hohem Alter. In erster Ehe hatte er Battistina Fregoso, in zweiter Bartolommea von Ceva geheirathet, die ihn überlebte. Seine Kinder waren: a) Renato, von dem unter 9); b) Giambattista, Herr von les Cros, Todone, Cadenetta und Seroty; rebellisch gegen Savoyen, suchte er 1542 Nizza für Frankreich zu empören, ward seiner Güter verlustig erklärt und fiel am 14. April 1544 in der Schlacht bei Ceresole. Er hinterließ von Maria de la Baume drei Söhne: Ottaviano von Seroty, zeitweilig wegen angeblichen Hochverraths entsetzt, doch 1600 restituirt, Herr von Chandieu 1607—1609, gest. kinderlos 1610; Federigo und Francesco, Herr von les Cros, Gemahl der Rachel von Polignac und Vater einer Erbtochter Lucia, die den André Arnoul von St. Simon heirathete; c) Jacopo, gest. jung; d) Cattarina, verm. mit dem Portugiesen Pedro Alvarez de Correa; e) Anna, verm. mit Carlo Provana von Leiny; f) Maddalena, verm. mit Claudius de Forbin von la Motte und Gardoue, und g) Francesca, Gem. des Gianfrancesco de Ponte von Scarnafiggi.

9) Renato war eine Zeit lang dem Herzoge verdächtig, wurde jedoch 1529 wieder zu Gnaden aufgenommen; dann kaufte er von Erasmo Galleano Doria das Schloß Entrevaulx, das er stark befestigte, was neue Besorgniß bei Savoyen und Frankreich erregte, bis auf Anstiften letzterer Macht ihn sein Barbier, der Picarde Florenz de Goret, 1542 ermordete. Er war mit Tommasina Lascaris, Tochter des Pietro von Brige, verheirathet und hatte von ihr vier Töchter: a) Claudia, verm. mit Bonifazio Truchletto aus Pignerol; b) Onorata, verm. mit Honoré de Castellane von Aluis; c) Anna Maria, verm. mit Pietro de Lascaris von Bouzon, und d) Giorgietta, verm. mit Johann de Cays, und sieben Söhne: e) Francesco, gest. als Student in Padua; f) Onorato II., von dem unter 10); g) Alessandro, Hauptmann eines Reiterregiments, Befehlshaber von Barcelonnette, gefangen 1590 von den Franzosen, frei 1592; h) Gianfrancesco, verm. mit Sibylla de Renaud von St. Tropez, von deren Nachkommen, den Marchesi von Boves und Peveragno, unter a); i) Lodovico, päpstlicher Prälat, Pfalzgraf und Ritter, Prior von S. Verano in Utelle, S. Antonio in Levenzo und S. Giovanni in Villaro, Abt von S. Ponzio, Bischof von Vence 1561—1576, Kanzler des Annunziatenordens, Groß-Prior des Ordens von S. Maurizio und Lazaro, Almosenier des Herzogs von Savoyen, französischer Gesandter zum Tridentinum 1561, savoyischer Abgesandter in Frankreich 1592, gest. 5. Febr. 1607 zu Nizza; k) Pietro, Kammerherr, und l) Giacomo, genannt La Val, Johanniter-Comthur in Nizza, 1565 ausgezeichnet bei Goletta.

10) Onorato II., geb. 1523, ein rühmlicher, dem Hause Savoyen, von dem er am 18. Mai 1543 und 1554 die Lehen empfing, treu ergebener Herr, bestätigt 1560 und 1581 als erblicher Statthalter von Nizza, wo er 1582 den Virey von Neapel, Herzog von Ossuna, begrüßte, Oberst und General-Befehlshaber 1561, Herr von les Cros, Todone und Cadenetta. Nachdem er 1576 erklärt, daß er nur den Herzog von Savoyen als Oberherrn anerkenne, und den Annunziatenorden empfangen, ward er am 26. Mai 1581 zum Grafen von Bueil ernannt und starb, hochbeliebt bei seinem Lehensherrn, am 29. April 1591. Seine Witwe Giulia, Tochter des Genuesen Nicolò Piccamiglia, war dem Calvinismus, der zu ihrer Zeit auch in Bueil erhebliche Fortschritte machte, treu ergeben; sie testirte am 7. Mai 1603 und starb den 8. Jan. 1607. Aus ihrer Ehe stammten zwei Töchter: Vittoria, Gem. des Gioachino de Simiane von Castelnuovo (gest. 1605), und Margherita (test. 6. Juli 1612, gest. nach dem 14. Dec. 1631), verm. 20. Oct. 1581 an Johann Louet, Herrn von Calvisson im Languedoc, und der einzige Sohn:

11) Annibale, geb. 1537, letzter Herr und Graf von Bueil, bei des Vaters Lebzeiten Baron von Valle de Massoyns, Ritter des Annunziatenordens seit 1601, sowie Erbstatthalter von Nizza seit Ableben seines Vaters, Herr von 32 Lehen in Savoyen und der Provence. Im J. 1599 begleitete er den Herzog von Savoyen nach Frankreich, wo ihn Heinrich IV. mit solcher Auszeichnung behandelte, daß der stolze Mann darauf sann, sich ganz unabhängig zu machen. Davon bekam der Herzog Nachricht; klug genug begab er sich am 5. Jan. 1616 nach Nizza, wo ihn Annibale mit prahlerischem Prunke fetirte. Sein Sohn Andrea gerieth bei dieser Gelegenheit in Händel mit einem Edeln Savoyens und warf dabei demselben vor, wie er es wagen könne, als Vasall eines andern, sich mit ihm, dem Sohne eines souveränen Herrn, zu messen. Der Herzog begnügte sich zunächst damit, solche unehrerbietige Aeußerung zu rügen; dann lud er Vater und Sohn ein, ihn in Turin zu besuchen, wo er die Gastfreundschaft erwidern wolle. Sie gingen in die Falle; in Turin aber verlangte der Herzog Verzichtleistung auf das einstmals souveräne Bueil gegen Güter in Piemont. Annibale weigerte sich dessen, ward gefangen, entfloh nach Bueil und knüpfte Unterhandlungen mit Spanien an, das ihm 4000 Mann und Geld, um ebenso viele weitere Truppen auszurüsten, verhieß, wogegen er versprach, den Spaniern binnen drei Monaten Nizza, Villafranca und Sospello zu überliefern; er selbst sollte erblicher Gouverneur bleiben, die umliegenden Dörfer und Ortschaften erhalten und eine Pension von 20,000 Scudi beziehen. Allein die Minister Philipp's III. ratificirten den Vertrag nicht, aus Furcht, Frankreich zu reizen; die Sache schleppte sich in die Länge, bis dem Annibale sein Schwiegersohn Madelon de Ventimiglia rieth, sich wegen Uebergabe von Nizza an Frankreich zu wenden. Im März 1617 ward ein Vertrag angebahnt, laut dem der Graf von Bueil sich mit seiner Familie und seinem Lande in französischen Schutz begab, eine Pension von 20,000 Livres und freie Salzausfuhr aus Frankreich für seine Castelle verbrieft erhielt; am 22. Mai ratificirte ihn Ludwig XIII. und verhieß vollkommenen Ersatz für seine von Savoyen sequestrirten Besitzungen. Noch zögerte Herzog Carlo Emmanuele mit weiterem Vorgehen, bis 1620 in Frankreich der

Bürgerkrig entbrannte; alsbald verlangte er von dem Senate in Nizza Einschreiten gegen Annibale und dessen Sohn Andrea. Da beide nicht erschienen, wurden sie ohne weiteres zur Enthauptung und Confiscation sämmtlicher Güter verdammt; der Marchese Dogliano, Gouverneur von Nizza, zog gegen sie; Andrea rettete sich durch Flucht nach Frankreich; Annibale, der vergebens Beistand von dort erwartet, schloß sich in seine Burg Torretta ein, mußte jedoch nach längerer Belagerung capituliren. Da er erklärte, lieber durch die Hand eines Mauren zu sterben, als dem Herzoge Gehorsam leisten zu wollen, ließ ihn dieser ohne weitern Proceß am 8. Jan. 1621 zu Nizza durch einen Muhammedanischen Henker strangulіren; Andrea ward in effigie gehenkt. So endete die Herrschaft der Grimaldi in Bueil. Annibale hatte zuerst die Anna Francesca Provana von Leyni (gest. 18. Sept. 1596), dann am 13. Aug. 1606 die Cattarina Madruzzi, Schwester des Cardinalbischofs von Trident, geheirathet; ihre Kinder waren: a) Andrea, von dem unter 12); b) Lodovico; c—e) Benedettina, Beatrice und Giovanna, gest. jung; f) Giulia, verm. mit Giovanantonio de Malabaila-Canale; g) Cattarina, verm. mit Graf Filippo von Lucerne; h) Eleonora, verm. 30. Nov. 1602 mit Madelon de Ventimiglia von Ollioules, und i) Margherita, verm. 22. Juli 1618 mit Karl de Grasse, Graf von le Bar.

12) Andrea, Herr von Valle de Massoyns, Titular-Graf von Bueil, diente der Krone Frankreich und starb 1665 im Januar plötzlich zu Paris, verm. zuerst mit Anna de Saur von Lugny, dann mit Martha de Grasse; er hatte aus beiden Ehen 15 Kinder; aus erster: a) Melchiorre, gest. jung; b—d) Anna, Gabriela und Enrichetta, Nonnen; e) Aurelia, verm. 25. Sept. 1684 mit Franz de Guerreau von Behem; aus zweiter: f) Onorato, Titular-Baron von Bueil; g) und h) Caspar und Antonio, gest. jung; i) Maurizio, von dem unter 13); k—m) Chiara, Anna, Carlotta und Marta, gest. jung; n) Francesca, gest. 1646; o) Marianna, Nonne, und p) Enrichetta.

13) Maurizio, geb. 1629, Titular-Graf von Bueil, Capitän einer königlichen Galeere, überreichte 1690 dem Könige Ludwig XIV. ein Memoire, in dem er seine von Savoyen confiscirten Güter reclamirte, jedoch ohne Erfolg. Als „chef d'escadre" der französischen Galeeren starb er am 13. Juli 1698 zu Marseille, der letzte Mann seiner Linie.

a) Linie Gianfrancesco's, Marchesi von Boves.

Gianfrancesco, Onorato's II. jüngerer Bruder, hinterließ von Sibylle de Renaud folgende Kinder: a) Pietro, Johanniter, französischer Hauptmann; b) Cesare, Johanniter; c) Francesco, Johanniter, Marchese von Boves und Peveragno in Piemont; d) Bianca, Gem. des Agostino Costantino von Castelnuovo; e) Bianca, gest. unvermählt; f) Scipione, französischer Capitän, gefallen 1602 beim Sturm auf Genf, und g) Onorato, französischer Reiter-Oberst, verm. mit Margherita Stefani aus Aix. Er wohnte in St. Remy in der Provence und hinterließ zwei Söhne: Pietro, Herrn von Mirabello, herzoglichen Reiter-Oberst, und Annibale, Marchese von Boves und Peveragno, Reiter-Oberst und Kammerherr, verm. mit Michela d'Albaville, Erbtochter des Barons Jacob von Montailler in Savoyen; kinderlos beschloß er seinen Nebenzweig noch 1652.

b) Linie Lodovico's von Tourettes (Torretta).

1) Lodovico, Sohn Pietro's von Bueil, war Herr von Levenzo (Levens) in der Grafschaft Nizza und von Revest und Rimplas im Gebiete von Bueil; von Margaretha von Brancas hinterließ er außer Claudio, der päpstlicher Protonotar und Pfalzgraf, Prior von S. Verano und 1506 bischöflicher Generalvicar in Nizza war, den

2) Giovanni I. von Levens und Tourettes, welcher am 5. Nov. 1506 dem Hause Savoyen huldigte, 1515 wegen Rebellion entsetzt, jedoch auf Fürbitte seines Schwagers Johann von Forbin-Soliers alsbald wieder begnadigt ward. Dessen Schwester Margaretha gebar ihm den Jacopo, Prior zu St. Dalmas und Erbe der Pfründen seines Oheims Claudio, die dieser ihm 1512 resignirt, und dann:

3) Giovanni II., Gemahl der Franziska de la Baume, Vater der an Johann Cays vermählten Giorgia, und des

4) Cesare, welcher Tourettes und le Revest seinem Vetter, dem Grafen Annibale von Bueil, verkaufte. Er heirathete Philippa de Grasse und hatte von ihr: a) Onorato, von dem unter 5); b) Giovanni, gest. als Kind; c) Margherita, verm. mit Giambattista Galleano aus Nizza; d) Anna Francesca, Gem. des Honoré de Grasse von Collet; e) Cattarina, verm. mit Domenico Costantino von Castelnuovo; f) Marta, Gem. des Gianfrancesco Fabri aus Nizza; g) Lucrezia, verm. mit Honoré de Bareillon; h) Isabella, Gem. des Honoré von Blacas-Carros, und i) Chiara, Gem. des Francesco Ogerio de Savigliano.

5) Onorato, Kammerherr des Cardinals Moritz von Savoyen, vermählte sich mit Susanna de la Gousse aus Avignon, die ihm den Cesare, den Raimondo und eine Tochter Felicia gebar; über etwaige Nachkommen fehlen uns weitere Nachrichten.

B. Linie Ingone's.

Ingone qu. Oberto (1210—1235) war 1225 einer der acht Consiglieri, führte das genuesische Heer gegen Tortona und Alessandria und eroberte Montanara; 1229 war er Gesandter in Paris und 1235 erlangte er ein ansehnliches Stück des heiligen Kreuzes, das er dem Erzbischofe von Genua schenkte. Nach Venasque war er Herr von Carrosio, Amelia, Stella und Campastro, welche Ortschaften später urkundlich sämmtlich im Besitze seiner Nachkommen erscheinen. Er hatte fünf Söhne: a) Luca (1234—1277), von dessen Linie unter A.; b) Boarello (1242—1272), von dessen Linie unter B.; c) Meroaldo 1278; d) Nicolò (1263—1277)

und c) Oberto (1221—1268) „de majoribus et nobilibus cittadinis Janue", 1227 erwählt, um die Bürgerzwiste beizulegen, 1250 Gesandter an Florenz und Lucca, 1261 Anziano, 1253 und 1268 in Unterhandlungen mit Ludwig IX. von Frankreich wegen der Kreuzzugs-Galeeren, gest. unbeerbt.

A. Linie Luca's.

Luca (1234—1277) war einer der acht Nobili 1256 und 1262, Podestà in Mailand 1242 und in Florenz 1256—57, welches letztere Amt er jedoch bald freiwillig niederlegte; 1258 ging er als Gesandter an den Papst und noch 1277 befehligte er als Admiral die Flotte, welche Genua damals gegen den König von Armenien sandte. Von ihm entsprossten zwei Töchter: Alasia 1253, verm. mit Pasqualotto Usodimare qu. Lanfranco, und Giacoba, gest. 1308, sowie drei Söhne: Marcoaldo 1277, von dem unter a); Nicolò (1270—1277), von dem unter b), und Gabriele (1261—1271) von dem unter c).

a) Linie Marcoaldo's.

Marcoaldo 1277 hinterließ den Stellino, von dem hernach; den Acelino, gest. 1330, und den Nicolò (1312—33—43), der Consigliere der Republik war und vor 1354 — damals lebte seine Witwe Eliana — starb. Von ihm entstammten: Violante (1347—80), verm. mit Colombo Vestagno qu. Guglielmo; Carante 1333, verm. mit Corradina Usodimare qu. Giorgio, die sich in zweiter Ehe mit Lanfranco Mallone qu. Giacomo verband; Bartolommeo 1324, gest. 1337; Domenico (1345—54), 1345 Gesandter der guelfischen Partei an Luchino Visconti von Mailand, und Doriotto (1333—47—53), dessen Witwe Chiara Marabotto qu. Emmanuele 1356 mit ihren Söhnen genannt wird; daneben hatten sie noch eine Tochter Bianca (1379), Gemahlin des Manfredi Cibo qu. Emmanuele. Die Söhne waren: Emmanuele (1333—56), lebte 1334 zu Monaco; Bartolommeo 1356, Ettore 1356 und Paride (1356—74), Gemahl der Selvaggia di Negro qu. Pietro (1393) und Vater der Cattarina (1420), die den Dario Ardimenti qu. Gabriele, und der Maria (1420—33), die den Francesco Ermerigo aus Albenga heirathete.

Stellino qu. Marcoaldo (1331—34) war 1331 Consigliere in Genua und heirathete zuerst eine Benedetta, dann die Cattarina Cibo qu. Lanfranco (Witwe 1346, 1349); seine Kinder (wol sämmtlich aus zweiter Ehe) waren: Ire 1333, Andreola (1346—49), Isabella 1346, Lodisio 1335, Benedetto (1356—76—89), Visconte (1333—54), 1354 Befehlshaber von zehn Galeeren, die unter Pagano Doria gegen die Venetianer stritten, in kinderloser Ehe mit Ginevra Cibo qu. Sorleone; und endlich Paolo (1346—49), Gemahl der Teodora Lomellini und Vater von: Andreola (gest. 1379), Cattarina (gest. 1397), Luchina (gest. 1397), Visconte 1397 und Antonio 1397. Letzterer heirathete die Bianca Salvago qu. Luca und erzeugte mit ihr den Luca (1477) und Paolo (1477—99), verm. mit Battina Usodimare qu. Pellegro, Vater der Andreola (Nonne 1530) und Geronima (1535), die den Girolamo Doria qu. Girolamo heirathete, sowie des Bernardo (1530), der aus seiner Ehe mit Bianca Doria qu. Giacomo den Paolo (1530—39, gest. kinderlos) und die Nicoletta (1530), Gem. des Francesco Spinola qu. Domenico, hinterließ, und Antonio (1530—1551), der den Mannsstamm dieser Linie beschloß, da ihm seine Gemahlin Chiara Centurione qu. Giuliano nur zwei Töchter geboren, die in seinem Testamente von 1551 erwähnt werden: Bianca, Gem. des Nicolò Spinola qu. Andrea, und Battina, Gem. des Battista Spinola qu. Andrea, ihres Schwagers.

b) Linie Nicolò's.

Nicolò (1270—77) hinterließ außer der an Giacomo Calvi qu. Andreolo vermählten Tochter Giacoba (gest. 1340) den Simone, von dem hernach, und den Amerio (1306—23), dessen Witwe Duchessa 1345 lebte; ihre Kinder waren: Manfreda (1344), Gem. des Emmanuele Basso qu. Pietro; Inghetto 1333, Eliano (1333—43) und Luchino (1333—44—51), die des letztern aus seiner Ehe mit Ginevra de Mari qu. Cosmo (Witwe 1381): Eliana (1376), Gem. des Bartolommeo Imperiale Tartaro qu. Angelo, Eliano 1343, Marco 1364, Filippo (1364—85), verm. mit Bianca Imperiale Mangiavacche qu. Fedriano (Witwe, kinderlos, 1394), Ansaldo 1398 und Antonio 1400, von Venasque wol irrig als Rhodiser bezeichnet.

Simone, Herr von Stella (1306—1332), war zuerst mit Agnese Ghisolfi qu. Antonio (1318), dann mit Spagnuola de Gualtieri qu. Bonifacio vermählt; aus erster Ehe stammte Giorgio, von dem hernach; aus zweiter Briabante 1332, Napoleone (1333—56) und Brancaleone (1333—43). Von letzterem entsprossten: Argenta (1406—1433), lebte 1433 als Witwe des Andreolo Fiesco de Caneto; Matteo 1416, verm. mit Bianca di Negro qu. Luca und Vater von Brancaleone (gest. 1442), Selvaggia (Nonne 1442), Pietra (1430—42), Gem. des Lucano di Negro qu. Simone, und Bigotta, verm. zuerst mit Nicolò de Diano, dann mit Bartolommeo dei Benedetti aus Albenga, und Luchino (1416—21), Gem. der Argenta Vivaldi qu. Andreolo und Vater der Teodora (1431), verm. mit Giovanni Sauli, der Pomella (1434), verm. mit Marco Calvi qu. Martino, wie des Antonio (1431), der mit Violante Fieschi qu. Goffredo zwei 1433 lebende Söhne, Tommaso und Lucano, erzeugte.

Giorgio qu. Simone (1333—90) heirathet zuerst N. N. de Loco qu. Pietro (1343), dann Bianca Vento qu. Andalò (1382); er verkaufte 1390 mit seinen Verwandten Luchino und Boarello seinen Antheil an Stella der Republik Genua. Von seinen Töchtern ward Corradina (1421) des Vinciguerra Lercari, Maria (1440) des Urbano di Negro qu. Matteo Gattin; der einzige Sohn Domenico (1398—1405) starb vor 1413, nachdem er mit Franca de Carli qu. Raffaele eine einzige Tochter

Brigida erzeugt, die noch 1447 als Gattin des Federigo Fabba lebte.

c) Linie Gabriele's.

Gabriele (1261—1271) war einer der Mitunterzeichner des Vertrags von Nymphäon zwischen Genua und Michael Paläologos, 1267 einer der acht Nobili, dann hoch angesehen bei Karl I. von Anjou, mit dem er 1269 im Auftrage der Republik einen Vertrag schloß; in Folge der Bürgerfehden aus Genua verjagt, soll er bei ihm ein Asyl gefunden haben und mit der Baronie Monte Saccario begabt worden sein. Von Cattarina Zaccaria qu. Giovanni, die 1278 als seine Witwe genannt wird, hinterließ er folgende Kinder: a) Luchino 1277—1319, Vater des Galeotto 1323 und Babilano (1312—21, gest. 1323), der den Manuele (1323—59) zeugte; b) Carlo (1278—1319), Mönch; c) Boarello (1278—84), Vater des Giannone (1308), der Sobrana (1308) und der Beatrice (1310), Gem. des Anfreone di Negro qu. Antoniotto; d) Riccardo (1282—1319), von dem unter 1); e) Enrico (1268—77—89), verm. mit Simona Spinola qu. Oberto (1282, Witwe 1302) und Vater der Bigotta (1297—1319), Gem. des Sorleone Piccamiglio, wie des Rainaldo (1292—1319), der, dreimal vermählt (erst mit Benedetta Ghisolfi qu. Percivalle, dann mit Cattarina de Mari qu. Manfredo, zuletzt mit Linò di Negro qu. Daniele), drei Kinder hatte: Alterisia (1313—21), Gem. des Giovanni Gentile Avogario qu. Emmanuele; Manfredo (1319—50, aus zweiter Ehe), Gemahl einer Teodora, und Orietta (1313—19, aus dritter Ehe); f) Gaspare (1277—1309), von dem unter 2); g) Rabella, früher Bonifacio genannt (1277—1310), von dem unter 3), und endlich h) Raffaele (1278—84), Gemahl der Simona Lercari qu. Batterio, die 1309 in zweiter Ehe mit Opicino Mangiavarche lebte. Aus erster mit Raffaela Grimaldi entsprangen Eliana 1309, Giacoba 1309, Pietro 1309 und Luchino (1309—16), dessen Gattin Isabella de Mari qu. Manfredo 1346 als Witwe mit ihrem einzigen Sohne Luchino erwähnt wird; des letztern Erbtochter Pietra erscheint 1393 und 1396 als Witwe des Eliano Ghisolfi.

1) Zweig Riccardo's.

Riccardo (1282—1319) lebte 1315 in der Ehe mit einer Argenta, die ihm neun Kinder gebar: a) Giorgio 1319; b) Francesco 1319; c) Moruele 1333; d) Antonio (1333—52); e) Riccardo (1333—52), dessen Witwe Teodora 1364 und dessen Sohn Damiano 1367 erscheint; f) Quilico (1319—33); g) Meliaduce (1333—56), Gemahl der Orietta Oltramarini qu. Daniele und Vater der Eliana; h) Rabella, von dem hernach, und i) Gaspare (1317—33), der 1317—19 mit Carlo Fieschi Rettore und Capitano von Genua war, die Stadt gegen die Ghibellinen vertheidigte und schließlich 1318 dem Könige Robert von Neapel die Huldigung leistete, auch dafür von letzterem eine Pension empfing. Er hinterließ einen Sohn Cattaneo (1333—50) und die Tochter Angela (1344), die als Witwe des Ottobuono Scotto qu. Baliano und des Federigo Ghisolfi 1350 gestorben ist. Rabella endlich (1333—54), verm. mit Domenica David qu. Nicolò, dann mit Luchina, doch kinderlos, galt 1343—46 als Haupt der genuesischen Guelfen und Chef seines Hauses, wie aus folgender ungedruckter Urkunde hervorgeht, die sich im Foliatium notariorum [40]) findet, und auch über das damalige Parteigetriebe in Genua interessante Aufschlüsse gibt: 1346, 10 ianuarii. Infrascripti nobiles viri quorum nomina sunt hec: D. Rabella de Grimaldis, Percival de Grimaldis qm. D. Gasparis, Andrianus de Grimaldis qm. D. Magnoni, Raphael de Grimaldis filius D. Gabrielis, Georgius de Grimaldis qm. D. Simonis, Alarame de Grimaldis filius D. Philippi et Franciscus de Grimaldis filius supradicti Andriani, eorum nominibus et nomine aliorum omnium nobilium de Albergo Grimaldorum, dixerunt quod infrascripti fuerunt et sunt veri amici sequaces et coajutores ipsorum Grimaldorum et dicti Albergi, et quod eis dederunt auxilium tam anno currente 1343 circa festum nativitatis Domini, eo scilicet tempore quo nobiles Janue conati fuerunt violenter intrare in civitatem Janue et acceperunt Burgos Predis (*Prè*), quam alio quovis tempore. Nomina vero dictorum amicorum dictorum Grimaldorum sunt hec: Odonus, Manfredus, Paganus, Bastardus, Caponus, Marchellus et Stephanus Raynaldi, Paganus Ferrarius, Manfredus et Calderonus Grassi, Opicellus, Andrianus, et Beltramellus Pastor, omnes de Frexinaria (bei Tortona). Actum Januae, in platea sancti Lucae, subtus domum dicti Rabellae.

2) Zweig Gaspare's.

Gaspare (1277—1309) hinterließ eine Tochter Primafiore (1344), welche den Benedetto Gentile Avogario qu. Goffredo heirathete, und vier Söhne: a) Gabriele, von dem unter α); b) Percivalle, von dem unter β); c) Antonio, von dem unter γ), und d) Ugolino (1308), Gem. der Aighina, nach Venasque mit seinen Brüdern Herr von Policastro im Neapolitanischen; er hinterließ die Alterisia (1323), Gem. des Federigo Clavesana qu. Odone, den Napoleone (1324), Luciano (1324—48), der 1348 von Johanna I. eine Pension ausgesetzt erhielt und zum Castellan von Roerio ernannt wurde, und Giovanni 1324, der nach Venasque 1329 Statthalter in Otranto war, und wol derselbe Giovanni Grimaldi ist, der 1331 als mailändischer Admiral die venetianische Flotille auf dem Po besiegte.

α) Linie Gabriele's.

Gabriele (1308—33—56) lebte nach Venasque meist am Hofe von Neapel, war dort 1326 Reggente der Vicaria, Statthalter von Abruzzo 1328, Mitbesitzer

40) MS. der Bibliothek Berio zu Genua Vol. III. p. II. fol. 97.

von Policastro und seit 1343 Pensionär der Königin Johanna I.; er heirathete Giacoba Ghisolfi qu. Guglielmo und hinterließ von ihr folgende Kinder: a) Alterisia 1317, Gem. des Luchino Malocello; b) Margherita (1317—48), Gem. des Matteo Ghisolfi; c) Benedetto 1317; d) Valeriano (1317—1333), angeblich Pensionär Neapels 1348; e) Gianotto (1317), Vater des Antonio (1376), der Agnese (1376), Gem. des Stefano Mallone qu. Soldano, und einer andern mit Antonio Gentile Pegnolo verheiratheten Tochter; f) Giuliano (1317—24—33), von Venasque irrig Galeotto genannt und als Statthalter von Abruzzo und neapolitanischer Gesandter bei der Curie in Avignon bezeichnet, in seiner Ehe mit Damiana Goano qu. Pietro (Witwe 1347) Vater eines andern Giuliano (1338—52—66), der die Argenta Grimaldi qu. Rainerio heirathete, aber 1367 kinderlos starb, und g) Raffaele (1317—33—52), der angeblich auch 1328 dem Könige von Neapel diente und 1348 von Johanna I. und ihrem Gemahl Ludwig von Tarent eine Pension ausgesetzt erhielt. Von Margherita (Witwe 1354) hinterließ er den Urkunden zufolge zwei Söhne: Ugolino (1333—48) und Marchione (1333—70—80), verm. mit Imperiale Embriaco qu. Antonio, die noch 1407 im Witwenstande lebte; ihr einziger Sohn Battista (1380—1401) beschloß diese Linie.

Venasque gibt dem Raffaele unter andern noch einen dritten Sohn Gaspare, der 1381 gelebt haben soll, jedoch urkundlich keineswegs verbürgt ist. Von ihm läßt er einen Francesco (1408—11) abstammen, und von diesem einen Stefano, der vor den genuesischen Wirren nach Reggio in Oberitalien geflohen sei und dort 1478 die Catterina Fessetti geheirathet habe. Ihr Sohn Grimaldo 1523 habe sich ebenda mit Lodovica Anzina vermählt und sei Vater des Francesco 1556 geworden, welcher mit Orsina Rampionesi vier Söhne erzeugt: a) Cristoforo, dessen einziger Sohn Francesco als Kind starb; b) Lodovico; c) Vincenzo, ließ sich 1589 in Bologna nieder und hinterließ den Grimaldo und Vespasiano, über die nichts Näheres bekannt ist, und d) Paride, siedelte sich gleichfalls 1589 zu Bologna an, wo er die edle Anna Cattaneo heirathete, und erzeugte mit ihr: a) Paride Maria; b) und c) Francesco und Vincenzo, Jesuiten; d) Antonio, gest. jung, und e) Giuseppe Maria, der mit Sulpizia, Tochter des Senators Alessio Orso, sein Geschlecht fortpflanzte. Zwar fehlen uns darüber alle näheren genealogischen Nachweise; doch möchte ich kein Bedenken tragen, den Maler Giovan Francesco (geb. 1606, gest. 1680) und den Astronomen Francesco Maria (geb. 1618, gest. 1663) für seine Söhne zu halten. Von diesen war

Giovan Francesco, gemeiniglich il Bolognese genannt, 1606 geboren und that sich als Maler in Oel- und Wasserfarben, wie al fresco, als Architekt und Radirer hervor. Er bildete sich unter Annibale Caracci, wählte dann Correggio zu seinem Vorbild und entlieh dem Albano, mit dem er eine Zeit lang zusammen arbeitete, die diesem eigenthümliche Grazie; seine Gemälde sind meist Historien, heitere Landschaften und sehr geschickt ausgeführte Architekturstücke. In Paris weilte er drei Jahre lang, namentlich im Louvre beschäftigt; einen besonderen Gönner fand er an Mazarin, dessen Palast er gleichfalls mit Gemälden zierte; doch lebte er meist in Rom, wo er im Vatican, im Quirinal und in verschiedenen Kirchen, besonders in S. Martino ai Monti, im Auftrage des Papstes Innocenz X. malte und auch 1680 gestorben ist. Viele seiner Bilder erwarb die Galerie Colonna; andere finden sich in verschiedenen sonstigen Sammlungen Italiens. Seine Gemälde zeichnen sich durch leichte Führung des Pinsels, höchst correcte Zeichnung, glückliche Wahl der Formen, treffliche Ornamentik und frische, kräftige, nur etwas grünliche Färbung aus; der Baumschlag ist abwechselnd und sehr ansprechend. Auch seine leicht und geistvoll behandelten Radirungen sind sehr geschätzt; vielen derselben liegt Tiziano zu Grunde; nach Bartsch [41]) soll sein vollständiges Werk 57 Blätter umfassen; doch führt Nagler [42]), dem wir hierin folgen, auch ein weiteres an, das sich in der Sammlung des Grafen Renesse-Breidbach befand, und der Marchese Alessandro Grimaldi in England besitzt allein gegen 100 Originalradirungen, Sepiazeichnungen und Gemälde dieses bedeutenden Meisters. Von seinen Nachkommen wissen wir nur, daß sein Sohn

Alessandro gleichfalls ein geschickter Historienmaler und Kupferstecher war; seine Gemälde, deren verschiedene sich in römischen Kirchen befinden, sind häufig mit denen seines Vaters verwechselt worden; seine Stiche erinnern vielfach an die Manier seines Schwagers Santo Bartoli. Wann er gestorben, ist unbekannt; ebenso wenig wissen wir etwas von seiner Descendenz, und ob noch heute die Familie Grimaldi in Bologna fortexistirt.

Francesco Maria, der Astronom, war gleichfalls zu Bologna am 2. April 1618 geboren. Im Alter von 14 Jahren trat er in den Jesuitenorden und lehrte hernach 25 Jahre lang die schönen Künste; dann widmete er sich philosophischen, namentlich mathematischen und astronomischen Studien. Er unterstützte den bekannten P. Riccioli fleißig bei seinen Arbeiten und hatte nicht unerheblichen Antheil an dessen „Novum Almagestum“ (Bononiae 1663. fol. 2 Voll.), in welchem die Mondkarte von ihm entworfen ist. Er beschrieb darin sehr sorgfältig die Flecken des Mondes; die Benennungen, die er dafür fand, wurden gegen die von Hevelius vorgeschlagenen von den späteren Astronomen adoptirt. Durch seine wichtige Entdeckung der Beugung des Lichts, „diffractio“, wie er sie nannte, bereitete er die großartigen Entdeckungen Newton's vor. Seine Untersuchungen darüber wurden erst nach seinem am 28. Dec. 1663 erfolgten Tode von seinem Freunde Riccioli in dem zu Bologna 1665 erschienenen Werke veröffentlicht: Physico-Mathesis de lumine, coloribus et iride, aliisque adnexis, libri duo, in quorum primo afferuntur

41) Peintre graveur IX. p. 85. 42) Künstler-Lexikon V. S. 377—380.

nova experimenta pro substantialitate luminis; in secundo autem dissolvuntur argumenta in primo adducta et probabiliter sustineri posse docetur sententia peripatetica de accidentalitate luminis. Qua occasione de hactenus incognita luminis diffusione, de reflexionis, refractionis ac diffractionis modo et causis non pauca proferentur (in 4.).

β) Linie Percivalle's, Fürsten von Eboli.

Percivalle qu. Gasparo (1308—52) war nach Venasque Mitbesitzer von Policastro und empfing Pensionen 1332 von König Robert und 1346 von Johanna I.; er starb 1352 und hinterließ von seiner Gemahlin Cattarina den Aimone (1333—52—74), der erst Edelknabe, dann Rath und Pensionär der Johanna I. gewesen sein soll und in erster Ehe die Teodora di Negro qu. Antonio, in zweiter die Aiguina Doria qu. Nicolò heirathete. Aus jener entsproß Aitone (auch Antonio genannt) 1364, ein wackerer Soldat, des Odoardo (1410) Vater; aus dieser Andrea (1384), der mit Pietra Scotti den Teramo (1399) und Ottobuono (1399) erzeugte, und Percivalle (1402—26), in Diensten der Krone Neapel, gestorben 1426 und begraben in S. Nicolò de Boschetto bei Genua. Er hatte zur Gemahlin die Pietra Pellegrini qu. Meroaldo und von ihr fünf Kinder: a) Meroaldo 1408, Vater der Battina (1413, gest. unvermählt) und Giacoba (1434—78), die den Giacomo Vivaldo qu. Francesco heirathete; b) Eliana (1394—99), die 1398 Witwe des Bartolommeo Lercari qu. Bartolommeo war; c) Argenta 1393, verm. mit Ansaldo Grimaldi qu. Luca; d) Aimone (1417—34—57), Vater des Ottobuono (1457), der mit Moisia Spinola qu. Battista die Maria (1499), des Pierantonio Fabiani aus St. Remo Gattin, erzeugte, und e) Luciano (1417—78), verm. zuerst mit einer Teodora, dann mit Selvaggia de Marini qu. Cattaneo. Derselbe ging 1433 als Gesandter zum Papst, nach Venedig und Florenz, 1435 wegen Friedensabschlusses zum Herzog von Mailand, 1450 wieder nach Venedig und zu Alfons von Aragon. Durch Act vom 28. April 1470 machte er eine reiche Stiftung für die Armen Genua's bei der Bank von S. Giorgio; daher wurde ihm, nachdem er am 14. Juli 1478 gestorben, eine noch vorhandene Statue im Palaste der Bank errichtet mit folgender Aufschrift: Hec est imago generosi et prestantissimi viri q. domini luciani de grimaldis hic posita ad eternam laudem et commendationem ipsius et ut alii cives imitentur eius liberalitatem. ipse enim dominus lucianus in vita sua libere donavit loca septuaginta comperarum sancti georgii quorum proventus. videlicet dimidia. annuatim distribuatur inter pauperes. et reliqua dimidia multiplicetur donec pervenerit ad numerum locorum sexcentorum. et tunc loca triginta deputentur exdebitationi comperarum et alia loca tricenta iterum multiplicentur ex parte dimidia. proventuum quorum reliquia dimidia distribuatur ut supra donec fuerit loca mille quingenta. ex quibus iterum tunc deputentur alia loca centum exdebitationi dictarum comperarum. et de reliquis disponatur ut continetur in instrumento scripto anno m.cccc.lxx. die xxviij aprilis manu ioannis de guirardis notarii. multiplicavit ipse dominus lucianus in vita sua loca ipsa ita quod anno m.cccc.lxxviiij die xiiij iulii quo obdormivit in domino erant loca nonaginta tria. Da sein einziger Sohn Meroaldo 1468, verm. mit Teodora Vivaldo qu. Lazaro (Witwe 1478), 1475 vor ihm gestorben, fiel sein enormes Vermögen an seine Enkel: a) Lazaro (1478—1525), stritt 1485 gegen Florenz und zeugte die Maria (1522), Gem. des Girolamo Interiano qu. Vincenzo, die Geronima (1522), den Michele (1522), Luca (1525) und Meroaldo (1525), die alle drei unbeerbt starben; b) Battista 1478, gest. 1486; c) Paolo 1478—80, gest. 1486; d) Percivalle 1478—95; e) Eliana 1476; f) Pellegra (1476—86), verm. mit Paolo Spinola Lussio qu. Girolamo; g) Maria (1478—86), verm. mit Agostino Giustiniani qu. Giacomo, und h) Agostino (1478—1533), der die Battina Centurione Becchignone qu. Nicolò (1524) heirathete und 1504 Gesandter bei Papst Julius II., 1533 bei Kaiser Karl V. war. Er hatte außer zwei Bastarden: Lazaro (1554—69) und Paolo (1554), der die Maria Spinola geheirathet haben soll, drei Töchter: Francesca (gest. 1524), Gem. des Battista Spinola qu. Francesco, Nicoletta 1524, verm. mit Gaspare Bracelli, der sich in den Albergo der Grimaldi aufnehmen ließ und als Gaspare Grimaldi Bracelli Doge von Genua 1549—1551 war, und Eliana (1524—48), verm. zuerst mit Raffaele Giustiniani, dann mit Nicolò Salvago qu. Girolamo, und den einzigen legitimen Sohn I. Nicolò I. (1525—81), einen der reichsten Patricier Genua's, wegen seiner zahllosen Schätze allgemein „il Monarca“ genannt. Er erwarb bedeutende Güter im Neapolitanischen, die er freilich theilweise noch bei Lebzeiten wieder veräußerte, so die Grafschaft Rapella, die er 1567 gekauft und an Giovangirolamo Gesualdo wiederverkaufte, das Marchesat Teano, das Fürstenthum Salerno (nur kurz in seinem Besitze), die Grafschaft Avellino, die er von 1564—81 besaß; ebenso in Spanien die Herrschaften Tapaz und Rudarano. Sein Hauptbesitz war aber das Fürstenthum Eboli, das er 1567 von dem bekannten Günstling Ruy Gomez de Silva erworben, und nach dem seine fürstliche Linie sich schrieb. In Genua baute er den prachtvollen Palast in der Via nuova, der später von Giovannandrea I. Doria erkauft ward und bei der Linie der Doria von Tursi blieb, bis er schließlich von der Stadt Genua erworben und zum Municipalitätsgebäude (Palazzo Tursi) bestimmt ward. Fürst Nicolò I. von Eboli starb nach 1581; seine Gattin Giulia Ceba qu. Giuliano (1570) hatte ihm folgende Kinder geboren: a) Aurelia (1579), verm. mit dem Dogen Nicolò Doria qu. Giacomo; b) Lucrezia, gest. 25. März 1597, verm. mit Antoniotto Pallavicini qu. Ettore; c) Polissena (1585), verm. mit Filippo Spinola qu. Ambrogio, Marchese von Venafro; d) Eliana (1569), verm. mit Sinibaldo Doria qu. Nicolò; e) Luciano (1554—69);

f) Agostino, von dem hernach; g) Giacomo 1569; außerdem nennt Venasque noch als seine Söhne einen Meroaldo (1554), Marchese von Teano, gest. jung; Percivalle, gest. als Kanonicus zu Toledo, und Francesco (1554), Grafen von Rapella, gest. als päpstlicher Referendar zu Rom, die nicht wohl erdichtet sein können. II. Agostino, zweiter Fürst von Eboli (1535—85), heirathete zuerst Eliana Cibo qu. Alberico, dann Isabella Frangipani della Tolfa (gest. 1585) und hinterließ drei Kinder: Orsola, 1647 Nonne in Sta. Trinità in Neapel, Anna Maria, 1647 Nonne in S. Andrea in Neapel, und III. Nicolò II. (1534), Fürsten von Eboli, der 1639 unvermählt zu Genua gestorben ist. Das Fürstenthum Eboli kam, wol in Folge seines Testaments, an eine andere Linie der Grimaldi, an Nicolò III. qu. Luca aus der Nachkommenschaft des Cardinals Girolamo.

γ) Linie Antonio's in Antibes.

1) Antonio qu. Gaspare (1328—58), den andere Nachrichten zu einem jüngeren Sohne Rainerio's II. machen, die genuesischen Genealogien dagegen hierhin weisen, war Herr von des Prats und Utella; er wohnte meist in Nizza und unterstützte von dort aus Carlo I. von Monaco fleißig, doch nicht stets mit besonderem Erfolg, bei seinen Heerfahrten. Am 20. Oct. 1348 belehnte ihn Königin Johanna I. mit Val de Lantosca, Bleguslier und Chanoul; am 10. Jan. 1349 verlieh sie ihm, als ihrem Rathe, Buels; auch rüstete er für sie auf eigene Kosten sechs Galeeren aus, fiel jedoch zuletzt in Ungnade, worauf die Königin am 4. Oct. 1365 alle früheren Verleihungen aufhob. Aus Antonio's Ehe mit Argenta Malaspina qu. Corrado (anderswo irrthümlich Cattarina Doria genannt) stammten eine Tochter Maddalena 1385 (verm. erst mit Leonardo Doria, dann mit Antonio Grimaldi, Witwe 1389) und fünf Söhne, von denen er die beiden ältesten, Marco (s. unter 2) und Luca (s. unter 2b), in seinem am 26. Febr. 1358 gemachten Testamente wegen der Nachfolge einander substituirte; die andern jüngeren waren Antonio 1375, Raffaele 1377, Vater des Gaspare (1385—1408), verm. mit Nicoletta Dardella qu. Giovanni (1379), von der er den Gabriele (1402), die Maria, 1381 Gem. des Ceva Doria qu. Altone und Teodora, 1392 Witwe des Antonio Camilla qu. Eliano, hinterließ, und Zaccaria, als dessen Witwe 1380 Aiguina Usodimare qu. Paolo genannt wird. Ihr einziger Sohn Pietro (1380—1408) erzeugte mit Cattarina Lercari qu. Gregorio den Zaccaria (1409—17—20), Gemahl der Maria Lomellini qu. Nicolò (Witwe, kinderlos, 1423), den Gregorio (1409—17, gest. 1420), den Goffredo (1409—17, gest. 1420) und den Pietro, mit dem 1425 dieser Zweig erloschen ist.

2) Marco erwarb mit seinem Bruder Luca von seinem Vetter Rainerio III. die Hälfte von Cagnes, was Johanna I. am 20. Jan. 1372 guthieß; obgleich Rainerio der Königin die Huldigung versagte, überließ dieselbe ihnen am 18. Febr. 1375 alle mit jener Herrschaft verbundenen Rechte, zu denen späterhin auch der Besitz von Villeneuve bei Vence kam. Am 16. Dec. 1373 ernannte Karl V. von Frankreich den Marco zum Generalcapitän seiner sämmtlichen Schützen zu Fuß und zu Roß; als solcher fungirte er noch im December 1374. Die Titularkönigin Maria von Anjou schrieb am 30. Nov. 1385 den Brüdern, sie sollten ihre verlorenen, von Karl III. confiscirten Güter — die dieser am 12. März 1386 dem Baldassarre Spinola übertrug — wiedererhalten, falls sie ihr zur Wiedererlangung von Nizza behilflich sein wollten, bis dahin aber ansehnliche Renten aus den Gabellen von Nizza beziehen. Nachdem Papst Clemens VII. 1382 dem Bischofe von Grasse den Besitz von Antibes entzogen, verpfändete er am 6. Juni 1384 dasselbe den Brüdern Grimaldi für 9100 Goldgulden, er erneuerte diese Verleihung, die „Königin" Maria im December 1396 guthieß, durch Bullen von 1389 und 1392. Damals war Marco, der 1390 der Versammlung der provençalischen Stände beigewohnt, bereits todt; er starb 1391, von Sibylla von Saluzzo folgende Kinder hinterlassend: a) Antonio, Rhodiser; b) Giorgio I., von dem unter 3); c) Onorato, Mitherr von Antibes, verm. 1400 mit Marietta Lascaris von Tenda (test. 4. Juli 1437); er testirte am 8. Sept. 1435 zu Gunsten seiner Vettern; d) Cattarina (1400), verm. erst mit Raimondo Marchesano aus Nizza, dann mit Giorgio del Carretto, Marchese von Savona, und e) Argentina, Ehrendame der Königin von Frankreich, Isabella von Baiern.

3) Giorgio I. diente 1374 der Krone Frankreich, erbte 1391 die Hälfte des väterlichen Antheils an Antibes, war Gouverneur von Grasse und St. Paul und hinterließ bei seinem Ableben nur drei Töchter: Cattarina, Gem. des Pietro Lascaris aus dem Hause der Grafen von Tenda, Erbin eines Antheils von Antibes, der hernach durch ihre Nachkommenschaft an den Herzog von Humaine kam und von diesem 1608 der Krone Frankreich überlassen wurde; b) Bartolommea, Gemahlin des Marchese Nicolò von Ceva, und c) Salvagina, die mit ihren Schwestern noch 1441 urkundlich genannt wird.

2b) Luca (1371—1409), Mitbesitzer von Antibes, Cagnes und Villeneuve, unter „Königin Jolanta" Admiral der Provence, Mitglied der dortigen Ständeversammlung 1400, kaufte am 10. Dec. 1401 von seinem Verwandten Raimondo Marchesano dessen Antheil an Cagnes, testirte am 19. Febr. 1409 und starb im nämlichen Jahre; zu Erben in gleichen Theilen ernannte er seine und der Cattarina (Jolanta) Grimaldi ältesten Söhne: a) Giovanni, von dem unter 3b), und Nicolò I., von dem unter 3c). Die andern Kinder waren: c) Lodovico, Karthäuser; d) Pietro 1409—1437, Rath der Königin Johanna II., verm. mit Selvaggia Lomellini qu. Gianotto und Vater des Matteo 1499 und Luca 1499, der mit Grimalda Grimaldi qu. Oberto die Benedetta 1514, Gem. des Ansaldo Grimaldi qu. Giambattista erzeugte; e) Filippo 1419—1437, verm. mit Margherita Lercari qu. Idetto, Vater einer unehelichen Tochter Peretta; f) Napoleone, Rhodiser; g) Clemenza, verm. 28. April 1400 mit Luciano Marcellino Grillo;

h) Margherita, verm. 1399 mit Bertrand de Grasse von le Bar; i) Maddalena, verm. mit Renato Lascaris von Briga; k) Lucia, verm. mit Giovanni Giustiniani; l) Luchina, Gem. des Wilhelm du Pugel von Figanières, und m) Antonio, 1374 Lieutenant bei den Schützen; 1398—1402, verm. mit Violanta Spinola qu. Lodisio, aus welcher Ehe stammten: a) Ambrogio 1436; b) Tommaso 1436; c) Giovanni, gest. 1436; d) Luchina, gest. 1436, und e) Filippo (1409—36—38), Gem. der Franca Cicala qu. Corrado und Vater von: Agostino (Angelo) 1452, der eine Tochter Pellegra (1452) hatte, von Corrado 1452, Antonio 1452, der den Lodovico (1489) und die Livia (1489) hinterließ, von Luchino 1452 und Gianettino (1452).

3b) Giovanni, Mitherr von Antibes, ward am 24. Juli 1401 von seinem Vater emancipirt, bestätigte das Testament desselben am 17. Jan. 1412, diente erst der Republik Genua, dann 1416 der Krone Frankreich gegen England und starb 1427, mit Bianca Doria qu. Francesco (Witwe 1434) vermählt; er hinterließ nur fünf Töchter: a) Costanza (1434), verm. 1408 mit Antonio del Carretto, Marchese von Savona, dann mit Benedetto Vivaldi qu. Luchino; b) Tommasina, heirathete 1439 den Tibaldo Lascaris von Briga; c) Onorata; d) Cattarina 1431, Gem. des Francesco Doria qu. Ceva; e) Lucia, Nonne in Air. Sein Antheil von Antibes fiel zurück an seinen jüngern Bruder

3c) Nicolò I., Rath und Kammerherr der „Königin Jolanta" und ihres Sohnes Ludwig III. seit dem 16. Juli 1420, Viguier von Marseille 1. April 1424, bestätigt in seinen Lehen, auch in Antibes, das er erfolgreich gegen die Prätensionen des Bischofs von Grasse behauptete, am 28. Juli 1429, Universalerbe seines Vetters Onorato 1435. Er machte als „vir magnificus" sein Testament am 2. Febr. 1449 und substituirte darin seinem älteren Sohne Gasparo den jüngeren Lamberto, fügte am 14. Dec. 1452 ein Codicill hinzu und starb bald darauf. Seine Gemahlin Cesarina Doria qu. Giovanni (1430) aus der Linie von Oneglia gebar ihm folgende Kinder: a) Gasparo, von dem unter 4); b) Lamberto, Gemahl der Claudina, Erbin von Monaco, von dem vorher; seine Descendenz erlosch im Mannsstamm 1748 (s. oben); c) Guigone, gest. jung nach 1437; d) Giovan Andrea, Baron von le Prat, Probst in Nizza, Bischof von Grasse 27. Juni 1483, Abt von Lerins 1491, päpstlicher Nuntius in Dänemark und Frankreich, stiftete 1505 in Grasse zwei Beneficiatenstellen und starb am 1. Juli 1505, als ihm der Cardinalstitel von S. Petrus ad vincula bestimmt war; e) Lodovico, Rhodiser, Vater einer unehelichen Tochter Perrina; f) Violanta, Gem. des Giovanni Doria; g) Marietta, verm. 1449 mit Hugo von Villeneuve, Baron von Vence, und h) Brigitta, die am 1. April 1452 den Marchese Aleramo von Ceva heirathete.

4) Gaspare I., Mitherr von Antibes und Cagnes, heirathete am 30. Juli 1450 die Margherita Lascaris von Tenda und starb 1466, nachdem er am 7. Febr. desselben Jahres sein Testament gemacht. Seine Tochter Renata heirathete 1474 den Piemontesen Giovanni Solaro, in Antibes folgte der Sohn

5) Nicolò II., Truchseß (Grand pannetier) des Königs Karl VIII. 1491; er huldigte letzterem für seine Güter am 28. Dec. 1494 und pflog im December 1512 vielfache Unterhandlungen mit den Mitbesitzern von Cagnes, dem Bastard Renatus von Savoyen und dem Marchese Giovanni von Ceva. Seine Gemahlin Charlotte de Villeneuve, Erbtochter des Marquis von Trans, die er am 21. Febr. 1497 geheirathet, brachte ihm Courbons zu; er testirte am 11. Aug. 1515 und hatte folgende Kinder: a) Gaspare II., von dem unter 6); b) und c) Onorato und Claudio, Johanniter; d) Giovannantonio, Ahnherr einer Linie in Nizza, von der unter o); e) Giovannantonio, verkaufte am 16. Sept. 1562 seinen Antheil an le Prat, Bleguбier und Chanoul dem Raimond du Puget aus Air; er hatte sieben Söhne: Vittorio, Scipione, Ascanio, Lamberto, Ottaviano, Orazio und Lelio, die wol sämmtlich jung gestorben sind; f) Giovanni, seit 1568 Abt von Tournais in der Provence; g) Onorata, verm. mit Balthasar de Sade von Eyguières, und h) Anna, verm. 15. Febr. 1520 mit Anton d'Arlatan von Beaumont.

6) Gaspare II., Ritter vom Orden des heiligen Michael, huldigte für seine Besitzungen am 25. Jan. 1539, empfing am 2. Juni 1573 die Belehnung mit einem Viertel von Cagnes und war königlicher Vice-Gouverneur des Grenzlandes bei Antibes; er testirte am 2. Juni 1578 und starb in demselben Jahre. Am 8. Oct. 1521 hatte er die Johanna de Quiqueran geheirathet; seine zweite, ihn überlebende Gemahlin, deren Legitimität indessen angefochten worden ist, war Elena Viani, welche ihm die Lucrezia und den Claudio gebar, von dessen Nachkommenschaft unter b); daneben hinterließ er eine uneheliche Tochter Giovanna. Aus erster Ehe stammten 14 Kinder: a) Renato, von dem unter 7); b) Nicolò, päpstlicher Protonotar und Probst zu Barjols; c) Filippo, gest. jung; d) Federigo, Malteser; e) Alessandro, gest. auf einer Reise durch Italien in Ferrara; f) Ottaviano; g) Lucrezia, verm. 24. Mai 1545 mit Caspar de Castellane von Entrecasteaux (gest. 1573); h) Giulia, verm. 29. Dec. 1557 mit Albert de Rosset von Primivart; i) Ippolita, verm. 7. Juni 1560 mit Jacob Faret von St. Privat; k) Francesca, verm. 19. Jan. 1561 mit Claudius de Villeneuve von Vence; l) Cassandra, verm. 1. Febr. 1564 mit Giulio Doria von Dolceacqua; m) Camilla, verm. 19. Nov. 1563 mit Johann de Brancas von Céreste; n) und o) Margherita und Chiara, Nonnen zu Avignon.

7) Renato, Herr von Antibes, Courbons, Cagnes und Mélijai, Ritter des Ordens von St. Michael, heirathete 14. Juni 1560 die Jolanta Claudia de Villeneuve, Tochter des Marquis Claudius von Trans (sie testirte 29. Juli 1607), macht sein Testament am 28. Mai 1594 und starb bald darauf. Seine Kinder waren: a) Alessandro, von dem unter 8); b) Claudio, Herr von Mélijai, Rittmeister, gest. unvermählt; c) Onorato von Courbons, von dem unter 9); d) Camilla, verm. 1. Febr.

1586 mit Hannibal de Forbin von la Roque, und e) Giulia, die am 15. Febr. 1602 den Allemand de Glandevès von Gréoulx heirathete.

8) Alessandro, letzter Herr von Antibes, Herr von Cagnes, setzte sich am 2. Sept. 1601 mit seiner Mutter auseinander und verkaufte mit Zustimmung seines Bruders Onorato am 18. Sept. 1608 seine Hälfte von Antibes für 32,791 Livres an die Krone Frankreich. Aus seiner Ehe mit Giulia de la Rovere aus Asti, Tochter des Grafen Filippo von Polvin, stammte die einzige Tochter Margherita, welche sich am 28. Febr. 1615 mit Melchior du Puget, Baron von St. Marc, vermählte; er selbst starb 1630 und hinterließ Cagnes seinem Neffen Giovan Enrico von Courbons.

Linie von Courbons und Cagnes.

9) Onorato I. ward mit Courbons apanagirt; er wurde 1609 gentilhomme ordinaire der königlichen Kammer, empfing am 1. Dec. 1615 die Anweisung auf eine Pension von 2000 Livres und starb 1618, nachdem er in seinem Testamente vom 16. Juli seine Gemahlin Blanca Thomas, Tochter des Peter von Michaut (verm. zu Air 28. Juli 1599), zur Vormünderin seiner fünf Kinder ernannt. Dieselben waren: a) Giovan Enrico, von dem unter 10); b) Pietro, Herr von St. Vincent, Malteser, 1645 ausgezeichnet gegen die Türken; c) Francesco Federigo, Malteser, gefallen 1614 gegen die Türken; d) Alessandro, Malteser, gest. jung in Neapel, und e) Claudio, Malteser 1632, gest. auf Malta.

10) Giovan Enrico, geb. 25. Juli 1604, Herr von Courbons 1618 und von Cagnes 1630, bestätigt in den Fideicommißgütern am 22. Jan. 1632, ward als Mestre-de-camp am 5. Juli 1634 zum Befehlshaber eines Regiments ernannt und erhielt im December 1641 eine Pension von 3000 Livres angewiesen. Seinen Bemühungen hauptsächlich verdankte Frankreich die Unterordnung seines Verwandten, des Fürsten Onorato II. von Monaco, unter sein Protectorat durch den Vertrag von Péronne; zum Lohn dafür ward er 1646 zum königlichen Lieutenant in Monaco ernannt, sowie im März desselben Jahres zum Marquis von Courbons und Baron von Cagnes erhoben; die Commissäre der Provence bestätigten ihm seinen Adel am 13. Jan. 1668. Er hatte bereits am 16. Sept. 1632 sein Testament gemacht, starb aber erst spät in hohem Alter, vermählt seit dem 30. Jan. 1626 zu Air mit Anna de Grasse, Tochter des Grafen Hannibal von le Bar, aus welcher Ehe folgende Kinder entsprossen: a) Onorato II., von dem unter 11); b) Pietro, geistlich; c) und d) Scipione und Claudio, Malteser; e) Arnoldo, geb. und gest. 1646 zu Monaco; f) Ercole; g) Maria Gabriela, Gem. des Franz Lombard von Gourdon, und h) Marta, gest. jung.

11) Onorato II., bei des Vaters Lebzeiten Baron von Cagnes, sah sich bald nach dessen Tode durch Schulden genöthigt, das Marquisat Courbons zu verkaufen; dafür erhob Ludwig XIV. im März 1677 Cagnes zum Marquisat. Onorato, der am 16. Nov. 1646 zu Air die Francisca Grimaldi, Tochter des Michel von Réguffe, geheirathet, hatte fünf Kinder: Carlo, von dem unter 12); Pietro und ein anderer Carlo, Malteser; Elzear, Abt zu Clausonne und Lucrezia, Gem. des Scipio de Villeneuve von Tourrettes-les-Vence.

12) Carlo I., Marquis von Cagnes, diente erst in der Infanterie und war später Gouverneur von St. Paul; er heirathete am 14. Nov. 1673 die Francisca de Covet von Marignane und testirte am 18. Juni 1708, Vater von neun Kindern: a) Onorato III., von dem unter 13); b) Carlo, Malteser, als Marinehauptmann gefallen; c) Gaspare, Malteser, Galeerenlieutenant; d) Camillo, Malteser, gestorben als Schiffslieutenant; e) Alessandro, desgleichen; f) Giuseppe Maria, Marinelieutenant, dann Prior zu Royers; g) Anna Marta, verm. 17. März 1709 mit Anton Franz de Cays, Grafen von Gilette; h) Marta Margherita Elisabetta, verm. 12. Nov. 1711 mit Carlo Olivari von Campredon, und i) Carlotta, verm. 3. Dec. 1718 mit Johann Andreas de Bachères von St. Martin.

13) Onorato III., geb. 1675, ward als königlicher Page vor Mons verwundet und dadurch genöthigt, den Dienst zu quittiren; er testirte am 23. Aug. 1711, heirathete am 13. Nov. 1700 Margarethe Rosseline von Villeneuve, Tochter des Marquis Peter von Trans, und erzeugte mit ihr zwei Töchter, Elisabetta Rossellina, Gem. des Ludwig Commendaire von Taradeau, und Maria Marta, Gem. des Johann Baptist Franz Gombert von St. Geniès und Dromont, und die Söhne: Onorato IV., von dem unter 14); Carlo, Abt von la Grâce Dieu, Almosenier des Königs, Generalvicar und Archidiakon zu Rouen, Prior von Royers und St. Malrent, zuletzt Bischof von Rhodez, gest. 10. Mai 1770, und einen andern Carlo, Grafen Grimaldi, von dessen Linie unter a).

14) Onorato IV., Marquis von Cagnes, geb. 1701, wurde, als er noch Lieutenant in der Garde war, 1734 bei der Capitulation von Philippsburg als Geisel gestellt; später avancirte er zum Capitän der Cavalerie, Obersten und Brigadechef der Carabiniere, Ritter des Ludwigs-Ordens und Gouverneur von St. Paul; bei Dettingen schwer verwundet, ist er 1743 zu Speyer gestorben. Seine Gemahlin Helene Marie Anne d'Orcel von Plaisians, mit der er sich am 24. Jan. 1730 zu Avignon verbunden, gebar ihm vier Söhne: a) und b) Lodovico Camillo und Salvatore Gaspare, von denen unter 15) und 16); c) Carlo, gest. jung, und d) Lodovico Andrea, geb. 17. Dec. 1736, Abt von Chambre-Fontaine und General-Vicar zu Rouen, dann am 19. April 1767 zum Bischof von le Mans ernannt, wo er indessen dem Klerus wenig gefiel, da er nach dessen Urtheil „nimis principem gessit et libidine sua pro legibus usus est". Im J. 1777 vertauschte er sein Bisthum mit dem von Noyon, in dessen Besitze er zugleich Duc-Pair von Frankreich bis 1790 war; er starb als Emigré.

15) Lodovico Camillo, geb. 1733, fiel 1758 in der Schlacht bei Crefeld und wurde beerbt von seinem nächsten Bruder, dem ehemaligen Malteser

16) Salvatore Gaspare, geb. 1734, Marinelieutenant, verm. im August 1760 mit Johanna de Marc de Tripoli-Panisse-de-Pazzi. Am 12. Febr. 1761 erließ er als „Sauveur Gaspard de Grimaldi, des princes de Monaco, chevalier, seigneur, marquis de Cagnes, des Salles, d'Esclans et autres lieux, lieutenant de vaisseau du Roi“ von Villeneuve aus einen Protest [43]) gegen die Usurpation von Monaco durch die Goyon-Matignon; heimgekehrt aus Westindien, fand er seine Familiengüter im traurigsten Zustande und hoffte mit Recht, durch Realisirung seiner Ansprüche auf Monaco seine keineswegs beneidenswerthe Lage verbessern zu können. Sein Bruder, der spätere Bischof von Noyon, unterstützte ihn fleißig bei Ausarbeitung seiner betreffenden Denkschriften, und ward darin insbesondere der Beweis geführt, daß der Erzbischof von Besançon, mit dem die Grimaldi in Monaco 1748 erloschen, obgleich er seiner Nichte mit dem Fürstenthum gegen eine Leibrente „un don, un abandon, une cession“ geleistet, nicht nur in seinem letzten Lebensmomente solchen unüberlegten Schritt bereut habe, sondern keineswegs berechtigt gewesen sei, zum Nachtheil der nächsten Agnaten in die Uebertragung des Fürstenthums an ein fremdes Haus einzuwilligen. Seine Anführung freilich, daß Monaco uraltes Ottonisches Reichslehen, daß in einem solchen nur der Mannsstamm den Reichsgesetzen zufolge succediren könne, darf ich hier nicht gelten lassen, obgleich man damals an der Abstammung der Familie von Venasque's Grimaldus I. zu zweifeln keinen Grund hatte. Allein die Hausgesetze der Grimaldi schon verboten solche Uebertragung an Frauen; die Erbtochter mußte entweder einen echten Grimaldi heirathen, oder es succedirten die nächsten Agnaten; eine Praxis, die seit dem 15. Jahrh. streng eingehalten ward, jedoch durch Ludwig XIV. und den Minister Fleury, den Anbeter der lothringischen Prinzeß-Witwe von Monaco, im Interesse Frankreichs gewaltsam durchbrochen war. Der Marquis von Cagnes legte seinen Protest den Höfen zu Wien und Turin — als Vasall für Meutone — vor; allein in Versailles arbeitete der Baron von Breteuil, Schwiegervater des damaligen Gebieters von Monaco, so entschieden gegen ihn, daß man ihm nicht nur erklärte, ein französischer Unterthan dürfe nicht bei fremden Gerichtshöfen eine Klage anhängig machen, sondern ihn sogar mit Confiscation seiner französischen Güter bedrohte. Da das Archiv der Grimaldi von Antibes in den Stürmen der Zeiten zerstört war, hatte der Marquis die größte Mühe, die für seine Beweisführung erforderlichen Urkunden beizutreiben — sie sind factisch lückenhaft; daher auch die Unsicherheit über des Stammvaters Antonio Herkunft. Salvatore Gaspare legte indessen die gesammelten Documente der höchsten Instanz für die Kaiserlehen in Italien, dem Reichshofrathe in Wien, vor und erhielt von demselben drei Entscheidungen vom 19. und 26. Febr. 1778 und 20. Sept. 1781, die er im Archiv des Senats von Nizza einregistriren ließ; denselben zufolge war er, nicht Herr von Goyon-Matignon, legitimer Fürst von Monaco. War Antonio von Antibes wirklich ein jüngerer Sohn Rainerio's I. von Monaco, so waren seine Nachkommen jedenfalls die nächsten Agnaten; aber auf jeden Fall mußten Grimaldi in Monaco folgen, falls nicht die Erbtochter des Fürsten Antonio einen ihres Geschlechts, statt des Herrn von Goyon, heirathete. Frankreichs Einfluß wußte die Ausführung des Reichs-Hofraths-Conclusum zu hintertreiben; die Goyon behielten Monaco, die Anrechte der Linie von Antibes wurden bei Seite gelassen. Die französische Revolution vereinte Monaco mit Frankreich; auf dem Wiener Congresse wiederholte der Marquis von Antibes, alt und krank, seine Proteste gegen die Usurpation der Goyon-Matignon, doch vergeblich; Talleyrand setzte durch, daß die letzteren als legitime Souveräne von Monaco von den Großmächten anerkannt wurden. Der Marquis von Antibes-Cagnes überließ 1816 der jüngeren Linie seines Hauses die Pflicht, die Ansprüche der Grimaldi auf das usurpirte Fürstenthum zur Geltung zu bringen; er beschloß 1818 seine Linie. Sein einziger Sohn Enrico, geb. im September 1773, war 1799 in Italien auf einer Reise ermordet worden; Bravi des „regierenden Fürsten von Monaco“ werden von der Familie als Thäter gemuthmaßt; von den Töchtern starben Maria Anna und Maria Carlotta jung, Enrichetta Luigia, als letzte ihres Stammes, unvermählt 1835.

a) Zweig Carlo's (Grafen, seit 1818 Marquis Grimaldi).

1) Charles (Carlo), dritter Sohn Onorato's III., gewöhnlich der Graf Grimaldi von Antibes genannt, erst Malteser, dann 1746 Lieutenant bei den Galeeren und zuletzt Escadres-Chef der königlichen Flotte, heirathete am 18. April 1746 seine Cousine Maria Giovanna Grimaldi, des Giovan Enrico Tochter, und hinterließ von ihr bei seinem am 1. Juni 1774 erfolgten Tode den

2) Charles Balthasar, geb. 29. Nov. 1747, Schiffslieutenant, gest. 1795 zu Gibraltar, verm. 15. Oct. 1773 mit Maria Victoria de Mine de Quinson, Vater von vier Kindern: a) Charles Philippe Auguste, von dem unter 3); b) Jean Henri, geb. den 5. Sept. 1776, Präfect zu Carpentras, Ritter der Ehrenlegion, gest. unvermählt 1843; c) Hippolyte, gest. jung, und d) Marie Geneviève Victoire Charlotte Dévote, geb. 28. Dec. 1773, verm. mit dem Schiffslieutenant Joseph d'Albert und gest. 1827.

3) Charles Philippe Auguste, geb. 30. März 1775, Unterlieutenant 1791, „lieutenant chasseur noble“ 1794, emigrirte und trat in die Armee des Herzogs von Condé, dessen Adjutant er ward, zuerst 1795 als Hauptmann, 1799 als Bataillons-Chef, 1802 Oberst, war 1815 Oberst im 8. Linienregimente, als solcher Unterbefehlshaber bei der Expedition nach der Normandie, 1816 Commandeur der Legion des Doubs, 1821 des 58. Linienregiments, 1823 Brigadegeneral, 1826 Befehlshaber der Subdivision de l'Isère et de la Drôme, 1830 in Reserve, 1836 pensionirt und starb, mit den königlich französischen Orden decorirt, 1846. Im Januar 1817 hatte er sich mit Marie Simplicie de la Belinaye,

43) Gedruckt zu Paris 1774. 27 Seiten Fol.

des Marquis Armand Tochter, vermählt; 1818 war er durch den Tod seines Vetters Sauveur Gaspard Chef der Linie von Antibes und Marquis von Cagnes geworden. Er hinterließ drei Söhne: **Raoul**, der sich 1855 mit Emilie Minon de Bois-Rosée vermählte; **Ferdinand**, gest. zu St. Romans, und seinen Nachfolger

4) **Charles Louis Henri Marence**, geb. 1818 zu Besançon, gegenwärtiger Marquis von Cagnes und Haupt der französischen echten Linie der Grimaldi von Antibes, verm. 17. Juni 1852 zu Elsloo mit der zu Lüttich geborenen Gräfin Isaure Anatolie Ferdinande Valerie Theodora von Geloes, des Grafen Charles Emile Marie Maur Lambert Servais und der Gräfin Antoinette Borchgrave d'Altena Tochter; die Ehe ist kinderlos geblieben, weshalb sie eine Adoptivtochter angenommen haben. Da die ältere Linie der Grimaldi von Antibes auch in ihren weiblichen Sprossen 1835 erloschen war, erbte die jüngere außer den Gütern auch die Ansprüche auf Monaco, welche der gegenwärtige Marquis durch einen von Elsloo, bei Mastricht, datirten Protest[44]), den er als „le marquis de Grimaldi d'Antibes, marquis de Cagnes, etc., prince de Monaco" unterzeichnet hat, geltend zu machen suchte. Er stützte sich dabei namentlich auf die wiederholten Reclamationen des Marquis Sauveur Gaspard, wies nach, daß nach dessen Absterben seine Linie die zur Erbfolge in Monaco nächstberechtigte sei, und appellirte an die öffentliche Meinung, den König von Sardinien, als Protector von Monaco, und die fünf europäischen Großmächte, welche die auf dem Wiener Congresse unerledigt gebliebenen Streitfragen entscheiden sollten. Den nächsten Anstoß zu diesem Protest gab die 1854 erfolgte Annexion Monaco's durch Sardinien[45]), die sich damals Fürst Florestan I. gefallen lassen mußte, nachdem sein Vater Honoré IV. es 1816 für Geld an das Königreich abtreten gewollt, jedoch den Bescheid erhalten, man könne darauf nicht eingehen, da der noch blühende Mannsstamm der Grimaldi berechtigt sei, die Goyon aus dem usurpirten Besitze zu vertreiben. Im J. 1848 hatte Fürst Florestan I. Ersatz für die ihm entrissenen Gemeinden Mentone und Roccabruna gefordert; allein auch damals ward geltend gemacht, daß sein Besitztitel nicht in Ordnung sei. Der Protest des Marquis von Cagnes blieb, obgleich wohl begründet, erfolglos; als dann 1859 Frankreich sich von dem verbündeten Italien auch Mentone und Roccabruna abtreten ließ und die Goyon-Matignon mit 4 Millionen Francs abfand, protestirte derselbe nicht nur aufs Neue, sondern trat durch notariellen Act vom 7. Febr. 1860 (datirt von Turin) seine Feudalrechte über Mentone und Roccabruna ohne Entschädigung der Krone Sardinien ab; Graf Cavour dankte ihm dafür unter dem 11. desselben Monats. Da diese Actenstücke bisher unbekannt geblieben sind, theile ich sie hier aus dem Archive der Grimaldi von Antibes mit, das sich in Crutzen bei Hasselt, dem Schlosse des jetzigen Marquis, befindet.

Résignation de droits féodaux avec titre de prince, faite par Monsieur le Marquis Charles, Louis, Henri, Maxence de Grimaldi d'Antibes, Marquis de Cagnes au gouvernement de S. M. le Roi de Sardaigne.

L'an mil-huit-cent-soixante le sept février trois heures après-midi à Turin rue des Imprimeurs au 3ᵉ étage porte N°. 14. Par devant moi Dominique Signoretti, notaire royal collégié et certificateur en cette ville, et en présence de Messieurs notaire Ribotta Etienne, né à Raconis et Cortese François né à Verve demeurant à Turin témoins habiles, requis, connus et signés.

Est comparu en personne le respectable Seigneur Marquis, Charles, Louis, Henri, Maxence de Grimaldi d'Antibes, Marquis de Cagnes, fils de feu le Marquis Charles, Philippe, Auguste, né à Besançon, département du Doubs, domicilié à Paris, actuellement de passage en cette ville, appelé par les lois de l'Empire et du Sang à la Principauté de Monaco et ses dépendances, et avec lui soit pour la constatation de son identité de personne soit pour une plus grande solennité de cet acte ses conjoints de sang Messieurs Doria François, Alexandre fils de feu Marquis André né à Samon (Ivrée), Marquis Hercule Roero de Costanze, fils de feu Marquis Victor, né à Turin et comte Joseph d'Aspremont, fils du vivant comte Jules né à Turin où tous demeurent personnes par moi connues, lesquels formellement certifient à moi notaire l'identité de la personne du Comparant Marquis de Grimaldi susdit qui m'a requis de faire résulter par acte public de ce qui suit: Monsieur le Marquis Grimaldi déclare que lui étant *Chef du nom et des Armes* de l'ancienne et illustre famille Grimaldi à laquelle appartient la Principauté de Monaco restent et sont en sa personne les droits de revendiquer la Souveraineté de la Principauté de Monaco et de ses dépendances de l'actuel retenteur du titre et domaine relatif à Charles Goyon de Matignon qui a pris le prénom de Grimaldi parcequ'un Jacques Goyon de Matignon a épousé la fille ainée d'Antoine de Grimaldi Prince de Monaco, décédé en 1731, et sans aucun droit a occupé et transmis à ses propres héritiers la Principauté susdite au préjudice des droits du plus proche agnat Honoré de Grimaldi seigneur d'Antibes et Marquis de Cagnes dont le frère Charles de Grimaldi fût le bisaïeul de lui comparant, lesquels droits sont fondés sur ce que pour la Principauté de Monaco comme Fief Impérial ne pouvait pas avoir lieu la succession de femmes ni transmission moyennant personne du sexe féminin et conséquemment la Principauté était dévolue à la

44) Protestation du seul et véritable prince de Monaco (Charles-Louis-Henri-Maxence, marquis de Grimaldi d'Antibes, marquis de Cagnes, etc.) contre le faux prince de Monaco (Charles Goyon de Matignon) (Paris) 1856. 4. 45) Vergl. über dieselbe die urkundliche Schrift von *Norbert Duclos*, De l'annexion de la principauté de Monaco à la Sardaigne. Paris 1854. 8.

ligne collatérale de l'agnation dont lui déclarant un descendant premier agnat représentant la dite famille.

Que en pareil cas d'une seule femme nommée Marie laissée par le Prince Jean de Grimaldi morte en 1505 mariée en la famille du Baron de Vence cette famille n'avait pas obtenu et pas même eu la prétention de succéder à la Principauté qui est passée sans aucune contestation à Lucien de Grimaldi, frère du défunt.

Pour la conservation de tels droits les auteurs du comparant Marquis de Grimaldi ont protesté en divers temps de la manière la plus solennelle et par effet de telles protestations il a été reconnu que le Fief de Monaco n'est pas transmissible aux femmes nées moyennant femmes; En fait le feu Sauveur Gaspard de Grimaldi s'était mis en mesure de faire valoir ses droits lorsque par effet de la révolution française le territoire de la Principauté a été réuni à la France.

Des nouvelles instances et pétitions ont été dirigées à S. M. le Roi de Sardaigne en 1841 par le père du déclarant à l'occasion de la mort d'un des Matignon détenteur de la Principauté afin d'obtenir que le fils Florestan ne put obtenir l'investiture.

De plus en l'an 1816 Honoré de Matignon ayant offert de céder au Roi Victor Emmanuel premier la Principauté, la proposition n'a pas eu de suites parceque les droits qu'on voulait céder étaient contestés par la famille Grimaldi.

C'est de fait que depuis plusieurs années les populations de Mentone et de Roccabruna faisant partie de la dite Principauté ont rejeté le mauvais gouvernement de Florestan de Matignon comme pesant, intolérable et contraire aux principes du droit de la justice et d'une bonne administration.

Monsieur le Marquis comparant est fondé pour croire que le fils de Florestan actuel détenteur de la Principauté pense faire valoir des prétentions d'indemnité vers le gouvernement de S. M. le Roi de Sardaigne à cause de la perte des deux communes susnommées soit que telle indemnité, quand elle fut due n'y aurait certainement pas droit un possesseur sans titre légal et même ce serait peu honorable au nom de la famille, et à la mémoire des Illustres aïeux que les droits de telle nature fussent vendus comme objets de vulgaire spéculation.

Induit par les considérations susénoncées Monsieur le Marquis Charles, Louis, Henri, Maxence de Grimaldi d'Antibes appelé à la Principauté de Monaco.

Par cet acte de propre, libre et spontanée volonté sans autre considération que celle du bien des populations, des deux communes susdites et du désir de seconder leurs voeux et même de rendre un solennel témoignage et hommage au juste et sage gouvernement que S. M. le Roi de Sardaigne fait de ses peuples.

A déclaré et déclare vouloir céder, donner et transférer, ainsi qu'il a cédé, donné et transféré au gouvernement de S. M. le Roi de Sardaigne Victor Emmanuel Second, ses héritiers et successeurs à perpétuité sans correspectif, restriction ou réserve tous les droits de quelque nature et valeur qui appartiennent ou puissent appartenir à lui déclarant sur les deux pays et territoires qui en dépendent qui se sont séparés de la Principauté de Monaco et sont constitués comme indépendants de l'obéissance à l'actuel détenteur de la dite Principauté et à tout successeur du même, de manière qu'à toute prétention du détenteur actuel de la Principauté et de ses successeurs le gouvernement Sarde puisse opposer aussi toutes les exceptions et les raisons compétentes à lui comparant, et qui par cet acte ont été transférées au dit gouvernement.

A cet effet Monsieur le Marquis renonce à tout droit sur les deux communes susdites et en saisit purement et simplement le gouvernement Sarde pour tous les effets de droits, le tout en conformité des lois et avec la meilleure forme que de droit:

Dont acte dressé par moi notaire ... etc.

Date de l'acte 7 Février 1860.

Copie de cet acte ayant été transmise à S. E. le Ministre des affaires étrangères, Président du Conseil, suit la lettre qui en accuse le reçu.

Turin le 11 Février 1860.

Monsieur le Marquis

J'ai reçu avec la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire en date d'hier à laquelle est jointe la copie d'un acte portant cession de votre part au Roi mon Auguste Souverain et à son gouvernement des droits féodaux que votre famille réclame sur les communes de Mentone et de Roccabruna.

En vous accusant reception de ce document, je m'empresse de vous témoigner, Monsieur le Marquis, combien j'apprécie les nobles sentiments qui vous ont engagé à faire au gouvernement de S. M. cet hommage non moins spontané que désintéressé, et je saisis l'occasion de vous offrir les assurances de ma considération bien distinguée.

C. Cavour.

Monsieur le Marquis de Grimaldi à Turin.

La présente est collationnée conforme à la dépêche originale dont Mr le Marquis de Grimaldi m'a fait dépôt. Turin le 23 février 1860.

Dominique Signoretti.

Voici le reçu du notaire, de la lettre de Mr le Comte de Cavour:

J'ai reçu de Monsieur le Marquis de Grimaldi la lettre originale de S. E. le Ministre des affaires

étrangères de S. M. le Roi de Sardaigne en date du 11 courant par laquelle il lui donne reçu de la copie de l'acte portant cession de sa part au Gouvernement Sarde des droits qu'il réclame sur les communes de Mentone et de Roccabruna, pour le garder près de moi et lui donner copie.

Turin le 14 Février 1860. D. Signoretti.

La France en payant à Mr de Goyon de Matignon, Prince de Monaco, 4.000.000 de francs a fait une splendide aumône, n'a point payé une dette, acquitté un prix de vente.

Le Piémont cédant, possédait de fait et avait reçu en don le droit, lequel droit lui avait été gratuitement donné par le Marquis etc. antérieurement à la cession du comté de Nice.

Un acte authentique passé à Turin, le 9 février 1860, accepté le 11 du même mois par le Gouvernement Piémontais, constate les droits du Marquis de Grimaldi et démontre la générosité grande du Gouvernement français.

Le Marquis de Grimaldi tient à établir un fait qui importe à l'honneur de sa maison. Les Principautés se fondent par l'épée, se consolident par les services rendus, se transmettent par héritage.

Quand le temps a marché, que les circonstances ont rendu caducs des droits glorieux, ceux qui les possèdent et les représentent y renoncent d'eux-mêmes: — le désintéressement est une vertu qui doit être héréditaire, ils ne les vendent pas.

La Principauté des Grimaldi n'a point été vendue par son héritier légitime.

Les 4 millions donnés à Mr de Goyon de Matignon, prince de Monaco, ne peuvent faire brèche à l'antique honneur d'une maison qui n'a cessé de protester contre l'usurpation de nom, d'armes et de principauté dont les Goyon de Matignon par suite de leur mariage avec une Grimaldi l'ont rendue victime.

Signé
Mis de Grimaldi.

b) Linie Claudio's.

Claudio, einziger Sohn des Gaspare II. und der Elena Viani, heirathete am 22. April 1610 Margaretha von Bresson, Tochter des Anton, Mitherrn von Antibes, und zeugte mit ihr den Gaspare, geb. 7. Sept. 1616, Hauptmann, in seinem alten Adel durch die Commissäre für die Provence am 9. Mai 1669 bestätigt. Er vermählte sich am 29. Juli 1649 mit Ippolita Brigati aus Monaco und hatte von ihr die Bianca, Gemahlin des Peter Anton du Bruel von la Gérotiere, gest. zu Genua in Dürftigkeit, den Pietro, Oberstlieutenant im Regiment Navarra, und den Giovan Enrico, geb. 25. Nov. 1651, der am 13. Jan. 1695 die Johanna d'Isnard heirathete und den 26. Juli 1720 testirte. Aus dieser Ehe stammten zwei Töchter: Maria Genoveva, verm. 1746 mit ihrem Vetter, dem Grafen Carlo Grimaldi, und Maria Cristina, sowie ein am 28. Nov. 1705 geborener Sohn Alessandro, verm. 7. Aug. 1742 mit Marianne d'Isnard, Vater der jung gestorbenen Marianna und des Giovan Enrico, geb. 26. Juli 1743. Derselbe, Kanonicus zu Rhodez, Prior zu Vérines, Generalvicar von Blois und Mende, war 1775 Deputirter bei der Generalversammlung des Klerus und beschloß seine Linie.

c) Linie in Nizza.

Giovannantonio, des Nicolò II. von Antibes vierter Sohn, war von seinem mütterlichen Großvater zum Erben des Marquisats Trans bestimmt worden; doch besaß er es nur 15 Jahre lang, da der nächste Agnat Josef von Villeneuve es als Fideicommiß beanspruchte und zuerkannt erhielt. Er zog sich darauf nach Nizza zurück und heirathete die Andronica de Flotte; sein einziger, mit Claudine de Queiras vermählter Sohn Claudio hinterließ die Töchter Giulia, Francesca, Lucrezia und die Söhne Giovanni und Gaspare, von denen der letztere neben drei Bastarden: Gianfrancesco, Pietrantonio (geistlich) und Annibale von seiner Gemahlin Ottavia Doria von Dolceacqua drei legitime Söhne hinterließ: Andrea, Giambattista und den Malteser Claudio, gest. in Algier. Andrea heirathete Benedicta de Villars de Malbec und erzeugte mit ihr: a) Marcello, von dem sogleich; b) Felice, Groß-Prior von St. Gilles, gest. auf Malta; c) Carlo Lodovico, Maréchal-de-camp und Commandant von St. Omer, verm. mit Catharine de Basta, Tochter des bekannten Feldmarschalls, in kinderloser Ehe, und d) Enrico. Marcello, seit 1645 Ritter vom Orden des heil. Maurizio und Lazaro, heirathete Dorotea Ferrero und hinterließ den Onorato, Gemahl der Louise de Franquier und Vater des Saverio, des Ignazio Felice, Commandanten von Saliers, und eines dritten Sohnes, Commandanten von Béthune, verm. mit der Marquise von Assignes. Saverio erzeugte mit seiner Cousine Caterina Ferrero die Anna Maria Battistina, die am 18. Jan. 1741 mit Franz Xaver de la Tour-Roumoulès aus Arles vermählt ward, und den Giuseppe, Gemahl der Costanza Lascaris von Castellard; von ihnen stammten drei Töchter: Maria, gest. jung, eine zweite Maria und Elena, und vier Söhne: Angelo, Malteser, Officier im Regimente Lyonnois; Lodovico, Malteser, Marineofficier, Andrea Maria Gioacchino, Generalvicar des Erzbischofs von Rheims, und Marcellino, der sich mit Rosa Caterina de Capello verheirathete; über ihre etwaige Descendenz fehlen uns weitere Nachrichten.

3) Linie Rabella-Bonifacio's.

Rabella, anfänglich Bonifacio genannt (1277—1310), war lange Haupt der guelfischen Partei in Genua und suchte noch 1310, freilich ohne Erfolg, den ghibellinischen Oberto Spinola zu vertreiben; er hatte Linò Doria qu. Raffaele zur Gemahlin und von ihr acht Kinder: a) Gentile 1333, Vater des Benedetto 1333, Babilano 1333 und Federigo 1333, verm. mit Teodora Usodimare qu. Barnaba, doch kinderlos; b) Grimaldo (1322—47), von dem sogleich; c) Gregorio

(1322—33); d) Giannone 1322; e) Dorino (1333—50), von dem später; f) Meroaldo 1347; g) Lionetta 1347, Gem. des Antonio Lomellini qu. Brancaleone, und h) Percivalle 1321. Grimaldo (1322—33—47) soll Rath Robert's von Neapel gewesen sein; er hatte von Maria Lomellini qu. Federigo zwei Söhne: Federigo 1383 und Gentile (1383—96), der als Statthalter von Pera 1384 einen Vertrag mit den Mongolen abschloß, 1387 als Gesandter zum Sultan Murâd I., 1391 in gleicher Eigenschaft nach Neapel und später noch nach Tunis ging; seine Gemahlin Ginevra de Draperi qu. Gherardo, die 1415 Witwe war, hatte ihm drei Kinder geboren: Maria 1397, Antonio (1397—1428), Gem. der Isabella Lercari qu. Bartolommeo (Witwe 1447) und Vater des Barnaba (1413), der 1447 kinderlos starb, und Grimaldo (1396—1400—34), Anziano 1421. Derselbe zeugte in zweiter Ehe mit Luchina Adorno qu. Raffaele (1434) die Battina (1417—78), die 1469 als kinderlose Witwe des Matteo de Marini qu. Alaone genannt wird, in erster mit Cattarina de Marini qu. Oliverio den Gentile (gest. 1418 kinderlos), verm. mit Violante Cebà qu. Federigo, und den Oliverio (1418, gest. vor 1460), Anziano 1443, welcher in seiner Ehe mit Bianca Doria qu. Luciano (Witwe 1460) nur zwei Töchter gewann: Isabella, (1476—78) Witwe des Franco Cibo qu. Andrea, und Francesca (1478—98), Gem. des Benedetto Doria qu. Paolo.

Dorino qu. Rabella (1333—43—50) heirathete zuerst die Aiguina Oltremarini qu. Pietro, dann die Eliana Fieschi qu. Raffaele und hinterließ von letzterer den einzigen Sohn Rabella (1360—1405—14), Anziano 1394 und 1398, Gesandter bei Kaiser Siegmund 1413 und verm. erst mit Margherita Adorno qu. Giorgio, dann mit Chiara Cicala qu. Moruello. Aus erster Ehe stammten: a) Federigo (1432—51); b) Galeotto (1432—54), der die Teodora Oliva qu. Giovanni zur Gemahlin hatte und Vater von vier Kindern war: Giambattista (1475), verm. mit Peretta Spinola qu. Girolamo; Francesco (1475—99), Maria (1446—92), verm. mit Paolo Serra qu. Antonio, und Agostino (1475—79), welcher mit Francesca Grimaldi qu. Luca den Sohn Girolamo (gest. kinderlos nach 1505) und fünf Töchter gewann: Teodora (1505), Girolama (1505), Nicoletta, Nonne 1508, Nicolisia (1517—26), Gemahlin des Stefano Salinero, der sich in den Albergo der Grimaldi aufnehmen ließ [46]), und Maria (1518—26), die erst den Giovanni Francesco Grimaldi qu. Ilario, dann den Paride Gentile qu. Melchiorre zum Gemahl hatte; c) Giuliano (1432—52), von dem unter α); d) Francesco 1432, von dem unter β); e) Oberto (1425—51), von dem unter γ); f) Angelo 1432—52, von dem unter δ); aus zweiter Eliana (1454), Gem. des Francesco Grimaldi qu. Odoardo, und Dorino (1415—44—56), Anziano 1421, Gesandter in Mailand 1433 und 1446, in Venedig 1447, bei Francesco Sforza 1450 und 1453, bei der Curie 1456, gest. 1457. Er hinterließ von Maddalena Leccavello qu. Raffaele die Maria, 1486 Gem. des Girolamo Grimaldi Oliva qu. Martino, den Raffo 1436, Nicolò 1436 und Moruello oder Boruello (1436—77), Herrn von Carrosio und Cremolino, der 1458 im Namen Karl's VII. von Frankreich Besitz von Savona ergriff, 1460 als Gesandter nach Sicilien, 1464 an den Herzog von Mailand, 1474 nach Venedig, 1477 zu verschiedenen italienischen Fürsten ging, jedoch bald darauf kinderlos gestorben ist. Noch ist zu den Söhnen Rabella's (1360—1414) zu zählen der Rhodiser Antonio Grimaldi, den man irrig für denselben Antonio gehalten hat, der 1353 mit 60 genuesischen Galeeren gegen die Venetianer und Catalonier auszog, aber in den Gewässern bei Alghero (auf Sardinien) eine so empfindliche Niederlage erlitt. Dieser Antonio qu. Rabella ward 1379 Präceptor der Commende S. Giovanni di Prè in Genua, in der er 1385 Papst Urban VI. beherbergte; 1402 befehligte er drei Galeeren zum Entsatz von Famagusta, kam aber bei dieser Expedition ums Leben. Seine Leiche ward nach Genua gebracht und in einem Marmorsarge im Hofe seiner Commende beigesetzt; auf demselben sind Christus und die Symbole der vier Evangelisten angebracht. Im J. 1839 erwarb das Municipium von Genua dieses interessante Monument und ließ es an einer der Außenwände des Domes S. Lorenzo einmauern; die Inschrift lautet:

Magnanimus miles meritis et sanguine clarus
Grimaldus iacet hic Antonius inclitus armis:
Reddidit ecce tuo tibi classis Janua doctor
Hostis quam Ciprius Famagusta obsederat urbem:
Prefuit huic templo [47]) tribus annis atque viginti
Felix pro patria patriam transgressurus ad almam.

α) Zweig Giuliano's.

Giuliano (1432—52), Anziano 1449, heirathete Orietta Grimaldi qu. Corrado und hatte von ihr zwei Töchter: Tommasina (1477—1509), verm. mit Luca Spinola qu. Filippo, und Novella, 1470 in kinderloser Ehe mit Clemente Ghisolfi, und den einzigen Sohn Marco (1470—90—1515), verm. zuerst mit Ginevra di Negro qu. Filippo (1470), dann 1490 mit Luigia Negrone qu. Gaspare, des Giacomo Doria Witwe; seine Kinder waren: a) Giuliano 1515, verm. mit Maria de Mari qu. Goffredo (gest. 1525), Vater des nach 1525 kinderlos verstorbenen Giorgio; b) Giambattista 1515, verm. mit Maria Lomellini qu. Nicolò, Vater des Marco 1540, dessen Witwe Anna mit ihrem Sohne Giambattista 1560 genannt wird; vielleicht ist letzterer identisch mit dem Giovanni (aber qu. Francesco, 1554), der nach Benasque eine Linie in Granada begründet haben soll; c) Orietta 1515, Gem. des Adamo Centurione Oltremarini qu. Luciano, und d) Gaspare (1513—36—69), der mit seiner ersten Gemahlin Margherita Cattaneo qu. Francesco (1530) die Luchina

46) Sein Sohn Giacomo Salinero Grimaldi heirathete die Girolama Pallavicini.

47) d. h. S. Giovanni di Prè.

(1533), mit der zweiten Battina di Negro qu. Francesco (1568) die Virginia und Giulia (beide 1568 genannt) erzeugt hat; er beschloß den Mannsstamm seiner Linie.

β) Zweig Francesco's (Fürsten Grimaldi).

Francesco, 1432, war mit einer Giacoba vermählt und Vater der Bianca (1462), Gem. des Demetrio Grimaldi qu. Matteo, und des Rabella 1460, dessen Witwe Argenta Spinola qu. Giovanni 1479 urkundlich auftritt. Er hatte eine Tochter Violante (1473) und einen Sohn Francesco 1473, über den die genuesischen Quellen keine weitere Auskunft geben. Dagegen legt ihm Venasque zwei Söhne bei, Agostino und Gregorio, die sich auf Sicilien angesiedelt hätten; des letzteren Sohn Enrico habe sich in Trapani niedergelassen und dort den Giuseppe Antonio (1634) erzeugt; des Agostino Sohn Giuseppe (1634) aber, Ritter vom Orden von Montesa, habe die Baronie S. Giovanni di Randello erworben und selbige auf seinen Sohn Giovanni (1634) und dessen Nachkommen vererbt. Die Succession in der Baronie ist uns nicht bekannt; wahrscheinlich verzweigten sich auch diese sicilianischen Grimaldi in verschiedene Linien, wie denn ein Mario Grimani, verm. mit einer Petruso, am 10. April 1684 mit der Baronie Volta della Monica belehnt ward und nach ihm sein Sohn Giuseppe am 20. Nov. 1709 die Investitur empfing. Sicher ist[48]), daß

(Linie auf Sicilien, Fürsten Grimaldi.)

Giovanni Grimaldi, Baron von S. Giovanni di Randello, vielleicht identisch mit dem 1634 erwähnten, vermählt mit Girolama Rosso von Scirumi, zwei Söhne hinterließ, von denen der ältere, seit dem 16. Jan. 1674 Baron von S. Giovanni,

I. Carlo am 4. Nov. 1692 zum Fürsten Grimaldi von Karl II. ernannt ward; sein Patent ward am 15. April 1693 einregistrirt, doch starb er noch im nämlichen Jahre, ohne von Antonia Clavario Kinder zu hinterlassen. Daher folgte ihm sein Bruder:

II. Enrico I., belehnt 3. Juni 1693, verm. mit Agnese Scalambro aus dem Hause der Barone von Serravalle, gest. 1731, und diesem sein Sohn

III. Giovanni I., belehnt 20. Aug. 1731, verm. erst mit Grazia la Restia, dann mit Luigia Palermo e Daniele, gest. 5. Febr. 1755. Sein Sohn erster Ehe

IV. Enrico II. ward 9. Juli 1750 mit der Baronie S. Giovanni, den 10. April 1755 mit dem Fürstenthume Grimaldi belehnt, starb jedoch schon am 23. März 1760, von Angela Muratore hinterlassend den:

V. Emmanuele, belehnt 23. März 1761, verm. 8. Sept. 1765 mit Emmanuela Celesia, des Marchese von S. Antonino Tochter, und gest. 1808. Sein einziger Sohn:

VI. Enrico III. heirathete 1786 die Cattarina Colonna e Vanni, empfing am 16. Sept. 1808 die Lehen und hinterließ dieselben (gest. vor 1843) seinem noch lebenden Sohne

VII. Giovanni, jetzigem Fürsten Grimaldi.

γ) Zweig Oberto's (im Archipel).

Oberto (1425—1451), verm. mit Cattarina Gentile qu. Goffredo, die am 2. Mai 1434 testirte, erscheint schon 1425 im Archipel; als Vertrauter des Dorino I. Gattilusio, Herr von Lesbos, baute er 1434 einen Thurm auf der Insel Thasos, die sein Herr als byzantinisches Lehen erhalten; später siedelte er sich dauernd auf Chios an, wo damals unter dem Scepter der Giustiniani sich gar manche seiner Landsleute niedergelassen. Seine Kinder waren: a) Grimalda (1451—88), verm. mit Luca Grimaldi qu. Pietro; b) Bertina (1451—70), verm. mit Filippo Usodimare qu. Lorenzo; c) Argenta 1471; d) Battina (1477), verm. mit Gregorio Centurione qu. Angelo; e) Maria (1481), verm. mit Giovanni Francesco Squarciafico; f) Jacopo; g) Obertino (1477—88), Vater des Rabellino 1488, und h) Giovanni; letzterer hinterließ: a) den Jacopo, von dem hernach; b) den Battista, Vater des Giovanni (1634) und Großvater des Pietro und Bernardo, die 1634 und 1647 auf Chios lebten; letzterer erzeugte den Giulio; c) Oberto. Jacopo's Sohn Filippo ließ sich 1560 auf Andros nieder; er hatte eine Tochter Lucrezia und den Sohn Antonio, dessen Kinder Filippo (1603—1640) und Giovanni (1627—1628) nach Naros zogen; über ihre Nachkommenschaft geben die Urkunden des dortigen erzbischöflichen Archivs und ein im Besitze des letzten Sprossen befindlicher Stammbaum Auskunft. Demnach heirathete Antonio (Antonachi), des Filippo Sohn (geb. 28. April 1603, 1638—1663), die Andrianetta Barozzi und erzeugte mit ihr: a) Filippo, von dem gleich; b) Maria, getauft 10. April 1622, gest. jung; c) Marietta, getauft 15. Juli 1626, verm. 29. Jan. 1651 mit Crusino Coronello; d) Filippo 1627, gest. jung; e) Lorenzo, getauft 8. Nov. 1629; f) Francesco, getauft 24. Juli 1631; g) Marina, getauft 15. Mai 1633, und h) Jacopo, Herr von Fotodoti, Keramotti und Xerokambos (1643—1670), verm. zuerst 30. Jan. 1648 mit Domenica Sforza, dann 5. Juli 1653 mit Cattarina Castri. Filippo, geb. 1. Jan. 1621, war Herr von Evriakes, Chaladra und Amelathiü (1652—1670), heirathete am 2. Febr. 1643 Cattarina Sommaripa und hinterließ von ihr: a) Domenico, von dem sofort; b) Jacopo, c) Fiorenza, verm. 29. Jan. 1669 mit Giambattista Coronello, und d) Antonio, Herr von Lakos, Vater des Filippo, der Margherita (geb. 1679, gest. 1. März 1743) und der Angelica (gest. 26. Dec. 1748). Domenico's Kinder waren: Adriana (geb. 1719, gest. 28. Juli 1752), verm. 1738 mit Germano Sommaripa, und Filippo (1744—1749), verm. mit Canziana de Raimond de Modène, die ihm sechs Kinder gebar: Violanta, verm. 1768 mit Francesco Sommaripa; Cattarina, geb. 1., gest. 10. Oct. 1749;

48) *Villabianca*, Sicilia nobile. Vol. I. p. 194; V. p. 231 u. s. w.

Basilio, geb. 1747, gest. 18. Juni 1748; Giuseppe, gest. kinderlos; Domenico Carlo, verm. mit Gräfin Antonie von Rumpff, Vater eines unbeerbt gestorbenen Sohnes Filippo und vielleicht der am 12. März 1817 gestorbenen Cattarina, und Jacopo, verm. 1763 mit Cattarina Coronello, Vater der Cattarina (gest. 14. März 1807), des Antonio (geb. 1775, †) und Filippo Pietro (1788), der am 6. Oct. 1794 die Antonina Coronello heirathete und am 30. März 1809 starb. Ihn überlebten eine Tochter Fiorenza (gest. 30. Oct. 1861 als Gemahlin des Girolamo Barozzi) und der einzige 1800 geborene Sohn Jacomo Giuseppe, der noch auf Naros als letzter Sproß seines berühmten Hauses lebt. Er heirathete zuerst am 21. März 1824 die damals funfzehnjährige Adriana Sommariva (gest. 15. Aug. 1847), die ihm am 8. Jan. 1825 eine als Kind verstorbene Tochter Maria gebar; dann am 13. April 1849 Caroline Emilie Bayer, deren Vater Anton Friedrich vor der Napoleonischen Conscription aus Zeitz nach dem Archipel entwichen und dort die Russetta Sommariva geheirathet hatte; doch ist diese zweite Ehe Grimaldi's kinderlos geblieben.

Die Nachkommenschaft des oben genannten Giulio blieb auf Chios, doch läßt sich ihre Genealogie nicht ohne Unterbrechung verfolgen, da die Papiere des Hauses bei der entsetzlichen Katastrophe der Insel zu Grunde gingen. Damals fand auch der Chef desselben Costantino, Sohn Giorgio's (geb. 1752, gest. 1822), seinen Tod; er hinterließ drei Töchter und zwei Söhne, die sich in London niederließen und dort als angesehene Kaufleute lebten. Der ältere Giovanni starb vor 1864; er hatte eine Tochter und zwei Söhne Demetrio (lebte 1864 unverheirathet) und Costantino (verheirathet, doch kinderlos), den jüngern Giorgio (geb. 1801, gest. 1862) überlebten gleichfalls eine Tochter und zwei Söhne: Luca, geb. 1844, und Costantino, geb. 1832; letzterer ist verheirathet und hat zwei Söhne, von denen Giorgio Giovanni am 3. Nov. 1864 zu London geboren ist.

δ) Zweig Angelo's (Grimaldi-Cavalleroni).

Angelo (1432—52) war zweimal vermählt, zuletzt mit Eliana Garrè qu. Nicolò, die 1476 als kinderlose Witwe lebte; die erste Gattin, deren Name unbekannt, gebar ihm dagegen eine Tochter Benedetta, 1477 Gem. des Adamo Salvago, und zwei Söhne: Teramo (gest. 1477) und Giorgio (1472—88—97). Letzterer, 1472 Anziano, baute 1497 eine Kapelle in Sta. Maria della Consolazione und heirathete dreimal, erst die Isabella Grimaldi qu. Barnaba, gest. kinderlos; dann die Isabella Fieschi qu. Giuliano, zuletzt die Luchina Gentile qu. Nicolò, Witwe und kinderlos 1505—18. Dagegen entsproßten aus zweiter Ehe zwei Töchter, Nicoletta (1534) und Luigia (1531), verm. zuerst mit Nicolò Spinola Lussio qu. Cipriano, dann mit Lodovico Spinola, und drei Söhne: Nicolò (1505—1534), Giambattista (1518—1554) und Stefano (1525—61). Dieselben, Herren von Montaldeo, wurden am 25. April 1525 von Kaiser Karl V. zu erblichen Pfalzgrafen mit dem Rechte ernannt, den Doppeladler in ihr Wappenschild aufzunehmen, als Erbritter erhielten sie den Beinamen Cavalleroni, der ihren Nachkommen auch verblieben ist. Der älteste Nicolò, Senator 1528 und 1530, hinterließ in seinem Testamente 1534 reiche Legate seinem Geschlechte in Geldern, die bei der Bank von S. Giorgio angelegt waren; von Girolama Cattaneo qu. Francesco, Witwe des Pietro Centurione, hatte er nur eine Tochter Maria (1534), vielleicht identisch mit einer von Venasque erwähnten Schwester Laurentia Grimaldi, die als Nonne in Sta. Maria de Grazia zu Genua gestorben ist. Stefano, Gouverneur und Regent in Monaco, starb, wie schon früher bemerkt, 1561 unbeweibt. So setzte dann einzig Giambattista, Ritter vom Goldenen Vließe, verm. mit Maddalena Pallavicini qu. Agostino (Witwe 1577) sein Geschlecht fort, und zwar entstammten dieser Ehe 14 Kinder: a) Girolamo (1554—81), Herr von Montepeloso und Monte S. Angelo im Neapolitanischen, das vordem, noch 1549, die Castriota besessen, verm. mit Girolama Centurione qu. Cristoforo, Vater des Battista, gest. jung, der Maria und Perretta; b) Paola 1577, verm. mit Stefano Lercari qu. Battista; c) Veronica 1577, verm. mit Stefano de Mari qu. Battista; d) Giovanna, verm. mit Torello d'Aste; e) Giovan Giacomo, von dessen Zweige unter δ) 1); f) Agostino, von dessen Zweige unter δ) 2); g) Isabella 1545, verm. mit Onorato I. Grimaldi von Monaco; h) Francesco, von dessen Zweige unter δ) 3); i) Cattarina (nach Venasque unehelich), 1581, Gem. des Nicolò Giustiniani qu. Silvestro; k) Maria, verm. mit Francesco Spinola qu. Giovanni; l) Tommaso 1554, befehligte 1584 Reitertruppen gegen die Calvinisten in Venaissin, fand aber dabei seinen Tod; m) Giorgio 1554, focht 1571 tapfer bei Lepanto mit zwei Galeeren seines Hauses, genannt la Capitana und la Patrona und starb dann in Messina, mit Hinterlassung eines Bastards Giulio Cesare, der seinen Tod in Belgien fand; n) Domenico, von dem sogleich, und o) Nicolò (1554—79), verm. mit Maria Lomellini qu. Stefano (Witwe 1630) und Vater der Cattarina (1587), die den Giovan Vincenzo Imperiale qu. Giovan Giacomo, Ahnherrn der neapolitanischen Fürsten von Francavilla, heirathete. Venasque nennt außerdem als seine Kinder einen jung verstorbenen Angelo, die Giulia, Gem. des Pierfrancesco Doria und die Benedetta, die als Braut des Stefano Grillo gestorben sei. — Domenico (1554) war erst Kriegsmann in päpstlichen Diensten; als Generalcommissär der päpstlichen Galeeren focht er 1571 mit seinem Bruder Giorgio gegen die Osmanen bei Lepanto; dann widmete er sich dem geistlichen Stande, empfing bald die Abtei Mont-Majour bei Arles und ward 1581 Bischof von Savona, 1584 von Cavaillon im Comtat Venaissin. Er war ein eifriger Verfolger der Hugenotten, wobei ihn sein Bruder Tommaso lebhaft unterstützte, und avancirte daher schon 1585 zum Erzbischof und Vicelegaten in Avignon, wo er sich die Austreibung aller Ketzer höchst angelegen sein ließ; er verfolgte sie mit blutiger Härte. Er starb 1592 und

ward in der Kathedrale zu Avignon begraben; ein Band Briefe, den er hinterließ, ist ungedruckt geblieben.

δ) 1) Linie Giovan Giacomo's.

Giovan Giacomo (1554—81—96—1606) war Baron von S. Fielo im Neapolitanischen und heirathete Giroiama de Mari qu. Agostino (Witwe 1633), die ihm folgende Kinder gebar: a) Girolamo, von dem hernach; b) Giorgio (1596—1637), verm. 1623 mit Paola de' Franchi qu. Cristoforo, Vater einer unehelichen Tochter Giovanna; c) Agostino 1596, gest. jung; d) Maria 1596, gest. jung; e) Francesco 1634, Reiteroberst in französischen Diensten, gest. 1646; f) Elena, verm. 1614 mit Jacopo Cattaneo, und g) Giambattista (1596—1645), Baron von S. Fielo, genuesischer Commissär im Kriege mit Savoyen 1625, päpstlicher Commissär 1630, gest. 1645, verm. 1613 mit Maddalena Spinola qu. Andrea und Vater von: α) Settimia, Nonne in Rom; β) Geronima, verm. zuerst 1635 mit Pietro da Dieci, dann 1640 mit Girolamo Vivaldi; γ) Violante, verm. 1644 mit Carlo Francesco Panigarola; δ) Cecilia; ε) Bernardina; ζ) Veronica; η) Maria; ϑ) Polissena, Nonne in S. Spirito zu Genua; ι) Battina, Nonne in Rom; κ) Giovan Giacomo 1634—39; λ) Domenico 1634, päpstlicher Protonotar, und μ) Carlo, Malteser 1634, gest. 1635. Außerdem hatte Giovan Giacomo von S. Fielo noch einen Bastard Giannetino (1630, gest. 1646), verm. mit Nicoletta Rapallo qu. Giulio und Vater von: α) Giulio Cesare 1634—45; β) Nicolò 1645; γ) Angelo 1634, Priester 1645; δ) Veronica, verm. mit Nicolò Doria qu. Giambattista; ε) Geronima (1656), verm. mit Felizio Imperiale Tartaro qu. Vincenzo; ζ) Luciano 1634, gest. jung, und η) Teresa, Nonne in Sta. Maria di Grazia zu Genua. Die Linie beschloß der oben genannte Girolamo, geb. 20. Aug. 1597, ein berühmter Prälat. Bereits im J. 1621 ward er vom Papste Gregor XV. zum Referendarius utriusque signaturae ernannt, war dann 1625 Vicelegat der Romagna, 1628 Gouverneur von Rom, Nuntius in Deutschland bei Ferdinand II. 1632, Gouverneur von Perugia 1634, Vicelegat von Urbino 1636. Nachdem er 1641 zum Erzbischof von Seleucia in partibus ernannt worden, ging er als Nuntius zu Ludwig XIII. von Frankreich, bei dem er bald durch Klugheit und Gewandtheit zu hohem Ansehen gelangte. Papst Urban VIII. erhob ihn 1643 zum Cardinal mit dem Titel von S. Eusebius; als solcher nahm er an den Conclaves Theil, aus denen die Päpste Innocenz X., Alexander VII., Clemens IX. und Innocenz XI. hervorgingen. Ludwig XIV. verlieh ihm 1648 das Erzbisthum Aix; allein Innocenz X. verweigerte die Bestätigung, da Grimaldi sich der Nepoten seines Vorgängers, der Barberini, eifrig annahm; trotzdem ließ ihn Frankreich ruhig die Einkünfte aus seiner Diöcese beziehen, bis Alexander VII. am 25. Nov. 1655 ihn bestätigte. In seinem Palaste zu Rom empfing er am 1. Aug. 1656 die Königin Christine von Schweden, mit der er mancherlei theologische Fragen eifrig erörterte. Dann begab er sich nach Aix, wo er zahlreiche Summen den Armen spendete, ein Seminar für Unbemittelte, die sich dem Priesterstande widmen wollten, gründete, daneben aber mit äußerster Strenge alle die verfolgte, die im Rufe ketzerischer Ansichten standen. Nachdem durch seine Vermittelung 1659 eine Emeute in Aix beigelegt war, sandte ihn Ludwig XIV. 1660 mit einer vertraulichen Mission nach Rom; er weilte dort auch hernach wiederholt, beschloß aber sein Leben, hochbetagt, als der älteste im Cardinal-Collegium, am 4. Nov. 1685 zu Aix, wo er auch seine Ruhestätte gefunden hat. In seinem Auftrage hat Venasque seine Genealogie der Grimaldi geschrieben, die er auch diesem kenntnißreichen Kirchenfürsten gewidmet hat.

δ) 2) Linie Agostino's.

Agostino (1554—77—92) qu. Giambattista war Baron von Montepeloso im Neapolitanischen, Senator in Genua 1581 und starb 1592; seine Witwe Maria Doria qu. Paolo, die noch 1595 lebte, hatte ihm vier Töchter geboren: Maddalena (1581—1627), verm. 1603 mit Giambattista Doria qu. Nicolò; Benedetta (1581, gest. 7. April 1657), verm. 1606 mit Luca Pallavicini (gest. 1630); Isabella 1594 und Giovanna 1594, verm. 1609 mit Stefano de Marini qu. Cattaneo, und den einzigen Sohn Nicolò (1594—1636), der Montepeloso zum Herzogthume erheben ließ, 1609 die Paola Maria Spinola qu. Giulio heirathete und 1636 starb. Seine Kinder waren: 1) Agostino, Herzog von Montepeloso 1636; 2) Giuseppe 1635; 3) Giulio, Jesuit; 4) Giambattista 1636; 5) Girolamo 1635; 6) Franco 1635; 7) Giovan Maria 1635; 8) Maria 1635, verm. 1640 mit Marcello Raimondo; 9) Rainerio 1635, Theatiner; 10) Giovan Domenico 1635; 11) Angelo Giovanni 1636; 12) Isabella 1635 und 13) Maddalena 1635. Dieselben werden sämmtlich noch von Venasque als lebend aufgeführt und haben ohne Zweifel auch Nachkommenschaft im Neapolitanischen hinterlassen; doch ist über dieselben mir bis jetzt nichts bekannt geworden. Die genuesischen Quellen wissen von ihrer Descendenz weiter nichts, als daß des Giovan Maria (7) Tochter Giulia sich mit einem Baron Landolina aus Catania vermählt habe; ich finde daneben noch eine Antonina, Tochter eines Giovan Maria Grimaldi und einer Benafede, die den Sicilianer Giuseppe Strozzi, vierten Marchese von Torres (gest. 1741), geheirathet hat.

δ) 3) Linie Francesco's (Herzoge Grimaldi in Spanien).

Francesco (1554—87) qu. Giambattista war in spanischen Kriegsdiensten und half u. a. mit bei Eroberung von Portugal; er hatte zur Gemahlin die Lelia Pallavicini und von ihr neun Kinder: a) und b) Anna und Livia, Karmeliterinnen in Genua; c) Maria, Gem. des Giovan Antonio Sauli qu. Vincenzo; d) Maddalena (1630), verm. 1602 mit Giambattista Cattaneo qu. Domenico; e) Geronima, verm. 1610 mit Silvestro Grimaldi qu. Alessandro; f) Domenico 1609, gest. 1616 zu Neapel; g) Giovan Agostino, gest. jung;

h) Rainerio, gest. 1618 jung, und i) Tommaso (1609—34), der mit Dorotea Pallavicini qu. Agostino (geb. 1607, verm. 1624) zwei Töchter, Leila (1634) und Veronica (1634), und sechs Söhne erzeugte: Francesco (1634), Domenico (1634), Giambattista (1634), Ignazio (1634), Filippo Maria (1665) und Rainerio (1634—74), Gemahl der Spanierin Geronima Zuniguez. Aus dieser Ehe entsprossten: a) Geronima, Nonne 1674; b) Teresa, verm. mit Filippo Cattaneo qu. Giovan Giacomo; c) Tommaso, gest. als Kind; d) Francesco Maria, der das Geschlecht fortsetzte, und e) Girolamo Maria, geb. 15. Nov. 1674, der sich dem geistlichen Stande widmete, 1704 außerordentlicher Nuntius in Avignon, 1705 in Brüssel war, dann Gesandtschaften für die Curie in Polen und Deutschland ausrichtete, 1730 zum Cardinal und Legaten in Bologna ernannt ward, wegen Kränklichkeit dann einige Jahre später sich zur Erholung nach Neapel begeben wollte, jedoch unterwegs auf der Reise am 17. Nov. 1733 starb. Sein Bruder Francesco Maria 1694, gest. 22. Sept. 1754, hatte die Giovanna Pallavicini qu. Giovan Francesco zur Gattin und hinterließ von ihr zwei Söhne: Rainerio, von dem hernach, und Girolamo, geb. 1709, spanischer Herzog von Grimaldi. Als jüngerer Sohn war er zum geistlichen Stande bestimmt; er erhielt seine Erziehung in Rom; bald hieß er wegen seiner feinen Manieren und seiner imponirenden Erscheinung allgemein nur „le bel abbé". Gewandt wie er war, erhielt er zuerst von der heimathlichen Republik eine Mission an den Hof Ferdinand's VI. von Spanien, der bald seine Talente zu würdigen verstand, ihn erst mit einer Gesandtschaft nach Schweden betraute, dann ihn 1745 zum Gesandten in Wien ernannte. In Schweden hatte er Linné's Bekanntschaft gemacht; er bot ihm 1750 an, in spanische Dienste als königlicher Hofbotaniker zu treten, doch lehnte derselbe es, ungeachtet der günstigen Bedingungen, die ihm Grimaldi stellen konnte, ab. Im J. 1757 war er als Gesandter im Haag, 1761—62 in Paris, wo er den Bourbonischen Familienvertrag abschloß; im ersteren Jahre hatte er den Titel eines dienstthuenden Kammerherrn und einen hohen Orden empfangen. Heimgekehrt nach Madrid, wurde er 1763 Premierminister und Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten; auch unter Karl III. erfreute er sich hoher Gunst. Er ließ die berühmte Statue Philipp's V. von Buenretiro nach Madrid bringen, ihr den Kopf abnehmen und dafür den seines Herrn, Karl's III., aufsetzen; in Aranjuez, das er besonders liebte, baute er die Casas de las vacas und legte eine ausgedehnte Holländerei an. Doch fiel er schließlich in Ungnade bei dem Kronprinzen Karl (IV.), weil eine angeblich auf seine Veranlassung ausgerüstete Expedition gegen die Corsaren von Algier mislungen war; er legte sein Portefeuille 1777 nieder, das der Graf von Floridablanca übernahm, und ging als Gesandter nach Rom, entsagte aber noch in demselben Jahre diesem Posten und schied ganz aus dem spanischen Staatsdienste aus. Als Ersatz dafür empfing er noch 1777 den Orden vom Goldenen Vließ, eine Jahrespension von 20,000 Dublonen und die erbliche Grandezza erster Classe als Herzog Grimaldi. Er zog sich nach Genua zurück [49]), wo er sich als eifriger Bürger, besorgt um Sicherheit und Reinlichkeit seiner Vaterstadt, bewährte. Er empfahl, leider vergeblich, die Erweiterung des Platzes von Acquaverde und wollte dazu aus eigenen Mitteln einen kleinen Garten und alle die Häuser ankaufen, die die rechts zu dem Nonnenkloster della Neve und zur Kirche della Visitazione führende Straße bilden. Doch stieß er dabei auf solche Schwierigkeiten, namentlich bei den groben Hauseigenthümern, daß er dies Project fallen ließ; dafür kaufte er zwei Boutiquen mit einem schwach besetzten obern Stockwerk, die links an der Straße Sta. Catarina nach der Acquasola hin lagen, und schenkte sie der Commune, welche sie einreißen und so den Weg erweitern ließ. Er ertheilte auch manche gute Rathschläge hinsichtlich der neuen Festungsmauern und rieth zur Vollendung und Erweiterung der Redoute dello Sperone. In seinem Testamente setzte er zahlreiche Legate aus, zur jährlichen Aussteuerung armer Mädchen, zur Gründung einer Militärschule für die Söhne armer Soldaten, in der außer der Kriegskunde Schönschreiben, Deutsch und Französisch und andere nützliche Kenntnisse gelehrt werden sollten. Der Herzog starb, 80 Jahre alt, am 30. Sept. 1789 zu Genua; viele ungedruckte Briefe von ihm besaß Oberst James Edward Smith in London, andere sind im British Museum. Sein älterer Bruder Rainerio (1730), der als Diplomat in genuesischen Angelegenheiten vielfach verwendet worden, starb vor ihm; er war zweimal verheirathet. Aus erster Ehe mit Maria Clavesana qu. Francesco stammte nur eine Tochter Giovanna, geb. 1733, gest. 29. Oct. 1757, verm. mit Giovan Carlo Pallavicini qu. Paolo Gerolamo, späterem Dogen von Genua (gest. 25. April 1794), aus zweiter mit Maria Rosolea Spinola qu. Giovan Antonio die Tochter Anna, Gem. des Giovan Lanfranco Grimaldi Cebà qu. Nicolò, und der Sohn Francesco (1769), als des Oheims Erbe zweiter Herzog Grimaldi und Grand von Spanien, gest. 1794, verm. mit Laura Spinola qu. Nicolò Giuseppe. Dieselbe gebar ihm nur zwei Töchter: Maria Rosa, gest. jung, und Teresa 1826, Herzogin Grimaldi, verm. mit Alessandro Pallavicini qu. Nicolò Ignazio (geb. 1778), deren ältester Sohn Francesco Camillo Pallavicini, geb. 1809, jetzt den spanischen Grandentitel eines Duque Grimaldi führt.

B. Linie Boarello's.

Boarello (1242—72) war 1242 einer der acht Nobili, 1252 Gesandter in der Provence, 1262 in Frankreich, 1266 bei der Curie, 1272 in Neapel; 1260 unterhandelte er mit Ludwig IX. wegen der Kreuzflotte; 1265 war er Anziano; denn er ist unzweifelhaft mit dem damals in dieser Eigenschaft genannten Bonvassallo Grimaldi identisch. Er starb vor 1278, in welchem Jahre

49) *G. Gaggiero*, Compendio delle storie di Genove dall' anno 1777—97. Genova 1851. 8. p. 68—69.

seine Witwe Agnese genannt wird, und hinterließ vier Kinder: Isabella (1262), die einen Sohn des Zaccaria de Castro heirathete, Corrado, von dem hernach, Emmanuele 1290 und Giacomo 1271, verm. mit Cattarina Fieschi qu. Alberto, die schon 1278 und 1282 als Witwe erscheint; ihre Kinder waren: Caracosa, Witwe des Sorleone Cicala qu. Nicolò (1284—1346), Giovanni (1278—80) und Odoardo (1278—83—1303), Gemahl der Isabella Grimaldi (Witwe 1346) und Vater von Agamemnone (1302) und Odoardo (1302), der mit Linò Spinola qu. Alberto in kinderloser Ehe lebte.

Corrado (1291—1306), Cavaliere durch Karl von Anjou, der ihn zum Gouverneur von Bascaria und Camerana ernannt haben soll, war Herr von Stella und 1306 Podestà in Bologna; er starb vor 1324 und hinterließ den Leonardo (1308—24, gest. kinderlos) und den Boarello (1308—27—43), Rath des Königs Robert von Neapel, dem er mit vier Schiffen gegen die Catalanen diente; er heirathete Ginevra Salvago qu. Domenico (1329) und starb 1343. Aus seiner Ehe entsproßten zwei Töchter: Maria (1327) und Selvaggia (1327), und zwei Söhne: Grimaldo 1327 und Corrado, Herr von Stella (1327—43—64). Letzterer, Anziano der Republik, heirathete Isabella Doria qu. Monuele und ward Vater von: a) Boarello, von dem unter a); b) Odoardo, von dem unter b); c) Luca, von dem unter c); d) Grimaldo 1383, Gem. der Moisia Cattaneo Mallone qu. Stefano (Witwe 1410—25), Vater des Stefano (gest. 1420), verm. mit Ginevra Centurione Becchignone qu. Galeotto, und Großvater der Andreola (1437, verm. mit Boruele Grimaldi qu. Ingo) und Ginevra, und e) Antonio, der 1384 im Priesterstande lebte.

a) Linie Boarello's (de Castro).

Boarello (1376—88—1414) war Mitbesitzer von Stella, das er 1390 mit seinen Verwandten an Genua verkaufte; er starb 1414 und hatte drei Söhne: Filippo (1388), Battista und Ingo, Herren von Carrosio (1403—16), Dr. juris und Ritter, ein gelehrter und wohlberedter Mann, der vierundzwanzigmal als Gesandter in Genua's Diensten fungirte und schließlich auf Staatskosten begraben worden sein soll. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Maria Doria qu. Domenico, dann mit Violante Grillo qu. Marcellino, die sich hernach mit Domenico Pallavicini wiedervermählte und noch 1458 als dessen Witwe lebte. Aus Ingo's erster Ehe entsproßten: a) Maria (1446—67), Gem. des Stefano Lercari qu. Novello; b) Battina, von der hernach; c) Bianca (1390—1444—60), Gem. des Baldassarre Spinola qu. Luciano; d) Girolamo 1431 und e) Boruele (1432—67), Herr von Carrosio, genuesischer Gesandter in Mailand, verm. mit Andreola Grimaldi qu. Stefano, Vater von vier Kindern: a) Benvenuto 1497; b) Brigida (1469—79), Gem. des Nicolò Scarampi qu. Rainaldo; c) Filippo (1491—1501), der mit Maria di Negro die Orietta (1501, verm. zuerst mit Luigi Rodino aus Biano, dann mit Costantino de Giorgi aus Albenga) und den Giovan Giacomo (1520) zeugte, daneben auch einen Bastard Francesco (1501—54) hatte, und d) Battista (1479—89), der 1489 florentinischer Feldhauptmann gegen die Pisaner war, die Selvaggia Salvago qu. Francesco zur Ehe hatte und den Luca, Girolamo (1522) und Ingo (gest. 1534) hinterließ; des letztern Witwe Pellina wird 1534 mit ihrer einzigen an Leonardo Grimaldi qu. Taddeo vermählten Tochter Onorata genannt.

Battina, des ältern Ingo Tochter, war 1442 mit Francesco de Castro vermählt, der mit seinem Bruder Antonio (Anziano 1451 und 1462, Gesandter in Tunis 1464) sich in den Albergo der Grimaldi adoptiren ließ, mit letzterem 1448 die Aufnahme der Oliva und Ceba in denselben genehmigte und 1447 und 1455 Anziano war. Er hatte drei Söhne: Urbano, Giuliano, der 1487 genuesische Schiffe gegen die corsischen Rebellen führte und mit Angeletta Camardino den Francesco zeugte, und Raffaele Grimaldi olim de Castro, der 1487 den rebellischen Corsenhäuptling Giovanpaolo Lecca als genuesischer Generalcommissär verjagte, hernach päpstlicher Schatzmeister und 1496 Gouverneur von Rieti und Terni war, die Flotte Maximilian's I. gegen Florentiner und Franzosen führte und deshalb von jenem zu Sarzana am 16. Jan. 1497 zum Ritter und Pfalzgrafen erhoben ward, mit dem Rechte, den kaiserlichen Adler im goldenen Felde in seinem Schildhaupte zu führen; hernach diente er 1501 dem Könige Karl VIII. von Frankreich bei Eroberung von Metelino. Mit Caetta Rocca erzeugte er den Urbano und Francesco, den Karl V. durch Privileg vom 10. Oct. 1531 zum Pfalzgrafen, Rath und Ritter ernannte; als genuesischer Gesandter weilte er 1547 am kaiserlichen Hofe und starb nach 1554, verm. mit Cecilia Spinola qu. Luca. Sein ältester Sohn Raffaele ward zufolge dem kaiserlichen Patente zugleich mit dem Vater in den Pfalzgrafenstand erhoben; er lebte noch 1568 in kinderloser Ehe mit Orietina Centurione, Tochter des Marchese Marco von Estepa. Sein jüngerer Bruder Luca ging 1577 als genuesischer Gesandter zum Großherzog Francesco I. Medici von Toscana, dann 1581 zur Kaiserin Maria, 1598 zu Margaretha von Oesterreich, Königin von Spanien; 1587 ward er zum Senator gewählt und bekleidete von 1605—1607 die höchste Würde in der Vaterstadt, das Dogat. Er heirathete 1597 Nicoleta Grimaldi, des Herzogs Battista von Terranuova Tochter, und hinterließ von ihr fünf Kinder: a) Cecilia, verm. mit Giambattista Marini, Marchese von Castronuovo; b) Placida, verm. mit Giovanmaria Visconti, Marchese von Motta; c) und d) Maddalena und Cornelia, Nonnen in S. Sebastiano zu Genua, und e) Francesco, der mit Nicoleta Doria qu. Giambattista vermählt war, aber kinderlos die Linie der Grimaldi olim de Castro beschlossen hat.

b) Linie Odoardo's.

Odoardo (1384) hatte die Andreola Doria qu. Leonardo (Witwe 1412—38) zur Gemahlin und von

dieser drei Kinder: Francesco, von dem hernach; Franca, Gem. des Corrado Grimaldi qu. Filippo, und Giovanni (1412—20—31), verm. mit Ginevra Gentile Avogario qu. Giulio und Vater von: Luigia 1438, Gem. des Pietro Lomellini qu. Franco; Domenico 1438, gest. jung; Odoardo 1448; Giovanni 1448 (Anziano 1461); Pellegro 1448 (Anziano 1453) und einen andern Domenico 1448, der von Ginevra Doria qu. Girolamo die Luigia (1445) und den Giovanni hinterließ, der später Mönch unter dem Namen Frà Domenico wurde.

Francesco qu. Odoardo (1438—48—70) war 1448 Anziano, Gemahl der Eliana Grimaldi qu. Rabella und Vater des Bartolommeo 1479, dessen Witwe Bartolommea Patero qu. Nicolò qu. Lanfranco aus dem Geschlechte der Maonesi von Chios 1498 und 1512 mit ihren Kindern erscheint. Dieselben waren: a) Peretta 1498; b) Eliana 1498; c) Giambattista 1507, gest. jung 1512; d) Domenico (1496, gest. 1512); e) Girolamo (1498—1512) und f) Francesco (1498—1512—36), verm. mit Tommasina Cattaneo qu. Angelo (1528, Witwe 1564), Vater einer Tochter Maria (1536), verm. mit Giacomo Pallavicini qu. Agostino, und von fünf Söhnen: a) Stefano 1536—46, verm. mit Maria Doria qu. Melchiorre (1546, Witwe 1556), die ihm die Virginia (1558), Gattin des Marchese Paolo Antonio von Clavesana, den Nicolò (1558—64—70) und Francesco (1558—64—73) gebar; letzterer ist nach den genuesischen Genealogien kinderlos gestorben; Venasque dagegen, der ihn 1586 mit der genuesischen Flotte gegen die Türken kämpfen und 1591 die päpstlichen Galeeren führen läßt, gibt ihm die Maddalena Spinola zur Gemahlin und zu Kindern die Maria Maddalena, Nonne in S. Sebastiano zu Genua, und den Stefano, der 1624 gegen die Türken geblieben sei; b) Nicolò 1536; c) Giambattista 1536; d) Vincenzo (1536—44—64), verm. mit Cattarina Cebà Grimaldi qu. Bernardo, kinderlos, und e) Bartolommeo (gest. 1536). Letzterer hatte die Beatrice Giustiniani qu. Antonio geheirathet und von ihr vier Söhne: a) Antonio (1536—58); b) Pasquale (1536—46, gest. 1558), Vater des Antoniotto (1558); c) Stefano (1536—88), Vater des Carlo, Giovan Stefano und Giovan Antonio, die 1573 erwähnt werden, und d) Agostino (1536—58). Letzterer hinterließ die Laura (1573), den Lelio (1573), Giovan Lorenzo (1573), Scipione (1573), Ritter des Christus-Ordens in Portugal, und den Giambattista 1573, der sich in Sevilla niederließ; von seinen drei Söhnen starb Vincenzo 1643 als Augustiner in Rom; Giovan Agostino war Provincial der Karmeliter in Genua; Bartolommeo soll sein Geschlecht in Sevilla fortgepflanzt haben; doch ist von seinen Nachkommen mir nichts bekannt geworden. So viel ist jedoch sicher, daß die spanischen „Grimaldi", welche später den Marchesetitel erhielten, in keinerlei Beziehung zu dieser Linie stehen können.

c) Linie Luca's.

Luca qu. Corrado, Mitherr von Stella und Novi (1372—88—96), war 1364 Gesandter in Aragon, verkaufte 1390 seinen Antheil an Stella an Genua und geleitete 1396 den König von Cypern mit den Galeeren der Republik heim in sein Reich. Er heirathete die Maria Lomellini qu. Ansaldo (1364) und erzeugte mit ihr: a) Oberto, von dessen Zweig unter 1); b) Sisto 1398; c) Ansaldo, von dessen Zweig unter 2); d) Matteo 1400 und e) Imperiale 1398, Vater der Georgietta (1479), die erst einen Grimaldi, dann den Meliaduce Spinola Lussio qu. Giacomo heirathete, und des Girolamo (1479), der mit Violante Cicala qu. Giacomo zwei 1477 lebende Söhne, Imperiale und Vincenzo, erzeugte.

1) Zweig Oberto's.

Oberto (1393—1420) verhandelte 1420 in Genua mit den Florentinern behufs Friedensabschlusses mit seinen Vettern, den Grimaldi von Monaco; er war mit Isabella Grimaldi qu. Giano verheirathet, die noch 1442 als Witwe erscheint, und hinterließ den Giacomo, 1442 in kinderloser Ehe mit Antonia Ghisolfi qu. Simone; den Cristoforo 1442, die Pometta, gest. 1442, Gem. des Dr. Antonio de Dragoni, die Bartolommea (1442—62), Gem. des Raffaele Negroni qu. Lodovico, und den Barnaba (1439—42—67), Gesandten in Florenz 1439 und Gemahl der Teodora Giustiniani qu. Giuliano, die 1484 als Witwe lebte. Von ihnen entsproßten: a) Oberto 1477, Gem. der Cattarina Gentile qu. Nicolò, Vater des Oberto (1534, verm. mit Simona de Marini qu. Pantaleo) und Großvater des Giacomo (gest. 1534); b) Isabella (1477—84), verm. mit Giorgio Grimaldi qu. Angelo; c) Maria 1477; d) Geronima 1477 und e) Giuliano 1477, der 1487 für Genua zehn Galeeren gegen die Florentiner führte und Linò Leccavello qu. Sericone zur Gattin hatte. Sein Sohn Barnaba (1511—22—36) heirathete die Moisia Centurione qu. Giuliano, die 1548 Witwe war; von ihren Kindern sind, obgleich Venasque noch zwei andere Söhne nennt, nur die Söhne Battista und Ottaviano, die beide 1522 lebten, verbürgt, und die Töchter Teodora (1522), Pellegra (1522) und Francesca (1522—47), die mit Giovanni Antonio Lomellini qu. Cesare vermählt, jedoch kinderlos war.

2) Zweig Ansaldo's.

Ansaldo qu. Luca (1373—1416) war 1400, 1405, 1413, 1416 Anziano, 1405 gerieth er in venetianische Gefangenschaft, erlangte jedoch bald seine Freiheit wieder; er heirathete Argenta Grimaldi qu. Percivalle aus der Linie der Herren von Policastro, die um 1445 gestorben ist; ihre Kinder waren: Luca (Luchino), von dem hernach; Eliana (1439), Gem. des Agostino Scotti, und Leonardo, Anziano 1455, Gesandter in Frankreich 1458, der mit einer Saracina den an Clarissa Promontorio qu. Giacomo verheiratheten Taddeo (1487—1508) erzeugte. Letzterer, der 1487 eine Gesandtschaft

in Mailand ausrichtete, hinterließ die Susanna (1508), die Battina (1518), Gem. des Francesco Imperiale qu. Bartolommeo, und den Leonardo 1508, der mit Onorata Grimaldi qu. Ingo drei 1534 lebende Kinder: Bartolommeo, Leonardo und Alessandra, erzeugte.

Luca (Luchino) qu. Ansaldo (1438—1471), Dr. juris, war 1443 einer der beiden Capitani della libertà und 1466 unter den Nobili, welche die Gesetze der Republik zu revidiren hatten; er ging 1446 als Gesandter zu Alfons von Aragon, 1455 und 1473 zu den Herzogen von Burgund, 1457 zum König René von Provence, 1461 und 1466 zum König von Frankreich, 1465 und 1471 zum Herzog von Mailand; in seinem Testamente vom Jahre 1473 stiftete er reiche Legate für seine Familie, die bei der Bank von S. Giorgio deponirt wurden. Er heirathete zuerst Lucrezia Italiano Lavaggi qu. Giachetto, dann Isabella Salvago qu. Aleramo (Witwe 1475) und hatte eilf Kinder: a) Giambattista, von dem hernach; b) Luca (aus erster Ehe) 1475, Gesandter bei der Curie 1481 und 1484, in Mailand 1486, bei Maximilian I. 1496, verm. mit Francesca Cicala qu. Cattaneo und Vater des Lodovico 1518 und der Battina 1513, Gem. des Agostino Vivaldi qu. Girolamo; c) Peretta (aus zweiter Ehe) 1475, verm. mit Francesco Centurione qu. Filippo; d) Argenta (aus zweiter Ehe) 1468, verm. mit Aleramo Salvago; e) Francesca (aus zweiter Ehe) (1475—1526), verm. mit Agostino Grimaldi qu. Girolamo; f) Franca (aus zweiter Ehe) (1475—1526), verm. mit Girolamo Centurione qu. Filippo; g) Luchina (1475—1526), verm. mit Bartolommeo Giustiniani qu. Giovanni; h) Nicolò (aus zweiter Ehe); i) Battina (aus zweiter Ehe), verm. mit Giorgio Cicala qu. Giacomo; k) Maria 1455, verm. mit Antonio Bianchi, und l) Bernardo (1473—86), Gemahl der Violante Cicala qu. Giacomo (1486, Witwe 1537) und Vater von: Nicolò 1489, gest. kinderlos, Pellegra 1486, Benedetta 1499, Francesca 1528, Gem. des Girolamo Grimaldi Oliva qu. Pietro, und Maria, 1537 verm. mit Girolamo Gentile qu. Francesco.

Giambattista qu. Luca (1465—1514), Anziano 1465—1503, ging 1471 als Gesandter an den König von Neapel, war 1481 Statthalter von Corsica, nahm 1484 für Genua Besitz von Sarzana und richtete 1502 und 1510 Gesandtschaften in Frankreich aus. Er heirathete zuerst Pellegra Pinelli, dann eine andere Pellegra, die aber nur eine Tochter Battina (1524—39), Gem. des Vincenzo Sauli qu. Bendinelli, gebar; dagegen stammten aus seiner ersten Ehe acht Kinder: a) Settimia, verm. mit Negrone di Negro qu. Filippo; b) Ansaldo der Große, von dem hernach; c) Tommasina (1524—39), verm. mit Giuliano Centurione Cantelli qu. Nicolò; d) Luigia (1524—29), verm. mit Tommaso Salvago; e) Luchesia 1518, verm. mit Leonardo Doria qu. Cesare; f) Benedetto, von dem nach dem Bruder; g) Violante (1524—39), verm. mit Francesco Pallavicini qu. Tobia, und h) Brigida (1524—39), verm. mit Battista Spinola qu. Antonio. — Ansaldo der Große (1494—1539) war 1494 und 1499 Gesandter in Mailand und Frankreich, ebenso 1512 wieder in Mailand, begrüßte 1490 im Namen der Republik Kaiser Maximilian I., half 1512 dem Giano Fregoso das Dogat erlangen, und war 1535 Senator. Unendlich reich, baute er auf eigene Kosten Kirche und Kloster der Augustiner von Sta. Maria di Consolazione in Bisagno, die im 17. Jahrh. zerstört wurden, damit die Festungswerke Genua's erweitert werden könnten. Bei der Bank von S. Giorgio hinterließ er bedeutende Legate zu Gunsten des Vaterlandes, der Armen und seines Hauses; daher beschlossen die Protectoren der Bank 1536, ihm und seinem Erben Girolamo, wie dessen Nachkommen, volle Immunität von Zöllen zu verleihen. Wegen so hoher Verdienste um die Republik ward ihm nach seinem 1539 erfolgten Tode eine von Giovanjacopo della Porta verfertigte Marmorstatue[50]) errichtet, die anfänglich im Palast der Signoria, dann seit dem vorigen Jahrhundert in der sogenannten Sala della scrittura in dem Palaste der Bank von S. Giorgio aufgestellt war, wo sie heute noch zu sehen ist. Ansaldo ist sitzend dargestellt; in der Hand das Motto: Quid patriae non suadet amor? Die Unterschrift lautet: Ansaldus Grimaldus patritius de Genuensi Republica apprime meritus, quater mille locorum quaterque ex eorum fructibus in sortem conduplicandorum publico deputatis, unde Genuenses cives vectigalibus alimentorum levarentur, eorumque praetoriani orientalis occidentalisque orae ordinario tributo capitatione ipsorum absolveretur, in eaque urbe pulsa ignorantia pro ea sapientia et utriusque iuris prudentia ceterorumque liberalium artium studia revocarentur, paupertati religionis monasteriorum piorumque publicorum locorum usibus et necessitatibus suveniretur, de quibus in Cartulario B plenius videtur, propterea occupationum Sancti Georgii Protectores de MDXXXVI hanc suum sentienti decus locaverunt eiusque viri et R^mi Hieronimi cardinalis fratris filii posterisque alimentarii vestiariique vectigalium immunitatem perpetuo fruendam approbarunt. Einen ansehnlichen Theil seines Vermögens hatte Ansaldo für diese Legate verwendet, da die einzige Tochter, die er von Benedetta Grimaldi qu. Luca, aus der Linie der Mitbesitzer von Mentone, hatte, Pellina, 1520 in jungfräulichem Alter gestorben war; zum Universalerben hatte er seinen Neffen, den Cardinal Girolamo, ernannt.

Sein Bruder Benedetto, 1499, war wenig bedeutend; er erscheint 1500 als Officiale di mercanzia, starb 1501 und hinterließ von Pellegra Sauli qu. Bendinelli (Witwe 1501, gest. um 1520) die Tochter Cattarina, 1500, die den Selvaggio Negroni qu. Simeone heirathete, und drei Söhne: Agostino (1505, gest. 1514), Bendinelli (1505, gest. 1518) und Girolamo (1505, gest. 1547), des reichen Oheims Erben. Er hatte verschiedene hohe Würden in der Vaterstadt bekleidet und mancherlei diplomatische Missionen ausgerichtet, als seine Gemahlin Francesca Cattaneo qu. Tommaso starb. Da

50) Atti della società Ligure. Vol. IV. p. 40, 65.

trat er in den geistlichen Stand, ward bald Bischof von Gerace und Venafro und 1527 Cardinal mit dem Titel S. Giorgio in Velatro, dann Bischof von Brugnato 1531, hierauf Erzbischof von Bari und päpstlicher Legat a latere in Genua 1535, zuletzt 1543 Erzbischof in Genua; er ist 1547 in der Vaterstadt gestorben und zu la Boschetta begraben. Er hatte zwei Bastarde: Aurelio 1554 und Antonio (1536—1606), der mit Benedetta de Pastine qu. Giuliano (1598) die Aurelia (1606), Gem. des Giuseppe Arnaldi aus Finale, die Delia (1606), Gem. des Pier Battista Levanto, den Giambattista 1598 und den Ottavio (1605—35) zeugte, welcher letztere in seiner Ehe mit Livia Grimaldi qu. Agostino Vater des Antonio (gest. als Kind) und des Agostino (1635, verm. mit Beatrice Doria qu. Pagano, kinderlos) geworden ist. Die rechtmäßigen Kinder des spätern Cardinals waren zwei Töchter: Franca (1524) und Tommasina (1524), verm. mit Paolo Doria qu. Giambattista, und zwei 1528 in das goldene Buch eingetragene Söhne: Giambattista und Luca, von deren Linien unter α) und β).

α) Linie Giambattista's.

Giambattista (1524—63—99) war 1559 Gesandter in Spanien, 1566 bei Papst Pius V., 1591 Senator der Republik. Seine zahllosen Schätze verwandte er treulich zum Besten des Vaterlandes; daher wurde ihm gegenüber der großen Aula des Palastes von S. Giorgio auf Befehl der Protectoren der Bank vom 24. Nov. 1565 eine Statue errichtet, die, von Giambattista da Crema ausgeführt, ihn sitzend darstellt [51]) und folgende, seine hohen Verdienste specificirende Aufschrift trägt: Baptista Grimaldus Hieronimi filius aetate adhuc florens ac vigens, ut verus amator patriae, illam ingenti munere sic auxit ut ex duobus supra ducentum quinquaginta multiplicandis locorum millibus omnibus pene Reipublicae commodis liberalissime prospexerit, ex iis enim iussit curiam instaurari, portum, molem, aquaeductus aedificari, triremes parandas ornari, annonam conservari, denique tolli vectigalia, atque onera totius dictionis minui. His accessit cura sacrorum omnium qua cunctis prospectum est monasteriis tam virorum quam mulierum, quam etiam xenodochia sublevari, redimi captivos, pauperibus consuli, virgines inopes matrimonio iungi, ac plura huiusmodi alia pietatis opera religiosissime fieri decrevit, pro quibus omnibus tam liberaliter tam prudenter ac sapienter actis Praefecti Divi Georgii ad honorem civium animos excitandos hoc publicum honoris monimentum erigendum curarunt MDLXV. Giambattista war mit Maria Negroni qu. Alessandro vermählt und hatte von ihr folgende Kinder: a) Alessandro, von dem unter α) 1); b) Settimia, verm. mit Felice Pallavicini qu. Simone, kinderlos; c) Lavinia 1553; d) Ansaldo, von dem unter α) 2); e) Maddalena (1553—61), Gem. des Stefano Pallavicini qu. Simone; f) Agostino 1553; g) und h) Veronica und Girolama, Nonnen 1567—1616.

α) 1) Linie Alessandro's.

Alessandro, gest. 1597, erzeugte mit Maria Cattaneo qu. Silvestro vier Kinder: a) Silvestro, von dessen Linie unter a); b) Maria 1590, verm. mit Vincenzo Centurione Oltramarino qu. Cristoforo; c) Pier Francesco, von dessen Linie unter b), und d) Giambattista 1599, verm. mit Maddalena Serra qu. Girolamo, die sich nach seinem 1614 erfolgten kinderlosen Ableben aufs Neue mit Giambattista Serra verehelichte.

a) Zweig Silvestro's

Silvestro war in spanischen Kriegsdiensten, 1631 Ritter des Ordens von Alcántara, und starb 1642, von Girolama Grimaldi qu. Francesco fünf Kinder hinterlassend: Settimia, Gem. des Francesco Grimaldi qu. Agostino; Francesco, Malteser 1639; Ansaldo 1634; Giambattista 1634 und Agostino (1634—51—82), der mit Isabella Spinola qu. Francesco den Francesco 1682 und Silvestro erzeugte. Letzterer, 1682, ward in seiner Ehe mit Anna Sauli qu. Ottavio Vater von Agostino 1706, Giambattista, Malteser 1725, Ansaldo, gleichfalls Malteser, und Ottavio 1719, der die Cattarina Doria qu. Giovan Carlo, Witwe des Stefano Spinola qu. Carlo, zur Gattin hatte, von ihr aber nur zwei Töchter hinterließ, von denen die jüngere Anna den Carlo Lomellini qu. Agostino heirathete, die ältere Girolama sich 1767 in erster Ehe mit Carlo Pallavicini qu. Luca (gest. 1814) verband, dann sich scheiden ließ, zum zweiten Mal ihre Hand dem Luca Giustiniani qu. Alessandro reichte und ihre Linie beschloß.

b) Zweig Pier Francesco's.

Pier Francesco I. (1599—1647) war 1630 spanischer Statthalter von Savona, erwarb Campotejar in Spanien und empfing davon 1643 einen erblichen Marchesentitel zugleich mit der Würde eines Generalife im Königreiche Granada und starb unendlich reich 1647. Von Aurelia Lomellini qu. Pietro, die uns 1648 als seine Witwe begegnet, hinterließ er zwei Töchter: Silvia, Nonne 1648, und Brigida, Gem. des Michele Imperiale, dritten Marchese von Oyra im Neapolitanischen, und den Sohn Alessandro (1634—73), Marchesen von Campotejar, der von 1671—73 das Dogat in Genua bekleidete. Derselbe heirathete zuerst 1639 die reiche Erbtochter Silvia Lomellini qu. Giovan Giacomo, dann die Maddalena Grillo qu. Nicolò, des Giambattista Spinola von Francavilla Witwe, und war Vater von fünf Kindern: a) Giambattista, gest. jung; b) Pier Francesco, von dem hernach; c) Camilla, verm. mit Filippo Lomellini qu. Giovan Francesco; d) Giuseppe [52]), geb.

51) Varni Appunti artistici sopra Levanto. Genova 1870. 8. p. 107.

52) Vergl. die Verbesserung zu Battilana auf einem fliegenden Blatte: The genealogy of the family of Grimaldi of Genoa and

1649, eingetragen ins goldene Buch 1671, in demselben Jahre vermählt mit Artemisia Spinola qu. Cristoforo, gest. 1716 und in der Kirche S. Luca begraben, Vater von: Francesca, Gem. des Giovan Lanfranco Grimaldi Cebà qu. Nicolò, Anna, verm. mit Antonio Negroni qu. Ambrosio, und Alessandro, getauft 1677 in S. Luca, im goldenen Buche 1697, gest. 1704; seine Gattin Selvaggia Lomellini qu. Agostino gebar ihm nur einen jung verstorbenen Sohn Giuseppe, und e) Giovan Giacomo 1659, verm. mit Giovanna Sauli qu. Ottavio, Vater der an Carlo Spinola qu. Luciano vermählten Silvia und des Alessandro (1675—97), der mit Maria de Mari qu. Nicolò den einzigen, unvermählt gestorbenen Giovan Giacomo (1727), Dogen der Republik Genua 1756—58, erzeugt hat. — Pier Francesco II., geb. 1645, dritter Marchese von Campotejar (1659—62), hatte von Maddalena Imperiale qu. Carlo drei Söhne: Alessandro 1684, verm. mit Clelia Centurione qu. Filippo, gest. kinderlos; Ansaldo 1690 und Giambattista I. 1698, vierten Marchese, Dogen von Genua 1752—54, verm. mit Angela Lomellini qu. Francesco. Aus ihrer Ehe stammten: Maddalena 1725, verm. mit Girolamo Serra qu. Giambattista; Franco 1735, gest. 6. April 1800, und Pier Francesco III. Alessandro 1735, fünfter Marchese von Campotejar, Doge von Genua 1773—75, gest. 1791. Derselbe hinterließ von Giulia Durazzo qu. Giuseppe zwei Töchter: Lilla 1751, verm. mit Giorgio Doria qu. Ambrosio, und Teresa, erst Gem. des Giacomo Spinola qu. Giovan Francesco, dann geschieden und wiedervermählt mit dem Cavaliere Falconieri aus Florenz, und zwei Söhne: Giuseppe 1760—98, dessen kinderlose Witwe Clelia Durazzo qu. Giacomo Filippo noch 1826 lebte, und Giambattista II. (1752—1796), sechsten Marchese von Campotejar, gest. nach 1800, der den Mannsstamm seiner Linie beschloß, indem er von Lilla Grimaldi Oliva qu. Battista nur vier 1826 sämmtlich am Leben befindliche Töchter hinterließ: a) Maddalena, siebente Marchesa von Campotejar, Gem. des Paolo Girolamo Pallavicini qu. Carlo (geb. 20. Nov. 1756, gest. 18. Febr. 1833) und Mutter des Ignazio Alessandro, geb. 1800, der 1845 der Mutter in Campotejar gefolgt ist und von Eugenia Raggi den Erbgrafen Paolo Girolamo (geb. 19. Nov. 1830) hat; b) Maria, verm. mit Cesare Gentile qu. Pietro, kinderlos; c) Teresa, verm. erst mit Giambattista Lomellini qu. Carlo, geschieden, dann mit Giovan Carlo Serra qu. Domenico, und d) Angela, Gem. des Marchese Ferdinando Landi aus Piacenza.

α) 2) Linie Ansaldo's (Marchesi von la Pietra).

Ansaldo qu. Giambattista (1533—99) war Rath Philipp's II. von Spanien, der ihn zum Marchese von Modugno erhob, und hinterließ von Elena Silvia Citacella qu. Tobia, einer Edeln Neapels, die Emilia (1607—31), verm. mit Imperiale Doria qu. Giulio von Dolceacqua, den Giovan Francesco 1607, dessen einzige Tochter den Giambattista de Franco, Marchese von Postiglione, heirathete, und den Agostino I. (1603—7), ersten Marchese von la Pietra, Rath Philipp's III. von Spanien, meist in Neapel bedienstet. Derselbe hatte zur Gemahlin die Placidia Grimaldi Cebà qu. Antonio und von ihr drei Töchter: Isabella 1598, Brigida (1598—1612), verm. mit Carlo Doria qu. Imperiale aus dem Hause der Herren von Dolceacqua, und Lavinia (1601—19), verm. mit dem Neapolitaner Giambattista Franco, und ebenso viele Söhne, von denen Giovan Girolamo (1598) und Ansaldo als Kinder starben, Francesco I. aber (1591—1647), zweiter Marchese von la Pietra, mit Settimia Grimaldi qu. Silvestro sein Geschlecht fortpflanzte. Außer einem Bastard Francesco überlebten ihn sechs Söhne: a) Agostino 1664; b) Ansaldo (1634—66), Gem. der Teresa Cattaneo qu. Giovan Giacomo und Vater der Settimia, verm. mit Carlo Spinola qu. Stefano, und der Camilla, verm. mit Carlo Lomellini qu. Agostino; c) Giambattista, von dem hernach; d) Giovan Francesco 1665; e) Silvestro 1666, und f) Nicolò, geb. 6. Dec. 1645, der im geistlichen Stande eine glänzende Carrière machte. Zuerst Klericus der apostolischen Kammer und Präfect der Wegebauten in Rom, ward er im März 1696 Votante der Signatura delle grazie, im April Senator der Congregation für Bewässerungsangelegenheiten und Präfect der päpstlichen Almosenschatulle. Er benutzte diese Aemter dazu, um sich unendlich zu bereichern, legte sie aber im December 1701 nieder, um das Secretariat bei der Congregation der Bischöfe und Orden zu übernehmen. Am 17. Mai 1706 ward er Cardinal von Sta. Maria in Cosmedin, am 14. Sept. desselben Jahres ging er als Legat nach Bologna, ward dann Präfect der Consulta und am 8. Juni 1716 Cardinal-Priester von S. Matteo in Merulana; als solcher starb er zu Rom am 25. Oct. 1717. Er soll an baarem Gelde 8 Millionen Scudi hinterlassen haben, von denen die Hälfte seinem Neffen Francesco II., viertem Marchese von la Pietra, zufiel. Derselbe war der einzige Sohn seines Bruders Giambattista (1666) aus dessen Ehe mit der Römerin Teresa Mignanelli; er hatte die Ginevra Centurione Oltramarini qu. Agostino zur Frau und von ihr die Teresa, Gem. des Nicolò Giuseppe Spinola qu. Paolo Francesco, den Giambattista (1748—93), verm. mit Girolama Doria qu. Marcantonio, gest. kinderlos, und den Agostino II. (1748—1756), verm. mit Isabella Morelli aus Florenz. Von demselben entstammten: Francesco, verm. mit einer Französin [53]), gest. kinderlos; Ginevra (1826), Gem. des Ottavio Lomellini qu. Carlo und Luigi, geb. 1762, sechster und letzter Marchese von la Pietra. Derselbe beschäftigte sich von Jugend auf viel mit Musik und componirte auch verschiedene Sachen für die Violine; seine Gemahlin Laura Olivelli aus Florenz, Tochter eines Advocaten, galt gleichfalls für ausgezeichnet bewandert in der Musik; sie gab wiederholt Concerte. Ob er wirklich 1815 auf Monaco Ansprüche

of England, showing their relation with the Grimaldis Princes of Monaco (von Stacey Grimaldi). London c. 1830. fol.

53) Ob Marie Antoinette Bourret, zum Tode verurtheilt vom Revolutionstribunal in Paris den 24. Messidor II. (1794)?

erhoben, wie man gewöhnlich liest, ist mir fraglich; es scheint da eine Verwechselung mit dem damaligen Chef der Linie von Antibes-Cagnes, von dem früher die Rede war, obzuwalten. Er starb am 31. Juli 1834 zu Turin, als letzter Grimaldi, der dem Stammlande treu geblieben; mit ihm erlosch der Mannsstamm seiner Linie, da ihn nur drei Töchter überlebten: Isabella (1826), Gem. des Giovan Francesco Spinola qu. Domenico; Teresa (1826), unvermählt gestorben, und Maria Polissena, die am 23. Dec. 1820 sich mit dem Marchese Emilio Grimaldi Cebà vermählt hatte.

β) Linie Luca's (Marchesi von Belforte).

1) Luca qu. Girolamo, 1528 mit seinem Bruder in das goldene Buch eingetragen, empfing von Karl V. den erblichen Marchesetitel, war 1554 genuesischer Gesandter in England, um die Königin Maria zu ihrer Heirath mit Philipp II. zu beglückwünschen, und starb 1580 daheim, in der Kirche S. Luca beigesetzt. Er hatte Pellina Spinola, Tochter des Dogen Battista und Erbin von Belforte (gest. 1591), geheirathet und von ihr die Tochter Vittoria (1579, gest. 13. Juni 1595), verm. mit Giambattista Pallavicini qu. Damiano (gest. 1609), und den einzigen Sohn:

2) Girolamo, zweiter Marchese von Belforte (1580—1613), beherbergte 1606 in seinem prächtigen Palaste Rubens, der verschiedene Familienporträts malte, heirathete die Pellegra Imperiale qu. Giambattista (1599, gest. 1639, begraben in S. Luca) und starb 1613; er fand seine Ruhestätte in S. Nicolò di Boschetta, wo so manche seines Geschlechts begraben liegen. Seine Kinder waren: a) Luca, von dessen Linie unter β) 1); b) Ansaldo, von dessen Linie unter β) 2); c) Francesco (1613—34), Mitherr von Belforte, verm. mit Bianca Rapallo qu. Giulio und Vater von: 1) Marcantonio 1634—40, der mit Maddalena di Negro qu. Taddeo die Bianca, Gem. des Girolamo Chiavari qu. Giambattista, erzeugte; 2) Girolamo 1634; 3) Giovan Pietro 1634—40, der in seiner Ehe mit Selvaggia Lomellini den Francesco, Gem. der Settimia Carmagnola qu. Girolamo, und die Teresa, verm. mit Pier Andrea Sauli qu. Stefano, gewann; 4) Giulia Maria, 1634, verm. mit Andrea Sauli, und 5) Luigia Agostina 1662; d) Antonio Maria, Capuziner 1634—47; e) Giovan Maria 1613—34, verm. mit Battina Calvi qu. Francesco, Vater der mit Andrea Sauli verheiratheten Maria Pellina; f) Giambattista 1613—34; g) Maria, 1611 Witwe des Goffredo Spinola qu. Luca, und h) Bianca 1613, Gem. des Leonardo Lomellini.

β) 1) Linie Luca's (Fürsten von Eboli).

Luca I. (1613—1643), als jüngerer Sohn Girolamo's Mitherr von Belforte, war Senator 1631 der Republik; er erwarb nach dem 1639 erfolgten Tode seines Verwandten Nicolò II. Grimaldi qu. Agostino das Fürstenthum Eboli. Aus seiner ersten Ehe mit Maria Spinola qu. Giacomo, des Giambattista Giustiniani Witwe, stammten Carlo (1632—34), Girolamo 1634, Veronica (1602) und Maria (1632), die wol jung verstorben sind; aus der zweiten mit Teodora Giustiniani, Witwe des Giovan Tommaso Doria, die Tochter Placida (1632), die mit Girolamo de Marini qu. Girolamo in kinderloser Ehe lebte, Giacomo Maria (1632—34, gest. jung) und Nicolò III. (1632—70), Fürst von Eboli, Gemahl der Leila Sanvitali und Vater des Giacomo (1695, gest. unbeerbt), der Lucrezia (1688), Gem. des Cesare de Franchi qu. Federigo, und des Luca II. (1695), Fürsten von Eboli, der vom 4. Juli 1728—1730 Doge von Genua war und von Selvaggia Lomellini qu. Agostino die einzige Erbtochter Lilla hinterließ, die das Fürstenthum Eboli ihrem Gemahl Marcantonio Doria qu. Carlo zubrachte.

β) 2) Linie Ansaldo's (Marchesi von Belforte, jetzt in England und Australien).

3) Ansaldo (1599—1643) war als ältester Sohn Girolamo's Haupterbe von Belforte; er erscheint als Senator Genua's 1622 und 1639, starb 1643 und ward in S. Luca begraben. Vermählt hatte er sich 1594 mit Battina Lomellini qu. Luca, die 1644 ihre Ruhestätte neben dem Gatten fand, dem sie fünf Kinder geboren: a) Alessandro, von dem hernach; b) Geronima (1627—48), verm. mit Benedetto Centurione Oltramarino qu. Giovan Agostino; c) Ottavio (1634—48); d) Eugenia 1648, Gem. des Giambattista Pichenotti, und e) Giambattista (1627—48), Senator 1640, der mit Battina de Marini qu. Giovan Ambrogio die Emilia und Giovanna und den Ansaldo (1639—48, gest. kinderlos) und Francesco Maria (1648—1663) erzeugte.

4) Alessandro, getauft 1598, ward am 16. Dec. 1618 in das goldene Buch eingetragen und erscheint noch 1634 und 1648 unter den Patriciern Genua's; er heirathete Francesca de Clerque und hatte von ihr sieben Kinder, die aber wol fast alle jung verstorben sind, drei Töchter: Girolama, Battina und Maria, und vier Söhne: Francesco (1640), Agostino (1640), Filippo (1640) und

5) Giuseppe Maria, geb. 1636, fünfter Marchese von Belforte, eingetragen ins goldene Buch im September 1667, gest. 1685 und am 24. März in S. Luca bestattet. Er hinterließ von Maria Sulpizia einen einzigen Sohn:

6) Alessandro, getauft zu Genua in der Kirche S. Luca am 1. Juni 1659. Derselbe befehligte 1685 die spanische Besatzung, als Ludwig XIV. das Bombardement von Genua eröffnen ließ. Nachdem durch dasselbe sein eigener Palast, gleich zwei andern Palästen seines Geschlechts, zerstört worden, nöthigte ihn ein königlicher Befehl, die Vaterstadt zu verlassen. Er siedelte vor 1699 nach England über und gewann seinen Unterhalt erst durch ärztliche Praxis, dann als geschickter Künstler; er ward Lehrer und Schwiegervater des geschickten Worlidge, der auch sein Porträt in Kupfer gestochen hat. Alessandro heirathete 1705 Dorcas (geb. 1685), Tochter des Henry Anderson und Enkelin und Miterbin des Francis von Bradley Hall (Durham) und

Jesmond (Northumberland), starb am 28. Mai 1732 zu London und ward am 2. Juni in der Kirche St. Pancras begraben. Seine Kinder waren: Elizabeth, geb. 10. Dec. 1705, Gem. des Herrn Carter; Arabella, geb. 25. Aug. 1709, verm. mit Thomas Worlidge; Mary, geb. 1710, gest. 1717; John, geb. 1713, gest. 1714; Alexander, von dem unter 7), und Charles, geb. 1716, der 1735 übers Meer nach Savannah in Georgia ausgewandert und dort nach 1742 unvermählt gestorben ist.

7) Alexander, geb. 5. Nov. 1714, getauft zu St. Martin in the Fields in London, heirathete zuerst 1737 Mary Barton (gest. 1744), dann am 12. März 1746 deren Schwester Esther (geb. 1721, gest. 18. Dec. 1774) und starb am 31. März 1800, begraben im April in Bunhill Fields, London. Aus seiner ersten Ehe stammten: a) Anna, geb. 1738, verm. mit dem londoner Kaufmann John Earl Swift v. Barbican; b) John, geb. 1740, Officier in der ostindischen Armee, gest. zu Horton 1788; c) Sarah, geb. 1741, gest. unvermählt; d) Alexander, von dem unter a); e) Elizabeth, geb. 9. Juli 1744, verm. Goodridge, gest. 1821 unbeerbt; aus der zweiten: a) Charles, geb. 1747, verm. mit Miß Caulcotts, gest. 1780 kinderlos; b) Esther, geb. 9. Oct. 1749, verm. mit John Dainton, gest. 1823; c) Letitia, geb. 1. Febr. 1750, verm. 1. Febr. 1784 mit John Hodsdon, gest. kinderlos 5. Juni 1825; d) William, von dem unter b); e) Priscilla, getauft 22. Jan. 1753, gest. 1802; f) Phoebe, geb. 14. Mai 1754, verm. 1787 mit Thomas Worlidge, gest. 14. Jan. 1829; g) Martha, geb. 15. Nov. 1755, verm. mit William Stewart, gest. 1821; h) Thomas, von dem unter c); i) George, geb. 1. Sept. 1760, gest. 18. Febr. 1763, und k) Susanna, geb. 10. Oct. 1761, verm. 1802 mit Ralph Walker, gest. 4. Oct. 1854 zu Rotherhithe.

a) Linie Alexander's.

Alexander, geb. 1742, getauft den 21. Juli, starb vor dem Vater am 14. Juni 1780 und hinterließ von seiner Cousine Elizabeth Ward (verm. 24. Aug. 1770) sechs Kinder: Mary, geb. 30. April 1773, verm. Little; Esther, geb. 10. Dec. 1774, gest. 1777; Sophia Martha Elizabeth, geb. 14. Dec. 1775, gest. nach 1811 unvermählt; Alexander, geb. 6. Mai 1778, gest. 1853; Charles, geb. 30. Jan. 1780, gest. 1793, und George, geb. 12. Juli 1771, in der Handelsflotte, verm. mit Mary Stemmann (gest. um 1837, begraben auf „Clerkenwell Burial" bei London) und gest. 1841, begraben in St. Luke's zu London. Er hinterließ drei Söhne: a) George, geb. 1794, gest. 1867 unbeweibt; b) Frederick, geb. 1802, gest. 1862, begraben in „Highgate Cemetry" in London, und c) Joseph, geb. 1804. Frederick Grimaldi „of Islington" heirathete zuerst Elizabeth Hopowst, dann Mary Anne Besmire (geb. 1835, lebt); aus erster Ehe hinterließ er zwei Töchter [54]) und den Sohn Alfred von Barnsbury, London, der von seiner Gattin Anne .. drei noch lebende Kinder: George Frederick, Elizabeth Frances und Minnie hat; aus zweiter stammten sechs Kinder, von denen das älteste, Charles, nach Australien ausgewandert ist; das zweite, George, in kinderloser Ehe lebt; das dritte und vierte Kate und Minnie heißen; das jüngste Louisa Maria ist am 15. Oct. 1862 in London geboren. — Der 1804 geborene Joseph lebt in London mit sieben Kindern aus seiner Ehe mit Eliza Amelia Lawrence of Horton new Church (verm. 1840), nämlich: George (geb. 1842), John David (geb. 1844), Frederick (geb. 1847), Edwin (geb. 1849), Henry (geb. 1861), Retrubion (geb. 1863) und Elizabeth Anne.

b) Linie William's.

8) William, Marchese Grimaldi, geb. 26. Aug. 1751, getauft 22. Sept. in St. Leonard's, war außerordentlicher Hofminiaturmaler bei König Georg III., heirathete am 13. Nov. 1783 zu Maidstone in Kent die Frances, Erbtochter des Lewis Barker of Rochester (geb. 14. Dec. 1749, gest. 8. Juni 1813), und starb am 27. Mai 1830, begraben neben den Aeltern und der Gattin in Bunhill Fields. Außer einer noch lebenden Tochter Louisa Frances, geb. 15. April 1785, verm. 13. Sept. 1809 mit John Edmeads (gest. 1849 als Vicar in Preshute), hinterließ er zwei Söhne:

9) William, geb. 8. Dec. 1786, Officier im 3. Infanterieregimente von Bombay, gest. 5. Oct. 1835 zu London, ohne Erben von seiner noch lebenden Gemahlin Caroline Cookson zu hinterlassen, und

10) Stacey, geb. 18. Oct. 1790, Herr auf Maize-Hill, Greenwich Park, Kent, verm. den 18. Oct. 1825 zu London mit Mary Anne, Tochter des Thomas George Knapp aus Norwood, die noch lebt. Er fungirte über 40 Jahre lang als Anwalt bei der Copt-hall-court in London, that sich als ausgezeichneter Rechtsgelehrter hervor, sowie als Kenner der Genealogie und Heraldik und führte verschiedene Processe in Pearageangelegenheiten für die Krone und Privatleute. Im J. 1814 ward er Mitglied der antiquarischen Gesellschaft in London, später auch Ehrenmitglied der historischen Gesellschaft von Georgia in Amerika und Mitglied der „Surtees Society" von Durham; 1834 begann er Vorlesungen über die öffentlichen Archive in der „Law Institution" und ward 1853 „Auditor of the Incorporated Law Society". Er schrieb: Origines genealogicae (London 1828. 4.); The toilet (mit Abbildungen. Ebenda 1824. 24.); A suit of armour for youth (gewidmet dem Herzoge von Cambridge, mit Abbildungen. Ebenda 1825. 8.): A synopsis of the history of England from 1066 to 1824 (gewidmet der Herzogin von Gloucester. London 1825. 8., von der eine neue bis heute fortgeführte Ausgabe unter der Presse ist); Rotuli de dominabus (Ebenda 1830. 4.); Lectures on the sources from whence pedigrees may be traced from 1066. (Ebenda 1835. 4.) Außerdem lieferte er verschiedene Beiträge zu dem „Legal observer", den Collectanea topographica (London 1834), so: Contents of an ancient roll of arms of Edward III. (in Vol. II) und Col-

54) Eine davon heißt Anne.

lection of original deeds of Arlesey, Berkshire (in Vol. VI), endlich zahlreiche werthvolle Aufsätze in dem Gentleman's Magazine, nämlich: Notices of Cricklade, Lechlade and Latton (1824. II, 510); An original letter of King Edward IV. to the Sheriff of Devon relative to John Earl of Oxford (1825. I, 195); Description of the castle of Plessis les Tours, with an engraved view by M. A. Grimaldi (1848. II, 579); An unknown Knight of the Garter ascertained (1829. I, 301); Heraldic visitation and county genealogies, being a review of Berry's „Kentish genealogies" (1829. II, 99); The history of Martello or Mortella towers (1849. II, 119); Of the nobility and golden book of Genoa (1830. II, 195. 298); Of the Venetian nobility (1830. II, 392); Memoir of Jerome William Knapp Esqu. D. C. L., barrister at law (1836. I, 671); Notices of the Pinelli family of Genoa (1836. II, 483); Act of aggregation of the family of Ceba to that of Grimaldi in the year 1448 (1837. I, 246); Memoirs of Miss Ann Noyes and Miss Sarah Noyes (Cousinen seiner Frau) (1842. I, 671); Memoir of Thomas George Knapp Esqu. (1843. I, 410); Memoir of Revd. John Edmeads vicar of Preshute (1849. I, 659); Memoir of Revd. Charles Mayo (1859. II, 210); Memoirs of Mrs. Frances Grimaldi (seine Mutter) (1813. I, 597); Memoir of Mrs. Letitia Hodsdon (1835. I, 572); Memoir of William Grimaldi (sein Vater) (1830. I, 597); Memoir of William Grimaldi (sein Bruder) (1835. II, 654); Memoir of the Marchioness Henriette Louise Grimaldi, marchioness of Cannes (1835. II, 202); Memoir of the marquess Luigi Grimaldi della Pietra (1834. II, 430); Tenants in chief in Doomesday Book (1832) u. s. w. Marchese Stacey Grimaldi starb am 28. März 1863 zu Hernden House und hinterließ neun Kinder, die sämmtlich von ihrem alten Lehen Belforte den Vornamen Beaufort angenommen haben: a) Stacey, von dem unter 11); b) William, von dem unter 12); c) Mary, geb. 9. Aug. 1829; d) Henry, geb. 22. Febr. 1831, Geistlicher der anglikanischen Kirche, verm. 27. Jan. 1864 mit Sarah Sophia Rogers, Tochter des William von Watford (geb. 23. Nov. 1840), angesiedelt zu Guilford in West-Australien, Vater von Mary Beaufort (geb. 8. Nov. 1864), Louisa Janet (geb. 18. Juni 1866), Stacey William Beaufort (geb. 23. Nov. 1867) und Henry Wynford (geb. 4. Juli 1869); e) Wynford, geb. 12. Oct. 1832; f) Louisa, geb. 25. Febr. 1834; g) Blanche, geb. 4. Juli 1835; h) Charles, geb. 7. Juli 1837, und i) Alexander, geb. 8. Jan. 1839, Magister artium.

11) **Stacey Beaufort**, geb. 30. Sept. 1826, folgte dem Vater 1863, starb unvermählt am 23. Nov. 1866 und hatte zum Nachfolger seinen nächstfolgenden Bruder

12) **William Beaufort**, geb. 12. März 1828, jetzigen Repräsentanten der Marchesi Grimaldi in England, speciell der Nachkommen des Cardinals Girolamo, seitdem die Linie der Marchesi della Pietra zu Genua 1834 im Mannsstamme erloschen ist.

c) Linie Thomas'.

Thomas, Sohn des siebenten Marchese Alexander, geb. 24. Juli 1758, lebte in London und starb dort den 11. April 1822, verm. mit Elizabeth Camfield (gest. December 1834); er hinterließ eine Tochter Eliza Strathmore, geb. im Sept. 1796, gest. 27. Febr. 1857 unvermählt, und den Sohn Thomas Isaac Ord, von Bethnall Green, geb. 1807, der in London mit drei 1837, 1841 und 1853 geborenen Söhnen im J. 1864 lebte.

C. Linie Oberto's.

Oberto qu. Oberto (1235—1258) unterzeichnete 1251 den Frieden mit Marseille und ließ 1252 den Genuesen von dem Richter von Cagliari huldigen, dessen Privilegien er vier Jahre später im Auftrage der Republik bestätigte. Er hinterließ fünf Kinder: a) Domenica 1251; b) Maria 1272, verm. mit Giacomo Bento qu. Pietro; c) Tommaso 1253; d) Luca 1257, und e) Taddeo 1257—77—88. Derselbe baute 1285 ein prächtiges Haus in Fosello, einem Stadttheile Genua's, und ist wol der nämliche Grimaldi, den Boccaccio Erminio nennt, und von dessen Reichthümern, Geiz und Bekehrung die achte Novelle der ersten Giornata im Decamerone handelt [55]). Er heirathete zuerst die Simona Fieschi qu. Alberto, dann die Gioffredina Becchignone qu. Andrea und ward Vater von: a) **Pambello**, von dessen Zweig unter a); b) Agnese 1287—1306, verm. mit Simone Malocello qu. Bonifacio; c) **Leonardo** 1291—1308, der von Aiguina (gest. 1297) folgende Töchter hinterließ: Alda 1297—1348, verm. mit Palamede Salvago; Barbara 1297—1308, verm. mit Andrea Raistroppo; Sobrana 1348; N. N., Nonne 1348, und Francolina 1348, verm. mit Domenico Rocca; d) Grimalda, 1343 Witwe des Benedetto Ansosso qu. Ansaldo; e) **Obertino**, von dessen Zweig unter b); f) Argenta 1293, verm. mit Leonardo de Bedereto, und g) **Pietro** 1264—92, der mit einer Aidela einen Sohn **Roberto** 1330 und drei Töchter erzeugte: Simona 1302, verm. mit Raffo Lercari; Margherita 1302, verm. mit einem Grafen Verrina, und Isabella 1312.

a) Zweig Pambello's.

Pambello (1287—1313) heirathete zuerst Damiana de Cassine qu. Marchisio (gest. 1308), dann eine Cara, die 1328 als seine Witwe genannt wird; aus erster Ehe entsprossen: **Filippone** (1297—1322), **Dario** 1308, Vater des Pambello 1333 und Segurano 1333; **Grimaldo** (1297—1313); aus zweiter **Ambrogio** (1331—1352), verm. erst mit einer Cattarina, dann mit Pietra Grimaldi qu. Cristiano; seine Kinder erster Ehe waren außer einer Tochter: **Dario** 1352, **Petrino** 1352 und **Carlotto** 1352, der bei einem Aufstande in

55) Vergl. Atti della società Ligure. Vol. IV. p. 108.

Pera die Ghibellinen aus der Stadt verjagt haben soll und die Teodora Pansano qu. Lanzarotto zur Gemahlin hatte; letztere lebte als Witwe noch 1392; ihre einzige Tochter Franca, früher Teodora genannt, war 1390 Gattin des Paolo Grillo qu. Giuliano; die Söhne, die ihm Venasque gibt, sind erdichtet.

b) Zweig Obertino's, Herren von Gattières.

Obertino (1287—1310) heirathete eine Clarissa und ward Vater von vier Söhnen: a) Taddeo (1330—33), von dem später; b) Saraceno (1322—33), verm. mit Clarissa Perrone qu. Cecchino, Vater der Alaona (1348—1400), verm. mit Duca de Carli, der Clarissa 1348 und des Francesco 1379, der mit einer Eliana fünf Kinder zeugte: α) Cristoforo 1395, gest. kinderlos; β) Cattarina 1379, verm. mit Francesco Cattaneo qu. Tommaso; γ) Nicolosia (1393—1412), verm. mit Simone Malocello qu. Albertino; δ) Franca (1390—1405), verm. mit Benedetto Grimaldi qu. Giovanni, und ε) Pometta 1398, verm. mit Ambaldo Lomellini qu. Baliano; c) Brancaleone 1316 und d) Baldovino 1330, Vater des Alessandro (1335—55), der Benedetta (1533—50), verm. mit Giovanni Vento qu. Gabriele, und des Giovanni (1333—55), verm. mit Teodora Lercari qu. Turco, dessen einziger Sohn Benedetto (1393—1407) mit Franca Grimaldi qu. Francesco in kinderloser Ehe lebte.

Taddeo (1330—33) hinterließ den Leonardo; dieser den Ambrosio, der 1431 bei Vertheidigung von Chios gegen die Venetianer blieb und Vater des Ambrosio, Großvater des Giambattista ward, und den Taddeo, Vater eines andern Leonardo, von dessen Söhnen Taddeo 1487 genuesischer Gesandter in Mailand war, Bartolommeo I. aber die Herrschaft Gattières in der Grafschaft Nizza erwarb. Der letztere hinterließ den Francesco, Marcellino und den Jacopo von Gattières (gest. vor 1533), letzterer die Onorata (1533), den Leonardo I., der 1524 im Auftrage des Herrn von Monaco einen Vertrag mit Karl V. abschloß und noch 1554 lebte, und den Bartolommeo II., Ritter des Ordens vom heil. Maurizio und Lazaro 1554. Demselben folgte sein Sohn Claudio, geb. 1547, Ritter desselben Ordens; ihm entrissen 1593 französische Truppen Gattières; sein Versuch, damals die Festung wiederzuerlangen, scheiterte 1594 an dem Betruge der gasconischen Söldner; doch ward sie ihm im Frieden von Vervins 1598 neu garantirt. Ein treuer Anhänger des Herzogshauses von Savoyen, starb Claudio 1620; eine Edeldame aus Nizza aus der Familie Roccamora hatte ihm sieben Kinder geboren: a) Francesco, verm. mit Pietro d'Caston, Marchese von Pancalieri; b) Cassandra, verm. mit Jean Laugier aus Nizza; c) Lucrezia, verm. mit Orazio Isnardi von Pellion; d) Leonardo II. von Gattières, gest. unvermählt; e) Cesare, Malteser; f) Onorato und g) Imperiale, erst Malteser, dann nach Leonardo's Tode Herr von Gattières 1634, verm. mit Costanza, Tochter des Jacob de Villeneuve von Tourrettes, Vater der Susanna und der Felicia, Erbin von Gattières, welche den Amadeo del Pozzo unter der Bedingung heirathete, daß er Namen und Wappen der Grimaldi annehme und fortführe. Mit ihr erlosch die Nachkommenschaft Oberto's.

D. Linie Nicolò's.

Nicolò qu. Oberto (1235—1257) war 1235 einer der acht Consiglieri, 1255 genuesischer Gesandter in Florenz und Lucca und starb 1258. Mit seiner Gemahlin Barbara, die in letztgenanntem Jahre als Witwe erscheint, hatte er eilf Kinder erzeugt: a) Ottobuono 1269, Vater des Leonardo (gest. 1308) und Großvater des Ottobuono, der 1308 kinderlos lebte; b) Luca 1270; c) Salado, gest. vor 1333, Vater des Francesco 1332—33 und Giano 1333; d) Tommaso (1253—55—71, gest. vor 1274), der 1253 unter den genuesischen Schiffsherren genannt wird, mit denen Ludwig IX. zum Kreuzzuge verhandelt hatte; er hinterließ von Giacoba de Volta qu. Lanfranco Rosso (Witwe 1274) nur den 1277 kinderlos verstorbenen Antonio; e) Magnone (1295—1316), von dessen Linie unter 1); f) Bonifacio (1251—64), von dessen Linie unter 2); g) Oberto 1258; h) Giovanna 1258, verm. mit Giulino Rossi; i) Francesco 1253—64, hatte gleichfalls 1253 mit Ludwig IX. wegen Lieferung von Schiffen contrahirt; k) Emmanuele 1276 und l) Beatrice 1253, verm. mit Bonifacio Pevere qu. Guglielmo.

1) Linie Magnone's.

Magnone (1295—1312) stiftete 1311 das berühmte Benedictinerkloster S. Nicolò di Boschetta bei Genua, in dem verschiedene Sprossen seines Hauses die letzte Ruhestätte gefunden haben. Er hinterließ von einer Alasia (1296) sechs Kinder: a) Francesca 1300, verm. mit Gabriele Cibo qu. Giacobino; b) N. N., Nonne in Santa Cattarina 1331; c) Adriano (1316—33—46), Dr. juris und Anziano, gest. in Nizza, Vater des Francesco, 1326, gest. kinderlos; d) Oliviero 1316—18, Vater des Brasco 1348; e) Bonifacio 1313—16, Vater des Emmanuele (1323—33), und f) Ansaldo (1313—17), dessen Gattin Giacoba Gattilusio qu. Francesco 1332 als Witwe genannt wird. Von ihnen entsproßten: Napoleone 1333, gest. kinderlos; Chiara 1332; Francesco (1333—48), Gemahl der Franca Grimaldi qu. Filippo und Vater der Giacoba (1348—93), die den Alerame Grimaldi qu. Bartolommeo heirathete; Ginevra 1333, verm. mit Giorgio de Carmandino, und Bartolommeo (1333—67), dessen Witwe Cattarina de Carmandino qu. Georgio noch 1393 lebte. Aus ihrer Ehe gingen sechs Söhne hervor: a) Nicolò 1416—1433, verm. mit Eliana de Marini qu. Ambrogio, Witwe 1444 und Mutter von: Simona 1444, gest. 1478, verm. mit Tommaso Usodimare qu. Paolo; Brigida 1444, gest. 1478, verm. mit Raffaele Imperiale de Vineis qu. Quilico; Battina (1444—78), verm. mit Andrea Imperiale Tartaro qu. Andalò; Violanta (1444—78), verm. mit Antonio Grimaldi de Castro, und Bartolommea (1444—78), verm. mit Bonaino de Ma-

rini qu. Nicolò; b) Bartolommeo 1393—1416, verm. mit Nicoletta Lercari qu. Acellino, kinderlos; c) Giano (1390—1416), von dem unter a); d) Ansaldo 1393, von dem unter b); e) Alerame 1393, in seiner Ehe mit Giacoba Grimaldi qu. Francesco Vater des Alaone 1436 und Alerame Tommaso 1436, und f) Andriano (1373—93—98), Anziano, Vater des Lodisio (1416—31), verm. mit Battina Grillo qu. Brancaleone (1433 kinderlos), des Giovanni (1431—36) und Girolamo (1431—36), der mit Isolta Doria zwei Kinder gewann: Isolta 1436 und Pietrino 1436, gest. unbeerbt.

a) Zweig Giano's.

Giano (1390—93—1416) hinterließ von seiner Gattin Teodora die Isabella (1443), die den Oberto Grimaldi qu. Luca heirathete, und den Cattaneo (1441—53), verm. zuerst mit Violante Gentile qu. Goffredo (1441), dann mit Maria Spinola qu. Valerano. Die letztere Ehe blieb kinderlos; der ersten entstammten: Goffredo 1463, verm. mit Luigia Cattaneo qu. Angelo, gest. kinderlos; Tommaso 1468; Brigida (1463—68), verm. mit Napoletano Lomellino qu. Vincenzo, und Giano (1463—75—1513), verm. mit Francesca Spinola qu. Giacomo (1475), Vater von Violante (1503—17), Gem. des Girolamo de Marini qu. Lazzaro, Giambattista (1503—17), Goffredo 1503, Agostino (1513—17) und Cattaneo (1503—17), welchem letztern Venasque zwei unbeerbt gestorbene Söhne: Giano (1502) und Giorgio (1528), beilegt.

b) Zweig Ansaldo's.

Ansaldo wird 1393 genannt und war mit Caracosa Doria qu. Antonio vermählt, die ihm eine Tochter Pometta (1431, gest. 1450), Gem. des Emmanuele Usodimare, und den Ansaldo (1429—31) gebar, welcher mit Speciosa Guarco qu. Antonio den Urkunden zufolge folgende Kinder erzeugte: a) Cattarina 1450; b) Caracosa 1450; c) Battina 1450, verm. mit Biagio de' Grandi; d) Filippo 1449—58; e) Simone 1449—50; f) Bartolommeo 1449, gest. 1458. Statt derselben nennt Venasque vier andere Söhne: Oberto, Pietro, Aimo und Luca, von denen die beiden letztern sich in „Sanctum Regnorobertum“ in Savoyen niedergelassen und dort bedeutendes Grundeigenthum erworben hätten. Luca, Rath des Herzogs von Savoyen, habe, so sagt er, den Claudio (1480) und dieser den Andrea hinterlassen, der, Stallmeister des Herzogs Karl, die Nicolina, Tochter des Gerhard de Montafié aus Carignano geheirathet und dort sich 1510 ansässig gemacht habe. Obgleich die Abstammung dieses Andrea unsicher ist, steht doch fest, daß er, ein Sohn des Claudio Grimaldi, sich damals in Carignano niedergelassen und dort eine Linie begründet hat. Von seinen Töchtern heirathete Francesca den Pauletto von Rossana, eine andere einen aus dem Grafengeschlechte von Luzerna; der Sohn Francesco heirathete zuerst eine St. Martino d'Agliè, die kinderlos starb, dann die Antonia, Schwester des Senators Cesare Romagnano. Aus dieser letztern Verbindung entsproßten: a) Nicolina, Gem. des Cesare Scaglia; b) Anna, Gem. des Großkanzlers Francesco Provana; c) Lucrezia, Gem. des Capitäns Pietro Frascara; d) Cattarina, Gem. des Carlo Birago; e) Francesco, Edelknabe, dann 1576 Pensionär Heinrich's III. von Frankreich; f) Marco Lucio, Malteser, Comthur von Ivrea, dann Großkreuz und Bailli von Cremona, und g) Andrea, verm. mit Iolanta Bilotta, Vater von: Cesare, Kammerherr bei Herzog Karl Emmanuel; Carlo, Probst zu Carignano, und Marco. Letzterer, Dr. juris, Auditor der Rota von Lucca, bekleidete verschiedene Justizstellen in Savoyen und lebte noch 1647 zu Carignano; von seiner Gemahlin Margherita Lucia Filippi hatte er damals drei Söhne: Francesco, Reiteroberst in Frankreich, Silvestro und Marco Lucio; über die weitere Descendenz habe ich nichts ausmitteln können; vielleicht blüht sie noch.

2) Linie Bonifacio's, Herren von Châteauneuf.

Bonifacio (1251—1264) hatte zwei Söhne: Franchino (1281—1326), von dem hernach, und Nicolò (1278—92—1333), Gemahl der Moisia, mit der er fünf Söhne gewann: a) Meliano, gest. 1326, Vater des Ettore (1333—64); b) Lodisio 1333; c) Carlotto, gest. 1326; d) Federico 1297, in kinderloser Ehe mit Bertolina Embriaco qu. Nicolò, und e) Argone (1329—33—53), verm. mit Maria und Vater der Carlotta (1371—98) und der Limbania 1371, die sich mit Meliano Vento qu. Rizzardo verband.

Franchino (1281—1326) zeugte den Giacomo (1333) und Antoniotto (1313—33, gest. vor 1352), Gemahl der Benedetta Grillo qu. Galeotto, der fünf Kinder hinterließ: a) Andreola (1376—96), verm. zuerst mit Galeotto Cattaneo, dann mit Giuliano Cepolla aus Albenga 1396; b) Acellino 1355; c) Ughetto (1352—84); seine Witwe Lind lebte noch 1405; d) Stefano (1352—72), Vater des Antoniotto (1392, gest. 1405), des Lorenzo (1392, gest. 1405) und der Bianca (1405), die den Gherardo del Carretto heirathete, und e) Giovanni 1384, Vater des Gaspare 1405, der den Gabriele (1448—73) hinterließ, und des Cosmo (1403—1406). Letzterer befehligte die florentinischen Truppen im Kriege gegen die Pisaner und fand bei dem Sturme auf Pisa 1406 den Tod; seine Witwe Moisia lebte noch 1416. Ihre Kinder waren: a) Giovanni, von dem hernach; b) Acellino 1416, gest. kinderlos, und c) Cosmo (1416—48—50), Castellan von Belvedere 1450; von ihm entsprossen vier Söhne: α) Leonardo 1465, verm. mit Brigida Grillo qu. Rainaldo, Witwe des Agostino Usodimare und des Cosmo Savignone, kinderlos; β) Melchiorre (1448—55—65); γ) Gaspare (1448—55—69), Gem. der Giacoba de Fornari qu. Giacomo, die sich nach seinem Tode mit Giovanni de Illionibus wiedervermählte; aus erster Ehe hatte sie nur eine Tochter Francesca (1515), Gem. des Franco Lercari qu. Brancaleone, und δ) Ilario (1465—79), Gem. der Battina Lercari qu. Acellino, die nach des

Gemahls Tode Nonne ward und als solche noch 1502 lebte. Illario hatte sich in Nizza niedergelassen, dort lebten auch seine Kinder: Moisia (1479), Pellegra (1479), Novella (1479), Girolama (1479—1504), Gem. des Nicolò Lasagna, und der einzige Sohn Giovanfrancesco (1479—1502), der die Maria Grimaldi qu. Agostino heirathete, jedoch kinderlos starb.

Giovanni qu. Cosmo (1416—1448), war Rath des Herzogs von Savoyen und Herr von Châteauneuf in der Grafschaft Nizza, das wol schon sein Vater Cosmo zum Theil erworben; er starb vor 1450 und hinterließ von Cattarina Spinola den Ughetto (1448—73—89), Consul in Nizza 1489, und den Giovanni Antonio, Herrn von Châteauneuf 1448, Stallmeister des Herzogs von Savoyen und Capitän von Ventimiglia und Lantosque. Derselbe heirathete 1453 Bona de Soliers, Tochter des Anton, Mitherrn von Châteauneuf, und erzeugte mit ihr zwei Söhne: a) Bartolommeo, befehligte mit seinem Bruder zwei Galeeren Giovanni's II. von Monaco, vertheidigte 1506 die dortige Burg gegen die Pisaner und Genuesen und lebte in kinderloser Ehe mit Francesca Galleani aus Nizza; b) Pietro, besetzte 1494 Ventimiglia für Karl VIII. von Frankreich, dem er auch auf seinem Heerzuge gegen Neapel folgte, und war dann Rath des Herzogs von Savoyen. Seine Gattin Giovanna Lascaris, Tochter des Antonio von Castellar, gebar ihm drei Söhne: a) Bartolommeo, Domherr zu Agen, der eine an Honoré de Mère verheirathete uneheliche Tochter Giovanna hinterließ; b) Onorato, Flottencapitän Onorato's I. von Monaco, Vater des Antonio, der unter Savoyen diente, 1571 bei Lepanto mitfocht und mit 70 Mann eine türkische Galeere wegnahm; als savoyischer Gouverneur von Barcelonette ist er, fast 90 Jahre alt, nach 1590 gestorben; c) Carlo, Flottencapitän von Monaco, stand in hohem Ansehen bei Karl V., der ihn zum Ritter von S. Jago ernannte und ihm eine Jahrespension von 200 Scudi aus sicilianischen Einkünften anwies. Er starb 1531 und hinterließ von Filippa Richieri von Eza, die er 1523 geheirathet, die Polonia, Gem. des Stefano Doria, den Giambattista, Malteser 1554, und den Onorato, der in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt war und Pfründen in Frankreich besaß, hernach aber Dr. juris ward und die Isaranta von Berra, Miterbin von Tourrettes, heirathete. Karl V. bestätigte ihm die seinem Vater verliehene Pension am 20. Juni 1538; er testirte am 15. April 1563 und ward im nämlichen Jahre im Minoritenkloster Nostra Signora di Cimella zu Nizza bestattet. Außer einer Bastardtochter Giacoba hinterließ er die Lucrezia, Margherita, Cassandra, Nonnen zu Sta. Chiara in Nizza, Cecilia, verm. mit einem Bondil von St. Laurens, Francesca, Gem. des Bartolommeo Dragone aus Nizza, und den Carlo Andrea von Châteauneuf und Tourrettes, Gem. der Laura, Tochter des Piergiovanni Galleani, Mitherrn von Châteauneuf. Ihr einziger Sohn Onorato starb als Kind, ebenso drei Töchter: Chiara, Cattarina und Clemenza; die vierte Anna Francesca ward Erbin der väterlichen Güter und brachte dieselben ihrem Gemahl Michele Angelo Lascaris, Senator von Nizza, zu.

Verschiedene Familien Genua's fanden mit der Zeit, wie es dort allgemein üblich, ja seit 1528 vorgeschrieben war, Aufnahme in das Geschlecht (die Adelszeche, Albergo) der Grimaldi, sei es durch Heirath mit Erbinnen des Hauses, sei es, indem sie sich einfach in dasselbe hineinadoptiren ließen. Zu denselben gehörte ein noch blühender Zweig der Durazzo (zuletzt repräsentirt durch Camillo Durazzo Grimaldi (†) und dessen noch lebenden Sohn, den Marchese Luigi), aus dem der Doge Jacopo Grimaldi Durazzo (1573—75) stammte; die Rosso, aus denen Cristoforo Grimaldi Rosso von 1535—37 Doge war, die schon oben erwähnten de Castello und die Bracelli, dann der Doge Gaspare Grimaldi Bracelli (1549—51) angehörte, die Salinero, die Caschifellone, Crispini und De-Carli, welche letztere Giscardi schon 1438 unter die Grimaldi aufnehmen läßt.

Ganz mit den Grimaldi verwuchsen seit 1448 die Geschlechter Oliva und Cebà, wenigstens die meisten Linien derselben, sodaß sie sogar ihren Familiennamen ganz aufgaben und sich einfach Grimaldi nannten, auch das Wappen derselben annahmen. Da dieselben allgemein als „Linien" der Grimaldi geführt werden, was von den übrigen Geschlechtern nicht in gleichem Maße gilt, habe ich hier auch von ihnen zu handeln.

E. Familie Oliva, später Grimaldi (Fürsten von Gerace und Herzoge von Terranuova).

Die Oliva, ursprünglich in Nervi, Sestri und Bisogno angesessen, begegnen uns schon 1188 in Genua; mit Zustimmung des ganzen Geschlechts der Grimaldi wurden laut einer Urkunde des Notars Jacopo Bracelli am 25. Oct. 1448[55]) die Söhne des verstorbenen Damiano und Leonardo Oliva (von denen hernach) in den Albergo derselben aufgenommen. Dagegen behielten die andern Sprossen der Oliva ihren alten Namen; besonders bekannt unter letzteren war Antonio qu. Branca, ein reicher Handelsherr und entschiedener Guelfe, Anziano 1523 und 1526, Gesandter an den Papst 1524, seit 1527 eifrig bemüht für Einrichtung einer gesetzmäßigen Verfassung in Genua, der sich dann 1528 mit seinen Angehörigen in den Albergo der Cattaneo eintragen ließ. Im J. 1561 verzichteten die letzten der Oliva auf ihren Familiennamen; die sich bis dahin nicht den Grimaldi und Cattaneo angeschlossen, wurden damals dem Albergo der Usodimari einverleibt.

1) Erben Damiano's Oliva.

Damiano Oliva, gest. vor 1448, hatte vier Söhne, die am 25. Oct. 1448 Aufnahme bei den Grimaldi fanden: a) Lionello, Vater des Luca; b) Manuele, der den Gregorio, Gem. der Argenta Pallavicini, und den Giovanni, Anziano, erzeugte; von letzterem entsproßten Ambrosio, Vater des Giovanni

55) Die Urkunde bei *Venasque* p. 48—51.

und des Manuello, beider Rechte Doctors, und Battista, Vater des Giovanfrancesco; c) Damiano, Vater des Lodovico, des Pietro, der den Girolamo hinterließ, und des Melchiorre, Bischofs von Brugnetto seit dem 13. Mai 1510, gest. 1512. Derselbe hatte einen unehelichen Sohn Andrea, der am 20. Juni 1538 Bischof von Nebbio auf Corsica ward, 1558 starb und einen 1554 lebenden Bastard Melchiorre erzeugt hatte; d) Martino. Von dessen Söhnen hinterließ Lorenzo den Marco, Vater des Tommaso und Benedetto; Girolamo aber, mit Maria Grimaldi qu. Domenico vermählt, nur den Giovanantonio; des letzteren Bastard Giambattista wird mit seinem Sohne Giovannantonio (verm. mit Maria Grimaldi) 1554 genannt. Als ihre Söhne erscheinen 1634 Dario, Giambattista und Lorenzo, verm. mit Cattarina Maria und Vater des Giovannantonio, der mit Girolama Lomellini den Filippo erzeugt hat.

2) Erben Leonardo's Oliva.

Leonardo's (gest. vor 1448) Söhne Rafaello und Jacopo nahmen 1448 Wappen und Namen der Grimaldi an; ersterer starb unbeerbt; letzterer hinterließ den Gregorio (gest. kinderlos) und den Anzianen Giorgio, der mit Battina Pallavicini sein Geschlecht fortpflanzte. Aus ihrer Ehe stammte ein einziger Sohn Jacopo, von dem sogleich; daneben hatte er einen Bastard Girolamo, der sein Geschlecht in Neapel zu höchsten Ehren brachte.

Jacopo, gest. vor 1554, hatte acht Söhne: a) Corrado 1554, Vater des Jacopo und Scipione; b) Nicolò 1554, Malteser, Gesandter seines Ordens in Rom und bei Kaiser Rudolf II.; c) Vincenzo 1554; d) Stefano 1554; e) Giovannantonio 1554; f) Francesco 1554; g) Gaspare, Vater des Gherardo, und h) Agostino 1554, Senator der Republik 1607, der mit Ippolita Squarciafico die Lelia, Gem. des Giambattista Gentile, und den Jacopo erzeugte; letzterer, gest. vor 1634, hinterließ von Paola Spinola drei 1634 lebende Söhne: Agostino, Paolo und Jacopo.

Der Bastard Girolamo, 1554, ließ sich im Neapolitanischen nieder, wo er die Baronie von Monte S. Angelo erwarb, heirathete die Luchinetta Doria und hinterließ die Maria, Gem. des Tommaso Ricardino Spinola und den

I. Battista, Herzog von Terranuova und Fürsten von Gerace, 1554 in dem Verzeichnisse der Familienglieder genannt. Derselbe erwarb 1574 von seinem Landsmann Tommaso de' Marini besagtes Herzog- und Fürstenthum im Reiche Neapel, hinterließ bei seinem Tode reiche Stiftungen der Republik Genua, den Armen und der Kirche und ward durch eine Statue geehrt. Er hatte zur Gemahlin Mariettina Spinola, mit der er fünf Kinder erzeugte; daneben hinterließ er einen Bastard Orazio, verm. mit Camilla Negrone, Vater des Ottavio, des Giovannantonio (verm. mit Paola de Mari, gest. kinderlos vor 1634) und des Battista, der 1634 lebte und mit Paola Maria de Marini den Orazio und die Camilla gewann.

Des Fürsten Battista fünf legitime Kinder waren: a) Girolamo, gest. jung; b) Nicoletta, verm. mit Luca Grimaldi, nachherigem Dogen; c) Livia, Gem. des Ottavio Cattaneo, Barons von Avella; d) Gianfrancesco und e) Pasquale, von deren Linien unter a) und b).

a) Zweig Gianfrancesco's.

II. Gianfrancesco I., bereits 1554 genannt, folgte in den väterlichen Gütern und heirathete die Lelia Spinola, von der er fünf Söhne hinterließ: Filippo, Baron von Monte S. Angelo, gest. vor 1634, Vater eines gleichnamigen Bastards; Giambattista, gest. vor 1634, der in seinem Testamente ein ansehnliches Legat für das Fremdenhospiz in Genua aussetzte; Carlo, erst in spanischen Diensten Reiteroberst in Belgien, dann Geheimerrath im Herzogthume Mailand, gefallen 1630 vor Casale; seine und der Bettina Centurione einzige Tochter Maria Lelia heirathete ihren Vetter, den Fürsten Gianfrancesco II.; Lorenzo, 1634 Gem. der Maria Lodovica Cattaneo, und

III. Girolamo, Fürst von Gerace und Herzog von Terranuova, Marchese von Gioja (1634, 1647), verm. mit Benedetta Pinelli qu. Castellino und Vater von:

IV. Gianfrancesco II., dem der Vater noch bei Lebzeiten das Marchesat Gioja abtrat, und der 1634 als Erbe seines Oheims Filippo erscheint; er vermählte sich mit seiner Cousine Maria Lelia Grimaldi und erzeugte mit ihr eine einzige Erbtochter:

V. Teresa, Fürstin von Gerace und Herzogin von Terranuova, die ihren Verwandten Giovan Agostino Grimaldi heirathete.

b) Zweig Pasquale's.

Pasquale I. (1554) ward Graf von Rocca Grimalda im Mailändischen, erscheint 1595 als Senator in Genua und zeugte mit Giulia Lomellino sieben Kinder: a) Nicolò, gest. jung; b) Battista I., seinen Nachfolger, gest. vor 1634; c) Pierbattista, Malteser; d) Laura, verm. mit Giovanni Spinola; e) Maria, Gem. des Jacopo Malaspina, Marchese von Fosdinuovo; f) Eugenia, verm. erst mit Ferrante Spinola, dann mit Agostino Pallavicini, Dogen von Genua 1607, und g) Andrea I., der dem Bruder folgte, 1634 noch lebte und zweimal, erst mit Artemisia Spinola, dann mit einer Borzoni vermählt war; er hatte drei Söhne: Nicolò, Giambattista, die beide jung starben, und Pasquale II., gest. 1720, der mit Maria Doria fünf Kinder zeugte: a) Cattarina, Gem. des Alessandro Doria qu. Giovanmaria; b) Giovan Agostino, gest. jung; c) Pasquale, Priester; d) Artemisia, Gem. des Giacomo Spinola, und e) Andrea II., der als Erstgeborener Graf von Rocca Grimalda ward[56]). Seine Söhne waren: a) Battista II., verm. mit Settimia Spinola, die ihm

56) Belehnt 30. April 1720 und 7. Juli 1722.

aber nur zwei Töchter: Teresa, Gem. des Giovannandrea Spinola, und Benedetta, Gem. des Giambattista Grimaldi, gebar; b) Nicolò, gest. kinderlos, und c) Giovan Agostino, VI. Fürsten von Gerace und Herzog von Terranuova durch seine Heirath mit Teresa Grimaldi und Vater zweier vermählter Töchter, über deren jüngere mir nähere Nachrichten fehlen. Die ältere:

VII. Maria heirathete in erster Ehe den Giambattista Serra, des Girolamo und der Maria Grimaldi Sohn (1764); sie gebar ihm fünf Kinder, von denen Agostino Serra das Herzogthum Terranuova erbte und mit Maria Francesca d'Aragona sein Geschlecht fortpflanzte. In zweiter Ehe verband sich Fürstin Maria mit Pasquale Serra, jüngerem Sohne des Herzogs Giuseppe von Cassano (1767—1833), dem sie das Fürstenthum Gerace zubrachte; sie lebte noch 1830; der Titel ging auf ihren ältesten Sohn aus dieser Ehe Nicolò Serra und dessen Descendenz über.

F. Familie Cebà, später Grimaldi.

Die Cebà waren ein altes genuesisches Geschlecht, das bereits 1142 der Stadt einen Consul gegeben hatte; am 25. Oct. 1448 ließen sich laut dem vom Kanzler Bracelli redigirten Act [57]) die sechs Söhne des verstorbenen Tommaso in den Albergo der Grimaldi aufnehmen. Sie erklärten bei dieser Gelegenheit, daß sie und ihre gesammte Nachkommenschaft künftig „sese nominabunt ex familia et cognomento Grimaldorum, relicto veteri nomine Cebarum et omni alio familiari cognomento. Item quod in suis aedibus et aliis celebrioribus locis sacris ac profanis, ubi erant signa, vel ut vulgo dicitur, arma Caebarum, caelari aut pingi curabunt signa Grimaldae familiae; et si nova signa ab se posthac erunt alicubi sculpenda vel pingenda, relictis Cebarum signis, Grimalda ibi signa figentur.“ Jene sechs Sprossen des Hauses Cebà, dessen andere Linien vorläufig am alten Namen festhielten, waren: a) Nicolò, von dessen Linie unter 1); b) Federigo 1448, Vater des Federigo und des Cristoforo 1448, dessen Sohn Federigo kinderlos starb; c) Babilano 1448, Anziano, Vater des Tommaso und des Manuello, der 1476 genuesischer Gesandter am Hofe von Mailand war; d) Domenico, von dessen Linie unter 2); e) Antonio, von dessen Linie unter 3), und f) Girolamo 1448, der den Babilano, Lazaro, Ambrosio und Manuello, Statthalter von Corsica 1508—9, erzeugte.

1) Erben Nicolò Cebà's.

Nicolò 1448, Anziano 1453, später Gesandter in Neapel, hinterließ den Agostino, den Emmanuele, Vater des Nicolò 1527 und Großvater des Stefano, der 1554 mit seinem Bastard Lodovico aufgeführt wird; den Giovanni, Galeerencapitän, Gesandten in Mailand 1488; den Girolamo, Anziano, und Angelo, Anziano 1484, der 1487 in den Bürgerkriegen der Vaterstadt gewaltsam endete; seine Söhne Nicolò, Anziano 1506 und 1526, und Ottaviano, Anziano 1521, Senator 1550, gest. nach 1554, beschlossen diese Linie.

2) Erben Domenico Cebà's.

Domenico, 1448, hatte fünf Söhne: Domenico, Filippo, Tommaso, Gaspare, Vater des Gherardo und Jacopo (1554), und durch ersteren Großvater des Gaspare, und den Lazaro, Anziano 1492, der den Agostino, Paolo, Senator 1545, gest. nach 1554, Stefano, Lodovico und Domenico, Senator 1540, gest. vor 1554, hinterließ; letzterer allein setzte sein Geschlecht fort; doch starb sein älterer Sohn Agostino (1554) unvermählt, der jüngere Lazaro (1554) Herr von Massone, baute das Augustinerkloster in Genua, war 1574 Senator, wurde 1597 zum Dogen erwählt und beschloß sein Leben am 15. Dec. 1599, von Marzia Contarini die einzige Tochter Cassandra (gest. 4. Juni 1616) hinterlassend, die des Fabrizio Pallavicini (gest. 1625) Gemahlin ward.

3) Erben Antonio Cebà's.

Von Antonio, 1448, entsproß Ambrosio, Anziano 1486, 1500 und 1516, Vater von sieben Söhnen: a) Antonio, von dessen Zweige unter α); b) Girolamo, Gesandter von Frankreich; sein Sohn Giovanni wird 1554 aufgeführt; c) Nicolò; d) Bernardo, von dessen Zweige unter β); e) Bartolommeo, zeugte den Ambrosio (1554); f) Lodisio, zeugte den Giambattista (1554), und g) Giambattista. Letzterer hatte zwei Söhne: Ambrosio 1554, Vater des Giambattista, Großvater des Bastards Giambattista, der 1634 mit seinem Sohne Ambrosio genannt wird, und Anfreone (1554—76), dessen Bastard Giulio Cesare 1607 die Maria Pallavicini heirathete und mit ihr den Anfreone (1634, gest. unvermählt) und Carlo 1634 erzeugte. Derselbe hinterließ von einer Tochter des Domenico Giordano nur drei Töchter, von denen Maria Cattarina den Giacomo Centurione Cantello, Giulia Maria den Gianfrancesco Oliva, Maria Benedetta den Agostino Maria Grillo heirathete.

α) Linie Antonio's.

Antonio, verm. mit Peretta d'Oria qu. Melchiorre, hinterließ den Agostino (1554—76) und den Nicolò (1554), 1561—62 Gouverneur von Corsica, der mit Paolo Pallavicini vier Kinder hatte: Virginia, Gem. des Nicolò Cicala qu. Vincenzo; Ansaldo, Senator 1611, als Historiker und Dichter der „Regina Esther“ einst gefeiert, gest. 1628; Lanfranco, Großkreuz des Malteserordens, und Antonio 1334, Senator 1626, der mit Maria Spinola qu. Dionisio sechs Kinder gewann: a) Giovanna, Gem. des Giacomo Negrone; b) Paola, Gem. des Anfreone Franzone; c) Cattaneo 1634, verm. mit Geronima Cattaneo; d) Dionisio, Malteser; e) Ottaviano, geistlich, 1634, und (f) Nicolò 1634, Gem. der Benedetta Mulassano. Letzterer ward Vater von zwei

57) *Venasque* p. 52—56. Vergl. *D. Confuorti* Della famiglia Ceva, discorso genealogico. Bologna 1737. 4.

Töchtern: Maria, die den Federigo de' Franchi, und Girolama, gest. 14. Aug. 1733, die den Michele Pallavicini, Grafen von Yeves in Spanien (gest. 1731), heirathete, und fünf Söhnen: Antonio, Doge von Genua 1703—1705; Ansaldo, Gregorio, Francesco Maria und Giovan Lanfranco. Letzterer heirathete zuerst die Teresa Raggi, dann die kinderlos verstorbene Francesca Grimaldi; aus erster Ehe stammten Giambattista, Giovanna, Gem. des Domenico Grillo, und Nicolò, verm. mit Placidia Negrone, Vater der Cattarina, Gem. des Leonardo Cattaneo, der Giovannetta, Gem. des Bartolommeo Saluzzo, und Giovan Lanfranco, der, mit Anna Grimaldi qu. Rainerio vermählt, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Genua lebte. Zu seinen Nachkommen gehört wol der Marchese Emilio, der 1820 die Polissena Grimaldi von la Pietra heirathete; doch ist das Geschlecht der Grimaldi-Cebà allem Anschein nach jetzt in Genua gänzlich erloschen.

β) Linie Bernardo's.

Bernardo, verm. mit Pellegrina Cicala, hinterließ den Antonio, von dem sogleich, und den Carlo, der am 6. Juli 1562 das Bisthum Sagona auf Corsica erhielt, auf dem Tridentinum tagte, am 8. Dec. 1565 in Bentimiglia, am 26. Nov. 1572 in Albenga Bischof ward; er baute dort ein Seminar und starb 1581 zu Genua; er ruht in der Kathedrale zu Albenga. Sein Bruder Antonio (1554), Senator 1583, war Doge von 1593—1595 und Gem. der Lavinia de Marini qu. Gioffredo, Vater zweier Töchter, von denen die eine einen Ghislieri aus dem Geschlechte des Papstes Pius V., Marchese von Cassano, die andere, Placidia, den Marchese Agostino Grimaldi von la Pietra heirathete, und des Sohnes Alessandro. Derselbe kaufte 1613 die Baronie Montella im Neapolitanischen und hinterließ von Maria Sauli qu. Lorenzo[58]) den Lorenzo, Carlo, Girolamo und Antonio. Letzterer verkaufte 1680 die Baronie Montella an die ihm verwandten Sauli. Antonio überlebte die Kinder, die ihm Cornelia Spinola qu. Massimiliano geboren; es waren drei Töchter: Giovanna, Maria und Maddalena, und vier Söhne: Massimiliano, Alessandro, Giovan Alfonso und Giuseppe, welcher letztere in seinen Testamenten vom 30. Jan. 1672 und 26. Nov. 1674 seinen Vater zum Erben einsetzte.

Als 1528 bei der neuen Constituirung der Republik Genua die Einrichtung der Alberghi ganz allgemein ward, ließen sich auch andere Zweige der Cebà in den der Grimaldi aufnehmen. So namentlich Francesco Cebà, des Bartolommeo (1490, testirte 1515) Sohn und Enkel des Domenico (1477), der mit einer Giustiniani den einzigen Sohn Cristoforo[59]) (1545—91) erzeugte. Derselbe ließ sich dauernd in Neapel nieder, wo er die Lehen Telese, Pietracatella, Serrapaco, Magliano und Sta. Croce erwarb, und wurde in seiner Ehe mit Claudia Adorno qu. Filippo Vater von vier Töchtern, die sämmtlich neapolitanische Edle heiratheten: Giovanna, verm. mit Tommaso Caraffa; Cecilia, verm. mit Vincenzo Capece; Silvia, verm. mit Ascanio Capece, und Emilia, verm. mit Marcello Caraffa, und zwei Söhnen: Giovannantonio, von dessen Linie unter a), und Gianfrancesco, von dessen Linie unter b).

a) Linie Giovannantonio's (Herzoge von Telese).

I. Giovannantonio I. empfing für Telese, das ihm als Erbtheil zugefallen, 1609 von Philipp III. den Herzogstitel; er heirathete Emilia Adorno qu. Michele und hatte von ihr außer einer Tochter, die den geistlichen Stand erwählte, vier Söhne: Cristoforo, Piergiovanni, Agostino, von dem hernach, und

II. Bartolommeo I., verm. zuerst mit Anna Giustiniani, dann mit Adriana Caraffa qu. Francesco; ihn überlebte ihr einziger Sohn:

III. Giovannantonio II. Maria, der mit Fortunata, des Carlo Antonio Dentice Tochter, fünf Kinder gewann: Adriana, Maddalena und Emilia, die sämmtlich den Schleier nahmen, dann die Söhne:

IV. Bartolommeo II., gest. kinderlos, beerbt von seinem Bruder

V. Angelo Maria, der anfänglich dem Malteserorden bestimmt ward, als Herzog von Telese folgte, zum Granden von Spanien erhoben ward, jedoch unvermählt starb. Sein Großoheim Agostino war in seiner Ehe mit Vittoria Mastrilli, Tochter des Marchese Antonio von St. Marzano Vater von fünf Kindern geworden: a) Marcello, der 1697 für sich einen Marchesetitel erhielt, die Maddalena Maria von Hoornes heirathete, jedoch kinderlos starb; b) Michele, Malteser; c) Giovanna, Nonne; d) Teresa, Gem. des Pietro Capece, und e) Giambattista, von dessen Söhnen Antonio 1709 vor Mons blieb, der ältere aber

VI. Filippo zufolge Testament des Angelo Maria als Fürst von Telese succedirt, erst die Anna Dentice, dann die Angela Capuano heimführte, jedoch erblos seine Linie beschloß.

b) Linie Gianfrancesco's (Marchesi von Pietracatella).

I. Gianfrancesco I., Herr von Pietracatella, Matrice und Campo di Pietra, erwarb 1606 Arpaja von Francesco Guevara und ward im nämlichen Jahre zum Marchese von Pietracatella erhoben; vermählt mit Vittoria del Balzo von Sta. Croce, hatte er sieben Söhne, von denen Francesco jung starb, Filippo, Giambattista, Carlo, Cristoforo und Tommaso den geistlichen Stand wählten, der älteste aber

II. Diego Francesco dem Vater folgte und in erster Ehe mit Teresa Ramirez Montalvo von S. Giuliano, in zweiter mit Beatrice Sanseverino, Witwe des

58) Daneben hatte er zwei 1634 genannte Bastarde Carlo und Girolamo. 59) Ueber seine Linie handelt speciell: *Franc. de Angelis*, Cenno genealogico delle famiglie Ceba-Grimaldi e Mirelli. Napoli 1840. 8., ein höchst confuses Buch, in dem die Cebà von den Marchesi von Ceva aus dem Aleramischen Stamme abgeleitet sind.

Lodovico Montalto, vermählt war. Von seinen Söhnen ward Antonio Geistlicher,

III. Giuseppe I. aber erzeugte mit Giulia Montalto den Lodovico, Malteser, die Maria Rosa, Nonne, die Teresa, Gem. des Tiberio Broncaccio, und den

IV. Gianfrancesco II., der die Anforosa Mastrogiudice, des Marchese Luigi von Montorio Erbtochter, heimführte; von ihnen entsproßten Diego Maria, Giulia und Beatrice, beide Nonnen, und

V. Giuseppe Maria, der von Angela Pisanelli aus dem Hause der Herzoge delle Pesche einen einzigen Sohn

VI. Francesco I. hinterließ, Gemahl der Maria Spinelli aus der Linie der Herzoge von Cariati und Vater der Maria Antonia, welche den 1773 geborenen Giuseppe II. Mirelli, Fürsten von Terra seit 1814 (gest. 20. Jan. 1840), heirathete, und des

VII. Giuseppe II., Marchese von Pietracatella. Derselbe war von 1815—1826 Director des großen Archivs in Neapel, Kammerherr 1820, Präsident der Consulta generale und Staatsrath unter dem Ministerium des Herzogs von Avarna bis 1840, Großkreuz des Ordens von Franz I. 1829, Ritter des Ordens vom heil. Januarius 1831, schließlich Ministerpräsident beider Sicilien von 1840 bis zum verhängnißvollen Jahre 1848. Ein entschiedener Anhänger der Bourbonen, trat er darauf in den Privatstand zurück und starb 1862 [60]). Zweimal vermählt, hatte er aus erster Ehe nur zwei Töchter, von denen Maria, unvermählt, im 21. Jahre ihres Alters starb, Rachele aber den Rafaello Petra, Herzog von Bastogirardo, heirathete; aus zweiter Ehe stammt der einzige Sohn

VIII. Francesco II., seit 1862 Marchese von Pietracatella [61]).

Außer diesen dem Albergo der Grimaldi aggregirten Zweigen der Familien Oliva und Cebà finden wir nun noch verschiedene Familien des Namens im Neapolitanischen, in Frankreich und Spanien genannt, deren Zusammenhang mit dem genuesischen Geschlechte freilich unnachweisbar ist, ja geradezu als nicht auf echte Documente begründet erwiesen werden kann. Da diese Familien jedoch einzelne hervorragende Individuen hervorbrachten, kann ich sie nun hier anschließen, und handle also von ihnen unter G — I.

Eher lassen sich noch die Grimaldi auf Corsica dem genuesischen Geschlechte zuweisen, obgleich der genealogische Zusammenhang fehlt. Dieselben lebten seit langer Zeit in Ampugrani und Campoloro; ein aus letzterem Orte stammender Sprosse ward 1765 Professor an der von Paoli eröffneten corsischen Universität; ein anderer war 1768 Officier unter Paoli, schloß sich 1769 dem französischen Interesse an, ward Ritter des Ludwigs-Ordens und stellte sich 1794 wieder auf die Seite seiner Landsleute. Im J. 1823 lebte zu Ampugrani ein Ruggiero Grimaldi mit Frau und zwei Söhnen; wahrscheinlich gehört der jetzige Professor der Chemie in Sassari Antonio Grimaldi zu seiner Descendenz. Auch möchte ich vermuthen, daß Antoine Louis Grimaldi, der 1823 zu Montpellier mit seiner Dissertation: „Essai sur les hémorrhoides" (in 4.) promovirte, und Vincentello Grimaldi d'Esdra (schrieb: Quelques considérations sur l'amaurose. Thèse. Montpellier 1853. 4.) zu diesen corsischen Grimaldi zu rechnen sind, von letzterem glaube ich es schon des Vornamens wegen bestimmt; als Sohn des ersteren erscheint der Priester H. F. Grimaldi, der 1863 ein Schulbuch: De viris illustribus Galliae ad usum lycaeorum minorum, seminariorum, collegiorum et institutorum imperii Galliae (Parisiis. 12.) herausgab und seinem Vater Antonio und seinem Bruder Jacopo Sante Grimaldi widmete.

G. Grimaldi im Neapolitanischen (von Missimeri).

Venasque läßt dieselben von dem S. 116 genannten Bertone stammen, der aber nachweislich kinderlos gestorben ist; die Familie selbst leitet sich von einem der genuesischen Grimaldi, Giovanni, ab, der im 16. Jahrh. sich in Seminara ansässig gemacht. Dem Bertone dichtete Venasque vier Söhne an, von denen Luca mit Cattarina Pallavicini den Ferdinando, Capitän und Rath der Johanna II. von Neapel, und in seiner Ehe mit Isabella del Balzo Vater des Ritters Tommaso und des Ritters Luca, Protectors von Seminara, gezeugt habe; Nicolò hernach erwähnt werden wird, Grimaldo aber den Nicolò, Baron von Masella 1430, hinterlassen, dessen genealogisches Manuscript neben den Familien-Musterungen Hauptquelle für Venasque gewesen ist; derselbe gibt ihm drei Söhne: Evangelista, verm. mit Porzia Sacco, Tommaso, verm. mit Maffala Filipponi, und den Bastard Rafaello, der als Galeerencapitän gefallen sei. Nicolò soll Großjustitiar Karl's von Calabrien (gest. 1328) gewesen sein und mit Leonora Caracciolì die Töchter Antonia und Teodora, Gem. des Mario de Marra von Stigliano, und die Söhne Evangelista, Rafaello und Giovanni erzeugt haben, der die Baronie Missimeri erworben, die Vittoria Caraffa geheirathet und den Angelo, Gem. der Anna Bruno, wie den Luca, Kammerherrn des Königs Ladislaus, erzeugt. Dem Luca gibt dann Venasque fünf Söhne: Giovanni, Antonio, Vater des Luca und Ferdinando, die beide Priester geworden, Ferdinando, Giovanni, von dem hernach, und einen namenlosen, der eine Quella (?) Caetani geheirathet und mit ihr die Malteser Luca und Evangelista erzeugt, auch einen Bastard Antonio Grimaldi Rosso, Vater des Priesters Ferdinando, hinterlassen. Mir scheinen alle diese Namen fingirt; die Genealogie steht da-

60) Er schrieb u. a.: Asserzioni sulla conversione delle rendite publiche. Napoli 1836. 4.; Elogio del conte de Camaldoli F. Ricciardi. Ibid. 1843. 4.; Del lavoro degli artigiani. Ibid. 1845. 4. Ueber ihn handelt ausschließlich die Notice nécrologique sur Giuseppe Cera Grimaldi offerte à l'académie des sciences morales et politiques. Paris 1862. 8. 61) Schrieb: Memorie storiche delle isole e badia di Tremiti. Napoli 1852. 4.

mit, auch wenn wir auf die folgenden echten Generationen Rücksicht nehmen, im schlagendsten Widerspruche; der Bastard Antonio Rosso z. B. ist wol nur eingeschwärzt, weil Cristoforo Rosso Grimaldi, dessen Haus sich 1528 in den Albergo der Grimaldi aufnehmen ließ, von 1535—37 Doge von Genua war. Sicher ist dagegen, daß Giovanni Grimaldi, einer gewiß nicht unverbürgten Tradition zufolge, aus Genua stammend, sich im 16. Jahrh. in Seminara niederließ; Venasque gibt ihm drei Gemahlinnen: Lisella Mungi, Diana Ventimiglia und Maria Caracciolo; er muß etwa 1550 gelebt haben, obschon Venasque seinen Sohn Ferdinando Edelknabe bei König Ferdinand II. von Neapel sein läßt; es ist das unmöglich, da von Ferdinando's urkundlich verbürgten Enkeln Giuseppe 1634 als lebend genannt wird. Dem Giovanni in Seminara werden sechs Kinder beigelegt: a) Luca, Priester; b) Bernardina; c) Polissena, Gem. des Antonio Cardino; d) Francesco, von dem unter α); e) Ferdinando, von dem unter β), und f) Jacopo, der den Priester Luca und einen Bastard Simeone hinterlassen.

α) Zweig Francesco's.

Francesco hinterließ den Luca, Gem. der Vittoria Gambacorta, und den Tommaso, der mit Vittoria Gallo fünf Kinder erzeugte: Marcantonio 1634, Francesco, gest. jung, Pier Giacomo, Luca 1634 und Diana, Nonne in Seminara; über ihre Descendenz fehlen mir weitere Nachrichten. Ohne Zweifel gehört aber zu den neapolitanischen Grimaldi auch Francesco, geb. nach 1550 zu Oppido, gest. in den zwanziger Jahren des 17. Jahrh., der früh in den Theatinerorden trat und sich als Architekt und als Meister im Erzgusse auszeichnete. Nachdem er zuerst 1578 die Kirche S. Andrea in Neapel erbaute, entwarf er 1586 den Plan zur Kirche Ss. Apostoli, die jedoch erst 1626 vollendet ward; 1600 führte er die Theatinerkirche Sta. Maria degli Angeli auf Pizzofalcone, eins der geschmackvollsten Baudenkmäler der Stadt, auf, dann 1607 Sta. Maria della Sapienza; endlich ward 1608 sein Plan zu der Capella del tesoro in der Kathedrale S. Gennaro bei der deshalb eröffneten Concurrenz für preiswürdig anerkannt; dieselbe ward alsbald in Angriff genommen und mit prächtigen Gemälden von Domenichino, Lanfranco, Spagnoletto und andern geziert.

β) Zweig Ferdinando's.

Ferdinando heirathete die Lancia Grimaldi und zeugte mit ihr den Antonio, die Diana, Gem. des Hauptmanns Filippo Prolio, und den Giovannelio, Herrn von Missimeri und Cupari, der zuerst mit Francesca Mungio, dann mit Lucrezia Filipponi vermählt war, und fünf Kinder hinterließ: a) Ferdinando, verm. mit Jolanta de Franco, Vater des Francesco, Giambattista (1634) und Basilio (1634); b) Giuseppe (1634), verm. mit Giulia Rudini, Vater des Jacopo, Gianfrancesco und Antonio, die 1634 genannt werden, und des Bastards Cesare; c) Giulia, verm. erst mit Francesco Filipponi, dann mit Scipione Ruffo; d) Cesare, Gem. der Isabella Papali, und den Erbherrn e) Jacopo, der die Diana Massaferro heirathete und vor 1634 mit Hinterlassung von fünf Kindern starb: a) Filippo von Cupari, gest. vor 1634; b) Francesca, Gem. des Francesco Antonio Cavallo; c) Andrea; d) Giovanni von Missimeri 1634, verm. erst mit Antonia Fedele, dann mit Antonia Ardnino, Vater des Jacopo, des Carlo, der Diana, Gem. des Michele Spadafora, und des Bastards Vinciguerra, und e) Pietro von Cupari 1634, verm. mit Maria Oliva und Vater von Felice, Lorenzo, Salvatore 1634, Bernardo 1634, Fabrizio 1634, Jacopo 1634, Vinciguerra 1634, Girolamo, Giuseppe und Angela, die sämmtlich bei Venasque erwähnt sind.

Ihre Nachkommenschaft muß sich im Neapolitanischen vielfach verzweigt haben, doch bin ich nicht im Stande, eine Uebersicht der genealogischen Verhältnisse zu geben, da mir die auf sie bezüglichen Papiere, die mir von Castellamare in Aussicht gestellt waren, bis jetzt nicht zugegangen sind. Ich muß mich deswegen hier darauf beschränken, diejenigen Sprossen dieser Grimaldi Neapels aufzuführen, die in wissenschaftlicher oder künstlerischer Beziehung sich einen Namen erworben haben. Dahin gehören:

1) Costantino, geb. 1667 zu Neapel, zeichnete sich durch gründliches Studium der Jurisprudenz, Theologie, Medicin, sowie der Mathematik, obgleich in letzterer Autodidakt, aus, und war der entschiedenste Vertheidiger der Philosophie des Descartes gegenüber den Angriffen des Pater Benedictis. Er veröffentlichte: **Risposta alla lettera apologetica di Benedetto Aletino, nella quale si dimostra esser quanto necessaria e utile la teologia dommatica e metodica, tanto inutile e vana la volgar teologia scolastica; Risposta alla seconda lettera di Ben. Aletino, in cui fasi vedere quanto manchevole sia la peripatetica dottrina; Risposta alla terza lettera di Ben. Aletino, in cui dimostrasi quanto salda e pia sia la filosofia di Descartes; Considerazioni teologiche e politiche fatte a pro degli editti di S. M. C. intorno alle rendite ecclesiastiche del regno di Napoli. 1702. 2 Voll. 4.** und andere kleine, auf dieselbe Angelegenheit bezügliche Streitschriften. Er starb in seiner Vaterstadt als königlicher Rath 1750 und hinterließ den

2) Gregorio, geb. 1695. Er ward in seiner Jugend von seinem Vater in Künsten und Wissenschaften unterrichtet, erwarb sich solide Kenntnisse in der römischen Geschichte und den Antiquitäten und wandte sich dann dem Studium der Jurisprudenz zu, ohne dabei seine poetischen Neigungen zu verleugnen. Er dichtete unter andern **Egloghe pastorali e rime**, die 1717 zu Florenz (in 8.) erschienen, und ward in die Akademie der Arkadier mit dem Namen Clarisso Licunteo aufgenommen, unter dem er auch 1716 eine **Lettera, in cui si esaminano due luoghi delle opere del signore Francesco Maradei, per occasione de' quali si ragiona della sospezione proposta dal procuratore de' Gesuiti in persona del regio consigliere D. Costan-**

tino Grimaldi, eine Ehrenrettung seines Vaters, veröffentlichte. Er zeichnete sich als Advocat in Neapel aus, fiel aber 1744 in Ungnade, da er angeblich während des Kriegs um Velletri eine verdächtige Correspondenz geführt hatte, und ward am 17. Febr. mit seinem Vater im Castelnuovo eingekerkert. Die Untersuchungscommission fand den Vater schuldlos, verbannte ihn dagegen auf einige Zeit nach der Insel Pantellaria; jedoch erhielt er später die Erlaubniß, sich auf Sicilien niederzulassen, und starb dort am 27. Nov. 1767 zu Marsala. Er schrieb das höchst wichtige Buch: Istoria delle leggi e magistrati del regno di Napoli (Tom. I—II. Lucca III. Napoli 1732. IV. ebenda, herausgegeben von seinem Bruder Ginesio 1752. 4.), welches von seinem Bruder Ginesio neu aufgelegt und in 8 Bänden fortgesetzt ward; die neue Ausgabe erschien zu Neapel 1767—1774 in 4.

3) Francesco, geb. um 1678, trat jung in den Jesuitenorden und lehrte zuletzt die Rhetorik am Collegium Romanum; er verfaßte drei lateinische Lehrgedichte: de vita urbana (Romae 1725. 8.), de vita oeconomica (Ibid. 1738) und de vita aulica (Ibid. 1740), und starb zu Rom 1738.

4) Domenico, geb. 1735 zu Seminara, Marchese Grimaldi, widmete sich frühzeitig dem Studium der Rechtswissenschaft, begab sich dann nach Genua, wo er seinen alten Adel erneuern und sich ins goldene Buch eintragen ließ, auch verschiedene öffentliche Aemter bekleidete, daneben aber hauptsächlich sich mit den neuen Erfindungen auf den Gebieten der Agricultur, des Oelbaues und der Seidenzucht vertraut machte. Nachdem er im Interesse derselben Frankreich und die Schweiz bereist, kehrte er nach Calabrien zurück, stellte dort seit 1765 mit vielen, bisher ganz unbekannten Maschinen mannichfache Versuche an, führte die bisher kaum dem Namen nach gekannten Kartoffeln ein und legte künstliche Wiesen, Gärten im französischen Geschmacke und verbesserte Oelmühlen an. Doch fanden seine Bestrebungen anfänglich wenig Anklang; sein Vermögen schmolz zusammen; auch der Tod seines Vaters trug nichts zur Hebung seiner Lage bei. Erst 1782, als er in Folge seiner Schriften über Agricultur zum Mitglied des Finanzraths ernannt worden, besserte sich dieselbe; er erhielt 1784 eine Mission nach Reggio, wo er seitdem seinen Wohnsitz nahm, um den Seidenbau in Calabrien zu überwachen; eine Schule für Seidenzucht ward da angelegt, eine Musteranstalt in dem nahen S. Giovanni eröffnet. Angeklagt der Sympathie für die parthenopäische Republik, ward er 1799 verhaftet, doch freigesprochen; er zog sich nach Reggio zurück und starb dort, hochverdient um die Hebung der vaterländischen Industrie, am 5. Nov. 1805. Von seinen ökonomischen Schriften sind zu nennen[62]): Mémoire sur l'herbe appellée Sulla, gedruckt auf Kosten der Accademia do' Georgofili in Florenz; Essai sur l'économie agricole pour la Calabre citérieure (Napoli 1770. 8.); Instruzione sulla nuova manifattura dell' olio introdotta nel regno di Napoli (Ibid. 1771, 1773, 1777. 8.); Observations économiques sur les fabriques et le commerce des soies dans le royaume des Deux Siciles (Ibid. 1780); Projet sur les moyens d'employer utilement les condamnés aux travaux forcés (Ibid. 1781); Mémoire sur le commerce et la fabrication des huiles, soit chez les anciens, soit chez les modernes (Ibid. 1783); Mémoire pour le rétablissement du commerce des huiles et de l'agriculture dans la Calabre (Ibid. 1783); Projet de réforme de l'économie politique dans le royaume de Naples (Ibid. 1783); Rapport au Roi, avec quelques réflexions d'économie politique relatives à la Calabre (Ibid. 1783); Rapport sur une école établie par ordre du Roi à Reggio pour le filage de la soie à la Piémontaise (Messina 1785). Wahrscheinlich war er der Vater des Nobile.

5) Francesco Grimaldi, Ritter und General-Adjutant, dann Officier in der republikanischen Nationalgarde zu Neapel, eines Jünglings von außergewöhnlicher Körperkraft und begeisterten Anhängers der kurzlebigen parthenopäischen Republik. Als dieselbe gefallen, ward er verhaftet und sollte Nachts zum Platz del Carmine geführt werden, um den Henkerstod zu erleiden. Ihn umgaben zwei Compagnien Soldaten, Russen und neapolitanische Schergen Ruffo's; da warf er die beiden, die ihn führten, nieder und suchte zu entfliehen; es gelang; fast eine Miglie lang ward er von den Häschern verfolgt, endlich erreicht und mit den Bayonnetten durchbohrt; seine Leiche hing am 22. Oct. 1799 am Galgen. Hätte er nicht den tollkühnen Fluchtversuch gewagt, so wäre er wenigstens, wie festgesetzt war, zur Enthauptung begnadigt worden, gleich so vielen seiner hochadeligen Gesinnungsgenossen; so mußte er das Loos der Plebejer theilen. Es scheint die Linie der Marchesi Grimaldi in Neapel mit seinem Vater erloschen zu sein; in dem im ersten Decennium des jetzigen Jahrhunderts angelegten goldenen Buche des Adels von Neapel ist das Haus der Grimaldi als erloschen, wenigstens der Marchesetitel als vacant bezeichnet. Jedenfalls war auch Domenico's Bruder erblos verstorben, der berühmte Jurist

6) Francesco Antonio, geb. 1740 in Seminara. Derselbe zeigte in der Jugend besondere Vorliebe für die schönen Künste, studirte dann Jurisprudenz und fungirte als berühmter Advocat, hernach als Auditeur in Neapel, wo er 1784 gestorben ist[63]). Er veröffentlichte daselbst 1766 eine an Agostino Lomellini gerichtete „Lettera sopra la musica", in der er nach Vorgang der Alten das moralisch-philosophische Element in der Musik herzustellen suchte; ferner sein Buch: De successionibus legitimis in urbe Neapolitana σύστημα, Pars I.

62) Ich muß dieselben leider meistens französisch citiren, da mir die italienischen Titel nicht vorliegen; cf. Biographie universelle publ. p. *Hoefer*. Vol. XXII. p. 78—79, der ich sie entlehne.

63) *Melch. Delfico*, Elogio di Fr. A. Grimaldi. Napoli 1784. 4.

(1766. 4., mehr erschien nicht), ein Leben Ansaldo Grimaldi's des Großen, seine Apologie des Diogenes (La vita del Diogene Cynico. Napoli 1778. 8.); seine gegen Rousseau gerichtete Riflessioni sopra l'ineguaglianza trà gli huomini (Vol. I—III. Ibid. 1779—1781. 8.) und endlich 1781 seine Annali del regno di Napoli Epoca I. (von der Gründung Roms bis 409 n. Chr.); die zweite Epoca (409—1211) erschien 1783—86 gleichfalls in Neapel; doch sind nur die ersten sechs Bände derselben von Grimaldi, während die Fortsetzung in vier Bänden von seinem Freunde Cestari besorgt ist.

Eine neapolitanische Linie, deren Ahnherr um 1560 aus Genua eingewandert sein soll und in Nocera de' Pagani begraben liegt, saß früher in Teramo; die genealogischen Notizen, die mir über dieselben Herr Ingenieur Dr. Filippo Grimaldi, jetzt in Foggia, Erfinder eines „patent marine boiler“ [64]), von seinem in Castellamare lebenden Bruder (dem Zweitgeborenen seiner Linie) zu verschaffen versprochen, sind mir leider bis heute nicht zugegangen. Zu dieser Linie gehört wol von jetzt lebenden Achille Grimaldi, Professor in Reggio (in der Emilia), ficher Ambrosio, Professor in Caltanisetta, und Raimondo, der Osservazioni sullo capitolazioni della banca fruttuaria nel regno delle Due Sicilie (Napoli 1832. 8.) schrieb. Ebenso gehört wol hierher Bernardino Grimaldi, der als Advocat in Catanzaro lebt, wol ein Sohn von

7) Luigi, Advocat, Mitglied der Accademia delle scienze und des Instituto d'incoraggiamento zu Neapel, der Georgofili und des Ateneo in Florenz, der Akademie in Arezzo, der Accademia di agricultura in Turin, der Société agricole in Nancy u. s. w., ständigem Secretär der Società economica della provincia di Calabria ultra seconda seit 1832, Präsident 1867, der sich um den Seidenbau in der Gegend von Catanzaro große Verdienste erwarb, außer einer Menge kleiner Denkschriften 1845 zwei Bände Studi archeologici sulla Calabria ultra seconda (Napoli. 4.) und Studi statistici sull' industria agricola e manifatturaria della Calabria ultra seconda (Ibid. 4.) herausgab und sich 1867 auch in einer Abhandlung über Renan und Dante versuchte. Endlich ist hier zu nennen ein in Neapel geborener „Signore Nicolini Grimaldi“, dessen Herkunft freilich dunkel genug erscheint, der aber als „Ritter des Kreuzes vom heiligen Marcus und Virtuose der Kapelle des Königs von Neapel“, erst als Tenorist, dann als Contraaltist in der italienischen Oper daheim, wie auswärts, sich Ende des 17. und Anfangs des 18. Jahrh. einen großen Ruf erwarb. Wir finden ihn 1694 in Rom, 1697—98 in Neapel, 1699—1700 in Rom, 1700 in Venedig, 1701—1707 in Mailand und andern italienischen Städten engagirt; 1708—12 ist er in London als erster Opernsänger, 1713 machte er eine Kunstreise durch Italien, ist wieder in London 1714—17, in Venedig 1718, in London 1719, dann 1723 in Rom und Venedig und an letzterem Orte 1726 und 1728—30; bald darauf muß er gestorben sein. Sein Sohn, dessen Vorname mir unbekannt, war als Schauspieler und Tänzer in Italien, in den Niederlanden und namentlich in Paris gefeiert; sein Enkel Giuseppe, geb. 1715, kam als Zahnarzt der Königin Charlotte 1760 nach London, trat aber dort bald als Schauspieler und Tänzer auf, heirathete Rebecca Brooker und starb 1788. Eine Tochter von ihm heirathete einen Herrn Bryant, ein Sohn diente in der Handelsmarine und starb kinderlos; der andere Giuseppe, geb. 18. Dec. 1779, war ein berühmter Schauspieler in London; seine höchst interessanten Memoiren hat Dickens (Boz) (Memoirs of Joseph Grimaldi Esqu.) eingeleitet und herausgegeben. Er heirathete zuerst 1798 Mary Hughes (gest. 1799), dann 1802 eine Bristow, von der er einen einzigen Sohn Joseph Samuel William (geb. 1803), gleichfalls einen talentvollen Schauspieler, hatte; da derselbe aber am 11. Dec. 1830 unvermählt starb, sind diese englischen Grimaldi mit dem Vater 1837 erloschen.

Endlich erwähne ich noch aus älterer Zeit von neapolitanischen den Rafaello, Gem. der Olympia Cananea, dessen Sohn Luigi 1420 die Anna Gesualdo heirathete, und den Simone, Nobile von Messina, Vater des um 1415 mit Giovannetta Labruzzi vermählten Giovan Tommaso, die sich vielleicht mit Hilfe weiteren handschriftlichen Materials noch einordnen lassen können.

H. Grimaldi, Marquis von Réguffe.

Der Zusammenhang derselben mit den genuesischen Grimaldi wird von letzteren verschieden in Abrede gestellt; sie sollen von Anfang an in Südfrankreich ansässig gewesen sein und erst dann sich als Verwandte der letzteren gerirt haben, als eine „Grimauld“ den Marquis Onorato II. von Cagnes 1646 heirathete. Der Name „Grimauld“, abgeleitet von einer Ortschaft in der Provence, ist übrigens im südlichen Frankreich kein seltener; ihn in Grimaldi umzuwandeln, bedarf es keiner großen Aenderung. Den Quellen zufolge stammte aus jenem Orte der 1273 geborene Dichter Lucas von Grimauld oder Grimaldi, wie er gewöhnlich genannt wird, und der sich schwerlich mit einem der genuesischen Luca oder Luchino Grimaldi identificiren läßt. Zwar heißt es, er sei ein reicher Patricier Genua's gewesen; daß er in der Sprache der Provence gedichtet, kann dem bekanntlich nicht im Wege stehen; aber ein genealogischer Zusammenhang mit diesen genuesischen Grimaldi ist urkundlich nicht nachweisbar; vielleicht, daß er der Sohn eines Grimaldi aus einem andern Geschlechte war, in dem dieser Vorname sich findet. Lucas verfaßte zahlreiche Gedichte, viele heftige Satyren in dramatischer Form gegen Papst Bonifaz VIII.; gezwungen, dieselben zu verbrennen, soll er sie aus dem Gedächtnisse reproducirt, vielfach vermehrt und dem angiovinischen Statthalter der Provence überreicht haben; sie sind völlig verloren gegangen. Da er die Castellanin von Villeneuve liebte

64) Vergl. Mechanics Magazine. New Series. Vol. VIII. no. 192. London 1862. p. 224 sq.

und in vielen Chansons und Sirventeses feierte, wollte dieselbe seine Standhaftigkeit prüfen und brachte ihm einen Liebestrank bei, in Folge dessen er in solche Raserei verfiel, daß er sich mit seinem Degen 1308 durchbohrte.

Die späteren französischen Grimauld oder Grimaldi erscheinen zuerst mit Anfang des 17. Jahrh.; sie gehörten wol zur Noblesse de robe und saßen in Aix in der Provence. Ihr Stammvater:

I. Gaspard I. [65]) erwarb Réguſſe, Moiſſac, Rommoules, Roquefort, St. Martin und andere Besitzungen in der Provence, die er im September 1649 zu einem Marquisate erheben ließ; das betreffende Patent ward von dem Parlament zu Aix am 4. Jan. 1650 einregistrirt. Seine Kinder waren: Anna, verm. 1626 mit Joseph de Gaillard, Parlamentsrathe, und

II. Michel, Herr von St. Martin, gest. vor dem Vater. Derselbe hatte die Susanne de Laydet, Tochter des Parlamentsraths Louis von Sigoyer und der Johanna de Châteaunef-Gassin, geheirathet und hinterließ von ihr außer drei Töchtern, die in die Familien Grimaldi von Cagnes, Glandevès-Pourrières und Thomas-la-Garde heiratheten, den Sohn

III. Gaspard II., Parlamentsrath zu Aix 1633, Oberpräsident 1647, ein trefflicher Jurist, der, nachdem er letzteres Amt seinem Sohne abgetreten, zum königlichen ordentlichen Staatsrathe erhoben ward. Seine Gemahlin, die einzige Tochter des Corsen Samson de Repolon, gebar ihm außer zwei jüngeren Söhnen, die 1667 in den Malteserorden traten, den

IV. Charles I., Oberpräsident am Parlament der Provence, verm. mit Lucretia de Castillon, Tochter des Marquis von Beynes, von der Charles (von dem unter V.), Pierre, Domherr zu Aix und Prior zu Malemort, und drei in die Familien Thibaud-Sames, de Borely-Seillans und d'Eyrour-Ponteves verheirathete Töchter entsprossen.

V. Charles II. war erst Asseſſor beim Parlament zu Aix, dann 1701 Procurator der Provence, 1702 Generaladvocat, endlich seit 1719 Oberpräsident; er heirathete die Erbtochter des Hauses Etienne-Chauſſe-Gras, Herrin von Mimet, und hinterließ von ihr den

VI. Charles Louis Sertius, Marquis von Réguſſe, von Villeneuve-Contalas, St. Martin, Herrn von Mimet und Monmeyan, zweiten Oberpräsidenten beim Parlament zu Aix. Derselbe war ein gelehrter Jurist, dessen Leben, wie er selbst sagt, gewidmet war „à maintenir les droits du sacerdoce et de l'empire, la confiance et la sûreté dans le commerce, l'exactitude dans la police et la précision dans la législation.“ Er veröffentlichte 1746 zu Aix: „Arrêts notables rendus par le parlement de Provence“ (in 4.) und ebendaselbst 1774 „Arrêts de règlement rendus par le parlement de Provence“ (mit eigenen Anmerkungen in 4.). Wahrscheinlich ist er der Marquis Grimaldi, der vom Papste zum Herzoge von Suron (im Comtat) ernannt wurde; doch haben seine Nachkommen, wie dies mit diesen wenig angesehenen Titeln öfters der Fall war, denselben nicht weiter geführt. Nachdem seine erste Ehe mit einer de Bonardy de Crecy, sowie eine zweite kinderlos geblieben, heirathete er in den sechziger Jahren die Johanna Hippolyta Therese de Monier, einzige Tochter des Andreas von Châteaudeuil und der Anna de Félir d'Ollières, und erzeugte mit ihr den Charles Elzéar Jean François Régis, der Malteser ward, und seinen Nachfolger:

VII. André Bénoit Charles François Xavier, sechsten Marquis von Réguſſe, Vater des

VIII. Marie Charles François Xavier, geb. 1792, verm. mit Marie Louise Victorine Barrigue de Fontainier, gest. zu Aix den 23. Juni 1865. Ihm folgte in den Gütern sein Sohn

IX. Marie Hippolyte Alfred, achter Marquis von Réguſſe seit 1865, der sich am 21. Sept. 1858 mit Marie von Chabot vermählt hat.

Vielleicht gehören auch zu diesen Grimaldi folgende Persönlichkeiten: Dominique François, Fähnrich (1856), Unterlieutenant (1861) im 96. Regimente; A. Marquis (1856 in Holland lebend); B. Lieutenant in der 3. Compagnie der 17. Legion der kaiserlichen Gensdarmerie (1861); Jean Luc Octave, Unterlieutenant im 2. Regimente fremder Infanterie (1861), von denen vielleicht einer mit dem 1868 zu Paris lebenden Chevalier Grimaldi und dem Vater der ebenda 1868 weilenden Blanche Grimaldi identisch ist.

I. Marqueses de Grimaldo in Spanien.

Schon im Anfange dieses Artikels war die Rede von der bei Venasque erwähnten Fabel, daß ein Ramiro Grimaldi, des Karolingers Theudoald Sohn, eine Linie seines Hauses in Spanien gestiftet habe; doch gesteht Venasque selbst ein, das Geschlecht daselbst nur bis ins 13. Jahrh. verfolgen zu können. Er nennt uns als Stammvater den Pedro Sanz, Herrn von Grimaldi, begraben 1280 in S. Pedro de los mayores bei Santibañez, Vater des Ruy Perez, Richters in Plasencia (1320) und Großvater des Ruy Perez, Bischofs von Plasencia, und des Bernardo Gutierrez, der den Nicolas Bermudez, Bischof von Plasencia, begraben 1350 in der dortigen Kathedrale neben dem Madonnenaltar „del perdon“, wo auch sein Wappen angebracht ist, und den Gonsalvo Bermudez hinterlassen. Letzterer, Herr von Grimaldo, hat unter der Fahne Alfonso's XI. von Castilien 1340 bei Salado mitgefochten, jedoch nur eine Erbtochter Urraca (gest. um 1370) hinterlassen, die die Güter ihrem Gemahl Pedro Tresse, Herr von Almofrague, zugebracht; diese spanischen Herren von Grimaldo (nach dem Orte genannt), die nichts mit dem genuesischen Geschlechte zu thun haben, waren somit in directer Linie erloschen. Doch gab es vielleicht noch Nebenzweige, und daß echte

65) (*Artefeuil*) Histoire héroique et universelle de la noblesse de Provence. Tom. I. Avignon 1757. 4. p. 533; Supplément. Ibid. 1770. p. 74.

genuesische Grimaldi sich in Spanien ansässig gemacht, ist oben gezeigt. Zu den letzteren gehörte Giambattista, der mit seiner Gemahlin Leonor Argote in der Kapelle von „Santa Anna de la villa de Dos-Hermanas" begraben liegt; beide stammten aus Sevilla [66]). Ebenfalls aus Genua stammten vielleicht Antonio, Herr von la Torre de Magon bei Villanueva del Arzobispo, der die Marina Fernandez de Villaseca heirathete; doch läßt sich darüber nichts Näheres feststellen, da bei den mir vorliegenden Angaben jedes Datum fehlt.

Jedenfalls dem genuesischen Geschlechte ganz fremd, lebte 1578 ein Francisco Martinez de Grimaldo [67]), Caballero hijo-dalgo, in der Parochie S. Justo zu Madrid und hinterließ den Francisco Martinez, Kammerschreiber des königlichen Raths von Castilien, Vater des José, Secretärs bei König Philipp IV. und Groß-Officials der Secretarie von Neu-Spanien, der sich in Madrid mit Geronima Sanchez de Cañizares vermählte und den Francisco, Secretär bei Philipp IV. und Karl II., sowie zweiten Official der Secretarie von Neu-Spanien, zeugte. Letzterer heirathete die Maria Gutierrez de Solorzano y Castaneda und ward Vater des Francisco, Kanonicus in Toledo (gest. 1736), und des 1664 in Biscaya geborenen bekannten spanischen Staatsmannes José de Grimaldo y Solorzano. Derselbe eröffnete seine Carrière 1704 als Secretär für Indien in dem Bureau des Finanzministers Orry, dem er, klar und genial, rasch unentbehrlich ward [68]); bald war er dem Königspaare und der mächtigen Prinzessin Orsini nicht minder genehm, rückte zum Staatssecretär im Departement des Kriegs und der Marine auf und ward 1714 Marques de Grimaldo, sowie Mitglied des Staatsrathes. Seine Anhänglichkeit an Orry und die Orsini machten ihn dem Cardinal Alberoni verdächtig; sein Ansehen sank, erhob sich jedoch aufs Neue nach dem Sturze des intriguanten Günstlings, indem Philipp V. ihn 1717 zum „Secretario del despacho universal" und Premierminister ernannte. Häufig arbeitete er ganz allein mit dem Könige; alle wichtigen Angelegenheiten gingen allein durch seine Hand, und durch seine gefälligen Manieren wußte er sich schließlich auch die hohe Gunst der stolzen und herrschsüchtigen Königin Elisabeth Farnese zu gewinnen. Am 4. Jan. 1724 empfing er den Orden vom Goldenen Vließ; als königlicher Kammerherr, Comthur von Ribera und „Acebuchal" des Ordens von Santiago ist er im Vollbesitze des königlichen Vertrauens und allen Einflusses am 4. Juli 1733 zu Madrid gestorben. Ueber seine directe Nachkommenschaft fehlen mir die Nachrichten; ich bemerke daher nur, daß dieser (angeblich schon 1695 für seinen Vater Francisco creirte) Titel Marques de Grimaldo jetzt seit 1845 von José de Hermosa y Urbina geführt wird.

66) Vergl. oben Linie Odoardo's S. 138. 67) *J. Piferrer*, Nobiliario de los reinos y señorios de España. Tom. IV. Madrid 1858. 4. p. 98. 68) Von ihm: Copia de carta del Señor Joseph de Grimaldi para D. J. Ronquillo Governador del consejo (über die Niederlage der Engländer bei Brelnega). Madrid 1710. 4.

Verschieden von demselben ist ein anderer „Titel von Castilien", Marques Grimaldi, den 1834 der Sicilianer Leopoldo de Gregorio empfing, Sohn des Antonio, Barons von Agnana und Mammola (1826—1840) und Enkel des Marchese Leopoldo von Squillace; derselbe starb in Spanien, wo er sich niedergelassen, 1865 und ward von Manuel Maria Matteu y de Gregorio beerbt.

Auch soll die Königin-Witwe Maria Christina von Spanien einem ihrer Günstlinge M. Grimoai, genannt Thomas, einen Marchesetitel verliehen haben; doch hängt derselbe sicher noch weniger mit der genuesischen Patricierfamilie zusammen als die spanischen Marqueses de Grimaldo.

Von Grimaldi endlich, die in der gelehrten Welt bekannt geworden, die ich aber nirgendwo mit Sicherheit unterzubringen weiß, nenne ich:

1) Mariano, schrieb: Santuario dell' alma città di Genova, dove si contengono le vite de' Santi protettori e cittadini di essa insieme con i nomi de' Pontefici e Cardinali della Liguria Vescovi di Genova. Genova 1613. 4.

2) Domenico, schrieb: Orazione fatta per l'incoronazione del Ser^mo Giambattista Lercaro Doge della repubblica di Genova. Genova 1644. fol.

3) Giacinto, schrieb: Dell' alchimia, opera che tratta delle regole e metodi d'osservatori nella composizione dell' oro alchimico. Palermo 1645. 4.

4) Francesco Angelo, schrieb: De novo et ingenti in universa provincia Umbriae et Apuliae citerioris terraemotu congeminatus nuncius. Accedit catalogus omnium terrae motuum a creatione mundi usque ad annum 1703. Tuderti 1703. 4.

5) Gianfrancesco, publicirte das Kupferwerk: Paesi originali di D. Vincenzo Vittorio canonico di Xativa. Roma 1711. Ist da vielleicht an einen Nachlaß des gleichnamigen Malers „il Bolognese" zu denken, oder an einen Spanier, etwa den Benedictinermönch in S. Emiliano in der Diöcese von Burgos, der 1724 aus dem Lateinischen die „Historia de la translacion y milagros del Señor San Felix Presbytero" (in 8.) übersetzt hat?

6) Costantino, aus dessen Nachlaß im zweiten Decennium des 18. Jahrh. ein G. Grimaldi herausgab: Dissertazione, in cui si investiga quali sieno le operazioni che dipendono dalla magia diabolica e quali dalle magie arteficiale e naturale. Roma 4.

7) Ein anderer Costantino; von ihm erschienen Discussioni teologiche e filosofiche fatte per occasione della risposta alle lettere apologetiche di Benedetto Aldino. Lucca 1745. 4.

8) N. N., Jesuit aus Civitavecchia, lange Missionar in Indien, soll eine Flugmaschine in Form eines Adlers erfunden und mit deren Hilfe 1751 den Weg von Calais nach Dover in einer Stunde zurückgelegt haben.

9) Gabriele, wird 1805 als ein gelehrtes Mitglied des Olivetanerordens genannt.

10) Nicolò, wol einer neapolitanischen Linie angehörig, geb. 19. Juli 1768 zu Treja, ward am 20.

Jan. 1834 zum Cardinaldiakon und Statthalter von Forli ernannt und starb am 12. Jan. 1845.

Schließlich muß ich zu der Linie in Bologna[69]) noch folgende Nachträge liefern:

a) Jacopo, Sohn des Domenico, geboren um 1550, wählte jung den geistlichen Stand (1568), empfing 1602 eine ordentliche, von der Peterskirche abhängige Pfründe und erwarb sich, fleißig und geschickt, durch Ordnung der Archive jener Kirche und Anlegung von Copialbüchern große Verdienste. Er fertigte auch ein genaues Verzeichniß ihrer Erzpriester, Kanonici und Beneficiaten an, copirte die alten unter Paul V. entdeckten Inschriften für die vaticanische Bibliothek und versah sie mit gelehrten Anmerkungen; später eignete sich Doni diese Entdeckung an; in der Ausgabe seiner Inscriptiones von Gori sind Grimaldi's Noten verwerthet, ohne daß seiner Erwähnung geschehen wäre; der bescheidene Mann starb 7. Jan. 1623 zu Rom. Seine zahlreichen Schriften blieben ungedruckt.

b) Paride, wol Paride Maria qu. Paride, Dr. juris seit dem 17. Aug. 1643, Mitglied des Collegs der Richter und Advocaten, versuchte sich als Dichter mit der Declamatio, sive elogium lacrymarum. Bononiae 1638.

c) Giuseppe Maria, Marchese Grimaldi, wol des Vorgenannten Bruder, ließ sich am 15. Sept. 1644 als genuesischer Patricier anerkennen; er schrieb 1640 einen Brief an Graf Orazio Bellincini: „L'Arianna del Sig. Guido Reni", der zu Bologna (in 4. s. l. et a.) gedruckt ward, und später: „La nuova asta d'Achille o modo di ridurre a pace ogni querela in via cavalleresca" (Bologna 1693), den er Ludwig XIV. widmete, und die sein Sohn Giuseppe dem Könige persönlich überreichte.

d) Lorenzo, geb. 7. Juni 1623, war Sohn des Francesco und der Lorenza Sabattini und widmete sich früh den Wissenschaften, erst der Philosophie, Medicin und Anatomie, dann der Literatur und Astrologie. Im J. 1647 erhielt er eine überzählige Stelle in der Senatskanzlei, ward am 11. März 1651 wirklicher Secretär und ging als solcher alsbald an den päpstlichen Hof. Doch mehr den Wissenschaften als den Geschäften huldigend, kehrte er heim in seine Vaterstadt, erwarb am 22. Juni 1656 den Doctorgrad und hatte Aussicht, die Professur der Rhetorik zu erlangen, als ihn die Bitten des Gesandten Marcantonio Ranuzzi bestimmten, aufs Neue den Posten eines Legationssecretärs in Rom anzunehmen. Er fungirte als solcher bis 1665, zog sich aber dann ganz vom öffentlichen Leben zurück und pflegte einzig die Literatur und seine astrologischen Liebhabereien. Er blieb in Rom, wo er unter den Notabilitäten viele Freunde zählte, und starb dort am 21. Jan. 1696; er ruht in der den Bolognesen gehörigen Kirche S. Giovanni e Petronio. Seine meisten Schriften sind ungedruckt geblieben; gedruckt ist nur: Sylvae revirescentes poeticae juventutis voluptates Lauri Entii Vetusti inter Gelatos L'Illustrats. (Bononiae 1691.)

Das Wappen der Grimaldi von Genua bestand ursprünglich in einem einfachen Schilde, roth und silbern geweckt; die Linie in Monaco fügte später als Schildhalter zwei Benedictinermönche (wegen Monaco oder des Mönches Malizia, wie es heißt, was sicher Fabel), einen Mönch als Helmschmuck und über dem Schilde das Motto: „DEO JUVANTE" hinzu; die Linie von Bueil quadrirte den Schild, indem sie im 2. und 3. Felde das Stammwappen beibehielt, in das 1. und 4. das der alten Herren von Bueil, einen goldenen, sechszehnstachligen Stern in rothem Felde aufnahm, auch zwei Löwen als Schildhalter wählte. Die de Castro setzten in ein rothes Schildhaupt einen schwarzen, rechts gewandten Adler mit goldener Krone und Wehr; die Cavalleroni und die im Archipel in dasselbe einen goldenen Adler in rothem Felde; die Fürsten von Sta. Caterina fügten noch weitere Wappenbilder zu, indem sie auf den vom Adler (1, 4) und dem Stammwappen (2, 3) quadrirten Schild noch einen mit den drei französischen Lilien bedeckten Herzschild auflegten. Die übrigen Grimaldi hielten an dem alten Stammwappen, wie es schon auf den Siegeln Rainerio's I. und Carlo's des Großen erscheint, fest; auch die später dem Albergo aggregirten Familien, wie die Oliva und Ceba, haben sich einfach mit letzterem begnügt. *(C. Hopf.)*

GRIMALDIA, eine von Raddi aufgestellte Gattung der Lebermoose, welche von verschiedenen Schriftstellern verschieden gedeutet ist. So zog z. B. Hübener Marchantia triandra *Scopoli*, March. hemisphaerica *Linné* und Duvalia rupestris *Nees* hierher, welche andere Autoren zu Rebouillia und Duvalia stellten und nur die zuerst erwähnte bei Grimaldia lassen und damit Grimaldia fragrans und die verwandten Arten verbinden, eine Ansicht, welche den meisten Beifall gefunden hat. Die Gattung ist demnach durch folgende Merkmale zu charakterisiren: Der weibliche Fruchtboden ist gestielt, halbkugelig oder kegelförmig, 3—4 (nur durch Fehlschlagen 1—2-)früchtig, oberhalb stumpf mit porentragenden Warzen, im Umfange mit 2—4 kurzen, stumpfen Lappen. Der Stiel ist endständig, am Grunde mit zarten Spreuschuppen, an der Spitze bärtig. Die Blüthendecke fehlt. Die Haube ist verkehrt-eiförmig, mit dem Griffel gekrönt, endlich zerreißt sie lappig und umschließt mit ihrem untern bleibenden Theile die ziemlich große, kugelige, sehr kurz gestielte Büchse bis zur Mitte. Die Schleudern sind zweispirig, bald hinfällig, die Sporen groß, rundlich-eckig, höckerig. Die männlichen Blüthenboden sind entweder auf derselben oder auf einer besondern Pflanze, endständig, der Mittelrippe des Laubes eingesenkt; von der Oberhaut umrandet, scheibenförmig, oval, verkehrt-ei- oder herzförmig, stumpfwarzig.

Aus dieser Gattung sind bei der Vereinigung von Grimaldia inodora *Wallroth* mit G. fragrans *Nees* vier Arten bekannt, von denen zwei in Europa, zwei in Chili wachsen.

69) S. 123. Nach G. Fantuzzi Notizie degli scrittori Bolognesi. Tom. IV. Bologna 1784. 4.

1) G. fragrans *Nees.* Rasenartig durcheinander wachsend, 3—6 Linien, selten einen Zoll lang, gegen zwei Linien breit, fast dichotomisch und sprossend, lineälisch-keilförmig, schwach ausgerandet, tiefrinnig, am Rande aufgerichtet, purpurfarbig, verbogen, auf der untern Fläche gekielt mit purpurbraunen Schuppen, am Kiele mit einem röthlich-grauen, langfaserigen Filze, am Ende von weißlichen Spreublättchen bärtig, der Bart des weiblichen Fruchtbodens so lang oder länger als die Lappen. Hierher gehören als Synonyme G. barbifrons *Bischoff*, G. dichotoma *Lindenberg*, G. inodora *Wallroth* und Marchantia tenella *Schweinitz.*

Diese Art ändert ab:

β. fimbriata *Nees.* Laub im Umfange durch die vortretenden Spitzen der Schuppen bewimpert, Bart schwach und kaum vorragend. Hierher gehören G. Funckii und germanica Corda.

γ. convoluta *Nees.* Laub sehr schmal, oft bräunlich, mit aufrechten, zusammengeneigten, kaum gewimperten Rändern und sehr starken Bärten an den Enden der Laublappen.

Diese Art bildet bis handbreite Rasen auf etwas sonnigen, nicht zu feuchten Orten der Gebirgsgegenden im südlichen und mittleren Teutschland (bis zum Harze), in Oberitalien, wo sie um Mailand sogar gemein ist und in Frankreich, weit seltener in Dahurien und Nordamerika. In der Regel besitzt sie einen aromatischen Geruch, doch kommt sie auf Gypsbergen am Harze auch geruchlos vor, weshalb Wallroth wol mit Unrecht eine eigene Art, G. inodora, daraus machte.

2) G. dichotoma *Raddi.* Rasenartig, dichotomisch, linienförmig, gegen die Enden kaum erweitert, schwach gefurcht, dunkelgrün, an den Enden ausgerandet, bartlos oder mit schwachem blutrothem Barte; der Fruchtstiel ist am Grunde mit wenigen Spreublättchen besetzt, oben am Fruchtboden bartlos oder doch nur mit wenigen Schuppen, welche zur Fruchtreife meist schwinden. Hierher gehört Marchantia triandra *Scopoli.*

Diese Art wächst an grasigen oder moosigen, felsigen Orten im südlichen Deutschland, in Italien, Nordafrika und auf den canarischen Inseln.

3) G. debilis *Bischoff.* Das Laub ist fast einfach, keilförmig-länglich oder linealisch, an der Spitze abgestutzt, bartlos, rinnig, unterseits gekielt; das Fruchtköpfchen hat keinen Bart; die Hülle ist nach vorn ausgerandet-zweilappig. — Mit der vorigen nahe verwandt, aber in allen Theilen kleiner, das Köpfchen ist nicht breiter als eine Linie; die Kapsel ist nach Ausstreuung der Samen am Rande tiefer und stärker gelappt. Das Laub ist unterwärts kaum schwärzlich-purpurroth, aber oberwärts, namentlich am Rande schwarz-purpurroth gefärbt.

An kiesigen, felsigen Orten in Chili.

4) G. chilensis *Montagne.* Das Laub ist fast einfach oder an der Spitze ästig, linealisch, rinnig, an der Spitze ausgerandet, sehr fein-wimperig-bärtig, unterseits purpurroth und nebst den pfriemlich-spitzen, starren, abstehenden Schuppen rauh; der weibliche Blüthenboden ist gewölbt, 4—5zähnig, undeutlich bärtig.

An feuchten, schattigen Orten der Hügel um Quillota in Chili. (*Garcke.*)

GRIMALDUS (Nicolaus), teutscher Humanist und lateinischer Schauspieldichter der Reformationszeit. Ueber sein Leben ist nichts bekannt. Er schrieb: Archipropheta, trag. Colon. 1548 und Christus redivivus, com.-trag. Colon. 1543. Vergl. Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. I. 2. Ausg. Dresden 1862. S. 135. (*R. Pallmann.*)

GRIMANI. 1) Antonio, Doge von Venedig, geb. 1436, gest. den 7. Mai 1523. Er stammte aus einem der einflußreichsten und reichsten Adelsgeschlechter Venedigs und widmete sich dem Seedienst, wobei er zugleich auch in diplomatischen Geschäften verwandt wurde. Eine hervorragendere Rolle spielt er erst seit den neunziger Jahren. Als König Karl VIII. von Frankreich im Anfange des Jahres 1495 das Königreich Neapel wie im Fluge erobert hatte, vermochte er es nicht, die bisher neutralen Mächte für sich zu gewinnen, war nicht einmal zu einer billigen Verständigung mit ihnen geneigt; Philipp de Commines, der bekannte Historiker, damals französischer Gesandter zu Venedig, suchte die Entwürfe der Feinde seines Königs zu hintertreiben, aber vergeblich. Am 31. März 1495 schlossen die Republik Venedig, der Herzog von Mailand und der Papst mit dem Kaiser Maximilian und dem Könige von Aragonien eine Liga zur Vertheidigung Italiens und zur Bekämpfung der Türken. Venedig sollte 8000 Reiter und 4000 Mann Fußvolk aufstellen; in den geheimen Artikeln war festgesetzt, daß eine venetianische Flotte unter Antonio Grimani die von den Franzosen besetzten neapolitanischen Küstenstädte angreifen sollte (vergl. Leo Bd. 5. S. 96). Antonio Grimani war schon im J. 1494 als Generalcapitän einer Armada gegen Bajazed, der neue Rüstungen gegen Venedig machte, ausgelaufen und bis Corfu gelangt. Im J. 1495 wandte er sich mit einer Flotte von 20 Galeeren und zwei großen Kriegsschiffen, von denen das eine eine kleine Schar griechischer Reiterei enthielt, zunächst nach Brindisi, wo er vor Anker ging und von den Bürgern, die dem Könige von Neapel treu geblieben waren, freundlich aufgenommen wurde. Hier erhielt er Befehl, die Feindseligkeiten gegen die Franzosen zu eröffnen, und segelte nun nordwestlich, um die Küstenstadt Monopoli, welche von den Franzosen besetzt war, anzugreifen. Als der französische Befehlshaber zu Monopoli der an ihn ergangenen Aufforderung, die Stadt zu übergeben, nicht Folge leistete, ließ Grimani zunächst die Wein- und Obstpflanzungen bei der Stadt verheeren: eine unter allen Umständen überflüssige Rohheit, da sie die neapolitanischen Bürger und Bauern, aber nicht die Franzosen empfindlich traf. Darauf schritt er mit der Artillerie des Hauptschiffes zum Angriff und ließ die Stadt beschießen, was aber wegen der zu großen Entfernung vergeblich war. Nun wurden die Galeeren zum Angriff bis nahe an das Ufer herangezogen und denen, die

zuerst die Mauern ersteigen würden, Belohnungen versprochen. Trotz lebhafter Vertheidigung seitens der Franzosen wurden nun die Mauern mit Leitern erstiegen und die Stadt erobert. Die Truppen Grimani's plünderten die Stadt, was ihnen Grimani vor dem Sturm erlaubt hatte, hauptsächlich wol deshalb, um ihren Muth zu erhöhen, denn er suchte nachher, wie Jovius erzählt (vix templa in quae feminae puerique confugerunt summo Grimani labore a militum libidine atque avaritia defenduntur, vergl. liber III. p. 46), wenigstens die Frauen zu beschützen. Nach der Einnahme von Monopoli fiel Grimani auch die Umgegend der Stadt zu. Die venetianische Flotte besetzte darauf auch Polignano und Manfredonia und wandte sich dann nach Taranto. Von hier aus schickte Grimani 20 Galeeren nach Neapel zur Unterstützung des Königs Ferdinand; er selbst wandte sich mit dem Reste der Flotte im J. 1496 nach Korfu. In Folge von Kränklichkeit (per cagion della sua indisposizione, schreibt *Bembo* I. p. 127) wurde ihm im J. 1496 das Obercommando über die nach Neapel geschickte Flotte abgenommen und er selbst bald nach Venedig zurückberufen. Man könnte bei indisposizione auch an die schlechten Dispositionen Grimani's denken, aber der Umstand, daß dieser bald darauf wieder Admiral wurde, verbietet wol diese Uebersetzung. Noch in demselben Jahre wurde Grimani mit Moresino als Gesandter der Republik zu Maximilian, der zögernd bei Como stand, geschickt, um ihn zu einem energischeren Vorgehen gegen die Franzosen zu bewegen.

Im J. 1499 hatte Bajazed große Rüstungen gemacht, um die Venetianer aus dem Süden der Balkanhalbinsel zu vertreiben; durch ein großes Landheer und eine Flotte von 300 Segeln sollte Morea erobert werden. Die Venetianer konnten diesen Rüstungen ebenbürtige nicht an die Seite stellen und mußten sich auf die Offensive beschränken; eine Flotte sollte diese Offensive der festen Punkte Morea's unterstützen. Zur Ausrüstung derselben wurde auch aus Privatmitteln beigesteuert. Antonio Grimani allein gab 20,000 Dukaten her. Diesem Umstande ist es wol mit zuzuschreiben, daß ihm, der sich durch besondere Entschlossenheit als Admiral bisher nicht ausgezeichnet hatte, der Oberbefehl über die neue Flotte übertragen wurde. Nach Daru (III, 282, der Grimani übrigens eine rege Vaterlandsliebe nicht abspricht) wäre Andrea Loredano, der sich als Seemann eines großen Rufes erfreute, der rechte Mann als Admiral gewesen; er erhielt aber nur eine Unterbefehlshaberstelle, und dieser Umstand war bei der gegenseitigen Eifersucht zwischen Grimani und Loredano dem Unternehmen eher hinderlich als förderlich. Bembo I. p. 208 lobt die Schnelligkeit, mit welcher Grimani die Flotte in den venetianischen Küstenstädten und Inseln sammelte, und die Anstalten, welche er zur Vollendung der Ausrüstung traf. Die Flotte bestand aus 46 Galeeren, 17 großen Handelsgaleeren, ungefähr 40 größeren Kriegsschiffen und 40 kleineren Kaperschiffen; bei Modone (in Morea an der Südwestküste von Messenien) ging er mit ihr vor Anker. Nicht weit davon lag die türkische Flotte. Grimani war nicht entschlossen zur Schlacht und wich dem Kampfe aus, obschon er sich schon einmal bei der Insel Sapienza, unweit Modone, in Schlachtordnung aufgestellt und die Türken, die auch nicht sehr kampflustig zur See waren, dadurch nicht wenig eingeschüchtert hatte. Da aber die Türken aus dem Rückzuge Grimani's dessen Furcht vor dem Zusammenstoß merkten, so lichteten sie, dadurch ermuthigt, am 12. Aug.[1]) die Anker und machten sich zur Abfahrt bereit. Grimani beschloß im Einverständniß mit allen Schiffscapitänen ihnen zu folgen. Da erbat sich Loredano, bisher Befehlshaber auf Korfu, der eben erst mit einer kleinen Verstärkung zur Flotte gestoßen war, die Erlaubniß, mit einem der beiden größten Kriegsschiffe einen Angriff auf die Türken machen zu dürfen, und erhielt sie; ihm schloß sich der Befehlshaber des anderen größten Schiffes, Albano Armerio, an, und beide gingen zum Angriff gegen die beiden größten Schiffe der Türken vor. Das eine derselben floh aber, und Loredano griff nun auch das türkische Schiff an, mit dem schon Armerio kämpfte. Da brach aber Feuer auf dem türkischen Schiffe aus und ergriff auch die venetianischen. Die Türken schickten ihren Leuten kleinere Fahrzeuge, um sie aufzunehmen; auf venetianischer Seite schickten aber weder der Admiral noch die Unterbefehlshaber den unglücklichen Ihrigen Hilfe, sodaß dieselben fast alle im Meere umkamen. Ein drittes größeres Schiff der Venetianer, welches auch vorging, wurde von der türkischen Artillerie in den Grund geschossen; ein viertes konnte sich nur schwer aus dem Kampfe mit der Uebermacht retten. Dieser Verlauf des Kampfes, besonders das ruhige Zusehen beim Untergange der beiden ersten Schiffe, wirft ein helles Licht auf den unentschlossenen Charakter Grimani's. Grimani folgte der türkischen Flotte, ohne sie ernstlich anzugreifen, bis auf die Höhe von Zante und ging hier vor Anker. Die Türken legten sich an das gegenüberliegende Festland. Obgleich Grimani um dieselbe Zeit durch Schiffe der Franzosen und Rhodiserritter verstärkt wurde, ging er doch nicht zum Angriff und zum Entsatz von Lepanto, welches zu Lande von Bajazed belagert wurde, sondern beschränkte sich darauf, einige Brander gegen die Feinde zu schicken. Da verließen ihn die Franzosen, unmuthig über seine Unthätigkeit, und die türkische Flotte legte sich vor Lepanto. Grimani machte keinen Versuch, die hartbedrängte Stadt zu befreien, und in Folge dessen mußte sich Lepanto ergeben. Als die Kunde davon nach Venedig kam, gerieth der Rath wie die Bürgerschaft in Verzweiflung über den Verlust der Stadt; Alles schob die Schuld auf die unerhörte Unthätigkeit Grimani's, der

1) Vergl. *Bembo* I. p. 210: a' dodici dì d'Agosto. Leo, V. S. 162 sagt: „Bembo, der die Sache sehr ausführlich beschreibt, gibt doch kein Datum", scheint Bembo also nicht genau gelesen zu haben, und schließt sich an Hammer, welcher den 28. Juli angibt, an. — Auch Albano Armerio (den Leo übrigens Armenio schreibt) soll nach Leo nicht im Seegefecht umgekommen, sondern später als Märtyrer durch die Türken sein Leben verloren haben. Bembo berichtet aber nicht nur S. 212, sondern auch S. 217 ausdrücklich seinen Tod; ebenso andere Quellen.

durch einen siegreichen Schlag, wozu er Mittel genug besaß, den ganzen Peloponnes von den Türken hätte befreien können; keine Strafe erschien zu gering für einen Admiral, der die Interessen der Republik so ungeheuer geschädigt habe in Folge seiner Muthlosigkeit (per povertà di cuore). Grimani wurde sofort abgesetzt und nach Venedig berufen. Als er sich der Stadt näherte, kamen ihm seine Söhne entgegen, um ihm die Absicht der Stadt, ihn ins Gefängniß zu werfen, mitzutheilen. Da ließ sich Grimani selbst Fesseln anlegen und landete so am Marcusplatze. Hier ergriffen ihn die Wachen und trugen ihn, gefolgt von der tobenden Menge, in das Gefängniß. Nach Bembo S. 222 wirkte der Einfluß des einen Sohnes, welcher Cardinal war und sich von Rom nach Venedig seines Vaters wegen begeben hatte und sogar das Gefängniß mit seinem Vater theilte, am meisten dazu, daß man den Admiral nicht strenger bestrafte. Die Untersuchung dauerte ein halbes Jahr, und der Urtheilsspruch des großen Rathes [2]) ging dahin, daß Grimani seiner Würden zu entkleiden sei und fortan fern von Venedig im Exil leben solle. Zum Aufenthalt wies man ihm die Inseln Cherso und Ossero an der slavonischen Küste an. Er verließ die ihm angewiesenen Inseln übrigens bald, ohne daß man in Venedig davon Aufhebens machte, und begab sich nach Rom zu seinem Sohne, dem Cardinal. Es sollte hier bald die Zeit kommen, wo er durch diplomatische Thätigkeit seinem Vaterlande nützlicher wurde als vorher an der Spitze einer großen Flotte.

Die Liga von Cambray (geschlossen den 10. Dec. 1508) brachte in dem darauffolgenden Kriege des Jahres 1509 die Republik Venedig an den Rand des Abgrundes; Frankreich, Deutschland und der Papst Julius II. griffen von allen Seiten das venetianische Gebiet an und eroberten es. Es galt der venetianischen Politik vor Allem, Frankreich zu isoliren, indem man den Papst gewann, der den Bann gegen Venedig ausgesprochen hatte. Die venetianisch gesinnten Cardinäle zu Rom thaten ihr Möglichstes, Julius II. mit der Republik auszusöhnen. Der Sohn Antonio Grimani's entfaltete natürlich um so größeren Eifer, weil sein Vater ihn antrieb. Der Papst gab nur schwer und langsam nach, und Grimani fand so Gelegenheit, seinem Vaterlande durch geheime Unterstützung seiner Interessen, durch geheime Winke an die Republik über den jedesmaligen Stand der Dinge in Rom u. s. w. die wichtigsten Dienste zu erweisen. Endlich am 20. Febr. 1510 hob Julius II. den Bann gegen Venedig auf; Venedig, welchem schon vorher auch seinen übrigen Feinden gegenüber das Glück wieder gelächelt hatte, war nun aus aller Gefahr. Die dankbare Vaterstadt hob noch in demselben Jahre (vergl. *Bembo* II. p. 248) das Verbannungsurtheil gegen Antonio Grimani auf, gestattete ihm nach Venedig zurückzukehren und machte ihn an Stelle des verstorbenen Trevigiano zum Procurator des heil. Marcus, was er schon früher gewesen war. Man gab ihm nach und nach auch die eingezogenen Güter zurück und nahm ihn auch wieder in den Rath auf.

Als im J. 1521 der Doge Leonardo Loredano starb, geboten es die in Oberitalien drohenden Kriegsverhältnisse, einen nicht zu kriegerischen und vorzugsweise diplomatisch gewandten Mann an die Spitze der Republik zu stellen [3]). Die Wahl fiel auf Antonio Grimani, der nun als 87jähriger Greis am 6. Juni 1521 (vergl. Leo V. S. 333) den Stuhl des Dogen von Venedig bestieg. Daß der neue Doge in einem so hohen Alter nichts Erhebliches leisten konnte, liegt auf der Hand; vielleicht sollte er es auch nicht. König Franz I. von Frankreich stand damals im Bündniß mit der Republik Venedig und lag wegen Mailands mit Kaiser Karl V. im Streite. Der Kaiser hatte sich bisher bemüht, die Venetianer vom französischen Bündniß abzubringen; seine Bemühungen hatten aber keinen Erfolg gehabt. Venetianische Hilfstruppen unter Theodor Trivulzi zogen vielmehr Lautrec, dem französischen Befehlshaber in Mailand, zu Hilfe, und Andrea Gritti, der Nachfolger Grimani's als Doge, ging als Abgesandter zu Lautrec, um über die Kriegsoperationen zu verhandeln; vergl. *Daru* 4. p. 6. Als der Krieg dann ausbrach, nahmen die venetianischen Truppen aber nicht besonderen Antheil am Kriege: denn man war in Venedig nicht gerade für Frankreich erwärmt. Daru S. 7 bezeichnet die schwankende Politik Grimani's treffend mit folgenden Worten: „Ici commence ce système de politique timide et versatile, qui prend trop souvent l'irrésolution pour la prudence, et l'inconstance pour la dextérité, système funeste, qui fait perdre aux états toute leur considération, et les réduit bientôt à ne plus compter d'amis.“ Als nach dem Siege bei Bicocca 1522 der Kaiser Karl V. immer lebhafter um Entscheidung drängte, suchte ihn Grimani hinzuhalten, indem er eine genaue Regulirung der Grenzen des österreichischen und venetianischen Gebietes als vorläufig nothwendig erklärte. Die Verhandlungen kamen unter ihm nicht zu

2) *Bembo* p. 222. Die Ankläger fürchteten nämlich, daß der Senat ihn zu milde beurtheilen würde: perciocchè gli Avvocatori temendo della clemenza e indulgenza del *Senato*, tratotto l'aveano al giudicio di *tutta la Nobilità*. — Nach Daru 4. p. 4 war das Exil ein „ewiges“. — Nach Jovius S. 86 war der Senat der Richter und das Urtheil ein nimis severum. Lebret, Gesch. von Italien. Bd. 46. Th. 1 der Allgem. Weltgesch. (Halle 1785. 4.) S. 313 gibt an, daß der Befehlshaber der venetianischen Truppen in Friaul, Zancane, damals ebenso feige gehandelt hatte wie Grimani. Als Zancane vor Gericht gezogen wurde, that die Familie Grimani alles Mögliche, um gegen diesen ein gelindes Urtheil zu erwirken, weil sie dadurch mildernde Gründe für Grimani selber gewann. Das Manöver gelang; Zancane wurde nur mit einjähriger Verbannung bestraft.

3) Es müssen noch andere Einflüsse geltend gewesen sein, die sich aber leider den Augen entziehen. Zumal bei Grimani, der sich früher schon so compromittirt hatte, konnte das hohe Alter gerade ein Grund sein, ihn nicht zur höchsten Würde zu erheben. — Paruta, der als Procurator von St. Marcus gute Nachrichten haben konnte, hebt S. 276 den Reichthum Grimani's vielleicht nicht ohne Grund hervor. Jedenfalls werden die Familienverbindungen, die Antonio Grimani schon im J. 1499 vor strengerer Strafe retteten, auch jetzt gewirkt haben.

Ende, denn er starb darüber hin; erst am 28. Juni schloß sein Nachfolger eine Allianz mit dem Kaiser und gab die französische auf. — Vergl. hauptsächlich *Pietro Bembo*, Istoria Viniziana. 2 Bde. 4. Venedig 1790; das Chronicon Venetum in *Muratori* Scriptt. Tom. XXIV; *Paruta*, Historiae Venetiana. Venedig 1605. 4. und *P. Jovius*, Historia sui temporis. Paris. 1553. fol. Dazu *Daru*, Histoire de la République de Venise. Bd. 3 u. 4. 2. Ausg. Paris 1821, und H. Leo, Geschichte von Italien. Bd. 5. Hamburg 1832.

2) Domenico Grimani, der Sohn des Dogen Antonio, geb. im J. 1460, stirbt ebenfalls im J. 1523. Man findet ihn einmal erwähnt als mit einer diplomatischen Verhandlung im Dienste Venedigs betraut. Die böse Nachrede gibt an, er habe sich den Cardinalshut im J. 1493 vom Papste Alexander VI. durch Geld erkauft; das erscheint aber nicht recht glaublich, ist jedenfalls nicht ein Grund, um ihm die Würdigkeit zum Cardinalshute abzusprechen. Wie energisch und liebevoll er im J. 1499 sich seines Vaters Antonio annahm, habe ich schon bei diesem bemerkt; ebenso, daß er durch seine Thätigkeit in Rom viel dazu beitrug, Venedig aus dem Banne zu befreien. Domenico Grimani hat sich auch als Gelehrter und als Freund der Gelehrten ausgezeichnet; dottissimo uomo e splendidissimo mecenate de' dotti, sagt Tiraboschi von ihm. Erasmus von Rotterdam stand mit ihm in Verbindung; er lobt seine Beredsamkeit, Gelehrsamkeit und sein liebenswürdiges Wesen. Ein besonderes Verdienst hat sich Domenico durch die Sammlung einer Bibliothek erworben, welche damals zu den kostbarsten von Italien gehörte, obgleich sie nur 8000 Bände umfaßte. Nach Erasmus war sie besonders reich auf dem Gebiete der Sprachen. Nach der Bestimmung des Besitzers fiel sie nach dessen Tode an das Antoniuskloster zu Venedig und wurde hier noch durch den Patriarchen und Cardinal 3) Marino Grimani, einen Neffen Domenico's, bedeutend vermehrt. Steuco charakterisirt die Bibliothek in seinen Commentaren zum Pentateuch folgendermaßen: collectis ex miserabili naufragio pretiosissimis libris, qui toto orbe terrarum dispersi, vel in tenebris delitescebant vel proximum eorum ab igne vel alio casu impendebat exitium, magnaque eorum ex omnibus linguis facta caterva etc. Vergl. *Tiraboschi*, Storia della Letteratura italiana. Vol. X. p. 342. — Ein anderes bedeutenderes Mitglied der Familie war 4) Giovanni Grimani, Patriarch von Aquileja und Zeitgenosse des Dogen Marino Grimani. Giovanni machte sich um die Bibliothek des heiligen Marcus sehr verdient, indem er sie durch Schenkung von antiken Bildsäulen, Medaillen und anderen Alterthümern bereicherte, vergl. *Daru* 4. p. 214.

5) Marino Grimani, der neunzigste Doge von Venedig, war der Nachfolger des Dogen Pasquale Cicogna im J. 1595 und starb den 29. Dec. 1605. Seine Installirung ist deshalb hervorhebenswerth, weil bei ihr zum letzten Mal auch die Dogaresse feierlich gekrönt wurde. Grimani's Gemahlin, eine geborene Morosini, wurde, von allen ihren Verwandten, den Räthen der Signorie und einer großen Zahl Frauen begleitet, mit golddurchwirkten Gewändern und mit der Dogenkrone geschmückt, nach dem Bucentaurus geführt und fuhr auf demselben nach dem Marcusplatze, um hier unter Trompetengeschmetter und Kanonendonner an das Land zu steigen. Der Großkanzler und der Senat empfingen sie bei der Landung und geleiteten sie in die Marcuskirche, wo sie verschiedene Ceremonien beobachten und dann am Hauptaltare den Eid auf das Evangelium leisten mußte. Darauf verließ sie wieder die Kirche und begab sich nach dem Dogenpalast, um hier, auf einem Throne sitzend, die Festlichkeiten, die nun folgten und mehrere Tage dauerten, zu eröffnen. Nach ihr widerfuhr die Ehre einer Krönung den Dogaressen nicht mehr. Ich folge der Darstellung Daru's Bd. II. S. 204 fg. Eine ganz ausführliche Schilderung gibt Doglione S. 1012—1036. Die Bedeutung des Festes wurde übrigens noch dadurch erhöht, daß der Papst Clemens VIII. der neuen Dogaresse die geweihte goldene Rose zuschickte, eine Auszeichnung, die sonst nur regierenden Fürstinnen zu Theil wurde. — Die Thätigkeit Marino Grimani's als Doge ist nicht ohne Glanz gewesen. Er gerieth zunächst in Streit mit dem Papste wegen der Rechte, welche Cesare von Este auf den Nachlaß seines Oheims, des Herzogs Alfons II. von Ferrara, geltend machte; der Streit wurde aber bald dadurch beigelegt, daß Cesare von Este seinen Ansprüchen entsagte. Marino Grimani unternahm darauf einen Zug gegen die Uskoken, die räuberischen Bewohner der croatischen Küste, welche das adriatische Meer durch Seeräuberei unsicher machten. Er verbrannte ihre Dörfer und jagte sie in das Gebirge. — Venedigs Beziehungen zum französischen Könige Heinrich IV. wurden unter Marino Grimani sehr intim; Heinrich IV. ließ sich sogar für sich und seine Nachkommen unter den Adel Venedigs aufnehmen und in das große Adelsbuch eintragen. Auch von den Neffen des Papstes Sixtus V. wird um diese Zeit dasselbe erzählt. — Im J. 1598 spielte zu Venedig eine geheimnißvolle Geschichte. Ein junger Mann stellte sich dem Senate von Venedig vor und gab sich für den König Sebastian von Portugal aus, der in der Schlacht von Alkassar im J. 1578 gefallen oder doch verschwunden war. Er suchte seine Identität dadurch zu beglaubigen, daß er ganz geheime Verhandlungen, die früher zwischen Venedig und Portugal stattgefunden hatten, mittheilte. Der Gesandte von Spanien wollte den gefährlichen Menschen ausgeliefert haben, konnte das aber nicht erreichen, denn auch von Portugal aus recognoscirte man den Gefangenen. Der Doge Marino Grimani gab zwar auf die Zeugnisse der Portugiesen nicht viel, denn er meinte: die Portugiesen seien fähig, selbst einen Neger als den König Sebastian anzusehen, wenn sie dadurch ihre Befreiung vom spanischen Joche erlangen könnten. Nach einigen Jahren gab man dem Gefangenen aber die Freiheit; derselbe wurde jedoch vom Großherzoge von Toscana an seine Feinde, die Spanier, ausgeliefert und nahm ein dunkles Ende. — Am Schlusse seiner Regierung hatte Marino Grimani noch einen Streit mit dem Papste Paul V. Die Spannung

begann damit, daß der päpstliche Nuntius dem Dogen vor versammeltem Rath Vorwürfe machte über den geringen Grad von Unterwürfigkeit unter die päpstliche Auctorität. Vergeblich verlangte der Papst von Venedig eine Geldunterstützung für Ungarn, das von den Türken angegriffen war: die Rücksichten der Klugheit überwogen in Venedig, welches damals mit den Türken in Frieden lebte, die religiösen Gefühle. Dazu kam im Jahre 1603 ein Erlaß der Signorie, welcher für das Gebiet von Venedig den Bau neuer Kirchen und Klöster verbot. Ein völliger Bruch zwischen der Curie und Venedig entstand erst im J. 1605, als die Republik jede Schenkung und Ueberweisung von Gütern an kirchliche Institute untersagte. Wenn das schon den Papst erbittern mußte, so kam dazu noch ein anderer Fall, indem die venetianische Regierung einen Kanonicus von Vicenza, Namens Serraceno, gefangen setzen ließen, weil er die Frau eines Patriciers schimpflich beleidigt und zudem die Siegel an der Kanzlei des Bisthums Vicenza, welches damals vacant war, verletzt hatte. Der Papst verlangte von dem venetianischen Gesandten die Auslieferung des gefangenen Geistlichen, der von einem weltlichen Gericht nicht gerichtet werden dürfe; zugleich beklagte er sich über die beiden Edicte von 1603 und 1605. In Venedig kehrte man sich aber nicht an den Papst; der Rath der Zehn ließ um dieselbe Zeit sogar noch einen andern Geistlichen, den Abt von Nerversa, wegen seines skandalösen Lebenswandels und wegen Mordes verhaften. Der Papst erließ zwei Breve's an den Dogen Marino Grimani, worin er die Herausgabe der Gefangenen und die Zurücknahme der beiden Decrete nochmals verlangte. Die Breve's konnten aber nicht mehr übergeben werden: Marino Grimani war schon am zweiten Weihnachtsfeiertage gestorben. — Daß unter ihm auch die Maler Paul Veronese und Salviati geblüht haben, sei kurz erwähnt. — Vergl. *Doglioni*, Historia Venetiana. Venedig 1598 in 4. (reicht bis 1597). — *Pietro Sarpi*, Historia particolare delle cose passate tra'l sommo pontifice Paolo V. e la republica di Venetia. Lyon 1624 in 4. und *Daru*, Histoire de Venise. Band 4. 2. Aufl. Paris 1821. S. 204 fg.

6) Giovanni Grimani, vielleicht der Sohn des Marino Grimani, venetianischer Diplomat. Er wurde im J. 1643 nach dem Tode Ludwig's XIII. zusammen mit Angelo Contarini als Gesandter der Republik nach Frankreich geschickt. Am 24. Oct. hielt er einen überaus prächtigen Einzug in Paris und wurde von der Königinwitwe Anna von Oesterreich sehr gut empfangen. Der Aufenthalt der Gesandten in Frankreich war zwar nur ein kurzer, aber sie fanden doch Stoff genug, um ihrem Senat einen förmlichen Bericht zu erstatten. Dieser Bericht ist besonders durch die Beobachtungen interessant, die sie über den fünfjährigen Knaben Ludwig XIV. machten. „Er zeigt", so schreiben sie, „lebhaften Geist und vortreffliche Gaben. Sein Spiel ist bleierne Soldaten in Ordnung zu stellen und sie Festungen erobern zu lassen; er läßt sich darin nicht stören, gleichviel wer auch zugegen sei. Selten lacht er; er weiß, daß er König ist." Vergl. Ranke, Französische Geschichte. Bd. V. (Sämmtliche Werke. Bd. XII. Leipzig 1870.) S. 291. Näheres über Giovanni Grimani ist mir nicht nachweisbar.

7) Pietro Grimani, Doge von Venedig von 1741 bis 1752. Venedig war schon zu seiner Zeit nicht mehr im Stande, den ehemaligen Einfluß auf die italienischen Verhältnisse auszuüben, und verhielt sich in dem Kampfe um die Erbschaft Kaiser Karl's VI. neutral, obgleich der venetianische Gesandte zu Wien, Capello, aus persönlicher Verehrung für die schöne Maria Theresia alle möglichen Anstrengungen gemacht hatte, Venedig für die junge Königin von Ungarn zu engagiren (Daru V. S. 247). Die Venetianer vermehrten zwar wegen der wiederholten Verletzung ihres Gebietes durch die kriegführenden Theile ihre Truppen um 6000 Mann und stellten am Etsch ein Heer von 24,000 Mann auf, gingen aber über die bewaffnete Neutralität nicht hinaus; sie hatten sogar Vortheil davon, indem sowol die Spanier wie die Oesterreicher und Sarden ihre Producte von ihnen gegen baares Geld kauften. Diese Neutralität war aber im Grunde dem Staate nicht nützlich, obgleich sie Geld einbrachte. Die Flotte verfiel und mit ihr auch der Handel Venedigs zur See, dem nun ein kräftiger Beschützer fehlte. — Die innern Fragen waren unbedeutend. Eine lebenskräftige Regung ist auch hier nicht wahrzunehmen. Genua stand damals weit kräftiger da. Daß Pietro Grimani als Doge etwas gethan habe, einen lebendigeren Geist in die alternde Republik zu bringen, ist nicht ersichtlich. — Im J. 1749 endigte Grimani die Streitigkeiten, welche zwischen dem Papste und der Republik wegen der Grenze von Ferrara geschwebt hatten. Auch verband sich die Republik mit dem Papste und dem Könige von Neapel und Sicilien zur Bekämpfung der Corsaren von Algier und Tunis. Im J. 1750 brachen wegen der Besetzung des Patriarchats von Aquileja neue Streitigkeiten mit dem Papste aus, welche damit endigten, daß der Papst Venedig das Recht zugestand, den Patriarchen von Aquileja allein zu ernennen, für die Districte des Patriarchats im österreichischen Gebiete aber einen eigenen apostolischen Vicar ernannte. Venedig protestirte gegen diese Entscheidung, durch Vermittelung der Könige von Frankreich und Sardinien wurde der neu ausgebrochene Streit schließlich doch im Sinne des Papstes entschieden, indem aus dem Patriarchat zwei Erzbisthümer, nämlich von Udine, wo die Venetianer, und von Görz, wo Oesterreich das Ernennungsrecht hatte, gebildet wurden. — Vergl. *Daru*, Histoire de Venise. Bd. 5. (2. Ausg. Paris 1821.) Buch 35. S. 246 fg. (*R. Pallmann.*)

Grimani in Griechenland. Aus diesem venetianischen Patriciergeschlechte (von dem eine Linie, die Grimani Giustiniani, am 16. Dec. 1817 von Kaiser Franz I. in ihrem alten Adel bestätigt und am 8. Febr. 1819 in den österreichischen Grafenstand erhoben ist) [1])

1) Heutiger Repräsentant derselben ist Marcantonio, geb. den 30. Dec. 1804, k. k. Kämmerer und Geheimerath, vermählt den

werden zwei Linien als im Archipel begütert genannt [2]). Bertuccio, des Nicolò von S. Fosca Sohn, empfing am 20. Juli 1341 vom Herzoge Giovanni I. von Naros die Insel Siphnos (Sifanto) zu Lehen, ohne jedoch factisch in den Besitz derselben zu treten, da die da Corogna sie seit 1307 occupirt hatten und auf ihre weiblichen Descendenten, die Gozzadini, 1464 vererbten. Trotzdem geberdeten sich nach Bertuccio (gest. nach 1355) dessen Bruder Marino I. (Duca von Kandia 1360, gest. 1362) und dessen Sohn Pietro I. (1356, gest. 1385) als seine Nachfolger; letzterem bot der Despot von Misithra, Theodoros I. Paläologos, Monembasia zum Geschenk an, und Venedig autorisirte ihn sogar am 29. März 1384 zur Annahme desselben; doch starb er vor Besitzergreifung. Seine Prätensionen auf Siphnos gingen auf seinen Sohn Giovanni I. (verm. mit Margherita Memo), seinen Enkel Marino II., Castellan von Modone und Korone 1415—1417 (verm. mit Agnesina Montanaro und gest. 1437) und seinen Urenkel Antonio (geb. 1435) über, der 1486 sich Herrn von Sifanto nennt, 1521 zum Dogen erwählt ward und 1523 starb. Seine Nachkommenschaft erlosch 1582 mit seinem Urenkel Vincenzo, ohne daß sie ihre Prätensionen auf die Insel realisirt hätte.

Dagegen hatte Marco I. Grimani, Sohn des Rafaeletto von S. Simeone (1302), Kaufmann auf Euböa 1307, zugleich mit den Quirini 1309 die Insel Astypaläa (Stampalia) erobert und 1310 von dem Herzoge Guglielmo I. von Naros die Belehnung mit einer Hälfte von Amorgos erlangt. Er starb nach 1318; sein einziger Sohn Jacopo I., Mitherr von Amorgos 1348, erwarb zu den väterlichen Gütern auf Euböa in Folge glücklicher Handelsspeculationen noch weitere auf Kandia, verglich sich 1352 mit den Ghisi wegen Amorgos, zinste dafür 1368 den Venetianern und besiegelte als „Herr von Astypaläa und halb Amorgos" am 20. März 1384 den Ehevertrag zwischen Pietro Zeno und der Herzogstochter Petronilla Crispo. Eine schmähliche Urkundenfälschung, die er sich einige Jahre später erlaubt, hatte 1389 seine Verurtheilung zu einer Geldbuße, einem Jahre schweren Kerkers und ewiger Verbannung aus Kandia, zur Folge; er starb bald darauf in Venedig und hinterließ seine griechischen Besitzungen seinen Söhnen Marco II. und Giorgio I. Ersterer erscheint 1403—1420 als auf Euböa ansässig; er starb vor 1429 und ernannte zum Erben seinen Bastard Francesco, der sich vergeblich bemühte, als venetianischer Nobile anerkannt zu werden, deshalb sogar mit einer Geldstrafe belegt ward und 1446 im Einvernehmen mit seinem Vetter Nicolò, des Giorgio Sohn, den Antheil der Familie an Amorgos den Quirini von Stampalia verkaufte; er starb nach 1452 kinderlos auf Tinos. Nicolò dagegen vererbte seinen Antheil von Astypaläa auf seinen Sohn Giorgio II. und dieser auf seine Kinder Jacopo II. (1491) und Marino (1493), welche denselben 1537 an die Türken verloren. *(C. Hopf.)*

27. Jan. 1829 mit der Gräfin Paolina Manin, Vater des Giampietro (geb. den 24. April 1830, verm. den 21. April 1856 mit Laura Fracanzani) und der Fosca (geb. den 8. Juli 1839, verm. den 28. Jan. 1862 mit Giovan Agostino Dondi dall' Orologio).

2) Vergl. meine Veneto-byzantinischen Analekten (Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der k. Akademie. Bd. XXII.) Wien 1859. 8. S. 452—459 (90—97).

GRIMAREST (Jean Léonor Le Gallois, Sieur de), französischer Schriftsteller, geboren zu Paris, gestorben in hohem Alter ebendaselbst im J. 1720. Seine Hauptthätigkeit bestand darin, die vielen Ausländer aus hohen Familien, welche damals so zahlreich nach Paris strömten, in der französischen Sprache zu unterrichten und bei ihnen zugleich den Dienst eines Cicerone zu verrichten. Da er sehr unterhaltend war und über einen reichen Schatz von Anekdoten verfügte, so war er in der Gesellschaft einiger Reichen, die sich durch ihn amüsirten, gern gesehen. Auch war er nicht ohne Geist, zugleich aber voll Eitelkeit, wenn er von sich in Folge der Sprechstunden an die Fremden sagen konnte: C'est moi qui ai donné de l'esprit à tout le Nord. — Er hat geschrieben: Commerce de lettres curieuses et savantes. Paris 1700 in 12. Der französische Kritiker Hériffant meint, daß das die Fortsetzung eines anderen Werkes, betitelt: Commerce savant et curieux, sei, welches von Germain Brie, dem Grimarest als Cicerone von Paris gefolgt ist, herrührt. — Les Campagnes de Charles XII., roi de Suède. Paris 1705. 2 Bde. in 12., ein klägliches Werk, welches weder die guten Seiten der schlechtesten Romane hat, noch geschichtliche Wahrheit bietet. — Vie de Molière. Paris 1705 in 12., neue verbesserte Auflage Amsterdam 1705 in 12., dazu: Additions à la Vie de Molière, contenant une réponse à la critique qu'on en a faite. Amsterdam 1706 in 12. Voltaire behauptete, daß dieses Leben Molière's voll von erfundenen Erzählungen sei; Grimarest vertheidigte sich damit, daß er vorgab, die betreffenden Anekdoten aus dem Munde und aus den Aufzeichnungen des Schauspielers Baron entnommen zu haben. Die Molièrekritik hat jedoch erwiesen, daß Voltaire Recht hatte. — Traité du recitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la déclamation et dans le chant avec un traité des accents, de la quantité et de la ponctuation. Paris 1707 in 12., neue vermehrte Ausgabe Amsterdam 1740 in 12. Nach Abbé Goujet ist dies das beste Werk über den behandelten Gegenstand, aber auch Goujet hält es für so veraltet, daß man es kaum noch citiren dürfe. — Traité sur la manière d'écrire des lettres et sur le cérémonial; avec un Discours sur ce qu'on appelle usage dans la langue française. Paris 1709 u. 1735 in 12. — Eclaircissements sur la langue française. Paris 1712 in 12. Nach Goujet ist dies Werk noch jetzt brauchbar.

Charles Honoré Le Gallois de Grimarest, Sohn des Vorigen und zuweilen mit dem Vater verwechselt, auch eine Art Sprachforscher wie sein Vater. Er schrieb: Nouvelle Grammaire française réduite en tables. Paris 1719 in 4., werthlos, denn das Brauchbare ist Plagiat aus den grammatischen Arbeiten von Regnier-Desmarais und Buffier. — Lettre d'un gentilhomme périgourdin. Paris 1730 in 12. Dieser im nächsten

Jahre noch einmal gedruckte Brief enthält ziemlich flache Bemerkungen über die Eleganz und Feinheiten des Styls. — Recueil de lettres sur divers sujets. Paris 1725 u. 1729 in 12. Grimarest sagt in der Vorrede, daß er, gedrängt von den Fremden, diese Briefe veröffentlicht habe, um ihnen Musterbriefe in die Hand zu geben. — Vergl. *Michaud*, Biogr. univers. XVII. p. 552 und *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. XXII.

(*R. Pallmann.*)

GRIMAUD (Jean Charles Marguerite Guillaume de) zählt nächst seinem Lehrer Barthez und seinem Schüler Dumas zu den hervorragenden Größen der vitalistischen medicinischen Schule von Montpellier. Zu Nantes im J. 1750 geboren, studirte er Medicin in Montpellier, und nach einem vierjährigen Studium erlangte er daselbst die Doctorwürde. In seiner gelehrten Dissertation (Essai sur l'irritabilité. Montp. 1776) betrachtete er die Irritabilität als immanente Eigenschaft der Muskelfaser, beschrieb ihr Verhalten bei den verschiedenen Altern, Geschlechtern und Temperamenten und entwickelte ihre Abhängigkeit vom Zustande der Sensibilität. Nachdem er seine Studien einige Zeit in Paris fortgesetzt hatte, kehrte er wieder nach Montpellier zurück und wurde im J. 1781 auf Barthez' Betrieb zu dessen Adjuncten und eventuellen Nachfolger in der Professur der Physiologie ernannt, nicht ohne lebhaften Widerspruch der medicinischen Facultät, die in dieser Beseitigung des üblichen Concurses für eine bestimmte Professur mit Recht ihre Gerechtsame beeinträchtigt finden mußte. Im Geiste der Schule von Montpellier erkannte Grimaud im Lebensprocesse einen eigenthümlichen Vorgang, auf den die physicalischen Gesetze keine Anwendung fänden. Durch seine ausgezeichnete Lehrthätigkeit machte er übrigens jene illegale Bevorzugung alsbald vergessen, und sein Ruf nahm nur noch mehr zu, als er seine ausgebreitete Gelehrsamkeit alsbald auch in Vorlesungen über allgemeine Pathologie und über die Fieberlehre im Besonderen zur Geltung brachte. Bei Bearbeitung der von der Petersburger Akademie für das Jahr 1787 ausgeschriebenen Preisaufgabe über die Ernährung brachte er es übrigens nur bis zur lobenswerthen Anerkennung, und eine zweite nachfolgende Abhandlung, als die nämliche Aufgabe nochmals wiederholt wurde, erreichte auch nur diesen Erfolg. — Durch angestrengtes Arbeiten, vielleicht auch durch ein etwas dissolutes Leben, war Grimaud's Gesundheit bedeutend in Verfall gekommen; er zog sich deshalb im J. 1789 nach Nantes in den Schooß seiner Familie zurück, und hier starb er bereits am 5. Aug. des nämlichen Jahres. Er selbst hatte noch die beiden Petersburger Preisschriften herausgegeben, als: Mémoire (premier et second) sur la nutrition. Montpellier 1787 et 1789. Seine Hauptschriften jedoch wurden erst nach seinem Tode veröffentlicht: Cours des fièvres. 3 Voll. Montp. 1791. 8. — Eine andere Ausgabe dieser Fieberlehre besorgte Dumas. 4 Voll. Montp. 1795. Hiervon aber erschien: Seconde édition, augmentée d'une introduction et de supplément qui rendent ce cours complet, par *J. B. E. Demorcy-Delettre.* 4 Voll. Montp. 1815. 8. Cours complet de physiologie, distribué en leçons. Ouvrage posthume, publié par *Lanthois.* 2 Voll. Paris 1818. 8. (Deuxième édition, revue, corrigée et enrichie de notes. 2 Voll. Paris 1824. 8. ist nur die nämliche Ausgabe mit verändertem Titel.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIMAUDET (François), französischer Jurist, geb. zu Angers um das Jahr 1520, gest. ebendaselbst den 29. Aug. 1580. Sein Vater Pierre war Schöppe zu Angers. Daß er von den italienischen Grimaldi's abstamme, von denen einer Namens François zu Anfang des 15. Jahrh. mit Louis II., Herzog von Anjou, als dessen Schatzmeister aus Italien nach Frankreich kam, ist eine unhaltbare Annahme. François Grimaudet studirte die Rechtswissenschaft. Nachdem er eine Zeit lang nicht ohne Ruf als Advocat in seiner Vaterstadt gewirkt hatte, wurde er Präsidialrath und im J. 1558 Advocat des Königs oder nach jetziger Ausdrucksweise Staatsanwalt zu Angers. Die damals tobenden Religionskriege machten diese Stellung Grimaudet's natürlich zu einer sehr schwierigen. Grimaudet blieb zwar dem römisch-katholischen Bekenntnisse treu. Trotzdem klagte man ihn an, daß er der Sekte der Hugenotten zugethan sei. Die Veranlassung dazu gab eine freisinnige Rede, welche er vor der Versammlung der Stände von Anjou im J. 1560 hielt und welche unter dem Titel: Remontrances aux Etats d'Anjou assemblé le 14 Octobre 1560. Poitiers 1561 in 12. erschien. Die Provinzialstände von Anjou waren damals versammelt, um zu der Versammlung der Generalstände, welche in Orleans zusammentreten sollten, Abgeordnete zu wählen. Grimaudet zeigte sich in seiner Rede zwar nicht offenbar als Hugenot, aber doch als ein recht freisinniger Katholik, was in so aufgeregten Zeiten, wie die damaligen waren, ihn wol verdächtig erscheinen lassen konnte. Er griff in der Rede die katholische Geistlichkeit nicht nur wegen ihres lasterhaften Lebens an, sondern verlangte auch, daß in den allgemeinen Concilien auch Laien zur Berathung zugelassen würden (le concile générale ne doit pas être seulement se composé d'évêques et de prélats, mais aussi de laïques en sorte que le concile indiqué à Trente devait être nul si les laïques n'y prenaient part), und daß die Geistlichkeit sich unter die weltliche Macht stellen müsse (la convocation des conciles de toute la chrétienté et la réformation de la discipline appartiennent à la puissance séculière, et non à l'ecclésiastique). Derartige Aeußerungen waren für einen strengen Katholiken natürlich geradezu ketzerisch und mußten dem Redner entschiedene Feinde erwecken. Sein eigner College Raoul Surguin veröffentlichte gegen ihn eine Schrift: Traité contre certaines Remontrances faites à la première Assemblée des Etats tenus à Angers le 14 jour d'Octobre 1560. Paris 1562 in 8., und die Sorbonne von Paris fühlte sich veranlaßt, am 15. April 1561 sechs Sätze der Rede Grimaudet's als ketzerisch zu verurtheilen. Obgleich sich Grimaudet von den Hugenotten fern hielt und erklärte, daß man ihn mit Unrecht zu den Hugenotten zähle, blieb er

doch verdächtig. Die Bartholomäusnacht zeigte das. Sein Bruder Jean, welcher Silberbewahrer des Königs Heinrich von Navarra war, wurde bei der Metzelei nur in Folge eines ausdrücklichen Befehls, den der nachmalige König von Frankreich Heinrich III., damals Herzog von Anjou, an die Schöffen von Angers richtete, verschont. Das Leben des François Grimaudet war sicherlich nicht weniger bedroht; wahrscheinlich verdankte er derselben Verwendung, die seinen Bruder rettete, das Leben. Der Herzog Heinrich von Anjou erscheint nämlich seit dieser Zeit als der offenbare Gönner Grimaudet's. Er ernannte Grimaudet, welcher sich seit seiner Verurtheilung durch die Sorbonne aus dem praktischen Dienste zurückgezogen hatte und seitdem nur noch wissenschaftlichen Arbeiten und consultativer Thätigkeit oblag, im J. 1573 zum Chef seines Conseils und zu seinem Requetenmeister für Anjou, in welcher Eigenschaft Grimaudet im J. 1574 den Eid leistete. — Die Werke Grimaudet's erschienen gesammelt unter dem Titel: Oeuvres de François Grimaudet sur les matières du droit ecclésiastique, du droit public et du droit civil. Amiens und Paris 1669 in fol. Die speciellen Titel der darin gedruckten Abhandlungen sind folgende: Commentarii ad Edictum judicum praesidialium publicatum anno 1550. Paris in 8. — Paraphrase du droit des dixmes ecclésiastiques et inféodées. Paris 1574 in 8., 2. Aufl. 1586. — Paraphrase du droit de retraits lignagers, recueillie des Coutumes de France. Paris 1564 in 8.; wie es scheint, erschien 1577 eine zweite Auflage. Nach Niceron ist diese und die vorhergehende Schrift als die bedeutendste Leistung Grimaudet's zu betrachten. — Paraphrase du droit des usures et contrats pignoratifs. Paris 1578 in 8. 2. Aufl. 1586. — Traité de causes qui excusent le dol. Paris 1569 und 1586 in 8. — Des monnoyes, augment et dimination de prix d'icelles. Paris 1576, 1579 und 1586 in 8. — Opuscules politiques. Paris 1580 in 8. Nach Niceron 14 verschiedene Abhandlungen. — De la puissance royale et sacerdotale. Opuscule politique. 1579 in 12. — Nicht aufgenommen unter die gesammelten Werke sind: De haereticis a principe puniendis et gratia haereseos resipiscentibus facienda. Paris 1560 in 8. Außerdem hat Grimaudet im Manuscript hinterlassen: Traité de la dignité royale dans l'église und Annotations sur la coutume d'Anjou. Vergl. über ihn *Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes de lettres. Tome XLI. Paris 1741 in 8. p. 229 sq., der jedoch hinsichtlich der bibliographischen Angaben ziemlich ungenau zu sein scheint, und *Hoefer*, Nouvelle Biographie génér. XXII. p. 84 sq. (*R. Pallmann.*)

GRIMLAICUS, ein Presbyter und Verfasser einer Regula Solitariorum. Zeit und Umstände seines Lebens sind gänzlich unbekannt, und was man von ihm zu wissen glaubt, sind einige aus seinem Werke und namentlich aus dem Prologe abgeleitete Vermuthungen. Gewiß ist nur, daß er seine Mönchsregel auf vielfältige Veranlassung eines andern Priesters schrieb, der mit ihm gleichen Namen führte, aber ebenso unbekannt ist als der Verfasser selbst. Da der latinisirte Name Grimlaicus eine germanische Wurzel verräth, so waren beide, wenn eine Vermuthung erlaubt ist, entweder Lombarden oder Angehörige des fränkischen Reichs, wo sich auch die beiden der Editio princeps zu Grunde gelegten Handschriften dieser Regula bis ins 17. Jahrh. erhalten haben. Die eine Handschrift befand sich in der Bibliothek des Geschichtschreibers Thuanus, die andere im Besitze des ersten Herausgebers, des Benedictinermönchs Lucas d'Achery. Diese Regula verleiht aber dem Verfasser einen so bemerkenswerthen Standpunkt unter den Klerikern seiner Zeit, daß es gerechtfertigt sein dürfte, über dieselbe so eingehend als nöthig zu berichten, indem wir den Inhalt derselben verzeichnen, einige charakteristische Stellen dem Wortlaute nach mittheilen und das Ganze als Beitrag zur Geschichte des Mönchswesens darbieten möchten, welchen die Freunde der Kirchengeschichte schon wegen der Gesinnungstüchtigkeit des von den Kirchenhistorikern fast vergessenen Grimlaicus nicht als überflüssigen Lückenbüßer betrachten wollen. In dem Prologe, welchen der Verfasser Dilectissimo Patri in Christo atque aequiuoco (suo) Grimlaico venerabili Sacerdoti zuschreibt, spricht er sich über Veranlassung, Zweck, Eintheilung, Ausführung u. s. w. näher aus, und sagt, nachdem er angegeben hat, daß sein väterlicher Freund ihn aufgemuntert habe, sich der Abfassung einer Regula Solitariorum, videlicet Coenobitarum, zu unterziehen: Ego autem hoc diu multumque renisus sum agere, ne forte vires meas excederem, immo ne iactantiae lapsum incurrerem; verens pariter ne ab aliquibus quasi noua condens praesumptuosus putarer, ac ne mihi illud antiquum obiiceretur prouerbium: Quid necesse est in mari mittere pisces, aut in flumine aquas? Sed cum post multos dies reminisci coeperim, quod numquam moris fuerit sanctis Patribus inuicem prouocare, inuicem inuidere, sed unumquemque in ordinanda domo Dei pro viribus suis obtulisse; malui imperio iussionis vestrae obtemperare, quam voluntatem meam facere. Vnde et ego mox iniuncti me operis labori supposui, atque hinc inde (außer zahlreichen Bibelstellen) orthodoxorum Patrum sententias exemplaque diuersa decerpsi, et ex his hanc Regulam componere sategi. Da der Verfasser des Glaubens ist, qui a semetipso loquitur, gloriam propriam quaerit, so darf es nicht befremden, daß er über das Verhältniß zu seinem väterlichen Freunde und über seine eigene Person gar nichts sagt, und wir können nur aus der späteren Bemerkung: Hac quidem nactus occasione Regulam, quam non habebam, modo habeo schließen, daß er selbst dem von ihm gepriesenen Mönchsstande angehört oder ihn nach Vollendung seiner Regula erwählt habe. Obwol nirgends ein Zeitpunkt angegeben ist, so läßt sich doch theils nach den genannten Quellen, theils aus der Beschaffenheit der Regula selbst die Lebenszeit des Verfassers annähernd bestimmen. Unter den angeführten Kirchenvätern ist der Stifter des Benedictinerordens, der heilige Benedictus (gest. 543), der jüngste, die übrigen, wie

Antonius, Arnulphus, Arsenius, Basilius, Cäsarius, Cassianus, Gregorius, Hieronymus, Hilarius, Isidorus Pelusiota, Philibertus, Prosper u. s. w., fallen sämmtlich in eine frühere Zeit. Wenn nun die Regel selbst ganz allgemein gehalten ist, wenn sie in ihrer Einfachheit noch nicht die Verhältnisse der späteren Entwickelung des Klosterwesens kennt, auch nirgends die Verhältnisse einer besonderen Localität berücksichtigt, wenn sie auch nur von zwei Mönchsclassen weiß (Mönche oder Solitarier in Klöstern und Solitarier als Einsiedler in der Wüste), und diese Umstände nur für die frühesten Zeiten des Mönchsthums Geltung haben können, wozu noch die ungekünstelte, von der schwülstigen Schreibart späterer Kirchenschriftsteller des Mittelalters weit abweichende Form der Darstellung kommt, so gewinnen wir für Grimlaicus als das annähernde Zeitalter seines Lebens das 6., spätestens das 7. Jahrh. Wenn der Verfasser in bescheidener Demuth seine Leser bittet: ut quicquid in rebus istis quae utcumque digestae sunt, reprehensionis inuenerint, vitio meae rusticitatis adscribant, mihique dignanter indulgeant: Ea autem quae secundum fidem Catholicam dicta probauerint, Deo deputent — — und bekennt: Ego quippe dum studui praeceptum iubentis implere, etiam maiora viribus meis praesumpsi suscipere — —, so spricht sich doch auch eine gewisse Zuversichtlichkeit aus, ein nützliches Werk unternommen zu haben, indem er sagt: Nihil — — — asperum, vel onerosum, nihil graue spero me scripsisse: sed si quid paululum restrictius, dictante aequitatis ratione in ea institui, hoc propter emendationem vitiorum, et conseruationem virtutum feci. Quisquis igitur hanc Regulam bono animo et plena deuotione, voluerit obseruare, in praesenti adhuc saeculo positus, ad virtutum culmina, Deo fauente, poterit scandere; — — daher auch die Bitte: ut nemo hanc Regulam spernat — —. Auf die Form der Darstellung legt er kein Gewicht, doch ist, wenn es auch an grammatikalischen und stylistischen Nachlässigkeiten nicht fehlt, die Latinität des Verfassers keineswegs schlechter, als man im eisernen Zeitalter derselben erwartet. In Beziehung darauf sagt der Verfasser: Nostracismos denique et barbarismos, necnon et ipsos praepositionum casus in hoc opusculo seruare contempsi: quia indignum vehementer fore censui, ut verba Christi vel Sanctorum Patrum sub regula perstringerem Donati, und später noch einmal: Ceterum de accuratione dictionis elucubratae non satago: quia quod a Magistris negligendo non didici, id exhibere loquendo nequiui. Daß er mancherlei Kenntnisse besaß und gelehrte Bildung erworben hatte, erhellt nicht allein aus dem Werke selbst, sondern läßt sich auch nach der Anforderung, gelehrt zu sein, die er ausdrücklich an die Mönche stellt, billig erwarten.

Sein Werk hat der Verfasser in 69 Capitel getheilt. Cap. I. handelt de generibus Solitariorum. Nachdem er eine Worterklärung: Monachus enim Graeca etymologia vocatur, eo quod sit singularis. Monas enim Graece, Latine singularitas dicitur. Ergo Solitarius interpretatur vocabulum Monachi. Idcirco enim siue dicatur Monachus siue Solitarius, unum atque idem est vorausgeschickt hat, sagt er, daß es zwei genera Solitariorum gebe: unam Anachoretarum, id est, eremitarum; alterum vero Coenobitarum, hoc est, Monasteriale. Ueber den Ursprung des Mönchswesens stimmt er dem Macarius, einem Schüler des Antonius, bei, daß der Thebäer Paulus der erste Solitarier gewesen sei: quod et verum est. Sciendum vero, quod a tempore beati Antonii coeperunt Coenobitarum solitarii, hoc est retrusi. Als Beispiel eines vollkommenen Solitarius stellt er den Bischof Arnulphus auf. In Cap. II. De praeceptis altioribus Monachorum, vel Solitariorum unterscheidet er altiora praecepta quae dantur Monachis von denen, quae dantur fidelibus in saeculo communem vitam agentibus. — — — Monachis enim sive Solitariis dicitur, ut sua omnia derelinquant; saecularibus vero, ut sua omnia bene gerant. Zur Vollkommenheit genüge es nicht cuiquam sua derelinquere, nisi etiam semetipsum abneget, und dieses bestehe in dem voluntatibus propriis (namentlich prauis moribus) renuntiare. Qui enim suis rebus renuntiat, sua abnegat; qui vero prauis moribus renuntiat, semetipsum abnegat. Cap. III. De quatuor ordinibus hominum qui erunt in die iudicii. In die erste Ordnung gehören die, qui sua dereliquerunt et Christum secuti fuerunt. Die Nachfolge Christi bestehe aber in der Nachahmung seines Beispiels, denn sequitur Christum, qui illum imitatur. Die weitere Ausführung dieser Nachfolge Christi erörtern Cap. IV. Quae sint verae divitiae und Cap. V. De perfectione iustitiae. Cap. VI wird gezeigt: Quod qui saeculo renunciant, non debent habere hereditatis, nec possessiones, und Cap. VII. Quod post abrenuntiationem saeculi non debet quisque diuitias colligere. Welchen Nachtheil der Reichthum bringen könne, beweist der Verfasser durch einige Beispiele. Cap. VIII behandelt die Frage: Quid sit proprie actiua, quidue contemplatiua vita. Hier heißt es: Quando autem infirmum visitamus, mortuum sepelimus, errantem corrigimus, tunc in actiua sumus. Quando vero in conspectu Dei lacrymas fundimus, et qualis beatitudo, qualis lux, qualis gloria vit sanctis in coelo, cogitare volumus, tunc in contemplatiua sumus. Sed actiua vita cum corpore incipit, et hic cum ipso finitur: contemplatiua vero vita hic inchoatur et in futuro saeculo perficitur. Ex his enim signatur una, id est activa per Martham; et altera, id est contemplatiua, per Mariam: sed necessaria est omnino Martha Mariae. Cap. IX. Qualis debet esse in actiua vita, qui ad contemplatiuam conscendere conatur. Hier meint der Verfasser qui prius in actiua proficit, postea ad contemplationem bene conscendit, und dazu könne er eben nur gelangen: si iniurias poterit ferre, si opprobria, si derisiones, si contumelias, si detractio-

nes, si flagella poterit sustinere, vergißt aber nicht daran zu erinnern, ut hi qui in contemplatiua vita volunt perfecte vivere, per interualla temporum unde viuant propriis manibus non negligant laborare. Cap. X erörtert: Quantum inter contemplatiuam et actiuam vitam intersit, indem er die Vorzüge beider Lebensweisen in warmer Lobrede empfiehlt, in Cap. XI zeigt: Quod praesentium contemptores etiam hic contemplatiua vita delectat und Cap. XII auseinandersetzt: Quae et quanta sit in hac carne contemplatiuae vitae perfectio. Wie das beschauliche, auf das Jenseits gerichtete Leben erst im künftigen Leben zur wahren Vollkommenheit gelangen könne, so ist der Verfasser nach Cap. XIII der völligen Ueberzeugung: Quod Deum perfecte sancti videre non possint, nisi cum ad beatitudinem futurae vitae peruenerint. Diese beredte Darstellung des beschaulichen Lebens bildet den Uebergang zum Erweise des Satzes in Cap. XIV: Quod pro perfectione vitae contemplativae a sanctis Patribus solitaria vita primitus fuit inchoata. Cap. XV handelt: De disciplina suscipiendorum fratrum ad retrusionem. Wer Mönch werden will, hat sich einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, oportet de praeterita eius vita et conuersatione inquirere, si est moribus temperatus, si vita castus, si sobrius, si sapiens, si humilis, si obediens, si affabilis, si in lege Domini instructus, si in ipsa instructione cautus. Ist licentiam ei retrudendi gegeben, unum annum habitet inter fratres, ita ut extra claustra, nisi tantum in Ecclesiam, non exeat; quatenus in ipso eius probetur voluntas vel stabilitas. — — — Et si, nach Vollendung des Probejahres promiserit stabilitatis suae perseuerantiam, legatur ei haec Regula, et dicatur ei: Ecce lex sub qua militare vis, si potes seruare, ingredere; si vero non potes, liber discede. Si adhuc steterit, legatur ei haec Regula sedule, ut sciat ad quod ingreditur, et probetur in omni patientia. Et si habita deliberatione promiserit se omnia custodire, tunc blande leniterque suscipiatur ad destinatum propositum — — —. Cap. XVI beschreibt: Qualis debet esse Cellula retrusionis. Der Umgang mit Frauen ist gänzlich zu vermeiden. Si quando autem eis de confessione aut de consilio animarum sermocinandi necessitas incubuerit, in Ecclesiam veniant et ante fenestram oratorii coram omnibus simul loquantur — — —, doch heißt es weiter: Diligendae sunt autem mulieres non carnaliter, sed spiritualiter. In Cap. XVII empfiehlt der Verfasser: Quod nunquam minus quam duo vel tres sint simul Solitarii. Das Alleinsein werde für den Solitarius gefährlich, besonders in hoc quod ipse sibi placet, et videtur sibi ad summam perfectionem jam venisse, et putat se esse quod non est. — — Postea vero neque si aliqua virtus in eo abundat, neque si aliqua desit, agnoscit. Neque etiam hoc quod utile est, neque quod deest, cum solus sit, ab alio aliquo quaeri potest. Denique, sed nec culpas quidem suas, aut vitia facile agnoscit, cum qui arguat vel reprehendat, nemo sit. Cap. XVIII. Si oportet suscipere ad solitariam vitam suburbanos presbyteros, vel iuuenes aetate. Bei auswärtigen Priestern und Mönchen verlangt der Verfasser eine härtere Prüfung und die Prüfungszeit solle zwei Jahre dauern. Unbedenklich sei die Aufnahme junger Leute, denn omne autem tempus a prima aetate opportunum esse dicimus ad suscipiendum aliquem in eruditione et timore Dei. Auch sei keinem ex Catholicis, welcher sage: volo apud vos manere aliquod spatium temporis, ut proficiam ex vobis, die Aufnahme zu verweigern. Cap. XIX. Qualem vel quam sanctum oportet esse Solitarium, eine Aufzählung, wie ein Solitarius nicht beschaffen sein und welche Tugenden er haben solle. Zu den Vollkommenheiten, welche als Forderungen an einen Solitarier gestellt werden müssen, rechnet der Verfasser nach Cap. XX die Gelehrsamkeit. Quomodo Solitarii debeant esse docti et qualiter alios doceant, ac semetipsos discrete prouideant setzt er hier aus einander. Solitarius itaque debet esse doctor, non qui doceri indigeat, etiam debet esse sapiens et doctus in lege diuina, ut sciat unde proferat noua et vetera. Beim Unterricht sowol als in aliis quibuslibet rebus scientia scripturarum valde Solitario necessaria est. Die Gelehrsamkeit diene haereticos, siue Judaeos, seu alios quoslibet adversarios repercutere vel refutare — — —. Huius autem sermo debet esse purus, simplex, et apertus, plenus grauitate et honestate; plenus suauitate, gratiaque, et lenitate. Ipsius namque speciale officium est, tractare de mysterio legis, de doctrina fidei, de virtute continentiae, de disciplina iustitiae; scripturas diuinas legere, percurrere canones, exempla sanctorum imitari, ut videlicet praenoscat quid, cui, quando, vel quomodo proferat — — —. Endlich sagt er noch: Sciendum vero est, quia aliter conuenit praedicare Episcopis et Presbyteris, atque aliter Solitariis. Illis utique tanquam sibi commissis plebibus oportet arguendo, increpando et obsecrando praedicare: Istis vero non tanquam commissis, sed pro sola caritate conuenit aduenientes quosque spiritualium verborum dapibus reficere, et ad Dei seruitium ut conuertantur humiliter et secreta suggerere: non tamen eos oportet quasi pro gratia hominum adquirenda exhortationis rigorem reticere. Praeterea quoque debemus et nos quotidie etiam tacendo praedicare, und dies könne nun in der Weise geschehen, wie Cap. XXI lehrt: Ut Solitarii lucis exempla omnibus dent: et ut laudabiliter viuant, sed laudari non appetant. Cap. XXII handelt de his qui in regimine prodesse possunt, et propter quietam vitam praeesse refugiunt. Der Verfasser stellt ihnen die Frage entgegen: qua mente is, qui proximis profuturus enitesceret, secretum praeponit suum, quando ipse summi Patris unigenitus, ut multis prodesset, de sinu Patris egressus est ad publicum nostrum? Es sind besonders diejenigen gemeint, qui

ex sola humilitate aliis praeesse refugiunt — — und dum eis regimen animarum imponitur, renuunt. Die Schilderung de vita et moribus Solitariorum, et qualiter eis in solitaria vita conuersandum sit in Cap. XXIII und XXIV leitet der Verfasser ein mit der Mahnung des Apostels Paulus (1 Cor. 1, 26): Videte vocationem vestram und den aus der ganzen Betrachtung abgeleiteten Hauptsatz: Venire quidem ad solitariam vitam summa perfectio est, sed non perfecte in solitudine viuere, summa damnatio est. In der Ausführung fährt er dann fort: Non ideo ad solitariam vitam venimus, ut rebus omnibus abundantes omni quiete frueremur. Non utique ad requiem, nec ad securitatem, sed ad pugnam huc venimus, ad agonem processimus, ad exercenda cum vitiis bella properauimus. Vita enim nostra, hostes nostri sunt. Was der Solitarius in diesem Kampfe zu thun und zu lassen habe, lehrt Cap. XXV de instrumentis bonorum operum, worin die Sententia cuiusdam Patris (S. Benedicti Regula cap. IV) mitgetheilt wird, und ferner Cap. XXVI. De obseruatione mandatorum, worauf Cap. XXVII und XXVIII. Lamentabilis descriptio de his, qui praecepta Christi non obseruant folgt und den Uebergang bildet zu Cap. XXIX. De compunctione cordis und zu Cap. XXX. Quod duo sunt genera compunctionis. Cap. XXXI handelt de reuerentia et instantia orationis. Cap. XXXII wird erörtert: Quomodo possit aliquis sine intermissione orare und Cap. XXXIII. Quod omnes vanae cogitationes ex illusione daemonum fiunt. Cap. XXXIV fordert den Glauben: Quod cantantibus et psallentibus praesentia Dei et Angelorum semper adsit. In Cap. XXXV. De laude Psalmorum, et dispositione horarum, in quibus psallere empfiehlt der Verfasser die diuina officia, wie sie beatus Antonius gepflegt habe. In Cap. XXXVI. Si quotidie Corpus Domini quilibet audeat sumere, vel Missam cantare sagt der Verfasser: Non mea itaque opinione, sed sanctorum Patrum assertione haec utraque reor fieri posse, id est, et Missas quotidie celebrare et sacrosancta Corporis et Sanguinis Domini mysteria quotidie cum tremore et timore sumere, und obwol er die tägliche Abendmahlsfeier für heilsam hält, fügt er doch bei: faciat unusquisque quod secundum fidem suam pie credit esse faciendum. Treten Fälle ein, welche nach Cap. XXXVII die Frage veranlassen: Si post illusionem, quae per somnium solet accidere, debeat quis Missam celebrare, an non? so sind Mittel gegeben, sie unschädlich zu machen, ihre Verhütung liege aber in der strengsten Enthaltsamkeit, deren sich die Solitarier zu befleißigen haben; denn, sagt der Verfasser: tales debet Dominus habere ministros, qui nulla carnis contagione corrumpantur, sed potius castitatis continentia splendeant mente et corpore. Cap. XXXVIII. De assiduitate lectionis et orationis. Fleißiges Lesen und Beten ist Pflicht der Solitarier. Der Verfasser nennt aber nur die heil. Schrift, welche gelesen werden soll, und sagt: Geminum autem confert donum lectio sacrarum Scripturarum: unum, quia intellectum mentis erudit; alterum quia a mundi vanitate hominem abstrahit, et ad amorem Dei perducit. Ferner: Omnis plane scriptura sancta ad nostram scripta est salutem et doctrinam, ut per consolationem scripturarum in bonis actibus proficiamus. Weiter heißt es: Ille enim beatissimus est, quid diuinas scripturas legens verba vertit in opera. Nemo enim potest sensum scripturae sacrae plene cognoscere, nisi legendi familiaritate. Warum der Verfasser die Kirchenväter zur Lectüre*) nicht empfiehlt, hat seinen Grund wahrscheinlich in der praktischen Richtung seines Christenthums; vielleicht fürchtete er, daß seine Mönche durch zu verschiedenes Lesen zerstreut und in der Ausübung ihrer Pflichten gehindert werden möchten. Zu müßigen Untersuchungen sollten sie keine Zeit haben, denn er sagt: neque etiam secreta Dei nimis oportet rimari, und ist auch der Meinung: non oportet Solitarios gentilium libros legere, ne forte per oblectamenta inanium fabularum, vel figmenta Poëtarum mentem excitent ad incentiua libidinum. Desto mehr lag dem Verfasser daran, aus seinen Mönchen vollkommene Christen und brauchbare Menschen zu machen. Dies beweist Cap. XXXIX. De quotidiano opere manuum Solitariorum. Wie die Apostel und heiligen Väter de labore manuum suarum lebten, so sollen es auch die Solitarier. Proinde necesse est, sagt der Verfasser, nobis laborare manibus nostris quod bonum est, ut habeamus unde viuamus, et unde aliquid necessitatem patientibus tribuamus. Um zu zeigen, wie eindringlich der Verfasser seinen Mönchen die Nothwendigkeit der Händearbeit ans Herz legt, theilen wir hier noch eine längere Stelle mit: — — oportet tamen Solitarios propriis manibus instanter laborare, etiamsi aliunde habuerint unde viuant. Sic faciebat Paulus primus et probatissimus eremitarum. Cum esset in eremo vastiore, securus erat de victu, quia de fructibus palmarum, et de oleribus herbarum vescebatur tantum, tamen colligebat folia palmarum, et quotidianum pensum, velut exinde sustentandus esset, a semetipso iugiter exigebat. Cumque opere totius anni antrum eius fuisset impletum, id quod sollicita cura laborauerat annis singulis, igne supposito concremabat. Iste enim non pro necessitate victus, ut dictum est, laborabat, sed pro corporis afflictione, et cordis purgatione, atque cogitationum soliditate, seu perseuerantia cellae hoc faciebat. Dicebat autem, sine opere manuum nec in loco posse perdurare Solitarium, nec ad perfectionis culmen aliquando conscendere. Econtra vero fuit alius frater, qui veniens ad Abbatem Siluanum in monte Sina, vidit ibi fratres operantes, et dixit eis: Nolite operari cibum qui perit, sed qui permanet in vitam aeter-

*) Doch erwähnt Cap. XLII collationes vel vitas Patrum, aut certe aliquid unde aedificentur.

nam. Maria optimam partem elegit. Et dixit senex discipulo suo: Vade, voca fratrem istum, et mitte illum in cellam ubi nihil est. Et cum facta fuisset hora nona, intendebat idem frater ad ostium, si mitterent alii, et vocarent eum ad manducandum. Et cum nemo loqueretur ei, surgens venit ad senem, et dixit ei: Abba, manducaverunt hodie fratres? Et dixit ei senex: Etiam iam comederunt. Et illa: Et quare, inquit, me non vocasti? Et senex respondit: Tu homo spiritualis es, et hoc cibo non indiges; nos autem carnales sumus, et manducare volumus, ideo manibus nostris operamur: tu vero bonam partem elegisti, tota die legens, et nolens sumere carnalem cibum. Qui cum hoc audisset, prostrauit se in terram humiliter poenitentiam agens, et dixit: Ignosce mihi Abba. Et senex dixit ei: Puto quod opus habet omnino Marthae Maria. Per Martham enim Maria laudatur. Quapropter opus habent Solitarii propriis manibus laborare et operari unde pascantur; quia qui otiosa quiete perfruitur, nisi operi manuum institerit, et nisi spiritualiter vixerit, more pecudum se componit. Indem nun in Cap. XL: Quod certis horis occupari debent Solitarii in labore manuum die Hausordnung der täglichen Beschäftigungen festgesetzt wird, wobei der Verfasser jedoch erinnert, ut si forte cui haec dispositio displicuerit, ordinet si melius aliter iudicauerit, bestimmt Cap. XLI: Ut Solitarii nihil proprium habeant et oblationes fidelium suscipiant, die Verwendung des Ueberflusses. Solitarii quicquid, sagt der Verfasser, superfuerit, pauperibus tribuant. Nam, fährt er fort, licitum est eis a populo oblata suscipere ad suam et pauperum indigentiam sustentandam. Ergo, heißt es weiter, et Solitarii nec suum quicquam dicant, sed sint fideles dispensatores, et ea quae pauperibus dare debent, non nimis in suos usus reflectant — —. Cap. XLII gibt Bestimmungen: Quibus horis oporteat Solitarios reficere, namentlich auch über die Fastenzeit und sonstiges Verhalten. Cap. XLIII handelt: de mensa Solitariorum. Hier heißt es: Studendum est, ut non semper saturitas edendi finem faciat, sed voluntas: nec impleat ventris saturitatem edacitas, sed comprimat parcitas. — — — A carnibus vero tam quadrupedum quam volucrum omnino abstineant; nisi forte aliqui in graui aegritudine fuerint detenti. In Cap. XLIV. De crapula cauenda sagt der Verfasser: In quantum ergo Solitarii possunt, delicias et ciborum opulentias fugiant; et non solum a cupiditate pretiosorum ciborum, sed etiam a nimia perceptione vilium se contineant: remota prae omnibus crapula, ut nunquam surripiat eis indigeries; quia nihil sic contrarium est omni Christiano, quomodo crapula. Die Enthaltsamkeit empfehlend, fügt er hinzu: Omnia tamen mensurate et cum discretione fiant; quia nimia abstinentia ciborum non solum vires corporis frangit, sed etiam intentionem animae minuit, mentisque ingenium mancescere facit et vigorem orationis amittit. Ideo, fährt er dann fort: admonendi sunt abstinentes — — — ut abstinentiam suam et semper sine intermutatione custodiant, et nunquam hanc apud occultum iudicem eximiae virtutis credant, ne forte magni meriti se esse aestimantes, corda in elationem leuent. In Cap. XLV: De mensura potus Solitariorum bestimmt der Verfasser unicuique heminam vini per diem, bemerkt aber: licet enim legamus vinum omnino Monachorum vel Solitariorum non esse, sed quia nostris temporibus id Monachis aut Solitariis persuaderi non potest, saltem et hoc consentiamus, ut non usque satietatem bibant, sed parcius; quia vinum apostatare facit etiam sapientes. Diese Tugend der Mäßigkeit ist dem Verfasser so wichtig, daß er ihr auch Cap. XLVI widmet: De ebrietate cauenda et de laude sobrietatis, und dasselbe mit der Mahnung schließt: Itaque in omnibus exhibeamus nos sobrios, ut sobrietas nos per omnia exhibeat sanos et castos. Die Frage in Cap. XLVII: Si omnes aequaliter necessaria vitae debent accipere beantwortet er mit Augustinus dahin: Victus et tegumentum non aequaliter omnibus tribuatur, sed potius sicut unicuique opus fuerit. Nach Cap. XLVIII: De infirmis et senibus Solitariis soll diesen besondere Fürsorge gewidmet sein. Cap. XLIX handelt de vestimentis et calceamentis Solitariorum; Cap. L: de lectisterniis Solitariorum und Cap. LI bestimmt: ut certo tempore sese radant, ne sint comati. Hier wird noch hinzugefügt: habeant etiam infra cellulam retrusionis dolium, et quoties expedit, sacerdotes pro munditia corporis balneorum usibus fruantur. Die beiden folgenden Capitel sind der Schulzucht gewidmet. Cap. LII: De discipulis Solitariorum, et de eorum obedientia bespricht besonders die Pflichten der Schüler. Von den Solitariern heißt es: non velint habere plures discipulos; quia nequaquam vincere auaritiam possunt, quando ad multorum sustentationem intendunt. Habeat autem unusquisque unum, aut duos vel ad plurimum tres discipulos. Paucos tamen condiscipulos ad conuiuendum, et plures ad docendum. Non tamen dicimus, ut scholas generaliter teneant: quamuis liceat, non tamen expedit. Cap. LIII. De zelo bono, quem debent habere Solitarii erga discipulos. Hunc zelum, sagt der Verfasser, feruentissimo amore exerceant Solitarii erga discipulos; id est, ut infirmitates illorum siue corporum, siue morum, patientissime tolerent: et si forte aliquid deliquerint, cum omni moderatione eos corripiant. In ipsa autem correptione prudenter agant, et plus studeant amari, quam timeri. Et ne quid nimis, ne dum nimis eradere cupiunt rubiginem, frangatur vas: suamque fragilitatem semper suspecti sint — — — — Quapropter — — — indisciplinatos durius argue, obedientes et mites, ut in melius proficiant, obsecra; negligentes et contemnentes increpa; omnia tamen cum patientia. Improbos autem, et duros,

et superbos, vel inobedientes, si aetas siuerit, verberum castigatione, et corporum afflictione coërceant — — —. Hoc summopere perpendentes, ut iuxta qualitatem vulnerum, exhibeant fomenta curationum. Caveant autem, ut dum alios de admonitionibus suis emendare procurant, ipsi ab omnibus vitiis emendati inueniantur; ne forte aliis praedicantes, ipsi (quod absit) reprobi efficiantur. In Cap. LIV. Quomodo ieiunare debeant Solitarii kommt der Verfasser auf das Fasten zurück. Nach dem Ausspruche des Augustinus sei Fasten gut, aber besser das Almosengeben. Eleemosyna enim sufficit sine ieiunio: ieiunium vero non sufficit sine eleemosyna. Tale est ieiunium sine eleemosyna, qualis est sine oleo lucerna. — — — Tria sunt genera eleemosynarum, quae indesinenter agere debemus. Unum corporale, egenti dare quicquid poterimus: alterum spiritale, dimittere a quo laesi fuerimus: tertium, delinquentes corrigere et errantes in viam veritatis reducere. Ad haec autem iungatur oratio, et erit ieiunium perfectum. Die Ieiunia selbst sollen mäßig sein, ne nimis debilitent stomachum, quia modicus et temperatus cibus utilis est corpori et animae. Daher sagt der heil. Hieronymus: Parcus cibus, et venter semper esuriens triduanis ieiuniis praefertur: multoque melius est quotidie parum comedere, quam raro satis sumere. Pluuia illa optima est, quae sensim descendit in terram; nam subitus et nimius imber in praeceps arua subuertit — — —. Ferner: biduana et triduana ieiunia vanam gloriam ostendunt. — — — Neque istud ieiunium corporale ad perfectionem nobis proficit, nisi fuerit huic animae quoque ieiunium copulatum. Habet namque anima suos noxios cibos — — — nam superbia, vana gloria, detractio et inuidia et caetera talia cibus eius sunt. Nihil ergo nobis prodest ab escis carnalibus abstinere, et talibus vitiis pectus replere. Cap. LV erörtert: Quod Solitarii pro hospitibus ieiunium soluant, d. h. an Fasttagen war es erlaubt, Gäste zu bewirthen, besonders Arme und Pilger, quia in ipsis magis Christus suscipitur. Nun geht der Verfasser auf die einzelnen Tugenden über, deren sich die Solitarier befleißigen sollen. Cap. LVI handelt de caritate, Cap. LVII: de humilitate, Cap. LVIII: de obedientia, Cap. LIX: de virtute patientiae, Cap. LX: de discretione, Cap. LXI: de taciturnitate. Cap. LXII. De cauenda detractione, et quod duobus modis potest aliquis sine peccato alieni peccata dicere. Cap. LXIII. Consolatio Solitariorum de detractione. Cap. LXIV. De cogitationibus et diabolicis illusionibus, wo gesagt wird: non potest corrumpi corpus, nisi prius corruptus sit animus: et nihil potest facere caro nisi quod voluerit animus. Idcirco munda prius a prauis cogitationibus animum, et caro non peccabit in aeternum. Bonae autem cogitationes semper a Deo procedunt: malae cogitationes vero aliquoties a nobismetipsis veniunt, et aliquoties instinctu diaboli excitantur. — — Si repugnamus diabolo, fugiet a vobis. Cap. LXV belehrt uns de diversis tentationibus Solitariorum. Auch diese Versuchungen sind ein Werk des Teufels; multis modis mentes Solitariorum diabolus tentat. Tentat autem eos aliquando per stimulos paupertatis: nam cum per stimulos paupertatis non potest eos monere, diuitias adhibet ad seducendum. Et dum per contumelias et opprobria non praeualet, laudes et gloriam adhibet. Si per salutem corporis non potest, aegritudines mittit. Et dum per delectationes seducere eos non potest, per molestias, quae contra votum eueniunt, eos conatur euertere. Infirmitates etiam quasdam graues aduersus eos, qui tentandi sunt, adhibet; ut per eas pusillanimes faciens Solitarios, conturbet caritatem eorum, quam habent ad Dominum. Sed quamuis concidatur corpus, et febribus validissimis inflammetur; insuper etiam si intolerabili contritione affligatur, quisquis es, qui haec sustines, recordare futuri saeculi poenas, et aeternum ignem, ac perpetua tormenta, ut haec cogitans non deficias ad ea, quae in praesenti contingunt. — — — Perfectus eris per huiusmodi tribulationes — — — Beatus qui haec omnia tulerit patienter. Eine andere Art Versuchungen beschreibt der Verfasser Cap. LXVI. De tentamentis somniorum. Plerumque daemones in noctibus Solitariis occurrentes, ut formidolosos eos faciant, per soporem conturbant; et quos vigilantes intus tentant, nec superant, dormientes acriter impugnant. — — — Somnia enim similia sunt auguriis, et qui eis intendunt, reuera augurare noscuntur. Solitarii autem inter illusiones et revelationes discreta circumspectione discernant, ut sciant quid a bono spiritu percipiunt, vel quid a malo spiritu patiuntur. Cap. LXVII gibt eine eindringliche Ermahnung: Ut Solitarii signa et miracula fieri non quaerant. Er sagt: Signa igitur et miracula a Solitariis non sunt quaerenda, propter ostentationem et vanam gloriam. Nam quisquis signorum et mirabilium indiciis vult probari, non potest probus videri. Quia ipse Dominus et Saluator non dixit: Ex signis et mirabilibus cognoscetis eos; sed ait: Ex fructibus eorum cognoscetis eos. — — — Nusquam in signorum opere beatitudo ponitur, sed in expletione mandatorum Dei. — — Caueant omnino Solitarii, ut nihil per ostentationem faciant. In Cap. LXVIII. De trimoda charismatum gratia sagt der Verfasser Folgendes: nunquam de admiratione signorum, sed de ornatu morum debet apud nos esse quisquam laudabilis. Et reuera maius miraculum est, de propria carne fomitem eradicare luxuriae, quam expellere immundos spiritus de alienis corporibus: et magnificentius signum est virtute patientiae truculentos motus iracundiae coërcere, quam daemonibus imperare, ac de alienis corporibus infirmitates pellere: et praecelsior virtus est animae propriae languorem curare, quam corporis alieni. — — — maior mer-

ces est peccatorem suscitare de vitiis, quam mortuum de sepulchro. — — — necesse est Solitariis, ut si eis cuiusque conscientia boni operis fuerit, occultent illam, et cum omnia fecerint quae Deus praecipit, dicant, Serui inutiles sumus. Im Schlußcapitel LXIX: Ut Solitarii post retrusionem ad secularem vitam minime redeant; et de perseverantia boni operis bestimmt der Verfasser, daß der Solitarier, welcher in die Welt zurückkehren wolle, excommunicirt werden solle, und ermahnt die Solitarier: studeant hanc regulam breuiter de sanctarum floribus scripturarum collectam, et sanctorum Patrum exemplis hinc inde munitam, sedula meditatione perlegere, et per singula verba discutere, ac memoriae commendare et — — — iuxta vires adimplere.

Wir setzen voraus, daß die gegebene Inhaltsübersicht nebst den mitgetheilten Stellen nicht unzureichend sein werden, um den Geist sofort zu erkennen, welcher sich in dieser Regula Solitariorum unzweideutig ausspricht. Es ist ein ebenso ernster als gewissenhafter, ja strenger, aber auch wohlwollender und milder Geist eines Mannes, welcher die christliche Vollkommenheit als das Ziel erkennt, dem vor allen die Mönche und Einsiedler nachjagen müssen, sodaß wir gern glauben möchten, daß es irgend einmal, vielleicht unter der vorurtheilsfreien Führung eines Grimlaicus, eine klösterliche Gemeinschaft gegeben habe, welche dem in dieser Regula aufgestellten Ideale nahe gekommen sei. Hätte sie bestanden, so würde sie den Hingang ihres Stifters kaum lange überlebt haben, denn es würde keinem Nachfolger in der Leitung gelungen sein, eben die richtige Mitte, welche die Regel vorschreibt, zu halten, um nicht entweder nach der einen Seite hin die Zügel straffer, als gut ist, zu führen, oder nach der andern Seite hin an ein schwaches, ebenso gefährliches Nachlassen zu gewöhnen. Die Keime zu beiden liegen in der Sache selbst, in der Exclusivität des Mönchsthums. Christliche Vollkommenheit ist nicht für einen einzelnen Stand, sondern für alle Christen bestimmt, und da das Mönchsthum eben nicht alle Verhältnisse umfassen kann, in welche christliche Tugenden zu üben sind, so mußte sich in die Praxis des mönchischen Christenthums eine Einseitigkeit einschleichen, welche, wie die Geschichte lehrt, den unausbleiblichen Verfall, wenn nicht in sich schloß, so doch nach sich zog. Dafür wollen wir aber die Begründer des Klosterwesens nicht verantwortlich machen, auch unsern Grimlaicus nicht. Wenn wir die Beziehungen der Regula Solitariorum zu den übrigen bekannten Mönchsregeln kurz andeuten sollen, so liegt das Unterscheidende darin, daß Grimlaicus kein bestimmtes Kloster im Auge gehabt zu haben scheint, sondern nur eine allgemeine Regel aufstellte, welcher die besondern Verhältnisse eines eben zu gründenden Klosters erst angepaßt werden mußten. Vielleicht fehlen deshalb — sonst ein Grund läßt sich kaum vermuthen — in unserer Regula alle Strafbestimmungen. Nur die Excommunication für einen Apostaten wird erwähnt, nirgends ein Anathema für Ketzer, höchstens eine mündliche Correction in Form der Ermahnung für mögliche Fälle. Ob die Regula des Grimlaicus irgend einem Kloster zum Muster gedient habe, ist gänzlich unbekannt. Es ist denkbar, daß sie nie benutzt wurde. Je später, je mehr mußte sie bei den sehr hohen Anforderungen an die christliche Sittlichkeit immer unbequemer werden. In Handschrift erhielt sie sich nur bei den Benedictinern. Lucas d'Achery gab sie zuerst in Paris bei Edmund Martin 1653 in 16. heraus. Wieder abgedruckt wurde sie in dem von Lucas Holstenius veranstalteten Codex Regularum quas sancti Patres Monachis et Virginibus Sanctimonialibus seruandas praescripsere. 3 Partes. Romae 1661. 4. In der Ausgabe (prodit nunc primum in Galliis) Parisiis 1663. 3 Partes in 4. steht sie P. II. p. 278—360. Ueber Grimlaicus selbst vergl. Biographie universelle. Vol. XVII. p. 554. (*F. Th. Richter.*)

GRIMM (Friedrich Melchior Baron von), französischer Schriftsteller und Schöngeist, auch diplomatischer Agent, von Geburt ein Deutscher, geb. den 26. Dec. 1723 zu Regensburg, gest. zu Gotha den 19. Dec. 1807, war der Sohn eines evangelischen Geistlichen. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und beschäftigte sich frühzeitig mit literarischen Plänen. Noch als Gymnasiast schrieb er am 19. April 1741 an Gottsched zu Leipzig einen Brief (abgedruckt in Danzel's Gottsched S. 344), in welchem er sich als einen jungen Menschen bezeichnet, welcher „die lateinische Sprache und andere freie Künste treibt". Voll Bewunderung für Gottsched, überschickt er ihm eine Ode und eine Satyre gegen die Verächter der Philosophie. In einem zweiten Briefe vom 28. August desselben Jahres schreibt er, daß er mit der Dramatisirung des Romans von der asiatischen Banise beschäftigt sei, ganz nach Anleitung von Gottsched's kritischer Dichtkunst. Dieses Project vollendete er auch wirklich. Nachdem er die Universität Leipzig bezogen hatte (besonders fleißig besuchte er die Vorlesungen von Ernesti), scheint er mit Gottsched in einen näheren Verkehr getreten zu sein. Er arbeitete den ersten Entwurf nun um und daraus entstand das Trauerspiel Banise, welches Gottsched im 4. Theil seiner Deutschen Schaubühne (1743) in die Literatur einführte. Die Gegner Gottsched's nahmen das Product der Grimm'schen Muse natürlich streng vor und nannten es ein „gequält correctes, breit hin gezerrtes Stück". Hettner S. 421 charakterisirt es so: „Es ist nicht schlechter und nicht besser als die anderen Trauerspiele der Gottsched'schen Schule; ohne alle dichterische Empfindung, in schwerfälligen Alexandrinern, mit strengster Innehaltung der Einheit der Zeit und des Ortes". Die gegnerische Kritik scheint Grimm darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß in der Dichtkunst sein innerer Beruf nicht liege. In der Muttersprache hat er seitdem dichterische Erzeugnisse nicht mehr veröffentlicht. Goedeke (Grundriß der deutschen Literatur. Bd. II. S. 536), der Grimm merkwürdiger Weise unter die „Hofpoeten" rechnet, sagt charakteristisch: Grimm schrieb jenes Trauerspiel, „als er seine Muttersprache noch nicht verlernt hatte".

Nachdem Grimm die Universitätsstudien vollendet hatte, trat er bei dem Grafen von Schönberg, dem kursächsischen Reichstagsgesandten, dem er bereits von Regensburg her (vergl. Grimm's Brief vom 19. April 1741 an Gottsched bei Danzel S. 346) bekannt war, als Secretär ein. Er hat als solcher der Wahl Franz' I. zu Frankfurt im J. 1745 beigewohnt; dann war er mit seinem Herrn auf dem Reichstage zu Regensburg. Er blieb in seinem neuen Verhältnisse in lebhafter Verbindung mit Gottsched; besonders das Theaterwesen ist es, worüber er Gottsched in seinen Briefen Mittheilungen macht. Grimm strebte schon 1745 darnach, den Gönner spielen zu können und sei es auch nur Theaterbanden gegenüber, vergl. Danzel S. 170. Bald wußte er auch Gottsched selbst zu protegiren und seine Bekanntschaften in den höheren Kreisen dazu anzuwenden, daß er ihn dem Maynzer Hofe empfahl, in Folge dessen der eitle Professor zu Leipzig zum Mitglied der nützlichen Wissenschaften in Erfurt erklärt worden zu sein scheint, wie Danzel S. 286 vermuthet. An Gottsched's Frau, die sehr musikalisch war, schickte Grimm auch Compositionen ein, vergl. Danzel S. 316.

Grimm mußte durch sein neues Verhältniß zum Grafen Schönberg in neue Bahnen kommen, und seine höhere Begabung zeigt sich bald genug darin, daß er in der Bewunderung für Gottsched nachläßt. Er läßt zunächst das äußere Leben auf sich wirken, zum Produciren scheint er nicht einmal die Lust, viel weniger einen Drang gehabt zu haben. Am 11. Oct. 1745 schreibt er an Gottsched bei der Schilderung der Krönungsfeierlichkeiten von Frankfurt aus: „Man hat hier die beste Gelegenheit unendlich vielerlei Arten von Menschen zu beobachten, und wo nur ein kleiner Theil von dem Geiste unserer komischen Dichter auf mir ruhte, so glaubte ich recht gute Lustspiele im Original zu liefern", vergl. Danzel, der in Bezug auf Gottsched überhaupt meine Quelle ist. Nach Regensburg zurückgekehrt, huldigt Grimm noch immer eifrig den Gottsched'schen Interessen, z. B. vertheidigt er in der Regensburger Zeitung Frau Gottsched, die in der Vorrede der dresdener Ausgabe der König'schen Gedichte angegriffen war. Jedoch ist er hinsichtlich seiner eigenen Production, der Banise, zur Selbstkenntniß gekommen, wenn er in einem Briefe vom 10. April 1747 bei Erwähnung der neuen Ausgabe der deutschen Schaubühne die Aeußerung macht: „Was meine Banise betrifft, so habe ich mich selber allezeit der Ehre, in dieser Sammlung zu stehen, unwürdig gehalten". Zugleich gesteht er, daß er überhaupt zum Dichter nicht geboren sei: „Ich habe nach des Himmels Schluß zu keinem Dichter werden sollen, so sehr ich auch die Poesie liebe und verehre. Theils die Erkenntniß meiner natürlichen Ungeschicklichkeit, theils meine äußerlichen Umstände haben verursacht, daß ich die Poesie oder das Versemachen fast mit dem Anfang meiner akademischen Jahre aufgegeben. Ew. Magnificenz preiswürdige Gewogenheit, wodurch Sie alle junge Leute in ihren Versuchen aufzumuntern und beherzter zu machen trachten, war es, welche meiner Banise in der deutschen Schaubühne einen Platz angewiesen. Da der Zweck der Aufmunterung bei mir wegfällt und ich dergleichen Beschäftigungen ganz aufgegeben, so haben Ew. Magnificenz vollkommenes Recht, bei einer neuen Ausgabe mein Stück auszulassen und durch ein würdigeres zu ersetzen".

Grimm beginnt der literarischen Thätigkeit, durch welche er später berühmt geworden ist, näher zu kommen, wenn er am 6. Juli desselben Jahres an Gottsched schreibt: „Der Herr von Voltaire hat ganz neuerlich ein **Mémoire sur la Satire** herausgegeben, welches in Deutschland wohl noch nicht bekannt sein wird, und das ich durch einen guten Freund, der dermalen in Paris ist, zu erhalten Hoffnung habe. Ich habe auch bereits den Eingang und den ersten Abschnitt davon gelesen und finde ihn so lehrreich für die Deutschen, daß ich auf den Gedanken gerathen bin, es würde nicht übel sein, wenn dieses **Mémoire** in Deutschland nachgedruckt würde. Eine Uebersetzung davon zu machen halte ich für unnöthig, weil die französische Sprache bei uns so allgemein geworden, daß die jungen Herren, denen diese Schrift zur Lehre und Erbauung geschrieben, sie meistens in der Grundsprache verstehen werden. Wohl aber wäre ich gesonnen, eine Einleitung von dem Nutzen dieser Schrift, den sie in Deutschland haben könnte, in französischer Sprache beizufügen, in welcher ich mich bey meiner itzigen Station ziemlich fest habe setzen müßen. Es kommt also darauf an, ob irgend Hr. Breitkopf (welcher bekanntlich Gottsched's Schwiegervater war), dem ich in beyliegenden Zeilen davon Meldung gethan, diese Schrift in Verlag nehmen wollte." Die Schrift wurde nicht gedruckt, aber man sieht aus der Absicht, daß Grimm sich schon damals berufen fühlte, die Vermittlerrolle zwischen deutscher und französischer Literatur zu übernehmen. Am 18. Dec. 1748 schreibt Grimm an Gottsched, daß er eine Reise nach Frankreich beabsichtige. Er machte dieselbe auch wirklich als Begleiter eines Sohnes des Grafen Schönberg, der in Paris den Oberbefehl über das Regiment der deutschen Dragoner erhalten hatte. Der Briefwechsel mit Gottsched scheint nun zunächst in's Stocken gerathen zu sein, denn bis zum 30. Nov. 1751 hat Danzel (S. 349) keinen Brief in der Gottsched'schen Sammlung vorgefunden.

Paris wurde die neue Heimath des jungen Deutschen. Wir finden Grimm durch seine Rührigkeit bald hervortreten. Zunächst wurde er Vorleser beim Herzoge von Sachsen-Gotha zu Paris. Diese Verbindung wurde für ihn später von Wichtigkeit, wie wir bald sehen werden. Durch Klüpfel, den Prediger des Herzogs von Gotha, lernte er Rousseau um das Jahr 1749 kennen. An sich scheint die Vorleserstelle freilich nur eine unbedeutende gewesen zu sein, denn Rousseau lernte ihn damals nur in sehr bescheidenen Verhältnissen kennen. Günstiger scheint für Grimm eine neue Stellung als Secretär beim Grafen Friesen, dem jungen und genußsüchtigen Erben und Neffen des Marschalls von Sachsen, gewesen zu sein. Er lernte durch Rousseau auch Diderot kennen und gab bereits um 1751, wie Marmontel in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, allwöchentlich ein „di-

ner de garçon“, bei welchem die jungen französischen Schriftsteller heitere Gäste waren. Einen engeren Umgang hatte Grimm Anfangs besonders mit Rousseau; seine musikalischen Kenntnisse und ein Clavier, welches er besaß, trugen nicht wenig dazu bei, den finstern Schwärmer an den jungen Deutschen zu fesseln. Für die Dauer war dieser Umgang freilich nicht, aber Anfangs trug er entschieden wesentlich dazu bei, Grimm in den literarischen Kreisen einen sichereren Boden zu bereiten. Sonst paßten die beiden neuen Freunde wenig zusammen; Rousseau, einfach und zutraulich, Grimm, eitel und berechnend, mußten sich bald abstoßen. Rousseau, der ihn mit dem Baron von Holbach, Diderot, d'Alembert und andern damals sehr einflußreichen Berühmtheiten der Literatur bekannt gemacht hatte, klagte später (in den Confessions, Buch 8) Grimm des schwärzesten Undankes an.

Ehe ich auf die weitere Entwickelung Grimm's in Paris eingehe, dürfte es am Platze sein, das Verhältniß mit Gottsched weiter zu verfolgen. Wie schon bemerkt, schrieb Grimm erst am 30. Nov. 1751 wieder an Gottsched. Ich setze den charakteristischen Theil des Briefes (bei Danzel S. 349) hierher: „Nur bitte ich mir meiner Seits von Ew. Magnificenz ein Bischen mehr Freundschaft für meine Franzosen aus. Ich weiß nicht wer Ew. Magnificenz die Pariser Artikel in dero Journal liefert, ich kann versichern, daß sie meist ohne Grund und theils lächerlich sind. Zum Exempel Alles was von der Opera und von M. Rameau gesagt ist. M. Rameau wird von allen Kennern für einen der größten Tonkünstler, die jemals gewesen, gehalten und mit Recht. Ew. Magnificenz dürfen nur lesen, was mein sehr guter Freund Mr. D'Alembert in der Vorrede zur Encyclopedie von ihm spricht. Die ganze Historie von M. Diderot ist falsch und ehrenrührig für einen Mann, der mit Recht hier unter die Zahl der größten Köpfe gerechnet wird. So wollte ich auch Ew. Magnificenz etwas mehr Freundschaft für den Herrn v. Voltaire beyzubringen wünschen. Die Franzosen sind an sich schätzbar und sind uns Deutschen gewogener, als es Ew. Magnificenz immer glauben können. Dero Name ist seit einiger Zeit in Paris in solchen Ehren, daß dieses wohl einige Gastfreundschaft verdient. Wenigstens sollte es mir, der ich mit allen hiesigen Gelehrten in genauer Freundschaft stehe, und unter andern mit der Familie des Herrn v. Voltaire, wohl leid thun, wenn man erführe, daß Ew. Magnificenz so scharf mit der Nation verfahren." Vielleicht hätte Grimm damals noch das Seinige dazu beigetragen, Gottsched in Frankreich populär zu machen, wie er es später mit Goethe gethan hat. Aber der Respect und der eigentliche innere Zusammenhang mit dem leipziger Professor verschwand immer mehr. Schon vom Herbst des Jahres 1752 sind alle Briefe an Gottsched in französischer Sprache geschrieben, obgleich Grimm wußte, daß Gottsched gerade auf deutsche Correspondenz hohen Werth legte. Gottsched erhielt Grimm's Zusendungen seit 1752 nicht mehr direct, sondern durch Klüpfel's Vermittelung, der inzwischen Bibliothekar in Gotha geworden war. Man darf daraus schließen, daß Grimm's literarische Verbindung mit dem gothaer Hofe schon seit dieser Zeit datirt, vergl. Danzel S. 353. Mit dem 10. Sept. 1754 hört der Briefwechsel mit Gottsched ganz auf. Eine innere Entfremdung griff Platz. Vielleicht hatten zu Grimm's Abkühlung auch die gründlichen Angriffe beigetragen, die Lessing in der Vossischen Zeitung gegen Gottsched zu veröffentlichen begonnen hatte.

Sein Witz und seine geistreichen Einfälle, verbunden mit einer nicht geringen Gelehrsamkeit nicht nur auf dem Gebiete der Literatur, sondern auch der Musik, ja sogar der Malerei [1]), verschafften Grimm zu Paris bald einen angesehenen Platz neben den anerkannten Berühmtheiten des Tages. Dazu hatte er so manche Passion, die er echt französisch auffällig zu betreiben wußte. Er war in eine Sängerin Namens Fel verliebt, fand aber keine Gegenliebe und verfiel in Folge dessen in eine Art Krampf, der mehrere Tage dauerte. Nach einigen Tagen (Rousseau und der Abbé Raynal hatten an seinem Bette gewacht) stand er auf und war wieder so gesund, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Krampfanfall wegen der verschmähten Liebe machte ihn bei den Frauen berühmt, und das wollte damals in Paris viel sagen. Als der Baron von Friesen gestorben war, zeigte er einen so heftigen Schmerz über den Verlust des Gönners und Freundes, daß man ihn die Punkte der Stadt, die ihn an Friesen erinnern konnten, eine Zeit lang nicht sehen lassen durfte. Man hielt ihn daher in dem Palaste Castries zurück. Alle Morgen ging er nun in den Garten des Palastes, um zu weinen. Rousseau meint, daß er dann am meisten geweint und das Taschentuch vor die Augen gehalten habe, wenn ihn Leute beobachten konnten. Das ist vielleicht etwas übertrieben, denn Rousseau, der ihm Stolz und Anmaßung vorwarf, seit er in die Höhe gekommen war, hatte auch deshalb gegen ihn Manches, weil Grimm ihm seine Geliebte [2]) abspenstig gemacht hatte. Auch Grimm's übermäßige Eitelkeit scheint darauf abgesehen zu sein, ihn als interessant in das Gerede der Welt zu bringen. Zwar war er nicht schön [3]), — nur große hervortretende Augen scheinen ihn ausgezeichnet zu haben —, denn er ging so weit, bei seiner Toilette auch Schminke anzuwenden; die Toilette war für ihn überhaupt ein Gegenstand der größten Wichtigkeit. Man machte sich zwar über ihn in dieser Beziehung lustig, er wußte die Angriffe aber geschickt zu erwidern. Liebesabenteuer hat Grimm genug gehabt, um den Anforderungen der pariser Gesellschaft gegenüber als ein vollendeter Franzose dastehen zu können.

---

1) Diderot lobt ihn, wenn er ihm in einem seiner Briefe schreibt: Si j'ai quelques notions réfléchies de la peinture et de la sculpture, c'est à vous, que je les dois. Der Herausgeber der Correspondenz von 1770—1782 S. XII will das Lob jedoch nicht als berechtigt anerkennen. 2) So schreibt der Biograph in Bd. I. der Correspondance von 1770—1782. Ob damit das Verhältniß Rousseau's zur Frau d'Epinay gemeint ist (vergl. Hettner S. 500), ist mir nicht nachweisbar. 3) L'ensemble de sa physiognomie, sagt Rousseau von ihm, avait quelque chose de bizarre et degingandé. Vergl. Correspondance 1770—1782. Bd. I. S. XI.

Zur Geltung bei einem großen Theile des Publicums kam Grimm auch durch die Stellung, die er als Musikkenner einnahm und zu vertheidigen wußte, als die komische Oper der Italiener zum ersten Mal nach Paris kam. Die Pariser waren in zwei sich schroff entgegenstehende Parteien getheilt; die eine war für, die andere gegen die Italiener und für die französische Musik. Grimm schloß sich an die Freunde der Italiener an und schrieb mit scharfer Feder gegen deren Feinde die anonym erschienene Broschüre [4]): Le petit Prophète de Boehmischbroda. Paris 1753. Dieser folgte bald eine zweite, betitelt: Lettre sur la musique française, welche die erneuten Angriffe der Gegner zurückweisen sollte. Sie erregte viel heißes Blut, ja man dachte sogar daran, den Verfasser deshalb in die Bastille zu stecken: denn die Gegner der Italiener waren zum Theil einflußreiche Hofleute. Da das nicht geschah, so wurde Grimm dadurch um so populärer. Durch seine Stellung zur italienischen Oper wurde Grimm übrigens einer der energischsten Vertheidiger Grétry's, welcher bekanntlich das Verdienst hat, die italienische Musik auf französischen Boden verpflanzt zu haben. Gleich das erste glückliche Auftreten Grétry's wurde von Grimm in der anerkennendsten Weise begrüßt, vergl. Correspondance von 1770. S. 46 fg. und Grimm trug nicht wenig dazu bei, Grétry bei den Parisern in Ansehen zu bringen.

Trotz seiner schneidigen Weise oder vielmehr bei dem damaligen Zustande der französischen Gesellschaft gerade wegen derselben war Grimm auch in den höchsten Kreisen geschätzt. Der Herzog von Orleans machte ihn zu seinem Secretär. Weit bedeutsamer aber war die Verbindung Grimm's mit den auswärtigen Höfen, durch welche er bald in die Reihe der Staatsmänner [5]) eintreten sollte. Die frühere Stellung zu dem Herzoge von Sachsen-Gotha trug jetzt ihre Früchte. Grimm kam nicht nur in eine literarische Correspondenz mit diesem Herzoge, sondern auch mit andern deutschen Fürsten, welche der damaligen Mode folgend mit der französischen Literatur näher bekannt zu werden wünschten. Auch mit Friedrich dem Großen, Gustav III. von Schweden und Katharina II. von Rußland stand er in Briefwechsel. Besonders Katharina hatte ihn gern und wünschte, obgleich vergeblich, ihn nach Rußland zu ziehen. Als eine Frucht dieser Beziehungen ist es anzusehen, wenn Grimm im J. 1776 vom Herzoge von Sachsen-Gotha zu dessen bevollmächtigten Minister am französischen Hofe ernannt und zugleich zum Baron von Grimm gemacht wurde. Grimm gab in Folge dieser Auszeichnung seine literarische Thätigkeit nicht auf. Erst die Stürme der Revolution trieben ihn aus Frankreich. Im J. 1792 finden wir ihn auf der Rückkehr nach Deutschland im Kreise Jakobi's zu Pempelfort, wo Goethe ihn traf, vergl. dessen: Champagne in Frankreich (Sämmtliche Werke. Stuttg. Band 25. 1840. S. 165). Seinen Wohnsitz nahm Grimm in Gotha bei seinem Gönner. Katharina II. gab ihm im J. 1795 ein neues Zeichen ihrer Geneigtheit, indem sie ihn zu ihrem bevollmächtigten Minister bei dem niedersächsischen Kreise ernannte. Der Kaiser Paul I. bestätigte hernach diese Ernennung; eine schwere Krankheit und der Verlust eines Auges zwang Grimm aber bald darauf, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen. Grimm wählte wiederum Gotha zu seinem Aufenthaltsorte und starb auch hier, zuletzt fast ganz erblindet [6]).

Die Bedeutung Grimm's ist eine verschiedene. Theils darf er als einer der bedeutendsten französischen Kritiker und Schöngeister angesehen werden und gehört sonach der französischen Literatur an. Anderntheils ist er aber auch für die deutsche Literatur wichtig, weil er Frankreich mit den Erzeugnissen derselben bekannt zu machen suchte.

Die Franzosen erkennen seinen Schriften Classicität zu; ganz sich frei zu machen von Germanismen hat er aber nicht vermocht. Hinsichtlich der Correspondenz mit einem deutschen Fürsten machte der französische Herausgeber (Bd. I. der Correspondenz von 1770 S. XIV) folgende Bemerkung: Le style de ses écrits n'est pas toujours vif, animé, spirituel, et se distingue surtout par une aimable liberté que l'auteur sait habilement concilier avec le respect et les égards dus aux Souverains. Grimm gehörte zwar zur aufklärenden Richtung der Encyklopädisten, jedoch ohne ganz in ihre Fehler zu verfallen. Grimm, so sagt der eben erwähnte Herausgeber seiner Correspondenz, était philosophe sans doute, mais de cette philosophie que tout homme de bien peut avouer; de cette philosophie qui éclaire et ne brûle pas; de cette philosophie qui sait respecter l'ordre et les lois sociales. Allerdings würde er, wenn er anders gedacht und geschrieben hätte, die Auszeichnungen durch Aemter und Orden seitens ausländischer Fürsten wol nicht erhalten haben. Anderseits wirft man ihm diesen gegenüber mit Unrecht Kriecherei und gesinnungslose Schmeichelei vor. Sein geistreiches schlagfertiges Wesen machte auch seine Freimüthigkeit vergessen.

Von Grimm's Schriften ist außer den schon kurz erwähnten besonders sein Hauptwerk, die: Correspondance littéraire, philosophique, critique adressée à un souverain d'Allemagne par Grimm et Diderot. Paris 1812—1813. 16 Bände in 8., besorgt von Taschereau, hervorzuheben. Diese Correspondenz über

4) Le petit Prophète de Bömischbroda wirkte übrigens auch in Deutschland nach, vergl. Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur. 4. Aufl. III. S. 2945. Gottsched's Frau übertrug sie frei ins Deutsche und benutzte sie, weil sie gegen das musikalische Drama gerichtet war, um Weissens Operette „Der Teufel ist los“ Abbruch zu thun, vergl. Danzel S. 350. — Sie ist auch übersetzt in dem deutschen Auszuge der Correspondenz Grimm's, Bd. II. Brandenburg 1823. S. 209 fg.

5) Er hatte dazu auch entschiedene Anlage. Friedrich der Große hat von ihm gesagt: „Wenige kennen die Menschen so gut, wie Grimm, und man wird selten Jemand finden, der so wie er das Talent besitzt, mit den Großen zu leben und ihnen gefällig zu werden, ohne jemals den Freisinn und die Unabhängigkeit des Charakters zu verleugnen.“ Vergl. Hettner S. 427.

6) Nach Diderot's Briefen an seine Freundin Volland war Grimm schon im J. 1762 in Gefahr zu erblinden, vergl. Hettner II. S. 302.

die laufenden französischen Literaturerscheinungen unterhielt Grimm mit dem Herzoge von Sachsen-Gotha. Der französische Herausgeber derselben, Bancet, fand sie in eilf Quartbänden vor; wo? sagt er nicht. Wenn es nicht in Gotha war, dann schrieb Grimm sie wol doppelt und behielt ein Exemplar für sich, das unreine vielleicht, obgleich der Herausgeber von einer *belle* et correcte écriture des Manuscripts berichtet. In der Ausgabe sind verschiedene Theile des Manuscripts weggelassen. Das ist zu bedauern, denn Grimm's Correspondenz ist gewissermaßen eine Zeitgeschichte der französischen Literatur und Kunst, ein Spiegel der damaligen literarischen Thätigkeit der Franzosen. Denn Grimm war, wie Danzel S. 353 ganz treffend bemerkt, ein eigenartiger Mann; obgleich selbst ohne eigene Schöpferkraft, wußte er doch die bedeutende geistige Bewegung, in die er sich in Paris versetzt sah, in sich aufzunehmen und zu reproduciren. Hettner S. 423 fg. hat über die literarische Correspondenz Grimm's aus dem handschriftlichen Material, welches sich im herzoglichen Archiv zu Gotha befindet, neues Licht verbreitet. Die Correspondenz war zunächst vom Abbé Raynal, dem Freunde Grimm's, begonnen worden, wie es scheint, auf Veranlassung der geistvollen Luise Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg. Sie befindet sich noch handschriftlich zu Gotha, beginnt im J. 1747 und reicht bis in das Jahr 1754. Seit der Mitte des Jahres 1753 finden sich neben der Correspondenz Raynal's im Archiv auch Tagesberichte Grimm's und bald behauptet letzterer allein den Platz. Grimm's Berichte erhielten nach und nach einen größeren Leserkreis unter den fürstlichen Personen. Bisher noch ungedruckte Briefe Grimm's an die Herzogin erweisen, daß im J. 1763 Friedrich der Große und 1764 die Kaiserin Katharina von Rußland beitrat; ferner die Königin von Schweden, der König von Polen, der Herzog von Zweibrücken, die Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, die Prinzessin Georg von Hessen-Darmstadt, die Prinzessin von Nassau-Saarbrück; auch eine große Anzahl nichtfürstlicher Theilnehmer meldete sich. Die Correspondenz wurde alle vierzehn Tage, am ersten und funfzehnten jedes Monats, verschickt. Sie erstreckt sich auf alle Gebiete der Literatur, Musik und Kunst, vorzugsweise jedoch auf die französische Literatur; auch skandalöse Processe und pikante Mittheilungen, geheimnißvolle Todesfälle finden in ihr eine Stelle; mit einem Worte, Alles, was die höhere Gesellschaft zu fesseln pflegt, ist behandelt. Was sie noch interessanter machte, war der Umstand, daß die wichtigsten Schriften Voltaire's und Diderot's, welche damals aus polizeilichen Gründen nur handschriftlich umliefen, wie z. B. von Voltaire einige Gesänge der Pucelle, von Diderot La Religieuse, Jacques le Fataliste, La Rève de l'Alembert, Lettres à Falconet und andere ähnliche Mittheilungen beigefügt wurden. Die Unbefangenheit und Frische und die pikante Art, mit welcher Grimm zu schreiben verstand, verliehen der Correspondenz einen gewissen Reiz für die Leser; selbst Goethe (vergl. Werke Bd. 32. S. 233) wartete mit Neugierde auf jede neue Sendung. Es that der Haltung des Ganzen keinen Eintrag, daß während einzelner Reisen Grimm's Diderot an seiner Stelle die Feder führte; von 1773—1775 schrieb H. Meister, ein Züricher, der Secretär Grimm's, die Correspondenz.

Die Correspondenz scheint für Grimm eine gute Einnahmequelle gewesen zu sein. Er war aber damit nicht zufrieden; sein Ehrgeiz ging nach einer diplomatischen Stellung. Durch die Empfehlung des Herzogs von Orleans, dessen Cabinetsecretär er, wie wir oben sahen, gewesen war, wurde er eine Zeit lang Secretär des Marschalls d'Estrées und nahm als solcher an dem westfälischen Feldzuge vom J. 1756 Theil. Nach seinen eigenen Angaben (in seinen Denkwürdigkeiten, die mir leider nicht zur Hand sind) machte er während des siebenjährigen Krieges wichtige Mittheilungen an auswärtige Fürsten. Hettner, der hier meine Quelle ist, bemerkt S. 426, daß Grimm diese geheime politische Correspondenz sein ganzes Leben hindurch fortsetzte. Besonders lebhaft war seit 1759 sein Verkehr mit Rußland; im kaiserlichen Hausarchiv befinden sich diese Berichte noch heute. Hettner bringt mit dieser Thätigkeit die verschiedenen Reisen Grimm's, z. B. nach Berlin und Wien (1769) und nach Petersburg (1773), in Verbindung, geht aber zu weit, wenn er S. 426 darin eine „schmachvolle Schattenseite" im Leben Grimm's sieht. Denn da Grimm auch äußerlich in Paris als Diplomat auftrat, zuerst als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt, dann als bevollmächtigter Minister des Herzogs Ernst von Gotha, so wußte man in Paris jedenfalls, wen man vor sich hatte, und etwas „Unheimliches" kann ich deshalb mit Hettner in der eben angedeuteten diplomatischen Thätigkeit Grimm's nicht gerade finden. Die diplomatischen Verbindungen trugen übrigens gute Früchte. Der Hof von Wien ernannte Grimm im J. 1775 zum Baron, der Hof von Petersburg zum Colonel, später, wie wir schon sahen, zum Staatsrath. Auch mit Orden wurde Grimm reichlich bedacht.

Mit dem Jahre 1790 endete Grimm's Aufenthalt zu Paris. Der Sturz der alten Gesellschaft, den er übrigens vorher gesagt hatte, nahm ihm nicht nur den geistigen Boden, auf dem er sich bisher wohl befunden hatte, weg, sondern Grimm verlor auch in den Stürmen der Revolution den größten Theil seines bedeutenden Vermögens, wie Goethe in den Tag- und Jahresheften (Werke 25. S. 98) erzählt. Auch stieß er in den deutschen Kreisen vielfach auf Mistrauen. Die Anschuldigungen Rousseau's in den Bekenntnissen hatten Boden gefunden; Grimm hat aber trotzdem in seinen Denkwürdigkeiten, die er damals zu Gotha schrieb, kein Wort der Verstimmung oder ungerechten Anklage gegen seinen ehemaligen Freund. Er konnte in seinem deutschen Aufenthalte wol mit Recht sagen: „Ich habe vergessen, mich zur rechten Zeit begraben zu lassen."

Außer den schon genannten Schriften Grimm's erwähne ich noch folgende: De historia Maximiliani I. amplissimo juris Germanici publici fonte disputatiuncula. Ad illustrissimum comitem Gottlob Ludovicum comitem de Schönberg, cum summa cum

laude ingentique omnium bonorum gratulatione ex academia Lipsiensi decederet. Regensburg 1747 in 4. — Deux lettres sur la littérature allemande. Paris s. a. in 8. — Almanach historique et cronologique de tous les spectacles de l'an. Paris s. a. — Lettre de Mr. Grimm sur Omphale, Tragédie lyrique reprise par l'Académie de la Musique le 14. Janv. 1752 (zu Gunsten der italienischen Musik geschrieben). — Lettre de Mr. Grimm à Mr. l'abbé Raynal. 1752 in 8.

Vergl. über ihn die: Correspondance littéraire von 1770—1782. Bd. I. S. I fg.; *Heinrich Meister,* Le Baron de Grimm in den: Mélanges de philosophie, de morale et de littérature. Bd. II. Genf und Paris 1822. S. 83 fg., ein Denkmal warmer Verehrung für den ehemaligen Beschützer; Danzel, Gottsched's Briefwechsel. Leipzig 1843 an verschiedenen Stellen; Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Theil II: Gesch. der franz. Literatur. 2. Aufl. Braunschweig 1865. S. 420 fg. *(R. Pallmann.)*

GRIMM (Hermann Nicolaus), Arzt, wurde 1641 zu Wisby auf der schwedischen Insel Gottland geboren, beschäftigte sich erst unter Anleitung seines Vaters, eines früher im Dienste des Königs Gustav Adolph stehenden Chirurgen, mit der Heilkunde, und studirte dieselbe weiterhin in Kopenhagen und in Holland. Als holländischer Schiffsarzt kam er 1661 nach Nowaja Semlja, weiterhin nach Batavia, wo er 1666 eine verheerende Epidemie erlebte, und 1671 befand er sich in Ostindien. Die holländische Regierung betraute ihn mit der Untersuchung der Goldminen in Sumatra. Auch lebte er eine Zeit lang in Ceylon. Nach Europa zurückkehrend, nahm er an verschiedenen Orten Hollands, Deutschlands, Dänemarks, Schwedens seinen Aufenthalt als Arzt, unternahm aber 1683 noch einmal eine Reise nach Indien. Er ließ sich endlich bleibend in Stockholm nieder, wurde 1706 königlicher Leibarzt und Mitglied des Medicinaldepartements, starb aber bereits 1711 an der Pest.

Außer einer Menge Beobachtungen in den Acta Naturae Curiosorum und in den Kopenhagener medicinisch-philosophischen Sammlungen haben wir von Grimm: Thesaurus medicus insulae Ceylaniae, seu Laboratorium ceylanicum ex inquilinis Ceylaniae simplicibus medicamentis concinnatum, a Bartholomeo Pielat latinitate donatum. Amstelod. 1679. (War 1677 in Batavia in holländischer Sprache erschienen.) Compendium medico-chymicum seu accurata medendi methodus etc. Bataviae 1679. Aug. Vindel. 1684. *(Fr. Wilh. Theile.)*

GRIMM (Jacob Ludwig Karl). Die Geschichte der Wissenschaft hat keinen Mann aufzuweisen, der Größeres und Epochemachenderes für sie, sowie zum Heil und Stolz seines Volkes geleistet, als Jacob Grimm. Die Größe und Bedeutung desselben liegt jedoch nicht blos darin, daß er neue Bahnen der Wissenschaft erschloß, oder bereits vorhandene neu gründete, erweiterte und vertiefte, sondern daß eine so hohe und mächtige Liebe zu seinem Vaterlande, welche in der Liebe zu seiner hessischen Heimath ihre Wurzeln hatte, ihn erfüllte, daß sie ihm der Antrieb wurde, all sein wissenschaftliches Wirken und Schaffen nur auf dieses zu richten, und das mit einer Intensivität, wie uns solches in der Geschichte der Wissenschaft aller Völker und Zeiten, weder vor ihm noch nach ihm, begegnet [1]). Zwar sind alle seine Schriften bis auf wenige Ausnahmen einzig und allein dem germanischen Alterthume zugewandt, aber sie sind insgesammt aus dem Bestreben hervorgegangen, durch sie, wie er von sich selbst sagt, der Gegenwart ein Prophet mit umgekehrtem Gesichte zu werden. Er machte es sich daher zu seiner ausschließlichen Lebensaufgabe, Alles, worin sich das Seelenleben des deutschen Volkes am Klarsten und Bestimmtesten kundgegeben hat, in Sitte und Sage, Poesie und Mythus, Sprache und Recht, mit strengster historisch-philologischer Wissenschaftlichkeit zu erforschen, mit tiefer, inniger, liebevoller und umfassender Hingabe darzustellen und gleichsam poetisch zu erklären, damit dieses Seelenleben in seiner Herrlichkeit auf die Gegenwart zurückstrahle und ihr als ein erneuerndes echt nationales Lebenselement zu gute komme. „Jacob Grimm ist darum nicht ein, sondern der Historiker des Seelenlebens des deutschen Volkes" [2]); jede seiner Schriften, die größte wie die kleinste, ist nicht allein eine wissenschaftliche, sondern auch eine patriotische That, und unter all den Koryphäen deutscher Gelehrsamkeit gibt es wol keinen Namen, der in allen Kreisen der Wissenschaft, sowol in der Heimath als in der Fremde, mit gleicher Verehrung und Bewunderung, ja selbst bei allem Volke, wohin nur ein Verständniß von ihm gedrungen ist, mit gleicher Liebe und gleichem Stolze genannt wird als der Jacob Grimm's.

Jacob Grimm hat, wie sein Bruder Wilhelm, in Justi's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Marburg 1831. S. 148—164 aus Gefälligkeit gegen den Herausgeber in den Sommernächten 1830 (s. den Brief an Franz Pfeiffer, Germania 11, 116) sein Leben bis zu jenem Zeitpunkt selbst beschrieben (wieder abgedruckt in J. Grimm's Kleineren Schriften 1, 1—20), welche Selbstbiographie nebst der seines Bruders Wilhelm als Muster einer solchen gelten muß.

---

1) „Nur einen Mann", sagt Theodor Benfey in dem unten angeführten Werke S. 427 fg., „gibt es in der Geschichte der Wissenschaft, welcher durch Aehnlichkeit der Bestrebungen, der wissenschaftlichen Arbeiten, die er abfaßte, ja wol auch der Grundwurzel, aus welcher sie hervortrieben, mit Jacob Grimm verglichen zu werden verdient. Es ist dies der große Römer Marcus Terentius Varro, der größte ihrer Sprach- und Alterthumsforscher, welcher zu seinen, auch in dem verstümmelten Torso noch bewunderungswerthen Arbeiten, gleichwie Deutschlands Stolz und Ehre, unser unsterbliche Grimm, den Hauptantrieb in der Liebe zu seinem Volke fand. Es würde schon für hohen Ruhm zu rechnen sein, mit einem Manne, wie Varro, auch nur auf eine und dieselbe Stufe gestellt zu werden; allein ich glaube kaum zu irren, wenn ich behaupte, daß eine, soweit es die Fragmente der Varronischen Werke zulassen, eingehendere Vergleichung beider Männer, selbst, wenn wir die Verschiedenheit der Zeiten und der Culturzustände in Rechnung bringen, dennoch unserm Grimm eine bedeutend höhere Stellung anweisen würde." 2) Mit diesen Worten bezeichnet ihn treffend A. F. C. Vilmar in dem gleich anzuführenden Artikel.

Es ist daher selbstverständlich, wenn wir uns derselben in der Darstellung seines Lebens, wo irgend möglich, wörtlich bedienen. Für diesen Zeitraum, sowie für den fernern bis zu seinem Tode ergibt sich aber auch Manches aus seinen eigenen Schriften, namentlich aus seinem Briefwechsel mit gelehrten Freunden (bis jetzt jedoch nur zum Theil herausgegeben in Franz Pfeiffer's Germania Bd. 11—14, und zwar mit Franz Pfeiffer selbst, ferner mit Freiherrn von Laßberg, Ludwig Uhland, Hoffmann von Fallersleben u. a.), sowie aus seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen, den Briefen und andern Mittheilungen, welche Hermann Grimm in der durch K. Müllenhoff besorgten Ausgabe der kleinen Schriften Jacob Grimm's (5 Bde. Berlin 1864—1870) darbietet. Fast sämmtliche bedeutenderen Zeitungen und Zeitschriften brachten nach dessen Tode Nekrologe über denselben, welche sein Leben und seine Schriften zum Gegenstand haben, aber das Alles ist nun überboten durch: Rede zum Gedächtniß von Jacob Grimm, von Prof. Fr. Zarncke, gehalten auf der 22. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Meißen (s. die Verhandlungen, Leipzig 1864); ferner durch Georg Waitz, Zum Gedächtniß an Jacob Grimm. Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften den 5. December 1863. Göttingen 1863; sodann durch Wilhelm Scherer, Jacob Grimm, in den Preußischen Jahrbüchern. Erster Artikel XXIV. 1864. S. 632—680 und XV. 1865. S. 1—32. Zweiter Artikel XVI. 1866. S. 1—47 und S. 99. 139; auch als Broschüre erschienen, Berlin 1865, besonders wichtig wegen des von dem Verfasser benutzten noch ungedruckten Briefwechsels zwischen Jacob Grimm und K. Lachmann; sowie durch Theodor Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts 2c. München 1869. S. 427—470, und Rudolf von Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland. München 1870. S. 378—446; 495—534; 632—654. Damit ist zu vergleichen: Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, ihr Leben und Wirken. Ein Vortrag, gehalten von Dr. B. Denhard. Hanau 1860. A. F. C. Vilmar, Jacob und Wilhelm Grimm im Wagner'schen Staats- und Gesellschafts-Lexikon, geschrieben im October 1861, wiederabgedruckt in dessen Lebensbildern deutscher Dichter. Frankfurt 1869. S. 158 fg., und Gervinus in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. 8. S. 57—66, sowie der Artikel „Jacob Grimm" in den Grenzboten vom Jahre 1863, IV. S. 281—300, welcher von der Hand eines ungenannten, aber kundigen altdeutschen Philologen stammt, und endlich: Jacob Grimm. Vortrag von Dr. Georg Curtius. Leipzig 1871 [3]).

Jacob Grimm war ein Hesse und wurde den 4. Jan. 1785 zu Hanau geboren. Von acht Brüdern war er der zweite, Wilhelm der dritte Sohn des Advocaten und spätern hochfürstlich hessen-hanauischen Stadt- und Landschreibers Philipp Wilhelm Grimm und der Dorothea, geb. Zimmer. Seine Vorfahren lassen sich mit Sicherheit bis in die Mitte des 17. Jahrh. zurückverfolgen. Da war ein Johannes Grimm Bürger und Gasthalter in der Altstadt zu Hanau; dessen Enkel Friedrich Grimm war der erste in der Familie, der sich der Wissenschaft gewidmet zu haben scheint; er wurde 1693 dritter Prediger zu Hanau und starb daselbst als erster Prediger, Consistorialrath und geistlicher Inspector. Dessen Sohn, der Großvater von Jacob und Wilhelm Grimm, ebenfalls Friedrich genannt, begegnet von 1730 bis 1777 als reformirter Prediger zu Steinau (s. Denhard a. a. O. S. 6 und 7). Von dem Vater unserer Brüder, den sich Jacob Grimm sehr genau vorzustellen weiß, erzählt dieser [4]), „er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; seine Stube, sein Schreibtisch und vor Allem seine Schränke mit ihren sauber gehaltenen Büchern, bis auf die rothen und grünen Titel vieler einzelnen darunter sind mir lebhaft vor Augen". Beide Brüder schlossen sich von frühester Kindheit an auf das Innigste zusammen. Sie gingen gleich gekleidet, sie bewohnten Ein Stübchen, sie schliefen in Einem Bette und erhielten den ersten Unterricht gemeinsam von einer ältern Schwester des Vaters, einer verwitweten Schlemmer, einer Frau von äußerstem Ernst, großer Strenge und ungemeiner Willensstärke. Jacob, für den sie eine besondere Vorliebe zeigte, brachte es außerordentlich früh und rasch zum fertigen Lesen. Außer den täglichen Stunden bei der Tante besuchten Jacob und Wilhelm noch den Unterricht eines Lehrers der französischen Sprache, zu dem beide Hand in Hand gingen. Ihr Weg führte sie bei der wallonischen Kirche vorbei und in kindlicher Freude ergötzten sich beide an dem goldenen Hahn, der sich auf der Spitze des Kirchthurms im Winde hin und her drehte. Im J. 1791 wurde der Vater als Amtmann in seine Geburtsstadt Steinau versetzt. Jacob und Wilhelm nebst den übrigen Geschwistern empfingen hier im älterlichen Hause ihren Unterricht von dem Stadtpräceptor Zinkhan, „von dem", wie Jacob sagt, „wenig zu lernen war, außer Fleiß und strenge Aufmerksamkeit, aber aus dessen charakteristischem Benehmen uns eine Menge ergötzlicher Späße, Redensarten und Manieren zurückgeblieben ist". Tiefere und für das ganze Leben andauernde Eindrücke empfing aber der rege und empfängliche Geist beider Knaben in ihrem neuen Wohnorte. Steinau, ein altes Städtchen von 3000 Einwohnern, an der frankfurt-leipziger Straße, liegt mitten unter den Wiesen und Obstgärten des Kinzigthales und den nahen Vorbergen des Vogelsberges, des Spessart und der Rhön, und in der Ferne zeigen sich auf pittoresken Anhöhen die Ruinen des Brandensteins und des Steckelbergs. Eine unendliche Freude an der Natur lebte von früh an in den Brüdern, und es war nun ihre Lust, in gemeinsamen Spaziergängen die ganze Umgegend zu

3) Die Rede auf Jacob Grimm, welche Moriz Haupt in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten, ist meines Wissens noch nicht erschienen.

4) Es ist hier immer dessen Selbstbiographie gemeint, sofern nicht eine andere Quelle ausdrücklich angegeben ist.

durchstreifen. Aber nicht blos die Freude an der Natur war es, was sie hinaus trieb, sondern auch ein gewisser Lern- und Sammelgeist. Insekten, Schmetterlinge und Pflanzen wurden heimgebracht und abgezeichnet, Jacob insbesondere faßte eine große Neigung zum Sammeln der Pflanzen und wollte Botaniker werden, und die lebhaftesten Erinnerungen seiner Kindheit standen noch in den spätern Jahren in dieser wiesenreichen, bergumkränzten Gegend. Von den Eindrücken des älterlichen Hauses redend, sagt dann Jacob Grimm: „Wir Geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch That und Beispiel streng reformirt erzogen, Lutheraner, die in dem kleinen Landstädtchen mitten unter uns, obgleich in geringerer Zahl, wohnten, pflegte ich wie fremde Menschen, mit denen ich nicht recht umgehen durfte, anzusehen, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entlegenen Salmünster oft durchreisten, gemeinlich aber schon an ihrer bunten Tracht zu erkennen waren, machte ich wol mir scheue, seltsame Begriffe. Und noch jetzt ist es mir, als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformirter Weise eingerichteten Kirche recht von Grund andächtig sein könnte; so fest hängt sich aller Glaube an die ersten Eindrücke der Kindheit, die Phantasie weiß aber auch leere und schmucklose Räume auszustatten und zu beleben, und größere Andacht ist nie in mir entzündet gewesen, als wie ich an meinem Confirmationstage nach zuerst empfangenem heiligen Abendmahle auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehen sah, in welcher einst mein Großvater auf der Kanzel gestanden hatte. Liebe zum Vaterlande war uns, ich weiß nicht wie, tief eingeprägt, denn gesprochen wurde eben auch nicht davon, aber es war bei den Aeltern nie etwas vor, aus dem eine andere Gesinnung hervorgeleuchtet hätte; wir hielten unsern Fürsten für den besten, den es geben könnte, unser Land für das gesegnetste unter allen ... Mit einer Art von Geringschätzung sahen wir z. B. auf die Darmstädter herab." Aber kaum hatten die beiden Knaben zwei Jahre in diesem stillen Glück der Natur und des Hauses verlebt, so traf sie ein harter Schlag. Der Vater erkrankte und starb den 10. Juni 1796 in dem kräftigsten Mannesalter; er war nicht älter als 45 Jahre geworden. Die Mutter, die sich mit sechs unversorgten Kindern, fünf Knaben, von welchen nach dem frühen Tode des ersten, sowie des siebenten und achten Jacob, der nun oben an stand, eben erst eilf Jahre alt geworden war, und mit einer Tochter bei einem nur mäßigen Vermögen jetzt allein sah, ertrug die größte Einschränkung, die ihr von nun an geboten war, mit heiterer Ergebung; ihr Leben ging auf in ihren Kindern, die mit unvergleichlicher Liebe an ihr hingen.

Sie war in Steinau wohnen geblieben, aber bald reichte der Unterricht des dortigen Präceptors für die beiden ältesten Knaben Jacob und Wilhelm nicht mehr aus. Da nahm sich der Mutter Schwester Henriette Philippine Zimmer zu Cassel, erste Kammerfrau der Landgräfin von Hessen, die von der reinsten, aufopferndsten Liebe zu ihnen beseelt war, ihrer an. Dieselbe ließ Jacob und Wilhelm im J. 1798 (nicht 1799, wie Wilhelm sagt, s. Raumer a. a. O. 381) nach Cassel kommen und in Kost geben, damit sie auf dem dortigen Lyceum sich ausbilden sollten. Jacob, obschon dreizehnjährig, konnte erst in Unterquarta gesetzt werden, „so sehr war ich", sagt er, „noch zurück, aber nicht durch meine Schuld, sondern durch bloßen Mangel an Unterricht, denn ich hatte von Jugend auf eine ungeduldige, anhaltende Lernbegierde". Doch rückte er jetzt schnell durch alle Classen hinauf und war wol fast immer ein Primus. Später erkannte er gern an, wie Mancherlei er in seinen casseler Schuljahren gelernt habe, aber es kam ihm doch vor, als wenn das damalige Lyceum bei weitem nicht unter die vollkommensten Anstalten seiner Art gerechnet werden durfte. Es waren nur wenige Lehrer, die tüchtig waren, und es schmerzte ihn sehr, daß ihn einer der tüchtigen, Cäsar, nach alter Sitte mit Er anredete, während alle seine Schulkameraden aus der Stadt ein Sie bekamen, vermuthlich weil er vom Lande her in die Stadtschule aufgenommen worden war. „Aber auch der Unterricht selbst", sagt Jacob Grimm, „wie er damals auf dieser gut fundirten Schule im Ganzen ertheilt wurde, ist mir hernach in mancher Beziehung mangelhaft vorgekommen. Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeschichte, Anthropologie, Moral, Physik, Logik und Philosophie (was man Ontologie nannte) meist nach Ernesti initia doctrinae solidioris verthan und dem philologischen und historischen Unterricht, welche die Seele aller Jugenderziehung auf Gymnasien sein müssen, abgebrochen." Unter seinen vielen Mitschülern, mit denen er vertrauter umging, nennt er Ernst Otto von der Malsburg und Paul Wigand, die sich beide in der Folge, wiewol auf sehr verschiedene Weise, als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Neben täglichen sechs Stunden auf dem Lyceum brachte er mit Wilhelm noch wenigstens vier oder fünf Stunden täglich in Privatlehrstunden bei dem Pagenhofmeister Dietmar Stöhr zu, der im Latein nachhalf und besonders französische Sprache lehrte. Im Ganzen hatte man beiden Brüdern doch zu viel aufgebürdet, und die wenige Zeit, die ihnen übrig blieb, verwendeten sie auf Zeichnen von Figuren und Bäumen in Tusch und Sepia, mit Pinsel oder Rabenfeder, worin sie es auch ohne Lehrer ziemlich weit brachten, sodaß ihre Fortschritte in dieser Kunst auch ihren jüngern Bruder Ludwig Emil anfeuerten, der sich in der Folge durch radirte Blätter und durch Oelmalerei rühmlich hervorthat. Dabei lasen sie unsere großen Dichter. Wilhelm war gleich Anfangs entschieden Goethe zugewandt, Jacob wurde erst mehr von Schiller eingenommen, nach und nach aber auch von jenem ergriffen.

Im Frühjahre 1802 bezog Jacob Grimm als siebzehnjähriger Jüngling die Universität Marburg, ein Jahr früher als Wilhelm, der um diese Zeit lange und gefährlich kränkelte. „Die Trennung von ihm", sagt Jacob, „mit dem ich stets in Einer Stube gewohnt und in Einem Bett geschlafen hatte, ging mir sehr nahe; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen fast zusammengeschmolzen war, durch eine zeitige Been-

digung meiner Studien und den Erfolg einer gewünschten Anstellung einen Theil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Theil der großen Liebe, die sie uns mit der standhaftesten Selbstverleugnung bewies, ersetzen zu können. Jura studirte ich hauptsächlich, weil mein seliger Vater ein Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte." „Es liegt aber in diesem Haften bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Rathsames. In viel spätern Jahren hätte mich zu keiner andern Wissenschaft Lust angewandelt, als etwa zur Botanik. Der sel. Vater hatte auch gewissermaßen vorgearbeitet und mir noch vor dem zehnten Jahre allerhand Definitionen und Regeln aus dem Corpus juris eingeprägt." „Zu Marburg mußte ich eingeschränkt leben; es war uns, aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter Witwe eines Amtmanns war und fünf Söhne für den Staat groß zog"; die fettesten Stipendien wurden an seinen Schulkameraden von der Malsburg ausgetheilt, der zu dem vornehmsten und reichsten hessischen Adel gehörte. „Doch hat es mich nie geschmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und Vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln." Jacob Grimm hörte nach einander bei Bering Logik und Naturrecht (ohne aus beiden wahre Frucht zu ziehen) und bei Weiß, Erxleben, Robert und Bauer die gewöhnlichen juristischen Collegia, aber er empfing auch von diesen keine sonderliche Anregung, außer daß ihn der muntere und gelehrte Vortrag des Romanisten Weiß in etwas anzog.

Da trat ihm im Wintersemester 1802 und 1803 ein Mann entgegen, von feinen, gewinnenden, edlen Manieren, von Geist und Herz und tiefer Gelehrsamkeit, der eben als ein Stern erster Größe in dem Reiche der Wissenschaft seine Strahlen zu verbreiten anhob. Es war der kaum sechs Jahre ältere von Savigny, bei dem derselbe in jenem Winter juristische Methodologie, sowie Intestaterbfolge hörte (das im Sommer 1802 von ihm gelesene testamentarische Erbrecht wurde aus Heften anderer Studenten abgeschrieben und nachgeholt), dann im Sommer 1803 römische Rechtsgeschichte, im Winter 1803—1804 Institutionen und Obligationsrecht, und dessen im J. 1803 erschienenes Buch über den Besitz er begierig las und studirte. Ein solcher Mann war ihm auf seinem Lebenswege noch nicht begegnet, und es konnte nicht fehlen, daß derselbe auf die suchende, empfängliche Seele Jacob Grimm's, die ihren Grund noch nicht gefunden hatte, auf dem ihre Kraft sich entfalten konnte, den gewaltigsten Eindruck machte und auf sein ganzes Leben und Studiren entschiedensten Einfluß gewann. Jacob Grimm bekennt dies selbst nicht allein in seiner Selbstbiographie, sondern auch sonst wiederholt an, am schönsten 1819 in der Widmung seiner Grammatik an Savigny. „Gott weiß und thut stets das Beste", sagt er. „Als nach dem frühen Tode des Vaters und dem Absterben beinahe aller Verwandten der liebsten seligen Mutter unermüdliche Sorge nicht mehr übersah, was aus uns fünf Brüdern werden sollte, und ich, mir selbst überlassen, in Manchem verabsäumt, doch voll guten Willens, endlich mein vorgesetztes Studium zu betreiben, nach Marburg kam: da fügte es sich, daß ich Ihr Zuhörer wurde, und in Ihrer Lehre ahnen und begreifen lernte, was es heiße, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere. Auf diese erste Erweckung folgte bald nähere Bekanntschaft mit Ihnen, deren liebreichen Anfang ich niemals vergesse, und woran sich mehr und mehr Fäden knüpften, die von dieser Zeit an bis jetzo auf meine Gesinnung, Belehrung und Arbeitssamkeit unveränderlichen Einfluß behauptet haben." Und nachdem fast ein halbes Jahrhundert über diese erste Begegnung verflossen war, schildert uns Jacob Grimm in der Festschrift zu dem funfzigjährigen Doctorjubiläum Savigny's am 31. Oct. 1850 diese, sowie sein Verhältniß zu demselben, das sich daran knüpfte, in folgender köstlicher Weise. „Lassen Sie mich", hebt er an, „aus früher und später (der berliner) Zeit gleichsam zwei Bilder darstellen, die ... Ihnen ein Zeugniß ablegen sollen meiner Anhänglichkeit und Liebe. Das erste Bild fällt in irgend einen Sommertag des Jahres 1803. Zu Marburg muß man seine Beine rühren und Treppe auf, Treppe ab steigen. Aus einem kleinen Hause der Barfüßerstraße führte mich durch ein schmales Gäßchen und den Wendelsteig eines alten Thurms der tägliche Weg auf den Kirchhof, von dem sichs über die Dächer und Blüthenbäume sehnsüchtig in die Weite schaut, da war gut auf- und abwandeln, dann stieg man an der Mauerwand wieder in eine höherliegende Gasse vorwärts zum Forsthof, wo Professor Weiß noch weiter hinauf wohnte. Zwischen dessen Bereich und dem Hofthor unten, mitten an der Treppe, klappte wie ein Nest ein Nebenhaus, in dem Sie Ihr heiteres, sorgenfreies und der Wissenschaft gewidmetes Leben lebten. Ein Diener, Namens Bake, öffnete und man trat in ein nicht großes Zimmer, von dem eine Thür in ein noch kleineres Gemach mit Sopha führte. Hell und sonnig waren die Räume, weiß getüncht die Wände, tännen die Dielen, die Fenster gaben ins Gießer Thal, auf Wiesen, Lahn und Gebirg duftige Aussicht, die sich zauberhafter Wirkung näherte, in den Fensterecken hingen eingerahmt Kupferstiche von J. G. Wille und Bause, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, so freute mich die scharfe und zarte Sauberkeit. Doch noch viel größeren Reiz für mich hatten die im Zimmer aufstrebenden Schränke und in ihnen aufgestellten Bücher, deren ich bisher außer Schulbüchern und des Vaters Hinterlassenschaft nur wenige kannte. Einzelne Reihen folgten auch der ge-

wöhnlichen Ordnung, bei andern war sie umgekehrt, wie man Hebräisch schreibt von der Rechten zur Linken, und ich hörte Sie die Verdrehung, deren Nothwendigkeit mir nicht einleuchten wollte, erklären und vertheidigen. Man durfte auf die Leiter steigen und näher treten. Da bekamen meine Augen zu schauen, was sie noch nie erblickt hatten. Ich entsinne mich, von der Thür eintretend an der Wand zur rechten Hand ganz hinten fand sich auch ein Quartant, Bodmer's Sammlung der Minnelieder, den ich ergriff und zum ersten Mal aufschlug, da stand zu lesen „her Jacob von Warte“ und „her Kristan von Hamle“, mit Gedichten in seltsamem, halb unverständlichem Deutsch, das erfüllte mich mit eigner Ahnung, wer hätte mir damals gesagt, ich würde dies Buch vielleicht zwanzigmal von vorn bis hinten durchlesen, und nimmer entbehren. Bei Ihnen prangte es unnütz auf dem Brett, Sie haben es sicher nie gelesen, damals aber getraute meine keimende Neigung noch nicht es von Ihnen zu entleihen; doch blieb es so fest in meinen Gedanken, daß ich ein paar Jahre hernach auf der pariser Bibliothek nicht unterließ, die Handschrift zu fordern, aus welcher es geflossen ist, ihre anmuthigen Bilder zu betrachten und mir schon Stellen auszuschreiben. Solche Anblicke hielten die größte Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau zu lesen und verstehen zu lernen. Was rede ich aber von den Büchern, nicht von dem Manne, dem sie gehörten, dessen Worte mich noch mehr ermahnten und heimlich ermunterten als was ich lesen konnte? Groß war er gewachsen, damals noch schlank, trug grauen Oberrock, braune blaustreifige Seidenweste, sein dunkles Haar hing ihm schlicht herunter, das heute noch die Farbe hält, während meine braunen krausen Locken sich schon gebleicht haben. Dieses lehrenden Mannes freundliche Zurede, handbietende Hülfe, seinen Anstand, heiteren Scherz, freie ungehinderte Persönlichkeit kann ich nie vergessen, wie stand er vor uns auf dem Katheder, wie hingen wir an seinen Worten. Meine erste eingelieferte schriftliche Arbeit hatte einen Fall der Collation bei der Intestaterbfolge zu behandeln, wollen Sie wissen, wie die Worte lauteten, mit welchen Sie mich beurtheilten? Ich kann sie immer noch auswendig: „„nicht nur vollkommen richtig entschieden, sondern auch sehr gut dargestellt““. So günstig hat mich nachher kein anderer Recensent loben mögen. Wenn ich frischen Athem bei Ihnen geschöpft hatte, und mich, ich wußte kaum wie, aus den Schranken gehoben fühlte, in denen meine ganze Art vorhin befangen war, schritt ich frohgemuth, über Stock und Stein springend, die Stufen hinab nach Haus in mein kleines Stübchen. Damals lag meine Seele offen vor Ihnen, ich hätte Ihnen Alles vertrauen können.“ (Kl. Schriften 1, 115 fg.)

Jacob Grimm rühmt aber auch in seiner Selbstbiographie den damals unter den marburger Studirenden waltenden Geist. „Es war im Ganzen ein frischer, unbefangener; Wachler's freimüthige Vorlesungen über Geschichte und Literargeschichte machte auf die Mehrzahl lebendigen Eindruck, und besonders erfreute ein Publicum, das er im großen öffentlichen Hörsaal wöchentlich las, sich eines ungetheilten Beifalls.“

Im Sommer 1804 reiste Savigny nach Paris, um auf der dortigen Bibliothek Sammlungen zu seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu machen. Da traf im Januar 1805 für Jacob Grimm ein unerwartetes Anerbieten desselben durch Weiß ein. Savigny schlug ihm vor, ungesäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen literarischen Arbeiten zu helfen. Wiewol er im letzten Halbjahre studirte und auf Ostern oder im Sommer abzugehen gedachte, so war doch die Aussicht einer nähern Verbindung mit Savigny selbst und die Reise nach Frankreich reizend genug, daß er sich gleich entschied, und nichts Eilenderes zu thun hatte, als Briefe an Mutter und Tante abzusenden, die ihm ihre Einwilligung erbitten sollten. Und wenige Wochen darauf saß er schon im Postwagen und traf Anfangs Februar glücklich zu Paris ein. Die Mutter hatte nur mit heimlicher Angst ihren Willen zu der Reise gegeben, einmal wegen des kalten Wetters, und sodann, weil das Land ihr ganz aus dem Bereich zu liegen schien. „Ich befand mich aber“, sagt Jacob Grimm, „vortrefflich aufgehoben, und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Was ich von Savigny empfing, überwog bei weitem die Dienste, die ich ihm leisten konnte. Durch eine öffentliche Anerkennung derselben in der Vorrede zum ersten Bande der Geschichte des römischen Rechts hat er mir viele Jahre nachher die größte Freude zubereitet. Auch ein ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel ist die Folge unserer näheren Bekanntschaft gewesen.“ Dieser pariser Aufenthalt wurde aber auch bei ihm, wie er selbst schon oben erwähnt, von größter Entscheidung für die Richtung, die sein Leben nehmen sollte. Im September 1805 wurde die Heimreise angetreten und Ende des Monats traf Jacob mit Wilhelm, der seit Ostern 1804 in Marburg ebenfalls Jurisprudenz studirte, und den er daselbst mitgenommen hatte, gesund und vergnügt bei seiner Mutter in Cassel ein, die unterdessen, damit sie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben könnte, aus Steinau dorthin gezogen war.

„Um meine Anstellung“, sagt Jacob Grimm, „wurde sich nun noch denselben Winter beworben. Ich wünschte Assessor oder Secretär bei der Regierung zu werden, aber Alles war versperrt, und mit genauer Noth erlangte ich endlich den Acceß beim Secretariat des Kriegscollegiums und 100 Rthlr. Gehalt (ungefähr Januar 1806). Die viele und geistlose Arbeit wollte mir wenig schmecken, wenn ich sie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete, und gegen die neumodische pariser Kleidung mußte ich in steifer Uniform mit Puder und Zopf stecken. Dennoch war ich zufrieden und suchte alle meine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Ansicht einiger Handschriften, sowie durch den Ankauf seltener Bücher angefacht worden war. Auf diese Weise verstrich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte Stürme über unser

Vaterland hereinbrachen, die auch mich betrafen und aus dem kaum betretenen Wirkungskreise stoßen sollten."

Als Napoleon durch die Schlacht bei Jena und Auerstädt das Königreich Preußen 1806 niedergeworfen hatte, traf alsbald auch Kurhessen die Reihe. Der Kurfürst wurde vertrieben und aus seinem Lande nebst andern benachbarten für Napoleon's Bruder Jerome das Königreich Westfalen gebildet. „Gleich nach der feindlichen Occupation", erzählt nun Jacob Grimm weiter, „verwandelte sich das Kriegscollegium, wobei ich den Dienst zu versehen hatte, in eine fürs ganze Land errichtete Truppenverpflegungscommission. Mit der französischen Sprache konnte ich mir besser als die Uebrigen helfen, und ein großer Theil der lästigsten Geschäfte fiel auf meine Schultern, sodaß ich ein halbes Jahr weder Tag noch Nacht Ruhe hatte. Müde, mich mit den französischen Commissärs und Verwaltungsbeamten, die Hessen damals überschwemmten, länger zu befassen und fest entschlossen, bei der neubevorstehenden Organisation um keinen Preis in diesem Fache angestellt zu bleiben, nahm ich, sobald es anging, meine Entlassung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Diensten und unfähiger als je vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geschwister beizutragen. Ich glaubte mich um einen Posten bei der öffentlichen Bibliothek in Cassel bewerben zu können, da ich mich theils in das Lesen von Handschriften eingeübt, theils durch Privatstudien mit der Geschichte der Literatur vertrauter gemacht hatte, auch wohl fühlte, daß ich in diesem Fache größere Fortschritte thun würde, während mir die Erlernung des französischen Rechts, in das sich unsere Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ganz verhaßt war. Allein die gewünschte Stelle wurde einem andern zu Theil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit stets getäuschten Aussichten begonnen war, hatte ich bald den tiefsten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27. Mai 1808 starb, erst 52 Jahre alt, die beste Mutter, an der wir alle mit warmer Liebe hingen, und nicht einmal mit dem Trost, eines ihrer sechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umstanden, versorgt zu wissen. Hätte sie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde sie sich meiner verbesserten Lage erfreut haben!"

„Ich war durch Johannes von Müller Empfehlung dem damaligen Cabinetssecretär des Königs Cousin de Marinville bekannt und als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgestellt war, vorgeschlagen worden. Es mußte an andern tüchtigen Mitbewerbern gefehlt haben, sonst wäre mir schwerlich eine solche Stelle, wie es den 5. Juli 1808 wirklich geschah, zu Theil geworden. Meine Fähigkeit dazu war von Niemand geprüft. Die ganze Instruction bestand in den Worten: vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi. Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der sich nach einigen Monaten, vermuthlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000 erhöhte. Nachdem wieder einige Monate verflossen waren, kündigte mir eines Morgens der König selbst an, daß er mich zum Auditeur au Conseil d'État ernannt habe, doch sollte ich die Bibliotheksstelle daneben und hauptsächlich bekleiden (17. Febr. 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrathe galt damals für ein besonderes Glück und führte leicht zu höhern Stufen. Da es überdem meine Besoldung um 1000 Frank mehrte, so genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Rthlr., der ich ein Jahr zuvor keinen Pfennig bezogen hatte, und alle Nahrungssorgen verschwanden."

„Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs lästig, ich hatte mich blos einige Stunden in der Bibliothek oder im Cabinet aufzuhalten, konnte auch während diesen nach Besorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich lesen oder excerpiren. Bücher oder Nachsuchungen in Büchern wurden vom König nur selten verlangt, an Andere wurde aber gar nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte sie fast unbekümmert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache. Denn der Staatsrath machte mir, außer daß ich in gestickter Prachtuniform den Sitzungen beiwohnen mußte, wenig zu schaffen, und bald merkte ich, daß, wenigstens wenn der König nicht persönlich den Vorsitz führte, ich auch in den Sitzungen nicht immer zu erscheinen nöthig hatte. Von allen Gesellschaften wußte ich mich auszuschließen und lebte, wenn man hinzurechnet, daß der König oft Monate lang abwesend war, dann das ungestörteste Leben. Von dem König kann ich nicht übel reden; er benahm sich gegen mich immer freundlich und anständig, er schien, besonders in den letzten Jahren, zu mir, als dem einzigen Deutschen im Cabinet, weniger Zutrauen zu haben, als zu den übrigen Angestellten, die sämmtlich Franzosen waren; und ich finde das natürlich." Diese Wahrnehmung war nicht unbegründet. Es war sogar Gefahr vorhanden, daß er von seiner Stelle entfernt würde; allein der Cabinetssecretär Bruguiere (nachmals Baron von Sorsum), der bald jenem Cousin de Marinville nachfolgte, und ein gebildeter Mann und selbst Schriftsteller war und sich gegen Jacob Grimm besonders freundschaftlich bewies, wußte ihn zu halten.

Widriges kam aber doch auch dazwischen. Eines Morgens traf der Befehl ein, den Saal in dem Wilhelmshöher Schlosse, in dem sich die Bibliothek befand, in anderthalb Tagen zu räumen und sämmtliche Bücher in einem großen beinahe dunkeln Bodenraume unterzubringen. Bald darauf wurden jedoch einige tausend Bände, die man für die nützlichsten hielt, ausgesucht, um im casseler Schloß zu den andern, die sich schon früher dort befanden, aufgestellt zu werden. Dort stand ihnen aber eine neue noch größere Gefahr bevor, die zugleich für Jacob Grimm nicht die angenehmsten Tage brachte. Im November 1811 gerieth um Mitternacht das Schloß in Brand. Das Bibliothekszimmer stand in größter Gefahr. Doch wurden die Bücher gerettet und nur wenige gingen verloren; und nachdem neue Schränke gemacht und ein neuer Ort für sie ausgewählt war, mußte Jacob Grimm die ganze, bis dahin auf einem Haufen liegende Bibliothek aufs Neue ordnen.

Im J. 1813, als der Krieg dem Königreiche drohend näher rückte, wurde Befehl ertheilt, die kostbarsten Bücher zu Cassel und Wilhelmshöhe einzupacken, um sie nach Frankreich zu versenden. Jacob Grimm fuhr mit Bruguiere nach Wilhelmshöhe, und es gelang ihm, wenigstens die Sammlung von Handschriften, die sich auf die hessische Kriegsgeschichte bezogen und vom dreißigjährigen Kriege an begannen, zu retten, da er sie als unwichtig darstellte.

Als dann die Schlacht bei Leipzig geschlagen, kehrte am 21. Nov. 1813 der alte Kurfürst aus seinem Exile zurück. „Dies war", schreibt Jacob Grimm, „ein unbeschreiblicher Jubel und für mich war die Freude nicht kleiner, auch die geliebte Tante, die ich nur einmal in Gotha besucht hatte, im Gefolge der Kurfürstin wieder einziehen zu sehen. Wir liefen an den offenen Wagen durch die Straßen hin, die mit Blumengewinden behangen waren. In jenen Monaten war Alles in aufgeregter Bewegung". Es verstand sich von selbst, daß der restaurirte Kurfürst keinen Hofbibliothekar Jacob Grimm kannte, aber da er bei demselben noch gut angeschrieben stand, so wurde er bei der allgemeinen Rückwandlung der Dinge auf den Standpunkt von 1806 vom Kriegssecretariats-Accessisten sam 23. Dec. 1813 zum Legationssecretär befördert und dazu bestimmt, den hessischen Gesandten, Grafen Keller, zu begleiten, der ins große Hauptquartier der verbündeten Heere abgeschickt werden sollte. Vor seiner Abreise entschloß er sich aber mit seinem Bruder Wilhelm zu einer patriotischen That. Sie kündigten eine neue Ausgabe des mittelhochdeutschen Gedichtes: „Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue" an und eröffneten darnach zum Besten der hessischen Freiwilligen Pränumeration. Die Ankündigung geschah mit den Worten: „In der glücklichen Zeit, wo Jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das altdeutsche, schlichte, tiefsinnige und herzliche Buch vom armen Heinrich, worin dargestellt ist: wie die kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herrn hingibt, und dafür herrlich von Gott belohnt wird, herausgeben." Um Neujahr 1814 reiste er ab. Die Reise ging in weitem Umwege durch die Schweiz. In Basel schrieb er am 25. Jan. 1814, seiner frühern Gewohnheit gemäß, die Erinnerungen seines Lebens niederzuschreiben, folgendes Gedenkblatt: „Ich bin heute besonders leidermüthig und sehe klar, daß ich nicht wohlgethan mitzugehen. Dies Leben paßt mir auch gar nicht. Aus meinen Arbeiten ganz verstört, ohne freundlichen Zuspruch, ja Anspruch; Zeitzersplitterung, die ich nicht abwenden kann; alberne Verrichtungen, beständiges Aus- und Einpacken, das immer unordentlicher geschehen wird, je mehr ich's thun muß; allerhand Unbequemlichkeit sonst; seitdem ich weg bin kein Wort von Haus, Geldausgaben und keine Aussicht zu sparen; und keine bestimmte, wann dies Alles aufhören wird. Nicht recht gesund, und Meinung, daß ich nicht lange lebe und in der übrigen Zeit etwas Besseres thun könnte. Trost. Schon daß ich dies geschrieben habe, beruhigt mich. (Sonst habe ich dergleichen nie gemöcht.) Freude, daß das deutsche Wesen gut geht, wobei ich wenig in Anschlag kommen darf. Hoffnung, daß es bald endigt und dann will ich mir mit Gottes Hilfe auch wieder in einen andern Stand helfen. Das diplomatische Fach muß auch bei einem ruhigen Ort und in Friedenszeit zu viel langweilige Bekanntschaften herbeiführen und ich bin sonst nicht dazu gemacht, höchstens in der jetzigen Zeit könnte ich etwas nutzen, wenn ich vielleicht mit einfachen Leuten, wie Stein sein soll, bekannt werde. ... Von der fortgesetzten Reise erwarte ich wenig literarische Beute." (Mitgetheilt von Hermann Grimm, Kl. Schriften 1, 21 fg.) Und doch hatte er unterwegs nicht versäumt, alle Bibliotheken zu besuchen. In Troyes angekommen, mußte er nach Dijon zurückflüchten, und hier begann er seine Erinnerungen systematisch aufzuschreiben und verzeichnete Alles, was ihm von seinen Kinderjahren im Gedächtnisse geblieben. (Von H. Grimm, ebenda 1, 22.) Als daselbst die Nachricht von der Einnahme von Paris eintraf, brach er dahin auf und gelangte im April 1814 daselbst an. Hier benutzte er jeden freien Augenblick, um in den Handschriften zu arbeiten. Mittlerweise war auch sein nachheriger College, der Bibliothekar Völkel von Cassel, dort eingetroffen, um die aus Hessen weggeschleppten Antiken und Gemälde zurückzufordern; Jacob Grimm half ihm die entführten Bücher wiedererlangen, und derselbe huissier, der sie in Wilhelmshöhe hatte einpacken helfen, mußte sie in Paris für den Kurfürsten wieder ausliefern.

„Im Sommer", so erzählt nun Jacob Grimm weiter, „trat ich die Rückreise nach Cassel an und rüstete mich bald von Neuem zu der Fahrt nach dem Wiener Congreß. In Wien brachte ich von October 1814 bis Juni 1815 zu, eine Zeit, die auch für meine Privatarbeiten nicht nutzlos verstrich, und mir die Bekanntschaft mehrerer gelehrten Männer verschaffte. Von besonderem Vortheil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der slawischen Sprache anfing bekannt zu machen. Hier empfing ich auch die Trauerbotschaft von dem Tode der lieben Tante Zimmer, der einzigen ältern Verwandten, die uns übrig geblieben, und der ich so viel zu verdanken hatte."

„Kaum war ich zu den Geschwistern nach Cassel heimgekehrt, als man mich, und diesmal eine Requisition der preußischen Behörde, in das zum zweiten Mal eroberte Paris rief, ich sollte die aus einigen Gegenden Preußens geraubten Handschriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geschäfte des Kurfürsten besorgen, der in dem Augenblicke keinen Bevollmächtigten dort hatte. Zwar jener Auftrag brachte mich in ein unangenehmes Verhältniß zu den pariser Bibliothekaren, die mich früher sehr gefällig behandelt hatten. Jetzt aber wurde einmal Langlès, den ich besonders drängte, so bitter, daß er mir nicht mehr gestatten wollte, auf der Bibliothek zu arbeiten, was ich in Nebenstunden immer zu thun fortfuhr: nous ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous les jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscrits, sagte er öffentlich. Ich machte die Handschrift, die ich eben auszog, zu, gab sie

zurück, und ging nicht mehr hin, um zu arbeiten, sondern nur, um zu beendigen, was mir aufgetragen worden war." Zu Paris, wo er diesmal ordentlicher einquartiert war und ein tägliches Kostgeld von der Stadt bezog, erfreute er sich besonders des nähern Umgangs mit dem preußischen Geh. Kammergerichtsrath Eichhorn. Erst im December gingen seine Geschäfte glücklich zu Ende, worauf er nach Cassel zurückkehrte. Dort empfing er später (31. Aug. 1816) ein Schreiben des Fürsten von Hardenberg, das ihm Zufriedenheit mit seiner Verrichtung bezeugte. (Ueber diesen Auftrag redet er 1845 noch einmal ausführlich in der berliner Akademie der Wissenschaften.)

Der Kurfürst trug ihm nun eine Anstellung als Gesandtschaftssecretär bei dem neu errichteten Bundestage zu Frankfurt an, allein er lehnte entschieden ab; aus welchem Grunde, ersehen wir aus seinem oben angeführten in Basel niedergeschriebenen Erinnerungsblatte: er fühlte, daß er zu einem Diplomaten nicht geeignet war und daß die Wissenschaft der wahre Beruf seines Lebens sei; seine diplomatischen Geschäfte hatte er gewissenhaft verrichtet, aber ohne innere Theilnahme daran. Da starb der erste Bibliothekar Strieder an der Bibliothek des kurfürstlichen Museums zu Cassel. Völkel, zweiter Bibliothekar, rückte in dessen Stelle ein und Jacob Grimm erlangte nun die des letztern. Er wurde also zweiter Bibliothekar (16. April 1816) und behielt den bisherigen Gehalt von 600 Rthlrn. Damit war sein schon längst ausgesprochener Wunsch endlich erfüllt, und diese Stelle war ihm um so lieber, als sein Bruder Wilhelm schon seit dem 15. Febr. 1814 daselbst als Secretär angestellt war. „Von jetzt an", sagt Jacob Grimm, „beginnt die rührigste, arbeitsamste und vielleicht auch die fruchtbarste Zeit meines Lebens." ... „Die Bibliothek ist jeden Tag drei Stunden geöffnet, alle übrige Zeit konnte ich nach Lust studiren, und wurde nur durch kleine Nebenämter, wie das mir größtentheils aufgebürdete censorische, aber nicht bedeutend gestört. Mit meinem Collegen Völkel lebte ich auf freundschaftlichem Fuß, nichts hätte gefehlt, als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für mich und meinen Bruder, und es würden uns in dieser Hinsicht wenig Wünsche übrig geblieben sein." Allein so gering auch sein Gehalt war und so wenig Aussicht auch vorhanden war, daß er sich je über das Mittelmäßige erheben würde, so lehnte er dennoch einen im J. 1816 durch Eichhorn indirect an ihn ergangenen Ruf als Professor an die neuerrichtete Universität Bonn mit einem weit reicheren Gehalte ab, und schreibt deshalb an Savigny (Kl. Schriften 1, 182): „ich gestehe, daß mich dieser ganze Punkt wenig bestimmen könnte, an Geld ist mir bei gern eingeschränkten Bedürfnissen eigentlich wenig gelegen und ich sehe voraus und vertraue, daß ich doch mein Lebelang ehrlich ausreichen werde."

Nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. (1821) traten in Betreff der Bibliothek Anordnungen ein, welche den Bibliothekaren ihr Amt sehr beschwerte und verleitete. Einmal, daß sie über die Fonds der Bibliothek nicht mehr frei verfügen konnten, und sodann, daß ihnen die Auflage wurde, den aus 79 oder 80 Folianten bestehenden Katalog abzuschreiben, auf welche zwecklose Arbeit sie anderthalb Jahre die edelsten Stunden verwenden mußten. „Man arbeitet noch Alles gern", sagt Jacob Grimm, „was irgend einen Nutzen hat, aber dies Geschäft, gestehe ich, ist mir das sauerste in meinem Leben geworden, und hat mich Stunden und Tage lang verstimmt." „Und doch", schreibt er am 6. März 1826 an Hoffmann von Fallersleben (Pfeiffer's Germania 11, 499 fg.), indem er, um diesen zu ermuthigen, seine Verhältnisse mit denen jenes zusammenhält, „lebe ich getrost und vergnügt. Mein Stübchen ist wohl noch enger als Ihres, der Stühle habe ich nur drei (zwei überflüssig), störender Arbeit Last liegt auf mir." Und in der Nachschrift fügt er hinzu: „Es scheint heute eine milde Frühlingssonne und Gott ist so gut, seien Sie auch von diesem Frühling an heiter und zufrieden, man kann sich daran gewöhnen, und dies ist eine der schönsten Gewohnheiten."

Im J. 1825 hatte sich Wilhelm Grimm mit Henriette Dorothea Wild verheirathet, und damit begann für beide Brüder, die von Jugend auf „in brüderlicher Gütergemeinschaft gelebt, denen Geld, Bücher und angelegte Collectaneen zusammen gehörten und die viele ihrer Arbeiten genau verbanden", ein stilles, schönes und glückliches Familienleben. Jacob hatte 600 Thaler Besoldung, Wilhelm 300; die warfen sie zusammen und lebten davon (so schreibt Jac. Grimm an Hoffmann von Fallersleben am 6. März 1826 a. a. O. 500). Sie hatten ihre Wohnung in einem der schönsten Theile der Stadt (Belle vue) mit wahrhaft prächtiger Aussicht, ihre Arbeitszimmer stießen an einander, die gemeinsamen Mahlzeiten versammelten sie mit dem jüngsten Bruder Ludwig, der bereits als Maler geschätzt wurde, in dem Familienzimmer, und Wilhelm wußte die Unterhaltung durch Scherze zu beleben und zu würzen. Während diesem die Abendstunden in froher Gesellschaft vergingen, wo ihn Jedermann gern sah und seiner anmuthigen Erzählungsgabe lauschte, brachte Jacob manchen Abend bis in die späte Nacht in seliger Einsamkeit über den Büchern zu; auch Musik zu hören, machte Wilhelm große, Jacob nur eingeschränkte Lust (Rede auf Wilhelm Grimm, Kl. Schriften 1, 172). Bei der unendlichen Freude, die Jacob Grimm an der Natur hatte, gewährten ihm ein Spaziergang und ein stilles Aufschauen zu den Sternen volle Erholung. Klagte er doch in einem Briefe an Lachmann aus den casseler Jahren, daß ihm bei einem Umzug durch die veränderte Lage seines Zimmers nun der Blick auf das herrliche Siebengestirn genommen sei (Kl. Schriften 1, 186).

So waren schon manche Jahre stillen Glückes dahin gegangen, als im Januar 1829 der erste Bibliothekar Völkel starb, dem Jacob Grimm einen trefflichen Nekrolog widmete (Casselsche Allgemeine Zeitung. 1825. Nr. 36. S. 176—177). „Wir bildeten uns ein", sagt er dann weiter, „gerechten Anspruch auf Beförderung zu haben, ich war 23 Jahre im Dienst, ich hatte seit 1816

niemals um Zulage angehalten und niemals eine erlangt; auch hoffte ich der Bibliothekarsstelle keine Unehre gemacht zu haben." Jacob Grimm meldete sich um die erste Bibliothekarstelle, und Wilhelm Grimm hoffte in dessen Stelle als zweiter Bibliothekar einzutreten. Aber es schlug anders aus. Der hessische Historiograph und Staatsarchivdirector Christoph von Rommel wurde zum Director des Museums (in das unterdessen auch das Archiv untergebracht war) und der Bibliothek ernannt, und Jacob und Wilhelm Grimm erhielten jeder 100 Rthlr. Zulage. „Hiermit war uns beiden", sagt Jacob Grimm, „weitere Aussicht auf künftige Beförderung abgeschnitten. Die Sache hätte auch, wenn Rommel's Ansprüche berücksichtigt werden sollten, auf mehr denn eine Art anders eingerichtet werden können. Zum Beispiel er hätte die Direction des Museums erhalten mögen, wenn ich den Posten eines Archivarius, mit angemessenem Gehalt bekommen hätte, und mein Bruder zum Bibliothekar ernannt worden wäre. Einem Archiv vorzustehen und ein so reiches und wenig benutztes, wie das hessische, nach Lust bearbeiten zu können, hätte meiner innern Neigung noch mehr zugesagt, als die Bibliotheksstelle. Der alte, simple Archivariustitel hätte mir auf Lebenslang genügt, und keiner Direction so wenig wie früherhin bedurft. Indessen bin ich nie von Jemand gefragt worden und hütete mich wol Vorschläge verlauten zu lassen. Ich hatte mich ganz einfach um die erste Bibliotheksstelle gemeldet, als um das Gerechteste und was sich beinahe von selbst verstand. Die getroffene neue, alle bescheidenen Wünsche vernichtende Einrichtung mußte mich tief kränken. Ich hatte einen im Jahre 1816 durch Eichhorn indirect mir geschehenen Antrag einer Professur zu Bonn geradezu abgelehnt und keine Art Vortheil daraus zu ziehen gesucht, weil ich in Hessen zu leben und zu sterben dachte. Damals aber wäre es mir gewiß leichter und vortheilhafter gewesen, mich der akademischen Laufbahn zu widmen, als später. Unter der Hand geschah uns nun im Sommer 1829 der Antrag, einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen zu folgen. Alle zu Rath gezogenen Freunde ermahnten dazu nach Kräften. Die geliebte und gewohnte Heimath aufzugeben schien uns hart und schmerzhaft wie vorher, aus dem Geleise genau bekannter Beschäftigungen und einer uns Frucht bringenden Muße herauszutreten, fast unerträglich. Allein auch in dem Verhältniß zu einem neuen Vorgesetzten, der, wo er eingreifen oder schonen sollte, selbst noch nicht zu wissen schien, lag etwas Peinliches und Unheimliches. In dieser Stimmung folgten wir dem Gefühl der Ehre, und entschieden uns für die unbedingte Annahme des Gebotenen." Unter dem 20. Oct. erfolgte zu Hanover die förmliche königliche Vocation, die Jacob Grimm zum ordentlichen Professor und Bibliothekar, Wilhelm Grimm zum Unterbibliothekar und außerordentlichen Professor ernannte, mit angemessenen Besoldungen, die ihren steten Nahrungssorgen im hessischen Dienste ein Ende machten. Schon unter dem 30. Oct. wurde ihre Entlassung aus diesem Dienste ausgefertigt, „weil man bei der damaligen Lage der Dinge in Cassel von der Bedeutung der Brüder Grimm auch nicht das leiseste Verständniß hatte, ja nicht einmal geneigt war, sich dasselbe zu verschaffen" (Vilmar a. a. O.).

Nach Neujahr 1830 siedelten die Brüder nach Göttingen über. Von allen Collegen wurden dieselben freundlich aufgenommen, und namentlich gab sich Benecke, mit dem sie schon befreundet waren und der nun als Bibliothekar und als Professor der altdeutschen Sprache und Literatur ihr College war, große Mühe, ihnen den Anfang zu erleichtern. Was sie besonders vermißten, das war die freie Arbeitszeit. Gegen die drei Arbeitsstunden auf der casseler Bibliothek, von denen die meisten obendrein ihnen selbst gehörten, trat in Göttingen das Doppelte ein und ohne freie Zeit mit meist geistloser, beschwerlicher Arbeit: Katalogschreiben, Aufsichtführen, Ausleihegeschäft u. dgl. m.; auch war die göttinger Gegend mit der casseler nicht zu vergleichen. Unter diesen Eindrücken schreibt Jacob Grimm im Februar 1830 an K. Lachmann: „Die hiesige Lebensart will noch nicht recht schmecken, obwol sie auch erst fünf Wochen lang versucht ist, in Cassel war vom Kurfürsten abgesehen Alles für unsere Natur und Arbeiten günstiger" (Scherer a. a. O. XVI, 100). Ganz ungewohnt war Jacob Grimm die Professur. Er las im ersten Semester über deutsche Rechtsalterthümer. Er war 45 Jahre alt, als er nach Göttingen kam, und da lernt sich der Vortrag so leicht nicht mehr, und die ihm von der Bibliothek übriggebliebene Zeit verschlang die Vorbereitung auf die Vorlesungen, sodaß er äußerte: es sei ein dummer Streich gewesen, von Cassel wegzugehen. Doch scheute er keine Anstrengungen. Er überwand sich sogar, in der üblichen lateinischen Sprache sein Antrittsprogramm (Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theodisca nunc primum edita) erscheinen zu lassen, und in derselben Sprache den 13. Nov. 1830 seine öffentliche Antrittsrede (De desiderio patriae) zu halten (Göttinger gelehrte Anzeigen 1830. St. 201. S. 2001—2006; Kl. Schriften 5, 480 fg.); den Bibliotheksgeschäften gewann er bald ihre Vortheile ab, und sein Vortrag wurde ein wahrhaft fesselnder, indem er ganz frei und aus dem Gedächtniß sprechend, ohne irgend ein anderes Hilfsmittel als ein Blättchen Papier, worauf er die Belegstellen angemerkt hatte, seine eben durchlebten Forschungen vortrug. Später erstreckten sich dieselben auch auf deutsche Grammatik, Tacitus' Germania, und auf besondern Wunsch des Herzogs von Cambridge bis zur Berufung von Gervinus auch auf deutsche Literaturgeschichte.

Kaum hatte er aber zu Göttingen Fuß gefaßt, so schien ihn das Schicksal an seiner empfindlichsten Seite fassen zu wollen. Wilhelm verfiel während des Winters 1831 in eine schwere Krankheit. Schon fürchtete Jacob, daß dessen treue Augen sich für immer schließen würden. Er saß an dessen Tisch und auf dessen Stuhl und sein Blick fiel auf den saubern Auszug, den Wilhelm aus den beiden ersten Bänden der Grammatik gemacht hatte. Mit unbeschreiblicher Wehmuth betrachtete er diesen Auszug, und es ward ihm dabei zu Muthe, als wenn er nur für ihn geschrieben hätte und das Werk, wenn er

ihm genommen würde, nicht fertig schreiben möchte. Gottes Gnade aber waltete, und nach Wochen langer Sorgen trat Besserung und allmälig Erholung ein (s. Widmung des 3. Bandes der Grammatik und Brief an K. Lachmann, Kl. Schriften 1, 179 fg.). Auch gestaltete sich nach und nach Vieles freundlicher, als er gedacht hatte. Nahe freundschaftliche Bande wurden geknüpft, namentlich mit Dahlmann, Otfried Müller und Lücke, wozu später noch Gervinus trat. Die Bibliotheksgeschäfte wurden dann Jacob Grimm ganz erlassen und ihm der Charakter „Hofrath" ertheilt, und Wilhelm Grimm wurde zum ordentlichen Professor ernannt. Die Gemeinschaft mit trefflichen, gleichstrebenden Menschen brachte reichen Gewinn, und auch die Wechselwirkung, welche die Vorlesungen mit sich führten, zeigten sich eher als eine Förderung als eine Hemmung der vielseitigsten Forschungen, deren Früchte eine Reihe neuer wunderbarer Werke waren. Wie bald ihm das akademische Leben und Wirken lieb und theuer geworden, das erkennen wir daraus, daß, als er im J. 1833 den Polizeistaat ganz ohne Noth die Rechte der akademischen Lehrer schmälern und verschiedentlich die der Studirenden antasten sah, er bei der Anzeige zweier Schriften (*Boré*, L'enseignement en France, und Savigny, Wesen und Werth der deutschen Universitäten) in den Götting. gelehrten Anzeigen 1833. St. 12 und 34 für das alte Recht und die alte Freiheit der deutschen Universitäten als die Bürgschaft ihres Gedeihens und ihrer Blüthe mit kräftigen Worten eintrat.

So waren beinahe acht Jahre für die Brüder dahingegangen, strebend, ihren Anforderungen zu genügen, wenn auch nicht ohne Sehnsucht nach dem vorausgegangenen Stillleben und der lieben Heimath, welche Sehnsucht Jacob Grimm gegen Lachmann in den Worten Luft machte: „es sieht mich hier fremd an aus allen Gassen und ich möchte manchmal auf und davon". Aber da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das die Brüder auf das Schmerzlichste aus diesen neuen Gewohnheiten des Daseins und Wirkens, aus den angelegten und begonnenen Arbeiten riß, ja was sie am Innigsten versehrte, auch eine Zeit lang sogar persönlich von einander trennte.

„Was ist es denn für ein Ereigniß", so hören wir ihn selbst in seiner trefflichen Schrift: „Meine Entlassung" (Kl. Schriften 1, 28 fg.) sagen, „das an die abgelegene Kammer meiner einförmigen und harmlosen Beschäftigungen schlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogne, unbeleidigende Existenz beeinträchtigt, beleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zuthun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu thun, was ich ohne Meineid nicht thun konnte, nicht zauderte, der Stimme meines Gewissens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gedanken meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Nothwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein ruhig wandelnder Mann in ein Handgemenge geräth, aus dem ein Ruf erschallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, sehe ich mich in eine öffentliche Angelegenheit verflochten, der ich keinen Fuß breit weichen darf, nicht erst lange umblicken, was Hunderttausende thun oder nicht thun, die gleich mir zu ihrer Aufrechthaltung verbunden sind."

Der König von England und Hanover, Wilhelm IV., war gestorben und Hanover unter Ernst August, Herzog von Cumberland, zum selbständigen Königreich erhoben worden. Dieser dem Repräsentativsysteme abgeneigte Fürst begann seine Regierung mit einer Gewalthandlung, welche dumpfe Bestürzung im Lande verbreitete: er vertagte sofort die Ständeversammlung; heftigere und unhaltbare brachte aber die andere hervor: er hob durch das Patent vom 1. Nov. 1837 das hanoversche Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833 auf. Wie ein Blitz schlug diese Gewaltthat in die Herzen aller Patrioten ein, aber nirgends im Lande zündete dieselbe mehr als bei sieben Ehrenmännern der Georgia Augusta, die kurz zuvor in glänzender Weise ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert hatte, und von der gilt, was Jacob Grimm (a. a. O. 36) von den Universitäten überhaupt sagt: „daß sie höchst reizbar und empfindlich seien für Alles, was im Lande Gutes oder Böses geschieht". Jacob Grimm hatte keinen Gefallen an politischen Dingen und hielt sich davon fern: „Wie gerne hätte ich in stiller Abgeschiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die mir die Wissenschaft gibt, mein Leben im Dienste eines von der Liebe und Ehrfurcht seines Volkes umgebenen Herrn zugebracht" (ebenda S. 31) — aber diese Gewaltthat traf sein Gewissen, sowie das seines Bruders und der Amtsgenossen Gervinus, Dahlmann, Albrecht, Ewald und W. Weber so mächtig, daß diese sieben Männer sich keinen Augenblick besannen, eine große, aber ehrerbietige Eingabe an das Curatorium der Universität zu richten, worin sie erklärten, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müßten (Zur Verständigung von Dahlmann S. 35). Ernst August, entschlossen, jeden Widerstand gegen seinen Willen niederzuschlagen, entsetzte sofort jene Männer, welche die Hauptzierde der Universität waren, ohne Urtheil und Recht ihrer Stellen, und drei von ihnen: Dahlmann, Gervinus und Jacob Grimm, weil sie ihre Eingabe auch Andern mitgetheilt hatten, wurde unter Androhung gefänglicher Einziehung geboten, binnen drei Tagen die Universität und das Königreich zu verlassen. Und so mußte sich denn Jacob Grimm den 16. Dec. von seinem Bruder, der noch ein Jahr zurückblieb, losreißen und das Land räumen, in das man ihn berufen, wo er acht Jahre in treuem ehrenvollen Dienste zugebracht hatte, und sich nun als Flüchtling der alten Heimath wieder zuwenden, wo er bei seinem Bruder Ludwig, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Cassel, welcher das Haus jetzt als Eigenthum besaß, das sie ehemals zur Miethe bewohnt hatten, ein freundliches Asyl fand. Als er die Grenze überschritten hatte, sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel: „Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling." „Und wo ward ich so genannt? In meinem Geburtslande, das an dem

Abend desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß" (S. 25). In jener kleinen Schrift: „Ueber meine Entlassung", welche er vom 12.—16. Jan. 1838 geschrieben, hat er, wie er selbst sagt, unverdeckt erzählt, was sich ereignete und er empfand, und in der er uns als ein echt deutscher Mann im vollsten und höchsten Sinne des Wortes entgegentritt, und in der er in kräftigster Weise die widerwärtigen Stimmen, die sich wider ihn erhoben, verstummen machte, und den brutalen Absolutismus jener Zeit tief erschütterte. „Die Welt", sagt er u. a. S. 26, „ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden, und zurückweichen." ... „Nie, von früh auf bis jetzt, ist mir oder meinem Bruder von irgend einer Regierung Unterstützung oder Auszeichnung zu Theil geworden: einigemal jener war ich dieser nie bedürftig. Diese Unabhängigkeit hat meine Seele gestählt, sie widersteht Anmuthungen, welche die Reinheit meines Bewußtseins beflecken wollen." „Ich sehe das kalte Lächeln derer, die sich die Klugen nennen"; — „habe ich doch selbst sagen hören, ein Eid in politischen Dingen bedeute nicht viel, oder auch, der aufgelegte Eid binde nicht, man erfülle ihn, so viel man Lust habe. Gut, denkt der Eine, daß sich Veranlassung findet, eine liberale Verfassung umzuwerfen, wenn es gelingt, so heiligt der Zweck die Mittel; wir haben ein höheres Recht, das die Rechte des Machwerks nicht zu achten braucht. Was kümmert mich die Politik, meint der Andere, wenn sie mich in meiner Behaglichkeit oder in meinen gelehrten Arbeiten stört. Aber so sehr ist die Religiosität nicht verschwunden, daß nicht Viele, die etwas Höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grundes mit mir im tiefsten Herzen empfinden. Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben" (S. 35). „Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter, aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins werth, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten" (S. 39 fg.). Er schließt mit den Worten: „So lange ich aber den Athem ziehe, will ich froh sein gethan zu haben, was ich that, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde."

Im September 1838 kehrte auch Wilhelm Grimm mit seiner Familie nach Cassel zurück. Ungeachtet des vielen Anregenden, was ihnen der göttinger Aufenthalt bot, war es ihnen, wie Hermann Grimm in den Zusätzen zu Jacob's Rede auf Wilhelm Grimm (Kleinere Schriften 1, 180 fg.) bestätigt, „schwer geworden, sich dort einzugewöhnen, die Briefe an Lachmann sprechen dies oft aus, und so kam es, daß, nachdem sie von Göttingen fortgetrieben und an die alte Stätte zurückgekehrt waren, das völlig ungestörte, ganz den Arbeiten gewidmete Leben, bei all dem Traurigen, wodurch es herbeigeführt war und das es mit sich brachte, im Grunde wohlthat. Was am schmerzlichsten dabei hervortrat, war, daß sie von nun an bei ihren alten casseler Freunden zwischen denen, die auf ihre Seite traten und andern, die sich versteckt oder offen von ihnen loslösten, eine Scheidung eintreten lassen mußten. Manche verloren sie in dieser Zeit, andere dagegen traten frisch ein, und es datiren von da an die Verhältnisse, an denen zumeist bis in die letzten Tage festgehalten ward; die enge Verbindung mit Dahlmann und Gervinus, obgleich längst bestehend, nahm jetzt erst die Form an, die von da an unverbrüchlich bestehen blieb".

Alle Hoffnungen nach der Vertreibung von Göttingen außerhalb Hanover wieder eine Anstellung zu erhalten, erwiesen sich als trügerisch. Am liebsten wären die Brüder nach Marburg gegangen, da sie ihr Vaterland so rein und heiß liebten; allein es wurde von keiner Seite ein Versuch dazu gemacht, da unter allen deutschen Fürsten sicherlich keiner so standhaft sich geweigert haben würde, einen der göttinger Sieben in seinem Lande anzustellen, als der damalige Kurprinz und Mitregent Friedrich Wilhelm von Hessen. Da ward ihnen von der Weidmann'schen Buchhandlung der Antrag gemacht, ihre „unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen". Diese Arbeit kam ihnen zwar sehr störend vor, da sie so vielen andern dazwischen trete, allein sie entschlossen sich zur Uebernahme derselben, da unter den obwaltenden Verhältnissen die Nothwendigkeit vorlag, sich Arbeiten zu widmen, welche auf die Theilnahme eines größern Publicums rechnen konnten, und durch das Wörterbuch am würdigsten für ihre äußere Lebensstellung gesorgt war. In einem am 24. Aug. 1838 begonnenen, am 31. Aug. geschlossenen Briefe schreibt J. Grimm an Lachmann. Der Plan des Wörterbuchs sei ihm Anfangs sehr störend vorgekommen, aber er werde ihm jetzt lieber. Wir haben den ernsten Willen und Lust dazu gefaßt. Dabei wollen wir bleiben und uns die Welt so viel nur möglich weiter gar nicht anfechten lassen. Das Wörterbuch kann uns Stütze und Unabhängigkeit gewähren, und kommt die Arbeit in Gang und Gelingen, so entsage ich jeder noch so ehrenvollen Anstellung und widme dem Werke alle meine Kräfte (Scherer a. a. O. XVI, 129). Jedoch schon zu Anfang 1840 ward ihre Berufung nach Berlin ins Werk gesetzt. Wir ersehen dies aus einem Briefe Jacob Grimm's vom 12. Mai d. J. an Lachmann (Kl. Schriften 1, 181 fg.), der in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth ist, und aus dem Folgendes ausgehoben zu werden verdient: „Unsern Schritt habe ich noch keinen Augenblick bereut und wenn ich an Göttingen denke, preise ich Gott, daß er mich von da, wo es jetzt unausstehlich ist, weggebracht hat. Ich bestehe noch immer gut die Probe, wenn ich mich frage, was wohl ein Grieche oder Römer in unsrer Lage gethan haben würde oder nicht? Die Handlung ist mir zur Zeit des Ereignisses viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht, ich glaube auch, daß den Menschen und ganzen Völkern nichts Anderes frommt, als gerecht und tapfer zu sein; das ist das ganze Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht oder welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes lenkender

Hand, es gibt auch Bäume, die nach Kräften aufwachsen ohne alle Frucht, und nur in dem Laube grünen und schatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich desto demüthiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefacht hätte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unsres Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unsrer Ehre und Freiheit." — „Der Welt bin ich nicht feind und hänge heiß an allem Vaterländischen. Doch ich fühle nach der Göttinger Periode wieder in die hiesige Casseler Zurückgezogenheit versetzt, eigentlich mich behaglicher, und hätten wir Protestanten die Sitte des klösterlichen Lebens ohne andern Mönchsdienst, so brächte ich darin gern vor dem Andrang der Leute meine übrigen Tage, die sich leicht umspannen lassen, geborgen zu. Es ist so meine Natur, daß ich aus Umgang und Lehre immer weniger gelernt habe als durch mich selbst. Den Gesellschaften abgeneigter hat mich auch das gemacht, daß fast alle Gespräche auf unsre öffentlichen Angelegenheiten mit unendlichen Wiederholungen führen, was mir fast das Peinlichste an der Sache ist. Wie taugte ich nun gar in das Geräusch von Berlin? — — ich vermöchte dort weder für mich noch für Andere etwas auszurichten, das nicht an jedem andern Orte erfreulicher vor sich ginge. Der Himmel helfe und verleihe, daß Preußen einmal das übrige Deutschland belebe und anfeuere, nicht hemme." Kurze Zeit, nachdem diese Zeilen geschrieben waren, berief, vermuthlich auf Betreiben Bettina's und Meusebach's, König Friedrich Wilhelm IV. beide Brüder, in großartiger Weise ihnen selbst die Bestimmung ihres Gehaltes anheimstellend, als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, womit die Erlaubniß Vorlesungen an der Universität zu halten verbunden war, nach Berlin. Doch wurde ihnen der Entschluß, diese Berufung, so ehrenvoll sie auch war, anzunehmen, nicht ganz leicht, und „sie würden", erzählt Hermann Grimm a. a. O. 1, 182 fg., „nicht nach Berlin gegangen sein, hätten ihnen ihre Verhältnisse irgend eine Wahl gelassen. Wilhelm war 1809 dort gewesen zum Besuch bei Achim von Arnim; die Stadt hatte ihm so sehr misfallen, daß, als nicht lange nachher Savigny von Landshut dorthin berufen wurde und hinging, er diesen wahrhaft bedauerte. Seitdem war Vieles dort anders geworden, immer aber erweckte die Verwirrung der fernabliegenden großen Stadt Scheu und Besorgniß, man werde dort fremd bleiben, Jena oder Leipzig, am liebsten Marburg hätten viel näher gelegen".

Im März 1841 siedelten dieselben nach Berlin über. „Es war ein großer Tag für die Berliner Studentenwelt", erzählt Curtius a. a. O. 6, „als Jacob Grimm seine Vorlesungen eröffnete. Er war es nicht gewohnt, vor einer so großen Zuhörerschaft zu sprechen. Die Bewegung des Herzens, das bei ihm stets sehr lebhaft schlug, hemmte den Fluß seiner Gedanken. Nach einigen Sätzen trat eine längere Pause ein, aber völlig ruhig und sinnend blickte der Redende in die Kastanienbäume vor dem Fenster, und lautlose Stille herrschte unter den Hunderten, bis er das Wort wieder gefunden hatte." Nachdem Berlin betreten worden war", erzählt Hermann Grimm weiter, „ist jene frühere böse Meinung ins Gegentheil umgeschlagen, denn es gewährte Stille, Behaglichkeit und Hilfsmittel im höhern Grade noch als das Cassel der ersten Zeiten. Beide Brüder waren sehr gern in Berlin, mein Vater besonders setzte oft Fremden gegenüber die Vorzüge des Berliner Lebens ins hellste Licht. Unabhängig, Herren ihrer ganzen Zeit, ohne jede gesellschaftliche Verpflichtung lebten sie sich völlig ein, und da im Vergleich zu den früheren Jahren die Gesundheit beider im Ganzen sich gebessert hatte, blieb wenig zu wünschen übrig". Vorlesungen an der Universität haben indessen dieselben nur einige Jahre gehalten, aber in den Sitzungen der Akademie haben beide äußerst selten gefehlt. Jacob las dort oft und hatte Freude daran, die gedruckten Abhandlungen zu verschenken. Ein Brustleiden, welches ihn 1843 befiel, machte eine Veränderung der Luft nothwendig, und so eilte er im Herbst dieses Jahres nach Italien und in dem des folgenden nach Skandinavien.

Die allgemeine nationale Bewegung, welche in den vierziger Jahren in Deutschland immer mehr Platz griff, machte auch auf Jacob Grimm einen mächtigen Eindruck, sodaß er mit Wilhelm im Herbst 1846 auf der Versammlung der sogenannten Germanisten, d. h. der Forscher auf dem Gebiete der deutschen Geschichte, des deutschen Rechts und der deutschen Sprache und Literatur zu Frankfurt am Main, welche eine Verbindung der wissenschaftlichen und nationalen Bestrebungen darstellen sollte, erschien. Und als die Versammlung sich constituiren wollte, da trat Ludwig Uhland auf und ergriff das Wort: „Mir scheint, daß die erste Wahl des Vorstandes ohne Verzögerung vor sich gehen kann; ferner ist mir ein Wunsch mitgetheilt worden, dem ich selbst mit besonderer Freude die Stimme gebe, daß durch diese Wahl ein Mann berufen werden möchte, in dessen Hand schon seit so vielen Jahren alle Fäden deutscher Geschichtswissenschaft zusammenlaufen, von dessen Hand mehrere dieser Fäden zuerst ausgelaufen sind, namentlich der Goldfaden der Poesie, den er selbst in derjenigen Wissenschaft, die man sonst als eine trockene zu betrachten pflegt, im deutschen Recht gesponnen hat; es ist mir der Wunsch mitgetheilt worden, daß dieser Mann durch Zuruf zum Vorstande dieser Versammlung berufen werden möchte, ich brauche kaum den Namen Jacob Grimm zu nennen." Und allgemeiner Beifall antwortete diesem Vorschlage. Dasselbe wiederholte sich im J. 1847 bei der Versammlung in Lübeck.

Schon hatte er am 7. März 1848 die Vorrede zur Geschichte der deutschen Sprache unterzeichnet, als ihn der Wahlkreis Mühlhausen in das deutsche Parlament nach Frankfurt am Main berief. Er trat den 24. Mai ein und nahm seinen Sitz im Centrum des Hauses und war, wie es nicht anders zu erwarten stand, da die reinste und wärmste Liebe zu dem deutschen Vaterlande seine Seele erfüllte, auch mit ganzer Seele bei dem schweren Werke, eine engere staatliche Einigung Deutschlands zu schaffen. Gleich Anfangs ergriff er das Wort, um zur Eile in der Hauptsache, in der Verfassung zu

mahnen, indem er eine neue Geschäftsordnung beantragte, aber es zeigte sich sogleich, daß ihm, der überhaupt keine politische Natur war, der praktische Blick für das große und schwierige Werk fehlte, indem er, auf Ausschluß der Ausschüsse antragend, zu der einfachen Geschäftsordnung des alten Maifeldes zurückzukehren trachtete (Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Nationalversammlung 1, 166). Ferner ergriff er das Wort, als es sich um Schleswig-Holstein handelte, indem er folgende Anträge stellte: 1) „Die Nationalversammlung wolle beschließen, daß der Krieg gegen Dänemark so lange fortgeführt wird, bis diese Krone unsere gerechten Ansprüche auf ein unzertrennbares Schleswig anerkannt hat." 2) „Die Nationalversammlung erklärt laut, daß sie sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen lassen werde." (Ebenda 1, 289.) Bei den Verhandlungen über die Grundrechte schlug er vor, in Artikel I. einzuschalten: „Alle Deutschen sind frei, und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde, Unfreie, die auf ihm weilen, macht er frei." „Ich leite also", sagt er sodann, „aus dem Rechte der Freiheit eine mächtige Wirkung her; wie sonst die Luft unfrei machte, so muß die deutsche Luft frei machen." (Ebenda 1, 737). Sodann stellte er folgende Anträge: „Aller rechtliche Unterschied zwischen Adeligen, Bürgerlichen und Bauern hört auf, und keine Erhöhung weder in den Adel, noch aus einem niedern in den höhern Adel findet statt." Ferner: 1) „Alle Orden für den Civilstand sind und bleiben abgethan." 2) „Der Krieger behält seine auf dem Schlachtfelde erworbenen Orden." 3) „Für das Heer wird ein neuer Orden gestiftet, den ein Kriegsgericht ertheilt, und der nur eine einzige Classe haben darf, der den Höchsten wie den Geringsten zufallen kann." 4) „Fremde Orden darf weder Civil noch Militär tragen." (Ebenda 2, 1311.) Parteiversammlungen soll er nie besucht haben und stimmte nach seiner eigenen Ueberzeugung, mochte der Antrag von Rechts oder Links kommen. Den Gefühlen, welche in jenen politisch so tief bewegten Sommertagen sein edles, wahrhaft deutsches Herz erfüllten, gab er aber den lebhaftesten Ausdruck in der Zueignung der Geschichte der deutschen Sprache an Gervinus, welche er am 11. Juni 1848 von Frankfurt aus an diesen richtete: „Es kann kommen", schreibt er, „daß nun lange Zeit diese Studien daniederliegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemuthen, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsre Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und blos an eingebildetem Recht der kurzen Spanne unsrer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist im höchsten Grade einerlei, ob Geten oder Gothen jemals gewesen seien, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, daß sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unsrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen und Franzosen, gelüstet diese Selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluthen soll." Weiter: „Jetzt haben wir das Politische im Ueberschwank, und während von des Volkes Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dache zwitschern, seiner heißersehnten, uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß sie bald nahe und nimmer von uns wiche!" Doch er erhebt sich nach diesen Klagen wieder zu kühnen Hoffnungen. „Der sich zunächst dem Forscher in der Sprache enthüllende Grundsatz, daß zwischen großen und waltenden Völkern .... auf die Dauer allein sie scheide, und anders Redende nicht erobert werden sollen, scheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die innern Glieder eines Volkes müssen nach Dialect und Mundart zusammentreten oder gesondert bleiben; in unserm widernatürlich gespaltenen Vaterlande kann dies kein fernes, nur ein nahes, keinen Zwist, sondern Ruhe und Frieden bringendes Ereigniß sein, das unsre Zeit, wenn irgend eine andere mit leichter Hand heranzuführen berufen ist. Dann mag was unbefugte Theilung der Fürsten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wähnten, zersplitterte, wiederverwachsen, und aus vier Stücken ein neues Thüringen, aus zwei Hälften ein starkes Hessen erblühen, jeder Stamm aber, dessen Ehre die Geschichte uns vorhält, dem großen Deutschland freudige Opfer bringen. Mein Blick sucht in lichte Zukunft einzudringen, wenn auch noch über uns schwer ein wolkenbedeckter Himmel steht, und nur am Saum der Berge die Helle hervorbricht. Vielleicht, bevor einige Menschenalter vergangen sind, werden sich nur drei europäische Völker in die Herrschaft theilen: Romanen, Germanen, Slaven. Und wie aus der letzten Feindschaft zwischen Schweden und Dänen der schlummernde Trieb ihres engen Verbandes erwacht ist, wird auch unser gegenwärtiger Hader mit den Skandinaven sich umwandeln zu brüderlichem Bunde zwischen uns und ihnen, welchen der Sprache Gemeinschaft laut begehrt. Wie sollte denn, wenn der große Verein sich Binnenmarken setzt, die streitige Halbinsel nicht ganz zum festen Lande geschlagen werden, was Geschichte, Natur und Lage fordert, wie sollten nicht die Jüten zum alten Anschluß an Angeln und Sachsen, die Dänen zu dem an Gothen wiederkehren? Sobald Deutschland sich umgestaltet kann Dänemark unmöglich wie vorher bestehen." Als er aber sah, daß die schönsten und edelsten patriotischen Hoffnungen durch die Alles umstürzende Partei zu Grunde gingen, da konnte er es in der Paulskirche nicht mehr aushalten und kehrte den 2. Oct. 1848 in seine stille Studirstube zurück; doch fehlte er nicht im Gothaer Parlament. Als aber nun jener traurige Abschnitt in Deutschlands Geschichte folgte, der all die großartigen Anstrengungen, ein einiges, starkes Deutschland herbeizuführen, völlig vernichtete, dasselbe in die widerwärtigsten innern Wirrsale stürzte, sodaß seine alten Feinde über dasselbe triumphirten und Schmach auf Schmach auf dasselbe häuften, da verleugnete Jacob Grimm nicht nur keinen Augenblick seine frühern Gesinnungen und schloß die am 16. Sept. 1853 nieder-

geschriebene Vorrede zur zweiten Auflage der Geschichte der deutschen Sprache mit den Worten: „selbst die in bewegtester Zeit abgefaßte Vorrede und Zueignung sind unangerührt geblieben, weil es mir unwürdig scheint, nach fehlgeschlagenen edlen Hoffnungen die Gesinnung zu verleugnen, mit der ich ihnen damals angehangen habe" — sondern es trat sogar eine bedeutende Umwandlung in seinen politischen Ansichten ein. Obgleich auch jetzt dem politischen Treiben fern bleibend, scheute er sich doch nicht, gegen Freunde seinen bittersten Unmuth in kräftigen und inhaltsschweren Worten auszusprechen. So schreibt er im J. 1858 an G. Waitz, wie dieser a. a. O. S. 23 fg. mittheilt: „Wie oft muß einem das traurige Schicksal unsers Vaterlandes in den Sinn kommen und auf das Herz fallen und das Leben verbittern. Es ist an gar keine Rettung zu denken, wenn sie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird.... Es kann nur durch rücksichtslose Gewalt geholfen werden. Je älter ich werde, desto demokratischer gesinnt bin ich. Säße ich nochmals in einer Nationalversammlung, ich würde vielmehr mit Uhland, Schoder stimmen, denn die Verfassung in das Geleise der bestehenden Verhältnisse zu zwängen, kann zu keinem Heil führen. Wir hängen an unsern vielen Errungenschaften und fürchten uns vor rohem Ausbruch der Gewalt, doch wie klein ist unser Stolz, wenn ihm keine Größe des Vaterlands im Hintergrunde steht. In den Wissenschaften ist etwas Unvertilgbares, sie werden nach jedem Stillstand neu und desto kräftiger ausschlagen." Und als am 10. Nov. 1859 ganz Deutschland in begeisterter Einigkeit den hundertjährigen Geburtstag Schiller's feierte und Jacob Grimm in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften die Festrede hielt, da brach er in die Worte aus: „Glocken brechen den Donner und verscheuchen das lange Unwetter. Ach könnte doch auch ... an hehren Festen Alles fortgeläutet werden, was der Einheit unsers Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf, und die es begehrt!" (Kl. Schriften 1, 375.) In der schönen Rede „Ueber das Alter", die er am 26. Jan. 1860 in der Akademie der Wissenschaften hielt, und die in mehr als einer Hinsicht eine Selbstschilderung darbietet, rechnet er die mit dem Alter wachsende und gefestigte freie Gesinnung und deren kühnes Bekenntniß zu dessen höhern Vorzug. „In wem", sagt er, „(und welchem Menschen sollte das versagt sein?) schon von Frühe an der Freiheit Keim lag, in wessen langem Leben die edle Pflanze fortgedieh, wie könnte anders geschehen, als daß sie im Herzen des Greises tief gewurzelt erschiene und ihn bis ans Ende begleitete? Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner weichen von uns selten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit, da, wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irrthümer. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten, eine freie Denkungsart zu bewähren, hauptsächlich aber zu äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am Innersten erregt und ergriffen ist, in der Beschaffenheit unsres Glaubens und der Einrichtung unsres öffentlichen Lebens." (Kl. Schriften 1, 206.)

Den 16. Dec. 1859 traf Jacob Grimm der schmerzlichste Verlust seines Lebens; sein Bruder Wilhelm, an dem sein Herz mit so inniger Liebe hing, daß er meinte, werde er ihm genommen, so müßte sein eigenes Leben in beständiger Trauer und Sehnsucht nach ihm verfließen, starb, ohne daß er es erwartet. Tief erschütterte ihn dessen Tod, oft ging er in dessen Arbeitsstube, wo der Verstorbene lag, und betrachtete ihn genau, aber bald raffte er sich auf aus seinem Schmerz und folgte kräftig seinem Sarge. In seinem Wesen war keine Veränderung zu gewahren. Er nahm die gewohnten Arbeiten sogleich wieder auf. „Diese Ruhe bei einem so schweren Verluste", sagt Hermann Grimm gewiß mit Recht, „die es ihm auch möglich machte öffentlich darüber zu reden [Rede auf Wilhelm Grimm, gehalten in der Akademie der Wissenschaften den 5. Juli 1860. Kl. Schriften 1, 163—177], entsprang sicherlich dem Gefühl, daß die Trennung doch nur eine Hand voll Jahre dauern werde." (Kl. Schriften 1, 179.)

Aber der unvergleichliche Mann, dessen Name überall mit Liebe und Verehrung genannt wurde, der mußte sich nun durch einen „lächerlichen Anlaß" den Abend seines Lebens noch verbittern lassen. Er hatte den Nachweis geliefert, daß K. Lachmann nach einem seltsamen Zahlensystem die von ihm als ursprünglich angenommenen Lieder unserer Nibelungen zugeschnitten hatte, durch welchen Nachweis „einige Blätter aus dem dichten und vollen Ehrenkranze" dieses Gelehrten abgefallen waren, und die Jacob Grimm zunächst stehenden Anhänger Lachmann's empfanden diesen Nachweis über das Verfahren ihres Meisters so übel, daß sie sich plötzlich und in ostensibler Weise von Jacob Grimm abwandten und ihn in Vereinsamung versetzten. Jacob Grimm lächelte zwar über diesen „kindischen Trotz", aber der Ton der Wehmuth und der Klage, über mangelnde Nachfolge und Beachtung, der durch die Briefe aus seinen letzten Jahren hindurchklingt, beweist, wie tief ihn, der durch jenen Nachweis nur der Wahrheit genügen zu müssen geglaubt hatte, und dessen innerstes Wesen Liebe und der theilnehmenden Liebe so bedürftig war, solches Benehmen schmerzte (s. Franz Pfeiffer, Germania 11, 113).

Mit ungeminderter Lust und Kraft hatte er sich stets seinen Arbeiten hingegeben, aber mit dem Tode des Bruders schien sich diese noch zu steigern, da nun die Last des deutschen Wörterbuchs allein auf seinen Schultern ruhte, und er gönnte sich noch weniger Erholung. Des Bruders Gattin und Tochter lockten ihn deshalb planmäßig von Zeit zu Zeit von seinem Schreibtische fort, denn er würde, hätte man ihn gewähren lassen, den ganzen Tag durchgeschrieben haben, und wenn es manchmal dennoch geschah, daß er zu viel that, so zeigten sich dann doch die Gebrechen des Alters. Auch waren in den letzten Jahren seine Nächte nicht mehr so gut als früher. Er erwachte und konnte den Schlaf nicht wiederfinden. „Wie schön sind die langen Sommertage, worauf sich Vögel

und Menschen freuen! Sie gemahnen an die Jugendzeit, in der die Stunden Licht einsaugen und langsam verfließen; was davon noch übrig war, wird vom Dunkel des Winters und des Alters schnell verschluckt. Nun bin ich bald 78, und wenn ich schlaflos im Bette liege und wache, tröstet mich die liebe Helle und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen. 3. Juni 1862. Jac. Grimm." Diese Worte fanden sich auf einen kleinen Zettel geschrieben in seiner Brieftasche (H. Grimm, Kl. Schriften 1, 186). Im Herbst des Jahres 1862 erschien er noch auf der Versammlung der historischen Commission in München, und zwar nicht mit leeren Händen, sondern mit einem neuen Bande der Weisthümer. Er war geistesfrisch und thätig wie immer, nur durch Abnahme des Gehörs, welche sich seit einigen Jahren eingestellt hatte, am unmittelbaren Verkehr etwas gehindert.

Es schien als werde er noch manches Jahr so fortleben. Als im Frühling 1863 sein Bruder Ludwig Grimm starb, sagte er: „Nun bin ich noch ganz allein da", ohne den Gedanken, als müsse die Reihe sobald an ihn kommen. Er hatte, da er noch für die Umarbeitung der Abhandlung über das Alter sammelte, Flourens' Buch Sur la longévité zum Geschenk erhalten, in welchem bewiesen wird, daß das gewöhnliche Alter des Menschen hundert Jahre zu betragen habe. Er erklärte darauf scherzend, daß seine Absicht sei, selbst so alt zu werden. Zuweilen legte er sich wol ein wenig nieder, oder ließ vor seinem Tische sitzend mit verschränkten Armen den Kopf übersinken, aber nur auf kurze Zeit, und war mehr ein Zeichen natürlichen Ruhebedürfnisses als abnehmender Kräfte, denn wenn es darauf ankam, arbeitete er ohne Unterbrechung. Er hatte noch viel vor und ahnete nicht, daß er so plötzlich auf immer unterbrochen werden sollte. Bald nach der Rückkehr von einer Herbstreise, die ihm besonders wohlgethan hatte, befiel ihn in Folge von Erkältung eine Leberentzündung. Diese war schon gehoben und er dictirte eine Reihe Briefe, die noch ganz die frühere geistige Frische und Lebendigkeit athmeten, als wenige Tage darauf, Sonnabend den 19. Sept., ein Schlagfluß seine rechte Seite traf. Er verfiel in einen Zustand von Schlaftrunkenheit, den ganzen folgenden Tag rang er mit dem Tode, und feierlich hallten die Glocken in sein Sterbezimmer hinein; Abends nach 10 Uhr that er den letzten Athemzug. Die allgemeinste Theilnahme folgte ihm und ehrte sein Begräbniß. Unter den vielen Zeichen liebender Verehrung rührte am meisten ein Todtenkranz, der den Sarg schmückte, mit der gestickten Inschrift auf weißem Bande: „Dem Freunde der Jugend dankbare Kinder." Auf dem Kirchhofe der Matthäi-Gemeinde, unmittelbar neben dem seines Bruders, war ihm, wie er vorhergesagt, sein letztes Bette bereitet worden, wo nach seinem ausdrücklichen Wunsche kein Denkmal, sondern ein einfacher Leichenstein die Stätte kennzeichnet. (Vergl. H. Grimm a. a. O. und Grenzboten a. a. O. 300.)

„Schon die äußere Erscheinung", sagt G. Waitz a. a. O. 33 — dessen Worte ich mich hier bedienen muß, denn ich habe ihn, den hochverehrten, der zudem mein Landsmann ist, zu meinem tiefen Schmerze nie von Angesicht geschaut — „bezeichnet den Mann ganz wie er war. Der ausdrucksvolle Kopf mit scharf geschnittenen Zügen, in höheren Jahren umwallt von weißen, lang herabhängenden Locken, die leichtgebeugte Haltung, die größte Lebhaftigkeit, fast Unruhe der Bewegungen, der weiche, etwas elegische Ton der Stimme, alles kündigte eine forschende, sinnende und zugleich dichterische Natur an. Wer hätte ihn je gesehen, ohne den Eindruck festzuhalten." Seinen Geist und sein Gemüth aber schmückte eine kindliche und doch hohe patriarchalische Einfalt, und seine innerste Seele athmete eine Güte und eine Liebe, wie solche in einem Deutschen wol nie mächtiger gewesen sind.

Jacob Grimm war nie verheirathet. „Es liegt Ernst", heißt es treffend in den Grenzboten a. a. O. 299 fg., „in dem scherzenden Worte, er habe sich nie die Zeit dazu gelassen. Seine ganze Liebe, sein ganzes Dichten und Trachten ging auf in dem Eifer, in der rastlosen Thätigkeit für seine Wissenschaft, der alle seine Gedanken in jedem Momente zugewandt waren und der gegenüber keine persönliche Neigung aufkommen konnte." Die Pflege und den gemüthlichen Halt, den die Familie gewährt, fand er in reichem Maße in dem liebenswürdigen Hause seines Bruders, das ihn wie einen zweiten Vater verehrte.

Doch wenden wir uns nun zu seinen Schriften, um diesen Mann, in dem uns ein Gelehrtenleben entgegentritt, das seines Gleichen nie gehabt hat, näher kennen zu lernen, sowie zu erfassen, was er Großes und Epochemachendes für die Wissenschaft und zum Heil und Stolz seines Volkes geleistet hat. Freilich kann solches kaum annähernd gelingen, denn seine Gaben und Leistungen sind in ihrer Totalität unerfaßbar, incommensurabel[5]).

Jacob Grimm war nicht nur mit all den Anlagen und Geisteskräften ausgerüstet, welche ihn befähigten, das Größte und Bahnbrechendste in der Wissenschaft zu leisten, sondern er besaß auch die Energie, diese auf eine wahrhaft bewunderungswürdige Weise auszubilden und sich alle Mittel anzueignen, welche zur Erreichung seiner Lebensaufgabe nothwendig waren. Von Jugend auf beseelte ihn ein eiserner Fleiß, eine riesige Arbeitskraft, welche nahe an sechzig Jahre sich nicht nur gleich blieb, sondern auch mit den Jahren noch zu wachsen schien. In unglaublich kurzer Zeit wußte er nicht nur alle

5) Ich werde mich in dem nun Folgenden bemühen, nicht nur seine Hauptwerke und größeren Abhandlungen in möglichst strenger chronologischer Folge zu betrachten, sondern auch, um ein vollständiges Bild seiner ungemeinen Thätigkeit und Productivität zu geben, seine sämmtlichen Recensionen und kleineren Aufsätze in gleicher Folge wenigstens aufzuführen, wobei ich mit Dank des Verzeichnisses derselben, das dem 5. Bande der Kleineren Schriften Jacob Grimm's angehängt ist, und zu dem ich kaum das Eine oder Andere hinzuzufügen hatte, gedenken muß. Aber ich habe es auch nicht verschmäht, das, was von den Eingangs angeführten Gelehrten über Jacob Grimm und dessen Schriften gesagt ist, zu erwägen und diesem, soweit es mir diensam schien, zu folgen; denn nur hierdurch konnte es mir und kann es überhaupt einem Einzelnen möglich werden, Jacob Grimm einigermaßen gerecht zu werden.

germanischen Sprachen und die damit verwandten, ja selbst die ferner stehenden, sofern sie seine Zwecke irgendwie fördern konnten, sondern auch alles sonstige gelehrte Wissen in immenser Fülle sich anzueignen. Eine unendliche Receptivität wohnte in ihm, Alles, was nur mit seinen Forschungen in irgend einem Zusammenhange stand, ging in ihn ein, und nichts ging ihm verloren, Alles wurde sorgfältig bewahrt und verarbeitet. Wie nur Wenigen war ihm ein Scharfblick verliehen, der in beiweitem den meisten Fällen sofort durch alle Umhüllungen hindurchdrang, das Richtige traf und das Wahre von dem Falschen, wie Licht von Finsterniß zu scheiden wußte. Zudem stand ihm eine Combinationsgabe zu Gebote, so gewaltig und so fein, wie sie wol kaum ein Zweiter je besessen, und eine äußerst lebendige und reiche Phantasie. Mit liebender, inniger Hingabe, ja mit Andacht vermochte er sich in das Unscheinbarste und Verschmähte, in das Kleine und Kleinste, in das Einzelste und Besonderste, wie in das Höchste und Gewaltigste zu versenken, in vollster Unmittelbarkeit, das darin waltende Leben zu erlauschen, es mit all seinen Aeußerungen und unzähligen Theilchen in sich aufzunehmen, mit strengster Selbstbeherrschung und unvergleichlicher Genialität zu verarbeiten und zu organisiren, bis es sich ihm als ein lebensvolles Gebilde, mit seinen unscheinbarsten Anfängen und seinem Ende und der ganzen Reihe der Mittelglieder erschloß und dann nicht selten fertig, wie Pallas Athene aus Zeus' Haupte, aus seiner Seele hervorsprang. Die Haupteigenthümlichkeiten seines Wesens aber, die wie goldene Fäden aus all seinen verschiedenartigsten Schöpfungen hervorleuchten, waren: ein tiefpoetischer Sinn, eine unendliche Freude an der Natur und eine unvergleichlich hohe Liebe für alles wahrhaft Volksthümliche, für das ihm auch ein Verständniß, eine Congenialität eigen war, wie solches in gleichem Grade Niemand je besessen hat. Mit einem gewissen Instinkt ergriff er Alles, was seinem innersten Wesen homogen war, und die Forscherlust war in ihm so mächtig, daß sie ihn fast rastlos auf seiner Bahn forttrieb, und er sich über „diese", wie er selbst sagt, „unüberwindliche Neigung seiner Natur, immer lieber fort zu untersuchen, als das Untersuchte darzustellen", gewissermaßen beklagt (Deutsche Grammatik 2. Ausg. Vorr. V).

So gewaltig Savigny ihn auch angezogen hatte, so war doch die Rechtswissenschaft nicht das, was seinem innersten Wesen und Trieben entsprach. Die hohe Liebe zu seinem Volke und allem wahrhaft Volksthümlichen, verbunden mit dem tiefsten und lebendigsten Sinn für Poesie und Natur, welche noch mit ihren Kräften und Schätzen still in seiner Seele ruhten, konnten darin das ihm Gemäße nicht finden. Aber mit dem Instinkt des Genies sollte er dies alsbald ergreifen. Hatte, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, „die hinreißende" Vorrede Ludwig Tieck's zu den von ihm herausgegebenen und bearbeiteten Minneliedern aus schwäbischer Zeit mächtig seine Seele bewegt, erfüllte ihn, wie bereits erwähnt, der Einblick in deren Original, Bodmer's Sammlung, die er in Savigny's Bibliothek fand, mit eigener Ahnung, welche ihn fortan nicht wieder losließ, trieb es ihn, als ihn Savigny 1805 nach Paris kommen ließ, und wo er nun durch eigene Theilnahme an den Arbeiten des Lehrers in der Handhabung der wissenschaftlichen Methode desselben eingeschult wurde, dort die Handschrift der Minnesänger, aus der jene Sammlung geflossen war, sich geben zu lassen, deren anmuthige Bilder zu betrachten und sich einige Stellen auszuschreiben, und war damit die größte Lust in ihm angefacht, die alten deutschen Dichter zu lesen und verstehen zu lernen, so sollte doch bald noch Entscheidenderes hinzukommen. Die viele und geistlose Arbeit am Kriegscollegium, wo er 1806 angestellt ward, trieb ihn, seinen Geist an dem frischen Born der Dichtungen des Mittelalters wieder zu erquicken, und als vollends das deutsche Reich durch Napoleon zusammenbrach und der hessische Staat, an dem er mit innigster Heimathsliebe hing, bis auf den Namen ausgetilgt war, die lästigen Geschäfte seiner veränderten Stellung ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließen, und die Erlernung des französischen Rechtes, in welches sich die deutsche Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ihm ganz verhaßt war, da war der für immer entscheidende Moment gekommen, und, wie es damals von vielen der edelsten Söhne des Vaterlandes geschah, flüchtete er sich, um die Schmach der Fremdherrschaft zu überwinden, vollends in das Studium der großen Schöpfungen der deutschen Vorzeit in Sang und Sage, um darin Trost und Aufrichtung zu finden und um nimmer wieder davon zu lassen. Sein Bruder Wilhelm, der im Frühjahre 1807 von der Universität zurückkehrte und schon eine gleiche Vorliebe für das deutsche Alterthum gefaßt hatte, war nun sofort zu Gleichem entschieden.

Großen Einfluß auf die weitere Entwickelung Jacob sowie Wilhelm Grimm's übte nun die Bekanntschaft mit den Häuptern der romantischen Schule, welche zunächst Savigny vermittelte. Im J. 1804 hatte sich dieser mit Brentano's Schwester Kunigunde verheirathet. Durch ihn wurden nun die Brüder mit Brentano und dessen Freund Achim von Arnim bekannt und bald innigst befreundet. Gleiches geschah mit Brentano's Schwester Bettina, und später folgte die mit den übrigen Häuptern dieser Schule. Die Romantiker hatten schon seit 1797 eine lebhafte Thätigkeit für die Wiedererweckung unserer alten Literatur und Kunst zur Belebung des patriotischen Sinnes entfaltet, und diese Thätigkeit wuchs jetzt, als auch sonst echt deutsche Männer in der schmachvollen Zeit der Unterdrückung und der Fremdherrschaft den deutschen Sinn wieder zu beleben und die alte Thatkraft zu neuen Thaten aufzurufen trachteten. Aber — und darin liegt die große Bedeutung Jacob und Wilhelm Grimm's, wobei wol hauptsächlich Goethe, dem sich nun auch Jacob Grimm entschieden angeschlossen hatte, nicht ohne Einfluß war — von der sogenannten Nachtseite der Romantik, welche nur Heil in der unbedingten Rückkehr zum Mittelalter sah und die sich darum in dem überschwänglichen Preisen der damaligen Größe und Herrlichkeit des deutschen Volkes in seiner Macht, seiner Literatur und Kunst und seinem Glauben mit der Verehrung der Mutter

Gottes, der Heiligen ꝛc. ergingen, hielten sie sich gleich Anfangs entschieden fern. Nicht nur daß sie die Gegenwart als eine berechtigte Gewalt anerkannten, sondern es entgingen ihnen auch namentlich die Schattenseiten des Mittelalters nicht, und das Katholisiren der Romantiker sagte ihnen vollends nicht zu, und darum meinten sie, könne nur das, was rein Deutsch sei, möge es sich nun im Mittelalter selbst oder in der diesem vorangehenden heidnischen Zeit, oder in der ihm nachfolgenden finden, der Gegenwart bleibenden Gewinn bringen. Diesem allein habe die Wissenschaft zu dienen und den Geist zu ergründen, welcher das wahrhaft Große und Herrliche in der Vorzeit geschaffen habe. Insbesondere aber erkannten sie mit einigen Häuptern dieser Schule, indem sie auf dem von Herder durch seine tiefsinnige Unterscheidung zwischen Natur- und Volkspoesie angebahnten Wege weitergingen, daß dieser Geist sich weniger in den bewußten kunstvollen Dichtungen einzelner hochbegabten Dichter kundgebe, als in den unbewußten Erzeugnissen des Volkes in Sang, Sage und Spruch. Und so wurden denn die Brüder Grimm die allerbedeutendsten, ja überhaupt die bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter dieser Schule, ja viele ihrer Schriften, wie namentlich die Märchen, sind geradezu durch ihren einfachen, wahrhaft volksmäßigen Ton ein wirksames Correctiv gegen die Ueberschwänglichkeit der Romantik geworden. Der Gedanke, dem Vaterlande durch die Wissenschaft zu dienen, war namentlich bei Jacob Grimm nicht nur der Ausgangspunkt aller seiner Arbeiten, sondern beseelte auch seine ganze Forschung. Oft und gern hebt er dies hervor: „Auf das Vaterland", schreibt er in der Widmung der Grammatik an Savigny, „sind wir von Natur gewiesen und nichts anderes vermögen wir mit unsern angebornen Gaben in solcher Maaße und so sicher begreifen zu lernen." Ferner in seiner Selbstbiographie (Kl. Schriften S. 18): „Mögen diese Studien überhaupt Manchem unergiebig geschienen haben und noch scheinen; mir sind sie jederzeit vorgekommen als eine würdige, ernste Aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt." Dann am Schluß der Vorrede zur 2. Ausgabe der deutschen Mythologie: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Alterthum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben." „Vielleicht werden meine Bücher in einer stillen frohen Zeit, die auch wiederkehren wird, mehr vermögen; sie sollten aber schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne daß unsere Vergangenheit auf sie zurückstrahlte, und an der Zukunft jede Zurücksetzung der Vorzeit rächen würde." Dann wieder: „Alle meine Arbeiten haben sich dabei wohlbefunden oder sind vielmehr nur daran erstarkt, daß ich ein früher unscheinbares und übersehenes vaterländisches Element hervorzuheben und zu festigen geflissen gewesen bin." Endlich in seinem letzten Lebensjahre bei der Selbstanzeige der Weisthümer, wie unten angeführt ist.

So begreift es sich leicht, wie Jacob Grimm, der ein so unvergleichliches Verständniß für alles wahrhaft Volksthümliche besaß, ja in dem derselbe Geist wohnte, der von seiner Größe und Herrlichkeit in unseres Volkes Liedern und Sage, Sitte und Glauben, Sprache und Recht zeugt, durch den Anschluß an die Romantiker und ihre patriotischen Bestrebungen der Historiker des Seelenlebens unsers Volkes geworden ist. Jedoch ruhen seine liebsten Blicke auf dessen dunkeln, geheimnißvollen Anfängen, dem Naturzustande.

Wir können bei den Arbeiten Jacob Grimm's drei Perioden unterscheiden. 1) Die fundamentallose, vorzugsweise romantische, von 1807—1819, ganz nach Cassel fallend. 2) Die der Fundamentalwerke, von 1819—1837, in Cassel anfangend und in Göttingen schließend. 3) Die der ausbauenden Werke, vom Jahre 1837—1863, in Cassel anfangend und in Berlin schließend.

In der ersten Periode entfaltet Jacob Grimm in ungemeiner Vielseitigkeit eine Fülle neuer, genialer, tiefeindringender Gedanken, welche sofort einen Forscher ersten Ranges ankündigen, der hoch über alle seine Vorgänger und Mitforscher seine eigenen Bahnen dahinzieht, und der zugleich auch wissenschaftlich ganz anders ausgerüstet, vorbereitet und geschult ist und ganz andere Ansprüche an sich und an die Wissenschaft macht als diese, aber es fehlt noch die Klarheit, die sichere Methode, und namentlich die grammatische Basis, welche nicht nur das Fundament ist der gesammten deutschen Alterthumskunde, sondern auch zugleich die Leuchte, mit der es allein gelingen kann, in viele der dunkeln Schachte der deutschen Vorzeit und des deutschen Wesens einzudringen. Der jetzige Forscher wird deshalb selten Gelegenheit haben, sich mit dessen Ansichten aus dieser Periode auseinanderzusetzen, aber sie sind darum höchst wichtig, weil sie die Keime enthalten, aus denen seine spätern großen Schöpfungen hervorwuchsen, uns den Gang seiner Entwickelung bis zu seiner spätern Größe schrittweise vor Augen stellen und uns die große und seltene Energie würdigen lehren, mit der er, sobald er den Mangel all seines bisherigen Schaffens durchschaut hat, gleichsam von vorn anfängt und sich eine neue Bahn bricht, indem er ein Fundament aufbaut, das den Granitfelsen vergleichbar ist.

Die erste wissenschaftliche Thätigkeit Jacob Grimm's, woran sich auch sein Bruder Wilhelm betheiligte und die in das Jahr 1806 fällt, war das Sammeln deutscher Märchen und Sagen. Die Veranlassung dazu kennen wir nicht, aber sie lag ohne Zweifel in ihrer Verbindung mit der romantischen Schule, insbesondere aber mochte das in jenem Jahre erschienene Buch Arnim's und Brentano's: „Des Knaben Wunderhorn", welches ganz dem Geiste der damaligen Zeit entsprach, allgemein mit ungemeinem Beifall begrüßt ward und sich sofort die ganze Sympathie der Brüder erwarb, den Entschluß in ihnen wach gerufen haben, wie die Verfasser des Wunderhorns die deutschen Volkslieder gesammelt hatten, so dem Volke seine Märchen und Sagen abzulauschen. Zu den Sagen waren sie durch Ludwig Tieck entzündet, der in begeisternder Weise die vorzüglichsten deutschen Sagen, sowie auch einzelne Märchen wiederzubeleben verstand. Diese in der Stille mit aller Lust und Liebe alsbald begonnenen und

fort und fort gepflegten Sammlungen bilden den eigentlichen Hintergrund, aus der die übrige Thätigkeit der Brüder in dieser Periode erwuchs und als deren oberstes Ziel Jacob Grimm, insbesondere auf Anregung L. Tieck's und A. W. Schlegel's, die Geschichte der altdeutschen Poesie galt, und zwar „einer solchen", wie er sagt, „wie dazu noch kein Beispiel weder in der alten Literatur noch in der neuern gegeben worden ist", indem deren Inhalt die Geschichte der Sage sein sollte.

Nachdem sich nun Jacob Grimm etwa ein Jahr mit dem Studium der altdeutschen Poesie und Sage beschäftigt hatte, trat er sofort mit mehreren Aufsätzen in dem von Chr. von Aretin in München herausgegebenen „Neuen literarischen Anzeiger" auf.

Im J. 1806 hatte B. J. Docen in diesem Anzeiger zu dem Buche des jüngern Adelung: „Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vaticanische gekommen sind (Königsberg 1796. 1799)", „Marginalien" geliefert. An diese anknüpfend, liefert nun ebenda 1807, 17. März, Sp. 161—168 und 24. März, Sp. 177—182 der 22jährige Kriegssecretär Grimm „Bemerkungen" über Adelung's Buch (der Aufsatz ist anonym, aber aus den hinzugefügten Bemerkungen Docen's erfahren wir dessen Verfasser), seine wissenschaftliche Laufbahn mit dem „geharnischten" Eingang beginnend: „Man sieht nicht ein, warum Hr. Docen noch weiter Anstand nimmt über dies unkritische Buch ein bestimmteres Urtheil auszusprechen, wozu sich genugsam Belege dargeboten haben. Lobenswerthes ist in der ganzen Schrift wenig oder gar nichts vorhanden, und sie kann überhaupt zu einem lebhaften Muster dienen, wie man Manuscripte nicht zu benutzen hat." Um nun die in dem Buche enthaltenen Fragmente wenigstens brauchbar zu machen, gibt er dann eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen, die sofort davon Zeugniß ablegen, daß er nach etwa einjährigem Studium dem, wenn auch nur wenige Jahre ältern Docen an gründlicher Gelehrsamkeit und Scharfsinn nicht nur gleich, sondern auch überlegen ist. (In den Kl. Schriften hat diese erste Arbeit J. Grimm's keine Aufnahme gefunden.)

Wenige Wochen später liefert er dann ebenda, den 14. und 21. April, Sp. 225—232; 241—247. 528 (Kl. Schriften 4, 1—7), einen größern Aufsatz unter dem Titel: „Ueber das Nibelungen Liet." Er will zeigen, wie man dieses Gedicht bisher behandelt habe, und was man wünschen müsse, daß eine neue Bearbeitung leiste. Nachdem er dargethan, wie unglücklich Bodmer gehandelt, der nur die letzte Hälfte des Gedichtes herausgegeben und damit die Klage, die damit in keiner poetischen Einheit stehe, verbunden habe, geht er auf die Myller'sche Ausgabe ein, welcher zum ersten Mal in seiner Sammlung das Lied vollständig abdrucken ließ. Sein Urtheil über diese Recension, deren höchste Correction man bisher gerühmt habe, besteht in der Entdeckung: „der Myller'sche Text ist zusammengesetzt aus zwei Manuscripten ohne kritischen Werth mit vielen Defecten und Nachlässigkeiten abgedruckt: was aber alles Myller nicht gewußt hat." Bodmer, der zwei Handschriften des Nibelungen Liets gekannt, eine zu Hohenems und eine zu St. Gallen, habe aus der letztern die zweite Hälfte des Liedes, Chriemhildens Rache, genommen. Myller habe zu dieser den ersten Theil aus der hohenemser Handschrift gefügt, und „doch spricht er so, als ob das eine Handschrift wäre". In der That hatte aber Bodmer, wie J. H. v. der Hagen 1812 nachgewiesen, aus der andern hohenemser Handschrift (Lachmann's C) die zweite Hälfte des Nibelungen Liedes genommen. „Wird gefragt", fährt Jacob Grimm fort, „welche Handschrift die ältere sei, so dürfte für die Hohenemsische (Lachmann's A) zu entscheiden sein, da, soweit die Vergleichung angeht, die Erzählung der andern weitläuftiger und mehr ins Anmuthige gehalten ist. Freilich ist diese vollständiger." Dann weist er die Defecte und Misgriffe der Myller'schen Recension nach und widerlegt die aus der Verbindung der Klage mit dem letzten Theile des Nibelungenliedes in Bodmer's Buch entstandenen und durch Koch und andere Literarhistoriker in Gang gebrachten Irrthümer: 1) daß die Nibelungen, Chriemhildens Rache und die Klage drei Gedichte seien, 2) daß diese drei ein Ganzes ausmachten, 3) daß Conrad von Würzburg ihr Verfasser sei, da die diesem Dichter ausgemacht zugehörigen Gedichte in Sprache, Styl und Darstellung mit dem Liede nicht die geringste Aehnlichkeit hätten. „Demnach", meint er, „wäre der Verfasser des Nibelungen Liets unbekannt, wie es gewöhnlich bei allen National-Gedichten ist und sein muß, weil sie dem ganzen Volke angehören, und alles Subjective zurücksteht." Was endlich bei einer neuen Bearbeitung geleistet werden müsse, faßt er dahin zusammen: „Bei den Mängeln der Myller'schen Ausgabe ist es vor Allem nöthig, einen kritisch berichtigten Text zu liefern. Der Codex von Hohenems scheint der älteste; er ist aber defect, und am besten legte man den zu St. Gallen zu Grunde. Aber höchst interessant, fast nothwendig ist es, von andern Manuscripten Varianten, wo sie bedeutend sind, zu liefern. Es ist für die Geschichte der Poesie äußerst lehrreich, zu sehen, wie dasselbe Gedicht in dem Fortgang der Zeit modificirt und verändert wurde, eine Rücksicht, die man vernachlässiget und geglaubt hat, daß das ältere Manuscript geradezu alle andern unnütz mache." In so kurzer Zeit war Jacob Grimm gerüstet, um an eins der schwierigsten Probleme der altdeutschen Wissenschaft herantreten zu können und zum ersten Mal eine kritische Untersuchung über das Lied zu liefern.

Schon den 9. Juni desselben Jahres erschien in demselben Blatte Sp. 353—356 (Kl. Schriften 4, 7—9) ein kurzer Aufsatz Jacob Grimm's: „Etwas über Meister- und Minnegesang", in dem er der damals allgemein verbreiteten Auffassung dieser Dichtung entgegentrat und sich dadurch in eine literarische Fehde mit Docen, von der Hagen und Büsching verwickelte. Bereits in jenem ersten Aufsatz vom 17. März hatte er Gelegenheit genommen anzudeuten, daß die Unterscheidung zwischen Minne- und Meistergesang ungründlich, zum wenigsten ungründlich aufgefaßt sei; jetzt widmete er diesem Gegenstande einen besondern Aufsatz, der sofort den bahnbrechenden Forscher

kennzeichnet. „Es ist nicht viel länger", sagt er, „als ein Jahr, daß ich mich mit dem Studium der altdeutschen Poesie und deren Geschichte (welche genaue Kenntniß und Einsicht den Aufwand vieler Jahre erfordere) abgegeben habe; was mir aber darin unter andern besonders aufgefallen ist, war der unbestimmte, schwankende Unterschied, den man zwischen Minne- und Meistergesang zu machen pflegt, und der sich in Compendien und bei jeder andern Gelegenheit wieder findet. Ich dachte Anfangs, es ließe sich eine festere Grenzlinie zwischen beiden Arten ziehen, bin aber darüber auf ganz andere Untersuchungen und Resultate gerathen. Und da neulich anderswo (s. o.) darauf gedeutet worden ist, so halte ich es nicht für unschicklich, mich jetzt darüber, wenn auch kurz und ohne Beifügung der Beweise auszulassen und zu allenfallsigen Widersprüchen aufzufordern. Auch — sowie es Bilder gibt, welchen man wohl, ohne weitere Wissenschaft vom ausgebildeten Gegenstande ihre Wahrheit ansehen kann, so bin ich fast der Meinung, man werde das hier Behauptete so wenig unwahrscheinlich finden, daß sich selbst in jedes eigenem Studium überraschende Bestätigungen dazu ergreifen lassen mögen. Sonst eigne ich mir überdem bei dieser Ansicht, ob ich sie schon für neu halte, ein desto geringeres Verdienst an, als sie mir gar nicht schwer geworden ist, sondern nach einigen angestellten Bemühungen plötzlich und lebhaft vor Augen gestanden hat, gleich einer Sache, die lange verkannt gewesen, wozu ich zwar nachher genug Belege gefunden, sie selbst aber nicht aus zusammengetragenen Beweisen, wie ein mühsames Resultat gezogen habe." „Ich behaupte also", fährt er fort: „der gemachte Unterschied zwischen Minne- und Meistergesang ist null und nichtig und (vielleicht alle) Minnesänger sind selbst und recht eigentlich Meistersänger gewesen." Dennoch will er die hergebrachte Unterscheidung nicht ganz verbannt wissen: „Wenn also", sagt er endlich, „der Unterschied zwischen Minnegesang und Meistergesang wegfällt, so kann man dennoch treffend genug die beiden zur Bezeichnung zweier Perioden in der Geschichte der Poesie fortgebrauchen, indem die erste ein Bestreben umfaßt, die Natur und Wirkung der Liebe auf das menschliche Gemüth und das Ritterthum in den künstlichsten Formen und bis zum Ermüden zu schildern (worin der völlige Verfall einer epischen Zeit war, und eines epischen Characters der Poesie: selbst die erzählenden Gedichte durch diesen Hang voll lyrischer Episoden), die zweite hingegen sich allein an den zwangvollen Formen genügen ließ. Nur muß man nicht glauben, daß wie in der zweiten jeder Inhalt unterging, in der ersten auch diese Kunst der Reime gefehlt hätte, und daß die erste Periodisirung vom Inhalt hergenommen, die zweite aber von der Form entlehnt sei. Kurz, ein jeder Minnesänger ist auch ein Meistersänger; aber man kann nicht umkehren."

Wenige Monate darauf, den 8. Sept., erschien ebenda Sp. 568—571 (Kl. Schriften 4, 9—12) schon wieder ein Aufsatz Jacob Grimm's: „Von Uebereinstimmung der alten Sagen", ein Gegenstand, der ihn ohne Zweifel schon längere Zeit beschäftigt hatte und der für die Folge ein Lieblingsthema für ihn wurde. Nachdem er gezeigt hat, wie die Geschichte von Engelhard und Engeltrud, oder richtiger von Engelhard und Dietrich sich bei den verschiedensten abendländischen Völkern finde, fährt er fort: „Es wäre überhaupt die allgemeine Anmerkung zu machen, wie sich eine Menge einzeiner Züge unzähligemal in der alten Poesie, obgleich auf verschiedene Weise, wiederholt, zum sichern Beweis der echt epischen Bestandtheile oder lieber des epischen Characters derselben. Denn das ist die wahre Bedeutung des Epischen, daß es durchaus volksmäßig sein, in der ganzen Nation fortleben, und sich, indem es blos die Sache ergreift und festhält, mit Vernachlässigung der Zeiten und Benennungen — bei derselben Grundlage in einer Manigfaltigkeit von Gestaltungen dargeben müsse." Dazu behauptet er folgende Sätze und ihre Identität: „Die älteste Geschichte jedweden Volkes ist Volkssage. Jede Volkssage ist episch. Das Epos ist alte Geschichte. Alte Geschichte und alte Poesie fallen nothwendig zusammen ... Es ist ungereimt, ein Epos erfinden zu wollen, denn jedes Epos muß sich selbst dichten, von keinem Dichter geschrieben werden. Beweis sind die Menge mislungener Arbeiten in allen Nationen. Aus dieser Volksmäßigkeit des Epos ergibt sich auch, daß es nirgends anders entsprungen sein kann, als unter dem Volke, wo sich die Geschichte zugetragen hat." Und schließt dann mit der Bemerkung: „daß man sich hüten müsse, die auffallende Uebereinstimmung mancher Züge in alten Sagen, Liedern und andern Gedichten gerade aus einer directen Nachahmung herzuleiten, oder gar die unwahrscheinliche Wiederholung anzunehmen, da vielmehr der Schall solcher Begebenheiten durch das ganze Volk verbreitet worden ist, und sich bei jeder Gelegenheit von selbst und unbewußter Weise wieder anbringt."

Unter dem 27. Nov. desselben Jahres sehen wir daselbst Sp. 673—686 (Kl. Schriften 4, 12—21) Jacob Grimm schon wieder auf dem Plan. Nach dem Erscheinen seines Aufsatzes: „Etwas über Meister- und Minnegesang" hatte sich Docen schon in der folgenden Nummer bemüht, denselben zu widerlegen, und das in ziemlich absprechender und dazu unklarer Weise, obschon er sonst über den Minne- und Meistergesang überhaupt manches Treffende sagte. In der Abhandlung: „Beweis, daß der Minnegesang Meistergesang ist", sucht nun Jacob Grimm seine Meinung so bestimmt als möglich darzulegen. Nach der mehr allgemeinen Deduction der völligen und nothwendigen Identität des Minne- und Meistergesanges in Deutschland, sucht er diese als ein Resultat aus einzelnen factischen Sätzen hervorgegangen darzustellen, indem er nachweist: 1) daß dieselbe Künstlichkeit in den Liedern der ältesten Minnesänger wie in den spätern Meisterliedern sich finde; 2) daß sowol der Minne- wie der Meistergesang aus einer und derselben Quelle, d. h. des Meisterordens hervorgegangen sei, da schon die Dichter des 13. Jahrh. eine gewisse Gesellschaft mit mancherlei Uebereinkunft und Befugnissen gebildet hätten. Die speciellen Nachweise hiervon aufzuzählen, würde indessen zu weit führen. Allein Jacob Grimm hatte seine Gegner auch durch diesen Aufsatz keineswegs überzeugt, Docen be-

gleitete denselben mit kurzen Bemerkungen, die nicht ohne Bitterkeit waren; im folgenden Jahrgange des Neuen lit. Anzeigers mischte sich auch von der Hagen und Büsching in den Streit, dann zog sich derselbe in das von von der Hagen, Docen und Büsching herausgegebene Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst hinüber (siehe hierüber Raumer a. a. O. 400 fg.). So viel aber war nach diesem ersten Auftreten Jacob Grimm's gewiß: er hatte sich bereits einen Namen gemacht, dem auch seine Gegner ihre Achtung nicht verweigern können, und am Ende des Jahres schreibt Arnim aus Cassel: „Hier gibt es einen sehr gelehrten deutschen Sprach- und Literaturkenner, Herrn Kriegssecretär Grimm, er hat die vollständigste Sammlung über alle alte Poesie."

Nach diesem ersten lebhaften Auftreten sehen wir Jacob Grimm in den beiden folgenden Jahren 1808 und 1809 nur mit wenigen literarischen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit treten, obgleich er in den Diensten Jerome's die schönste Muße dazu hatte. Der Grund davon ist wol der, daß er sich nun immer mehr in seine Studien vertiefte und neue Elemente in dieselbe aufnahm, die er erst in sich zu verarbeiten hatte, bevor er das Begonnene weiterführen und mit neuen Schöpfungen hervortreten konnte, aber auch die Zeitverhältnisse mochten das Ihrige dazu beitragen, wie er selbst „Meine Entlassung", Kl. Schriften 1, 27, von seinen ersten Arbeiten redend, andeutet: „Schon der Beginn dieser Studien war hart aber trostreich. Mit herbstem Schmerz sah ich Deutschland in unwürdige Fesseln geschlagen, mein Geburtsland bis zur Vernichtung seines Namens aufgelöst. Da schienen mir beinahe alle Hoffnungen gewichen und alle Sterne untergegangen; nur mühevoll und langsam gerieth es mir, die Fäden des angelegten Werkes wieder zu knüpfen und dann wehmüthig festzuhalten. Es war nicht umsonst, ich hatte mich heimlich emporgerichtet, und meine Arbeiten gewannen Fortgang."

Im Frühjahre 1807 war nämlich sein Bruder Wilhelm von der Universität zurückgekehrt. Er hatte bereits an den Märchen und Sagen mitgesammelt und wandte sich nun sofort entschieden dem Studium des deutschen Alterthums zu. Wenn nun aber auch dieser vorerst seinen eigenen Weg ging und sich alsbald insbesondere der deutschen Heldensage zuwandte, und zwar zunächst vorzugsweise der Gestalt, welche diese in den nordischen Ueberlieferungen angenommen hatte, so verbanden doch die Brüder, welche von jeher in der innigsten Herzensgemeinschaft gestanden und dieselbe Lebensaufgabe sich gewählt hatten, ihre Arbeiten auf das Engste mit einander, aus welcher Verbindung dann eine mehrere Jahre andauernde lebhafte gemeinsame Thätigkeit entsprang, welche reiche, theilweise sogar wahrhaft bahnbrechende und schöpferische Früchte brachte. Jacob, dessen empfängliches Gemüth Alles ergriff, was mit seinen Bestrebungen in Zusammenhang stand und woraus ihm und der Wissenschaft Gewinn erwuchs, fing nun mit Wilhelm an, sich mit der altnordischen Sprache und Literatur, die auch für seine Forschungen in Poesie, Mythus und Sage von größter Bedeutung war, eingehender als bisher zu beschäftigen, und verabredete mit Wilhelm eine gemeinsame Herausgabe und Uebersetzung der Heldenlieder der Edda. Auch schickte er jetzt sich an, die altspanischen Romanzen, mit Ausschluß derer von Cid und den Mohrenkriegen, zu sammeln, und gedachte diese, mit einem Commentar, welcher hauptsächlich die Vergleichung mit altdeutschen und altfranzösischen enthalten sollte, versehen, herauszugeben, mit welcher Arbeit er einem 1808 ausgesprochenen Wunsche Friedrich Schlegel's entgegenkam. Auf dem Gebiete der Mythen- und Sagenforschungen traten ihm nun aber zwei Werke entgegen, welche ihn nöthigten, sich mit einem Felde der Wissenschaft zu beschäftigen, das er bisher nie ernstlich betreten hatte.

Im J. 1807 hatte Joseph Görres die deutschen Volksbücher herausgegeben und die hinzugefügte Einleitung ꝛc. mit Sätzen der Schelling'schen Naturphilosophie getränkt, welche Schrift auf Jacob und Wilhelm Grimm einen großen Eindruck machte, sodaß dieselben durch Arnim's und Brentano's Vermittlung mit dem Verfasser in einen freundschaftlichen Verkehr traten. Noch weit bedeutender aber war der Eindruck, welchen Arnold Kanne auf Jacob Grimm, sowie auf alle Fachgenossen machte. Dieser hatte im J. 1808 eine Schrift: „Erste Urkunde und Geschichte der allgemeinen Mythologie. 2 Bde. Mit einer Vorrede von Jean Paul" in die Welt geschickt, in der er den Zusammenhang aller Mythen zu ergründen suchte. Noch enger als Görres schloß sich derselbe an Schelling an und sprach manchen geistvollen Gedanken aus, leistete aber das Unglaublichste, um in allen Religionen und Sprachen die Einheit nachzuweisen, „in Allem Eins und Eins in Allem", wie er in seinem 1809 angekündigten Werke „Hen to Pan" auszuführen gedachte. Der in diesen Schriften, wie in so vielen andern jener Zeit, zu Tage tretende pantheistische Tiefsinn ergriff auch Jacob Grimm und nöthigte ihn, dessen Sache die speculative Philosophie niemals war, sich mit Schelling's Schriften, aus denen Görres und Kanne ihre tiefste Anregung empfangen hatten, selbst bekannt zu machen. Er deutet dieses zwar niemals an, allein daß es anders gewesen sei, läßt sich kaum annehmen, da er auch sonst immer auf die Quellen selbst zurückgeht, mit eigenen Augen schaut und niemals etwas todt aufnimmt, sondern in sich verarbeitet, und er, wie wir aus der Nachschrift zum „Altdeutschen Meistergesang" sehen, auch Oken's Lehrbuch der Naturphilosophie studirt hatte. Sein historischer, empirischer, von Savigny genährter Sinn ließ ihn jedoch nicht zu einer pantheistischen Auffassung unserer Mythen und Sagen gelangen, allein die Methode der Mythen- und Sagenvergleichung und der Etymologie, wie sie Kanne in der fabelhaftesten Weise trieb, eignete er sich, jedoch erst später, ganz entschieden an.

Während ihn noch diese Studien beschäftigen mochten, erschien im J. 1808 in Arnim's Tröst-Einsamkeit Sp. 561 (Kl. Schriften 4, 22) eine kleine Mittheilung desselben, „Entstehung der Verlagspoesie" überschrieben (deren versprochene Fortsetzung er nicht lieferte), und darauf vom 4. und 7. Juni Sp. 153—156 (Kl. Schriften 1, 399—403) ein Aufsatz: „Gedanken,

wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten". Dieser Aufsatz ist in mehrfacher Beziehung höchst charakteristisch. Kanne's Methode hat ihn noch nicht ergriffen, und es scheint sogar, daß der Hauptzweck des Aufsatzes war, der Auffassung der Mythen und Sagen von Görres und Kanne unter tieferer Begründung und Weiterführung seiner früher ausgesprochenen Auffassungen entgegenzutreten. Er hält an der später von ihm so fruchtbar gemachten Herder'schen Unterscheidung von Natur- und Kunstpoesie entschieden fest; er spricht es mit Nachdruck aus, daß in den alten Sagen Wahrheit enthalten sei, und beruft sich dabei mit Freuden auf das, was Johann von Müller in eben dem Sinne gesagt hatte — und ohne Zweifel wußte er sich auch hierbei in Uebereinstimmung mit Arnim, der 1812 sagt: „Sagen sind, wenngleich ganz unwahr, doch das Wahrste, was ein Volk zur Darstellung seiner liebsten Gedanken hervorbringt" —; darum erklärt er sich auch mit Johann von Müller gegen die kritische Geschichtschreibung des 18. Jahrh., wie sie damals Schlözer vorzugsweise übte. Nach den einleitenden Worten: „In unserer Zeit ist eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen, und wird auch die Aufmerksamkeit auf die Sagen bringen, welche sowol unter demselben Volke herumgehen, als auch an einigen vergessenen Plätzen aufbewahrt worden sind. Oder vielmehr, (da die Sagen auch die Lieder erweckt haben würden,) die immer mehr Lebhaftigkeit gewinnende Erkenntniß des wahren Wesens der Geschichte und der Poesie hat dasjenige, was bisher verächtlich geschienen, nicht wollen vergehen lassen, welches aber die höchste Zeit geworden ist, beieinander zu versammeln", hebt er also an: „Man streite und bestimme, wie man wolle, ewig gegründet unter allen Völker- und Länderschaften ist ein Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie (epischer und dramatischer, Poesie der Ungebildeten und Gebildeten) und hat die Bedeutung, daß in der epischen die Thaten und Geschichten gleichsam einen Laut von sich geben, welcher forthallen muß und das ganze Volk durchzieht, unwillkürlich und ohne Anstrengung, so treu, so rein, so unschuldig werden sie behalten, allein um ihrer selbst willen, ein gemeinsames, theueres Gut gebend, dessen ein jedweder Theil habe. Dahingegen die Kunstpoesie gerade das sagen will, daß ein menschliches Gemüth sein Inneres bloß gebe, seine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt gieße, welche es nicht überall begreifen wird, oder auch, ohne daß es von ihr begriffen sein wollte. So innerlich verschieden also die beiden erscheinen, so nothwendig sind sie auch in der Zeit abgesondert, und können nicht gleichzeitig sein, nichts ist verkehrter geblieben, als die Anmaßung, epische Gedichte dichten oder gar erdichten zu wollen, als welche sich nur selbst zu dichten vermögen. Ferner ergibt sich, wie Poesie und Geschichte in der ersten Zeit der Völker in einem und demselben Fluß strömen, und wenn Homer von den Griechen mit Recht ein Vater der Geschichte gepriesen wird, so dürfen wir nicht länger Zweifel tragen, daß in den alten Nibelungen die erste Herrlichkeit deutscher Geschichte nur zu lange verborgen gelegen habe. Nachdem aber die Bildung dazwischen trat und ihre Herrschaft ohne Unterlaß erweiterte, so mußte, Poesie und Geschichte sich auseinander scheidend, die alte Poesie aus dem Kreis ihrer Nationalität unter das gemeine Volk, das der Bildung unbekümmerte, flüchten, in dessen Mitte sie niemals untergegangen ist, sondern sich fortgesetzt und vermehrt hat, jedoch in zunehmender Beengung und ohne Abwehrung unvermeidlicher Einflüsse der Gebildeten." — — „Treue ist in den Sagen zu finden, fast unzweifelbare, weil die Sage sich selbst ausspricht und verbreitet, und die Einfachheit der Zeiten und Menschen, unter denen sie erhallt, wie aller Erfindung an sich fremd, auch keiner bedarf. Daher Alles, was wir in ihnen für unwahr erkennen, ist es nicht, insofern es nach der alten Ansicht des Volkes von der Wunderbarkeit der Natur gerade nur so erschienen und mit dieser Zunge ausgesprochen werden kann. Und in allen den Sagen von Geistern, Zwergen, Zauberern und ungeheuern Wundern ist ein stiller, aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Gebildetheit nimmer verwischt hat und aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöset wird." — — „An ganz verschiedenen Oertern, mit andern Namen und für verschiedene Zeiten wird dieselbe Geschichte erzählen gehört. Aber an jedem Orte vernimmt man sie so neu, Land und Leuten angemessen, und den Sitten einverleibt, daß man schon darum die Vermuthung aufgeben muß, als sei die Sage durch eine anderweitige Betriebsamkeit der letzten Jahrhunderte unter die entlegenen Geschlechter getragen worden." — „Es ist das Volk dergestalt von ihr erfüllt gewesen, daß es Benennung, Zeit, und was äußerlich ist, alles vernachlässigt, nach Unschuld in irgend eine Zeit versetzt, und wie sie ihm am nächsten liegen, Namen und Oerter unterschiebt, den unverderblichen Inhalt aber niemals hat fahren lassen." ... „Daher es im einzelnen ebenso unmöglich ist, den eigentlichen Ursprung jeder Sage auszuforschen, als es erfreulich bleibt, dabei auf immer ältere Spuren zu gerathen." — „In ihnen hat das Volk seinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegend ist, und wie es ihn mit seiner Religion verflicht, die ihm ein unbegreifliches Heiligthum erscheint voll Seligmachung." — — „Wenn nun Poesie nichts anderes ist und sagen (sein) kann, als lebendige Erfassung und Durchgreifung des Lebens, so darf man nicht erst fragen: ob durch die Sammlung dieser Sagen ein Dienst für die Poesie geschehe. Denn sie sind so gewiß und eigentlich selber Poesie, als der helle Himmel blau ist; und hoffentlich wird die Geschichte der Poesie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die sämmtlichen Ueberreste unserer altdeutschen Poesie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut sind und der Maßstab der Beurtheilung ihres eigenen Werthes darauf gerichtet werden muß, ob sie diesem Grunde mehr oder weniger treulos geworden sind. Auf der andern Seite, da die Geschichte das zu thun hat, daß sie das Leben der Völker und ihre lebendigen Thaten erzähle, so leuchtet es ein, wie sehr die Traditionen auch ihr angehören. Diese Sagen sind grünes

Holz, frisches Gewässer und reiner Laut entgegen der Dürre, Lauheit und Verwirrung unserer Geschichte, in welcher ohnedem zu viel politische Kunstgriffe spielen, statt der freien Kämpfe alter Nationen, und welche man nicht auch durch Verkennung ihrer eigentlichen Bestimmung verderben sollte. Das kritische Princip, welches in Wahrheit, seit es in unsere Geschichte eingeführt worden, gewissermaßen den reinen Gegensatz zu diesen Sagen gemacht, und sie mit Verachtung verstoßen hat, bleibt an sich, obschon aus einer unrechten Veranlassung schädlich ausgegangen, unbezweifelt; allein nicht zu sehen, daß es eine Wahrheit gibt, außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das ist höchst unkritisch." — — „So lässig immer die Sagen in allem Aeußeren erfunden werden, so ist doch im Ganzen das innerste Leben, dessen es bedarf; wenn die Wörter noch die rechten wären, so möchte ich sagen: es ist Wahrheit in ihnen, ob auch die Sicherheit abgeht. Sie mit dem gesammelten Geschichtsvorrath in Vereinigung zu setzen, wird bloß bei wenigen gelingen, also, wie einerseits dieses Unternehmen unnöthige Mühe und vergeblichen Eifer nach sich ziehen müßte, würde es auf der andern Seite thöricht sein, die so mühsam und nicht ohne große Opfer errungene Sicherheit unserer Geschichte durch die Einmischung der Unbestimmtheit der Sagen in Gefahr zu bringen." — — „Wenn die Geschichte nichts anderes sein sollte als die Bewahrerin alles Herrlichen und Großen, was unter dem menschlichen Geschlecht vorgeht und seines Sieges über das Schlechte und Unrechte, damit jeder einzelne und ganze Völker sich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, berathen, trösten, ermuthigen, und ein Beispiel haben .. also die Geschichte weder andern Zweck noch Absicht haben soll, als welche das Epos hat, so muß sie aus dieser Betrachtung aufhören, eine Dienerin zu sein der Politik oder der Jurisprudenz oder jeder andern Wissenschaft. Und daß wir endlich diesen Vortheil erlangen, kann durch Kenntniß der Volkssagen erleichtert und mit der Zeit gewonnen werden." Im J. 1813 widmet Jacob Grimm, wie wir sehen werden, diesem Gegenstande noch eine weitere, ausführliche Betrachtung, wo aber der Einfluß der Kanne'schen Methode und Etymologie bei ihm zum Durchbruch gekommen ist.

Im J. 1808 war der erste Band der von Fr. von der Hagen und Joh. Gust. Büsching herausgegebenen deutschen Gedichte des Mittelalters erschienen. Jacob Grimm lieferte nun im J. 1809 in den Heidelberger Jahrbüchern Bd. 2. S. 148—164; 210—214; 249—259 (Kl. Schriften 4, 22—52) eine eingehende Beurtheilung davon, in der er dem Verdienste der Herausgeber zwar völlig gerecht wird, aber auch zugleich das Verfehlte derselben schonungslos aufdeckt, überall bekundend, daß er ernstere Ansprüche an die Wissenschaft mache und tiefer in dieselbe eingedrungen war, als die Herausgeber und fast alle übrigen gleichzeitigen Fachgelehrten. Als Maßstab zur Beurtheilung der Einleitungen, mit denen die Herausgeber ihre Sammlung begleiteten und welche sie selbst als Beiträge zur Geschichte der Poesie angesehen wissen wollen, gibt er seine eigenen Ansichten darüber, aus denen wir folgende Stellen herausheben. Nachdem er S. 149 den Ausspruch gethan: „Jemehr der alten Quellen zugänglich werden, desto möglicher erscheint eine Geschichte der altdeutschen Poesie, eine solche, als noch dazu kein Beispiel weder in der alten Literatur noch in der neuern gegeben worden ist", fährt er S. 155 fg. also fort: „Die Geschichte der alten Poesie soll nichts anderes vorhaben, als die verschiedene Gestalt zu erläutern und zu beschreiben, worin die Sage erschienen ist, und sie so weit als möglich auf ihren Ursprung zurückzuführen. Die Geschichte soll nicht durch die Sage erklärt, ergänzt werden, die Geschichte kann aber helfen, die Sagen zu erklären. Es liegt uns viel weniger daran zu wissen, welcher Sprache oder Form etwa ein Gedicht nachgebildet worden sei, oder welchen Urheber es gehabt habe, insofern dies nicht dazu beitragen muß, über Alter und Gestalt der Sage selbst Aufschlüsse zu verschaffen, sondern es kommt darauf an, entweder die Ursprünglichkeit derselben oder ihre Veränderung sammt dem Verhältniß zum Ursprung klar zu fördern. Oft geschieht es, daß wir in einer neuen Form die alte Sage reiner verwahrt sehen, als es in einer ältern ist, so daß die Gesetze der Aenderung keineswegs als regelmäßig zu betrachten sind."

In demselben Jahrgange der Jahrbücher 2, 121—129 findet sich eine Recension von de la Motte Fouqué's Sigurd, welche mit Grimm unterzeichnet ist und vielleicht von Jacob und Wilhelm zugleich stammt.

Im J. 1811 erschien nun die erste selbständige Schrift Jacob Grimm's: „Ueber den altdeutschen Meistergesang", die aber schon 1810 vollendet war; denn die Vorrede ist am 19. August 1810 unterzeichnet. Das verspätete Erscheinen der Schrift erklärt sich daraus, daß er sie ursprünglich für das von von der Hagen, Docen und Büsching herausgegebene Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst bestimmt hatte, aber durch zufällige Umstände die Antwort der Herausgeber verspätet wurde. Jacob Grimm hatte gegen seine Neigung diesen Gegenstand wiederaufgenommen, wie er selbst in der Vorrede S. 4 sagt: „Dieser Gegenstand ist einer der trockensten und verwickeltsten in der altdeutschen Poesie überhaupt und in keiner Hinsicht dem schon in der Arbeit überall erfreuenden und im Resultat viel reicher lohnenden Studium der poetischen Sage an die Seite zu setzen, welchem ich meine hauptsächlichste Neigung zugewendet." Die Schrift ist polemischer Art und noch zudem darauf angelegt, in derselben Zeitschrift zu erscheinen, worin ihre Veranlassung gedruckt stand, „daher rührt der größtentheils gegebene und beschränkte Plan, daher eine beabsichtigte Kürze". Dennoch hat derselbe mit aller Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seinen Gegenstand behandelt, da er seinerseits den darüber entstandenen Streit zum Abschluß bringen und darum seine Ansicht ausführlich und eindringend zu beweisen hatte. In der Einleitung (S. 13—25) redet er von dem Verlaufe des geführten Streites. Dann gibt er (S. 26—35) eine „Uebersicht der Meisterkunst von Anfang bis zu Ende". Darauf folgen die Beweise für seine Ansicht, und zwar 1. innere Beweise

(S. 36—74) mit eingehender Widerlegung der ihm gemachten Einwürfe, sowie äußere Beweise (S. 75—120), der 3. Abschnitt (S. 131—140) bespricht das Verhältniß des Meistergesanges zu der übrigen altdeutschen Poesie (der Volkspoesie, den erzählenden und den Spruchgedichten). Der Schluß (141—169) handelt von der Bestätigung durch die Geschichte aus heimischer Poesie, der Provenzalen, Franzosen, Niederländer, Skandinaven, Engländer. Dann folgt zusammengenommenes Resultat (S. 170—174), endlich Berichtigungen und Zusätze nebst einem zweiten Nachtrag vom 12. Febr. 1811 (S. 175—194). Die frühere Behauptung, daß der Minnegesang Meistergesang sei, hat Jacob Grimm gegen Docen sich genöthigt gesehen zu modificiren. „Die Identität des Minne- und Meistergesanges", sagt er S. 25, „will ich ausführen, ihre Einerleiheit leugnen." Er hält daher an der Annahme fest, daß eine gewisse Verbindung auch unter den frühern Meistern des 13. Jahrh. bestanden habe, aber die Behauptung, daß der Meistergesang von einer gewissen Gesellschaft geübt, nach mancherlei Uebereinkunft und Befugnissen, auf die ältern Minnesänger zu beziehen sei, läßt er nun fallen, obschon dieselben schon im Anfange Meister geheißen, aber es sei unmöglich, die Zeit zu bestimmen, wann sie sich diesen Namen ganz zu eigen gemacht (vergl. S. 76. 101). Den ganzen Inhalt der Schrift näher darzulegen, würde hier zu weit führen, und lieber führen wir das aus, wodurch dieses Erstlingswerk des Sechsundzwanzigen grundlegend geworden ist für die ganze Geschichte unserer Poesie, nämlich durch den mit voller Bestimmtheit und Klarheit dargelegten Unterschied zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie. „Ich habe nirgends", sagt er in der Vorrede S. 5 fg., „den Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie bestimmt vorausgesetzt. Die Verschiedenheit dessen, was unter dem ganzen Volke lebt, vor allem dem, was durch das Nachsinnen der bildenden Menschen an dessen Stelle eingesetzt werden soll, leuchtet über die Geschichte der Poesie, und diese Erkenntniß allein verstattet es uns, auf ihre innersten Adern zu schauen, bis wo sie sich flechtend in einander verlaufen. Es ist, als ziehe sich eine große Einfachheit zurück und verschließe sich in dem Maße, worin der Mensch nach seinem göttlichen Treiben sie aus der eigenen Kraft zu offenbaren strebt. Da nun die Poesie nichts anderes ist, als das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache, (welche insofern mit Recht eine himmlische genannt und der Prosa entgegengestellt werden darf,) so theilt sie sich in die Herrschaft der Natur über alle Herzen, wo ihr noch jedes als einer Verwandtin ins Auge sieht, ohne sie je zu betrachten; und in das Reich des menschlichen Geistes, der sich gleichsam von der ersten Frau abscheidet, als deren hohe Züge ihm nach und nach fremd und seltsam deuchten. Man kann die Naturpoesie das Leben in der reinen Handlung selbst nennen, ein lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatt mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber auslieſt noch durchversteht. Die Kunstpoesie ist eine Arbeit des Lebens und schon im ersten Keime philosophischer Art. In den Heldengesängen reicht nur noch ein Zweig aus der alten Naturpoesie in unser Land herüber, die Freude, das Eigenthum des Volkes an seinen geliebten Königen und Herren muß sich, so zu sagen, von selber an- und fortgesungen haben. Ueber die Art, wie dies zugegangen, liegt der Schleier eines Geheimnisses gedeckt, an das man Glauben haben soll. Denn die Leugner, die sich dafür lieber mit einer dürren Wahrscheinlichkeit behelfen wollen, bringen Systeme auf, welche man mit Wahrheit widerlegen kann und nach denen ihnen nichts übrig bleibt." — — — „Die Poesie ist kein Eigenthum der Dichter und das zu keiner Zeit weniger gewesen als in der epischen, da sie, ein Blut, den ganzen Leib des Volkes durchdrungen. Niemand weiß von Dichtern, geschweige daß es die Nachwelt erfahren sollte, aber die Sänger ziehen in Haufen herum, und wem eine tönende Stimme zu Theil geworden, oder wer in ein treueres Gedächtniß alte Lieder und Sagen niederlegen kann, da ihm das Licht der Augen entzogen worden, der tritt hin vor König und Volk und singt für Ehre und Gaben. Es hat auch keinen Zweifel, daß Erbschaft und Lehre das Amt des Gesanges fortpflanzten, weil in der Lehre die natürliche Verehrung des Alters und in dem Stande die natürliche Erbschaft der Jugend liegt." — — „Lehre und Sitte hielt die Sänger zusammen, und der Gebrauch mag einer der frühesten sein, weil er so ganz einfältig ist, daß sie unter sich ein Reich stifteten, ein Haupt hatten und es ihren König nannten. So ist der Dienst der Poesie in alter Zeit geschehen. Daß in dem erblühenden Minnegesang eine eigenthümliche Kunst zu walten anfange, habe ich mich zu zeigen bemüht und eben damit den Ursprung des Meistergesangs gesetzt." Diese Epoche setzt er dann S. 30 in Heinrich von Veldeck's Lebenszeit. — Zu einem zweiten Bande, den Jacob Grimm vorhatte, kam es nicht, aber es scheint nicht überflüssig anzuführen, wie derselbe noch in hohem Alter in der Rede auf Wilhelm Grimm. Kl. Schriften 1, 169, von diesem seinem ersten Büchlein dachte: „Ich suchte darzuthun, daß, was man als Minnegesang und Meistergesang zu unterscheiden pflegte, gerade in einer ihnen gemeinsamen wesentlichen Form dasselbe sein müsse, ihre Abweichung nur als Herabsinken einer Kraft in Unkraft anzusehen sei, wie alte Gebräuche überall absterben und verkümmern, so daß doch immer noch bedeutende Aehnlichkeiten davon zurückbleiben. Die gewonnene Ansicht erkenne ich fortwährend als die richtige und zu erster Entscheidung scheinen mir auch die damals beigebrachten Gründe ausgereicht zu haben; der Gegenstand trug alle Fähigkeit in sich späterhin aus reicherem Material glänzender und ohne das, was die erste Behandlung überwucherte, entfaltet zu werden."

In das Jahr 1810, wo Jacob Grimm diese Schrift vollendet hatte, fällt auch noch die Recension von Benecke's Minnelieder, Heidelberger Jahrbücher 1, 371—377, und unter dem 10. Nov. desselben Jahres die Ankündigung der Sammlung der altspanischen Romanzen erschienen 1811 im Intelligenz-Blatt derselben Jahrbücher vom J. 1811 Nr. 1. S. 4—5.

In dem folgenden Jahre, nachdem die Brüder unter dem 11. Febr. gemeinsam eine Sammlung altnordischer Sagen angekündigt haben (Intelligenz-Blatt der Heidelb. Jahrb. 1811. Nr. VIII. S. 57—58), begegnen wir in denselben Jahrbüchern zwei Recensionen Jacob Grimm's. Nr. 10. S. 145—158 und Nr. 11. S. 161—166 vom 1. Bande von dem von v. d. Hagen und Büsching herausgegebenen Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, und Nr. 63. S. 999—1006 von Gräter's Ausgabe der Helga quida haddingia scato; dann nimmt er im 1. Bande jenes Museums für altdeutsche Literatur S. 157 die Ausgabe der deutschen Volksbücher von Görres gegen von der Hagen in Schutz und liefert im 2. Bande noch zwei Aufsätze: „Karl und Elegast" (S. 226—236) und „Hornkind und Maid Rimenild" (S. 284—316).

Schon unter dem 18. Jan. 1812 kündigten die „Gebrüder Grimm" in dem Anzeiger zu Gräter's Iduna und Hermode die weitern Früchte ihrer gemeinsamen Arbeiten an: die Lieder der alten Edda und die Gedichte und Sagen von Reinhart Fuchs. Statt der Edda erschien aber im Juli dieses Jahres: „Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. Cassel 1812. 4." Diese Arbeit „lag", wie die Brüder in der Vorrede sagen, „auf dem Wege zur Herausgabe der eddischen Lieder" und „sollte eine Probe von dem ablegen, was sie sich vorgenommen hatten, an den Eddaliedern zu leisten". Das Hildebrandslied, von dem die casseler Bibliothek die einzige, aber leider fragmentarische Handschrift besitzt, hatte zuerst Johann Georg von Eckhart im J. 1729 in seinen Commentariis de rebus Franciae orientalis. Tom. I. p. 869—902 herausgegeben und zugleich mit einer nebenstehenden lateinischen Uebersetzung und sprachlichen und historischen Erläuterungen versehen. Dann hatte W. Fr. H. Reinwald in dem Neuen liter. Anzeiger 1808. S. 33—47 den Text nach Eckhart mit deutscher Uebersetzung und sprachlichen Erläuterungen herausgegeben. Das Wessobrunner (das ist die richtige Schreibweise) Gebet hatte zuerst Gräter im Bragur 1797 Bd. 1, 118 veröffentlicht. Reinwald übersetzte und erläuterte es dann in den Lit. Blättern, Nürnberg 1805, 6, 152 fg., und Gräter bemerkte in einem Programm vom 6. Nov. 1807, daß dessen Versart mit der alten nordischen übereinstimme, und Docen wies in der N. Oberd. Zeit. vom 11. März 1811 die Alliteration darin nach (s. Raumer a. a. O. 436). Jacob Grimm, der bereits in seiner Schrift: „Ueber den altdeutschen Meistergesang" S. 166 die Ansicht ausgesprochen hatte, daß die Alliteration ursprünglich ihren Sitz in der ganzen Poesie des deutschen Sprachstammes gehabt habe, machte 1811 in Hagen's Museum für altdeutsche Literatur rc. 2, 314, gelegentlich seines Aufsatzes: Hornkind und Maid Rimenild, die Entdeckung bekannt, daß auch das Hildebrandslied der Alliterationspoesie angehöre. Die Brüder veranstalteten nun eine neue Ausgabe des Liedes, gaben zuerst den urkundlichen Text (p. 1. 2), dann die Wiederherstellung des Textes (p. 3. 4), wobei sie zum ersten Mal die Alliteration durchführten, darauf eine wörtliche Uebersetzung (p. 5. 6), und endlich eine Umschreibung (p. 7. 8). Dann ließen sie sprachliche Anmerkungen zur Begründung der Uebersetzung folgen (p. 8—25), ferner eine Beschreibung der Handschrift (p. 26—30), handelten dann über Sprache und Alter des Gedichtes (p. 30—35), über Alliteration und Poesie (p. 35—43), über Fortleben des Liedes (p. 43—58), über dessen Zusammenhang mit dem ganzen Fabelkreis (p. 58—77), und endlich über die Fabel selbst (p. 77—80). In derselben Weise behandelten sie das Gebet. Was sie hier gaben, war fast völlig neu und überwog beiweitem Alles, was bisher dafür geleistet war.

Kurz darauf erschien in Friedr. Schlegel's Deutschen Museum S. 391—415 (Kl. Schriften 4, 52—64) eine Abhandlung: „Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die Brüder Grimm in Cassel". Der um die altdeutsche Poesie so verdiente Glöckle hatte in der vaticanischen Bibliothek das aus dem 13. Jahrh. stammende Gedicht von Reinhart Fuchs wiederaufgefunden und den Brüdern eine eigenhändige Abschrift desselben zugesandt, welches dieselben nun herauszugeben gedachten. Zugleich war es dem Bibliothekar des Königs Jerome nicht schwer gefallen, die drei Haupthandschriften des altfranzösischen roman du renard aus der pariser Bibliothek zur vollständigen Benutzung zu erhalten. Von dem unterhaltendsten und bis dahin völlig unbekannt gelassenen Stück dieses altfranzösischen Gedichtes gaben nun die Brüder als Probe ihrer Bearbeitung eine sich aufs Genaueste an den Text haltende Uebersetzung. Dabei haben dieselben aber eine Nebenabsicht. Die Sage bot überraschende Aehnlichkeit mit einem in Hessen gangbaren Kindermärchen dar, von dem in dem gewöhnlichen Reinecke nicht nur Aehnliches mangele, sondern sich auch schwerlich in einem andern deutschen Buche Spuren davon antreffen würden. „Einmal darauf aufmerksam geworden", erklären dieselben, „haben wir den hin und wieder unter gemeinen, besonders alten Leuten umgehenden Erzählungen fleißig nachgeforscht, und manche unerwartete Bestätigung der ganz volksmäßigen Eigenschaft dieser Thierfabel erhalten, so daß darunter gegenwärtiges Märchen nicht einmal die erste Stelle für die Erläuterung der alten Poesien einnehmen würde." Darum fordern sie die Leser dieser Zeitschrift auf, den in ihren Gegenden unter dem Volke etwa noch umgehenden Thierfabeln nachzuspüren. — „Es ist höchste Zeit geworden", sagen sie, „alte Ueberlieferungen zu sammeln und zu retten, damit sie nicht (nach einer Vergleichung Wolfram's von Eschenbach), wie Thau in heißer Sonne vergeht, wie Feuer im Brunnen erlischt, in der Unruhe unsrer Tage auf immer verstummen." Auf „die Begebenheit" aus dem roman du renard lassen sie dann jenes hessische Märchen (Kinder- und Hausmärchen Nr. 58) folgen. Aber nicht nur neues Material bieten hier die Grimms, sondern auch eine ganz neue und bahnbrechende, von Jacob später mit besonderer

Lust und Liebe weiter begründete Auffassung der Thierfabel. Sie nehmen auf die von Johann Georg Eckhart aufgestellte Hypothese, es seien hinter den Hauptpersonen der Fabel, Reinhart, Isengrimm ꝛc., eine Satyre auf historische Personen versteckt, keine ausdrückliche Rücksicht, sondern von den Uebereinstimmungen der deutschen und französischen Bearbeitungen ausgehend, sagen sie S. 393 fg.: „Hier an bestimmte Erfindung denken zu wollen, wäre das allerverkehrteste, und in einem gewissen Sinne könnte man sie weder Deutschland noch Frankreich zu- oder absprechen. Wir werden uns bestreben, in einer umständlichen, nach Vermögen umfassenden Untersuchung manigfaltige Beweise darüber zu sammeln, daß von undenklicher Zeit her ein Kreis von Sagen, der sich gleichsam um einen Mittelpunkt, immer um den Fuchs oder Wolf, dreht, ein ächtes Epos ausgemacht hat, wiewohl er in der ersten Periode des Mittelalters zu einer eigenen, besonders günstigen Entfaltung gelangt ist. Wegen ihres fortschreitenden Details, welches doch nur allein zu fesseln vermag, wegen einer so zu sagen menschlichen Gemüthlichkeit ist die Fabel von Reinhart Fuchs die Königin aller andern, und erhebt sich fast noch eben so sehr über die ihr sonst am nächsten stehende des Bidpai, als wiederum diese über der manchmal gründlichen, gewöhnlich allzu kurzen Aesopischen Erzählung, oder gar des Phädrus dürrer Dürftigkeit und Magerkeit, worauf kein einziges Auge von Poesie schwimmt, hoch stehen. Der moralische Zweck der Thierfabel, wie er in den beiden letzten Sammlungen heraustritt, ist sicherlich das Spätere; das Frühere und Ursprüngliche daran ist eine unschuldige rein poetische Lust an dem heimlichen Leben und Weben der Thiere gewesen, deren äußerliche Natur und Eigenthümlichkeit nie untergehen darf, und sich vielleicht recht fein und klein zeigen muß; aber dadurch, daß man ihnen daneben menschliche Sinnesart und Schicksale zugab, entspringt die ganz eigene Vermischung menschlicher und thierischer Weise, worin der Reiz der Fabel vergraben liegt; die Thiere gewinnen eine sonderliche Bedeutsamkeit, ohne welche die Poesie nimmer etwas von ihrem Wesen zu sagen gehabt hätte. So erscheinen an dem Fuchs der Schwanz und die rothe Farbe als etwas unerläßliches, und greifen in die Verwickelung der Fabel hinein; dann aber muß er sich ganz wieder als Mensch gebärden und handhaben, mit den Menschen als ihres Gleichen frei unterhandeln und reden, während sie ihn ein andermal als bloßes Thier jagen und fangen; und so treten auch die Hunde hier in einer doppelten Eigenschaft, einmal als Gesellen des Fuchses, dann als Diener der Menschen auf, wo sie ihn blindlings verfolgen; beiderlei aber kann neben und nach einander stattfinden, die thierische und die menschliche Schlauheit des Fuchses verbunden werden, und gerade an Stellen, wo das der Fall ist, brennt die Flamme der Fabel am lautersten. Es ist doch immer ein ganz eigenes und räthselhaftes Ding um das Treiben der Thierwelt; vielleicht gibt es wenig einfache, sinnende Menschen, die nicht manchmal an dem gleichsam menschlichen Denken, Thun und Recht der andern Geschöpfe, die sie umgeben, nicht gezweifelt, und sie zu verderben oder zu schädigen für etwas Sträfliches gehalten hätten. Diese kindliche Ansicht lieh den Thieren Gedanken und Handlungen der Menschen, nicht um diese etwa zu verbildlichen, sondern weil sie wirklichen Glauben an so etwas hatte; es ist, als brauchten wir nur von der Wurzel, die dazu gehört genossen zu haben, um was die Vögel allen andern unhörbar untereinander ja von unseren eigenen Schicksalen redeten, auf einmal deutlich zu vernehmen."

Darauf folgte die schönste Frucht der gemeinsamen Arbeiten der Brüder: die Märchen. Wie schon erwähnt, gehörte das Sammeln dieser und der Sagen zu ihren ersten Beschäftigungen mit dem deutschen Alterthume. Etwa schon 1806 begonnen, hatten sie das Werk mit Lust unternommen und gepflegt, und in der Vorrede zu den Altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen, welche W. Grimm 1811 herausgab, nahm dieser S. XXVI fg. Gelegenheit, auf die Märchen aufmerksam zu machen: „In den Märchen", sagt er, „ist eine Zauberwelt aufgethan, die auch bei uns steht, in heimlichen Wäldern, unterirdischen Höhlen, im tiefen Meere, und den Kindern noch gezeigt wird. Diese Märchen verdienen eine bessere Aufmerksamkeit, als man ihnen bisher geschenkt, nicht nur ihrer Dichtung wegen, die eine eigene Lieblichkeit hat, und die einem jeden, der sie in der Kindheit angehört hat, eine goldene Lehre und eine heitere Erinnerung daran durchs ganze Leben mit auf den Weg gibt; sondern auch, weil sie zu unsrer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen läßt, daß sie schon mehrere Jahrhunderte durch unter dem Volke gelebt." Noch immer wollten sie aber mit der Herausgabe ihrer Sammlung zögern, um sie zu vervollständigen. Da kam Arnim nach Cassel, brachte einige Wochen bei ihnen zu. Er sah ihre Sammlungen, die Märchen gefielen ihm am besten. Er trieb sie nicht lange damit zurückzuhalten, bei dem Streben nach Vollständigkeit blieb die Sache am Ende liegen. Er überredete sie, und so schritten sie denn zu der Herausgabe derselben unter dem Titel: Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin 1812. Die Vorrede ist „Cassel, am 18. October" unterzeichnet. Das Buch, Bettina gewidmet, seit einem Jahre Arnim's Frau, erschien vor Weihnachten. Das Ganze ist aus der lebendigen Volksüberlieferung geschöpft. „Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen", heißt es in der Vorrede S. VI, „fast nur in Hessen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt; darum knüpft sich uns an jedes Einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenig Bücher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich Allen Dank, die Theil daran haben." Sie betrachteten dieselben als Denkmäler uralter Nationalpoesie, die sich von Mund zu Mund fortgepflanzt, und die sie mit größter Treue wiederzugeben suchen. „Wir haben uns bemüht", sagen sie Vorrede S. VI, „diese Märchen so rein als möglich aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden, die sogar manch-

mal deutlich alliteriren, beim Erzählen aber niemals gesungen werden, und gerade diese sind die ältesten und besten. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiscenz zu vergrößern, sie sind unerfindlich." Ausführlicher und bestimmter geben sie aber in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von 1819 S. VIII fg. (ich muß die 9. Auflage benutzen, da mir jene nicht zu Gebote steht) über ihr Verfahren Rechenschaft: „Was die Weise betrifft, in der wir hier gesammelt haben, so ist es uns zuerst auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, keinen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert, sondern ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen hatten; daß der Ausdruck und die Ausführung des Einzelnen großentheils von uns herrührt, versteht sich von selbst, doch haben wir jede Eigenthümlichkeit, die wir bemerkten, zu erhalten gesucht, um auch in dieser Hinsicht der Sammlung die Manigfaltigkeit der Natur zu lassen. Jeder, der sich mit ähnlicher Arbeit befaßt, wird übrigens begreifen, daß dies kein sorgloses und unachtsames Auffassen kann genannt werden, im Gegentheil ist Aufmerksamkeit und ein Takt nöthig, der sich erst mit der Zeit erwirbt, um das Einfachere, Reinere und doch in sich Vollkommnere von dem Verfälschten zu unterscheiden. Verschiedene Erzählungen haben wir, sobald sie sich ergänzten und ihrer Vereinigung keine Widersprüche wegzuschneiden waren, als Eine mitgetheilt, wenn sie aber abwichen, wo dann jede gewöhnliche ihre eigenthümlichen Züge hatte, der besten den Vorzug gegeben und die andern für die Anmerkungen aufbewahrt. Die Abweichungen nämlich erschienen uns merkwürdiger, als denen, welche darin bloß Abänderungen und Entstellungen eines einmal dagewesenen Urbildes sehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Versuche sind, einem im Geist bloß vorhandenen, unerschöpflichen, auf manigfachen Wegen sich zu nähern. Wiederholungen einzelner Sätze, Züge und Einleitungen, sind wie epische Zeilen zu betrachten, die, sobald der Ton sich rührt, der sie anschlägt, immer wiederkehren, und in einem andern Sinne eigentlich nicht zu verstehen. Eine entschiedene Mundart haben wir gerne beibehalten [6]). Hätte es überall geschehen können, so würde die Erzählung ohne Zweifel gewonnen haben. Es ist hier ein Fall, wo die erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der Sprache zu Schanden wird und man fühlt, daß eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem übrigen sein mag, heller und durchsichtiger aber auch schmackloser geworden ist und nicht mehr so fest dem Kern sich anschließt." Sie befreiten die Märchen also aus der Sprache der Mundarten und erhoben sie in die Schriftsprache, aber in so wunderbar einfacher, schlichter, echt volksthümlicher Weise, daß uns überall der frische Morgenhauch der lebendigen Volkspoesie daraus anweht und ihre Behandlung ein classisches Vorbild geworden ist für alle ähnlichen Sammlungen.

„In diesem Sinne", sagen sie weiter a. a. O., „gibt es unseres Wissen noch keine Sammlung von Märchen in Deutschland. Entweder waren es nur ein paar zufällig erhaltene, die man mittheilte, oder man betrachtete sie bloß als rohen Stoff, um größere Erzählungen daraus zu bilden. Gegen solche Bearbeitungen erklären wir uns geradezu."

Diese unschuldigen Hausmärchen, als Ueberreste von dem so Vielen, was in früherer Zeit unter dem Volke geblüht, wollen sie durch ihre Sammlung erhalten, damit die in denselben lebende Poesie durch ihre Reinheit als eine segnende Kraft wirke und erfreue. Ihre Sammlung soll daher nicht blos der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen, sondern sie soll auch als ein Erziehungsbuch dienen. „Es war vielleicht gerade Zeit", sagen sie a. a. O. VII fg., „diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden. Freilich, die sie noch wissen, wissen gemeiniglich auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen; aber die Sitte selbst nimmt immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fortdauerten, dem stätigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von diesen Hausmärchen spricht, welches vornehm aussieht und doch wenig kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder für gescheidte Leute abgeschmackt: man weiß sie und liebt sie, weil man sie ebenso empfangen hat, und freut sich daran, ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte, ja auch das hat die Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muß." ... „Wir wollen in gleichem Sinne diese Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: ihr bloßes Dasein reicht hin sie zu schützen. Was so manigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, der ein kleines, zusammengehaltenes Blatt gefaßt hat, so schimmert er doch in dem ersten Morgenroth. Darum geht innerlich durch diese Dichtung jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen, sie haben gleichsam dieselben bläulichweißen makellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. Das ist der Grund, warum wir durch unsre Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich Absicht war, daß die Poesie selbst, die darin

6) Dies geschah z. B. in dem Märchen Nr. 19: „Von dem Fischer und syner Fru". „Dieses Märchen hatte Runge zu Hamburg in der pommerschen Mundart trefflich aufgeschrieben, und wir erhielten es schon im Jahre 1809 von Arnim freundschaftlich mitgetheilt." So berichten sie im 3. Bande S. 28. Arnim hatte es wahrscheinlich für seine Zeitung für Einsiedler erhalten, wofür ihm Runge auch das Märchen: „Vor dem Mahandel Bohm" zugesandt hatte, das er daselbst 1808 Sp. 230—232 und 235—237 aufnahm.

lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch daß es als ein Erziehungsbuch diene." Darum schließen sie ihre Vorrede mit den Worten: „Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, dabei denken wir an die segnende Kraft, die in ihnen liegt, daß denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge."

Aber die Brüder Grimm hatten mit dieser Sammlung neben dem praktischen Zweck auch einen wissenschaftlichen im Auge. Sie betrachten dieselbe nicht nur als Denkmäler der deutschen Volkspoesie, ediren deshalb ihre Texte mit der größten Gewissenhaftigkeit und geben in den Anmerkungen alle bemerkenswerthe Variationen, sondern sie suchen sie auch in der einleitenden Vorrede mit dem großen Heldenepos und der einheimischen Thierfabel in Zusammenhang zu bringen, schließen daraus, daß in ihnen uralte einheimische Nationalpoesie erhalten sei, weisen in einem besondern Anhang ihre Verbreitung unter den übrigen europäischen Völkern nach und sehen sich daher a. a. O. XIII zu der Aeußerung veranlaßt: „Die Märchen erreichen hierin nicht bloß die Heldensage von Siegfried dem Drachentödter, sondern sie übertreffen diese sogar, indem wir sie, und genau dieselben, durch ganz Europa verbreitet finden, so daß sich in ihnen eine Verwandtschaft mit den edelsten Völkern offenbart."

Allein, obgleich die Brüder Grimm sich allseitig über die Bedeutung der Märchen ausgesprochen, fehlte es, als die Sammlung erschien, doch nicht an solchen, welche dieselbe „für ein kindisches Unternehmen" erklärten, „welches sich für so verständige Männer, wie die Grimm's, nicht schicke". Aber dessenungeachtet fanden die Märchen alsbald eine Stätte in allen echt deutschen Herzen bei Jung und Alt. Alle die lieben Gestalten des deutschen Volkes, Hänsel und Grethel, Aschenbuttel, Rothkäppchen, Dornröschen, König Drosselbart, Schneewittchen und wie sie sonst heißen, verließen jetzt gleichsam ihre „heimlichen Plätze", machten die Runde in den deutschen Landen und fanden überall freundliche Aufnahme, wo sie Herzen fanden, die denen ähnlich waren, bei welchen sie vordem unbeachtet geweilt hatten, und „wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie, oder eine noch nicht von der Verkehrtheit des Lebens ausgelöschte Phantasie vorhanden war".

Die Freunde, welche sich die Sammlung erworben, brachten bald, als sie bestimmt sahen, was und wie sie gemeint sei, reichliche Beiträge für deren ferneres Gedeihen. Westfälische Freunde sammelten schöne plattdeutsche Märchen aus dem Fürstenthume Münster und Paderborn, die sich durch das Zutrauliche der Mundart bei der inneren Vollständigkeit besonders auszeichneten. Durch einen guten Zufall wurden aber die Brüder mit einer Bäuerin, Namens Viehmann, aus dem bei Cassel gelegenen Dorfe Niederzwehren, bekannt, die einen wahren Schatz von alten Sagen fest im Gedächtniß bewahrte und sie dabei bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit einem eigenen Wohlgefallen daran, erzählte. Durch sie und andere ähnliche Quellen in Hessen erhielten nun die Brüder eine Reihe ganz neuer Märchen und reichliche Nachträge zu den bereits veröffentlichten, sowie auch bessere Erzählungen vieler bereits gelieferten, sodaß sie schon den 30. Sept. 1814 eine weitere Sammlung, die sie als „Zweiter Band" bezeichneten (die erste hatte nicht die Bezeichnung „Erster Band") abschließen konnten, die 1815 erschien [7]). Im J. 1819 erschien dann eine neue, völlig umgearbeitete Auflage. Die Brüder berichten darüber in der Vorrede (9. Aufl.) S. VIII also: „Was wir nun bisher für unsere Sammlung gewonnen hatten, wollten wir bei dieser zweiten Auflage dem Buche einverleiben. Daher ist der erste Band fast ganz umgearbeitet, das Unvollständige ergänzt, manches einfacher und reiner erzählt, und nicht viel Stücke werden sich finden, die nicht in besserer Gestalt erscheinen. Es ist noch einmal geprüft, was verdächtig schien, d. h. was etwa hätte fremden Ursprungs oder durch Zusätze verfälscht sein können, und dann alles ausgeschieden. Dafür sind die neuen Stücke, worunter wir auch Beiträge aus Oestreich und Deutschböhmen zählen, eingerückt, so daß man manches bisher ganz Unbekannte finden wird. Für die Anmerkungen war uns früher nur ein enger Raum gegeben, bei dem erweiterten Umfange des Buchs konnten wir für jene nun einen eigenen dritten Band bestimmen. Hierdurch ist es möglich geworden, nicht nur das, was wir früher ungern zurückbehielten, mitzutheilen, sondern auch neue, hierher gehörige Abschnitte zu liefern, die, wie wir hoffen, den wissenschaftlichen Werth dieser Ueberlieferungen noch deutlicher machen werden." Im J. 1825 erschien: „Eine Auswahl, als kleinere Ausgabe in einem Bändchen, wobei zugleich die Bedenklichkeit derer berücksichtigt ist, welche nicht jedes Stück der größern Sammlung für Kinder angemessen halten" (Vorrede zur 3. Aufl. a. a. O. XII). Es erschienen davon bis jetzt 15 Auflagen. Von der größern erschien 1837 die dritte, 1840 die vierte, 1843 die fünfte, 1850 die sechste, 1857 die siebente, 1869 die achte, und die neunte 1870 besorgte Hermann Grimm (letztere in Einem Bande). Fast sämmtliche Ausgaben waren von den Brüdern mit Sorgfalt verbessert und vermehrt. Ueber ihre beiderseitige Betheiligung an diesem Werke spricht sich Jacob Grimm in einem Briefe an Franz Pfeiffer vom 19. Febr. 1860 (Pfeiffer's Germania 11, 249), um die hin und wieder auftauchende Meinung, als seien die Märchen hauptsächlich von Wilhelm, nicht von ihm ausgegangen, nicht aufkommen zu lassen, also aus: „Ich habe für den Ursprung des Werks und die ersten Auflagen grade so viel als er (Wilhelm), vielleicht noch mehr gethan (es war längst mein Plan besondere Forschungen über die Natur der Märchen bekannt zu machen) und den Werth dieser Ueberlieferungen für die Mythologie gleich erkannt, lebhaft auf die Treue der Sammlung gehalten und Verzierungen abgewehrt. Die spätern Ausgaben, weil ich in Grammatik versenkt war, ließ ich

7) Die chronologische Reihenfolge müssen wir hier verlassen und den 2. und 3. Band hinzunehmen, da eine gesonderte Betrachtung nicht wohl angeht. Gleiches wird bei den Altdeutschen Wäldern und den Deutschen Sagen geschehen.

Wilhelm redigiren und einleiten, ohne daß meine Sorgfalt für Sammeln und Erklären je nachgelassen hätte."

Die Märchensammlung der Brüder Grimm ist dem deutschen Volke im eigentlichen Sinne des Worts ein Haus- und Familienbuch geworden, und die in diesen Märchen liegende „segnende Kraft" hat sich vielfach bewährt, indem sie die ersten Strahlen der Poesie, und zwar echt deutscher Poesie in die aufwachenden Kinderseelen gossen, und zugleich Alt und Jung eine gesunde und kräftige Speise zur Erweckung und Erhaltung eines echt nationalen Sinnes darboten. Und was von diesen wunderbaren Schöpfungen des deutschen Volksgeistes den Brüdern nicht vergönnt war zu sammeln, das haben mit regem Eifer in allen deutschen Gauen patriotische Männer nachzuholen gesucht. Ja, die Sammlung der Brüder drang weit über die Grenzen unseres Vaterlandes und bürgerten sich nach wenigen Decennien durch Uebersetzungen in Dänemark, Holland, England und Frankreich ein.

Der dritte Band, auf den wir nun weiter einzugehen haben, erschien 1822 und war ebenfalls gemeinsam von den Brüdern bearbeitet, bis auf den Abschnitt „die Literatur", welchen Wilhelm Grimm allein lieferte (siehe 3. Ausg. S. 352). Die zweite Auflage (1850), sowie die dritte (1856) verblieb jedoch der besondern Pflege Wilhelm Grimm's. Hier werden nun 1. „Anmerkungen zu den einzelnen Märchen" geboten, welche zuvörderst die Gegenden nennen, wo sie aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft sind und ausdrücklich die Fälle angeben, wo aus einer andern Erzählung etwas hereingenommen ist, oder wo zwei zusammengefügt sind. Sodann sind die abweichenden Erzählungen selbst, im Ganzen so kurz als möglich, im Einzelnen oft so ausführlich als nöthig, mitgetheilt. Zugleich ist die Uebereinstimmung mit fremden Ueberlieferungen sorgfältig mitgetheilt und auf den innern Gehalt und die mythische Bedeutung hingewiesen. 2. „Bruchstücke" von einzelnen Märchen. 3. „Zeugnisse", welche das Dasein der Märchen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern bestätigen, oder Urtheile über ihren Werth enthalten, die von Männern geäußert sind, „welche sich einen freien und unbefangenen Blick bewahrt haben". Der 4. Abschnitt handelt von der Literatur der Märchen. Dieser Band ist besonders dadurch epochemachend geworden, daß die Brüder sich nicht begnügten, um das Wesen und die Gestaltungen des deutschen Märchens zu ergründen, alle deutschen Formen desselben zu sammeln, sondern ihre Forschungen über alles Aehnliche ausdehnten, was ihnen zugänglich war. „Damit schufen sie ein ganz neues Gebiet der Forschung, das sich über ein Volk nach dem andern erweitert, und was ursprünglich nur zur Aufhellung des germanischen Volkslebens und einer eigenthümlichen Seite desselben dienlich schien, ist die Grundlage für Forschungen geworden, deren Wichtigkeit für die Erkenntniß des Seelenlebens und der Culturgeschichte der Völker von Tag zu Tag mehr hervortritt und die ursprünglich nationale Bedeutung jener Märchensammlung zu einer universalen entwickelt hat" (Benfey a. a. O. 431).

Mit dem Erscheinen der deutschen Mythologie Jacob Grimm's war der wissenschaftliche Werth der Märchen noch bedeutend gewachsen, indem er in ihren Ueberlieferungen manche überraschende Verwandtschaft mit der alten Göttersage und in ihren Uebereinstimmungen mit den nordischen Mythen einen Beweis des ursprünglichen Zusammenhangs der deutschen und nordischen Mythologie fand, sodaß unsere Märchen gewissermaßen als eine deutsche Edda betrachtet wurden.

Neuere Untersuchungen, namentlich die epochemachenden Theodor Benfey's über die Verbreitung der indischen Märchen, welche er im ersten Theile des Pantschatantra (1859) veröffentlichte, haben aber den nationalen Ursprung unserer Märchen und damit jenen wissenschaftlichen Werth derselben zweifelhaft zu machen gesucht. Er faßt das Resultat seiner Untersuchungen Vorrede XXII—XXVI also zusammen: „Meine Untersuchungen im Gebiet der Fabeln, Märchen und Erzählungen des Occidents haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß wenige Fabeln, aber eine große Anzahl von Märchen und Erzählungen von Indien aus sich fast über die ganze Welt verbreitet haben. Was die Zeit dieser Verbreitung betrifft, so sind etwa vor dem 10. Jahrhundert nach Chr. wol nur verhältnißmäßig wenige nach dem Westen gewandert und zwar — außer den durch die Uebersetzung des Grundtextes des Pantschatantra oder Kalilah und Dimnah bekannt gewordenen — wol nur durch mündliche Ueberlieferung, die im Zusammentreffen von Reisenden, Kaufleuten und ähnlichen, ihre Veranlassung finden mochte. Mit dem 10. Jahrhundert aber begann durch die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen islamitischer Völker in Indien eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit Indien. Von da an trat die mündliche Ueberlieferung gegen die literarische zurück. Die indischen Erzählungswerke wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt, und theils sie selbst, theils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnißmäßig rasch über die islamitischen Reiche in Asien, Afrika und Europa und durch die vielfachen Berührungen derselben mit christlichen Völkern auch über den christlichen Occident. In letzterer Beziehung waren die Knotenpunkte das byzantinische Reich, Italien und Spanien. In einem noch größeren Maßstab hatten sich die erwähnten drei Gattungen indischer Conceptionen theilweise schon früher nach den Gebieten in Osten und Norden von Indien verbreitet. Unsere Untersuchungen lieferten das Ergebniß, daß sie ihren Hauptsitz in der buddhistischen Literatur hatten. Mit dieser drangen sie zunächst etwa seit dem ersten Jahrhundert nach Chr., so lange China mit den Buddhisten Indiens in enger Verbindung blieb, ununterbrochen nach China und die schon erwähnte glänzende Entdeckung St.-Julien's hat uns den Beweis geliefert, daß die Chinesen auch gerade für diese Seite derselben eine rege Theilnahme fühlten und es der Mühe werth hielten, die dahin gehörigen Conceptionen besonders zu sammeln. Auf ähnliche Weise wie nach China gelangten sie auch nach Tibet und zwar so lange, als dieses seine religiösen Verhältnisse von China aus bestimmen ließ, von China her, seitdem es aber in unmittelbare

Verbindung mit Indien trat, von hier aus. Von den Tibeten kamen sie endlich mit dem Buddhismus zu den Mongolen und von diesen wissen wir gerade am sichersten, daß sie die indischen Erzählungswerke in ihre Sprache übertrugen — natürlich mit mancherlei Umarbeitungen" — ... „Die Mongolen aber haben fast 200 Jahre in Europa geherrscht und öffneten dadurch ebenfalls dem Eindringen der indischen Conceptionen in Europa ein weites Thor. So sind es auf der einen Seite die ismalitischen Völker, auf der andern die buddhistischen, welche die Verbreitung der indischen Märchen fast über die ganze Welt bewerkstelligt haben." ... „Durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen alles, was etwa Aehnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existirt hatte, absorbirt zu haben; kaum daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisirten fremden Gebilde gerettet haben mögen. Denn die Umwandlung, die sie, insbesondere sowie sie sich im Volksmunde verbreiteten, erfuhren, ist — abgesehen von der Nationalisirung — nachweislich fast nur kaleidoskop-artige Vermischung von Formen, Zügen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren. Ebenderselben verdanken sie auch in der That nur scheinbare Fälle; denn in Wirklichkeit reducirt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils volkliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Die literarischen Vehikel bildeten hauptsächlich das Tûtinâmeh, arabische und höchst wahrscheinlich jüdische Schriften. Daneben lief aber mündliche Ueberlieferung insbesondere in den slawischen Ländern. In Europa's Literatur bürgern sich die Erzählungen vor allen durch Bocaccio, die Märchen durch Straparola ein. Aus der Literatur gingen sie dann ins Volk über, aus diesem, verwandelt, wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk u. s. w. und erreichen, insbesondere durch diese wechselseitige Thätigkeit nationalen und individuellen Geistes, jenen Charakter nationaler Wahrheit und individueller Einheit, welcher nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Werth verleiht."

Demnach würde die Ansicht der Brüder Grimm, daß unsere Märchen Reste uralter, einheimischer Nationalpoesie seien, aufgegeben werden müssen, und nichts Anderes übrig bleiben, als sie für nationalisirte fremde Stoffe zu halten, die unter dem lebendigen Hauch der deutschen Volkspoesie ein echt nationales Gepräge empfingen, in die zugleich das Aehnliche, das bereits vorhanden war, sich rettete und woran die verwandten uralten Züge aus dem heidnischen Götterleben und dem Heldengesange, wie sie in aller Herzen lebten, sich ansetzten. Allein die Untersuchungen über diesen Gegenstand sind noch keineswegs abgeschlossen. Schon Wilhelm Grimm, nachdem er im dritten Bande die Vergleichung der deutschen Märchen mit denen anderer Völker über ein Volk nach dem andern erweitert hat, war zu den allgemeinen Betrachtungen veranlaßt: „Die Uebereinstimmung zwischen Märchen durch Zeit und Entfernung weit getrennter nicht minder als nahe an einander grenzender Völker beruht theils in der ihnen zu Grunde liegenden Idee und der Darstellung bestimmter Charaktere, theils in der besonderen Verflechtung und Lösung der Ereignisse. Es gibt aber Zustände, die so einfach und natürlich sind, daß sie überall wiederkehren, wie es Gedanken gibt, die sich wie von selbst einfinden, es konnten sich daher in den verschiedenen Ländern dieselben oder doch sehr ähnliche Märchen unabhängig von einander erzeugen: sie sind den einzelnen Wörtern vergleichbar, welche auch nicht verwandte Sprachen durch Nachahmung der Naturlaute mit geringer Abweichung oder auch ganz übereinstimmend hervorbringen. Man begegnet Märchen dieser Art, wo man die Uebereinstimmung als Zufall betrachten kann, aber in den meisten Fällen wird der gemeinsame Grundgedanke durch die besondere, oft unerwartete, ja eigensinnige Ausführung eine Gestalt gewonnen haben, welche die Annahme einer bloß scheinbaren Verwandtschaft nicht zuläßt." Er führt dann einige Beispiele an und sagt dann weiter: „Dies Gemeinsame gleicht einem Brunnen, dessen Tiefe man nicht kennt, aus dem aber jeder nach seinem Bedürfniß schöpft." „Ich leugne nicht die Möglichkeit, in einzelnen Fällen nicht die Wahrscheinlichkeit des Uebergangs eines Märchens von einem Volk zum andern, das dann auf fremdem Boden fest wurzelt: ist doch das Siegfriedslied schon frühe in den hohen Norden gedrungen und dort einheimisch geworden. Aber mit einzelnen Ausnahmen erklärt man noch nicht den großen Umfang und die weite Verbreitung des gemeinsamen Besitzes: tauchen nicht dieselben Märchen an den entferntesten Orten wieder auf, wie eine Quelle an weit abliegenden Stellen wieder durchbricht? Wie die Hausthiere, das Getreide, Acker-, Küchen- und Stubengeräthe, die Waffen, überhaupt Dinge, ohne welche das Zusammenleben der Menschen nicht möglich scheint, so zeigen sich auch Sagen und Märchen, der befeuchtende Thau der Poesie, soweit der Blick reicht, in jener auffallenden und zugleich unabhängigen Uebereinstimmung." ... „Will man sich eine plötzliche Ankunft der Sage denken, etwa wie den Strom eines wandernden Volkes, der sich in unbewohnte Landesstrecken, in eine nach der andern, ergießt und sie erfüllt? Wie will man es erklären, wenn die Erzählung in einem einsamen hessischen Gebirgsdorf mit einem indischen oder griechischen oder serbischen Märchen seiner Grundlage nach übereinkommt?" (S. 405 fg.) Darauf aber fährt er S. 411 fg. fort: „Man wird fragen, wo die äußern Grenzen des Gemeinsamen bei den Märchen beginnen und wie die Grade der Verwandtschaft sich abstufen? Die Grenze wird bezeichnet durch den großen Volksstamm, den man den indogermanischen zu nennen pflegt, und die Verwandtschaft zieht sich in immer engern Ringen um die Wohnsitze der Deutschen, etwa in demselben Verhältniß, in welchem wir in den Sprachen der einzelnen, dazu gehörigen Völker Gemeinsames und Besonderes entdecken. Findet man bei den Arabern einige mit deutschen verwandte Märchen, so läßt sich dies auf die Abstammung der Tausend und eine

Nacht, wo sie vorkommen, aus indischer Quelle erklären, die Schlegel mit Recht behauptet hat. So gewiß für jetzt die angegebene Grenze gilt, so ergibt sich vielleicht, wenn noch andere Quellen sich aufthun, die Nothwendigkeit einer Erweiterung, denn mit Erstaunen erblickt man in den Märchen, die von den Negern in Bornu und den Betschuanen, einem Wandervolk in Südafrika, bekannt geworden sind, einen nicht wegzuleugnenden Zusammenhang mit deutschen, während ihre eigenthümliche Auffassung sie wiederum von ihnen trennt." Tiefer geht aber, wie wir sehen werden, Jacob Grimm in seiner Abhandlung „Der Traum vom Schatz auf der Brücke" (1860) auf die Frage ein, womit seine letzte, die Thierfabel betreffende Arbeit zu vergleichen ist; jedoch zu der Einleitung zu den Märchen, welche in den letzten Jahren zu seinen Lieblingsplänen gehörten und wozu ihm viel bereit stand, gelangte er leider nicht mehr.

Wie nun auch die weitern Untersuchungen über diesen höchst interessanten Gegenstand ausfallen mögen, das Resultat wird aller Wahrscheinlichkeit nach das sein, daß dem indischen und deutschen Volke insbesondere ein gewisser Sagen- und Märchenschatz in Folge ihrer Urverwandtschaft eigen war, den nach der Trennung ein jedes nach seiner Art ausbildete. Als aber die indischen zu neuer Blüthe gelangt und zu dem deutschen Volke gedrungen waren, verschmolzen hier die verwandten mit einander, indem sowol einzelne Theile als Züge in die deutschen aufgenommen wurden. Fand aber der importirte Stoff nichts Verwandtes, so wurde er durch die Kraft des deutschen Volksgeistes völlig nationalisirt, er legte alles Fremde ab und erhielt durch und durch ein deutsches Gepräge.

Wenden wir uns nun zu den Arbeiten, welche Jacob Grimm theils allein, theils in Verbindung mit Wilhelm während der Herausgabe der beiden ersten Bände der Märchen beschäftigte. Es sind 1812 eine Reihe von Recensionen. In den Heidelberger Jahrb. der Literatur Bd. 1. Nr. 4. S. 49—57 von: Der arme Heinrich. Herausgegeben von Büsching, ferner Nr. 39. S. 620—624 von: Altd. Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde &c. übertragen von F. F. Hochstäter, und Bd. 2. Nr. 54. S. 849—860 von: v. d. Hagen und Büsching, Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie. Vor allen aber ist die Recension von Rask: Anleitung zu der isländischen oder altnordischen Sprache, in der Halleschen allgemeinen Literaturzeitung. Jahrg. 1812. Nr. 31. 32. S. 241—254; Nr. 33. 34. S. 257—270 wichtig (Kl. Schriften 4, 65—73). Er hebt zunächst mit größtem Nachdruck die Bedeutung der altnordischen Literatur und den Eifer der skandinavischen Gelehrten für dieselbe hervor und bespricht dann Rask's Werk in der eingehendsten Weise mit einer solchen ausgebreiteten Sachkenntniß, wie eine solche außer ihm wol Keiner in Deutschland damals besaß. Weitere Recensionen finden wir in der Leipziger Literatur-Zeitung. 1812. Nr. 62—64. S. 489—507 von von der Hagen, Buch der Liebe; Nr. 205. S. 1633—1638 von F. Weckherlin, Beiträge zur Geschichte altdeutscher Sprache und Literatur; Nr. 278—288. S. 2289—2299: Die Edda von Rühs (nach Raumer a. a. O. 445 ist dieselbe von Wilhelm Grimm); Nr. 301. 302. S. 2401—2412 von Docen, Erstes Sendschreiben über Titurel; Nr. 317. S. 2529—2532 von *J. Gråberg*, Saggio istorico su gli Scaldi.

Im J. 1813 begannen nun die Brüder Grimm, nachdem von der Hagen's „Museum" eingegangen war, eine Zeitschrift in monatlichen Heften herauszugeben unter dem Titel: „Altdeutsche Wälder". 1. Bd. Cassel 1813. 2. 3. Bd. Frankfurt 1815. 1816, die wir hier, wie die Märchen, zusammen betrachten. In der Vorrede, welche augenscheinlich von der Hand Jacob Grimm's geschrieben ist, gibt er zunächst den Zweck dieser Zeitschrift an: „Wir fangen hiermit an, aus unserm gemeinschaftlichen, beträchtlich angewachsenen Vorrath altdeutscher Poesien Materialien mitzutheilen, die nicht ohne Absicht so vielseitig als möglich ausgelesen werden sollen. Ist einmal der durchdringende Reichthum unserer alten Poesie anerkannt, so wird schon viel gewonnen sein." Dann sucht er zwei Richtungen zu steuern, welche sich bisher den altdeutschen Studien nach seiner Meinung schädlich erwiesen haben. „Eine engherzige, unrühmliche Kritik", fährt er fort, „will sich wider den regen Eifer für das altdeutsche Alterthum sträuben, nur von einem vornehmen Mittelgut hören und das meiste aus jener Zeit bloß als eine bei wenigen Gelegenheiten nur zu beachtende Seltenheit angesehen wissen. Auf der andern Seite haben sich zu viele durch die Empfehlung des deutschen Alterthums von Seiten solcher Männer, die wir mit Recht hochschätzen (er meint von der Hagen), berechtigt geglaubt, in neue Formen umgegossen, es wieder uns vorzuhalten; was sie geben, hat denen etwas geschienen, welchen die Macht der alten Dichtung, die nicht ganz untergehen konnte, unbekannt war; die andern haben mehr die Schwäche gesehen, die allein ein Schiff bemannen und aufs Meer treiben wollte, das nur vereinte sichere Kräfte und günstige Winde, vor allem seine lebendige Tugend leicht und lebendig fortführen." „Beiden bösen Richtungen kann dadurch gesteuert werden, daß man die verschütteten Quellen, in den Felsen aber wunderbar erhaltenen, aufsuche und öffne. Fließen sie erst wieder, so mögen sie, ihrem eigenen Trieb überlassen, ihren Weg sich suchen. Es ist uns darum zu thun, ein kritisches Material zu liefern, wie es vor gründlichen Kennern bestehen, oder sich rechtfertigen zu können glaubt. Wir wollen dazu beitragen, wie ein alter Schriftsteller so schön sagt, daß die schlafende Schrift wieder erweckt, die süße Lehre, die beschattet war, wieder aufgedeckt werde. Wie man aber einen thaunassen Baum an keinem Ast anrühren, ohne einen Regen von Tropfen herabzuschütteln, so könnte denen, welche sich ihm darum zu nahen scheuen, auch viele der hier versuchten Zusammenstellungen zu bunt und grell, manchem unter einem ganz andern Licht erscheinen." „Ueberhaupt schadet gewiß jede Bestimmtheit und Betrachtung, die das Auge auf ein Einziges festheftet, und nur das, was wir aus einem weitern Gesichtspunkt, nur das, was wir mit gewissen

kühlenden Worten, mit der Ruhe, die uns die Abendröthe auf einen heißen Tag gibt (worin Goethe so groß ist), nennen können, ist flecken-, tadellos und unangreiflich. Wer vermag sich aber der Bewegung in der Arbeit selber zu entziehen, oder um bei obigem Gleichniß zu bleiben, den Baum zu schütteln und schnell genug darunter wegzulaufen? Wo, wie in dergleichen Untersuchungen, Zusammenstellungen und Analogien zuströmen, da muß sich wol noch vor dem allzu großen Eifer im Sammeln vieles einer runden, genügenden Darstellung entziehen. Indessen sollen auch darum solche Abhandlungen häufig von streng literarischen und der Abdruck der Quellen, der doch allen wünschenswerth und als eine Hauptsache erscheinen muß, unterbrochen werden. Das Sammeln und Vervielfältigen thut vor allem andern Noth, weil in der Unruhe der Zeiten die einzelne Aufbewahrung nicht genug gesichert ist und die Tradition immer mehr einsiegt." „Es scheinen daher treu historische und mythische Zusammenstellungen, die sich von selbst darbieten, bei weitem höher und ausreichender, als alle Reflexionen der Aesthetiker zu sein", und zwar darum, weil sich aus jenen eine Geschichte der Poesie ergibt, „die (gleich der Naturgeschichte) ihre Resultate nur in sich selber trägt, nicht von außenher einträgt". Das letztere ist ganz aus der Seele Wilhelm's geschrieben, der sich in den Altdeutschen Wäldern hauptsächlich zur Aufgabe machte, „Zeugnisse über die deutsche Heldensage", wie sie durch die ganze Literatur des Mittelalters bis in die neuere Zeit zerstreut sich vorfinden, zu sammeln. Wir begegnen ihnen in sehr umfangreichen Abhandlungen Bd. 1, S. 195—323, und 3, S. 252—277, wozu auch sein Aufsatz 1, 188—192: „Ueber Otacher im Hildebrandslied" zu rechnen ist, sowie der gemeinsam mit Jacob verfaßte: „Die deutsche Heldensage aus der Weltchronik" (2, 115—134); durch diese Abhandlungen legte er den Grund zu seinem für die Geschichte unseres Epos und der altdeutschen Poesie überhaupt epochemachenden Werke der „Deutschen Heldensage". Die Geschichte der Poesie zu fördern, und zwar wie er sie schon früher beabsichtigt, ist auch Jacob Grimm's Hauptstreben, und aus der ganzen Fülle seines Wissens gibt er hier die mannichfachsten Beiträge. Er commentirt altdeutsche Texte (eine Stelle aus Eschenbach's „Percifal" 1, 1—30; aus „Apollonius von Tyra" 1, 72—76), gibt Berichtigungen und Nachträge zum Hildebrandslied (1, 123—125; 324—330; 2, 97—115), edirt die verschiedenartigsten poetischen Texte („Von zwein Kaufmann" 1, 25—76; als Nachtrag dazu 2, 151—184 ein neugriechisches Volkslied; „Der Mann in der Grube" 1, 77—80; „Mönchlateinische Alliteration" 1, 126—130; „Tragemundeslied" 2, 8—30; „Lateinische Heldenlieder der alten Franken" 2, 31—41. Handelt über die Nibelungen und veröffentlicht Proben aus der zweiten Hohenemser Handschrift (Lachmann C) 2, 145—180 und 3, 1—13. Edirt ferner den „Weinschwelg nebst Zeugniß über die Wilkinasaga" 3, 13—34; „Altdeutsche Beispiele" 3, 167—238 und „Holländische Volkslieder" 2, 45—48). Behandelt Mythen- und Sagenstoffe („Ueber Agges und Elegast" 1, 31—34; „Theut und Mann" 1, 81—82; „Ospirn, die Herben und Hageno" 2, 42—45; „Die Sage von der Turteltaube" 3, 34—43; „Ueber die Karolingische Ahnmutter Berta" 3, 43—48). Er stellt grammatische und metrische Untersuchungen an (1, 173—187; 192—194). Er gibt ausführliche Mittheilungen über das „Gesellenleben" aus der selten gewordenen Schrift des altenburgischen Conrectors Frisius 1, 83—122: „Von den Schmiedegesellen, wann ein Lehrjung zum Gesellen gemacht wird" 88—99; „Böttticher-Gesellen" 100—122, und Seite 85 fg. äußert er sich hierzu: „Wenn man das hohe Alter vieler dieser Sitten erweisen kann und erwägt, wie z. B. das Wesen der Maurer, Zimmerleute und Schmiede nicht bloß mit der alten Baukunst, sondern auch der alten Poesie und ihren Formen zusammenhängt; so wird jetzo, wenn auch das meiste davon aus dem eigentlichen Leben ausgetrieben worden ist, eine recht genaue und sorgfältige Sammlung der Sprache, Lieder und Gewohnheiten der Handwerker, und aller Stände, der Jäger, Schiffer, Bergleute, Studenten, Landsknechte, des Adels- und Bauernstandes, ja selbst der Räuberbanden (wozu vielleicht die meisten Materialien vorhanden) für die vaterländische Geschichtschreibung, d. h. die gründliche Erforschung des altdeutschen Lebens ersprießlich und nothwendig sein. Diese Stücke sind zu lange verschmäht worden." Er sammelt und edirt aus handschriftlichen und gedruckten Quellen „Waidsprüche und Jägerschreie" (3, 97—148); handelt von der „Bedeutung der Blumen und Blätter" (1, 131—160), von „Singen und Springen der Boten" mit Erklärung des Todtentanzes (3, 238—240), und theilt ein indisches (1, 165—167) und ein isländisches Märchen (3, 284) mit.

Zu den bedeutendsten Arbeiten Jacob Grimm's in dieser Zeitschrift gehört ohne Zweifel die: „Ueber die Nibelungen", welche um so mehr eine besondere Betrachtung verdient, als sie zugleich eine Erwiderung auf den unten zu erwähnenden Angriff A. W. Schlegel's auf die Altdeutschen Wälder enthält. Bei seinem Aufenthalte in Wien zur Zeit des Congresses hatte er Gelegenheit, die zweite Hohenemser Handschrift dieses Liedes, welche in den Besitz eines dortigen Privatmannes, Namens Frickart, gekommen war, näher kennen zu lernen. Schon in seinem Aufsatze des Jahres 1807: „Ueber das Nibelungen Liet" hatte er über die Myller'sche Ausgabe dieses Liedes geurtheilt, daß dieser den ersten Theil aus der Hohenemser Handschrift, das Uebrige aus Bodmer's Ausgabe von Chriemhilden Rache habe abdrucken lassen, daß aber beide Theile nicht aus einer Handschrift geflossen wären, sondern Bodmer habe jene Hälfte des Liedes aus dem St. Gallischen Codex genommen. Im J. 1812 veröffentlichte dann von der Hagen in der Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst I, 1. S. 1—14 den ihm zugesandten Brief Bodmer's an Myller, aus dem sich die Sache dahin aufklärte, daß Bodmer die zweite Hälfte des Liedes aus der zweiten Hohenemser Handschrift (C), dagegen Myller die erste Hälfte des Liedes von demselben aus der andern Hohenemser Handschrift (A) erhalten habe. Die nun seitdem verschwundene Handschrift, die Jacob Grimm mit

B. bezeichnet, beschreibt er nun zum ersten Mal ausführlich, sucht dann die haltlose Muthmaßung A. W. Schlegel's, Heinrich von Ofterdingen sei der Dichter des Liedes, zu widerlegen, und gibt darauf seine eigene Ansicht von der Entstehung desselben. „Die Sprache unsres Nibelungentextes", sagt er 2, 151 fg., „läßt darüber keinen Zweifel zu, daß er am Ausgang des 12ten oder Anfang des 13ten Jahrh. in dieser Gestalt aufgesetzt und niedergeschrieben worden. Bloß die Frage bleibt: ob wir darunter eine dichtende oder eine umdichtende Hand anzunehmen haben." Nachdem erstere verneint ist, fährt er dann S. 152 fg. fort: „Also sind, wie wir sie besitzen, die Nibelungen nichts anders, denn lebendige, aus der Volkspoesie nothwendig, innerlich hervorgehende, Umdichtung, welche einem Heinrich v. Ofterdingen zuzusprechen weder äußerlich ein irgend entscheidender Grund, noch innerlich eine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, weil dieser Dichter, von dem wir, was überhaupt auffällt, sowie von Klingsor, nichts gewisses zum Maasstab übrig haben, andern jenzeitigen entweder gleichgesetzt, oder als mythischer Name in noch früheres Alter gerückt werden müßte." ... „Ueberhaupt scheinen mir die, welche auf diese Ansicht verfallen oder sie ergreifen, die Beschaffenheit unserer fast sämmtlich dichterlosen, nur ihrer Kürze halb geringeren, an sich eben so epischen und trefflichen Volkslieder nicht klar zu erkennen. Ein kleines Volkslied stößt ihren ganzen Beweis um; es steht da in festen, noch schönern, alten Worten und Wendungen als die Nibelungen; findet den, der es gemacht hat! Es ist freilich in jenen die ganze Anlage und Entwickelung breiter und mehr ausgesponnen, und darin hauptsächlich eine gewisse Verschiedenheit von dem gedrängteren Styl kurzer Volkslieder mit begründet; größere aber, wie der Gesang von Hildebrand und Alebrand, stehen dazwischen mitteninn, um uns hinreichend darzuthun, wie der mächtige Strom des Epos sich allmählig in immer engere Flüsse und Arme eindehnen müsse. Wenn also diesem nicht ungleich schon die Nibelungen bloß eine volksmäßige Neugestaltung unversiegbarer alter Grundlagen waren, so kommt es wiederum darauf an: den Grund zu bestimmen, vermöge dessen der Urheber ihrer gegenwärtigen Gestalt mehr als ein eigentlicher Umdichter, oder mehr als bloßer Rapsod, der die Stäbe des alten Liedes gesammelt und wieder gebunden, erscheine? Und wiewohl es ungerecht wäre, die bestimmte Abscheidung zweier vielfach ineinanderlaufender Grenzen, hier des überlieferten Stoffs, dort des neuen mit der Zeit nöthig gewordenen Worts, streng zu fordern, da vielmehr ein gegenseitiges Nach- und Zugeben immer dagewesen sein wird, so muß die Geschichte der Poesie dennoch unverrückt auf eine Absonderung dessen, was in jeder Epoche des Epos davon früher da war und jetzt hinzutrat, ausgehen. Für die Nibelungen würde diese ebenso schwierige als interessante Arbeit durch die nordische Wilkinensage befördert und ziemlich befriedigend gelöst." ... „Die ganze Umständlichkeit und Fülle der nordischen (aus deutscher Quelle eingeständig geschöpften) Erzählung beweist, daß Sache und (was darans folgt) Lied an anderer Stelle oder zu anderer Zeit bereits in lebendiger, voller Poesie vorhanden gewesen sein müsse. Von diesen Niedersetzungen, so zu sagen zeitlichen Erscheinungen des Urstoffs wird jede in Wort und Inhalt eigenthümliche ihre Vorzüge, wie Schwächen gehabt haben, und es kann auf den leiblichen Verfasser der einen oder der andern in den meisten Stücken weniger der Name eines Umdichters als der eines Umsammlers fallen." Als weitere Beweise dazu führt er dann noch Kaspar von der Rhön an, der nach seiner Weise die alten Lieder umsang, sowie die in den verschiedenen Handschriften unserer Nibelungen sichtbaren Spuren des an die Stelle der frühern Ruhe in der Mitte der Langzeile getretenen Mittelreims. Dann beantwortet er noch die Frage: inwiefern bei unsern Nibelungen eine lateinische Abfassung im Mittel liege? untersucht, welche Bewandtniß es mit der bekannten Stelle am Schlusse der Klage habe, daß Bischof Pilgrim von Passau vom durchreisenden Spielmann die Geschichte selbst erkundigt und darauf von Konrad, seinem Schreiber, lateinisch habe aufsetzen lassen, kommt dann S. 159 fg. auf die Hohenemser Handschrift B. zurück und findet darin eine Bestätigung seiner oben ausgesprochenen Ansicht über die Entstehung des Liedes. „Verglichen mit der aus A. (bei Myller) abgedruckten Vorderhälfte fand ich darin nicht blos geringe und bedeutende einzelne Abweichungen, sondern selbst 48 neue ungedruckte ganze Strophen; wodurch das volksmäßige wohl niemals voll ausgesungene, rapsodische Wesen des Liedes natürlich sehr an den Tag kommt. Man hätte nur die Wahl, entweder noch einen neuen Umdichter anzunehmen, oder die Verschiedenheit aus Nachlässigkeit und Willkür der bloßen Schreiber zu erklären." Er entscheidet sich dann dahin: „Unter dem vorhin entwickelten, wie mir deucht, richtigen Gesichtspunkt haben alle solche Varianten ihren guten Sinn und Recht: sie sind entsprungen aus der nicht ein wie's andre mal lautenden mündlichen Hersagung nicht bloß eines Sängers, und wenn man ein schon geschriebenes Buch vor sich gehabt, um es abzuschreiben (worüber manches äußere, z. B. die Abtheilung in Abenteuer, insofern sie verschieden oder gleich, weiter führen kann) möglichst aus dem treuen Gedächtniß sangeskundiger Schreiber. Vielleicht zuweilen mit unschuldiger Nachhilfe und kurzer Einschaltung, am allerwenigsten aus künstlicher Um- oder Ueberdichtung. Aus allem diesen folgt der Schluß, wie wichtig für die genaue Einsicht und Kenntniß des herrlichen Gedichts gehöre, daß davon alle und jede vorhandene eigenthümliche Handschrift vollständig für sich und mit andern unvermischt gedruckt erscheine." — Wie mislich es aber sei, einen vermeintlichen bessern Text aus allen zusammen zu zimmern, bezeugte „allem darauf verwandten Fleiß zum Trotz die Hagensche Ausgabe" (von 1810). Als Probe gibt er schließlich aus der Hohenemser Handschrift B. einen sorgfältig redigirten und mit einigen wenigen Anmerkungen begleiteten Text des Abenteuers von der Jagd und Ermordung, und im 3. Bde. S. 1—13 gibt er gleichermaßen jene „Acht und vierzig neue Lieder aus den Nibelungen nach der Hohenemser Handschrift B. nebst unterschiedlichen wichtigen Lesarten" heraus.

Wilhelm Grimm gibt außer den „Zeugnissen über die Heldensage" ebenfalls mittelhochdeutsche Texte heraus, als: „Von einem fahrenden Schüler" (2, 49—69); „Von einem heiligen munch" (2, 70—84); „Von den berten" (2, 84—88); „Aus Reinfried von Braunschweig"; „Sage von der Springwurzel" (2, 89—95); „Vom Neidhart" (2, 96); „Der Traum" (2, 135—144); „St. Catharinen Grab auf Sinai" (2, 185—187); „Von der Trunkenheit" (2, 188—192); „Die goldene Schmiede von Conrad von Würzburg" (2, 193—288); „Der Schwan-Ritter von Conrad von Würzburg" (3, 49—96); „Von der minne eins albern" (3, 160—163); „Von des babst gebot zu den meiden und wiben" (3, 164—167); „Bruchstücke aus zwei verlorenen Handschriften der Nibelungen" (3, 241—252); „Aus einer alten Weltchronik" (3, 278—283).

Von andern Gelehrten haben sich nur Benecke und Docen betheiligt, jener in einem Aufsatze „Ueber den altdeutschen Umlaut" (1, 168—173), wozu Jacob Grimm einen Anhang lieferte, dieser „Aus Stricker's Fabelbuch, genannt die Welt" (2, 1—7) und „Ueber Hartwigs von dem Hage Leiden der heil. Margareta (3, 148—159). Die Zeitschrift hat daher das Eigenthümliche, daß fast Alles von den Herausgebern selbst stammt, aber nicht dieses, sondern die Ungunst der damaligen buchhändlerischen Verhältnisse war der Grund, daß dieselbe mit dem dritten Bande einging.

Jacob Grimm veröffentlichte zugleich im J. 1813 in Schlegel's Deutschem Museum 3, 53—75 eine Abhandlung: „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte. Mit altdeutschen Beispielen" (Kl. Schriften 4, 74—85), auf welche wir hier näher eingehen müssen, da er hier zu Resultaten gelangte, auf denen die spätere Wissenschaft fortbauete. Die Veranlassung dazu war wol hauptsächlich sein eigenes Studium, aber auch die neuen Schriften von Görres und Kanne auf dem Gebiete der Sagen- und Mythenforschung, und wir können deshalb nicht umhin, diese mit den einschlagenden Anschauungen kurz zu erwähnen. Im J. 1808, fast zugleich mit Jacob Grimm's Abhandlung: „Gedanken wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" erschien in der Zeitung für Einsiedler die von Görres „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen". Görres hatte darin nicht nur den Nachweis zu liefern gesucht, daß unsere Heldendichtung, der ein großes kolossales Gedicht unterliege, von dem die Nibelungen nur ein Gesang gewesen seien, den Stürmen der Völkerwanderung ihre Entstehung verdanke und auf gothischem und fränkisch-burgundischem Boden erwachsen sei, sondern er hatte auch den Ursprung aller nationalen Poesie zu ergründen gesucht. Dieser fällt ihm zusammen mit dem Ursprung der Nation im Orient; „wo ihre Geschichte aus der Naturgeschichte hervorgebrochen, da ist der Faden angeknüpft und sie nehmen ihn durch alle Gänge ihrer Entwickelung mit". ... „In der That geht ein Geschlecht von Sagen im Orient um, das, in gerader Linie von denselben Vorvätern abstammt, den gleichen Familiencharacter mit den nordischen Traditionen trägt. Die Perser ... aus einer Wurzel mit Jenen hervorgegangen, haben in ihrer Poesie auch am meisten nordische Physionomie angenommen", und da er in den Dichtungen des Ferdousi, sowie in sonstigen Gedichten und Werken, die sämmtlich auf alten Traditionen beruhen, alle Hauptmomente der occidentalischen Poesie gleichsam vorbildlich angelegt sieht, so kommt er zu dem Resultat: „Das war die Mitgabe, die bei ihrem Zuge nach dem Westen die Völker aus dem Stammland mitgenommen, wie sie sich schaarten je nach Stämmen und Geschlechtern und Zungen, da bearbeitete jedes die Masse auf eigene besondere Weise; es siedelte die alte Fabel sich mitten unter ihnen an, und wurde immer wieder jung, und hatte Landesart und Volkessitte, und ging mit auf allen ihren Wegen, wie ein groß mächtig Wesen, das vor ihnen her immer über die Berggipfel schritt, und Thaten auswarf wie Samenkorn in Bogen links und rechts, das aufging in Gesängen, die durch die Thäler klangen." ... „Im Urbeginn war eine Poesie und eine Fabel, die bildete im Fortschritt jedes Volk auf eigene Weise sich und seinen Thaten an" (S. 91—95). Und in seiner 1811 erschienenen „Mythengeschichte der asiatischen Welt" 2 Bde. geht er von dem Grundgedanken aus: „Ein Dienst und eine Mythe war in uralter Zeit, es war eine Kirche und auch ein Staat und eine Sprache" (Bd. 1. S. 11). In demselben Jahre erschien auch Kanne's Schrift: „Pantheon der ältesten Naturphilosophie. Die Religion aller Völker." Auch er geht von einer Urnation aus, aber der Glaube, den die Völker davon empfangen, ist ihm eine Theogonie und Kosmogonie, die er nun in allen Religionen und Sagen, sowie in der ältesten Geschichte der Völker nachzuweisen sucht. Und da in dem Allen die mythische Einerleiheit der Begriffe und Anschauungen des Erkennens und Zeugens walte, so sucht er dieselbe nicht nur in den Mythen und der als Mythus zu betrachtenden ältesten Völkergeschichte, die er deshalb überall, selbst bei den Israeliten und Griechen, in Mythen auflöst, sondern auch in den Worten auf.

Jacob Grimm hält auch jetzt an seinen früher ausgesprochenen Grundansichten fest, stellt sie denen von Görres und Kanne gegenüber, begründet sie schärfer und gelangt zu jenen neuen Resultaten, welche für die Wissenschaft so bedeutend geworden sind, aber er dehnt mit Görres und Kanne den Begriff des Mythischen weiter aus, was ihm früher poetische oder bildliche Wahrheit war, das ist ihm jetzt mythische oder göttliche, seiner reichen Combinationsgabe läßt er jetzt mit diesen seinen Vorbildern die Zügel schießen, der Kanne'schen Manier, die Einerleiheit der Mythen auch in den Worten aufzuspüren, gibt er sich jetzt vollends hin und ergeht sich dabei in Etymologien, welche allen Gesetzen der Sprache spotten. Diese Richtung hat Jacob Grimm auch schon mit dem 1. Bande der Altdeutschen Wälder eingeschlagen, dessen Beginn mit diesem Aufsatz fast gleichzeitig ist.

„Das Erste", hebt er an, „was ein aufrichtiges Gemüth aus der Betrachtung alter Fabel und Sage lernen kann, ist, daß hinter ihnen kein eitler Grund, keine

Erdichtung, sondern wahrhafte Dichtung oder objective Begeisterung liegt. Bald aber wird die tiefer schreitende Untersuchung auf den Punkt dringen, wo man zu fragen hat: wie sich Sagenwahrheit verhalte zu der historischen Wahrheit, gleichsam zu einer greiflichen eine fühlbare." ... „Es scheint mir, als sei hier eigentlich bloß Zweierlei zu antworten möglich: entweder müßte die mythische Wahrheit eine himmlische oder eine irdische genannt werden. Lösen sich alle Sagen in einfache, immer einfachere Offenbarungen des Heiligsten auf? Sind sie nur ein wechselndes für das Unendliche, Unfaßliche, sich neuversuchendes Wort und fließen sie, im Schein wandelbar, im Grund unwandelbar, endlich in dem Urgedicht zusammen, von dem sie ausgegangen waren? Oder aber haben sie sich, wie Gebirgsluft über Fernen tritt, an die vergangene Menschenzeit gesetzt, gehören sie zu unsrer Geschichte mit, und sind sie gleich dieser ewig hin etwas Neues, Verschiedenes, höchstens Aehnliches?" Nachdem er dann kurz ausgeführt, was sowol zu der letzten Meinung führe, als auch was ihr entgegenstehe, fährt er fort: „Diese erste Meinung hat etwas Erhebendes und Großes, weil sie Menschen und Helden gen Himmel rückt, sie in Sterne und Götter verwandelt und dem Forscher ein so weites Feld öffnet, das auf das vielseitigste gebaut werden kann, ohne an Ergiebigkeit zu verlieren. Und wie unzweifelhaft und überzeugend sie mir auch in vielen Fällen vorgekommen sei, gestehe ich doch, daß sie andre Male etwas Niederschlagendes mit sich zu führen scheint, darum, weil sie uns eigentlich ein Stück unseres Trostes der Geschichte wegschneidet. Aller Trost aber, den wir aus der Geschichte schöpfen, beruht eben auf unserer Genossenschaft und Gleichheit mit den gewesenen Menschen, da wir Gott nie gleich werden können; wird also die alte Geschichte für eine übermenschliche erklärt, so steht sie uns schon gewissermaßen entfremdeter. Im Gegentheil regt sich ein sicheres Gefühl, daß unsere Vorfahren selbst zu jenen alten Handlungen beigetragen hätten, und wir würden das Andenken daran, das wir als ein Erbe und Eigenthum betrachten, uns mit Schmerzen entreißen sehen. Würde nicht die Freude an unseren altdeutschen Liedern abnehmen dadurch, daß uns Jemand sagte, der Rhein, der in ihnen fließe, sei nicht unser geliebter Fluß, oder Brunhild nicht auf deutschem Boden gestorben, sondern vielleicht auf dem Gipfel des Caucasus, und so immer weiter zurückführend. Und selbst wenn wir bei einer mit uns eingewanderten Sage stehen bleiben, so hat doch der nahe Grund und Boden der langen Heimath noch viel größere Kraft über uns. Nur dadurch wird der Widerspruch versöhnt und gehoben werden, daß man beide Meinungen vereinbart, d. h. dem Volksepos weder eine reinmythische (göttliche) noch reinhistorische (factische) Wahrheit zuschreibt, sondern ganz eigentlich sein Wesen in die Durchdringung beider setzt. Gottähnlich sind alle Menschen, allein Gottes Ebenbild wurde erst durch die That des Menschen, der seines Gleichen zeugt, gleichsam zu jedem gebornen Menschen herzugerufen, und neuerdings mit wiedergeboren; so ist auch zu dem Epos eine historische That nöthig, von der das Volk lebendig erfüllt sei, daß sich die göttliche Sage daran setzen könne, und beide sind durch einander bedingt gewesen." Hiermit ist Jacob Grimm zu einem wesentlich neuen Resultat im Gegensatz zu Görres und Kanne gelangt, und hat zugleich die Entstehung und das Wesen des Epos so richtig bezeichnet, daß die zukünftige Wissenschaft nur darauf fortzubauen hatte. Wenn er aber nun aus altdeutschen Beispielen seine Auffassung deutlicher zu machen sucht, und zwar an der Fabel von Wilhelm Tell und an den Traditionen von der spinnenden Frau Berta, so verfällt er hier ganz in die Görres-Kanne'sche Manier, er stellt die verschiedenartigsten Sagen aller Völker zusammen und sucht ganz wie Kanne aus der innern Bedeutung der Namen ihre Identität nachzuweisen. Tell fällt ihm nicht nur mit dem englischen Bell, den nordischen Toko und Eigill zusammen, sondern auch mit dem griechischen Bellerophon. Auch Berta ist ihm nicht nur identisch mit Frau Holle, sondern „wie Holle die Erde, war es auch Berta, nach abgeworfenem Vorsatz (wie Erka, Berka, Herka) Erta, Hertha, Mutter Erde (De-meter, d. i. Gä-mäter)". Aus diesen und andern Beispielen findet er es dann einleuchtend, „daß sich die meisten scheinbaren Verschiedenheiten zurücksehnen nach einer ursprünglichen Einfachheit (wie wir nach Gott), daß alle Formen einen reinern oder verhüllteren Gedanken, der von solchem Reichthum und einer Stärke ist, daß er in Sprachen und Sagen unendliche Strahlen wirft". ... „Auf ähnliche Art könnten wir auch unsern Tell wenigstens vergleichen mit Abel (der wie Belleros vom Bruder erschlagen wurde), mit Bellus und Apollon (A-bellos) den Pfeilsendenden, und Sibich, das böse Princip deutscher Fabel, würde aus Typhon, Schiwen, Siva vielfach erläutert werden." Er schließt mit einer höchst anziehenden Betrachtung über das Wesen der Poesie überhaupt und das Epos insbesondere, sowie über das Verhältniß von Mythus und Geschichte. „Betrachten wir aber nun auch", sagt er, „das Wesen der Poesie, welche Fülle von Sprachlebendigkeit hat sich zwischen der Ursprache (der offenbarten) und den heutigen Mundarten bewegt; welch ein Sprachreichthum des epischen Lebens liegt zwischen der göttlichen Idee und folgenden Zeiten, worin sie sich tausendmal wiedergeboren, an menschliche Geschichten anknüpfte! Die Poesie, das Epos ist nun gerade diese nährende Mitte, diese irdische Glückseligkeit, worin wir weben und athmen, dieses Brod des Lebens; weiter und freier als die Gegenwart (die Geschichte, eine vergangene Gegenwart), enger und eingeschränkter als die Offenbarung (der zeitlose Ursprung). In der allgemeinen Sprache würde kein Dichter singen können, durch eine allgemeine Mythologie würden wir uns um unsere Lieder, so zu sagen um unsere weibliche Freude am Leben bringen, und sollen daher, wenn wir das allgemeine und einzige ergründen wollen, das Besondere, Vaterländische, Häusliche in der That unangetastet ruhen lassen. Wenn Homer und die Nibelungen uns das Herz bewegen, so ist gewiß, daß eine mythisch bewährte gelehrte Mischung beider es kalt lassen müßte, oder doch nicht so erfüllen könnte." ... „Nach

meiner Meinung wird es feststehen, daß das Epos, ja jeder rechte Mensch einen doppelten Leib an sich trage, einen göttlichen und menschlichen. Jener hebt die Poesie über die bloße Geschichte, (in der oft alle Luft niedergebrannt ist und nur kahle Mauern stehen,) dieser nähert es letzter wieder, indem er sie nie ohne historischen Hintergrund läßt, und ihr einen frischen Erdgeruch verleihet, der nichts Eingebildetes, sondern etwas Wahrhaftes ist." ... „Dies Verhältniß des Mythus zur Geschichte ist mit andern Worten das des Schicksals zu der Freiheit. Wer nun das Menschliche im Epos leugnet, der würde Alles auf eine lastende Nothwendigkeit zurückführen, da doch vielmehr das Nothwendige und Freie durch ein ebenfalls unauszugründendes Wunder in unserm Leben, wie himmlische und irdische Wahrheit in derjenigen, welche ich die epische genannt habe, unabtrennlich gebunden sind, sich beide untereinander erquicken und tränken."

In demselben Jahre lieferte Jacob Grimm noch einen Aufsatz im Gothaer allgemeinen Anzeiger Nr. 67. S. 681—686: „Auch etwas über die Wiedereinführung der altdeutschen Heldengedichte und besonders der Nibelungen in den Schulen", und zugleich einige Recensionen. In den Heidelb. Jahrb. der Literatur Bd. 2. Nr. 54. S. 849—862 von: Lohengrin. Herausgegeben von Görres (welches Buch den Brüdern Grimm zugeeignet war), worin er diesen „in der wüsten Vermengung alles Denkbaren noch überbietet"; ferner in der Leipziger Literaturzeitung Nr. 27. S. 210—213 von: Büsching, Volkssagen, Märchen und Legenden.

Die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 führten nun Jacob Grimm zu Anfang 1814 bis zum Sommer nach Paris, dann von October 1814 bis Juni 1815 nach Wien und darauf bis December abermals nach Paris. Hierdurch erlitten seine Arbeiten vielfache Unterbrechungen, doch hatte er sich Alles zu Nutze zu machen und sich anzueignen gewußt, was sich ihm auf seinen Reisen und an jenen beiden Orten für seine Studien Förderliches darbot. Aus dem Jahre 1814 haben wir daher, außer dem kurz vor seiner Abreise nach Wien mit Wilhelm zum Abschluß gebrachten zweiten Bande der Märchen, der 1815 erschien, nur eine Arbeit desselben zu verzeichnen: die Recension von der zwar anregenden, aber gänzlich verfehlten Schrift K. W. Gölling's: Ueber das Geschichtliche im Nibelungenliede, die Jacob Grimm in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung Nr. 101. S. 1601—1608 (Kl. Schriften 4, 85—91) erscheinen ließ. Reicher ist dagegen das Jahr 1815 an Publicationen theils von längst gemeinschaftlich mit Wilhelm vorbereiteten Arbeiten, theils einiger, die er für sich selbst unternahm und wozu er in Wien Anregung und Muße gefunden hatte.

Von den mit Wilhelm gemeinsam vorbereiteten Arbeiten erschien aller Wahrscheinlichkeit nach zunächst das 1813 angekündigte Werk: „Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Strasburgischen und Vaticanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin 1815." Sie geben zuerst eine Uebersetzung des Gedichtes (S. 1—30), dann die Urschrift mit Anmerkungen (S. 31—132), darauf Erklärung des Gedichtes in folgenden Abschnitten: 1) Aeußeres: Verfasser, Quelle, Zeit, Handschriften. 2) Epische Natur. 3) Ueber den Aussatz. 4) Heilung des Aussatzes durch Blut. 5) Der aussätzige Blutsbruder. 6) Opfer. 7) Name: Armer Heinrich (S. 133—208). Das Gedicht hatte zuerst Myller in seiner Sammlung 1784 nach der Strasburger Handschrift abdrucken lassen, und zwar genauer als alle übrigen der darin befindlichen Abdrücke, dennoch nicht ganz fehlerfrei. Dann hatte Büsching das Gedicht herausgegeben, welche Ausgabe Jacob Grimm, wie schon erwähnt, in den Heidelberger Jahrb. 1812 recensirte. Die Brüder Grimm verglichen an Ort und Stelle die Strasburger Handschrift sorgfältigst, legten dieselbe, als die älteste, ihrer Ausgabe zu Grunde und wiesen die hauptsächlichsten Abweichungen der Vaticanischen, welche eine Ueberdichtung verräth und von der ihnen Glöckle eine Abschrift verfertigt hatte, in die Anmerkungen, behielten aber die Schreibweise der Handschriften unverändert bei. Ihre Ausgabe, die sich selbstverständlich in jeder Hinsicht vor der Myller'schen und Büsching'schen auszeichnet, ist nunmehr zwar weit überholt; allein das Urtheil, welches sie über den Werth des Gedichtes und dessen Verhältniß zu den übrigen Dichtungen Hartmann's, sowie zu andern gleichzeitigen höfischen Dichtungen aussprechen, ist, abgesehen von einer gewissen Ueberschätzung desselben, grundlegend geworden, und bezeugt, daß sie auch hierin alle gleichzeitigen Kenner unserer alten Poesie übertrafen. „Ueberhaupt", sagen sie von dem Gedicht S. 137 fg., „wird jeder einräumen, daß die Erzählung durchweg so gründlich gehalten und geführt, und jedes Einzelne so musterhaft gefügt ist, wie sonst nirgends bei einem Meister der Zeit. Dadurch wird unsere Dichtung von der einseitigen Weise derselben, welche das frische Leben der Sage durch an sich noch so geschmückte Stellen und Gedanken unterbricht, erhaben und sie stellt die tugendhafte Handlung, die sie erzählt, zu einer so vollkommen ungestörten Entwicklung anschaulich dar, daß ihr gar nichts fehlt, abgeht, noch überfließt und sie ein eben gestrichenes Maas von Rede und Sache zeigt. Diesen innern spiegelgleichen Wachsthum des Lebens und vollen Schritt der Begebenheit zu treffen, ist außer der Volkspoesie, die darin lebt und webt, nur den größten Dichtern aller Zeiten gegeben." ... „Bei diesem Vortheil muß auch der günstige Umstand erwogen werden, daß unser Dichter einer deutschen, bescheidenen einfachen Sage folgte, während er sonst und fast alle seine Mitmeister fremde, zwar reichere und buntere Stoffe angenommen hatten, in denen längst der erste Guß zerbrochen war. In dieser Betrachtung ertheilen wir diesem kleineren Werke unseres Dichters das größte Lob, das nur irgend einem Gedichte aus seiner Zeit zukommen kann." ... „Die eigene und besondere Gabe des Dichters wirkt dazu freilich das Ihre mit, und auch durch seinen Iwein bricht unverkennbar eine gewisse Milde und Geschlossenheit durch, die wir weder im Tristan noch weniger im Parcifal wahrnehmen. Im Tristan fließt die Rede sanft wie im Iwein, aber

noch lieblicher, anmuthiger, manchmal bis ins spielende; der Parcifal ist herber und schwerer, als beide, aber kühner und prächtiger. In allen drei Werken treten uns die Eigenthümlichkeiten der drei größten altdeutschen Dichter ihrer Zeit auf das Deutlichste vor Augen, Gottfrieds, Hartmanns und Wolframs. Das Gedicht vom armen Heinrich ist zu klein, um sich diesen zur Seite zu stellen, steht aber an innerer Gediegenheit zu alleroberst."

Darauf erschien außer dem zweiten Bande der Märchen und der Altdeutschen Wälder die von den Brüdern schon länger vorbereitete Ausgabe der eddischen Heldenlieder unter dem Titel: „Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Berlin 1815." Von diesen Liedern hatte zuerst Gräter 1811 die Helga-Quida Hattingia-Scata herausgegeben und erläutert, und damit erhielt Deutschland gewissermaßen die erste Kunde von dem Vorhandensein dieses dasselbe so nahe berührenden Liederschatzes, und in demselben Jahre gelang es Wilhelm Grimm, der sich besonders mit den nordischen Lieder- und Sagenschätzen beschäftigte und sich darum besonders verdient machte, durch die Vermittelung des Generals Grafen von Hammerstein eine vollständige Abschrift dieser noch ungedruckten Lieder zu erhalten, und erklärte, gemeinschaftlich solche mit seinem Bruder, von einer deutschen Uebersetzung begleitet, herausgeben zu wollen (s. Wilhelm Grimm, Altdänische Heldenlieder. Vorr. S. XX und Nachschrift S. 545). Allein andere Arbeiten kamen dazwischen, und da zu gleicher Zeit von der Hagen durch Nyerup ebenfalls eine Abschrift der Lieder erhalten und sich beeilte, sie herauszugeben, so benahm er dadurch den Brüdern Grimm das Verdienst und die Ehre, dieselben zuerst durch den Druck zugänglich gemacht zu haben. Im J. 1814 ließ derselbe auch eine Verdeutschung und Erklärung derselben folgen. Die Textausgabe war aber ohne jedes tiefere Verständniß angefertigt, und die Verdeutschung, obwol alliterirend und manchmal das Richtige treffend, war ohne allen wissenschaftlichen Werth, sodaß sich die Brüder Grimm mit Recht um diese beiden Arbeiten gar nicht kümmerten, wenigstens sich von ihrem Project nicht abhalten ließen. Was die Hilfsmittel ihnen darboten, war nichts als wenige Glossare skandinavischer Gelehrten, unter denen das dem ersten Bande der Koppenhagener Edda beigegebene das bedeutendste war, sowie das 1814 erschienene isländische Lexikon von Björn Haldorsson, herausgegeben von Rask, und dessen isländische Sprachlehre. Die Brüder Grimm blieben aber bei dem, was ihnen diese Hilfsmittel boten, nicht stehen, sondern mit ihren bedeutenden Sprachkenntnissen und allem ihrem Scharfsinn drangen sie tiefer in die oft so außerordentlich dunkle Sprache der Lieder ein. Sie geben den Grundtext von den ersten dreizehn Heldenliedern (es fehlen demnach Oddrûnargrâtr, Atlakviđa, Atlamâl, Gûđrunarhvöt und Hamđismâl), mit kritischen, sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und einer gegenüberstehenden wörtlichen Uebersetzung, der dann eine zweite, mehr umschreibende, in Prosa folgt. Der zweite Theil, der die fehlenden Lieder nebst einem ausführlichen Commentar enthalten sollte, ist nicht erschienen; er war nebst dem ersten Bande durch den im J. 1818 erschienenen zweiten Theil der Koppenhagener Edda, welcher sämmtliche Heldenlieder mit gründlichem Commentar ꝛc. enthielt, wie Jacob Grimm in seiner Recension dieses Bandes (Gött. gel. Anz. 1819. S. 1014) selbst gesteht, „ziemlich oder gänzlich überflüssig gemacht", oder vielmehr, wie er später in der Rede auf Wilhelm Grimm (Kl. Schriften 1, 171) sagt: „aus mehr als einem Grunde ist es beim ersten Bande geblieben. Offenbar hatten wir zu hoch gegriffen und uns zugetraut, daß die Wahrnehmung und Entfaltung überraschender Bezüge, die das Nordische mit unserm Alterthum hat, Schritt halten könne mit Besiegung zahlloser Schwierigkeiten, die der alte Text herbeiführt und wozu es langer über Rask's isländische Grammatik hinausreichender Bekanntschaft mit den Geheimnissen der altnordischen Sprache bedurfte. Gleichwol gereichte die muthig angesetzte Arbeit selbst, mir wenigstens, zur Festigung meiner Studien in diesem wichtigen Theil unserer Sprachkunde."

Jacob Grimm veröffentlichte dann in Wien folgende Arbeiten:

Zunächst „Irmenstraße und Irmensäule. Eine mythologische Abhandlung von Jacob Grimm. Wien 1815." Die Abhandlung ist dem Nationalinstitut von Holland gewidmet, aus Dankbarkeit dafür, daß er zu dessen Mitglied ernannt worden war. Dieselbe war schon seit einigen Jahren vorbereitet, allein Jacob Grimm hatte mit der Herausgabe gezögert, wie er selbst im Vorberichte sagt, „weil ich solche dem Publicum vorzulegen mich theils gescheut, theils es wenigstens mit andern sich gegenseitig helfenden Arbeiten zu thun beabsichtigt hatte. Sie würde auch als Beilage oder Beleg zu meiner Vorstellung von dem Wesen der Sprachen, in welchen, wie in der Natur insgemein, bis in ihre kleinsten Theile, ein lebendiges Geschäft wacht und waltet, deutlicher geworden sein." Den eigentlichen Zweck dieser Schrift spricht er an deren Schluß S. 63 aus: „die langverkannte himmlische und irdische Auslegung der Irmensäule und Irmenstraße habe ich zu geben versucht". Er geht, um dies zu erweisen, S. 7 von dem Satz aus: „Der schimmernde Streif zahlloser Fixsterne am nächtlichen Himmel ist einstimmig von beinahe allen Völkern in dem mythischen Gedanken von Weg und Straße oder von Ausstreuung näher begriffen worden." Aus Sprache und Mythus sucht er dann darzuthun, daß sich die Orientalen (Chinesen, Araber, Syrer, Neu-Hebräer, Perser, Copten, Aethioper) die Himmelsstraße vorherrschend mit Spreu bestreut dachten, die Griechen mit verspritzter Milch, wonach sie die Milchstraße genannt werde, eine Vorstellung, welche auch den Orientalen nicht fehle. „Im Christenthum nahm die Idee wieder eine neue Wendung." ... „Es herrschte nunmehr der Begriff von einer himmlischen Wanderstraße vor. Eigentlich ist die Vorstellung schon den Alten nicht fremd, es war die Straße, worauf die seligen Götter zur Wohnung des Zeus geleitet wurden, worauf tapfere Helden und Männer in

das Haus der Seligen gehen. Also Straße der Seelen (S. 15). Diese, auch dem Orient bewußte und selbst wilden Stämmen unvergessene Ansicht ist nun in die christliche Vorstellung des Mittelalters zumal verflochten und in den kerlingischen Sagen ganz volksmäßig. Auf der himmlischen Straße wandeln Gottes Boten, Engel und Heilige, nieder, weil aber unter diesen der heil. Jacob am öfterſten erscheint, so heißt sie die Jacobsstraße, gleichsam die im alten Testament vorbedeutete Jacobsleiter, auf deren Sprossen Engel von den Wolken herab bis zur Erde steigen" (S. 16). Er sucht dann auszumitteln, wann die Sage von der himmlischen Jacobsstraße sich in dem christlichen Europa zuerst ausgebildet habe, und findet sie zuerst in dem kerlingischen Mythus des französischen Volksbuchs von Charlemaine oder vielmehr in dessen Quelle, dem alten Gedichte von der runzisaller Schlacht. Er kommt dann auf die altdeutsche Sage vom Ursprung der Milchstraße, den himmlischen Iringsweg, wohin der Held erhoben wurde, und da dieser zugleich auch auf den irdischen übertragen wurde, auf dem der kühne Held endigte, so geht er nun zu den berühmten Erdenstraßen über. Zuvor aber erforscht er die innere Bedeutung der Wörter „Weg" und „Straße" in den verschiedensten europäischen Sprachen, findet in der Einfachheit des Wortes schon den Grund der Fabel von der Stroh- und Milchstraße wieder, und kommt zu dem Schlusse (S. 28): „Diese bloßen Beispiele aus der unendlichen Sprache, in der nur ein unablässlich in einander greifendes Leben wohnt, so, daß jedes Wörtchen kettenweise zu dem höchsten führen muß (an sich sind alle und jede Wörter nur eins; es kommt darauf an die Kette nachzuweisen), schließen sich theils an die vorhergehende Untersuchung über die himmlische Straße an, theils aber müssen sie bei der folgenden über die irdische leiten." Darauf geht er zu den einzelnen Sagen von berühmten Landstraßen über, die bei weitem wichtigste Sage ist ihm die altenglische, nach der schon seit alten Zeiten vier große Straßen England durchschnitten: die **Fossa, Watlingstreet, Ermingstreet, Ryknildstreet,** in deren sprachliche Bedeutung er einzudringen sucht. Die bedeutungsvollste unter diesen ist ihm die Ermingstreet. Wie ihn die Watlingstreet auf die Bedeutung Pilgerstraße führt, so auch die Ermingstreet; „denn Armkak, ein Armer, ist zugleich ein Wanderer, Bettler und Vagabund". „Aber wer sieht nicht auch", fährt er nun fort, „daß diese Erming- oder Erningstraße ganz sicher unsre deutsche Eurings- oder Iringsstraße ist, daß jener die Namen Ermenfried, Irmenfried genau zusagen? In der deutschen Fabel steht aber die Iringsstraße bald am Himmel, bald auf der Erde, und die englische weiß bloß von einer irdischen; umgekehrt setzt sie die danebengestellte Watlingstraße zugleich an beide Orte hin" (S. 39 fg.). Hier fällt ihm nun die Irmensäule in den Kreis der Untersuchung. „Irmin, später Iring, war den germanischen Heiden ein hehrer Gott, König und Herrscher, allmählig wurde er in dem Epos zu einem großen Menschenhelden, weil nach einem nothwendigen Gang der Sage ihre Wiedergeburten uns immer näher zu rücken pflegen" (S. 41). Da ihm nun Irmin beides ist Held und Gott, dasselbe aber auch allgemein, hoch, hehr bedeutet, die Irmenstraße, wie die damit genau parallelen alten Heerstraßen: Königsstraße, Dietstraße, die allesammt freilich die große, Jedermann gangbare Wanderstraße ausdrücken, aber hernach auch die von dem alten König und Gott aufgebaute, so bedeutet ihm die Irmensäule auf ganz gleiche Weise wiederum zweierlei, „einmahl die göttliche, sodann die menschliche, allgemeine, die hohe, hehre Säule, sowie Irmenstraße den großen, breiten Weg" (S. 41—44). „Die Götterbilder und ihre Säulen standen aber auf dem Hauptplatz des Ortes, von dem aus die Straßen und Thore gingen, an der Wegscheide und an den Wegen selbst." ... „Natürlich also wurden die heiligen Säulen zu gleicher Zeit Wegesäulen, wodurch wir die Irmensäule in einem nothwendigen Zusammenhang mit der Irmenstraße erblicken. Die altdeutschen Weichbilder der Städte, die Rolandssäulen am Gerichtsplatz" .. „scheinen mir durchgehends derselben Idee zu folgen. Da nun vorhin aus mancherlei zusammenfließenden Gründen der Sprache und des Mythus dargethan worden ist, daß die armen Leute, Pilgrime und Bettler unter dem Schutz der Irmenstraße stehen, so ergibt sich auch hier wieder, daß sie unter dem Geleit der Irmensäule wandern und umherziehen. Anderwärts habe ich den doppelten Sinn des Wortes Wanderer selbst darzulegen gesucht; bald bezeichnet es einen Gott, der die Welt zu prüfen kommt, bald den armseligen Pilger und das bestätigt genau, was oben von der Jacobsstraße angeführt wurde, daß sie nämlich bald die Straße der seligen Geister und Engel, d. h. die Milchstraße, bald aber die der Erdenpilger, d. h. die Irmenstraße andeute, so daß sich allenthalben der beiden Straßen innige Verwandtschaft klar erkennen läßt. Nun fällt aber noch ein neuer Lichtstrahl in die Dunkelheit der Mythen, die, so verschieden sie aufgewachsen sind, gleichen Ursprung haben. Hermes wird in der griechischen Fabel in die Erklärung der himmlischen Milchstraße verflochten. Hermes aber ist der Götterbote, der nicht bloß die verfahrenden Seelen mit seinem Stabe, d. i. Wanderstabe, geleitet, sondern auch ein Schützer und Pfleger der Erdenstraßen, darum ferner der auf ihnen wandernden Reisenden, Armen, Bettler und Vagabunden war. Beides fließt aus derselben Ursache, daß er ἐνόδιος, Diebhelfer und selbst Dieb sein mußte, den Heerstraßen sowohl als dem Gesindel der Landstürzer, Räuber und Diebe vorstand. Was sind also die Hermen (ἑρμαῖ) anders, als seine an offenen Landwegen errichteten Bildsäulen, genau unsere Irmensäulen? Jetzt erst ist es erlaubt, an eine namentliche Vergleichung des Irmin mit Ἑρμῆς zu denken, die auf keiner Erborgung jenes auf diesem beruht, sondern tiefere gemeinschaftliche Ursprünge beider voraussetzt" (S. 45. 46). Darauf schreitet er vor zu andern germanischen Ueberlieferungen von großen Heerstraßen: der schwedischen Eriksgata, dem dänischen Waldemarsweg, der austrasischen Landstraßensage von der **chaussée de Brunehild** oder auch **de Brunehauld,** worin er Spuren nibelungischer Dich-

tungen wahrzunehmen glaubt, kommt dann auf den Tempel zu Bavais, in dem eine siebenkantige Säule, zu Ehren der sieben Planeten, stand, von welchem Mittelpunkte sieben Thüren des Tempels, von da sieben Gassen durch die Stadt, sieben Thore der Stadt und von da an sieben Heerstraßen in alle Welt bis ans Ende der Welt ausliefen. Er sieht nicht nur in dem Umstande, daß hier von einer auf einem Mittelpunkte der Stadt errichteten Säule seine zum Grunde gelegte innere Verbindung zwischen Irmenstraße und Irmensäule über alle Bedenken erhoben, sondern die Siebenzahl führt ihn auch auf das siebenthorige Theben, und knüpft daran (S. 59) folgende Etymologien. „Theben nun heißt schon im Wort sieben (hebr. theba, scheba, septem); sollte bei so viel Zusammentreffenden die Muthmaßung zu kühn scheinen, daß auch in der überraschenden Aehnlichkeit des arabischen und hebräischen Wortes thibn, theben (Stroh, Spreu), welches in dem Namen der Milchstraße vorkam, tiefe Bedeutsamkeit liege? Diese Milchstraße ist die Siebenstraße, und wir fanden in den Wörtern Stroh und Straße die nämliche Idee des Ausstreuens (sternere), ebenso dürfte tarik al thibn die Milchstraße wie die Siebenstraße ausdrücken. Selbst unsern, mit Iring identischen, Sibich wäre es nach allem diesem erlaubt, zu der bösen Zahl sieben zu stellen und in ihm den bösen Hund und Wolf, den mondschlingenden Dieb Diebsgott, und Typhon herauszuheben." Durch die Siebenzahl gelingt es ihm nun auch, das Siebengestirn, die Plejaden, die sieben Planeten, die Sonnenstraße u. dgl. m. in seine Untersuchung hineinzuziehen.

In dieser gewiß geistreichen Schrift sehen wir bei Jacob Grimm die Görres-Kanne'sche Manier, Alles in Eins zu verarbeiten, in vollster Blüthe stehen. Er combinirt nicht nur Alles mit einander, was nur irgend einen Anknüpfungspunkt darbietet, ohne die historischen Mittelglieder nachweisen zu können, und deutet es mythisch, sondern er ergeht sich auch, um die Einerleiheit der Begriffe und Anschauungen in den Worten darzuthun, in den abenteuerlichsten Etymologien.

In Wien gab nun auch Jacob Grimm die schon im J. 1810 angekündigte Sammlung altspanischer Romanzen heraus, unter dem Titel: *Silva de romances viejos.* Wien 1815. Diese Arbeit zeugt von einem so ernsten Studium, wie solches bis dahin diesen Liedern noch nicht zu Theil geworden war, indem er zum ersten Mal den Versuch machte, die wahrhaft alten und volksmäßigen Romanzen der Spanier aus der Masse der zahlreichen späteren Nachahmungen auszuscheiden und sie gesondert herauszugeben. Wie die Brüder die Lieder der Edda nicht in Halbzeilen, sondern in epischen Langzeilen hatten drucken lassen, so ließ Jacob nun auch die Romanzen in diesen Zeilen erscheinen, statt der sonst üblichen kurzen acht- und siebensylbigen Verse. Um auf den Werth und die Wichtigkeit dieser altspanischen Volkslieder aufmerksam zu machen, veröffentlichte er einige Wochen vor dem Erscheinen seiner Sammlung aus dieser in den Friedensblättern von 1815 Nr. 11. 12. S. 41—43. 45—47 (Kl. Schriften 4, 422—427) eine Uebersetzung des Liedes von Frau Alda, mit einigen Bemerkungen über Uebersetzungen überhaupt und über den Inhalt und die Sprache des Gedichtes. Die Sammlung ist Görres gewidmet, aber 40 Jahre später widmen die größten Kenner der spanischen Romanzenpoesie Ferdinand Wolf und Conrad Hoffmann ihre Sammlung der ältesten und volksmäßigsten spanischen Romanzen Jacob Grimm „als dem Ersten, der die wahrhaft alten und volksmäßigen Romanzen der Spanier auszuwählen und zu würdigen gewußt hat", und bezeugen damit, wie bedeutend derselbe auch mit dieser Nebenarbeit eingegriffen hat (Raumer a. a. O. 443).

Mit welchem Eifer er in Wien die Gelegenheit ergriff, sich mit der dort befindlichen Handschrift der Nibelungen bekannt zu machen, und welche tiefgehende Studien er daran knüpfte, sahen wir schon oben, aber er ließ sich auch, wie er selbst erwähnt, dort die Gelegenheit nicht entgehen, sich mit der slawischen Sprache bekannt zu machen, und zwar der serbischen Volkslieder wegen (vergl. Kl. Schriften 4, 437), was vermuthlich durch Kopitar geschah, und bald brachte er es darin so weit, daß ihm die Redaction der Wiener allgemeinen Literaturzeitung die Anzeige von „Wuk Stephanowitsch, Kleines serben-slawisches Volksliederbuch" übertrug, welche Anzeige, die 1815 Nr. 74. S. 1168—1180 erschien (Kl. Schriften 4, 427—436), dieselbe mit den Worten einführte: „Die Redaction der slawischen Abtheilung dieser Blätter wünscht sich Glück, die Anzeige der vorliegenden Sammlung serbischer Volkslieder, wobei es um ästhetische Würdigung und Vergleichung mit Stimmen anderer Völker zu thun ist, in die Hände eines der größten deutschen Kenner solcher Schätze gelegt zu haben."

In jenen Friedensblättern von 1815 veröffentlichte er dann noch Nr. 24. S. 94—95 und Nr. 25. S. 97—99 „Das Mährlein von der ausschleichenden Maus", und Nr. 41. S. 161—163 „Sendschreiben an Hrn. Hofrath —r." mit Zusatz von —r. S. 163—164.

Neben all diesen verschiedenen Arbeiten und Studien beschäftigte ihn auch noch die Rechtswissenschaft, aber nur die des germanischen Rechts. Als daher Savigny im J. 1815 in Verbindung mit C. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" herausgab, fehlte Jacob Grimm nicht mit einem Beitrage und lieferte Bd. 1. S. 323—337 einen Aufsatz „Ueber eine eigene altgermanische Weise der Mordsühne", mit einem Zusatz von Hudtwalker 2. Bd. Heft 1. S. 137. Und noch in demselben Jahre[8]) erschien 1. Heft des 2. Bandes dieser Zeitschrift S. 25—99 eine zweite Abhandlung: „Von der Poesie im Recht", die als epochemachend bezeichnet werden muß. Er handelt seinen Gegenstand in 14 Paragraphen ab und beginnt §. 1: „Es ist wohl auch einmal erlaubt, das Recht unter dem Gesichtspunkt der Poesie zu fassen und aus der einen in das andere lebendiges Zeugniß geltend zu

8) Nicht 1816, wie Scherer und Raumer, durch den Haupttitel des Bandes irregeleitet, annehmen.

machen. Einen solchen Versuch fordert und verlangt jetzo zumal unser deutsches Alterthum, in welchem sich von beiden beinahe aus gleichen Zeiten reiche und wichtige Denkmäler und nach den manigfaltigen Landstrichen, die der germanische Name erfüllt hat, begegnen. Welcher andere besäße gleich ihm eine solche Menge, einen so großen Hausrath gesammelter Gesetze und Rechtsbräuche und hätte sie von der Frühe an bis in die Mitte, von seinen Völkerschaften an bis auf einzelne Gemeinheiten, ja Oerter, in Schrift und Buch aufzuweisen?" ... „Eine lange thörichte Zeit hatte uns geübt, dasjenige zu verwahrlosen, was mitten bei und neben uns geblieben war, woraus die treuen Augen unserer guten ehrlichen Vorfahren hervorzublicken und die Frage an uns zu thun scheinen: ob wir sie endlich auch wieder grüßen wollen?" „Daß Recht und Poesie", heißt es dann §. 2, „mit einander aus einem Bette auferstanden waren, hält nicht schwer zu glauben. In ihnen beiden, sobald man sie zerlegen will, stößt man auf etwas Gegebenes, Zugebrachtes, das man ein Außergeschichtliches nennen könnte, wiewohl es eben jedesmal an die besondere Geschichte anwächst; in keinem ist bloße Satzung noch eitle Erfindung zu Haus. Ihr beider Ursprung beruht auf zweierlei wesentlichem, auf dem Wunderbaren und dem Glaubreichen." Nachdem er dies erklärt, sagt er dann weiter: „Man darf also mit vollem Fug das Herkommen oder die Gewohnheit des Gesetzes wie des Epos in eine unausscheidliche Mischung himmlischer und irdischer Stoffe stellen." ... „Was aber aus einer Quelle springt, das ist jederzeit auch selbst verwandt und greift ineinander; die Poesie wird folglich das Recht enthalten wie das Gesetz die Poesie in sich schließen." ... „Unsern Vorfahren war Alles nur für die geradeste, lebendigste Anwendung vorhanden, eben deshalb auch Alles gemeines Gut und Eigenthum jedermanns. Keinem Dichter gehört das Lied; wer es sang, wußte es blos fertiger und treuer zu singen; ebenso wenig ging das Ansehen des Gesetzes aus von dem Richter, der kein neues finden durfte; sondern die Sänger verwalteten das Gut der Lieder, die Urtheiler verweseten Amt und Dienst der Rechte. Unbedenklich also müssen die Poesie und das Recht der alten Zeit als für einander beweisend und gültig angenommen werden und beide als mit Sitten und Festen des Volks eng zusammenhängend." Dann folgen die Beweise, und zwar zunächst §. 3 aus der Sprache, wo er mit der weit- und scharfblickenden Deduction beginnt: „Alles was anfänglich und innerlich verwandt ist, wird sich bei genauer Untersuchung als ein solches stets aus dem Bau und Wesen der Sprache selbst rechtfertigen lassen, in der immerhin die regste, lebensvollste Berührung mit den Dingen, die sie ausdrücken, anschlägt. Und so reicht die aufgestellte Verwandtschaft zwischen Recht und Poesie schon in die tiefsten Gründe aller Sprachen hinab." Nachdem er dann §. 4 von dem verschiedenen Werthe der deutschen Gesetze gehandelt, weist er die einzelnen poetischen Elemente in dem altdeutschen Rechte nach, und zwar §. 5 aus der poetischen Form (Alliteration, seltner Reim), §. 6 aus einzelnen poetischen Rechtswörtern, §. 7 aus poetischen Rechtsphrasen, §. 8 und §. 9 aus poetischen Bestimmungen selbst, §. 10 aus Rechtssymbolen, §. 11 aus der Frömmigkeit, §. 12 aus der Grausamkeit, §. 13 aus der Ehrlichkeit, §. 14 aus der Vergnügtheit.

Ich möchte Scherer a. a. O. XVI, 106 nicht ganz beistimmen, wenn er behauptet: „das aber ist unzweifelhaft, daß dieser Aufsatz ganz und gar wie ein Versuch erscheint, Savigny's allgemeine Sätze an dem altdeutschen Rechte zu exemplificiren. Erinnern wir uns, welche Bedeutung für Jacob Grimm in seiner ersten Periode dem Begriffe der Poesie beiwohnte, so werden wir es begreiflich finden, daß er den Kern von Savigny's Lehre über die Jugendzeit des Rechtes in den Ausdruck fassen konnte: das Recht ist poetisch" — denn so viel ist gewiß, daß, wenn auch Jacob Grimm der Rechtswissenschaft entsagt hatte, doch eine Wurzel davon in ihm stecken blieb, welche bei seinem Studium des deutschen Alterthums, das alle Gebiete desselben umfaßte, wieder ausschlagen und einen mächtigen Stamm in vollster Eigenart treiben mußte. Man muß daher weit mehr dem Verfasser des Artikels „Jacob Grimm" in den Grenzboten beistimmen, wenn derselbe S. 293 sagt: „Dieser Aufsatz beweist, daß Jacob Grimm von einem ganz andern Interesse als dem rein juristischen auf die Behandlung seines Gegenstandes geführt ward. Für ihn war nicht das Recht als solches, sondern die Form desselben die Hauptsache." Schön sagt derselbe, zur Charakterisirung des Aufsatzes und des ganzen Standpunktes, den Jacob Grimm später zu dem deutschen Rechte einnahm, übergehend: „Der sinnliche, symbolische Charakter in den rechtlichen Bestimmungen, den Formeln, in den tausend und aber tausend Formalitäten, an denen namentlich das altdeutsche Recht so reich ist, die sinnlich poetische Ausdrucksweise, die mehrfach direct sich der Formen der Poesie bedient, sie war es, auf was es ihm ankam. So wurden die alterthümlichen Bestimmungen des Rechts ihm ein redendes Zeugniß jenes früheren, sinnlicher empfindenden Zeitalters, wo die Poesie noch alle Sphären der höheren geistigen Thätigkeit durchdrang, wo die Vorstellungen noch nicht abstract geworden waren, sondern in lebendiger Anschaulichkeit gedacht wurden." Dieser Aufsatz bezeugt aber auch, daß Jacob Grimm damit tiefer als je einer zuvor in eine der wichtigsten Gestaltungen des Seelenlebens unseres Volkes eingedrungen ist, und dabei einen Reichthum von Thatsachen entfaltet, die fast das ganze Gebiet des deutschen Rechtslebens nicht nur in seinen schriftlichen, sondern auch mündlichen Quellen umfassen, und von letztern gerade solche, wie Gebräuche, Sagen, Märchen u. dgl. m., von denen man bisher kaum eine Ahnung hatte, daß daraus ein Gewinn fließe. Wie dieser Aufsatz eine lang gepflegte Sammlung voraussetzt, so ist auch er mit die Grundlage geworden zu den deutschen Rechtsalterthümern, die 1828 erschienen.

Die Sammlung der deutschen Sagen, welche die Brüder zugleich mit den Märchen begonnen und unablässig gepflegt hatten, war bei Jacob's Rückkehr nach Cassel so weit gediehen, daß sie zu deren Herausgabe

schreiten konnten. Sie unterzeichneten am 14. März 1816 die Vorrede und bald darauf erschien in stattlicher Fülle der erste Theil [9]) unter dem Titel: „Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin 1816." In der Vorrede sprechen sie sich ausführlich in sieben Abschnitten über ihre Sammlung aus, wovon wir das Wesentlichste hier mittheilen. I. Wesen der Sage. „Es wird dem Menschen", beginnen sie, „von heimathwegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüthe und Vollendung; die Sage, von einer geringeren Mannichfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde. Kaum ein Flecken wird sich in ganz Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesät zu sein pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigenthümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangen geblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung, so zu sagen, in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen, wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der frühesten Poesien reiner und kräftiger begehrt haben, als es sogar die übriggebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märchen Theile der urdeutschen Heldensage erhalten haben." ... „Die Märchen also sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen, und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Ueber den Vorzug beider zu streiten wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen, noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unsrer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenossenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen." ... „Unverbrüchlich sehen wir das Volk an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Form nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen." ... „Sie scheinen ihm eine Nothwendigkeit, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht, und nicht anders, als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nöthigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfertige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt" (S. V—X). II. Treue der Sammlung. „Das erste, was wir bei der Sammlung der Sagen nicht außer Augen zu lassen haben, ist Treue und Wahrheit. Als ein Hauptstück aller Geschichte hat man diese noch stets betrachtet; wir fordern sie aber ebenso gut auch für die Poesie und erkennen sie in der wahren Poesie ebenso rein. Die Lüge ist falsch und bös; was aus ihr herkommt, muß es auch sein. In den Sagen und Liedern des Volkes haben wir noch keine gefunden; es läßt ihren Inhalt, wie er ist, und wie es ihn weiß" (S. X). ... „Darum darf ihr

9) Diese Bezeichnung fehlt wie bei den Märchen.

Inhalt bis ins Kleinste nicht verletzt und darum müssen Sache und Thatumstände lügenlos gesammelt werden" (S. XII). III. Manichfaltigkeit der Sammlung (S. XII—XV). IV. Anordnung der Sammlung (S. XV—XIX). „In den Sagen selbst ist nur noch ein Unterschied, nach dem eine äußerliche Sammlung zu fragen hätte, anerkannt worden; der nämlich, wonach wir die mehr geschichtlich gebundenen von den mehr örtlich gebundenen trennen und jene für den zweiten Theil des Werks zurücklegen" (S. XVI). Die Anordnung selbst ist aber eine mehr oder weniger zufällige. V. Erklärende Anmerkungen (S. XX). Ein Anhang von Anmerkungen, wie zu den Märchen, sowie eine vollständige Abhandlung der deutschen Sagenpoesie behalten die Brüder Grimm einer eigenen Schrift vor. VI. Quellen der Sammlung (S. XX—XXIV). Diese waren sowol schriftliche Quellen, namentlich allmälig selten werdende Bücher des 16. und 17. Jahrh., als auch vor allen Dingen mündliche, lebendige Erzählungen. Unter den schriftlichen Quellen waren die Arbeiten des in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. schreibenden Johannes Prätorius, der zwar mit geschmackloser, aber scharfsinniger Gelehrsamkeit Sinn für Sage und Aberglauben verband, weit die bedeutendsten. In den langen Zeitraum zwischen ihm und Otmar's im J. 1800 erschienenen Sammlung der Harzsagen fällt kein einziges Buch von Belang für deutsche Sagen. Otmar's Sammlung verdient Lob wegen ihrer Treue und Frische. Seitdem hat sich die Sache zwar immer mehr geregt und ist auch zuweilen gefördert, im Ganzen jedoch nichts Bedeutendes gesammelt worden, außer 1815 ein Dutzend Schweizersagen von Wyß, der dieselben aber durch eigene Zuthaten getrübt hat. Die Sammlungen von Büsching (1812) und Gottschalk (1814) verdanken zusammen mündlicher Quelle nicht über zwölf bisher ungekannte deutsche Sagen, welche die Grimm's indessen aufgenommen haben würden, wenn nicht jede dieser Sammlungen selbst noch im Gang wäre und eigene Forschung versprochen hätte. VII. Zweck und Wunsch (S. XXIV—XXVII). „Wir empfehlen unser Buch den Liebhabern deutscher Poesie, Geschichte und Sprache, und hoffen, es werde ihnen allen, schon als lautere deutsche Kost, willkommen sein, im festen Glauben, daß nichts mehr auferbaue und größere Freude bei sich habe, als das Vaterländische (S. XXIV).

Zu Anfang des Jahres 1818 (die Vorrede ist unterzeichnet den 24. Februar) erschien der zweite Theil der deutschen Sagen. Hatten die Brüder in dem ersten Theile die „mehr örtlich gebundenen Sagen" gegeben, so geben sie nun die „mehr geschichtlich gebundenen", das sind, wie sie in der Vorrede S. III jetzt genauer sagen, solche, welche „sich unmittelbar an wirkliche Geschichte schließen". „Eine Zusammenstellung dieser Sagen", fahren sie fort, „ist unseres Wissens noch nicht unternommen worden, und deswegen vielleicht verdienstlicher, aber auch mühsamer. Nicht allein haben die hauptsächlichsten gedruckten Geschichtsbücher und Chroniken durchlesen werden müssen, sondern es ist uns noch viel angelegener gewesen, handschriftliche Hilfsmittel, so viel wir deren habhaft werden können, sorgfältig zu gebrauchen. Die wenigsten der hier mitgetheilten Erzählungen waren aus mündlicher Ueberlieferung zu schöpfen." ... „Ueber das Verhältniß der Geschichte zur Sage", sagen sie dann weiter, „haben wir uns bereits im allgemeinen erklärt, so gut es, ohne in die noch vorbehaltene Untersuchung und Ausführung des Einzelnen einzugehen, geschehen konnte. In Bezug auf das Eigenthümliche der gegenwärtigen, die man Stamm- und Geschlechtssagen nennen könnte, läßt sich hinzufügen, daß sie wenig wirkliche und urkundliche Begebenheiten enthalten mögen. Man kann der gewöhnlichen Behandlung unserer Geschichte zwei, und auf den ersten Schein sich widersprechende Vorwürfe machen: daß sie zu viel und zu wenig von der Sage gehalten habe. Während gewisse Umstände, die dem reinen Elemente der letztern angehören, in die Reihe wirklicher Ereignisse eingelassen wurden, pflegte man andere ganz gleichartige schnöde zu verwerfen, als fade Mönchserdichtungen und Gespinnste müßiger Leute. Man verkannte also die eigenen Gesetze der Sage; indem man ihr bald eine irdische Wahrheit gab, die sie nicht hat, bald die geistige Wahrheit, worin ihr Wesen besteht, ableugnete, und sich, gleich jenen Herulern, als sie durch blaublühenden Lein schwimmen wollten, etwas zu widerlegen anschickte, was in ganz verschiedenem Sinne behauptet werden mußte. Denn die Sage geht mit andern Schritten und sieht mit andern Augen, als die Geschichte thut; es fehlt ihr ein gewisser Beischmack des Leiblichen, oder, wenn man lieber will, des Menschlichen, wodurch diese so mächtig und ergreifend auf uns wirkt (und worin jede Sage ihr nachsteht, wie der Tugend des wirklichen Lebens jede Tugend der Poesie); vielmehr weiß sie alle Verhältnisse zu einer epischen Lauterkeit zu sammeln und wieder zu gebären. Es ist aber jedem Volke zu gönnen und als eine edle Eigenschaft anzunehmen, wenn der Tag seiner Geschichte eine Morgen- und Abenddämmerung der Sage hat; oder wenn die, menschlicher Augenschwäche doch nie ganz ersehbare Gewißheit der vergangenen Dinge, statt der schroffen, farblosen und sich oft verwischenden Mühe der Wissenschaft, sie zu erweichen, in den einfachen und klaren Bildern der Sage, wer sagt es uns, durch welches Wunder? gebrochen, wiederscheinen kann. Alles, was dazwischen liegt, den unschuldigen Begriff der dem Volke gemüthlichen Sage verschmäht, zu der strengen und trockenen Erforschung der Wahrheit aber doch keinen rechten Muth faßt, das ist der Welt jederzeit am unnützesten gewesen" (S. IV—V). Die Anordnung der Sagen ist nach den Zeiten und Stämmen eingerichtet (S. VI). Ausgeschlossen sind solche deutsche Sagen, welche „in dem eigenen und lebendigeren Umfang ihrer Dichtung auf unsre Zeit gekommen sind". Dahin gehören die Sagen 1) von den Nibelungen, Amelungen u. s. w., in deren Mitte das Nibelungenlied und das Heldenbuch stehen. 2) Von den Karlingen, mit Ausnahme einiger von Karl dem Großen. 3) Von Lothar und Waller u. a. (S. XII. XIII). Sie schließen dann (S. XIV) die Vorrede mit der Erklärung: „wir haben zu dem ersten

Theil glücklich nachgesammelt, und so erfreuliche Mittheilungen empfangen, daß wir diese zuvor in einem dritten Theil herauszugeben wünschen, um uns dann desto ungestörter und sicherer zu der Untersuchung des ganzen Vorraths wenden zu können".

Weder zu diesem dritten Theile, noch zu diesen Untersuchungen sind die Brüder Grimm gelangt, auch während ihres Lebens hat die Sammlung keine zweite Auflage erlebt. Sie war längst vergriffen, als dieselben starben, und es blieb Hermann Grimm vorbehalten, im J. 1865 eine zweite Auflage zu veranstalten. Aber wie die Märchen, so waren auch die Sagen bei den Freunden unseres deutschen Alterthums außerordentlich anregend, und es gab bald fast keinen deutschen Gau mehr, der nicht seine Sagen-Sammlung aufzuweisen hatte, woraus namentlich der deutschen Mythologie und Sittenkunde reicher Gewinn erwachs.

Etwa zwei Monate nach dem Abschluß des ersten Theiles der deutschen Sagen ging endlich ein langgehegter Wunsch Jacob Grimm's in Erfüllung: er wurde neben seinem Bruder Wilhelm auf der casseler Bibliothek angestellt, und damit begann jene Zeit seines Lebens, welche er selbst als die ruhigste, arbeitsamste und fruchtbarste bezeichnet. Was hätte man nun anders erwarten sollen, als daß er jetzt das Werk zum Abschluß gebracht hätte, was ihm seither als das oberste Ziel aller seiner Arbeiten galt, und worin sich all sein bisheriges Forschen und Schaffen concentriren sollte: die Geschichte der altdeutschen Poesie, welche sich zur Aufgabe machte, die verschiedene Gestalt zu erläutern und zu beschreiben, worin die Sage erschienen ist, und sie so weit als möglich auf ihren Ursprung zurückzuführen, wie er selbst solche schon 1808 ankündigte. Allein es sollte anders kommen. Außer den gemeinsamen Arbeiten mit Wilhelm, als den dritten Band der Altdeutschen Wälder (1816), den zweiten Theil der Deutschen Sagen (1818), der Uebersetzung von neunzehn serbischen Liedern in Förster, Die Sängerfahrt 1818, S. 206—218 (Kl. Schriften 4, 455—467), bietet er in den nächsten Jahren nichts als kleinere Aufsätze, Recensionen und Beiträge aus seinen Sammlungen dar. Nämlich 1816 in der Wiener allgem. Literaturzeitung Nr. 20. 21. S. 314—333 Rec. des zweiten Theiles von: Wuk, Serbisches Volksliederbuch (Kl. Schriften 4, 437—455) mit einigen wörtlich übersetzten Proben, wobei er den Wunsch ausspricht, daß irgend ein Goethe auch diese herrlichen Blumen auf den deutschen Parnaß verpflanzen möge; in den Heidelb. Jahrb. Bd. 1. Nr. 20. 21. S. 305—325 Rec. von: Bonerius Edelstein. Herausgegeben von G. F. Benecke; Bd. 2. Nr. 69. S. 1089—1096 Rec. von: K. Lachmann, Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth (Kl. Schriften 4, 92—98). In der Leipziger Literatur-Zeitung Nr. 31. S. 241—242 Rec. von: Trautvetter, Der Schlüssel zur Edda; S. 242—244 Rec. von: Das Lied der Nibelungen, umgebildet von Joseph von Hinsberg; S. 244—245 Rec. von: K. Besseldt, Von dem Verhältniß altdeutscher Dichtungen zur volksthümlichen Erziehung; Nr. 119. S. 945—951 und Nr. 120. S. 957—959 Rec. von: Lobgesang auf den heil. Anno von Goldmann. Im Taschenbuch für Freunde altdeutscher Kunst. Cöln 1816 = der unter seinem Namen mit herausgegebenen Altdeutschen Zeit und Kunst. Frankfurt 1822. S. 321—331 „Ein Märchen" (das auch möglicherweise von Wilhelm Grimm sein könnte (s. Kl. Schriften 5, 488). — Sodann 1817 in Savigny's Zeitschrift S. 73—128 „Literatur der altnordischen Gesetze"; S. 349—357 „Etwas über den Ueberfall der Früchte und das Verhauen überragender Aeste". In der Leipziger Literatur-Zeitung Nr. 26. S. 201—208. Nr. 27. S. 216 Rec. von „Wilh. Müller, Blumenlese aus den Minnesingern". Im Sprach- und Sittenanzeiger der Deutschen Nr. 65. S. 263—264 „Zur Geschichte des deutschen Reimes"; Nr. 69. S. 279 „Bessere Erklärung einer Stelle im armen Heinrich"; S. 280 „Mein Glück wacht"; Nr. 71. S. 285—286 „Brechen"; Nr. 75. S. 303—304 „Vertheidigung des Titels Allerhöchster"; Nr. 85. S. 341—342 „Wo muß in den Gedichten des 13ten Jahrhunderts diu und wo die stehen?" Nr. 86. S. 345—347 und Nr. 87. S. 349—351 „Bemerkungen zu Jahn's Abhandlung über den altdeutschen Tatian"; Nr. 88. S. 356 „Höchst wichtige Entdeckung". In Radlof, Die Sprachen der Germanen S. 399—415 folgende Mittheilungen: „Der Säemann" (Ev. Marc. 4, 3—8). Paderbornische Mundart, mit Anmerkungen; „Der verlorene Sohn" (Ev. Luc. 15, 11—32, ebendaher, mit Anmerk.; „Der Säemann". Braunschweiger Mundart, mit Anmerk.; „Der verlorene Sohn", ebendaher, mit Anmerk.; „Der Säemann". Plattdeutsch von Mecklenburg-Schwerin, mit Anmerk.; „Der verlorene Sohn", ebendaher, mit Anmerk. In den Heidelb. Jahrb. Bd. 2. Nr. 56. S. 889—892 Rec. von „G. W. F. Beneken, Teuto oder Urnamen der Deutschen". — Und 1818 in der Wünschelruthe, von Straube und Hornthal Nr. 5. S. 20 „Volkslied aufgeschrieben von J. G."; Nr. 58. S. 100 Rec. einer dänischen Sammlung von Volkssagen „Pröver af danske folkesagn samlede af *J. M. Thiele*". In den Göttingischen gelehrten Anzeigen St. 205. 206. S. 2054—2056 Rec. von „Oberthür, Die Minne- und Meistersänger aus Franken" (Kl. Schriften 4, 98—100). Da nun diese sämmtlichen kleineren Arbeiten, mochten sie auch mehr oder weniger mit dem Hauptziel seines seitherigen Schaffens in Zusammenhang stehen, ihm nur Nebenarbeiten waren, von denen er namentlich die Recensionen, bis auf wenige Ausnahmen, wol nur auf besonderes Drängen lieferte —: so müssen wir annehmen, daß er sich alsbald, nachdem er durch seine Anstellung auf der casseler Bibliothek zur Ruhe gekommen war, von seinen seitherigen Lieblingsstudien, soweit es ihm die mit dem Bruder gemeinschaftlich angelegten Arbeiten möglich machten, völlig losriß und sich in das Hauptwerk seines Lebens: Die deutsche Grammatik, vertiefte.

Wohl hatte sich Jacob Grimm bereits bedeutende Sprachkenntnisse angeeignet und nicht nur Alles in sich aufgenommen, was einheimische und auswärtige Gelehrte

aus unsern alten Sprachen erforscht und davon gelehrt hatten, sondern er hatte auch durch eigene Forschungen das daraus Gelernte bedeutend erweitert und in sich neugeschaffen, sodaß er allgemein als einer der ersten Sprachkenner seiner Zeit galt. In der Ausgabe des Hildebrandsliedes hatte er tiefere Kenntniß des Althochdeutschen und Altniederdeutschen bekundet, als irgend einer vor ihm, in seinen Recensionen mittelhochdeutscher Gedichte und seinen eigenen Ausgaben aus dieser Sprachperiode kam ihm außer Benecke und der eben auftretende, vielverheißende K. Lachmann Niemand gleich, und was das Altnordische betrifft, so konnte sich hierin in Deutschland Keiner mit ihm messen. Dazu hatte er seine Sprachkenntnisse weit über das Gebiet der germanischen Sprachen hinauserweitert. Er hatte sich schon früh die Kenntniß des Altspanischen erworben, er hatte Provenzalisch und Altfranzösisch getrieben, sowie sich mit den slawischen Sprachen vollständig vertraut gemacht. Dazu hatte sein genialer und sprachgewaltiger Geist schon manche tiefe Blicke in den Bau und das Wesen der Sprachen gethan. So hatte er bei Gelegenheit der Recension von Rask altnordischer Sprachlehre nicht nur manche berichtigende Bemerkungen über Umlaut, Declination, Conjugation und Negation der altnordischen Sprache gemacht, sondern auch (S. 258 fg.) zuerst die Entstehung des nordischen Passivums aus dem Verwachsen des Reflexivpronomens der dritten Person mit dem Verbum und den Zusammenhang der Personalendungen des griechischen Verbums (μαι, σαι, ται) mit den drei Personalpronominibus nachgewiesen, und in den Altdeutschen Wäldern 1, 184 fg. hatte er dies dann dahin ausgeführt, daß das Passivum nirgends eine eigene ursprüngliche Form war, sondern aus der medialen hervorgegangen sei, und hatte den griechischen Verbis auf μι gleichen Ursprung vindicirt. Ferner hatte er schon im Hildebrandslied S. 35 den Satz ausgesprochen: „Die anfängliche Gemeinschaft aller germanischen Völker für die Sprache ist längst erwiesen, für den Mythus auch höchst wahrscheinlich zu machen", und in der Abhandlung über die Irmenstraße S. 35 und 28 hatte er geurtheilt: lasse sich auch die Gemeinschaft der germanischen Sprachen und Mythen mit denen der verwandten Völker und ihr Hervorgehen aus der Ursprache und der Urmythologie annehmen, „an sich seien alle und jede Wörter eins", so hätten doch solche allgemeine Sätze, sofern sie nicht im Stande seien, die ganze lebendige Reihe aller Mittelglieder nachzuweisen, gar kein Verdienst. Er sieht in den Sprachen ein unablässiges in einander greifendes Leben walten, und suchte solches in jener letzten Abhandlung und mehrfach in den Altdeutschen Wäldern zu belegen, und in der Abhandlung von der Poesie im Recht spricht er den in seinen spätern Forschungen so fruchtbar gemachten Satz aus, daß Alles, was anfänglich und innerlich verwandt sei, sich als ein solches aus dem Bau und Wesen der Sprache rechtfertigen lasse, in der die regste, lebensvollste Berührung mit den Dingen, die sie ausdrücken soll, vorschlage (s. o.). Allein die Wege, die er bei seinen Etymologien einschlägt, sind allen Sprachgesetzen entgegen, und bei den bequemen Grundsätzen, wie den: „am richtigsten betrachtet man die meisten Anfangsconsonanten als gleichgiltige Vorsätze vor den Wurzelvocal", welchen er in der Abhandlung: „Gedanken über Mythus, Epos und Geschichte" S. 61 ausspricht und wonach er verfährt, begreift es sich leicht, wie er auf gleiche Irrwege wie Kanne gerieth, zumal ihm dieser, auf den er sich mehrmals mit Beifall beruft, als Vorbild diente. Seine letzte angeführte Abhandlung, sowie die über die Irmenstraße und die Altdeutschen Wälder bieten reichliche Beispiele seiner abenteuerlichen Etymologien à la Kanne. Es sind deren auch wol zur Genüge oben ausgehoben, und es möge nur noch das angeführt werden, daß er im 2. Bde. der Altd. Wälder S. 44 die altnordischen Namen des Brüderpaares unserer Heldensage Saurli und Hamðir in unserem Worte Sauerampfer vereinigt findet.

Den Mangel einer sicheren und ausreichenden grammatischen Basis mochte Jacob Grimm bei seinen Arbeiten wol schon oft lebhaft gefühlt haben, aber zum vollen, klaren Bewußtsein, wo es in sprachlicher Hinsicht ihm und der ganzen altdeutschen Philologie fehlte, gelangte er erst durch A. W. Schlegel, der mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und seiner nicht unbedeutenden Sprachkenntniß ihm diesen Mangel und die daraus entspringenden Irrwege aufdeckte und der Nothwendigkeit einer Bearbeitung der Grammatik zum Gedeihen der altdeutschen Philologie energischen Ausdruck gab. Er ergriff die Gelegenheit dazu in den Heidelberger Jahrb. der Literatur 1815. Nr. 40—46. S. 731—766 durch eine Recension des ersten Bandes der Altdeutschen Wälder. Die Recension ist sehr scharf und enthält neben manchem Wahren und Treffenden auch viel Ungerechtes und Verkehrtes. Offenbar streitet Schlegel zunächst pro domo. Er hatte eine große, sowol kritische als wort- und sacherklärende Ausgabe des Nibelungenliedes mit einer Einleitung über die Bedeutung, Entstehung und Fortpflanzung dieser und anderer verwandter Heldensagen vor. Dieselbe sollte ein Nationalwerk werden, massenhaftes Material hatte er dazu gesammelt und bereits 1812 einige Abschnitte aus der Einleitung veröffentlicht, worin er die Ansicht aussprach, daß Heinrich von Ofterdingen der Verfasser des Liedes sei. Mit dieser Ansicht stand aber im schroffsten Widerspruch das, was die Brüder Grimm, namentlich Jacob, bisher über die Entstehung und das Wesen des Epos überhaupt aufgestellt hatten, daß nämlich ein Epos nicht das Werk eines Einzelnen sei, sondern sich selbst unter der Betheiligung des ganzen Volkes, das die großen Ereignisse erlebt, gedichtet habe, und daß darin weder reinmythische (göttliche) noch reinhistorische (factische) Wahrheit enthalten, sondern dasselbe von beiden durchdrungen sei. Die Widerlegung dieser Ansicht liegt offenbar Schlegel zunächst an, wobei er dann Gelegenheit nimmt, an den einzelnen Aufsätzen der Altdeutschen Wälder den Mangel an Kritik und Klarheit und namentlich an gründlichen Sprachkenntnissen der Brüder schonungslos aufzudecken.

Er beginnt (S. 722): „Die Hrn. Grimm haben in

den Altdeutschen Wäldern, wie in ihren früheren Arbeiten, einen nicht geringen Scharfsinn, eine ausgebreitete Belesenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufspürung auch des Unbemerkbarsten bewährt"; tadelt dann (aber gewiß mit Unrecht), daß sie ausschließlich für Kenner schrieben, rügt, und das wol nicht ohne Grund, daß sie nicht immer zur Klarheit des Begriffes durchgedrungen seien. Bevor er aber auf den Inhalt der Altdeutschen Wälder eingeht, legt er (S. 723 fg.) den Streitpunkt ganz allgemein und mit wenigen Worten dahin angebend, daß die Brüder Grimm „einer bloß leidenden, das Empfangene allenfalls unwillkürlich und unbewußt verändernden Ueberlieferung zu viel, der freien Dichtung hingegen zu wenig einräumen", dar, worin seine Ansichten von den ihrigen abweichen. Was er vorträgt, läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen. Das Erhabene und Schöne kann zu allen Zeiten nur ein Werk ausgezeichneter Geister sein. Die Sage und volksmäßige Dichtung war allerdings das Gesammteigenthum der Zeiten und Völker, aber nicht ebenso ihre gemeinsame Hervorbringung. Was man an Zeitaltern und Völkern rühmt, löst sich immer bei näherer Betrachtung in Eigenschaften und Handlungen einzelner Menschen auf. Wenn wir einen hohen Thurm in wohlgeordneten Verhältnissen über die Wohnungen der Menschen hervorragen sehen, so errathen wir freilich leicht, daß viele Bauleute die Steine hinzugetragen haben. Aber die Steine sind nicht der Thurm: diesen schuf der Entwurf des Baumeisters. Alle Poesie beruht auf einem Zusammenwirken der Natur und Kunst. Wie unschuldig jene frühere Kunst auch sein mochte, so mußte sie dennoch nach den ersten Fortschritten bald aufhören, unabsichtlich zu sein. Noch mehr: in den Zeiten, woraus alle ursprüngliche Heldendichtungen herstammen, war die Poesie nicht blos eine Kunst, sondern sie war ein Gewerbe. Der Sänger hatte Mitbewerber. Der neueste Gesang erwirbt sich das lauteste Lob. Aber nicht jedes Menschenalter liefert Stoff zu neuen Gesängen. Man mußte also dem Bekannten durch den Vortrag Neuheit zu geben suchen, es auf andere Weise mit anziehenden, wundervollen und dennoch wahrscheinlichen Umständen erzählen. In den Jahrhunderten, wo die volksmäßige Heldendichtung entstand, genoß sie des eigenthümlichen Vorrechts, trotz aller Wunder für wahr zu gelten. Bei den Dichtern, welche absichtlich, um zu verschönern, erfanden, mochte der tiefe Eindruck, den ihre Erzählung eben durch den Glauben an ihre Wahrheit machten, auf ihre eigene Begeisterung zurückwirken, sodaß sie nun selbst daran glaubten. Die ältesten Heldenlieder haben fast immer eine geschichtliche Grundlage oder wenigstens Veranlassung, und diese war aus der Sage geschöpft. Durch mündliche Ueberlieferung wurden diese von einem Geschlecht zum andern fortgepflanzt. Die Jugend hört den Alten begierig zu, wenn sie die Thaten berichten, deren Zeugen oder Theilnehmer sie in früheren Jahren gewesen. In unzerstreuten Gemüthern sind die zuerst empfangenen Eindrücke unauslöschlich und wachsen ohne fremde Zuthat, durch die bloße Entfernung der Zeit, gleichsam nach Innen zu an. Vorliebe und Abneigung, Hang zum Wunderbaren brachten Uebertreibungen hervor, und die Ruhmbegierde faßte sie willig auf. Wer hätte nicht gern vernommen, daß das kriegerische Volk, zu dem er gehörte, von einem übernatürlichen Heldengeschlecht abstamme? Alle Abweichungen der Sage von der Geschichte sind aber nicht blos den Umwandlungen der blindlings wirkenden Zeit beizumessen und nicht weniger sind vielmehr die absichtlichen Erfindungen zu sehen, welche dem Ahnenstolze dieses oder jenes Fürsten, oder seinen Ansprüchen auf erweiterte Herrschaft schmeicheln wollten.

Er macht sodann (S. 723) den Brüdern Grimm den Vorwurf, daß sie zuweilen die Sage und urkundliche Geschichte nicht gehörig sonderten, jener ein Ansehen einräumten, durch dessen Anerkennung man an unsern bewährtesten und ausgemachtesten Kenntnissen irre werden mußte; längst aus unwiderleglichen Gründen verworfene Fabeln wollten sie wieder als Thatsachen aufstellen, und wenn der Irrthum auch noch so offenbar sei, so solle doch auf irgend eine verborgene und geheimnißvolle Weise die Wahrheit darin stecken; ferner, daß sie den Begriff der Sage und des Mythus viel zu weit ausdehnten sowol bei den Heldenliedern, als insbesondere bei Novellen, Märchen und sogar Gleichnissen und Sinnbildern.

Schlegel geht hierauf den Inhalt des ersten Bandes der Altdeutschen Wälder im Einzelnen ausführlich durch, wir können ihm aber darin, um nicht zu weitläufig zu werden, nicht folgen, sondern heben nur seine Angriffe auf die Sprachforschungen Jacob Grimm's hervor, in denen der Schwerpunkt seiner Deduction liegt. Schonungslos, ja mit Bitterkeit und grimmigem Witz deckt er hier dessen Schwächen und Irrwege auf. Gleich zu dem ersten Aufsatz J. Grimm's: „Commentar zu einer Stelle in Eschenbach's Parcifal" macht er S. 734 die Bemerkung: „Den etymologischen Dithyrambus S. 15 über die Verwandtschaft der Begriffe und Benennungen von Blut, Wasser, Regen, Thau, Schnee, Eis, Seim, Leich, Milch u. s. w. können wir nicht im einzelnen durchgehen. Es würden zehn Seiten nöthig sein, um wieder zu sondern, was der Verf. auf einer einzigen in einander wirrt. „„Auch b, k, d, tauschen unter einander."" ... „Mit solchen Allgemeinsätzen kann man alles erkünsteln, und macht am Ende die Etymologie zu einer Wissenschaft, wobei, wie Voltaire sagt, die Vocale für gar nichts, die Consonanten für sehr wenig gerechnet werden." Er bezeichnet die Behauptung desselben in dem Aufsatze: „Theut und Mann" S. 82: „nemo nicht contrahirt aus ne homo, sondern ho ein bloßer Vorsatz, und mo soviel als mas, mans, Mon" als ein tumultuarisches Abthun der Sache, und nachdem er sie spottend widerlegt hat, schließt er: „Darüber werden alle Kenner einverstanden sein, daß, wer solche Etymologien an das Licht bringt, noch in den ersten Grundsätzen der Sprachforschung ein Fremdling ist." Nachdem er aus dessen Aufsatz: „Bedeutung der Blumen und Blätter" eine Reihe von Beispielen angeführt, bei denen „sich der Herausgeber wieder in die Etymologie versteige", sagt er S. 741: „Die

Kenner werden leicht in dieser babylonischen Sprachverwirrung das wenige Wahre von dem Erträumten und aus der Luft Gegriffenen sondern. Man möchte Hrn. J. Gr. einen etymologischen Heraklitus nennen." ... „Es läßt sich auch auf seine Art der Sprachforschung anwenden, was Plato von dessen Lehre sagt: gewisse Philosophen hätten sich so lange herumgedreht, um das Wesen der Dinge nach allen Seiten zu suchen, daß sie darüber schwindlich geworden, und nun erscheine ihnen die Welt selbst, wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben." Und S. 755 sagt er: „Die Etymologie ist für beide Hrn. Grimm eine Klippe, welche sie niemals berühren, ohne zu scheitern; sie ist für sie jener fabelhafte Magnetfels, der den Schiffen das Eisenwerk auszog und sie zur weitern Fahrt untauglich machte."

Aber Schlegel weiß nicht nur anzugeben, wo es Jacob Grimm fehlt, sondern der deutschen Philologie überhaupt. Nachdem er dessen Commentar zu der Stelle im Parcival widerlegt und selbst einen ausführlichen davon gegeben hat, fährt er S. 734 fort: „Die Entzifferung eines einzigen Verses könnte unsern Lesern so vieler Umständlichkeit nicht werth zu sein scheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit solchen Kleinigkeiten zu thun; sie schämt sich dessen nicht bei den geringsten Ueberbleibseln des classischen Alterthums: warum sollte sie es bei den altdeutschen Denkmalen? Alle Beschäftigung mit ihnen bleibt ganz unersprießlich, so lange man sie nicht gehörig versteht. Dazu ist scharfe Kritik, sprachliche Genauigkeit und gründliche Auslegungskunst erforderlich, und hierin ist, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch fast gar nichts geleistet worden. Die meisten bisherigen Ausgaben altdeutscher Schriften sind so verwahrlost, daß, wer gewohnt ist, sich selbst Rechenschaft von dem, was er liest, abzulegen, dabei unaufhörlich zur Conjectural-Kritik seine Zuflucht nehmen muß." Und bei Besprechung von Benecke's Aufsatz in den Altdeutschen Wäldern über den Umlaut, den er als einen „schätzbaren" bezeichnet, sagt er S. 743: „Es wäre ein sehr erwünschtes Geschenk für alle Freunde unsrer alten Dichter, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Hr. Benecke, eine Deutsche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntniß? Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind freilich nicht gering wegen der regellosen Schreibung ungelehrter Abschreiber, wegen des Mangels an prosaischen Schriften aus diesem Zeitraume, endlich wegen der Unzuverlässigkeit der bisherigen Ausgaben." Schlegel kennt demnach die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sehr wohl, und er unterläßt es deshalb nicht, einige literarische und weitere Andeutungen S. 744 fg. zu geben. „Für die Geschichte unsrer Grammatik", sagt er, „ist bisher durch Ausländer mehr geleistet worden, als durch deutsche Gelehrte. Wir nennen hier vorzüglich außer Hickes und Lye, eine holländische Schrift: Gemeenshap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche, von Lambert ten Kate. Sie umfaßt nicht die ganze Gothische Grammatik, sondern bloß die Conjugation und Declination, diese sind aber meisterlich behandelt. Die Fränkische Grammatik des Hickes wird allenfalls zu übertreffen sein; am beßten wäre es wohl die wichtigsten Schriften des Carolingischen Zeitalters erst jede für sich zu untersuchen, und dann den Ertrag zu vergleichen. Doch man darf sich über die Verabsäumung der ältern Sprachkunde unter uns nicht verwundern, da in unserer heutigen Sprachlehre noch so viel aufzuräumen und besser zu ordnen ist. Wie lange werden die deutschen Sprachlehrer fortfahren, wie Adelung, eine Menge Zeitwörter als unregelmäßig zu verkennen, die nur kunstreicher regelmäßig sind als die übrigen, und zu einer zweiten (der starken) Conjugation gehören? Schon Hickes (Thesaur. Ling. septentrion. II. p. 71) warf einen Wink darüber hin [10]. Lambert ten Kate hat den Satz durchgeführt, die sämmtlichen Zeitwörter des Ulfilas nach Classen geordnet und ihre Analogien bis in die feinsten Verzweigungen nachgewiesen. Die Geschichte der Deutschen Sprachlehre ist aber noch aus einem andern umfassendern Gesichtspunkt lehrreich, als bloß für die Erforschung der Gesetze und Alterthümer unserer Sprache. Sie zeigt uns nemlich den allmähligen Uebergang von der synthetischen zur analytischen Grammatik." ... „Die Einsicht in das Wesen der synthetischen Grammatik ist, wie uns dünkt, äußerst wichtig, um die Gedanken der Urwelt zu begreifen."

Eine so scharfe Beurtheilung hatte Jacob Grimm noch nie erfahren. Alles, was er bisher geschaffen, war gewissermaßen verurtheilt, und dem der Grund entzogen, worauf es aufgebaut war. Der bei der Geschichte der Poesie von ihm bestimmt vorausgesetzte Unterschied zwischen Naturpoesie und Kunstpoesie und der allmälige Uebergang von dieser zu jener, seine Ansichten über die Entstehung des Epos, über Sage und Mythus und deren Verhältniß zur Geschichte; fast Alles, was in seinen Sagen- und Mythenforschungen auf Etymologie gegründet war, mußte zusammenstürzen, wenn Schlegel Recht hatte. Und die Recension fand Beifall. „Die geistreiche Recension von Schlegel", schrieb Boisserée an Goethe, „bereite die Menschen vor, das Rechte über die altdeutsche Literatur und deren Behandlung zu vernehmen. Schlegel lobe an den Grimm, was zu loben sei, aber das kleinliche Sinnbildeln und Wortdeuteln, ihre ganze Andacht zum Unbedeutenden verspotte er mit grimmigem Witze." Doch Jacob Grimm ließ sich durch dieselbe keineswegs niederbeugen. In dem kurz darauf erscheinenden Hefte des zweiten Bandes der Altdeutschen Wälder griff er in dem Aufsatze: „Ueber die Nibelungen" Schlegel an dem empfindlichsten Punkte an, von dem aus dessen Ansichten über das Wesen der Sage und des Epos hervorgegangen waren, nämlich der Muthmaßung, daß Heinrich von Ofterdingen der Verfasser des Nibelungenliedes sei, und widerlegte diese so schlagend, daß

10) Schon im 17. Jahrh. war dies von dem Deutschen Schottelius geschehen, s. Raumer a. a. O. 84.

derselbe darauf nichts zu erwidern vermochte; und im folgenden Jahre gab K. Lachmann solchen und ähnlichen, dem Wesen des Epos und der Geschichte aller Poesie laut widersprechenden Muthmaßungen in seiner Schrift: „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" durch eine gründliche und scharfsinnige Beleuchtung des Nibelungentextes selbst den letzten Stoß, und that dar, daß über die Zusammensetzung des Liedes aus einzelnen Rhapsodien länger kein Zweifel walten könne. Freilich auch eine weitere Begründung und Erklärung der Ansichten, daß das Epos überhaupt aus der stillen Kraft des ganzen Volkes hervorgegangen sei, sowie daß dasselbe factische Wahrheit enthalte und durch die Einmischung des Mythischen doch wiederum keine Wahrheit, ging Jacob Grimm in jenem Aufsatz nicht ein und konnte auch nicht darauf eingehen, da die Betheiligung eines ganzen Volkes an dessen Entstehung ein Wunder, ein Geheimniß ist, und die Einmischung des Mythischen eben auf dem Glauben an die factische Wahrheit des Mythus beruht. Jacob Grimm hat aber an diesen Ansichten, als Fundamentalsätzen, auch später festgehalten, und sie hin und wieder genauer bestimmt; so sagt er z. B. in der Deutschen Mythologie 1. Ausg. Vorr. III sehr schön: „Wenn Mythus und Geschichte inniger zusammentreffen und sich vermählen, dann schlägt das Epos ein Gerüste auf und webt seine Fäden." Wenn aber auch die Schlegel'schen Ansichten für immer widerlegt sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Untersuchungen über den Ursprung des Epos noch keineswegs zu einem abschließenden Resultat gelangt sind.

Auf Schlegel's Angriffe wider seine Etymologien und seine Sprachkenntnisse schwieg Jacob Grimm. Statt seiner ergriff Wilhelm Grimm, der in gleicher Weise, sowie insbesondere wegen seiner Zeugnisse über die deutsche Heldensage angegriffen war, das Wort in dem dritten Bande der Altdeutschen Wälder S. 270 fg., aber was er hinsichtlich jener Angriffe vorbringt, ist mehr eine Entschuldigung als eine Widerlegung.

Dies Schweigen Jacob Grimm's bezeugt aber laut, daß er das volle Gewicht der Wahrheit jener hauptsächlich gegen ihn gerichteten Angriffe Schlegel's empfand und einsah, daß der Grund seiner verfehlten Etymologien und grammatischen Ansichten darin liege, daß sein ganzes seitheriges Sprachstudium ihm nur ein Mittel gewesen sei für seinen Zweck, die Geschichte der Poesie aller Völker zu umspannen, daß er sich aber nie der Sprache selbst wegen in diese, als das Fundament aller seiner Forschungen, ernstlich vertieft habe, und daß ihm somit ein sicherer Boden unter den Füßen fehle. Auch war er bereits in das Studium der Hilfsmittel der germanischen Sprachen so weit eingedrungen, um mit Schlegel einzusehen, daß von Ausländern mehr dafür gethan sei als von Einheimischen, und daß diese nichts aufzuweisen hätten, was sich auch nur entfernt mit den Leistungen von Hickes, Ten Kate und Rask vergleichen könnte, mit Ausnahme etwa von Fulda, der dem von Hickes zuerst gefühlten und geförderten Bedürfniß, bei dem Studium der Grammatik alle Zweige des deutschen Volksstammes zu umfassen, ernstlich nachzustreben versucht und geistreiche und richtige Blicke in das Wesen und die Geschichte der deutschen Sprache gethan hatte, ohne es jedoch dabei zu einer ruhigen und genauen Entfaltung seiner Ansicht bringen zu können, und der in seiner gothischen Sprachlehre immer auf halbem Wege stehen geblieben war. Daß hier der Punkt sei, wo nicht nur etwas nachzuholen, sondern etwas von Grund auf Neues zu schaffen sei, das war Jacob Grimm wol sofort klar, aber auch ebenso klar war ihm, der gleich von Anfang an seinen Standpunkt innerhalb der Geschichte genommen, daß dies nur durch eine historische, alle deutschen Sprachzweige umfassende Grammatik geschehen könnte, wie Rask in der Vorrede zu der Anleitung zur isländischen oder altnordischen Sprache S. XVI eine solche für das Schwedische und Dänische und er selbst 1812 von Radloff gefordert hatte. Dazu kamen als weitere Anregungen die tiefen Ansichten Herder's vom Wesen der Sprache und die mehr speculativen sprachwissenschaftlichen W. v. Humboldt's, der insbesondere dadurch, daß er die Sprache als ein organisches, mit der Individualität des sie redenden Volkes innigst zusammenhängendes Ganze betrachtete, namentlich aber durch die Schilderung der wahren Methode für die Untersuchung und Zergliederung der Sprachen, welche er in Schlegel's Museum von 1812, gelegentlich der Ankündigung seiner Schrift über die vaskische Sprache und Nation gegeben hatte, für Jacob Grimm fortan von unleugbarem Einfluß wurde. Als er nun — so werden wir uns den Hergang zu denken haben, denn urkundliche Nachrichten fehlen — 1816 zur Ruhe gekommen war und darüber nachdachte, wie das Werk anzufangen sei, und der Plan dazu in größter Vollständigkeit vor seine Seele trat, da riß er sich nach Vollendung der mit dem Bruder gemeinsam angelegten Arbeiten von der Association mit demselben, sowie von all seinen bisherigen Lieblingsarbeiten los und vertiefte sich mit der ganzen Energie seines sprachgewaltigen Wesens in die deutsche Grammatik. Zu Anfang des Jahres 1818 that er ihrer zum ersten Mal gegen Benecke Erwähnung, den 29. Sept. desselben Jahres unterzeichnete er die Vorrede. Und nachdem er noch mit Jean Paul, der im Morgenblatte zwölf Briefe über die Zusammensetzung der sogenannten Doppelwörter herausgegeben, im 2. Bande des Hermes S. 27—33 (Kl. Schriften 1, 403—410) einen Strauß ausgefochten hatte, wobei er diesem den ihn sofort zu Boden werfenden Satz entgegenhielt, der zugleich seine neuen und tiefeingreifenden Forschungen ankündigte: „Seine gefundene Regel", beginnt er, „ist aber gänzlich falsch und kann nicht zutreffen, weil er die Sprache wie etwas von heute betrachtet, folglich den Ursprung und Fortgang ihrer manigfaltigen Aeußerungen zu verstehen nicht im Stande ist. Er sieht bunte Verwirrung und Unzusammenhang da, wo gerade, wenn man sich gewöhnt hat, das nie still Gestandene und still Stehende ins Auge zu fassen, eine unendlich einfache, weise und tiefsinnige Austheilung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt

wird", erschien: „Deutsche Grammatik. Von Jacob Grimm. Erster Theil. Göttingen 1819."

Mit diesem Werke beginnt nun die Epoche der großen Fundamentalwerke Jacob Grimm's. Er war eben 34 Jahre alt geworden und stand in der Kraft und Blüthe des Lebens, als dieses Werk erschien, das allein hingereicht haben würde, seinen Namen unsterblich zu machen. Schon der erste Blick in dasselbe lehrte Jeden, daß damit etwas absolut Neues und von Niemandem Geahntes, geschweige denn Gehofftes geschaffen, daß das erste Stockwerk eines Riesenbaues aufgeführt war, welcher zu fast schwindelnder Höhe aufstrebe, eine Grammatik, wie eine solche keine Sprache der Welt habe.

Ein massenhaftes Material, fast den gesammten Wortvorrath umfassend, den man bisher nur den Wörterbüchern überlassen, war mit immenser Gelehrsamkeit, welche selbst die Gelehrtesten in Staunen setzte, mit einem kolossalen Fleiß und größter Akribie unmittelbar aus den Quellen selbst geschöpft, ja neue Quellen waren eröffnet, wie die Personen- und Ortsnamen, und fast jede bedeutende Wortform mit den genauesten Belegen versehen. Alle Zweige deutscher Sprache und ihre Phasen, welche dieselbe von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durchlebt, waren umfaßt. Das gesammte Material war vollständig überwältigt, mit harmonischer Gleichmäßigkeit behandelt, natürlich und klar geordnet, alle Erscheinungen waren in Gesetz und Regel gebracht, und über das Ganze hatte seine durch und durch poetische Natur und tiefe, seelenvolle, sinnige Auffassung ihren Zauber ausgebreitet. Aber nicht die ungeheueren Massen des Stoffes, nicht die Anordnung und Behandlung desselben, nicht daß eine Grammatik geliefert war, in welcher sämmtliche deutsche Sprachzweige gleichsam abtheilungsweise in ihrem Bei- und Nacheinander auftraten, war das Neue und Epochemachende, sondern daß Jacob Grimm zum ersten Mal eine historische Grammatik aufstellte. Eine Grammatik, welche nicht nur die längst geahnte ursprüngliche Einheit aller deutschen Sprachen unter sich nachwies und einen Ausblick that auf die fremden, damit in Urgemeinschaft stehenden, sondern auch ihre Entwickelung aus einer gemeinsamen Mutter von Stufe zu Stufe bis zur Gegenwart, sowol in dem Gemeinsamen, das ihnen geblieben, und den Abweichungen, durch die sie sich individualisirten, als auch in den Hemmnissen, die ihr Gang erfahren, und den Einbußen von ihrer ursprünglichen Kraft und Fülle, die sie erlitten, mit vollkommenster Sicherheit und der unangreifbarsten Evidenz darlegte. Mit größtem Scharfsinn hatte er „die Unverletzlichkeit und Nothwendigkeit der Geschichte" auch in der Grammatik erkannt, hatte der Sprache das Geheimniß ihres Lebens und Schaffens, ihre allgemeinen und besonderen Gesetze abgelauscht, und nach diesen all ihre zahllosen einzelnen Erscheinungen in ihren Zusammenhang gebracht und erklärt, sodaß dieselbe nun als ein lebendiger, nach seinen eigenen Gesetzen, fast mit Naturnothwendigkeit sich fortentwickelnder Organismus dastand. Der deutsche Sprachgeist war gleichsam wieder lebendig geworden, durchlebte von Neuem seine zweitausendjährige Geschichte. Und was dabei das Staunenswertheste war, und das bisher noch von keinem Grammatiker auch nur annähernd versucht ward — das jedoch erst im weitern Verlauf des ganzen Werkes immer bestimmter hervortritt —: die Sprache war zugleich in den innigsten Zusammenhang mit dem Leben und der Art unseres Volkes gebracht, sodaß das Eine von dem Andern beleuchtet wird, und sich somit in diesem Riesenwerke fast das gesammte Seelen- und Culturleben unseres Volkes auf allen seinen Stufen, von der fernsten Vergangenheit an bis zur Gegenwart, wiederspiegelt. Die deutsche Grammatik hörte nun auf Sprachlehre zu sein, die überall in der Sprache nichts als Verwirrung und Zusammenhangslosigkeit erblickt und sie durch willkürliche und pedantische Gesetze zu meistern gesucht hatte, und ihre Aufgabe war nun die: aus der Sprache selbst zu lernen und ihre Erscheinungen mit dem Blick eines Naturforschers zu beobachten und zu erfassen. Aus einer bloßen Hilfswissenschaft war sie zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft erhoben, und zwar einer der vornehmsten, die der Naturwissenschaft vollkommen ebenbürtig war. Unter der Führung ihres Begründers traten jetzt die Deutschen an die Spitze der Sprachforschung. Und Jacob Grimm's Grammatik erhielt gewissermaßen eine weltgeschichtliche Bedeutung, indem alle Grammatiken, welche Sprache sie auch behandeln mögen, nur dadurch wissenschaftliche Grammatiken sein können, daß sie in deren Fußtapfen treten.

Aber treten wir nun an das bahnbrechende Werk selbst heran.

Es ist Savigny gewidmet. In dessen empirischer, historischer Forschung war Jacob Grimm erzogen und geschult; aber diese Lehre, bisher bei ihm von der Romantik überwuchert, kam erst jetzt, als er an diese Arbeit herantrat, in ihm zum völligen Durchbruch und lebensvoller Entwickelung und verlieh derselben ihr wissenschaftliches Gepräge. Dem tiefen Gefühl der Pietät, das er gegen den Lehrer und Freund hegte, gab er daher dadurch Ausdruck, daß er diese erste gereifte Frucht von dessen Lehre ihm widmete. In tiefgefühlten Worten spricht er sich in der Widmung sowol hierüber, als über sein Werk im Allgemeinen aus: „In Ihrer Lehre lernte ich ahnen und begreifen, was es heiße, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere." — — „Meine bisherigen Arbeiten, von denen Sie stets unterrichtet gewesen sind, und an welchen Sie immer Antheil genommen haben, scheinen mir doch zu gering ausgefallen, oder bloße Sammlung roher Stoffe, deren Wichtigkeit künftig einmal gezeigt werden kann, zu wenig mein eigen, als daß ich sie zu einem Maßstab meiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit hätte brauchen dürfen. Ich schlage auch gegenwärtiges Buch, dessen Mängel nicht verborgen bleiben werden, nur etwas höher an, weil es mich größeren Fleiß gekostet hat, und weil ihm ein gewisses Verdienst nicht entgehen kann, in sofern in einem ungebauten Feld es zugleich leichter und schwerer ist, Entdeckungen zu machen. Man nimmt mit der ersten, halbwilden Frucht vorlieb, da sie an der Stätte, woher

sie kommt, nicht erwartet wurde, aber ihr wohl die Mühseligkeit des unbefahrenen Weges anzusehen ist, auf dem ich sie einbringe. Sollte es hiermit auch anders stehen, so versehe ich mich doch zum voraus, daß sie bei einem Versuch von dieser Seite her in unser deutsches Alterthum Bahn zu brechen, sein Recht geschehen lassen, und den Gedanken billigen werden: einmal aufzustellen, wie auch in der Grammatik die Unverletzlichkeit und Nothwendigkeit der Geschichte anerkannt werden müsse." ... „Ich bin des festen Glaubens, selbst wenn der Werth unserer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntniß des Einheimischen unser die würdigste, die heilsamste und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen wäre. Auf das Vaterland sind wir von Natur gewiesen und nichts anderes vermögen wir mit unseren angebornen Gaben in solcher Maaße und so sicher begreifen zu lernen. Die Geschichte unserer Poesie und Sprache erscheint jetzt noch arm und unentwickelt; es kann aber einmal die Zeit kommen, wo sie fruchtbarer und festgegründeter, selbst auf die griechische und lateinische Gelehrsamkeit wohlthätigen Einfluß äußern wird." ... „Die nicht bloß von mir geforderte, sondern schon von einigen lobwürdig geleistete strenge Behandlung der Quellen unserer altdeutschen Literatur kommt der neueren Zeit ungelegen, welche ihren dermaligen Stand für Wissenschaft und Poesie in den Mittelpunkt zu erheben und mit allem zu überladen trachtet." ... „Die rechte Poesie gleicht einem Menschen, der sich tausendfältig freuen kann, wo er Laub und Gras wachsen, die Sonne auf und niedergehen sieht; die falsche einem, der in fremde Länder fährt, und sich an den Bergen der Schweiz, dem Himmel und Meer Italiens zu erheben wähnt; steht er nun mittendrin, so wird sein Vergnügen vielleicht lange nicht reichen an das Maß des Daheimgebliebenen, dem sein Apfelbaum im Hausgarten jährlich blüht und die Finken darauf schlagen."

Nachdem er sich also gegen den Lehrer und Freund ausgesprochen hat, geht er in der Vorrede auf die Aufgabe, die er sich gestellt hat, näher ein. Gleich Anfangs spricht er mit großer Entschiedenheit den Gegensatz aus, in den er sich zu der seitherigen grammatischen Behandlung unserer Sprache gestellt habe. „Seit man die deutsche Sprache", beginnt er, „grammatisch zu behandeln angefangen hat, sind zwar schon bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher und von Adelung an bis auf heute eine noch größere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern gleich aus ihr heraustreten will, so muß ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gut geheißenen für verwerflich, ja für thöricht halte. Man pflegt allmälich in allen Schulen aus diesen Werken Unterricht zu ertheilen und sie selbst Erwachsenen zur Bildung und Entwickelung ihrer Sprachfertigkeit anzurathen. Eine unsägliche Pedanterie, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen." ... „Den geheimen Schaden, den dieser Unterricht, wie alles Ueberflüssige nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anderes, als daß dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört und eine herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und sie in dem Befang des älterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache gleich allem Natürlichen und Sittlichen ist ein unvermerktes, unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weisen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche, sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt." ... „Wer könnte nun glauben, daß ein so tief angelegter, nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparsamkeit aufstrebender Wachsthum durch die abgezogenen, matten und misgegriffenen Regeln der Sprachmeister gelenkt oder gefördert würde." ... „Vor sechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen; von den Dichtungen eines Wolfram's von Eschenbach, eines Hartmann's von Aue, die weder von Declination noch von Conjugation je gehört haben, vielleicht nicht einmal lesen und schreiben konnten, sind noch Unterschiede beim Substantivum und Verbum mit solcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Setzung befolgt, die wir erst nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müssen, aber nimmer zurückführen dürfen, denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang. Sollte es mir nicht gelungen sein, die früheren Eigenschaften und Schicksale unserer deutschen aus den verbliebenen Denkmälern treu darzustellen; so zweifle ich gleichwohl nicht, würde eine noch mangelhaftere Ausführung dessen, was ich im Sinne gehabt, genug siegende Kraft in sich tragen, um die völlige Unzulässigkeit der bisher ausgeklügelten Regeln in den einfachsten Grundzügen, aus denen alles Uebrige fließt, offenbar zu machen. Sind aber diese Sprachlehren selbst Täuschung und Irrthum; so ist der Beweis schon geführt, welche Frucht sie in unsern Schulen bringen und wie sie die von selbst treibenden Knospen abstoßen statt zu erschließen. Wichtig und unbestreitbar ist hier auch die von Vielen gemachte Beobachtung, daß Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen und natürlicher zu wählen verstehen, weil sie sich mehr nach dem kommenden innern Bedürfniß bilden, die Bildsamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geistesfortschritt überhaupt sich von selbst einfindet und gewiß nicht ausbleibt. Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen: eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln

fahren lassen [11]). Gibt es folglich keine Grammatik der einheimischen Sprachen für Schulen und Hausbedarf, keinen seichten Auszug der einfachsten und eben darum wunderbarsten Elemente, deren jedes ein unübersehliches Alter bis auf seine heutige Gestalt zurückgelegt hat; so kann das grammatische Studium kein anderes, als ein streng wissenschaftliches und zwar der verschiedenen Richtung nach, entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches sein" (S. IX — XI). Er spricht dann auch seinen Gegensatz aus gegen alle philosophische, d. h. die Sprache etymologisch oder abstract logisch erörternde, sowie gegen alle kritische, d. h. praktische, gesetzgebende Grammatik.

„Von dem Gedanken, eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen", fährt er dann fort, „sollte sie auch als erster Versuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei sorgsamer Lehre altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unsrer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteint stehen geblieben, wurden mir allmälich deutlich und die Uebergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Aehnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende, unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnste zu ergründen und darzustellen schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir so vollständig gedacht, daß, was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt. Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal." ... „Ich hätte mich auf die Untersuchung der uns in Deutschland zunächst liegenden Ueberbleibsel der althochdeutschen Mundart, für deren sicheres Verständniß eine feste, grammatische Behandlungsart nicht bloß wünschenswerth, sondern unerläßlich war, beschränken können und vielleicht zu meinem Vortheil. Inzwischen stand mir bald vor Augen, daß ohne das Gothische als Grundlage überhaupt nichts auszurichten wäre und selbst die Anknüpfung der Sprache, wie sie von den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts geordnet worden, an unsere heutige mislingen würde, wo nicht die Einflüsse der niederdeutschen Mundart in den Anschlag kämen. Es mußte folglich auf ältere Quellen des Niederdeutschen: sächsische, angelische und friesische Bedacht genommen werden, wovon sich wiederum die nordischen, ohnedem in Absicht auf unverkümmerte, freie Entfaltung voraus gesegneten Sprachen von selbst fügten." ... „Verführerischer war die Vergleichung der fremden, gleichwohl unleugbar Urgemeinschaft verrathenden Sprachen. Hat man einmal zu einem gewissen Punkt fort untersucht, so wird es schwer einzuhalten und sich nicht noch weiter zu wagen. Indessen war mir zu wenig Raum vergönnt, um meine Vorstellung von dem großen Zusammenhang beinahe aller europäischen Zungen untereinander und mit einigen asiatischen vorzulegen; bloß Einzelnes ist hin und wieder, und zwar das meiste bei der Conjugation mehr angedeutet als ausgeführt worden" (S. XVII. XVIII). ... „Ich hatte beim Quellenstudium nicht auf zehn Dinge, sondern auf hunderterlei Augenmerk zu halten und darf wohl sagen, daß ich keinen einzigen Casus und keine einzige Person ohne sorgfältige Ueberlegung hingesetzt habe, denn mit Sicherheit fand sich beinahe nichts vorgearbeitet, daher man sich nicht wundere, wenn meine Angaben von denen eines Hickes, Ten Kate, und selbst eines Ihre, Fulda und Zahn großentheils abweichen. Die althochdeutsche Grammatik ist eigentlich noch niemals aufgestellt gewesen. Bloß für die altnordische durfte ich mich auf Rask verlassen. Mein Hauptzweck, die Führung des Beweises: daß und wie alle deutsche Sprachstämme innigst verwandt und die heutigen Formen unverständlich seien, wo man nicht zu den vorigen, alten und ältesten hinaufsteige, daß folglich die gegenwärtige grammatische Structur nur geschichtlich aufgestellt werden dürfe, scheint mir nicht ganz mislungen" (S. XXIV). ... „Ein gegründeter Tadel, welcher die meisten und selbst die scharfsichtigen Bearbeiter des ganzen Fachs (der Etymologie) trifft, scheint mir, daß sie immer zu schnell bauen und jeder für sich die Sache fertig bringen wollen. Wird man sparsamer und fester die Verhältnisse der einzelnen Sprachen ergründen und stufenweise zu allgemeineren Vergleichungen fortschreiten; so ist zu erwarten, daß bei der großen Menge unseren Forschungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen" (S. XII).

Nachdem er sich also über seine Arbeit ausgesprochen, läßt er „Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe" (S. XXVI—XXXVII), und eine „Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hilfsmittel" (S. XXXVIII—LXXIX) folgen. Dann behandelt er nach den drei Perioden der Sprache, alt-, mittel- und neuhochdeutsch, die Declination der Substantiva, und zwar „Gothische Sprache" (S. 1—26). „Alt-Hochdeutsche Sprache" (S. 27—55). „Alt-Nie-

11) Zu dem hier Ausgesprochenen ist jedoch zu vergleichen, was Jacob Grimm in der Vorrede zur 2. Ausgabe S. XIX sagt: „Die Verschrobenheit der deutschen Sprachlehre in unsern Schulen, den Unwerth der Bücher, die man dabei zu Grunde legt, hatte ich lebhaft beklagt; scheinen einige meiner Behauptungen zu weit gegangen (wiewohl ich nur den fast sinnlosen Elementarunterricht angegriffen, nicht aber vernünftige Anwendung deutscher Grammatik in höheren Classen verredet habe), so glaube ich doch fernerer oder eigentlicher Verantwortung überhoben zu sein und begnüge mich, wohldenkende Schulmänner auf das Verfahren, welches verschwisterte, an praktischem Gefühl uns so oft überlegene Völker, Engländer, Holländer, Dänen und Schweden, rücksichtlich des Unterrichts in der angeborenen, einheimischen Sprache beobachten, zu verweisen." Vergl. dessenungeachtet die nicht unbegründeten Bedenken Raumer's a. a. O. 712.

derdeutsche Sprache". A. „Alt-Sächsische Sprache" (S. 56—62). B. „Angelsächsische Sprache" (S. 62—70). „Alt-Friesische Sprache" (S. 70—72). „Alt-Nordische Sprache" (S. 73—87). Ferner „Mittel-Hochdeutsche Sprache" (S. 87—103). „Mittel-Niederdeutsche Sprache". A. „Mittel-Sächsische Sprache" (S. 104—106). B. „Mittel-Englische Sprache" (S. 106—107). C. „Mittel-Niederländische Sprache" (S. 108—111). Sodann: „Neu-Nordische Sprache". A. „Schwedische Sprache" (S. 112—115). B. „Dänische Sprache" (S. 115—118). „Neu-Hochdeutsche Sprache" (S. 119—126). „Neu-Niederländische Sprache" (S. 127—129). „Neu-Englische Sprache" (S. 130). Darauf folgen: „Erläuterungen der deutschen Declination des Substantivs" (S. 131—141). „Ueber die gothische Substantivdeclination" (S. 141—147). „Ueber Althochdeutsche Substantivdeclination" (S. 148—159). „Ueber Alt-Niederdeutsche Substantivdeclination" A. „Alt-Sächsische" (S. 160—161). B. „Die angelsächsische Sprache" (S. 161—163). C. „Die altfriesische Sprache" (S. 163—164). „Ueber die Altnordische Substantivdeclination" (S. 165—172). „Ueber die mittelhochdeutsche Substantivdeclination" (S. 173—176). „Ueber die mittelniederdeutsche Substantivdeclination" (S. 177—178). „Ueber die neunordische Substantivdeclination" (S. 178—181). „Ueber die neuhochdeutsche Substantivdeclination" (S. 181—186). „Ueber die neunordische Declination" (S. 186—187). Alsdann in derselben Weise: „Declination des Adjectivums", und zwar „Gothisches" (S. 189—196). „Althochdeutsches" (S. 196—207). „Altsächsisches" (S. 207—210). „Angelsächsisches" (S. 211—212). „Altfriesisches" (S. 212—213). „Altnordisches" (S. 213—217). „Mittelhochdeutsches" (S. 218—221). „Mittelniederdeutsches" (S. 221—222). „Schwedisches" (S. 222—223). „Dänisches" (S. 223). „Neuhochdeutsches" (S. 223—224). „Neuniederländisches" (S. 224). „Von der Steigerung der Adjective", in derselben Ordnung (225—237). „Declination der Zahlwörter" (S. 238—246). „Erläuterung der Declination des deutschen Adjectivs" (S. 247—252). Dazu: „Nöthige Erläuterungen zu den einzelnen Sprachen" (S. 252—264). „Zur Erläuterung der Zahlendeclination" (S. 261—265). „Anhang über die Declination der Eigennamen" (S. 266—275). „Declination der Völker- und Geschlechtsnamen" (S. 275—278). „Declination des Pronomens" (S. 279—336). „Erläuterung der Declination des Pronomens" (S. 336—401). Endlich die Conjugation ebenfalls in drei Perioden: „Gothisches Verbum" (S. 402—444). „Althochdeutsches Verbum" (S. 445—486). „Altsächsisches Verbum" (S. 486—491). „Angelsächsisches Verbum" (S. 491—497). „Altfriesisches Verbum" (S. 497—498). „Altnordisches Verbum" (S. 498—511). „Mittelhochdeutsches Verbum" (S. 511—523). „Mittelniederdeutsches Verbum" (S. 524—526). „Schwedisches Verbum" (S. 526—529). „Dänisches Verbum" (S. 529—531). „Neuhochdeutsches Verbum" (S. 531—534). „Neuniederländisches Verbum" (S. 534—538). „Neuenglisches Verbum" (S. 538—541). „Erläuterung der deutschen Conjugation im Allgemeinen" (S. 542—561). „Nöthige Erläuterungen der Conjugation nach den einzelnen Sprachen" (S. 561—597). „Bemerkung über das reciproke Verbum" (S. 598—603). „Vergleichungen aus fremden Sprachen" (S. 604—616). „Vergleichung der Conjugation und Declination" (S. 617—623). „Vom Participium" (S. 624—634). „Vom Gerundium" (S. 634—636). „Vom Infinitiv" (S. 636—637). „Vom Supinum" (S. 638—641). „Anhang über die Silben ga-gi-ge-" (S. 641—644). „Vergleichung einiger fremden Sprachen über Participium und Infinitiv" (S. 644—650). „Nachtrag" (S. 650—661).

Auf das Einzelne hier einzugehen, würde zu weit führen und eine Geschichte der Grammatik erfordern, welche sich zur Aufgabe machte, wie das, was in der ersten Ausgabe geleistet, in der zweiten völlig umgearbeitet und weiter fortgebildet wurde. Nur einige Hauptmomente, die bei der zweiten Ausgabe theilweise und ausführlicher zur Sprache kommen werden, mögen hier angedeutet werden. Vielfach war schon früher beobachtet, daß sich die Verba in zwei Hauptclassen schieden, und mehrere Benennungen waren dafür versucht worden. Jacob Grimm nannte nun die eine „stark", die andre „schwach", brachte sie in Classen und dehnte diese Bezeichnung auch auf die Declination der Substantiva und Adjectiva aus, wo sie aber in völlig verschiedener Anwendung auftrat. Tiefer war er jetzt in die schon früher von ihm wahrgenommene Natur des Ablautes, Umlautes und Rückumlautes eingedrungen, und stellte nun ihre Gesetze dar. Die vollständige Lautlehre fehlte indessen noch; sie war mit der Lehre vom Genus und der Wortbildung für den zweiten Theil bestimmt. Zum ersten Mal wies er in der deutschen Sprache einen Dualis, ein Passivum und Medium nach, sowie die Reduplication und den Organismus der Anomalien.

Diese erste historische deutsche Grammatik machte in allen Kreisen, wo nur ein Verständniß dafür möglich war und Liebe für die deutsche Sprache herrschte, einen wahrhaft überwältigenden Eindruck. Vor Allen war es Benecke, der brieflich Jacob Grimm seiner Bewunderung Ausdruck gab, und dann in den Gött. gelehrt. Anzeigen vom 26. April 1819 ihre volle Bedeutung hervorhob. Jeder, sagte er u. a., dem ein Urtheil zustehe, müsse sie für ein Meisterwerk erklären; er möchte sie eine Naturgeschichte der Sprache nennen, das Wort Naturgeschichte in seinem eigentlichen und wahren Sinne nehmend, und schloß damit: „Daß uns eine deutsche Grammatik noth that, haben wir alle gefühlt; daß unser Wunsch auf eine solche Art würde erfüllt werden, hat wohl keiner geahnt: denn keiner hat sich die Aufgabe in solchem Umfange gedacht, den wir jetzt als nothwendige Bedingung anerkennen müssen." Dann kam — der vielfachen andern Recensionen zu geschweigen — Jean Paul mit seinen unerschöpflichen, überschwänglichen Lobpreisungen. Und als die zweite Ausgabe erschienen, schrieb am 21. Dec. 1822

A. W. Schlegel (s. dessen Werke XII, 403) an Wilhelm von Humboldt: „Ich schätze diese Arbeit so hoch wegen der rein historischen Behandlung und des unendlichen Fleißes im Einzelnen bei einer durchgedachten Idee im Ganzen. Grimm hat gezeigt, wie viel durch beharrliche Prüfung mit Fragmenten auszurichten ist. Ich werde es mir um so mehr zum angelegentlichen Geschäft machen, dies anzuerkennen, weil ich früher wegen seiner Etymologien à la Kanne sehr hart mit ihm umgegangen bin." Jacob Grimm, den auf seinen mühevollen Untersuchungen das Gefühl begleitete, auf dem rechten Wege zu sein, mochte ihm aber schon oft in seinem Herzen gedankt haben, daß er ihm die Anregung dazu gewesen; wenigstens schreibt er zwanzig Jahre nach jener scharfen Recension an Lachmann: „Gegen Schlegel sind Sie fortwährend hart, fast zu hart. Ich danke ihm immer noch die in meiner Jugend von ihm empfangene Anregung" (Scherer a. a. O. XV, 31).

Mit der deutschen Grammatik, die Jacob Grimm später selbst als einen guten, zur rechten Zeit gethanen Griff bezeichnete und die damals als eine Nothwendigkeit in dem ganzen Fach erschienen sei, trat eine völlige Wendung in seinen Studien ein, indem er, einsehend, daß er bei seinen frühern Arbeiten seine Kräfte zu sehr zersplittert habe und nur durch Concentrirung derselben etwas Erfolgreiches zu erreichen sei, sich entschloß, seine frühern weitgreifenden Neigungen zu bezähmen und zunächst alle seine Kräfte der Vollendung und Vervollkommnung der Grammatik zu widmen. „Je mehr ich mich beschränke", schrieb er deshalb 1820, „desto größeren Erfolg spüre ich bei mir, ich habe früher auch zu weit gehen wollen. Arbeitsam und anhaltend bin ich von Haus aus, und wenn ich etwas taugen werde, geschieht es bloß dadurch". Indem er nun sofort an die Bearbeitung des zweiten Theils der Grammatik ging, und zwar der Lautlehre, wurde er theils durch äußere Einflüsse, theils durch eigene Forschungen auf eine solche Fülle neuer durchgreifender Entdeckungen geführt, daß es ihm, wie er selber in der Vorrede zur 2. Ausgabe S. III bekennt, „kein langes Besinnen kostete, den ersten Ausschuß der Grammatik mit Stumpf und Stiel, wie man sagt, niederzumähen" und dieselbe von Grund aus neu aufzubauen, zumal die erste Ausgabe, von der nur eine geringe Auflage gemacht war, bereits vergriffen war.

Beinahe nach der Beendigung des Druckes der ersten Ausgabe war ihm Rask's epochemachende Schrift: „Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache (Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse, Kjøbenhavn 1818) zugegangen, er erkannte sofort deren große Bedeutung und sprach sich darüber in der Vorrede S. XVIII fg. mit unverhohlener Freude und Anerkennung aus: „Unterdessen hat Rask's treffliche, mir erst beinahe nach Beendigung dieses Buchs zugekommene Preisschrift weitreichende Aufschlüsse über die vielseitige Berührung der deutschen mit der lettischen, slavischen, griechischen und lateinischen Sprache geliefert; besonders anziehend ist die Vermittelung deutscher und slavischer Formen in dem lettischen und lithauischen Stamme aufgehellt und für frühere Geschichte, wo Gothen mit andern im Dunkel liegenden Völkern jene Gegenden bewohnten, von größter Bedeutung. Derselbe Gelehrte bereist gegenwärtig einen Theil des russischen Asiens und wird uns eine Ausbeute wichtiger Entdeckungen über die Sprachen der dort wohnenden Völkerschaften und ihr Verhältniß zu dem slavischen und deutschen Stamme zurückbringen; frühere Reisende haben bloß nach Wurzeln sammeln können, wer des innern Baues der Sprachen kundig ist, vermag ungleich sicherer und fruchtbarer zu Werke zu gehen. Insoweit ich mit Rask's Ansichten von der Beschaffenheit der alten deutschen Sprachen übereingetroffen war, mußte mir daraus die erfreulichste Bestätigung der Richtigkeit meiner Untersuchungen hervorgehen; historische Studien führen nothwendig zu ähnlichen Resultaten, wie unabhängig von einander sie auch angestellt gewesen sein mögen. Ueber das Verhältniß der europäischen Sprachen bin ich durch die Raskische Schrift beträchtlich gefördert worden; da mein Buch mehr die durchgeführte Aufstellung des Einzelnen bezweckte, wird hoffentlich auch Rask manche willkommene Ergänzung und Bestätigung, zumal was die ihm größtentheils unbekannt gebliebene alt- und mittelhochdeutsche Mundart angeht, daraus schöpfen." Rask, der schon 1811 auf dem richtigen Wege der geschichtlichen Sprachforschung war, betritt in dieser Schrift, um den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache zu erforschen, den Boden der vergleichenden Sprachforschung und sucht, um dabei zu sicheren Resultaten zu gelangen, die Gesetze der Lautübergänge auf. Und indem er nun als Quelle der „gotischen" (d. i. nordischen [skandinavischen] und germanischen) die antiken Sprachen (d. h. griechische und lateinische) gefunden zu haben glaubt, und er aus deren Wortschatz die vielen verwandten Wörter mit einander vergleicht, ergeben sich ihm die gesuchten Gesetze der Lautübergänge, und er kommt somit auf sämmtliche Elemente der Lautverschiebung, soweit sie sich auf das Verhältniß der griechisch-lateinischen zur ältern germanischen Lautstufe beziehen; und indem er dann auch den Sprachbau dieser Sprachen untersucht, macht er an den Flexionen sowol der Declination als der Conjugation eine ganze Reihe der wichtigsten Entdeckungen hinsichtlich ihrer Uebereinstimmung (s. Raumer a. a. O. 481 fg.).

Schon Ten Kate hatte in seinem Werke: Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel de Nederduitsche Sprache. 2 Bde. Amsterdam 1723 (Anleitung zur Kenntniß des höheren Theils der niederländischen Sprache), die Lautlehre zum besondern Gegenstand der Forschung gemacht, um aus ihr Gesetze für die Etymologie zu finden, und Kanne hatte in einer besondern Schrift 1807 den Lautwechsel zwischen dem Griechischen und Deutschen untersucht, aber dieses Werk Rask's im Verein mit der von demselben im J. 1818 herausgegebenen zweiten Bearbeitung der im J. 1811 erschienenen Vejledning dil det Islandske eller gamle Nordiske Sprog (Anleitung zu der isländischen oder altnordischen Sprache), welche er jetzt in schwedischer Sprache unter dem Titel: Anvisning till Isländskan (1818) völlig

umgearbeitet hatte, und wo er jetzt viel tiefer als in der ersten Ausgabe auf die Lautlehre und insbesondere auf die Erörterung des Lautwandels eingegangen war, mußte auf Jacob Grimm einen tiefen Eindruck machen und ihn zur Ueberzeugung bringen, daß die Lautlehre, von deren Grundzügen ihm schon bei Abfassung der Flexionslehre so manches Wesentliche feststand und mit der er den zweiten Theil beginnen wollte, die Grundlage sei für eine historische Grammatik. Und sofort ging er nun daran, seine erste Arbeit völlig umzustoßen, mit der Lautlehre zu beginnen und ihr die Flexionslehre folgen zu lassen.

Vieles hatte er aber auch bei dieser neuen Bearbeitung der Aufmunterung, dem guten Rathe und den Mittheilungen der Freunde Benecke und Lachmann zu verdanken. Jacob Grimm und Benecke wechselten ausführliche Adversarien: Fragen und Gegenfragen werden gestellt, Bedenken geäußert, Controversen ausgefochten, über gedruckte Arbeiten Bemerkungen ausgetauscht, was einer mehr weiß, als der andere, theilt er mit; was ihnen beiden noch entgeht zu erlangen, unterstützen sie sich gegenseitig (Scherer a. a. O. XVI, 26). Ein gleicher Verkehr war nach dem Erscheinen der Grammatik mit Lachmann eingetreten. Von ihm rühmt Jacob Grimm insbesondere (Vorrede XIX der 2. Ausg.) ausführliche und rückhaltlose Mittheilungen, die ihn belehrten und antrieben, namentlich gehört wol dahin dessen wichtige Entdeckung, daß in unserer alten Sprache ein jetzt verschwundener Quantitätsunterschied der Vocale geherrscht habe, der dann Jacob Grimm die entscheidende Fassung gab.

Schon im October 1820 begann der Druck. Der Stoff war so gewaltig angewachsen, der Drang fort und fort zu untersuchen war in ihm so unwiderstehlich, daß er, wie es auch bei allen seinen spätern Arbeiten der Fall war, unablässig, ohne vorher zu entwerfen und nachher zu bessern, ausarbeitete. Die wichtigsten Entdeckungen machte er mitunter vor dem Thorschluß. So das wichtige Lautverschiebungsgesetz. Am 28. Nov. 1820 gibt er Lachmann die ersten Andeutungen davon, und am 1. April 1821 legte er ihm die ganze Entdeckung vor. Bogen vor Bogen wanderten in die Druckerei. Die gedruckten Bogen wurden, wie aus dem von Scherer benutzten Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Lachmann hervorgeht, letzterem partieweise zugeschickt und dessen Bemerkungen nachgetragen. Jacob Grimm's Briefe drehen sich, wie begreiflich, in dieser Zeit ganz und gar um das, was ihm von Tag zu Tag, von Woche zu Woche in der Förderung seines Werkes gelang, um die Befürchtungen und Hoffnungen, welche er damit verband. Wenn er sah, wie viel einzelne Dinge noch unergründet waren, und wie Vieles er dennoch in allgemeiner Fassung niederschreiben mußte, so bangte ihm vor der Fehlerhaftigkeit des Buches. Das Beste werde sein, meinte er, daß er sich ein Herz gefaßt hätte, so viel unfertiges Zeug in die Welt zu schreiben und auf seinen Namen zu nehmen. Lachmann ließ es aber an kräftigem Zuspruch nicht fehlen, und Jacob Grimm war sehr dankbar dafür. „Ihre Briefe trösten mich gewaltig", schreibt er; „wenn ich denke, nun wird er mit allen Seiten deiner Arbeit unzufrieden sein, so kommt Ihr Brief, worin ich lese, daß Sie sogar noch Einzelnes in dem Buche fein bemerkt finden." Doch es sei ein vierschrötiges Gezimmer, dem einzelnes Gute nicht aus den Nöthen helfe, worin es stecke. Derartige Unmuthsäußerungen hindern ihn aber nicht mehr, die wahre Bedeutung des Werkes zu würdigen. „Es ist ein grammatisches Haus auf die Beine gekommen", erkennt er an, „worin man nun einziehen und das man ausbauen kann. Es sind nun Geschäfte möglich und es steht mir vor, es werden bessere getrieben werden. Vermuthlich gehts der Masse des Publicums, wie ich an mir selbst genug erfahren habe, man verliert manchen guten Einfall und reibt seine Lust an einer Arbeit nach und nach auf, sobald man nicht unternimmt, sie wirklich anzufassen und zu fördern. Und wunderbar fühlt sich der Geist selbst durch fortschreitende Thätigkeit gefördert" (Scherer a. a. O. XVI, 28 fg.).

Etwa in der zweiten Hälfte des Jahres 1822 erschien das Werk. Es trat in einem neuen Gewande auf: mit lateinischen Lettern und ohne große Buchstaben außer im Anfang des Satzes und in Eigennamen. Eine Aenderung, die er auch später bei all seinen Arbeiten beibehalten und die viel von sich reden gemacht hat. Das Verfahren war nun zwar nichts Neues. Schon Benecke, Docen, Lachmann, Koberstein und Leo hatten dasselbe ausgeübt, aber Jacob Grimm hatte sich am Schlusse der Recension von Benecke's Bonerius dagegen erklärt: „Der Recensent", sagt er, „erklärt sich (mit unserer Zeit überhaupt) gegen den Gebrauch der lateinischen Buchstaben, die ja etwan ebenso sehr aus andern entsprungen sind als die deutschen gewissermaßen aus den lateinischen." Auch Fr. Schlegel stritt im Deutschen Museum 3, 129—131 für große Anfangsbuchstaben und deutsche Lettern. Aber Raumer a. a. O. 510 wird Recht haben, wenn er behauptet, daß Rask's Vorgang ihn zur Anwendung der lateinischen Lettern bestimmt habe; denn dieser hatte die 1818 erschienene Anweisung zum Isländischen, sowie die angelsächsische Sprachlehre mit diesen Lettern drucken lassen, und Jacob Grimm rechtfertigte dies sein Verfahren in der dritten Ausgabe des ersten Theils S. 26 fg. mit denselben Gründen, wie es Rask gethan. Die Verbannung der großen Buchstaben begründete er jedoch schon in der Vorrede der zweiten Ausgabe S. XVIII fg. also: „Gleich aller Geschichte warnt die historische Grammatik vor frevelntlichem Reformiren, macht uns aber Tugenden der Vergangenheit offenbar, durch deren Betrachtung wir den Dünkel der Gegenwart mäßigen können. An rechter Stelle wird sich dann manches Wünschenswerthe und lang Gemißte immer anwendbar zeigen. So schien mir, als ich an die Niederschreibung dieses Werkes ging, ohne daß ich es früher gewollt oder jetzt besondern Werth darauf legte, die Verbannung der großen Buchstaben vom Anlaut der Substantive thunlich. Für sie spricht kein einziger innerer Grund, wider sie der beständige frühere Gebrauch unserer Sprache bis ins sechzehnte, siebzehnte Jahrhundert, ja der noch währende aller übrigen Völker, um

nicht die Erschwerung des Schreibens, die verscherzte Einfachheit der Schrift anzuschlagen. Man braucht nur dem Ursprung einer so pedantischen Schreibweise nachzugehn, um sie zu verurtheilen; sie kam auf, als über Sprachgeschichte und Grammatik gerade die verworrensten Begriffe herrschten. Näher besehen hat man ihr auch schon verschieden entsagen wollen." Ausführlicher geht er dann in der dritten Ausgabe a. a. O. darauf ein und schließt da mit den Worten: „Wer die sogenannte deutsche Schrift braucht, schreibt barbarisch, wer große Buchstaben für den Anlaut der Substantive, schreibt pedantisch."

„Alles", sagt Benfey a. a. O. 433 mit vollster Wahrheit, „was in der ersten Ausgabe geleistet, wurde im größten Maßstabe in der zweiten übertroffen. Sie ist eine der wunderbarsten Arbeiten, welche je auf sprachwissenschaftlichem Gebiet vollzogen sind. Mit ihr war die historische Behandlung der Sprache in einem der wichtigsten und reichst entfalteten Sprachzweige zu vollem Leben erblüht und in einem vollendeten Musterwerk der naturwissenschaftlichen der Inder, der philosophischen der Griechen und dem ersten Versuch der vergleichenden, wie er in dem ersten Werk von Bopp hervorgetreten war, auf jeden Fall ebenbürtig, eher noch sie weit überragend, zur Seite getreten."

Nach der Vorrede (III—XIX), in der Jacob Grimm S. VIII seine Aufgabe jetzt also faßt: „das unstillstehende, nach Zeit und Raum veränderliche Element unserer Sprache nachzuweisen", geht er, da die allgemeinen Sätze über den historischen Gang der Sprache „als unreife Erörterungen jetzt bei Seite gelegt worden sind", auch das Verzeichniß der Quellen und Hilfsmittel weggeblieben und der Geschichte der Literatur und Poesie unserer Sprache überlassen ist, sofort zu der Lautlehre über, die er im ersten Buche (S. 1—595) unter der Ueberschrift „Von den Buchstaben" abhandelt. Diese Lehre ist erst von ihm geschaffen. Wol hatte er bereits in der ersten Ausgabe einige der wesentlichsten Lautumwandlungen, wie Umlaut und Ablaut rc. richtig erkannt und bestimmt, allein indem er jetzt den einzelnen Lauten eine besondere Betrachtung widmet, je nach ihrer Stellung im Anfang, in der Mitte und am Schluß des Wortes (Anlaut, Inlaut und Auslaut), sie und ihre Umwandlungen historisch verfolgt, von dem Gothischen, als dem Ursprünglichsten, Schritt vor Schritt durch alle Bildungsstufen der Sprache bis zu ihrem gegenwärtigen Stand fortschreitend, ergibt sich ihm die wunderbare Erscheinung, daß in den bloßen Lauten und in den verschiedenen Einflüssen, den sie unterliegen, nicht Willkür herrsche, sondern ein in ihrer Natur tiefbegründetes Gesetz. Und nun wurde diese Lehre sofort von der eminentesten Bedeutung, ja recht eigentlich die Grundlage, auf welcher der Bau der Grammatik sich erheben und man zur vergleichenden Sprachforschung fortschreiten konnte. Denn hiermit war der Grund gelegt, auf dem man mit völliger Sicherheit in die mannichfaltigen Gestaltungen der Laute in der Flexion und Wortbildung einzudringen, die gemeinsame Mutter, aus der ihre einzelnen Zweige hervorgegangen — als welche Mutter Jacob Grimm freilich das Gothische betrachtete, wenigstens aus ihr fast ausschließlich seine Vorstellungen davon entlehnte, obschon er nicht zweifelte, dies sei nur die älteste und ähnlichste Tochter der verlorenen Mutter — aufs Bestimmteste zu erschließen und zugleich in ihre Zusammenhänge mit den verwandten fremden Sprachen zurückzugehen vermochte, und somit auch die vorhistorische Zeit des Sprachlebens zu ergründen. Kurz, es war nunmehr eine Geschichte der Sprache in allen ihren Phasen und eine sichere Etymologie möglich, und die gefundenen Gesetze der Lautumwandlungen ergeben für letztere eine weit sicherere Basis, als die bisher zu Grunde gelegte Wortbedeutung, sodaß es sich leicht begreift, wie Jacob Grimm, als er in späteren Tagen auf seine grammatischen Ansichten und Etymologien, wie er solche in den Altdeutschen Wäldern ausgesprochen, zurückblickte, diese als „fast noch roh oder wild" bezeichnen konnte (Rede auf Wilhelm Grimm, Kl. Schriften 1, 170).

Nachdem Jacob Grimm „von den Buchstaben insgemein" (S. 1—33) gehandelt, geht er, wie bei der Flexionslehre der ersten Ausgabe drei Perioden unterscheidend, auf die Vocale und Consonanten sämmtlicher germanischer Sprachen im Einzelnen ein, und zwar in folgenden Abschnitten: „Von den gothischen Buchstaben" (S. 33—74). „Althochdeutsche Buchstaben" (S. 74—201). „Altsächsische Buchstaben" (S. 201—221). „Angelsächsische Buchstaben" (S. 222—269). „Altfriesische Buchstaben" (S. 269—280). „Altnordische Buchstaben" (S. 280—330). Dann: „Mittelhochdeutsche Buchstaben" (S. 330—452). „Mittelniederdeutsche Buchstaben" (S. 452—466). „Mittelniederländische Buchstaben" (S. 466—506). „Mittelenglische Buchstaben" (S. 506—517). Endlich: „Neuhochdeutsche Buchstaben" (S. 517—528), „Neuniederländische Buchstaben" (S. 528—540). „Neuenglische Buchstaben" (S. 540—545). „Schwedische Buchstaben" (S. 545—558). „Dänische Buchstaben" (S. 558—571). Darauf folgt dann: „Allgemeine Vergleichung", sowol unter sich als mit fremden Buchstaben (S. 571—595).

Es würde zu weit führen, wollten wir alle die großen Entdeckungen Jacob Grimm's in der deutschen Lautlehre auch nur übersichtlich zusammenfassen und darstellen, wie z. B. die von ihm gefundenen Gesetze und Geschichte des Umlautes, der erst in der althochdeutschen Sprache auftritt und hauptsächlich darin besteht, daß i der Flexion an den Wurzelvocal a eine Beimischung von sich abgibt und die früher unbekannte Kürze hervorbringt, sowie des Rückumlautes, der Brechungen rc. Jedoch können wir uns nicht versagen, auf das von ihm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung, welches man das „Grimm'sche Gesetz" genannt [12]) und nicht mit Unrecht der Entdeckung eines neuen Welttheils zur Seite gestellt hat, etwas genauer einzugehen.

12) *Max Müller*, Lectures on the science of language, second series, worin eine eigene Vorlesung handelt von Grimm's Law.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Entdeckung Jacob Grimm's von frühern Forschern, außer den schon erwähnten von Rask, eine Reihe mehr oder minder glücklicher Beobachtungen des Wechsels zwischen griechisch-lateinischen mit deutschen Consonanten vorangingen. So hatte, wie Raumer a. a. O. 512 fg. nachweist, schon Melchior Goldast (1604) zahlreiche Beispiele für den Wechsel des griechischen und lateinischen p mit deutschem f gesammelt. Franciscus Junius (gest. 1677) hatte erkannt, daß griechisch k, lateinisch c dem gothischen und angelsächsischen h etymologisch entsprechen. Daniel Morhof (1682), der dasselbe wiederholt, fügte dann hinzu, daß deutsches g lateinisches h vertrete. Sodann hatte Arnold Kanne in seiner Schrift: „Ueber die Verwandtschaft der griech. und deutschen Sprache, Leipzig 1804", eine ganze Reihe Fälle der Lautverschiebung zum Theil richtig erkannt, daß nämlich germanisch f mit griechisch π, german. b mit griech. φ, latein. f, german. h mit griech. κ, german. g mit griech. χ, german. k mit griech. γ, ferner daß hochdeutsches z mit plattdeutschem t, griechischem δ, hochdeutsches t mit plattdeutschem d übereinstimmen. Endlich hatte Rask sämmtliche Elemente der Lautverschiebung zwischen den classischen und der isländischen Sprache aufgefunden, nämlich daß

lateinisch-griech.	π, τ, κ;	δ, γ;	φ, ϑ, χ
gleich seien isländ.	f, th, h;	t, k;	b, d, g.

Von b bemerkt er, daß es meist beibehalten werde, und fügt zugleich für sämmtliche Fälle einige Belege bei. Auch kann kein Zweifel sein, daß Jacob Grimm alle diese Beobachtungen insgesammt gekannt hat, nur daß, als er den Consonantismus unserer Sprache durchforschte und das Verhältniß der althochdeutschen Consonanten zu den gothischen, sowie endlich das beider zu den griechisch-lateinischen, ihn namentlich Rask's Beobachtungen geleitet haben müssen. Allein dessenungeachtet gebührt Jacob Grimm ungeschmälert das Verdienst dieser großen Entdeckung. „Das Wesentlichste in Grimm's Entdeckung besteht nämlich", wie Raumer a. a. O. 513 fg. gründlich ausführt, „in zwei Punkten: Erstens darin, daß hier ein Lautwandelgesetz vorliegt, das alle Organe gleichmäßig beherrscht, das also durch denselben Vorgang p zu f, t zu th und k zu h umwandelt, und ebenso durch einen zweiten Vorgang b zu p, d zu t, g zu k; endlich durch einen dritten in sich selbst gleichmäßigen Vorgang φ zu b, ϑ zu d, χ zu g. Zweitens darin, daß derselbe Vorgang, der das Griechische mit dem Gothischen verknüpft, sich vom Gothischen zum Althochdeutschen wiederholt. Weder von der einen, noch von der andern Erscheinung hat Rask eine Ahnung. Nirgends findet sich bei ihm eine derartige Aeußerung, die Grimm's Entdeckung vorherginge; ja er verräth ganz unzweideutig, daß ihm nichts dergleichen in den Sinn kam, dadurch, daß er an die oben angeführten Lautwechsel ohne Unterbrechung einen andern (den griechischen Spiritus asper und isländisch s) anknüpft, der mit der vorliegenden Frage nichts zu thun hat. Aber noch mehr! Rask hat Grimm's Grammatik im Jahre 1830 ausführlich und sehr feindselig recensirt. Hätte er geglaubt, Grimm habe seine epochemachende Entdeckung ihm entwendet, so würde er dies ohne Zweifel geltend gemacht haben. Aber davon finden wir keine Spur. Vielmehr begnügt sich Rask, Grimm's ganze Lautlehre als zu ausführlich, zu spitzfindig und zu abstrus zu verhöhnen. Er hat mithin, selbst nachdem sie vorlag, Grimm's großer Entdeckung keine Beachtung gewürdigt!"

Betrachten wir nun diese große Entdeckung selbst. „Ein merklicher Gegensatz", sagt Grimm S. 581 fg., zwischen den hochdeutschen und allen anderen Mundarten wird offenbar. Im Labial-, Lingual-, Gutturallaut entspricht die goth. (sächs. fries. nord.) Tenuis der hochdeutschen Aspirata; die gothische Media der hochdeutschen Tenuis; die gothische Aspirata der hochdeutschen Media. Das Einzelne stellt sich so vor Augen:

goth.	P.	B.	F.	T.	D.	Þ.	K.	G.	.
alth.	F.	P.	B, (V)	Z.	T.	D.	CH.	K.	G.

Es ist eine Veränderung eingetreten, vermöge welcher im Hochdeutschen jeder dieser neun Consonanten gleichmäßig von seiner Stelle rückte. Daß aber hier der hochdeutsche Zustand als der abgewichene, jüngere; der gothische (sächsische, friesische, nordische) als der frühere betrachtet werden müsse, unterliegt keinem Zweifel, und ist bei Auseinandersetzung der althochdeutschen Buchstaben mit verschiedenen Gründen bewiesen worden."

Indem er dann zur Vergleichung fremder urverwandter Sprachen überging, that sich ihm das für die Vorgeschichte unserer Sprache so wichtige Gesetz auf, worüber er sich S. 584 also ausspricht: „Noch merkwürdiger als die Einstimmung der Liquidä und Spiranten (der urverwandten fremden Sprachen mit den deutschen) ist die Abweichung der Lippen-, Zungen- und Kehllaute nicht allein von der gothischen, sondern auch der althochdeutschen Einrichtung. Nemlich genau wie das Althochdeutsche in allen drei Graden von der gothischen Ordnung eine Stufe abwärts gesunken ist, war bereits das Gothische selbst eine Stufe von der lateinischen (griechischen, indischen) herabgewichen. Das Gothische verhält sich zum Lateinischen gerade wie das Althochdeutsche zum Gothischen. Die ganze für Geschichte der Sprache und Strenge der Etymologie folgenreiche zweifache Lautverschiebung stellt sich tabellarisch so dar":

„griech.	P.	B.	F.	T.	D.	TH.	K.	G.	CH.
goth.	F.	P.	B.	TH.	T.	D.	..	K.	G.
alth.	B (V)	F.	P.	D.	Z.	T.	G.	CH.	K."

„Oder anders aufgefaßt:

griech.	goth.	alth.	griech.	goth.	alth.	griech.	goth.	alth.
P	F	B (V)	T	TH	D	K	..	G
B	P	F	D	T	Z	G	K	CH
F	B	P	TH	D	T	CH	G	K."

Da der Gothe die ihm fehlende Kehlaspirate ch anlautend durch h, in- und auslautend zuweilen durch h, häufig aber durch die Media g ersetzt, und auch im lateinischen Anlaut die Verwendung des h für ch stattfindet, so gibt Jacob Grimm noch folgende nähere Tabelle für die Gutturales:

griech.	lat.	goth.	alth.
κ	c	h, g	h, g
γ	g	k	ch
χ	h	g	k.

Dann folgen die nöthigen Belege zu den aufgestellten neun Gleichungen, von denen wir zur Verdeutlichung einen für jede derselben anführen. I. (P. F. B, V.) pater, πατήρ, goth. fadrs, alth. vatar. II. (B. P. F.) κάνναβις, cannabis, altn. hanpr, alth. hanaf. III. (PH. B. P.) frater, goth. brôþar, alth. pruodar. IV. (T. TH. D.) tectum, goth. þak, alth. dach. V. (D. T. Z.) δάκρυ, goth. tagr, alth. zahar, VI. (TH. D. T.) θυγάτηρ, goth. daúhar, alth. tohtar. VII. (K. H, G. H, G.) caput, goth. háubiþ, alth. houbit. VIII. (G. K. CH.) ἐγώ, ego, goth. ik, alth. ih. IX. (CH, H. G. K.) χόρτος, hortus, goth. gards, alth. karto.

Es liegt auf der Hand, daß unter all den großen Entdeckungen Jacob Grimm's in der Lautlehre gerade dies Lautverschiebungsgesetz für die Geschichte der Sprache und die Strenge der Etymologie von der höchsten Bedeutung werden mußte. Sie ward, wie er selbst angibt, für letztere der Prüfstein, ihr schlüpferiche Boden gewann festen Halt, in die etymologische Wissenschaft kam sichere Methode, ja es war erst jetzt durch dieses Gesetz eine wissenschaftliche Behandlung derselben möglich. Fast noch wichtiger wurde dasselbe aber für die vorgeschichtliche Zeit unserer Sprache, indem es nun aus der Vergleichung der urverwandten fremden Sprachen den Consonantismus der indogermanischen Ursprache und die geschichtliche Entwickelung ihrer Töchter ergab, sodaß sich nun nach den weitern Forschungen das vollständige Gesetz im Allgemeinen tabellarisch also darstellt [13]:

Urindogermanisch . . .	P.	BH.	B.	K.	GH.	G.	T.	DH.	D.
Griechisch	Π.	Φ.	B.	K.	X.	Γ.	T.	Θ.	Δ.
Lateinisch	P.	B, F.	B.	C, QV.	G(H. F).	G.	T.	D, F.	D.
Deutsche Grundsprache	PH, F.	B.	P.	KH, H.	G.	K.	TH.	D.	T.
Gothisch	F(B)	B.	P.	H, HV.	G.	K.	TH.	D.	T.
Althochdeutsch	B(F, V)	P.	PH, F.	H(G, K).	K(G).	CH(K, HH).	D.	T.	Z.

Z. B. urindogerm. patars, griech. πατήρ, lat. pater, deutsche grundspr. fathar u. s. w.; indogerm. ghansis, griech. χήν, lat. anser, deutsche grundspr. gansas, goth. gans, alth. kans; indogerm. dva, griech. δύο, lat. duo, deutsche grundspr. tva, goth. tva, alth. zuei.

Das zweite Buch handelt „Von den Wortbiegungen" (S. 596—1067) und ist wie das erste von Grund aus neugemacht. Das erste Capitel ist der Declination gewidmet. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung (S. 596. 597) wird wie früher die Substantivdeclination der einzelnen deutschen Sprachzweige historisch dargestellt, und zwar „Gothisches Substantivum" (S. 598—611). „Althochdeutsche Declination" (S. 611—632). „Altsächsisches Substantivum" (S. 632—638). „Angelsächsisches Substantivum" (S. 638—647). „Altfriesisches Substantivum" (S. 647—650). „Altnordisches Substantivum" (S. 650—665). — „Mittelhochdeutsches Substantivum" (S. 665—687). „Mittelniederländisches Substantivum" (S. 687—694). „Mittelenglisches Substantivum" (S. 694—695). — „Neuhochdeutsches Substantivum" (S. 695—705). „Neuniederländisches Substantivum" (S. 705—709). „Neuenglisches Substantivum" (S. 709—710). „Schwedisches Substantivum" (S. 710—714). „Dänisches Substantivum" (S. 714—718). Dann folgt die Declination des Adjectivums. „Gothisches Adjectivum" (S. 718—722). „Althochdeutsches Adjectivum" (S. 722—729). „Altsächsisches Adjectivum" (S. 729—735). „Altfriesisches Adjectivum" (S. 736). „Altnordisches Adjectivum" (S. 736—743). — „Mittelhochdeutsches Adjectivum" (S. 743—750). „Mittelniederdeutsches Adjectivum" (S. 750). „Mittelniederländisches Adjectivum" (S. 750—751). „Mittelenglisches Adjectivum" (S. 751). — „Neuhochdeutsches Adjectivum" (S. 751—754). „Neuniederländisches Adjectivum" (S. 754). „Schwedisches Adjectivum" (S. 754—755). „Dänisches Adjectivum" (S. 756). „Declination der gesteigerten Adjectiva" (S. 756—759). Ferner: „Declination der Zahlwörter", und zwar A. „Von den Cardinalzahlen". B. „Von den Ordinalzahlen". C. „Von den übrigen Zahlwörtern" (S. 759—765). „Declination der Eigennamen" (S. 765—774). „Declination der Städtenamen" (S. 774—778). „Declination der Ländernamen" (S. 778—780). Darauf: „Declination des Pronomens", und zwar A. „Persönliches ungeschlechtiges Pronomen". B. „Possessives Pronomen". C. „Persönliches geschlechtiges Pronomen". D. „Demonstratives Pronomen". E. „Interrogatives Pronomen". F. „Relatives Pronomen". G. „Die unbestimmten Pronomina". H. „Anlehnung der Pronomina" (S. 780—800). Den Schluß bildet: „Allgemeine Vergleichung der Declination", und zwar I. „Erwägung der starken Declination". II. „Erwägung der schwachen Declination". III. „Vergleichung fremder Sprachen". IV. „Bedeutung der Casusflexion" (S. 800—835).

Das zweite Capitel des zweiten Buches handelt von der Conjugation. Auch hier geht wie bei dem Substantivum eine allgemeine Einleitung voraus (S. 835—839). Dann folgen: „Gothisches Verbum" (S. 840—856). „Althochdeutsches Verbum" (S. 856—887). „Altsächsisches Verbum" (S. 887—895). „Angelsächsisches Verbum" (S. 895—910). „Altfriesisches Verbum" (S. 910—911). „Altnordisches Verbum" (S. 911—928). — „Mittelhochdeutsches Verbum" (S. 928

13) Die genauere Bestimmung und Erklärung dieses Gesetzes hat später nicht nur Jacob Grimm, sondern auch andere Forscher lebhaft beschäftigt, wie Curtius, Rudolf von Raumer, Lottner, Graßmann, Scherer, Delbrück u. a., indem man sowol die Ausnahmen, die es erleidet, festzustellen, als auch durch Anwendung der Physiologie auf dasselbe dessen Wesen aufzuhellen suchte.

— 970). „Mittelniederländisches Verbum" (S. 970—981). Das mittelenglische Verbum ist übergangen. — „Neuhochdeutsches Verbum" (S. 981—989). „Neuniederländisches Verbum" (S. 989—993). „Neuenglisches Verbum" (S. 994—997). „Schwedisches Verbum" (S. 997—1002). „Dänisches Verbum" (S. 1002—1006). „Von den Participien", und zwar I. „Bildung des Participium Präsens". II. „Bildung des Participium Präteriti". III. „Declination des Participium Präsens". IV. „Declination des Participium Präteriti". V. „Bildung des participialen Adverbiums" (S. 1007—1020). „Vom Infinitiv und seiner Declination" (S. 1020—1022). Den Schluß bilden auch hier: „Allgemeine Vergleichung der Conjugationen", und zwar I. „Erwägung der starken Conjugation". II. „Erwägung der schwachen Conjugation". III. „Erwägung der Flerion". IV. „Bedeutung der Verbalflerion". V. „Vergleichung fremder [d. h. der verwandten indogermanischen] Sprachen" (S. 1022—1067). Endlich „Nachtrag" (S. 1067—1082).

Auch hier sei nur das Wichtigste angedeutet. Wie in der ersten Ausgabe, so ist auch in dieser bei der Declination und Conjugation die Eintheilung in zwei Hauptclassen als „starke" und „schwache" zu Grunde gelegt, und zwar als eine durch die gesammte deutsche Zunge waltende Unterscheidung.

Die starke Declination bezeichnet er als „die ältere und (innerlich) einfachere" (S. 597). „Die Verschiedenheit der einzelnen Declinationen beruht auf den Vocalen, nicht den Consonanten. Sie zeigt sich am deutlichsten im Substantiv, weniger im Adjectiv, tritt aber auch im Pronomen hervor. Wiederum ist sie unter den drei Geschlechtern vorzüglich beim Masculinum entwickelt. Zum Kennzeichen der vier männlichen Declinationen mag der gothische Accusativ Pluralis Masculini dienen, welcher in der ersten a, in der zweiten ja, in der dritten u, in der vierten i gibt. Beim Adjectiv erscheinen die drei ersten Declinationen, doch keine Spur der vierten; das Pronomen mengt Spuren aller" (S. 810). Damit hat nun allerdings Jacob Grimm den Weg betreten, den die glänzenden Entdeckungen Franz Bopp's auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung als den allein wahren bestätigt haben, allein Jacob Grimm kommt erst in der Geschichte der deutschen Sprache (S. 912) dazu, Themata mit a denen mit i und u zur Seite, und demnach im Substantiv den drei männlichen Declinationen das weibliche parallel zu stellen, wo er früher je vier annahm.

„Die schwache Declination", sagt er (S. 597), „scheint durch Einschaltung eines zur Declination anfangs unwesentlichen Bildungs-n entstanden, zeigt sich demzufolge niemals an reinen Wurzeln." S. 817 sagt er sodann: „Nähere Prüfung der ganzen Erscheinung hat mich zu folgender Theorie hingeführt: die schwache Form der Substantiva und Adjectiva beruht im Zusammenstoß eines Princips der Bildung (eben des charakteristischen -n) mit dem der Flerion, wobei letzteres am Ende überwältigt wird und weicht, ersteres aber die Natur eigentlicher Casus annimmt." Er läßt daher z. B. den Nominativ des schwachen Masculins blôma für blômans, d. i. blôm-an-s, stehen, und indem er die deutsche schwache Form in den fremden Sprachen nachzuweisen sucht, findet er in ihnen allen das Bildungsprincip-n rege, das sich aber nirgends so weit erhoben, daß es die eigentliche Flerion verdrängt hätte, und führt dann eine Reihe von Beispielen an, die desto treffender beweisen, wenn sie so sogar in Wurzeln übereinkommen; z. B. homo, hominis (früher homonis) völlig = gothisch guma, gumins; ratio, rationis = goth. raþjô, raþjôns; nomen, nominis = goth. namo, namins u. v. a. (S. 832). Durch Bopp's weitgreifende Forschungen erhielt denn diese Ansicht ihre glänzende Bestätigung, und diese Declination mit der der r-Stämme, welche auf deutschem Gebiete aber nur als Verwandtschaftsworte auftreten, den geeigneteren Namen „Declination der consonantischen Stämme", während die erstere den der „vocalischen Stämme" erhielt. Dessenungeachtet beharrte aber später Grimm bei seiner Bezeichnung „stark" und „schwach". Auch Bopp's Entdeckung, daß die vocalischen Adjectivstämme sich wesentlich an die geschlechtige pronominale Declination anschließe, nahm derselbe nicht an.

Die starke und schwache Conjugation hatte Schottelius zuerst erkannt. Hickes bezeichnete die erstere als Conjugatio secunda, und Ten Kate, der die Uebereinstimmung ihrer Ablaute in allen germanischen Sprachen darthat, ordnete sie in Classen und machte auf ihre Bedeutung mit Nachdruck aufmerksam. Auf denselben Weg kam dann der Schwede Botin und in Anschluß an diesen Rask, der sie als zweite Conjugation behandelte. Auch die deutschen Grammatiker Gottsched, Adelung, Radlof und Wolke betraten diesen Weg. Auf Ten Kate und Botin beruft sich nun Jacob Grimm ausdrücklich S. 836 und sieht im zweiten Theil (S. 67 Anm.) mit ersterem in den ablautenden Zeitwörtern die Grundlage der Wortbildung aller germanischen Sprachen. Schon in der ersten Ausgabe sagt er S. 546 fg.: „Die Veränderung des Wurzellauts im Präteritum ist die Seele der starken, d. h. der eigentlichen ältesten Conjugationsform und eine durch alle deutsche Sprachen ziehende Grundeigenthümlichkeit, die sie vor den meisten andern vortheilhaft auszeichnet. Man hat die ablautenden sehr verkehrt als unregelmäßige, normale Fälle behandelt, in welche kein System zu bringen sei und sie den schwachen Wörtern nachgesetzt. Es offenbart sich aber gerade in ihnen die tiefsinnige Ordnung des Sprachgeistes, der, was er im Einzelnen zu wirken scheint, im Ganzen ausgerichtet hat. Die Regel, die wir hier bei der Conjugation erkennen, thut sich wunderbar in den Verhältnissen der ganzen Wortbildung überhaupt hervor." Dann S. 558: „Die starke Conjugation verdient so zu heißen: 1. weil sie lauter einfache kräftige Wurzeln enthält, die schwache hingegen meistens Ableitungen." ... „2. Weil sie des Ab- und Umlauts fähig ist, die schwache in der Regel keines von beiden, sondern behilft sich mit äußeren Mitteln u. s. w." Auch hatte schon Ten Kate (Aenleiding S. 56; vergl. 591 fg.) die Redupli-

cation im Gothischen richtig erkannt, und zwar mit der sonderbaren Erklärung, daß die Gothen bei ihrem Aufenthalt in Mösien die reduplicirenden Präterita von den benachbarten Griechen angenommen, Jacob Grimm aber weit über denselben hinaus, indem er nachwies, daß sie allen germanischen Sprachen eigen und hier in einen scheinbaren Ablaut zusammengezogen sei, z. B. goth. háiháit, ahd. hiaz, mhd. hiez, nhd. hieß (S. 553 fg.). Ebenso hatte er zuerst die anomalen Verba, als eine Mischung der starken und schwachen Conjugation richtig aufgefaßt, wovon bei Hickes und Rask höchst unklare Vorstellungen sich finden (vergl. Raumer a. a. O. 520). In der zweiten Ausgabe hatte er sodann das Wesen der starken und schwachen Conjugation schärfer erfaßt und begründet. Er sagt hier S. 838: „Das Wichtigste in der deutschen Conjugation und wodurch sich nicht nur die Scheidung zweier Hauptformen, der starken und schwachen hauptsächlich, sondern auch die Abtheilung der einzelnen Conjugationen gänzlich ergibt, ist die Bildung des Präteritums." ... „Das starke Präteritum muß als Hauptschönheit unserer Sprache, als eine mit ihrem Alterthum und ihrer ganzen Einrichtung tief verbundene Eigenschaft betrachtet werden." ... „Es betrifft die Wurzel selbst und zwar auf doppelte Weise: entweder wird der Anlaut der Wurzel vor derselben wiederholt (Reduplication) oder der Vocal der Wurzel (sei er in- oder anlautend) in einen andern verwandelt (Ablaut)." So ergeben sich ihm zwölf starke Conjugationen: sechs reduplicirende und sechs ableitende, deren Reihenfolge er später mehrfach anders geordnet hat. „Die schwache Form", sagt er S. 1040, „ist ohne Zweifel jünger als die starke" ... sie „beruht wesentlich auf zwei Stücken 1) auf einer durch die Vocale i, ô und ái bewirkten Ableitung", ... „2) auf der durch äußerliche und erst nach dem Ableitungsvocal eintretende Zuthat ausgedrückten Vergangenheit", goth. singl. -da [þa], ahd. -ta [da], in welcher Zuthat er mit Bopp den Rest des alth. Verb. tuon, agſ. dôn erblickt. Die einzelnen Conjugationen scheiden sich ihm nach dem zwischen Wurzel und Flexion tretenden Ableitungsvocal in drei, von denen jedoch die erste, je nachdem die Wurzelsylbe kurz oder lang ist, in zwei Abtheilungen zerfällt.

Indem aber nun Jacob Grimm schon S. 1039 bei der „Erwägung der starken Conjugation", und namentlich S. 1055 fg. bei der „Vergleichung fremder Sprachen" zu dem Resultate gelangt, daß der Ablaut der starken Conjugation aus anfänglicher Reduplication herzuleiten sei, und er somit auch hier den ersten Schritt thut, um das Wesen der deutschen Conjugation in dem Lichte der vergleichenden Sprachforschung zu erfassen und sie einzufügen in den Bau der indogermanischen Sprache, so geht er doch schon im zweiten Theile der Grammatik S. 72 fg. wieder davon ab, erklärt den Ablaut, den er in der ganzen deutschen Wortbildung als thätig und als deren Grundlage erkannte, für das Ursprünglichere, die Reduplication für etwas später Eingetretenes. „Durch alle deutschen Sprachen", sagt er S. 72, „gilt aber die ausnahmslose Regel: Reduplication, auf das Präteritum Indicativi und Conjunctivi beschränkt, nicht einmal in das Participium übertretend, erstreckt sich nie in die übrige Wortbildung." ... Ferner S. 73 fg. „Jene Regel, der Mangel aller aus dem Präteritum gezogenen Wortbildungen spricht klar dafür, daß die allmähliche Zusammendrängung der Reduplication in die Doppelvocale ie und ê die Natur organischer Ablaute niemals erreichte. Desto weniger dürfen die wahren Ablaute aus früheren Reduplicationen erklärt werden. Die ablautenden Conjugationen sind älter als die reduplicirenden und diese, wie schon ihr schwerfälliger langer Vocal oder ihre doppelte Consonanz zu erkennen gibt, aus jenen entsprungen." ... „Den Ablaut aller deutschen Wortbildung zum Grund gelegt, offenbaren sich im allgemeinen drei Abstufungen, auf denen der Sprachgeist vorrückte. Die erste erkenne ich in aus reinen ablautenden Wurzeln gezeugten uneinfachen, dennoch wieder ablautenden Verbis. Als diese Kraft erlosch, wandte sich die Sprache zur Reduplication, ohne von den Formen starker Flexion sonst etwas nachzulassen. Mit der schwachen Conjugation entsprang die dritte Stufe." Und obgleich nun die Forschungen Bopp's u. a. darthaten, daß J. Grimm in der zweiten Ausgabe des ersten Theils der Grammatik den richtigen Weg betreten habe, indem nämlich die indogermanische Ursprache den Perfectstamm nur durch Reduplication gebildet, daß eben die deutsche Sprache, nachdem sie durch das ihr eigenthümliche Accentsystem den Wurzelvocal des Perfectstammes entweder gesteigert oder geschwächt habe (Ablaut), womit der Unterschied der Gegenwart und Vergangenheit schon hinreichend bezeichnet war, die Reduplication, mit naturgemäßer Ausnahme derjenigen Fälle, wo die Wurzel unverändert blieb oder höchst gesteigert war (ô, ái, áu), als ihrer als Unterscheidungsmittel nicht mehr bedürftig, abgeworfen habe; — obgleich ferner dieselbe Forschung darthat, daß die deutschen Verba besser in primäre und abgeleitete Verba, als in starke und schwache eingetheilt würden, und daß die Verbalwurzel nicht, wie Grimm annahm, das Präsens, sondern die erste Person Sing. Perfecti Indicativi darbiete, und daher die Bildung des Präsensstammes deren Eintheilung bedinge; so ging Jacob Grimm auf alle diese durchgreifenden und evidenten Entdeckungen nicht ein. Man sollte dies auffallend finden, da er sonst für jeden Fortschritt so empfänglich war, allein er spricht sich darüber in der Vorrede zur 3. Ausgabe S. XIV also aus: „Thorheit wäre es, die Vortheile zu verleugnen oder herabzusetzen, welche auch unsrer Sprache aus gepflogener Vergleichung der ihr auf manigfalter Stufe verwandten erwachsen sind; nicht nur unser Eigenthum haben wir dadurch genauer kennen lernen, früher Unverstandnes wurde uns plötzlich erschlossen, sondern auch Steg und Brücke geschlagen, über welche hin ferne Zeiten und Länder zu erreichen stehn, mit denen wir vormals unmittelbar zusammenhingen. Aber unbesonnen erscheinen würde, wer diesem freilich offenbaren und die deutsche Sprache als nothwendiges Glied einer großen Kette nachweisenden Zug solchen Einfluß gestatten wollte, daß nach ihm allenthalben die lebensvolle Eigenheit unsrer Zunge gestimmt

und geregelt werden müßte. Alle meine Arbeiten haben sich dabei wohlbefunden oder sind vielmehr nur daran erstarkt, daß ich ein früher unscheinbares und übersehenes vaterländisches Element hervorzuheben und zu festigen geflissen gewesen bin. Die Zertheilung des ganzen Sprachstammes in verschiedene Ableger verlangt für jeden derselben, neben Beibehaltung allgemeiner, auch noch besondere Kennzeichen, nachdem seine Wurzeln in der neuen, gleichfalls schon altgewordenen Heimath einschlugen und forttrieben." ... „Wir Deutschen stehen in dem Vortheil, daß die Theorie unsrer Sprachformen nirgends festgewachsen ist, sondern erst vor Kurzem historisch zu bestimmen versucht wurde; sie darf also nachgiebiger und schmiegsamer sein, obgleich sie wohl thun wird bei allem dem zu beharren, was ein ihr eigenthümliches Gepräge ankündigt, und hiernach bin ich zumal in Darstellung der Ablaute verfahren. Ich bekenne auch, daß es mir größere Freude macht, im ruhigen Sinn der classischen Philologie unsre Formlehre zu vervollständigen." ... „Aber entschlagen mag ich mich auch keineswegs der bedeutsamen Aufschlüsse, die das Studium des Sanskrit und anderer alten oder noch fortlebenden Sprachen für das Deutsche an Hand bietet; Kenner derselben werden, wie mich bedünkt, eher billigen als tadeln, daß ich unsre Regeln rein und unvermischt mit den Resultaten, die ihnen ohnehin schon bekannt sind, vortrage, sowie ich mir diese darum desto unbefangner zu Nutze machen kann. Nur wenn man den Lauten reinphysiologische Functionen unterschiebt und darauf ein unerwiesenes und unbeweisbares System der Aussprache gründet (so viel Scharfsinn und feiner Tact sich dabei an den Tag gelegt hat), wird mir wenigstens die Luft allzu dünn, und ich vermag nicht darin zu leben." Bei diesen Grundsätzen verblieb er auch später, und überall, wo die Erklärung irgend einer sprachlichen Erscheinung rein aus den germanischen Sprachen möglich schien, ging er nicht davon ab. Und man muß es in der That, wenn man die ganze Anlage der Grimm'schen Grammatik ins Auge faßt, die durch Herbeischaffung des gesammten Materials künftiger Forschung nur vorarbeiten will, als einen großen Vorzug betrachten, daß sie sich aller eingehenden Sprachvergleichungen möglichst enthalten hat und somit das Deutsche zunächst rein aus sich selbst zu entwickeln sucht. Was er hier angebahnt, ist ja — und darüber klagt er so oft — noch nicht einmal weiter geführt und vollendet. Er selbst machte einmal den Versuch dazu, indem er im J. 1840 den Vocalismus unserer Sprache in höchst umfassender Weise als dritte Ausgabe des ersten Theils der Grammatik umarbeitete. Zur Umarbeitung des Consonantismus und der Flexionslehre gelangte er aber nicht, was um so mehr bedauert werden muß, als er in der Vorrede S. XI für die Declination hauptsächlich Neues verspricht; Einiges davon bot er jedoch in der Geschichte der deutschen Sprache dar. Man muß es daher für um so verdienstlicher erklären, daß Wilhelm Scherer, der es übernommen, eine neue Ausgabe der Grimm'schen Grammatik nach dem mit zahlreichen Verbesserungen und Nachträgen versehenen Handexemplar ihres Verfassers zu veranstalten, und wovon der erste Theil, Berlin 1869 und 1870, bereits vorliegt, dieselbe so gelassen wie sie einmal ist und sich enthalten hat, dieselbe nach dem Standpunkte der neuesten Sprachforschung umzuarbeiten [14]), obschon nicht zu leugnen ist, daß Jacob Grimm schon während seines Lebens durch das strenge Beharren auf seinem Standpunkte vielfach in eine isolirte Stellung kam und ebenso seine Grammatik jetzt diese Stellung einnimmt.

Während so Jacob Grimm sich ganz in die Grammatik vertieft hatte und er nun sofort zur Bearbeitung des zweiten Bandes schritt, beschäftigten ihn dennoch vor wie nach die verschiedensten Recensionen, Abhandlungen u. s. w.

1819 recensirte er in den Götting. gelehrt. Anzeigen St. 58. S. 569—578: **Vuk Stephanowitsch**, Serbisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch (Kl. Schriften 4, 100—106). St. 74. S. 729—739: *Schildener*, Gutalagh (Kl. Schriften 4, 106—112). St. 92. S. 913—919: Gulathings-Laug. Kopenh. 1817 (Kl. Schriften 4, 112—116). St. 102. S. 1009—1019: Edda Saemundar hinns fróda. Kopenh. 1818 (Kl. Schriften 4, 116—122). St. 151. S. 1506—1508: **Majer**, Mythologische Dichtungen und Lieder der Skandinavier (Kl. Schriften 4, 123—124). Ferner erschien von ihm in **Seebode's** Kritischer Bibliothek 1. Jahrg. 2, 961—963: „Ueber die Tagelieder der provenzalischen Troubadours", und S. 1025—1028: „Ueber einige misverstandene Stellen Otfrieds".

1820 recensirte er in den Götting. gelehrt. Anzeigen St. 40. 41. S. 393—408: **Ulphilae partium ineditarum in ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen conjunctis curis ejusdem Maji et Caroli Octavii Castillionaei editum** (Kl. Schriften 4, 125—135). St. 144. 145. S. 1433—1445: ***Rask***, Snorra-Edda und ***Afzelius***, Edda Saemundar nebst zwei schwedischen Edda-Uebersetzungen (Kl. Schriften 4, 137—144). St. 165. S. 1648: **M. F. Arendt**, Großherzoglich Strelitzisches Georgium (Kl. Schriften 4, 154). St. 166. S. 1649—1658: ***Roquefort***, Poésies de Marie de France (Kl. Schriften 4, 145—150). St. 183. S. 1825—1831: ***Roquefort***, Supplément au glossaire de la langue romaine (Kl. Schriften 4, 150—153). Ferner veröffentlichte er in Askania, Zeitschrift für Leben, Litteratur und Kunst, herausgegeben von **W. Müller** 1, 154—157: „König Fruote" (Kl. Schriften 4, 135—157). In der Jenaischen Literatur-Zeitung Nr. 188. S. 647—648: „Erklärung über den Prof. extraord. Radlof in Bonn."

14) Hinsichtlich dieser neuen Ausgabe sei hier nur das Eine bemerkt, daß Hr. Scherer gewiß wohlgethan haben würde, wenn er diejenigen Zusätze, die er als falsch oder unwahrscheinlich erkannt, weggelassen hätte; denn die Frage ist nicht die, ob solche Zusätze Schaden stiften oder nicht, sondern ob Jacob Grimm, wenn er selbst diese Ausgabe besorgt, solche Zusätze, die ja nur allzu oft Eingaben des Augenblicks sind, aufgenommen haben würde oder nicht. Und ohne Zweifel würde er das Letztere gethan haben, um sein Werk nicht durch anerkannt Falsches oder Unwahres zu verunstalten.

1821 recensirte er in den Götting. gelehrt. Anzeigen St. 104. S. 1033—1036: *Hammarsköld* Svenska Vitterheten (Kl. Schriften 4, 154—156). St. 113. S. 1121—1123: Th. Baden, Ueber die Unbrauchbarkeit der nordischen Mythologie für die schöne Kunst nebst Finn Magnusen's Gegenschrift (Kl. Schriften 4, 156—158). St. 113. S. 1123—1126: Büsching, Haus von Schweinichen (Kl. Schriften 4, 158—160). Ferner ließ er in Abhandlungen des Frankfurter gelehrten Vereins für deutsche Sprache St. III. S. 292—295 eine Abhandlung erscheinen: „Ueber ein verloren gegangenes Demonstrativum der alten deutschen Sprache."

1822 recensirte er in den Götting. gelehrt. Anzeigen St. 121. S. 1201—1207: Vater, Die Sprache der alten Preußen (Kl. Schriften 4, 160—167). St. 145. S. 1441—1448: F. L. A. von Grolmann, Wörterbuch der in Deutschland üblichen Spitzbubensprachen. Bd. 1 (Kl. Schriften 4, 164—169). St. 154. S. 1531—1534: Bernd, Die Verwandtschaft der germanischen und slavischen Sprachen (Kl. Schriften 4, 169—171). St. 169. S. 1681—1684: C. W. O. A. von Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts (Kl. Schriften 4, 171—174). St. 180. S. 1793—1797: Sjögren, Finnische Sprache und Litteratur (Kl. Schriften 4, 174—176). St. 188. S. 1878—1879: J. F. Kremsier, Die urteutsche Sprache (Kl. Schriften 4, 177—178). St. 189. 190. S. 1896: Glover, Göthe als Mensch und Schriftsteller (Kl. Schriften 4, 178). Ferner erschien von ihm in den Miscellanea maximam partem critica, herausgegeben von Friedemann und Seebode, Vol. I. part. III. p. 578—582: „Ueber die Adverbia heute, heint und heuer."

1823 recensirte er in den Götting. gelehrt. Anzeigen St. 1. S. 1—12: Bjowulfs Drape, übersetzt von Grundtvig (Kl. Schriften 4, 178—186). St. 35. S. 337—352: *Dombrowsky,* Institutiones linguae slavicae (Kl. Schriften 4, 186—196). St. 175. S. 1751—1752: Fóstbraedra-saga. Kopenh. 1822 (Kl. Schriften 4, 196—197). St. 177. 178. S. 1761—1773: Wuk Stephanowitsch Karadgitsch, Serbische Volkslieder. Th. 3 (Kl. Schriften 4, 197—205).

1824 ebenda St. 3. 4. S. 25—37: Dorow, Denkmäler alter Sprache und Kunst. Bd. 1. Heft 1 (Kl. Schriften 4, 205—213). St. 12. S. 113—120: *Le Gonidec,* Dictionaire celtobreton (Kl. Schriften 4, 213—217). St. 82. 83. S. 809—820: Wuk Stephanowitsch Karadgitsch, Serbische Volkslieder. Th. 1. 2 (Kl. Schriften 4, 218—224). St. 184. S. 1837—1840: Dorow, Denkmäler. Bd. 1. Heft 2. 3 (Kl. Schriften 4, 270—272). St. 192. S. 1915—1919: Lipowsky, Friedrich V. von der Pfalz (Kl. Schriften 4, 272—281). Ferner in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. 28. S. 1—24: Graff, Die althochdeutschen Präpositionen (Kl. Schriften 4, 229—270). Sodann lieferte er in Dorow, Denkmäler alter Sprache und Kunst folgende Aufsätze: Bd. 1. Heft 2. 3. Einleitung S. XIV—XXX: „Ueber die Frekenhorster Heberolle". S. XXX—XXXII: „Die Fabel von dem durch Bonifacius umgeweihten Pantheon aus der ungedruckten Kaiserchronik mitgetheilt". Und in demselben Jahre übersetzte er „Wuk's Stephanowitsch kleine serbische Grammatik", Leipzig und Berlin 1824, aus Gefälligkeit gegen den Herausgeber, widmete sie „dem Durchlauchtigsten Fürsten in Serbien, Herrn Milosch Obrenowitsch", begleitete dieselbe mit einer 54 Seiten langen, tief eingehenden Vorrede und gab in den Götting. gelehrt. Anz. 1824 St. 83. S. 820—826 eine Anzeige davon (Kl. Schriften 4, 225—229); auch lieferte er für Göthe's Kunst und Alterthum IV, 3. S. 66—71 eine Uebersetzung des serbischen Liedes: „Erbschaftstheilung" (Kl. Schriften 1, 410—412). In demselben Jahre wurde ihm der von der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg auf eine historisch-grammatische Untersuchung „Ueber die deutschen Adjectiva" ausgesetzte Preis zuerkannt, welche Abhandlung jedoch ungedruckt blieb, weil er ihr durch Benutzung der seitdem herausgegebenen und bald erwartet werdenden neuen Quellen altdeutscher Sprache eine größere Vollkommenheit zu geben strebte. Er sah aber später davon ab, da er die Resultate in die folgenden Bände der Grammatik aufnahm und dann in der Geschichte der deutschen Sprache noch einmal darauf zurückkam (s. Selbstbiographie Kl. Schriften 1, 20).

1825 recensirte er in den Götting. gelehrt. Anzeigen St. 3. 4. S. 35—36: Jómsvíkinga Saga. Kopenh. 1824 (Kl. Schriften 4, 279—281). St. 52. S. 513—518: Büsching, Abriß der deutschen Alterthumskunde (Kl. Schriften 4, 281—285). St. 71. S. 705—712: *Méon,* Nouveau recueil de fabliaux etc. t. I. II. (Kl. Schriften 4, 285—290). St. 112. S. 1113—1122: Der Laien Doctrinal, herausgegeben von Scheller (Kl. Schriften 4, 290—296); ferner in den Wiener Jahrbüchern Bd. 32. S. 194—257: Berthold's deutsche Predigten aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh., herausgegeben von Kling (Kl. Schriften 4, 296—360), und ließ dann in Göthe's Kunst und Alterthum Bd. V, 2. S. 24—35: „Die Aufmauerung Scutaris" (in Albanien) erscheinen, und in P. Wigand, Das Femgericht Westphalens S. 307—310 den Aufsatz: „Ueber das Wort feme".

Das Studium der Grammatik, dem sich Jacob Grimm hingegeben, hatte die gemeinsame Thätigkeit mit Wilhelm Grimm aufgehoben. Dieselbe hatte von 1812 bis 1818 gedauert und sich auf die Märchen, das Hildebrandslied, die Altdeutschen Wälder, die Edda, die Deutschen Sagen und die neunzehn serbischen Lieder erstreckt, jetzt vereinigten sie sich zwar wieder zu dem Werke: „Irische Elfenmärchen. Aus dem Englischen". Leipzig 1826. Die Vorrede ist jedoch schon den 10. Juli 1825 unterzeichnet. Das Original war von Crofton Croker: Fairy legends and traditions of the south of Ireland, das sie mit einer reichen, 126 Seiten umfassenden Einleitung versehen ins Deutsche übertrugen, welche Einleitung bei der neuen Auflage des Originals, London 1828, zur Vergeltung ins Englische übertragen

wurde. Beide Brüder gingen aber darauf wieder ihre eigenen Wege, bis sie der Abend ihres Lebens wieder vereinigte zu dem großen Werke des Deutschen Wörterbuchs. Jacob Grimm spricht sich in seiner Rede auf Wilhelm Grimm, Kl. Schriften 1, 171, über ihre Trennung von der Association ihrer Arbeiten in treffendster Weise also aus: „Nach diesen gemeinschaftlichen, mit aller Lust gepflogenen Arbeiten trat aber eine Wendung ein, die nun wieder getrennte und von einander abweichende Schritte forderte. Daß Jeder seine Eigenthümlichkeit wahren und walten lassen sollte, hatte sich immer von selbst verstanden, wir glaubten, solche Besonderheiten würden sich zusammenfügen und ein Ganzes bilden können. Schon beim Hildebrandslied, noch mehr bei der Edda, lernte ich einsehen, daß unserem besten Willen und Wissen dabei auch erhebliche Schwierigkeiten entgegentraten. Offen, wie ich war, und geneigt, Meinungen aufzustecken oder zu bestreiten, schien es mir, daß vor dem Publicum keine Ansicht, von wem sie auch ausgegangen, überwiegen oder weichen müsse, er aber gerechter und schonender gesinnt, nicht ohne stärkeres Selbstgefühl auf dem Behaupteten beharrend, wollte lieber, daß neben einander und dem Leser zur Wahl hingestellt würde, was zwischen den Herausgebern unvermittelt bliebe. Als nun im Fortgang unserer Studien ich zu rechter Zeit den guten Griff einer deutschen Grammatik gethan hatte, die damals gleich einer Nothwendigkeit in dem ganzen Fach erschien, von welcher alle Gunst ausging oder abhing, die mir, also auch ihm ferner zu Theil wurde, war ich auf einmal gegen ihn in Vortheil gestellt, und ein Abstand unserer Naturen, worüber wir allmälig erst uns klar geworden sind, fing an sich geltender zu machen."

Jene gemeinsame Thätigkeit der beiden Brüder, welche eine natürliche Folge ihres Wesens und ihrer innigsten Lebensgemeinschaft war, hat das deutsche Volk stets mit einer besonderen Pietät betrachtet, und die „Brüder Grimm" sind ihm ein populärer Name geworden. Hat dies auch seinen hauptsächlichsten Grund in der schönsten Frucht ihrer gemeinsamen Arbeiten, den Märchen, welche zum wahren Haus- und Volksbuch geworden sind, so kam doch noch hinzu, daß man in dem gegenseitigen Verhältniß der Brüder gewissermaßen eines jener Lebensideale verwirklicht sah, welche die Märchen so rührend, schlicht und kindlich darstellen. Aber auch die Wissenschaft betrachtet ihre gemeinsame Thätigkeit mit Staunen. Und man muß Scherer vollkommen Recht geben, wenn er sich darüber a. a. O. XV, 14 also ausspricht: „In den späteren Zeiten einer Wissenschaft, wo sich für die meisten Dinge gewisse Methoden bereits festgesetzt haben, hat ein solches Zusammenwirken nichts Auffallendes oder Merkwürdiges. Wenn man über die Grundsätze einig ist, nach denen eine Wahrheit gesucht werden soll, so kann über diese Wahrheit selbst streng genommen kein Streit entstehen. Aber zu einer Zeit, wo die Wissenschaft ihre Kinderschuhe auch kaum ausgetreten hat, setzt es eine beispiellose Uebereinstimmung in den obersten Anschauungen sowohl als in der besonderen Verfahrungsweise voraus", und wir dürfen hinzufügen, auch eine beispiellose Herzensreinheit.

Im März [15]) des Jahres 1826 erschien nun: „Jacob Grimm's Deutsche Grammatik. Zweiter Theil." Die Vorrede ist am 25. Januar unterzeichnet. Dieser und der im Jahre 1831 erschienene dritte Theil enthalten das „Dritte Buch. Von der Wortbildung". Jacob Grimm war Anfangs entschlossen, diese gesammte Lehre in einen Band zu fassen, und handelte daher die beiden ersten Capitel gedrängter und enthaltsamer ab, allein bald sah er die Unmöglichkeit ein, diesen Vorsatz auszuführen, und so enthält denn der zweite Theil von den zehn Capiteln, in welche er das dritte Buch getheilt hat, nur die drei ersten. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung (S. 1—5) handelt das erste „Von der Bildung durch Laut und Ablaut" (S. 5—89), das zweite „Von der Ableitung" (S. 89—405), das dritte, welches vollständiger behandelt ist, weil er jenen Vorsatz aufgab, „Von der Zusammensetzung" (S. 405—895), wozu dann reiche Nachträge folgen. Es ist dieses Werk eine kolossale Arbeit, welche ihres Gleichen nicht in der europäischen Welt hatte. Die griechischen und lateinischen Grammatiker hatten diese wichtige Lehre ungebührlich verabsäumt, nur die einheimischen Sanskritgrammatiker hatten sich darin versucht, obgleich aber Jacob Grimm sich dieselben zum Vorbild nahm, so hielt er sich dennoch streng innerhalb der Schranke der deutschen Sprache, gab sogar die Wege, welche ihm früher die Betrachtung des Sanskrit gewiesen, wie oben angeführt wurde, wieder auf und wagte nur hin und wieder einen Blick über jene Schranke hinauszuwerfen. Ein ungeheueres, fast unübersehbares Material war auch hier mühsam aus den Quellen, die noch dazu theilweise sehr spärlich flossen, geschöpft und völlig beherrscht und durcharbeitet. Das Hauptresultat dieser Arbeit ist auch hier der Nachweis, daß auf diesem verworrenen und kaum übersehbaren Sprachgebiete keine Willkür herrscht, sondern sich Alles nach bestimmten Gesetzen entfaltet, und diese Gesetze zuerst aufgefunden zu haben, ist das Große und Epochemachende derselben. Jacob Grimm sieht in den Verbis die Grundlage aller Wörter, erschließt aus dem Präsens die Wurzel, deren er über siebenthalbhundert nachweist und ihre Grundbedeutung zu erforschen sucht, und zeigt dann, wie aus der Wurzel entweder durch innere Aenderung (Laut oder Ablaut c. 1), oder durch äußere Mehrung (Ableitung, d. i. die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete, an sich selbst dunkele Mehrung des Wortes, kraft welcher der Begriff der Wurzel weiter geleitet und bestimmt wird, c. 2), oder durch Zusammensetzung (d. i. durch Aneinanderfügung zweier oder mehrerer deutlicher Wörter, Composition, Decomposita, c. 3) das Wort (Nomen) sich bildet.

Auch diese Lehre wird durch die entdeckten Gesetze, den sichern historischen Gang und den tiefpoetischen Geist, den Jacob Grimm dabei entfaltet, wunderbar belebt, so daß man mit wachsendem Interesse den Bildungsgang

15) Siehe Pfeiffer's Germania 13, 247.

der einzelnen Wortarten in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit durch alle Phasen und Sprachzweige, sowol mit dem Gemeinsamen als mit dem Besondern eines jeden Zweiges, wahrnimmt. Freilich ist auch hier nicht Alles erschöpft. Jacob Grimm's liebsten Blicke ruhen auf der wurzelreichen, lebendigen ältern Sprache mit ihrer Fülle von Ablauten und Flexionen, die spätere Zeit, indem sie Wurzeln aufgibt, Ablaute fahren läßt, durch Förderung der Ableitungen und Zusammensetzungen Beweglichkeit und Deutlichkeit des Ganzen zu vervollkommnen strebt, muthet ihn weniger an. Auch liegt dem Ganzen mehr eine leichte und bequeme Führung durch die unübersehbare Menge der Erscheinungen zu Grunde, als eine strenge methodische Entwickelung.

Es liegt aber auf der Hand, daß diese so tief eindringende Arbeit von der höchsten Bedeutung für die Sprachforschung werden mußte; denn indem man nun das Wort mit Sicherheit in seine einzelnen Elemente zerlegen konnte, war es erst jetzt möglich, seine Geschichte durch alle Perioden und Sprachzweige zu verfolgen, und unter Anwendung des Lautwandelungsgesetzes war eine festere Basis für die Etymologie überhaupt und die Vergleichung mit den verwandten Sprachen geschaffen, woraus sich die wichtigsten Resultate für die Vorgeschichte unserer Sprache ergaben. Die fortschreitende Wissenschaft hat jedoch auch hier Vieles genauer gefaßt, als Jacob Grimm es vermochte. Man hält z. B. jetzt nicht blos Wurzel und Wort, sondern Wurzel, Stamm (Nominal- und Verbalstamm, Themen) und Wort aus einander. Als Verbalwurzel ist, wie schon erwähnt, nicht das Präsens anzusehen, sondern die 1. Pers. Plur. Perf. Indic. u. dgl. m.

Ergänzungen zu den Compositis lieferte Meisebug ein, die Jacob Grimm unter dem Titel: „Zur Recension der deutschen Grammatik; unwiderlegt herausgegeben." Cassel 1826 veröffentlichte.

Die Sprachforschung, der sich Jacob Grimm gewissermaßen nothgedrungen hingegeben hatte, befriedigte ihn nie. Immer und immer wieder sehen wir ihn davon ablassen, theils um davon auszuruhen, theils um mit deren Hilfe tiefer in unsere Alterthümer einzudringen. Was ihm dafür zunächst lag, war die Rechtswissenschaft, auf welchem Gebiete er durch seine epochemachende Abhandlung über die Poesie im Recht ein neues, höchst fruchtbares, aber überall des weiteren Ausbaues bedürftiges Feld eröffnet hatte. Indem er sich dem nun zuwandte, erwuchsen daraus: „Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm", Göttingen 1828, ebenfalls eins der großen Fundamentalwerke, und zugleich ein glänzendes Zeugniß, wie das Studium der Grammatik ihn besonnen gemacht hatte und welche reichen Aufschlüsse sich aus ihr für die Sachen gewinnen lassen. „Aus drei Ursachen", sagt er in der Vorrede S. V, „ist dieses Buch geschrieben. Von der langen grammatischen Arbeit wollte ich mich an einer andern, sie nicht blos obenher abschüttelnden erholen; ich wollte meine ehemals liebgewonnenen, nur noch lässig fortgeführten Sammlungen für das altdeutsche Recht in dem Eifer einer emsigen Nachlese und frisch daran gesetzten Prüfung beleben; endlich erwog ich, daß es nicht über meine Kräfte wäre, darzuthun, auf welche unversuchte Weise unsere Rechtsalterthümer könnten behandelt werden. Mit der Erholung schlug es mir beinahe fehl, der Stoff wuchs und gedieh zu lohnender Ausbeute, wegen des dritten Punctes bedarf es einer näheren Erklärung."

Als seine Vorgänger in diesem Fache führt er selbst die alten deutschen Rechtsantiquare Heineccius, Grupen, Dreyer, Haltaus, Bodmann, Kindlinger an, und sagt dann S. VI fg.: „In unsern Tagen hat, vorzüglich unter Eichhorn's Händen, die Wissenschaft des deutschen Rechts einen neuen Schwung genommen, die eigentlich antiquarische Forschung aber mindere Fortschritte gemacht." ... „Durch nichts aber, glaube ich, wird die innige Theilnahme an dem Alterthume so gestört, wie durch überwiegende Wendung nach dem heutigen Zustande. Ich achte diese sehr hoch und will nur den Unterschied erklären, der zwischen dem historischen Rechtsgelehrten eintritt und dem Alterthumsforscher. Jener erläutert das Neue aus der Geschichte des Alten, dieser das Alte aus dem Alten selbst und nur hilfsweise aus dem Jüngern; jener läßt das ganz Veraltete, dieser das blos Neue beiseite liegen. Jener ist gezwungen, das alte System des neuen Rechts anzufügen, dieser wird geneigt sein, die vielgestaltige Erscheinung des alten auf ihrer breiteren, freieren Grundlage ruhen zu lassen. In dem Alterthume war Alles sinnlicher entfaltet, in der neuen Zeit drängt sich Alles geistiger zusammen. Hier ist vorzugsweise Erwägung, Begründung und Darstellung geboten, dort Sammlung und einfache Erzählung. Unter solchen Umständen schien es mir mehr gewagt als unrathsam, wenn einer, der nicht Rechtsgelehrter von Fach wäre, ohne alle Rücksicht auf Praxis und heutiges System, sich unterfinge, Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte, so viel er ihrer habhaft werden könnte, vollständig und getreu zu sammeln. Doppelt würde der Gewinn sein, wenn es gelänge, dadurch nicht blos die Aufmerksamkeit der Juristen, sondern auch anderer Alterthumsforscher zu gewinnen, die ihre Bemühungen der Sprache, der Poesie und der Geschichte unserer Vorfahren zugewendet haben. Den Versuch einer ersten Arbeit in diesem Sinne, von der man wohl sagen kann, daß sie mehr Oel als Salz enthält, liefere ich hiermit; ein Werk voll Materials."

„Deutsche Rechtsalterthümer", sagt er dann weiter, „heißen sie in dem Verstand, wie ich die Grammatik eine deutsche genannt habe, obgleich beide auch die nordischen und angelsächsischen Quellen unter sich begreifen und begreifen müssen. Ist einmal eine solche Verbindung natürlich und nothwendig, so kann man auch nicht lange mit dem Namen zaudern." Das Material ist mit derselben immensen Gelehrsamkeit und demselben kolossalen Fleiß zusammengestellt wie bei der Grammatik. Was uns von Tacitus' Germania an bis auf die Gegenwart von dem Rechtsleben unserer Vorfahren erhalten ist und soweit es damals zu erreichen stand, wußte sein Scharfblick aufzuspüren, und zwar an

Orten, wo man es nicht vermuthete. Denn weniger auf die officiellen juristischen Quellen richtete er seinen Blick, als, wie bei seiner Abhandlung von der Poesie im Recht, auf die in der Literatur zerstreuten Rechtssprüchwörter, sowie auf die in den Dichtungen beiläufig geschilderten juristischen Handlungen, namentlich aber auf die Weisthümer, von denen er Vorr. S. IX fg. sagt: „Die Weisthümer des deutschen Rechts sind ihrem Wesen und Gehalt nach völlig vergleichbar der gemeinen Volkssprache und den Volksliedern. Diese Rechtweisungen durch den Mund des Landvolkes machen eine höchst eigenthümliche Erscheinung in unserer alten Verfassung, wie sie sich bei keinem andern Volke wiederholt, und sind ein herrliches Zeugniß der freien und edlen Art unseres eingeborenen Rechts. Neu, beweglich und sich stets verjüngend in ihrer äußeren Gestalt, enthalten sie lauter hergekommene alte Rechtsgebräuche, und darunter solche, die längst keine Anwendung mehr litten, die aber vom gemeinen Manne gläubig und in ehrfurchtsvoller Scheu vernommen wurden. Sie können durch die lange Fortpflanzung entstellt und vergröbert sein, unecht und falsch sind sie nie. Ihre Uebereinstimmung unter einander und mit einzelnen Zügen alter, ferner Gesetze muß jedem Beobachter auffallen, und weist allein schon in ein hohes Alterthum zurück. Es ist geradezu unmöglich, daß die poetischen Formeln und Gebräuche, deren die Weisthümer voll sind, in den Jahrhunderten ihrer Aufzeichnung entsprungen sein sollten. Die ältesten, die wir übrig haben, reichen ins dreizehnte Jahrhundert." ... „Kein Zweifel, daß sie schon vor dem Mittelalter im Schwang gingen, daß sie je älter, desto reiner und ungetrübter gewesen sein müssen, nur hat ihnen der Zeit Ungunst Aufbewahrung versagt; damals mögen sie blos lebendig überliefert und kaum geschrieben worden sein. Zu den Stadtrechten verhalten sie sich wie kräftige frische Volkslieder zu dem künftigen Meistergesang." Es entgeht nun Jacob Grimm keineswegs das Bedenkliche der Verbindung und Nebeneinanderstellung der fernen Zeiträume. „Stellen aus Tacitus", sagt er, „aus den alten Gesetzen, aus Urkunden des Mittelalters und aus Weisthümern, die vielleicht erst vor hundert Jahren aufgeschrieben wurden, beweisen in einem Athem." Er sucht aber sein Verfahren also zu rechtfertigen: „Bei näherer Prüfung wird man erkennen, daß ich geschichtlich zu Werke gehe, so oft es thunlich ist, und kein Mittel versäume, darüber sichere Bestimmungen auszumitteln. In der langen Zeit von tausend und bald zweitausend Jahren sind überall eine Menge von Fäden losgerissen, die sich nicht wieder anknüpfen lassen, ohne daß man darum die offenbaren Spuren ihres ehemaligen Zusammenhangs verkennen dürfte. Das auf solche Weise innerlich Verwandte kann, wie mich dünkt, unschädlich an einander gereiht werden, und nirgends will ich damit seinen unmittelbar geschichtlichen Zusammenhang behaupten. Fortgesetzte Forschung mag entweder die verlorenen Zwischenglieder der Kette auffinden oder die vermuthete Verbindung widerlegen. Den festen Haft und Halt einzelner Rechtsgewohnheiten setzen glänzende Beispiele außer Zweifel. Niemand hat es bis jetzt für unkritisch ausgegeben, daß bei Erläuterung der alten Gesetze die Germania des Tacitus zu Hilfe genommen wird, ungeachtet zwischen beiden Quellen über ein halbtausend Jahre liegt. Aus gleichem Grunde müssen die alten Gesetze ihrerseits wiederum gebraucht werden für fünfhundert Jahre jüngere Urkunden des Mittelalters, diese für die Weisthümer, alle aber sich unter einander ergänzen. Eine eigentliche Rechtfertigung dieses Verfahrens gewährt das Buch allenthalben selbst, das sonst gar nicht hätte können geschrieben werden, und einen ähnlichen Maßstab bietet die Sprachgeschichte dar, welche uns in heutigen Volksdialekten Formen und Wörter des höchsten Alterthums erkennen läßt" (Vorr. VIII fg.). Wie in der Grammatik, so sind auch hier alle germanischen Stämme, die gothischen, nordischen, sächsischen, angelsächsischen &c., in den Kreis der Betrachtung gezogen und sowol ihre Einstimmung in den Rechtsformen und Sätzen nachgewiesen, sowie ihre Verhältnisse zur gegenseitigen Erläuterung verwandt, als auch in den einzelnen Untersuchungen die Besonderheiten jedes einzelnen Stammes sorgsam hervorgehoben. Aber auch auf fremde Völker ist Rücksicht genommen. „Wird man schon", sagt er Vorr. XIII, „durch die wunderbare Einstimmung der Rechtsformen und Sätze in den verschiedenen Ländern unseres Volksstammes und zu den verschiedenen Zeiten überrascht, so muß die nicht weniger unleugbare Grundähnlichkeit mit dem Rechtsgebrauche anderer Völker, die aber doch zu dem deutschen in uralter Gemeinschaft stehen, noch bedeutungsvoller hervortreten." Ferner S. XIV: „Sie nicht zu übersehen hat mir auch deshalb heilsam geschienen, weil dadurch am leichtesten dem meistentheils unüberlegten Vorwurf der Rohheit, Unsittlichkeit und Abgeschmacktheit gesteuert wird, die man unserem alten Rechte zu machen pflegt. Es ist wahr, daß in manchen Bestimmungen eine derbe heidnische Ansicht waltet, die den gemilderten Sitten der Nachwelt Anstoß gibt, eine Grausamkeit, die unser Gefühl versehrt; allein das braucht nicht gerade deutsche oder nordische Barbarei zu heißen, da wir ihr allerwärts, selbst bei Griechen und Römern, begegnen" ... „Aus ferner Vergangenheit frommt es, Alles und Jedes zu erforschen, und wir sollten eingedenk sein, daß neben jenem Rohen, Wilden oder Gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdeutschen Rechte die erfreuende Reinheit, Milde und Tugend der Vorfahren leuchtet und noch unbegriffene Züge ihrer Sinnesart unser ganzes Nachdenken anregen müssen [16]).

16) In den späteren Schriften sehen wir wol zum Oeftern, wie Jacob Grimm, ganz erfüllt von der Herrlichkeit des deutschen Alterthums, in Zorn aufflammt gegen „die hoffärtige Ansicht" derer, welche in dem Leben der früheren Jahrhunderte nur dumpfe unerfreuliche Barbarei erblickten, aber auch hier schon macht er folgende energische Anmerkung: „Wer ohne empört zu sein kann Adelung's Schilderung der ältesten Deutschen lesen? Aus allen einzelnen Lastern, deren die Geschichtschreiber erwähnen, entwirft er ein Bild des Ganzen, eben als wollte man aus den Criminalfällen heutiger Zeitungen auf unsere Verworfenheit überhaupt schließen. Nicht besser verfahren gelehrte Beurtheiler des Mittelalters; was hilft es, daß nun die Gedichte herausgegeben sind, die uns das be-

Wenn aber nun Jacob Grimm also fortfährt: „Wäre die sinnliche und sittliche Grundlage des einheimischen Rechts gediehen zu fortschreitender geistiger Entfaltung, nicht durch Einführung des Christenthums, daneben durch Eindrang des römischen Rechts unterbrochen und gehemmt worden, so ließe sich ihr wahrer Werth sicherer ermessen." ... „Der praktische Gebrauch des römischen Rechts hat unleugbar unserer Verfassung und Freiheit keinen Vortheil gebracht; England, Schweden, Norwegen und andere Länder, die ihm nicht unmittelbar ausgesetzt worden sind, haben, ohne in geistiger Ausbildung hinter uns zu stehen, gewiß manche kostbare Vorzüge ihres gemeinen Volkslebens auch der Beibehaltung einheimischer Gesetze zu danken. Im Innern Deutschlands, seit er sein hergebrachtes Recht nicht mehr selbst weisen kann, ist der Bauersmann verdumpft, er denkt beschränkter und nimmt am Gemeindewesen geringen Theil." ... „Das Haften an seinen Rechtsgewohnheiten glich der vertraulichen Beibehaltung angestammter Mundarten. Weder fremdes Recht noch fremde Sprache lassen sich einem Volke mit plötzlicher Gewalt gebieten, aber allgemach können sie ihm zugebracht werden, und es entsteht eine trübe Mischung des Inländischen mit dem Eingeführten. Wie denn in der Sprache der Kern der Wörter einheimisch bleibt, aber die alten Flexionen erlöschen und fremde Partikeln und Constructionen an ihre Stelle treten; so sehen wir auch an dem Recht in einem solchen Zustande weniger den materiellen Bestandtheil als den formellen angegriffen. Während also in Deutschland zuerst das römische Gerichtsverfahren eindrang und die sinnlichen Elemente des einheimischen Rechts, Symbole und, was damit in nächster Verbindung steht, die Vertragsformen untergingen, dauerten die deutschen Verhältnisse des Grundeigenthums, des freien Standes und der Hörigkeit länger fort. Die Praxis, weil sie den vaterländischen Stoff zu verachten anfing, die fremden Formen aber nicht vollständig begreifen konnte, gerieth in Erschlaffung, und durch nüchternes Gesetzgeben, das sich wiederum dem Bestreben pedantischer Sprachmeister oder eitler Sprachphilosophen vergleichen läßt, wurde der Schaden nur noch größer. Erst in unserer Zeit, nachdem das Studium des römischen Rechts auf seine alte Reinheit und Strenge zurückgeführt, das des einheimischen wieder zu vollen Ehren gebracht worden ist, darf man eine langsam heranrückende Reformation unserer Rechtsverfassung hoffen und voraussehen. Eine Hauptrolle zugedacht ist aber hierbei der Geschichte des deutschen Rechts in ihrem weitesten Umfang" — so muß zwar der erstern Behauptung in Betreff des Einflusses des Christenthums und der Elemente der römischen Cultur widersprochen werden. „Denn dawider zeugt", wie Waitz a. a. O. 12 gewiß mit Recht sagt, „die Geschichte. In solcher Abgeschlossenheit wäre das deutsche Volk ohne Zweifel in eine Erstarrung verfallen, wie wir sie bei andern Völkern finden, wie sie auch im skandinavischen Norden in der letzten Zeit des Heidenthums eintrat. Der germanische Stamm war bestimmt, Elemente der Regeneration den abgestorbenen Nationen des Südens zuzutragen; aber er selbst bedurfte auch einer Anregung und Befruchtung von außen, um die in ihm liegenden Keime zu entwickeln; nur so ward er in den Stand gesetzt, die Bildung des Alterthums aufzunehmen und fortzuleiten, ihre Reichthümer den späteren Geschlechtern zu bewahren. Daß das deutsche Volk dazu die Kraft hatte, schon in seinen ältesten Verhältnissen die Bedingungen in sich trug, dies gezeigt und allgemein zum Bewußtsein gebracht zu haben, ist vor allem das Verdienst von Jacob Grimm." Darin aber wird man diesem nicht Unrecht geben, daß die Engländer und Skandinavier der Beibehaltung ihrer einheimischen Gesetze gar manche Vorzüge ihres gemeinen Volkslebens zu verdanken haben, daß unsere Verfassung und Freiheit durch die Einführung des römischen Rechts gelitten, und daß die geistige Verdumpfung und Beschränktheit unserer Bauern wesentlich in dessen Einführung ihren Grund hat, das sie von allen öffentlichen Geschäften ausschloß. Auch was er von den Einbußen sagt, welche das sinnliche Element unseres einheimischen Rechtes erlitten habe, sowie die Vorwürfe, welche er der Praxis macht, das steht Alles als unzweifelhaft fest. Jedoch auch seine Hoffnung auf die Reformation unserer Rechtsverfassung ist in glänzender Weise in Erfüllung gegangen; denn was für die Herstellung eines gemeinen deutschen Rechts durch die Literatur der deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte bei uns geschehen ist, das beruht wesentlich auf diesem seinem bahnbrechenden Werke, und von diesem gilt darum insbesondere, daß es dem Vaterlande zu gute gekommen sei.

Nach der Vorrede (S. V—XVIII) und dem Verzeichniß der Abkürzungen (S. XIX fg.) geht er zu dem Werke selbst über, und da er keine deutsche Rechtsgeschichte schreiben, sondern nur Materialien darbieten will für das sinnliche Element der deutschen Rechts-

seelte, frohe Leben jener Zeit in hundert sinnigen und rührenden Schilderungen darstellen? Des Geredes über Faustrecht und Feudalismus wird doch kein Ende, es ist als ob die Gegenwart gar kein Elend und Unrecht zu dulden hätte oder neben den Leiden der damaligen Menschen gar keine Freuden möglich gewesen wären. Hier blos das Rechtsverhältniß berührend glaube ich, die Hörigkeit und Knechtschaft der Vergangenheit war in Vielem leichter und liebreicher als das gedrückte Dasein unserer Bauern und Fabriktaglöhner; die heutige Erschwerung der Ehe für den Armen und den angestellten Diener grenzt an Leibeigenschaft; unsere schmachvollen Gefängnisse sind ärgere Qual als die verstümmelnden Leibesstrafen der Vorzeit. Bis zur Abschaffung der Todesstrafe hat sich all unsere Bildung noch nicht erheben können, fast nur für Feigheit und Diebstahl, weil diese Verbrechen öffentlich verabscheut waren, kannte sie das rohe Alterthum. Statt seiner persönlichen Bußen haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und Fastnachtseier kommt der Pfänder namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Die Töchter erben gleich den Söhnen, die Frauen stehen nicht in der alten Vormundschaft, aber gezwungene Witwencassen sorgen für die Darbenden, und Pensionen bezahlen, was nicht verdient worden ist. Eintöniger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechts." Dieser demokratische Zug und diese Theilnahme für die niederen Stände geht durch sein ganzes Werk hindurch.

geschichte, das sich einerseits in den Symbolen oder „der bildlichen Vollbringung eines Geschäftes" (S. 109), anderntheils in den sprachlichen Formen, deren sich das Recht bedient, zeigt, um daraus das innere Seelenleben des deutschen Volkes zu veranschaulichen, aus dem sein Recht hervorging, so geht er, selbst bei der Darstellung der Verhältnisse des öffentlichen Rechts auf die geschichtlichen Ereignisse nicht ein, obgleich diese darauf einen wesentlichen Einfluß ausübten, und nimmt auch weniger Rücksicht auf die allmälige Umbildung der Institutionen. Darum stellt er in der umfangreichen Einleitung (S. 1—225) die sämmtlichen Rechtsgebieten gemeinsamen sinnlichen Elemente zu einem Bilde zusammen, nämlich: Cap. I. „Formen" (S. 1—31); Cap. II. „Formeln" (S. 31—54); Cap. III. „Maße" (S. 54—109); Cap. IV. „Symbole" (S. 109—207); Cap. V. „Zahlen" (S. 207—225), und behandelt dann gleichsam in einem Commentar in sieben Büchern die einzelnen Rechtsgebiete selbst. Erstes Buch „Stand" (S. 226—402): Cap. I. „Der Herrschende"; Cap. II. „Der Edele"; Cap. III. „Der Freie"; Cap. IV. „Der Knecht"; Cap. V. „Der Fremde". Zweites Buch (S. 403—490) „Haushalt"; Cap. I. „Ehe"; Cap. II. „Väterliche Gewalt"; Cap. III. „Erbrecht"; Cap. IV. „Alte Leute". Drittes Buch „Eigenthum" (S. 491—599): Cap. I. „Liegendes Eigen"; Cap. II. „Fahrendes Eigen". Viertes Buch „Gedinge" (S. 600—621). Fünftes Buch „Verbrechen" (S. 622—714): Cap. I. „Einzelne Verbrechen"; Cap. II. „Bußen"; Cap. III. „Strafen"; Cap. IV. „Erlaubte Missethaten". Sechstes Buch „Gericht" (S. 745—937): Cap. I. „Gerichtsleute"; Cap. II. „Gerichtsort"; Cap. III. „Gerichtszeit"; Cap. IV. „Arten der Gerichte"; Cap. V. „Verfahren"; Cap. VI. „Peinliches Gericht"; Cap. VII. „Eid"; Cap. VIII. „Gottesurtheil". Darauf folgt „Nachtrag" (S. 938—956) und ein „Verzeichniß der gebrauchten Weisthümer" (S. 957—966) nebst Wortregister (S. 967—970).

Unter all seinen Büchern hat er, wie er selbst in der Vorrede zur zweiten Ausgabe sagt, keins mit größerer Lust geschrieben, als die Rechtsalterthümer, den Reinhart und die Geschichte unserer Sprache, und wie er dieses Werk ferner noch in seine Pflege zu nehmen gedachte, das sagt er gegen den Schluß der Vorrede zur ersten: „Wird der schmale langgewundene Steig, den ich hier eingeschlagen habe, der aber an stille Plätze führt und an steile Abhänge, von welchen herunter unerwartete Aussicht ist, der Nachfolge werth erachtet; so will ich keine Tritte sparen, um ihn zugänglicher zu machen." Obgleich aber dieses Werk für die deutsche Rechtswissenschaft die ersten und nothwendigsten Grundlagen schuf, indem es die einzelnen Bruchstücke des Rechtslebens unserer Vorfahren gesammelt zu einem harmonischen Ganzen verwob, den abgestorbenen Elementen wieder ihr ursprüngliches Leben einhauchte und ihnen ihren eigenthümlichen Reiz gab, und das mit einem Fleiß und einer Gelehrsamkeit, mit einer Sorgfalt und Behutsamkeit, mit einem combinatorischen Gestaltungsvermögen und poetischen Griffe, welche sofort die größte Bewunderung verdient hätten, so wußten Anfangs dennoch die Rechtsgelehrten dasselbe nicht vollständig zu würdigen, und Eichhorn wußte in seiner Recension daran nichts zu loben, als die Beherrschung der alten Sprache. „Merkwürdig ist mir", schrieb deshalb bald darnach Jacob Grimm an Lachmann, „daß Männer wie Eichhorn nicht mehr darüber und dawider zu sagen wissen: ein Beweis, wie dies Fach noch bestellt ist und woher sich auch das Lob erklärt, das mir die Germanisten halb wider Willen ertheilen. Tadeln will ich mein Buch schon selbst am schärfsten dadurch, daß ich bei einer Umarbeitung wenig bestehen lassen werde" (Scherer a. a. O. 116 fg.). Zu diesem Zweck legte er freudig die mühevolle Sammlung der Weisthümer an und behielt das Buch bei seinen vielfachen andern Arbeiten immer im Auge, aber zu der Umarbeitung gelangte er nicht, und als die Last des deutschen Wörterbuchs auf ihm lag und die Verlagshandlung das längst vergriffene Buch nicht verschallen lassen wollte, mußte er sich dazu verstehen, es 1854 in seiner unveränderten Gestalt wieder abdrucken zu lassen, und nur Einzelnes von dem, was er gesammelt und durchforscht hatte, konnte er in Abhandlungen veröffentlichen [17].

Zu seiner Freude ertheilte ihm in Folge dieses Werkes die berliner Universität am 18. Oct. 1828 das Doctordiplom beider Rechte und am 16. April 1829 die breslauer; das der Philosophie hatte er schon im Januar 1819 von Marburg erhalten.

Diese mühevolle Arbeit hinderte ihn jedoch nicht, wie gewöhnlich alle bedeutenderen Erscheinungen der altdeutschen Literatur zu recensiren und einige kleine Beiträge für Zeitschriften zu liefern. Nämlich:

1826. Götting. gelehrt. Anzeig. St. 9—12. S. 81—107: Rec. von Rask, Friesische Sprachlehre (Frisik Sproglære) (Kl. Schriften 4, 361—376). St. 74. 75. S. 729—742: von Aug. Zeune, Gothische Sprachlehre ꝛc. Angefügt werden dieser Beurtheilung: Erläuterungen des von C. Octav. Castiglioni herausgegebenen gothischen Calenders (Kl. Schriften 4, 377—385). St. 96. S. 945—959: von *Scheller*, De kronik fan Sassen in rimen (Kl. Schriften 4, 385—395). St. 104. S. 1025—1033: von Dainos oder litthauische Volkslieder von Rhesa (Kl. Schriften 4, 395—400). St. 125. S. 1241—1243: von Frithiof. Von Esaias Tegnér, übersetzt von Schley (Kl. Schriften 4, 401—402). St. 160. S. 1585—1595: von Hoffmann, Altdeutsche Glossen (Kl. Schriften 4, 403—408); S. 1595—1600: von Graff, Diutiska (Kl. Schriften 4, 409—412). St. 173. S. 1721—1726: von Scheller, Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache (Kl. Schriften 4, 412—415). St. 192. S. 1905—1910: von Wuk Steph. Karadschitsch, Danitza, zabavnik za godinu 1826 [Morgenstern. Unterhaltung für das Jahr 1826] (Kl. Schriften 4, 416—419). St. 192. S. 1910—1914: von Volkslieder der Serben, übersetzt von

17) Die Rechtsalterthümer wurden bearbeitet und übersetzt von *Michelet*, Origines du droit français. Paris 1837.

Talvj (Kl. Schriften 4, 419—421). St. 192. S. 1914: von Serbische Hochzeitslieder, übersetzt von Wesely (Kl. Schriften 4, 421). Ferner in P. Wigand, Archiv. Bd. 1. Heft 1. S. 101—102: „Sprachliches zur Frekenhorster Heberolle". Heft 2. S. 73—80: „Bruchstück aus einer gereimten Legende von dem heil. Aegidius". Heft 3. S. 78—82: „Ueber den Namen Westphalen". Heft 4. S. 113—114: „Das Wort feme. Ueber das Wort liude".

1827. Götting. gelehrt. Anzeig. St. 33. 34. S. 321—341: Rec. von Die Frekenhorster Heberolle. Hermes (1827). Bd. 18, 1. S. 140—149 (Kl. Schriften 5, 1—13). St. 41. S. 401—408: von Ammon, Geiler von Kaisersbergs Leben, Lehren und Predigten (Kl. Schriften 5, 13—18). St. 77. S. 761—765: von Delius, Untersuchungen über die Geschichte der Harzburg (Kl. Schriften 5, 18—23). St. 134. S. 1329—1334: von Junius Faber, Synglosse (Kl. Schriften 5, 23—26); S. 1334—1335: von *Kärcher*, De optima lat. lex. condendi ratione (Kl. Schriften 5, 26).

1828. Götting. gelehrt. Anzeig. St. 56. S. 545—556: Rec. von *Geijer*, Svea rikes häfder th. 1 (Kl. Schriften 5, 27—33). St. 56. S. 556—557: von Geijer, Schwedens Urgeschichte aus dem Schwedischen (Kl. Schriften 5, 33—34). St. 56. S. 557—559: von Ekendahl, Geschichte des schwedischen Volks und Reichs (Kl. Schriften 5, 34—35). St. 65. S. 641—647: von Schmeller, Das Evangel. Matthäus gothisch und Tatianische Evangelienharmonie (Kl. Schriften 5, 35—39). St. 85. S. 841—848: von Grave Ruodolf von Wilh. Grimm (Kl. Schriften 5, 39—44). Ferner Wiener Jahrbücher. Bd. 43. S. 40—42: „Nachtrag zu W. Grimm, Zur Litteratur der Runen". P. Wigand, Archiv. Bd. 2. Heft 1, 64—68: „Weder westphälische Grütze noch Götter"; dazu ferner 206—210, sowie „Ferneres über thegaton".

Nach der Vollendung der Rechtsalterthümer nahm Jacob Grimm sofort den dritten Theil der Grammatik in Angriff und recensirte 1829 in den Götting. gelehrt. Anzeig. folgende Werke: St. 36. S. 345—354: Koberstein, Ueber die Sprache des Peter Suchenwirth, Abth. 1 (Kl. Schriften 5, 45—50). St. 130. S. 1289—1292: Ulphilae goth. versio ep. ad Cor. II. ed. *Castillionaeus*. Ferner in den Wiener Jahrbüchern Bd. 45. S. 118—129: Löw, Ueber die Markgenossenschaften. S. 184—227: Ulphilae goth. versio ep. ad Cor. II. ed. *Castillionaeus* (Kl. Schriften 5, 51—90), und lieferte in den Monumenta Germaniae historica, ed. *Pertz*. vol. II. p. 666. Anm. 54—55: Zu einem altdeutschen Eide von Nithart, und in der Casseler Allg. Zeitung Nr. 36. S. 176. 177: Nekrolog von Dr. Ludw. Völkel.

Schon war jener Theil der Grammatik bis zu S. 249 geschrieben und zum größten Theil auch bis dahin gedruckt, als, wie früher berichtet, die Unkenntniß der hessischen Regierung von der Bedeutung der Brüder Grimm diese nöthigte, das geliebte Hessen, das ihnen stille Muße gewährte, in der ihre Arbeiten wurzeln konnten, gleich nach Neujahr 1830 zu verlassen und dem an sie ergangenen Ruf nach Göttingen zu folgen. Diese neue, ungewohnte Stellung nahm zunächst die ganze Arbeitskraft Jacob Grimm's in Anspruch, sodaß ihm außer der durch seine neue Stellung veranlaßten Ausgabe der „Deutschen Hymnen", aus der Abschrift des „Franciscus Junius", der Antrittsrede „Ueber das Heimweh" und folgende Recensionen: Götting. gelehrt. Anzeig. St. 28. S. 265—278: von Fornmanna sögur Bd. 1—3. 11 (Kl. Schriften 5, 90—97). St. 63. S. 620—624: von Laxdaelasaga, Kopenh. 1826 (Kl. Schriften 5, 98—100). St. 194—195. S. 1938—1943: von Variscia. Mittheilungen aus dem Archiv des voigtländ. Alterthumsvereins, herausgegeben von Alberti (Kl. Schriften 5, 101—103), keine schriftstellerischen Leistungen möglich waren. Doch schon im folgenden Winter hatte er sich so weit in seine neue Stellung eingelebt, daß er die Arbeit der Grammatik wieder aufnehmen konnte, und so erschien denn in der zweiten Hälfte 1831 — die Vorrede ist den 29. Juli unterzeichnet — „Jacob Grimm's Deutsche Grammatik. Dritter Theil." Derselbe enthält die sieben übrigen Capitel des dritten Buchs, nämlich viertes Capitel „Pronominalbildungen" (S. 1—81), fünftes Capitel „Adverbia" (S. 88—310), sechstes Capitel „Genus" (S. 311—563), siebentes Capitel „Comparation" (S. 564—663), achtes Capitel „Diminution" (S. 664—707), neuntes Capitel „Negation" (S. 708—750), zehntes Capitel „Frage und Antwort" (S. 751—764), dann „Nachtrag" (bis S. 788). Was vom zweiten Theile gesagt wurde, gilt in gleichem Maße auch von diesem. Die Pronominal- und der größte Theil der Partikelformen gehören zu den verworrensten Theilen der Sprachforschung überhaupt, aber Jacob Grimm's Lehre brachte Licht und Ordnung auch in diese. Er zeigte, wie jene sich durch Ableitung, Zusammensetzung (Suffixe, Präfixe) und Umschreibungen bilden, und wie die meisten Adverbien aus Adjectiven und Substantiven abstammen, theils indem oblique Casus, für sich oder mit Zuziehung von Präpositionen, adverbial gebraucht werden, theils durch Ableitung und Zusammensetzung u.s.w., und bespricht zugleich besonders die Präpositionen, Conjunctionen und Interjectionen. Das vom Genus handelnde Capitel, welches auch das umfangreichste ist, bildet aber den Glanzpunkt dieses Theils. Frühere Grammatiker hatten auf diesem Gebiete so viel als gar kein Resultat gewonnen. Sie begnügten sich einige Beziehungen der Form auf das Genus anzugeben und ließen gleich wieder von der Sache ab. Wir können uns jedoch des Raumes wegen hier nur auf Allgemeines beschränken. Jacob Grimm unterscheidet natürliches und grammatisches Geschlecht, und bei diesem sinnliche von abstracten Dingen abscheidend, definirt er letzteres: „Das grammatische Geschlecht ist eine, aber im frühsten Zustande der Sprache schon vorgegangene Anwendung oder Uebertragung des natürlichen auf alle und jede Nomina" (S. 317). Den Grund davon sieht er mit W. von Humboldt in dem Einbildungsvermögen der Sprache (S. 345). „Durch diese wunderbare Operation (die in der Phantasie der

menschlichen Sprache entsprungene Ausdehnung des natürlichen auf alle und jede Gegenstände) haben eine Menge von Ausdrücken, die sonst todte und abgezogene Begriffe enthalten, gleichsam Leben und Empfindung empfangen, und indem sie von dem wahren Geschlecht Formen, Bildungen, Flexionen entlehnen, wird über sie ein die ganze Sprache überziehender Reiz von Bewegung und zugleich bindender Verknüpfung der Redeglieder unvermerkt ausgegossen" (S. 346). Er zeigt nun zunächst, wie einer Reihe von Wörtern, die zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht gleichsam die Mitte halten, wirkliche Personification zu Grunde liege; so sei die Sonne uns weiblich, der Mond männlich, weil sie unser Volk ursprünglich beide als ein weibliches und männliches Wesen vorstellte, zu welcher Prosopopöie auch die Ausdrücke für das höchste Wesen, die Götter und göttlich verehrten Elemente und Naturerscheinungen, als *Gott*, *Teufel*, *Tag*, *Nacht*, *Erde*, *Donner* gehörten; ferner der *Tod*, der *Schlaf*, der *Hunger*, die *Seuche*, die *Schlacht*, welche ihre Opfer ergreifen und wegraffen, und vermuthet, daß auch das Genus von *Schwan*, *Eiche*, *Sommer* und *Winter*, *Schnee*, *Regen*, *Windsbraut* u. s. w. gleichfalls in jeder Sprache auf mythischen Vorstellungen der Völker beruhe; sodann ordnet er den ganzen Schatz der sinnlichen Substantiva, soweit es derer bedurfte, in übersichtliche Gruppen und sucht, auf die Bedeutung der Wörter Rücksicht nehmend, überall die Analogien aufzuspüren, denen die menschliche Einbildungskraft nachgehangen hat, indem sie das natürliche Geschlecht auf sinnliche Gegenstände übertrug und diesen wegen ihrer sichtbaren, fühlbaren und dauernden Gestalt eine gewisse Uebereinstimmung mit den Wesen beilegte, deren natürliches Geschlecht die Sprache ausdrückt. Zum Theil stand diesen wol selbst noch wirkliches beschränktes Leben zu, wie den Thieren und Pflanzen, deren Sexualverhältnisse unberücksichtigt blieben, oder sie waren belebte Theile eines ganzen Lebens, wie der menschliche Leib und seine Theile, die Theile des thierischen Lebens, der Bäume und Pflanzen. Wenn diesen aber auch kein eigenes Leben beiwohnte, so schien der Mensch dennoch oft mit denselben, als wären sie belebt, umzugehen, und aus dieser Vertraulichkeit gingen Personificationen hervor, welche z. B. auf den Pflug, das Schwert, das Schiff natürliches Geschlecht zu übertragen gestattete. Dies ihrer ganzen Anlage nach naive Element des grammatischen Genus bewährt sich in unserer Volkspoesie und der deutschen Sprache des Mittelalters an einem eigenthümlichen Zuge. Dem Dichter genügt es nicht, leblosen Gegenständen Geschlecht zu ertheilen, sie heben es durch die förmliche Anrede „Herr" und „Frau" zuweilen noch heraus, wie „Frau Haselin", „Frau Nachtigall", „Herr Stock" u. dgl. m. So geht Jacob Grimm dem Sprachgeiste bei jener seiner wunderbaren Operation, womit dieser gleichsam die ganze Natur in Person umwandelt, Schritt vor Schritt nach mit der ganzen Kraft seines Scharfsinnes und seines sinnigen, tief poetischen Auffassungs- und Nachempfindungsvermögens. Dennoch erkennt er selbst an, daß er bei dieser schwierigen Lehre in Bezug auf die Grundfragen, auf denen das Genus beruhe, sowie im Ganzen ein geringes Resultat gewonnen habe, das der Fortsetzung bedürftig und würdig sei. Die vier letzten Capitel dieses Buches bieten mehr abgeschlossene Untersuchungen und sind besonders reich an Vergleichung der fremden Sprachen; das 9. und 10. bilden den Uebergang zur Syntax.

Jacob Grimm ruhte nun wieder von der Arbeit der Grammatik und wandte sich der deutschen Mythologie zu. Seine früheren vielfachen Forschungen auf diesem Gebiete, deren Ergebniß die Abhandlung über die Irmenstraße und Irmensäule war, dann der dritte Band der Märchen und die Einleitung in die irischen Elfenmärchen, mochten die Lust dazu in ihm rege gemacht haben, unmittelbar davor aber wurde er durch die Rechtsalterthümer gestellt, da sich ihm hier der innige Zusammenhang des Rechts mit der Religion aufthat, die großen jährlichen Gerichts- und Volksversammlungen beim Wechsel der Jahreszeiten waren ja zugleich Opferfeste und viele rechtliche Symbole waren zugleich Symbole des Cultus, und am Schlusse der Vorrede dieses Werkes spricht er daher die Absicht aus, in besondern Abhandlungen zu verarbeiten, was er zur Geschichte des heidnischen Glaubens, der Feste, Trachten, Bauart und Ackerbestellung der Deutschen gesammelt habe. Er nahm nun zunächst die Ausführung des ersteren Vorsatzes in Angriff, und das ganze Buch ging, wie er selbst in der Selbstanzeige der Mythologie sagt, aus seinen Collectaneen über Aberglauben allmälig hervor. Schon den 18. Juli 1832 schreibt er an Lachmann, er habe etwas über deutsche Mythologie vor, „diesmal aber im Gegensatz zur Nordischen und diese ausschließend". Diesmal, das heißt abweichend von der Grammatik und den Rechtsalterthümern, wo das Nordische gleichberechtigt mit herangezogen war (Scherer a. a. O. XVI, 116). Aber bevor er zur Ausarbeitung dieses Werkes gelangte, kam ihm ein anderes dazwischen. Im J. 1832 hatte Mone den Reinardus vulpes herausgegeben, worin dieser, die unglückliche Hypothese Eccard's erneuernd, die Ansicht aufgestellt hatte: es seien hinter den Haupt- und sogar Nebenpersonen der Fabel, dem Reinhart, Isengrimm u. s. w., historische Personen des 9. Jahrh. versteckt, und das Ganze sei eine Satyre auf Zustände und Ereignisse jener Zeit. Das war geradezu dem entgegen, was Jacob Grimm 1812 im Verein mit Wilhelm in dem oben angeführten Aufsatze in Schlegel's Museum ausgesprochen hatte: „hier an eine bestimmte Erfindung denken zu wollen, wäre das Allerverkehrteste". Die damals ausgesprochene Absicht, die betreffenden Gedichte zu sammeln und herauszugeben, hatte er auch noch 1819; denn er schreibt an Freiherrn von Laßberg, daß zu Michaelis oder Ostern jenes Jahres der Reinhart Fuchs erscheinen werde (Pfeiffer, Germania 13, 245), aber in Folge dessen, daß Meon 1826 den französischen Roman du renard herausgab, war ihm ein Theil der Arbeit vorweggenommen. Mone's Buch nun machte in ihm (so schreibt er an Lachmann den 1. Aug. 1832) die alte Lust wieder rege, was er zu dieser Thierfabel ge-

sammelt habe, in Ordnung zu bringen und herauszugeben. Dann am 5. Sept. 1832 setzt er dem Freunde den Grundgedanken aus einander, den er in dem Buche durchführen wollte. Und am 19. Dec. 1833 unterzeichnete er bereits die Vorrede (Scherer a. a. O. XVI, 123).

So erschien denn „Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm." Berlin 1834. Auch dieses Buch ist ein Fundamentalwerk in sofern, als Jacob Grimm darin zuerst auf das Wesen der Thierfabel historisch eingegangen ist und in seiner tiefeindringenden Forschung zum ersten Mal ihren Ursprung ergründet hat. Ein reiches Material lag ihm jetzt dafür vor. Zu Méon's Renart war Mone's Reinardus aus der in Belgien aufgefundenen Handschrift gekommen, K. Lachmann hatte Jacob Grimm seine saubere Abschrift von der berliner Handschrift des Isengrimus überlassen, von dem mittelhochdeutschen Reinhart konnte er durch die Vergleichung des pfälzer Codex einen bessern Text liefern, als solchen 1817 Mailáth und Köffinger durch ihre Ausgabe des kolaczer Codex geboten hatten, auch von dem mittelniederländischen Reinaert war ihm die Herstellung eines bessern und vollständigern Textes möglich, als Gräter 1812 geliefert, dazu hatte er noch viele kleinere lateinische und deutsche Stücke gesammelt, die sich näher oder ferner auf die Reinhartssage beziehen. Die Herausgabe dieser Texte, welche den Haupttheil des Buches bilden, war ihm jedoch nur eine Nebensache, seine Neigung und Befähigung stand nicht auf Texteskritik, dazu mußten diese Texte meistens aus unzulänglichen Handschriften aufgestellt werden. „Wer reinen Sprachdenkmälern nachgeht" — schreibt er daher an K. Lachmann, dem das Buch gewidmet ist — „hätte leicht seine Hand abgelassen von allen diesen Gedichten: mir war es diesmal weit mehr um ihren Inhalt zu thun, und doch werden sie nun, leidlich hergestellt, auch für die Sprache einiges Neue und Willkommene bieten." „Mein Hauptbemühen war", fährt er darauf fort, „mich in die Einfalt der alten Thierfabel zu versenken, und getreulich aufzusuchen, an welche Punkte und Stellen die Phantasie unserer Voreltern ihre Fäden knüpfte." ... „Dabei ist denn auch zur Sprache gekommen, was Widersacher finden wird: die Art und Weise, wie ich mir das Verhältniß der römischen, griechischen und morgenländischen Thiersage zu unserer einheimischen denke." Diesem Zwecke dient nun die inhaltsreiche Einleitung mit ihren nothwendigen literarhistorischen Theilen.

Cap. I handelt von dem „Wesen der Thierfabel" (S. I—XIX). Jacob Grimm hält die in dem Aufsatz von 1812 der Hauptsache nach ausgesprochene Ansicht auch jetzt noch für die richtige, entfaltet sie nur reicher und mit ganz anderen Mitteln ausgerüstet. „Die Poesie", hebt er an, „nicht zufrieden Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgene Leben der Thiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen." Dann knüpft er zur Erklärung ihres Ursprungs in sinnigster Weise an den bei der Lehre vom grammatischen Genus gefundenen Satz an, daß die Sprache gleichsam die ganze Natur in Person umwandle. „Ersten Anlaß hierzu entdecken wir schon in der ganzen Natur der für sich selbst betrachtet auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache. Indem sie nicht umhin kann, allen lebendigen, ja unbelebten Wesen ein Genus anzueignen, und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie sie am deutlichsten bei den Thieren vorherrschen lassen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menschen als mitthätige Geschöpfe in dem Stillleben einer gleichsam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Nothwendigkeit der Thierfabel gegeben." Er weist dann nach, wie der Mensch gezwungen sei, im Innern der Thiere ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abstand von der Seele des Menschen ihn in ein so empfindbares Verhältniß zu jenen bringe, daß, ohne gewaltsamen Sprung, Eigenschaften des menschlichen Gemüthes auf das Thier und thierische Aeußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen. „Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber dies Band fester gewunden. Alles athmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirten sahen sich zu einem vertrauten Umgang mit den Thieren bewogen, und tägliches Zusammensein übte sie im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften" (S. II) ... „Blieben nun in Wirklichkeit immer noch Schranken gesteckt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstandes wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen ansieht und als solche behandelt; so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders als die spätere Zeit. Sagen und Mythologien glauben Verwandlungen der Menschen in Thiere, der Thiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In schwieriger Gefahr hat der Mensch entscheidenden Rath und Hilfe einiger Thiere zu erwarten. Von andern befürchtet er Uebel und Nachtheil, noch weit größern, als ihre natürliche Fähigkeit, ihm zu schaden mit sich führt, allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und meidet abergläubisch ihren Namen auszusprechen, an dessen Stelle er ein anderes schmeichelndes oder versöhnendes Wort setzt. Ohne Thiere, deren Art, Geschlecht und Farbe genaueste Rücksicht fordert, können gewisse Opfer nicht vollbracht, gewisse Weissagungen nicht gepflogen werden. Vogelsing und Angang der Thiere sind bald heilbringende, bald schreckende Zeichen; Thiere sind Anführer auswandernder Ansiedlungen. Thiere werden zur Deutung der Gestirne an den Himmel versetzt, Thiere versehen Botendienste und künden dem Menschen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geschrei und Gespräch (das Begabte verstehen lernen) unterhalten sie sich von unserm Geschick, von unsern Begebenheiten. Einige Thiere sollen ein Alter erreichen, das die dem Menschen gesetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Thiergestalt in Tracht, Larve, Rüstung, Thierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum

dem Menschen nahe; sie mögen nicht blos durch die Verwendung schmückender Häute und Federn, sondern durch irgend einen lebendigeren Bezug auf Eigenschaften der Thiere und ihr Verhältniß zu den Menschen eingeführt gewesen sein. Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können." „Sobald einmal um diesen Zusammenhang des thierischen und menschlichen Lebens her die vielgeschäftige Sage und die nährende Poesie sich ausbreiteten, und ihn dann wieder in den Duft einer entlegenen Vergangenheit zurückschoben; mußte sie da nicht eine eigenthümliche Reihe von Ueberlieferungen erzeugen und niedersetzen, welche die Grundlage aller Thierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoesie sehen wir erfüllt von Thieren, die sie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte sich die allbelebende Dichtung des letzten Schrittes enthalten, den Thieren, die sie in menschlicher Sinnesart vorstellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinschaft, Theilnahme an menschlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständniß ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt, als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Thiere in das Reich der Dichtung denkbar." „Die Thierfabel gründet sich also auf nichts andres als den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung, die mächtig genug war, sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuschmiegen. Gleich allem Epos, in nie still stehendem Wachsthum, setzt sie Ringe an, Stufen ihrer Entwickelung zu bezeichnen, und weiß sich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrichtungen unermüdlich von Neuem zu gestalten und wieder zu gebären. Unter günstigem Luftstrich gedeiht sie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüthe ungenutzt verläuft, stirbt sie allmälich aus, und wird nur noch in bröckelhafter Volkssage dahin getragen. Es ist ebenso widerstrebend echte Thierfabel zu erfinnen als ein anderes episches Gedicht. Alle Versuche scheitern, weil das Gelingen gebunden ist an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen." „Nur darin unterscheidet der Gegenstand der Thierfabel sich von dem jedes übrigen Epos, daß dieser, wenn auch keine wirkliche Begebenheiten enthaltend, immer an sie grenzt und sich unauflösbar mit der wahren Geschichte der Vorzeit vereinigt; die Thierfabel hingegen eine Unterlage empfangen hat, welcher die Möglichkeit der Wahrheit nothwendig abgeht, durch den Glauben der Einbildungskraft aber dennoch Bestätigung und Sicherheit verliehen wird. Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geschlecht ertheilte, dessen sie in der Natur unfähig waren, so hat die Poesie den Thieren Begebenheiten und eine Geschichte anerschaffen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel in dem wirklichen Geschehensein ihrer Ereignisse zu schwinden, wir fühlen uns so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Thieren eine Theilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim reinmenschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Thiere sind, wir muthen ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Thierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Thiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften erwächst der Thierfabel ein besonderer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermischung des menschlichen mit dem thierischen Element setze. Die Thierfabel hat demnach zwei wesentliche Merkmale. Einmal sie muß die Thiere darstellen, als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unsres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeschrei vor den König getragen, er heißt ihr das Todtenamt halten und eine Grabschrift setzen." ... „Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen thierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn, auf einem Fuße stehend und die Augenlieder schließend; ein ganz der Natur abgelauschter Zug" (S. II—VIII). „Nach dem Character", heißt es dann S. X fg., „den ich der Thierfabel beigelegt habe, versteht es sich von selbst, daß ihr kein Hang zur Satyre beiwohnen könne, weder zu einer allgemeinen ihren Spott über das ganze Menschengeschlecht ergießenden, noch zu einer besonderen, die das Ziel auf einzelne Stände oder Menschen richtet. Man hat geirrt, wenn man in ihren gelungensten Gestaltungen gerade nichts als versteckte oder gezähmte Satyre erblicken will. Die Satyre ist von Haus aus unruhig, voll geheimer Anspielungen und verfährt durchgängig bewußt. Die Fabel strömt in ruhiger, unbewußter Breite; sie ist gleichmüthig, wird von ihrer innern Lust getragen, und kann es nicht darauf abgesehen haben, menschliche Laster und Gebrechen zu strafen oder lächerlich zu machen. Ihr Inhalt ist weder eine Uebersetzung menschlicher Begebenheiten, noch läßt er sich historisch auflösen." „Wohl aber ist zuzugeben, daß sie zuweilen, wo es ihr Haft an Ort und Zeit herbeiführt, in die Satyre streifen kann, obgleich ich auch dann die Anspielung eher wie eine der wahren Natur fremde und halb aufgedrungene Ausschmückung betrachte." „Als kein geringer Ersatz", fährt er S. XVI fort, „für unwiederbringliche Verluste und Entbehrungen muß es angesehen werden, daß die Poesie des Mittelalters eine Thierfabel aufzuweisen hat, der sich nichts anderswo zur Seite stellen läßt." ... „Die Fülle ihrer Entstehung und Ausbildung überbietet Alles, was das Alterthum in der Sprache hervorgebracht hat. Mit der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblühte sie aus

deutschem Stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland." ... „Daß sie dem Norden unbekannt geblieben scheint, der sonst eine Menge bilderreicher Thiernamen besitzt, fällt am meisten auf." ... „Nach dem Mittelalter hört die Forterzeugung der echten Thierfabel auf, es bleiben nur noch schwache, in didactische oder allegorische Form übergehende Nachbildungen des alten Stoffs zurück. In dieser Hinsicht darf für eine schädliche Folge der Bekanntschaft mit der classischen Literatur gelten, daß Aesop und Phädrus allmälich die einheimische Fabel verdrängen konnten und auf die Ansicht der Schriftsteller einwirkten." Was hier von dem Wesen und der Bedeutung der Thierfabel vorausgeschickt wurde, das suchen nun die folgenden Abhandlungen auf die Thatsachen selbst zurückzuführen und bestimmter ins Licht zu stellen. Es folgen daher Cap. II „Träger der Thierfabel" (S. XIX—LVII), als Fuchs, Wolf und König (Löwe, Bär), dann die literarhistorischen Abhandlungen: Cap. III Isengrimus (S. LVII—LXX), Cap. IV Reinardus (S. LXX—CII), Cap. V Reinhart (S. CIII—CXV), Cap. VI Renart (S. CXV—CXLVIII), Cap. VII Reinaert (S. CXLIX—CLXVI), Cap. VIII Reineke (S. CLXVI—CLXXX), Cap. IX „Kleine Stücke" (S. CLXXX—CXCV), welche von den Handschriften, dem Inhalt, dem Zeitalter, der Heimath, den Verfassern rc. dieser Denkmäler handeln. Dann Cap. X „Zeugnisse" (S. CXCVI—CCXXII). Darauf werden untersucht Cap. XI „Thiernamen" (S. CCXXII—CCL), Cap. XII „Satyre" (S. CCL—CCLIX), wo er sich hauptsächlich gegen Eccard und Mone wendet. Cap. XIII „Fremde Thierfabeln" (S. CCLIX—CCLXXXIII), Cap. XIV „Ehstnische Thierfabeln" (S. CCLXXXIII—CCXCII). Endlich „Schluß" (S. CCXCII—CCXCVII).

Das Resultat aller dieser Untersuchungen ist folgendes. Die Thierfabel ist Ureigenthum des germanischen Stammes und von den Franken über den Rhein nach dem nördlichen Gallien getragen. Die ältesten Gedichte von Wolf und Fuchs sind zwar nicht älter als das 12. Jahrh., aber die Sage ist uralt. Dies ergibt sich zunächst aus den Namen der Thiere, die längst unverständlich geworden und aus Eigenschaftswörtern zu wirklichen Namen ausgewachsen waren, als die Dichtung, die auf uns gekommen, sich ihrer bediente. So läßt „der einzige Name Reinhart, dessen Bedeutung (Rathskundiger, Rathgeber) schon im 9. Jahrh. verdunkelt war, vermuthen, daß die Thierfabel von Fuchs und Wolf den Franken bereits im 4., 5., 6. Jahrh. bekannt war, als sie noch unvermischter, von keinem Einfluß gallischer Sprache getrübter deutscher Zunge pflagen, daß sie die Fabel schon aus Deutschland mit über den Rhein nahmen" (S. CCXLII). Dann wird die Thiersage im 7. Jahrh. bei Fredegar erwähnt (S. XLVIII) und im 10. Jahrh. ist noch der Bär, der erst später dem fremden Löwen den Thron räumen muß, König der Thiere (S. L). In dem nördlichen Gallien mündlich fortgepflanzt, ergoß sich die Thiersage im 12., 13. und 14. Jahrh. in eine reiche Fülle altfranzösischer Dichtungen. Aus diesen gingen dann wieder die mittelhochdeutschen und mittelniederländischen und aus letztern der niederdeutsche Reineke Vos hervor. Aus derselben mündlichen Ueberlieferung haben auch die lateinischen Dichtungen Isengrimus und Reinardus geschöpft. Der Verfasser jenes, ein Geistlicher aus Südflandern, lebte um die Mitte, vielleicht schon zu Anfang des 12. Jahrh.; ehe er aber darauf verfiel, eine aus einem ganzen Cyclus genommene einzelne Materie lateinisch zu dichten, mußte wol dieser in Tradition oder Liedern der Volkssprache lange umgegangen sein (S. LXVI). Die Abfassung des Reinardus fällt gerade in die Mitte des 12. Jahrh.; sein Verfasser lebte in Nordflandern und schöpfte ebenfalls aus ältern Gedichten (S. LXXVIII fg.) Den von Mone wieder hervorgeholten und weiter ausgebildeten unglücklichen Einfall Eccard's, daß die Reinhartssage aus einer satyrischen Verkleidung historischer Persönlichkeiten hervorgegangen sei, widerlegt J. Grimm schlagend durch den Nachweis, daß alle ihre historischen Bezüge erst in das 12. Jahrh. fallen, der epische Grund der Sage aber sicher über das 9. Jahrh. hinausreiche. Jedoch leugnet er nicht eine allgemeine Auffassung der Fabel aus der Geschichte. „Einzelne Anspielungen auf geschichtliche Personen, vielmehr auf die wirkliche uns jetzt meistens verdunkelte Zeit der Dichter verrede ich nicht" (S. CCLVI). Was er gefunden hat, theilt er dann mit, und sagt: „Solche mehr oder minder wahrscheinliche Erklärungsversuche mögen zeigen, wie die Fabel in ihr großes und reiches Bild auch einige Farben und Lichter aus der Geschichte einträgt; das Gewirk des Ganzen hat sie niemals hergegeben" (S. CCLVIII). Was sodann die Verwandtschaft der deutschen Thiersage mit der des Auslandes betrifft, so hält er zwar für möglich, daß eine Berührung der Aesopischen Thierfabel mit der deutschen schon sehr früh bestanden habe, seitdem Gothen, Langobarden, Franken im byzantinischen Reiche verweilten, und was sie dort aus mündlicher Erzählung empfingen vielleicht in ihre Heimath mündlich fortpflanzten, findet jedoch diese Möglichkeit unsicher und wenig glaubhaft. Sodann aber sei ein lebhafter Verkehr mit dem griechischen Reiche und dem Morgenlande durch die Kreuzfahrten angefacht und unterhalten. „Lateinische, griechische, arabische Fabelbücher vermittelten sie dem Occident in Uebertragungen; hier stoßen wir auf ähnliche und gleiche Thiersagen, oft in deutlicher, unabweisbarer Uebereinkunft. Dennoch trügt dieser Schein, die deutsche Thierfabel ist nicht aus der Fremde geborgt. Wie sollte aus magern, griechisch-lateinischen Fabeln, die unter sich nicht zusammenhängen, die ganze deutsche, organisch gegliederte, örtlich gefestigte, durch Eigennamen lebendige Thiersage plötzlich erwachsen! Wie der orientalische Schwall und Anstrich sich so rein von ihr losgelöst haben, daß sie die einfache, wohlthätige Natur aller übrigen europäischen Dichtung vollkommen an sich trüge! Wer es unternähme den Aesop von dem Hitopadesa herzuleiten, oder das Umgekehrte, der würde vergebens arbeiten: aber auch wir begehren unser Theil, auch die deutsche Thierfabel nimmt ihre

Eigenthümlichkeit in Anspruch, die sich auf einen von jenen oder auf beide nicht will zurückführen lassen. Sie alle drei haben eine angeborne Verschiedenheit, der die Critik keine Gewalt anthun soll" (S. CCXCIII fg.). Die Fuchs- und Wolfssage „hat ihr eigenthümliches deutsches Recht, das ihr nicht verkümmert werden soll, auch durch seine auffallende Berührung mit der Fabelweisheit des Orients keine Schmälerung erleiden kann" (S. CCLXXXI). „Mir ist als empfände ich noch germanischen Waldgeruch in dem Grunde und der Anlage dieser lange Jahrhunderte fortgetragenen Sagen" (S. CCXCIV). Damit führt er alles mit andern Völkern Gemeinsame auf die Urverwandtschaft zurück.

Auf diese tiefeingehenden und umfassenden Untersuchungen läßt dann Jacob Grimm die Texte folgen: **Isengrimus** (S. 1—24). **Reinhart** (S. 25—114). **Van den vos Reinarde** (S. 115—290); dann von S. 291—442 die kleineren lateinischen und deutschen Stücke, erstere theils in Reim, theils in Prosa. Sie sind sämmtlich aus sehr verschiedener Zeit und ungleiches Werthes, alle jedoch für die Untersuchung brauchbar. Daran schließt sich noch **Renart bestourné, par Rutebeuf** (S. 443—444) nebst „Nachtrag" (S. 445—448) und „Register" (S. 449 fg.).

Jacob Grimm hatte an diesem Buche die reinste Freude und erklärte es wol für eine seiner besten Arbeiten; und es ist leicht begreiflich, wie mächtig ihn die sich gestellte Aufgabe anzog, dem Ursprunge unserer Thierfabel nachzuspüren, sie als ein Erzeugniß des unbewußten Geisteslebens und Schaffens des germanischen Volkes und somit als ein recht eigentlich deutsches Eigenthum geltend zu machen und zu vertheidigen. Und er hat dies vollbracht mit freudiger Aufbietung aller seiner reichen Geistesgaben, seinem unvergleichlichen Spürsinn, seiner gewaltigen Combinationsgabe, seinem ganzen sinnigen Wesen und seinem tiefpoetischen Geist. Ist es ihm auch nicht vollständig gelungen, den deutschen Ursprung dieser Sage nachzuweisen und den fremden Einfluß abzuwehren, so steht doch durch seine Forschung unzweifelhaft fest, daß sie ein Gemeingut der urverwandten Völker ist, und daß die Hauptträger und Grundzüge unseres Thierepos recht eigentlich deutsches Eigenthum sind. Die späteren Forschungen, namentlich wiederum die Benfey's, haben in tiefer gehenden Untersuchungen, als es bisher geschah, unsere Thiersage, gleich den Märchen, als aus Indien entlehnt aufzufassen gesucht, obschon sie auch hier nicht originell war, und wir werden sehen, wie Jacob Grimm noch in seinem letzten Lebensjahre sich aufmacht, diese Behauptung zu widerlegen. Aber ich kann mir doch nicht versagen, wenigstens auf Eins aufmerksam zu machen, was Jacob Grimm in jener Arbeit unbeachtet gelassen zu haben scheint. Benfey sagt nämlich in der Vorrede zum Pantschatantra S. XXI: „Es ergab sich, daß im allgemeinen die meisten (indischen) Thierfabeln aus dem Occident stammen, mehr oder minder umgewandelte sogenannte äsopische sind; doch tragen einige auch das Gepräge indischen Ursprungs, sowie denn überhaupt die große Fülle indischer Fabeln, die Freiheit, mit welcher die entlehnten behandelt sind und manche andere Momente dafür sprechen, daß die Inder schon vor Bekanntschaft mit der von den Griechen überkommenen äsopischen Thierfabel eigene Gebilde von wesentlich gleicher Art — und zwar wahrscheinlich in großer Menge — geschaffen hatten." Nun, wenn denn die Inder vor der äsopischen Importation Thierfabeln geschaffen hatten, die mit jenen gleicher Art waren, wie sollte Gleiches den urverwandten Germanen abzusprechen sein!

Schon im September desselben Jahres, in welchem Jacob Grimm den Reinhart Fuchs herausgegeben, hatte er die Freude, die **Ecbasis captivi** (herausgegeben in den lat. Gedichten des XI. und XII. Jahrh.) aufzufinden, welche Dichtung, wenn sie auch der Thiernamen entbehrt, doch das Vorhandensein unserer Thiersage im 10. Jahrh. völlig sichert. Aber in noch weit höherem Grade wurde derselbe 1839 erfreut durch einige Fragmente eines mittelhochdeutschen Gedichtes unseres Thierepos, welche G. Landau als Umschläge von Rechnungsbüchern zu Meisungen in Kurhessen gefunden hatte und ihm überreichte. Scharfsinnig hatte J. Grimm vermuthet, daß der von ihm herausgegebene Reinhart nur die Ueberarbeitung einer älteren Vorlage sei, und diese Fragmente gehörten jener Vorlage an, und es stellte sich heraus, daß ein elsässischer Dichter Namens Heinrich, mit dem Beinamen der Gleißner (der **Glichezâre, Glîsesære**), um die Mitte des 12. Jahrh. lebend, eine Reihe von Abenteuern der Thiersage, wobei er einer französischen Quelle folgte, bearbeitet hatte. Jacob Grimm stellte die arg verstümmelten Fragmente wieder her und gab sie heraus in dem „Sendschreiben an Karl Lachmann. Ueber Reinhart Fuchs". Berlin 1840, womit er diesen zu seinem Geburtstage überraschte. Beigefügt ist eine noch unbekannte neugriechische Dichtung aus der Thiersage.

Nach der Herausgabe des Reinhart Fuchs wandte sich Jacob Grimm zwar Anfangs dem vierten Theile der Grammatik zu, jedoch schon den 17. Jan. 1834 schreibt er an Lachmann, daß er die angefangene Syntax liegen lassen müsse, „um die noch ganz ungeschriebene Mythologie zu schreiben, deren Druck anfangen soll". Und schon Ende Juli desselben Jahres übersendet er Lachmann die ersten Aushängebogen, im October 1835 den Schluß (Scherer a. a. O. XV, 116).

Die „Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Göttingen 1835" erschien fast ebenso als eine Nothwendigkeit in dem ganzen Fache wie die deutsche Grammatik. Ueber die deutsche Mythologie herrschten seither die seltsamsten und widersprechendsten Meinungen. Während z. B. Heinrich Voß an dem Dasein deutscher Götter nicht zweifelte, war nüchternen Kritikern, wie Schlözer, Adelung und ihren Nachfolgern, das Ineinandergreifen der Zeugnisse für die deutsche Mythologie nichts als ein Gewebe von Irrthum, Unbedacht, Fälschung und Einfalt. Erhabene, liebliche Dichtung schalten sie Spinnstubenabenteuer, die Grundlage der Edda war ihnen entweder aus dem Christenthume hergenommen oder den Angelsachsen abgeborgt; galt es aber einem aus angel-

sächsischer Ueberlieferung gezogenen Beweise, so hatten diese umgekehrt Nordmänner nach England eingeschwärzt. Deutsche Götter, um sie nur schnell zu beseitigen, wurden für gallische und slawische erklärt, wie man Landstreicher auf Schub sich vom Halse schafft, mochte der Nachbar zusehen, ob er mit dem Gesindel fertig werde (J. Grimm, Zuschrift der Mythologie an Dahlmann XXIX und Selbstanzeige der Mythol. a. a. O. 199). Zwar hatte Franz Jos. Mone in seiner Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa (1822 und 1823), positiver Forschung sich hingebend, die Nachrichten der Literatur sowol über die skandinavische als altdeutsche Religion fleißig gesammelt, gesichtet und aufgeklärt, und dabei historisch zu Werke gehend den heidnischen Glauben nach den geschichtlichen Momenten der Völkerwanderung und nach der Bekehrung, sowie je nach den einzelnen Volksstämmen zu betrachten gesucht; allein da er mit Creuzer religiöse Grundgedanken als das Wesen der Sage und diese als eine verkörperte Ueberlieferung heidnischer Bildung und Religion ansah, so suchte er überall nach Systemen und Mysterien, wohin ihm der Leser nicht zu folgen vermochte.

Jacob Grimm's Deutsche Mythologie gehört in die erste Reihe seiner großen Fundamentalwerke. Wenn er die deutsche Grammatik zum Rang einer Wissenschaft erhob, so hat er hier eine vollkommen neue Wissenschaft erst geschaffen, und man weiß in diesem Werke nicht, ob man mehr die Gelehrsamkeit, den Fleiß und den Scharfsinn anstaunen soll, womit er die Quellen, welche die trümmerhaftesten der ganzen deutschen Alterthumswissenschaft sind, aufzuspüren, zu sammeln, zu ordnen und zu erschließen weiß, oder die mächtige Combinationsgabe und das tiefpoetische Auffassungs- und Gestaltungsvermögen, welche Gaben sich hier in ihrem vollsten Glanze entfalten.

Das Werk ist Dahlmann dem Freunde gewidmet. In der XXX Seiten umfassenden Zuschrift an denselben kündigt er selbst seine Absicht, die ihn bei dessen Abfassung leitete, S. IV also an: „Aus der Vergleichung der alten und unverschmähten jüngeren Quellen habe ich in anderen Büchern darzuthun gestrebt, daß unsere Voraltern, bis in das Heidenthum hinauf, keine wilde, rauhe, regellose, sondern eine freie, geschmeidige, wohlgefüge Sprache redeten, die sich schon in frühster Zeit zur Poesie hergegeben hatte; daß sie nicht in verworrener, ungebändigter Horde lebten, vielmehr eines althergebrachten sinnvollen Rechts in freiem Bunde, kräftig blühender Sitte pflagen. Mit denselben und keinen andern Mitteln wollte ich jetzt auch zeigen, daß ihre Herzen des Glaubens an Gott und Götter voll waren, daß heitere und großartige, wenn gleich unvollkommene Vorstellungen von höheren Wesen, Siegesfreude und Todesverachtung ihr Leben beseligten und aufrichteten, daß ihrer Natur und Anlage fern stand jenes dumpfbrütende Niederfallen vor Götzen oder Klötzen, das man, in ungereimtem Ausdruck, Fetischismus genannt hat." Bei der gegenwärtigen Untersuchung nimmt er aber einen von der Grammatik und den Rechtsalterthümern abweichenden Gang. „Niemand zweifelt", fährt er S. V fort, „daß die nordische Sprache mit in den Kreis der übrigen deutschen Dialecte gezogen werden müsse, noch ist befremdet über die große Einstimmung aller untereinander. Ebenso geringen Anstoß haben die Rechtsforscher an den auffallenden, bis in Formeln und Worte reichenden Einklang altnordischer und altdeutscher Gebräuche genommen. Für den heidnischen Glauben hat man eine andere Meinung gefaßt, weil seine Quelle in Scandinavien reichlich, in Deutschland sparsam fließt: diese sehr begreifliche Verschiedenheit ist zu der doppelten Folgerung misbraucht worden, um den Ursprung der nordischen Mythologie stehe es verdächtig, und das übrige Deutschland sei götterlos gewesen." ... „Niemals hat eine falsche Critik ärger gefrevelt, indem sie wichtigen, unabwendbaren Zeugnissen trotzte und die naturgemäße Entwickelung nahverwandter Volksstämme leugnete. Um sie aber auszurotten, habe ich wol eingesehen, daß ich nicht von einer Darstellung der nordischen Fülle, vielmehr der deutschen Armuth ausgehend, Aehren lesen mußte, keine Garben schneiden durfte. Erst aus solchen Aehren und ihren Körnern habe ich Nahrung zu gewinnen und Schlüsse zu ziehen gewagt; es ist dadurch aller Besonderheit, wie ich hoffe, das Recht gewahrt worden. Denn Eigenthümliches und Abweichendes tritt hier nicht anders wie in der Sprache ein, und seiner habhaft zu werden hat den höchsten Reiz. Größer aber als die Abweichung ist die Uebereinkunft, und das früher bekehrte, früher gelehrte Deutschland kann die unschätzbaren Aufschlüsse über den Zusammenhang seiner Mythentrümmer dadurch dem reicheren Norden vergelten, daß es ihm ältere historische Zeugen für die jüngere Niederschreibung an die Hand liefert." ... „Zweierlei festzuhalten, daran ist es hier gelegen: daß die nordische Mythologie echt sei, folglich auch die deutsche, und daß die deutsche alt sei, folglich auch die nordische." Jacob Grimm läßt sich also, wie er schon Lachmann angekündigt hatte, auf die Darstellung der nordischen Mythologie nicht ein, sondern gebraucht sie nur, um die deutschen Götterverhältnisse zu läutern und zu vervollständigen, oder nimmt sie, wie er sich in der zweiten Ausgabe ausdrückt, nur zum Einschlag, nicht zum Zettel. Um aber die Besonderheit der deutschen Mythologie rein aus ihr selbst entfalten zu können, benutzt er nicht nur die lateinischen Zeugnisse, die von der Römerzeit anheben und durch das ganze Mittelalter sich erstrecken, sowie die altdeutschen Gedichte, sondern auch die Volksüberlieferungen, als Sagen und Märchen, Legenden und Aberglauben, Sitten, Volksgebräuche und Kinderspiele, indem er nachweist, daß diese vielfach in dem alten Heidenthume wurzeln und mit dem alten Volksglauben zusammenhängen, und deckt somit für die deutsche Mythologie neue Quellen auf, jedenfalls schöpfte er zuerst aus ihnen diesen Gewinn. Ueber die Volkssagen spricht er sich S. VI insbesondere aus: „Auf Volkssagen ist von mir überall kein kleines Gewicht gelegt und lohnende Ausbeute aus ihnen gewonnen worden. Ihren Werth bezeichnet das Verhältniß heutiger Volksmundarten ganz genau, in welchen sich uralter

Wortstoff, den die gebildete Sprache längst ausgeschieden hat, in Menge findet. Es ist wahr, die feineren Formen der Wörter sind zu Grunde gerichtet, die genaueren Fugen des Mythus gesprungen, allein die Wahrheit der Grundbedeutung kann sich unverdorben bewahrt haben. Besonders wichtig aber, ja entscheidend ist hier die Analogie des Abstandes deutscher, dänischer und schwedischer Volkssagen von den älteren Mythen: wandelt eine neunordische Ueberlieferung die Götter in Riesen, so darf sie eine deutsche zu Teufeln herunter drücken, und Saxo mag wiederum eine Mittelstufe zwischen späterer Tradition bezeichnen und der Edda." Den reichsten Gewinn aber weiß er vor Allem unter der sichern und besonnenen Führung der Grammatik aus den Namen und sprachlichen Ausdrücken zu schöpfen; nicht nur da, wo alle Ueberlieferungen schweigen, müssen sie ihm Auskunft geben, sondern er geht überall davon aus, und nicht selten bietet ihm ihre erschlossene Bedeutung gleichsam den Zauberschlüssel, mit dem er die verschlossenen Pforten der deutschen Götterwelt öffnet. Während seine früheren mythologischen Arbeiten durch ihre Etymologien à la Kanne abschrecken und diese ihnen allen Grund und Boden entziehen, so erfreut jetzt die sichere grammatische Basis, auf der dieses Werk aufgebaut ist und fortschreitet. Macht er sich aber auch zur Aufgabe, von der nordischen Götterlehre nur einen eingeschränkten Gebrauch zu machen, so weist er doch zugleich die Punkte auf, welche ihre und der deutschen Identität schlagend beweisen, und die ursprüngliche, unerborgte Verwandtschaft beider wird zu einer unerschütterlichen Wahrheit. „Jede derselben", sagt er jedoch S. VIII, „steht um so sicherer und unantastbarer, je mehr Unterschiede und Eigenthümlichkeiten den Wahn an Entlehnung und Uebertragung fern halten. Auf solcher Verschiedenheit eben beruht alle Spaltung der Völker in Stämme, der Sprachen in Dialecte, der Mythen in Epen, jenes Erblühen eines frischen Lebens uns bindender Allgemeinheit, und ich weiß nicht was hier mehr freuen kann, das Trennende zu gewahren oder das Einigende." Auch auf den landschaftlichen Unterschied einzelner Gottheiten auf deutschem Boden nimmt er Rücksicht und thut überall einen Blick in die Verwandtschaft der deutschen Mythologie mit der römisch-griechischen und anderer verwandter Völker, er geht aber nicht darauf aus, in dem Unzusammenhange unserer fast ganz aus der Fuge gerathenen Mythe ein System zu entdecken, das der deutschen Götterlehre unter den übrigen des Alterthums eigen wäre.

Die „Einleitung" (c. I. S. 1—9) deutet in allgemein gefaßten Angaben an, wie Schritt vor Schritt die Heidenschaft der Christenheit in Europa weicht, wie schwer dem nicht volksmäßigen Christenthume der Sieg über das germanische Heidenthum, das mit dem gesammten Volksleben innigst verwachsen war und zu dem das Christenthum im schroffsten Gegensatz stand, werden mußte; sie zeigt, welche Mittel die Bekehrer anwandten, um den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zu erleichtern, und wie die Frömmigkeit christlicher Priester eine Menge heidnischer Denkmale, Gedichte und Meinungen zerstört und unterdrückt habe, wie dieser Sieg jedoch nothwendig gewesen sei, da der Keim des Verderbens und der Verwirrung im Heidenthume selbst lag; ferner wie das stufenweise und langsame Vordringen des Christenthums unsere Kunde von dem Heidenthume, namentlich dem nordischen, vortheilhaft gewesen sei. Und nachdem er S. 7 kundgethan: „Ich habe in gegenwärtiger Schrift unternommen Alles, was von dem deutschen Heidenthume jetzt noch zu wissen ist, und zwar mit Ausschließung des vollständigen Systems der nordischen Mythologie selbst, zu sammeln und darzustellen. Durch diese Einschränkung hoffe ich Licht und Raum zu gewinnen für die Critik des altdeutschen Glaubens, insofern er dem nordischen entgegen oder zur Seite steht", und dann dargethan hat, worauf das Alter, die Ursprünglichkeit und der Zusammenhang der deutschen und nordischen Mythologie beruhen, und wie unumgänglich es scheine, die Mythologie benachbarter Völker, vorzüglich der Slawen, Litthauer und Finnen nicht zu übersehen, schließt er also: „Vor der Verirrung, die so häufig dem Studium der nordischen und griechischen Mythologie Eintrag gethan, ich meine die Sucht, über halbaufgedeckte historische Daten philosophische oder astronomische Deutungen zu ergießen, schützt mich schon die Unvollständigkeit und der lose Zusammenhang des Rettbaren. Ich gehe darauf aus, getreu und einfach zu sammeln, was die frühe Verwilderung der Völker selbst, dann der Hohn und die Scheu der Christen von dem Heidenthume übrig gelassen haben, und wünsche nichts, als daß meine Arbeit für einen Anfang weiterer Forschungen in diesem Sinne gelten könne." Er untersucht dann Cap. II „Gott" (S. 10—18) sprachlich die allgemeinen Benennungen der Gottheit, dann sprachlich und sachlich Cap. III „Gottesdienst" (S. 19—38), sowie Cap. IV „Tempel" (S. 39—57) und Cap. V „Priester" (S. 58—66), und da hiermit die Untersuchung für die Frage: ob schon für die älteste Zeit in Deutschland wirkliche Götter zu behaupten seien? vorbereitet ist, führt er in Cap. VI „Götter" (S. 67—93) den Beweis dafür. Dann handelt er die einzelnen Gottheiten ab, und zwar Cap. VII „Wuotan" (S. 94—111), Cap. VIII „Donar" (S. 112—130), Cap. IX „Andere Götter" (S. 131—151), als Ziu, Fro, Nerdu u. s. w., Cap. X „Göttinnen" (S. 152—199), als Nerdu, Gaue, Firgunia u. s. w.; darauf folgen Cap. XI „Helden" (S. 200—223), Cap. XII „Weise Frauen" (S. 224—245), Cap. XIII „Wichte und Elbe" (S. 246—295), Cap. XIV „Riesen" (S. 296—324). Mit Cap. XV „Elemente" (S. 325—370) wendet er sich zu den einfachen Erscheinungen der Natur und schildert die ihnen zugewendete eigenthümliche Verehrung, welche aus ihrer stillen Größe und der unmittelbaren Gewalt entspringt, die sie auf das menschliche Gemüth ausüben. Cap. XVI „Bäume und Thiere" (S. 371—397) schildert, da dem Heidenthume die ganze Natur lebendig und persönlich galt, den Cultus, der einzelnen ihres höheren Werthes wegen zukam. Cap. XVII „Himmel und Gestirne" (S. 398—423) als Wohnung der seligen Götter und Menschen. Cap.

XVIII „Tag und Nacht" (S. 423—434) als heilige, göttliche Wesen. Cap. XIX „Sommer und Winter" (S. 435—456), ebenfalls als persönlich gedachte Wesen, deren Wechsel feierlich erfolgte. Cap. XX „Welt" (S. 457—476). Cap. XXI „Seelen" (S. 477—485). Cap. XXII „Tod" (S. 486—499). Cap. XXIII „Heil und Schicksal" (S. 500—510). Cap. XXIV „Gespenster" (S. 511—534). Cap. XXV „Entrückung" (S. 535—548). Cap. XXVI „Teufel" (S. 549—578). Cap. XXVII „Zauberei" (S. 579—638). Cap. XXVIII „Aberglaube" (S. 639—667). Cap. XXIX „Krankheiten" (S. 668—688). Dann: „Nachträge" (S. 689—710). Anhang: „Angelsächsische Stammtafeln" (I—XXIX). „Aberglaube" (XXIX—CXXVI). „Beschwörungen" (CXXVI—CLI). „Aberglaube (Fortsetzung)" (CLI—CLX). „Kräuterglaube" (CLX—CLXII). Register.

Im J. 1844 erschien dieses Werk in zweiter Ausgabe. Der Stoff war so reichlich angewachsen, daß Jacob Grimm damit zwei Bände füllen konnte, obgleich er den umfangreichen Anhang wegließ. Statt der Zuschrift an Dahlmann bietet er eine höchst anziehende neue, ausführlichere und tiefer eingehende Vorrede, und die Capitel sind um neun vermehrt: Zio, Fro, Paltar, Götterverhältnisse, Schöpfung, Personificationen, Dichtkunst, Kräuter und Steine, Sprüche und Segen. Von den vielfachen, durch das ganze Werk sich hinziehenden Erweiterungen, welcher dasselbe theilhaft geworden ist, ist hauptsächlich wol die Vergleichung mit den religiösen Vorstellungen und Mythen der verwandten Völker hervorzuheben, da sich um diesen Angel eigentlich das mythologische Studium überhaupt dreht.

Die Wirkung, welche dieses Werk hervorbrachte, war eine ganz außerordentliche und erstreckte sich weit über die deutschen Grenzen hinaus. In England bezeichnete man dasselbe geradezu als das wunderbarste Buch, das je vom Continent dahin gekommen sei. Und in der That, die Mythologie stand fast in noch eminenterem Grade als etwas absolut Neues da als die Grammatik, denn sie bot auf einmal einen Gegenstand dar, an dessen Existenz man bisher kaum geglaubt hatte. Jacob Grimm hatte die Knochen und Gelenke der alten Götter gleichsam aus der Erde gegraben, sie zusammengesetzt und ihnen Leben und Odem eingehaucht, sodaß sie nun durch ihre Auferstehung die zweifelnde Welt von ihrer Existenz überzeugten, und zudem sah man, daß dieselbe erfreuende Einstimmung, welche in Sprache und Recht zwischen dem deutschen und nordischen Stamme walte, auch in den mythologischen Anschauungen herrsche, man sah tief in die innerste Seele des deutschen Volkes, welche einst diese wunderbaren, geheimnißvollen Gestalten geschaffen hatte, und wie der Glaube an die alten Götter, an dem sich, so lange sie in ihrer Macht und Herrlichkeit gethront, das gesammte politische und sociale Leben des deutschen Volkes geknüpft hatte, nach ihrem mehr als tausendjährigen Sturze sogar noch überall unser jetziges Leben in mannichfaltigster Weise durchdringe. Auf keinem Gebiete der deutschen Alterthumswissenschaft erhob sich daher eine eifrigere Thätigkeit, durch die von Jacob Grimm erschlossenen Quellen neue Bausteine zu dem begonnenen Werke zu schaffen als auf diesem. In allen deutschen Gauen wurden die Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche gesammelt und auf den gewonnenen Stoff neue Untersuchungen gegründet, und gar mancher herrlicher Entdeckungen und Forschungen hatte sich diese neue Wissenschaft zu erfreuen. Aber je leichter es war, hier Entdeckungen zu machen, desto mehr Unberufene, denen es theils an den nöthigen Sprach- und Sachkenntnissen, theils an Methode, theils an Kritik und Besonnenheit fehlte, mischten sich ein, und es ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Mythologie alsbald hierdurch in einen gewissen Miscredit kam. Zudem zeigte der Fortschritt der Wissenschaft, daß viele der von Jacob Grimm benutzten Quellen nicht so ohne Weiteres zu verwerthen seien, wie er und Andere nach ihm gethan hatten, und daß man vielfach mit fremdem und ungutem Material gebaut habe. Die Märchen z. B. seien nur dann für die Mythologie brauchbar, wenn erst an ihnen die Analyse vollzogen sei, welche das Importirte von dem echt Deutschen schied. Auch in die Sagen habe sich ohne Zweifel viel Auswärtiges eingeschlichen. Vieles sei sicher der christlichen Mythologie zuzuweisen, was Jacob Grimm als echt deutsch und heidnisch in Anspruch genommen habe. Es sei ferner zweifelhaft, ob in den Personificationen der mittelhochdeutschen Dichter mit J. Grimm Nachklänge des Heidenthums zu sehen seien. Und endlich ergab ein genaueres Studium der Vedas für die Mythenbildung überhaupt, sowie für die Vergleichung der deutschen mit der indischen Mythologie und der der verwandten Völker ganz neue und sichere Resultate. Allein wenn deshalb nun Scherer a. a. O. XVI, 122 sagt: „Daß die deutsche Mythologie auf eine falsche Bahn gerathen sei, darf heute ohne Scheu behauptet werden. Und zu bedauern bleibt nur, daß man hinzufügen muß: Jacob Grimm hat die Bahn gewiesen", so ist das ungerecht. Denn wie konnte Jacob Grimm auf Entdeckungen und Forschungen Rücksicht nehmen, die zu der Zeit, als er die Mythologie schrieb, noch gar nicht gemacht waren, und die er selbst vorher gar nicht machen konnte [18]). Wäre es ihm vergönnt gewesen, 1854, als

18) Derselbe Gelehrte will außerdem in das unbedingte Lob nicht einstimmen, welches man diesem Werke zu ertheilen pflegt, und manche seiner Ausstellungen mögen allerdings begründet sein. Allein wenn er die ganze Anlage des Buches gewissermaßen verspottet, so hätte doch wol statt dessen die Pietät, die wir Jacob Grimm schuldig sind, erfordert, zu zeigen, inwiefern deren Anlage eine verfehlte ist, und wie sie hätte sein sollen; das hat aber Hr. Scherer gänzlich unterlassen. Und wenn derselbe ferner Jacob Grimm vorwirft, daß dessen Mythologie weniger Thatsachen aufweise, als sie hätte aufweisen können, da er weder die Resultate der Lachmann'schen Nibelungenforschung, der 1829 in dieser Dichtung das historische und göttliche Element ausgeschieden, aufgenommen, noch die übrigen nationalepischen Stoffe einer ähnlichen Analyse unterzogen habe, höchstens daß er den einen oder andern Punkt obenhin berührt, obgleich er den von Lachmann eingeschlagenen Weg diesem gegenüber 1829 als den einzig richtigen erklärt, so hätte

eine neue Ausgabe dieses Werkes nothwendig wurde, zum dritten Mal Hand an dasselbe zu legen, so würde gewiß dasselbe in ganz anderer Gestalt uns jetzt vorliegen; allein die auf ihm liegende Last des Wörterbuchs vergönnte ihm dies nicht, und so ist die dritte Ausgabe nur ein wörtlicher Abdruck der zweiten. Mag aber auch Vieles, was Jacob Grimm in diesem Werke aufgestellt hat, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft entweder gänzlich fallen oder anders zu fassen sein, so müssen wir es doch gerechterweise an der Stelle betrachten, die es in der Entwickelung der Wissenschaft einnimmt, „und da steht es", wie Raumer a. a. O. 520 mit Recht sagt, „vor uns riesengroß Allem gegenüber, was bis dahin über deutsche Mythologie geschrieben worden war: eine wahrhaft neue Schöpfung. In einer Beziehung aber wird es für immer eins der großartigsten Erzeugnisse der deutschen Wissenschaft bleiben, nämlich durch die tiefpoetische Geistesverwandtschaft des Verfassers mit seinem Gegenstande". Und man darf wol kühn behaupten, ohne Jacob Grimm hätten wir bis jetzt noch gar keine deutsche Mythologie. Hat sich doch bis jetzt noch Niemand gefunden, der, auf Grimm's Schultern stehend und mit den Resultaten der neueren Forschungen ausgerüstet, es vermocht hätte, etwas dem Grimm'schen Werke Aehnliches diesem zur Seite zu stellen. Oder sollen Bücher, die zum Hand- und Hausbedarf Allerlei zusammentragen, dafür gelten?

In demselben Jahre, wo die Mythologie erschien, veröffentlichte Jacob Grimm zum Behuf seiner Vorlesungen: „Taciti Germania edidit et quae ad res Germanorum pertinere videntur e reliquo Tacitino opere excerpsit". Göttingen 1835, und wandte sich dann wieder der Grammatik zu, und es erschien nun 1837: „Deutsche Grammatik von Jacob Grimm. Vierter Theil", dessen Vorrede er den siebenten Tag vor dem Jubiläum der Georgia Augusta unterzeichnet hatte. Dieser Theil beginnt das vierte Buch: die Syntax. Er schreitet dabei nach folgendem Plan zu Werke. Die beiden ersten Abschnitte sollen den einfachen Satz im Verbum und im Nomen untersuchen, der dritte soll den mehrfachen Satz, der vierte die verbindende Conjunction und die Negation erörtern, der fünfte sich endlich über die Wortfolge verbreiten. Er beabsichtigte Anfangs wie bei der Wortbildungslehre die ganze Syntax in einen Theil zusammenzufassen, aber der Stoff wuchs so mächtig an, daß schon die Lehre vom einfachen Satz einen starken Band ausfüllte, der nur die beiden ersten Abschnitte enthält. Der erste also das „Verbum in einfachem Satz", und zwar in fünf Capiteln (S. 3—253), nämlich Cap. I „Genus" (S. 3—71); Cap. II „Modus" (S. 72—138); Cap. III „Tempus" (S. 139—189); Cap. IV „Numerus" (S. 190—200); Cap. V „Personen" (S. 201—253). Der zweite das „Nomen in einfachem Satz" in acht Capiteln (S. 254—941), nämlich Cap. I „Begriff des Nomen" (S. 254—265); Cap. II „Genus und Numerus" (S. 266—292); Cap. III „Persönliches Pronomen" (S. 293—365); Cap. IV „Uebrige Pronomina", als A. Artikel; B. Demonstrativa; C. Interrogativum; D. Unbestimmte (S. 366—459). Cap. V „Flexion". I. Weggeworfene starke Flexion; II. Starke und schwache Flexion (S. 460—587). Cap. VI „Casus". A. Verbalrection; B. Nominalrection; C. Partikelrection (S. 588—886). Cap. VII „Absoluter Casus" (S. 887—919). Cap. VIII „Adverb und Adjectiv" (S. 920—937). Dann „Anmerkung zu beiden Abschnitten über gemischte Constructionen" (S. 938—941) und „Nachträge" (S. 942—964). Auch hier geht Jacob Grimm rein historisch zu Werke und zeigt die geschichtliche Entwickelung der syntaktischen Verhältnisse vom Gothischen an durch das Alt- und Mittelhochdeutsche bis zum Neuhochdeutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten der Dialekte. Aus dieser Behandlung, welche die Sprache nicht wie die philosophische als etwas Gegebenes, Abgeschlossenes betrachtet, sondern den immer fortschreitenden Entwickelungsgang des Sprachgeistes Schritt vor Schritt verfolgt, erwuchs der reichste Gewinn, indem sich darin das ganze geistige Leben unseres Volkes auf all seinen Stufen aufs Treueste spiegelt. Um so schmerzlicher aber ist es, daß es Jacob Grimm nicht unternommen hat, die Lehre vom mehrfachen Satz, welche uns noch reicheren Gewinn gebracht haben würde, auszuführen, zumal er selbst erklärte, daß die Ausführung derselben keine größeren Schwierigkeiten darbiete, als die des einfachen Satzes. Als zu Ende der dreißiger Jahre sein Verleger ihm die Wahl freistellte, ob er das Werk zu seiner Vollendung bringen oder eine neue Ausgabe des bereits Erschienenen unternehmen wollte, entschied er

doch Hr. Scherer um so mehr diesen Vorwurf unterlassen sollen, als Jacob Grimm offenbar, wie er später, je länger er darüber nachsann, von dem Standpunkte Lachmann's gegenüber der Kritik unserer Nibelungen abgekommen war, so auch, obschon er es nirgends ausspricht, von dem Resultate, das jener bei der Analyse dieses Liedes gefunden, und daß er nunmehr Wilhelm Grimm zustimmte, welcher in der ebenfalls 1829 erschienenen „Deutschen Heldensage" (S. 336) erklärte: „Wenn Siegfried zugleich Dietrich ist, als Baldur die nordische, als Sonnengott auch die griechische Mythologie in Anspruch nimmt, so schwankt überall der Boden, und der stolzen Aussicht von der Höhe bleibt zunächst nichts übrig, als eine graue, unübersehbare Ferne." Sodann muß man es gänzlich verfehlt finden, wenn Hr. Scherer S. 117, von dem verschiedenen Eindruck des Buches redend, sagt: „Der Dichter, bei dem sie (die alten Götter, die noch einmal durch dasselbe von ihrem früheren Reiche hätten Besitz ergreifen wollen) zuerst sich einfanden und der ihnen Gastfreundschaft heuchelte, hatte mit ihnen seinen Scherz. Mondbeglänzte Zaubernacht allein ist die Decoration, in der sie auftreten; tückisch läßt Heine plötzlich das helle Tageslicht auf sie fallen, und sie erblassen und versinken"; denn Heinrich Heine hat Grimm's Mythologie gegenüber in keinerlei Weise irgend Autorität. Hr. Scherer fährt aber fort: „Die phantastischen Erscheinungen trieben nicht lange ihr Wesen. Die Einbildungskraft der Gelehrten ist jetzt weniger beherrscht von ihnen, sie sind in ihre Grabhügel zurückgekehrt, und Jacob Grimm's Mythologie liefert die Denksteine darauf." Daß der Eifer für das Studium der Mythologie sich abgekühlt hat, ist nicht zu leugnen, allein der Grund hiervon liegt nicht in Grimm's Mythologie, sondern in den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Kritik bei den Volksüberlieferungen zu überwältigen hat. Erst wenn diese vollendet ist und sichere Resultate geliefert hat, dann wird man berechtigt sein, hinsichtlich Grimm's Mythologie ein Urtheil über Leben oder Tod auszusprechen.

sich für das letztere. Er vermochte es aber nicht weiter als bis zu der schon oben erwähnten neuen Behandlung des Vocalismus zu bringen. Dennoch gab er nur ungern 1852 seine Einwilligung zu einem neuen unveränderten Abdruck, da die ganze Auflage völlig vergriffen war. So blieb dieses große, über 4000 Seiten füllende Nationalwerk nicht nur unvollendet, sondern ward auch keiner der vielfachen Erweiterungen und Verbesserungen theilhaft, die ihm seines Meisters tiefeingedrungene Forschung würde angedeihen haben lassen, und Keiner kann es wagen, die Hand daran zu legen.

Bald nach dem Erscheinen dieses Theils der Grammatik trat nun die oben geschilderte Katastrophe ein, welche Jacob Grimm aus der Stille seines gelehrten Wirkens auf die Bühne des öffentlichen Lebens riß und ihn von Göttingen vertrieb, wo wir ihn auf der Höhe seines Wirkens und Schaffens erblicken. Er war in jeder Hinsicht eine der größten Zierden der Universität, und die Welt hatte er in Staunen gesetzt durch ein Werk nach dem andern; denn hier war der 2. Theil der Grammatik vollendet, ihm war Reinhart Fuchs gefolgt, der 3. Theil der Grammatik, die Mythologie, die Ausgabe der Germania, der 4. Theil der Grammatik, und die lateinischen Gedichte des X. und XI. Jahrh. waren begonnen — und das Alles innerhalb des kurzen Zeitraums von acht Jahren, zu welchen kolossalen Arbeiten dann außer den bereits angeführten noch eine Reihe von Recensionen, unter denen die in den Wiener Jahrbüchern die bedeutendsten sind, sowie einige kleinere Beiträge, die wir hier nachholen, kommen.

1831. Gött. gel. Anz. St. 8. S. 66—79: Rec. von Schmeller, Heliand. Lief. 1 (Kl. Schriften 5, 104—111). St. 16. S. 153—157: von *Hoffmann*, Horae belgicae. Pars I (Kl. Schriften 5, 111—114). St. 81. S. 801—807: von Breimund (Karlmeineit), Fragm. eines alten Gedichts, herausgegeben von Benecke (Kl. Schriften 5, 114—118). St. 96. S. 956—958: von Den ældste Danske Bibel-Oversættelse, herausgegeben von Molbech. St. 136. S. 1357—1360: vom Jahresbericht des histor. Vereins des Rezatkreises für 1830 (Kl. Schriften 5, 118—119). St. 177. S. 1761—1764: Selbstanzeige der deutschen Grammatik. Thl. 3 (Kl. Schriften 5, 120—121). Vorwort zu Anton Dietrich, Russische Volksmärchen S. III—X.

1832. Gött. gel. Anz. St. 27. S. 257—262: Rec. von *Prichard*, The eastern origin of the celtic nations (Kl. Schriften 5, 122—125). St. 40. S. 391—399: von Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins. 1. Abth. 1. Bd. 1. Heft (Kl. Schriften 5, 125—129). St. 60. S. 593—597: von Schmid, Schwäbisches Wörterbuch (Kl. Schriften 5, 130—132). St. 72. S. 705—714: von *Böhmer*, Regesta 911—1313 (Kl. Schriften 5, 132—137). S. 714—717: Anzeige von Dietrich, Russische Volksmärchen. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm (Kl. Schriften 5, 138—139). St. 120. S. 1194—1197: Rec. von Lex Frisionum, ed. *Gaupp* (Kl. Schriften 5, 139—142). St. 139. S. 1379—1383: von Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes (Kl. Schriften 5, 142—144). St. 194. S. 1929—1939: von Schrader, Die älteren Dynastenstämme zwischen Leine, Weser und Diemel. Bd. 1 (Kl. Schriften 5, 144—149).

1833. Gött. gel. Anz. St. 12. S. 105—114: Rec. von D'un moyen de remédier à l'insuffisance de l'enseignement en France, par un collaborateur de la revue européenne (Kl. Schriften 5, 149—154). St. 34. 35. S. 329—338: Anz. von v. Savigny, Wesen und Werth der deutschen Universitäten (Kl. Schriften 5, 154—159). St. 48. S. 468—473: Rec. von F. Wiggert, Scherflein zur Förderung der Kenntniß älterer deutscher Mundarten (Kl. Schriften 5, 160—162). St. 160. S. 1586—1595: von King Alfreds anglosaxon version of Boethius by *Cardale* (Kl. Schriften 5, 163—168).

1834. Gött. gel. Anz. St. 38. 39. S. 369—376: Rec. von Wuk Steph. Karadschitsch, Serbische Volkslieder. Bd. 4 (Kl. Schriften 5, 168—176). St. 89. S. 881—887: Selbstanzeige des Reinhart Fuchs (Kl. Schriften 5, 172—176).

1835. Gött. gel. Anz. St. 65—67. S. 646—664: Rec. von Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 1. Thl. (Kl. Schriften 5, 176—187). St. 92. S. 907—915: von W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch (Kl. Schriften 5, 185—192). St. 111. S. 1097—1104: von Auslegung des Evangelii Johannis in goth. Sprache, herausgegeben von Maßmann (Kl. Schriften 5, 192—197). St. 160. S. 1585—1587: von Bruoder Rauschen, herausgegeben von F. Wolf und St. Endlicher (Kl. Schriften 5, 197—198). St. 168. S. 1665—1672: Selbstanzeige der Deutschen Mythologie (Kl. Schriften 5, 198—202). Ferner: Wiener Jahrb. Bd. 70. S. 30—51: Rec. von Ulphilae goth. vers. ep. d. Pauli ad Romanos, ad Corinth. primae et ad Ephesios etc. etc. ed. *Castillionaeus* (Kl. Schriften 5, 203—223).

1836. Gött. gel. Anz. St. 33. S. 323—339: Rec. von *Kopitar*, Glagolita Clozianus (Kl. Schriften 5, 230—240). St. 66. 67. S. 649—657: von Kemble, Ueber die Stammtafel der Westsachsen (Kl. Schriften 5, 240—245). St. 68. S. 677—678: Bemerkung zu einer Recension (Benecke's?) von Hugo von Trimberg's Renner, herausgegeben vom Bamberger Verein (Kl. Schriften 5, 466—467). St. 92. S. 915—920: Rec. von Gothicae versionis epist. d. Pauli ad Galatas, Philipp., Coloss. Thessal. I. ed. *Castillionaeus* (Kl. Schriften 5, 245—248). St. 180. S. 1786—1793: von Ulphilas, herausgegeben von Gabelentz und Loebe (Kl. Schriften 5, 248—252). Ferner: Wiener Jahrb. Bd. 14. S. 179—187: Rec. von Gothicae vers. ep. d. Pauli ad Galatas etc. etc. ed. *Castillionaeus* (Kl. Schriften 5, 223—230). Ferner in den Altdeutschen Blättern von M. Haupt und H. Hoffmann Bd. 1. S. 287—297, 307—374: „Mythologica", S. 417—419: „Berichtigung einer Stelle im Reinhart". Sodann in Förstemann's Neue Mittheilungen des

thüringisch-sächsischen Vereins. Bd. 2. S. 504—506: „Feuerlöschung" (Kl. Schriften 5, 253—254).

1837. Gött. gel. Anz. St. 17. 18. S. 165—176: Rec. von Hermann Müller, Die Marken des Vaterlandes (Kl. Schriften 5, 254—260). St. 54. 55. S. 529—532: von Wiggert, Zweites Scherflein zur Förderung der Kenntniß älterer deutschen Mundarten (Kl. Schriften 5, 260—262). St. 88. S. 865—869: von Chronique en vers de Jean van Heelu publiée par *Willems* (Kl. Schriften 5, 262—264). S. 869—874: von Reinaert de Vos, van *Willems* (Kl. Schriften 5, 264—268). St. 189. S. 1881—1888: von Liuth vairth jah vulthu vitubnjis merjando (Lied zum Preise des Werths und der Würde der Wissenschaft) von Maßmann (Kl. Schriften 5, 268—273).

Mit Ende des Jahres 1837 finden wir Jacob Grimm, wie schon oben berichtet, zu Cassel im Hause seines Bruders Ludwig, wo er in stiller Zurückgezogenheit, seiner eigenen Bücher und Collectaneen zwar Anfangs entblößt, seine Arbeiten sofort wieder aufnahm. Mit dem vierten Bande der Grammatik ist nun die Periode seiner großen Fundamentalwerke geschlossen und es beginnt die der ausbauenden, theilweise sogar popularisirenden, sowol in größeren Werken, als in einer sehr beträchtlichen Reihe von Abhandlungen. Ausbauend sind diese in sofern, als sie vorzugsweise das, was er früher geschaffen, theils durch neue Bearbeitung, theils, wo ihm eine solche nicht mehr vergönnt war, in einzelnen Partien weiterführen; dazu bieten sie aber auch einzelne Abschnitte aus solchen Werken dar, deren Ausarbeitung er beabsichtigte, wozu er jedoch eben wol nicht mehr gelangte. Theils sind dieselben auch allgemeinen Inhalts oder Gelegenheitsschriften. Zu ihnen kommt dann noch, alle überragend, das Wörterbuch. Popularisirend ist vorzugsweise dieses, indem es sich geradezu an das Publicum wendet; aber nicht weniger sind es die Abhandlungen allgemeinen Inhalts, sowie die, wo er die Ergebnisse seiner Forschungen zusammenfaßt. Seine Arbeitskraft und sein Wissen treten uns nun immer riesenhafter entgegen. Neben den umfangreichen und höchst mühevollen Werken, wie die Weisthümer, die neue Bearbeitung des Vocalismus und der Mythologie, die Geschichte der Sprache und das Wörterbuch, entsprossen jetzt in reichster Fülle Abhandlung auf Abhandlung und zahlreiche kleine Aufsätze. Sein Wissen umfaßt jetzt fast die gesammte indogermanische Welt; er ist in den Sprach- und Literaturschätzen der Inder und Eraner, der Griechen und Römer, der Slawen und Celten fast ebenso zu Hause, wie in denen der Deutschen, und geht sogar darüber hinaus; namentlich ist es die finnische Sprache und Literatur, die ihn anzieht. Außer dieser riesenhaften Arbeitskraft und der vielfältigsten Gelehrsamkeit, die ihres Gleichen nie gehabt haben, ist es aber auch die originelle, geistvolle und poetische Behandlungsweise, was uns mit steigender Bewunderung erfüllt. Namentlich sind es die Abhandlungen allgemeinen Inhalts und die Gelegenheitsschriften, in welchen uns seine Eigenthümlichkeit aufs Lebenvollste entgegentritt. Und mit Recht wird behauptet, hätte Jacob Grimm weiter nichts geschrieben als die Abhandlungen, die wir aus dieser Periode seines geistigen Schaffens und Wirkens haben, sie allein würden genügen, seinen Namen in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich zu machen. Charakteristisch ist jedoch für diese Periode, daß er allmälig mehr als früher das Indogermanische in seine Forschungen hineinzieht, bezw. sich damit auseinandersetzt, aber auch seiner Combinationskraft nur allzu oft die Zügel schießen läßt und sich in Etymologien ergeht, welche durch ihre Kühnheit nicht selten an die vorgrammatische Zeit erinnern. Die Recensionen, die er schon früher oft als eine Last empfunden, werden in dieser Periode immer seltener; die Arbeit am Wörterbuche und die zahlreichen Abhandlungen gestatteten ihm solche nur in wenigen Fällen.

Vom 12—16. Jan. 1838 schrieb er die schon oben angeführte Schrift: „Ueber meine Entlassung." Basel 1838, und den 4. April unterzeichnete er die Vorrede zu dem noch in Göttingen begonnenen Werke: „Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrh. Herausgegeben von Jac. Grimm und Andr. Schmeller". Göttingen 1838. Die Vorrede (S. V—LII) verbreitet sich über die Form der herausgegebenen Gedichte und schaltet auch das bei Pertz 2, 33 nur unvollständig abgedruckte, aus einem althochdeutschen Originale übersetzte carmen de sancto Gallo ein. Dann folgt Waltharius (S. 1—126), von Jacob Grimm nach sechs von Freiherrn Joseph von Laßberg collationirten Handschriften herausgegeben. Darauf Ruodlieb (S. 127—240), herausgegeben von Schmeller nach der münchener (Docen'scher) Handschrift und den Sanct-Florianer Fragmenten. Alsdann Ecbasis (S. 241—330), von Jacob Grimm 1834 in Brüssel entdeckt und herausgegeben. Ferner „Anhänge" (S. 331—383), verschiedene kleinere Gedichte enthaltend, unter denen Unibos das bedeutendste ist, nebst „Nachtrag" (S. 383—387). Diese sämmtlichen, hier, bis auf Waltharius, den bereits Fischer und Molter herausgegeben und fälschlich für ein Werk des 6. Jahrh. erklärt hatten, zum ersten Mal veröffentlichten Gedichte stammen von deutschen Verfassern und behandeln echt deutsche Stoffe; die der beiden ersten gehören der Heldensage an, die des dritten und des größten Theils der Anhänge der Thierfabel. Die drei erstern, größern fallen in das 10. Jahrh. und füllen eine Lücke selbst in unserer einheimischen Poesie wesentlich aus. Sämmtliche Gedichte sind von den Herausgebern mit Nachrichten über ihre Handschriften, Inhaltsangaben und sachlichen und sprachlichen Erläuterungen versehen.

Während des war, wie schon oben berichtet, den Brüdern Grimm von der Weidmann'schen Buchhandlung der Vorschlag gemacht, ihre unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues, großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen, und schon im Frühjahre 1838 kam Fr. Reimer nach Cassel und schloß den Vertrag zwischen den Brüdern und der Weidmann'schen Buchhandlung ab. Was dieselben aber zur Uebernahme dieser Riesenarbeit bewog, die störend zwischen so viele Arbeiten trat und so vieles Ungewohnte und mit jenen Unverträgliche mit

sich führte, war nicht blos die Stütze und Unabhängigkeit, welche ihnen dieses Werk gewähren würde, sondern hauptsächlich der Dienst, den sie durch dasselbe dem Vaterlande zu leisten gedachten. Jacob Grimm entwarf dazu sofort den Plan in der großartigsten Weise und legte ihn Lachmann in dem am 24. Aug. 1838 begonnenen, am 31. Aug. geschlossenen Briefe ausführlich dar. Alle Wörter der hochdeutschen Sprache von Luther bis auf Goethe sollen aufgenommen werden. Es sind jetzt schon, fährt er fort, Ausdrücke und Bedeutungen außer Gebrauch, die noch bei Lessing und Wieland galten, geschweige frühere. Aber ich meine, alle Wörter von Schönheit und Kraft seit Luther's Zeit dürfen zur rechten Zeit wieder hervorgeholt werden. Das soll als Erfolg und Wirkung des Wörterbuchs bedacht werden, daß die Schriftsteller daraus den Reichthum der vollkommen anwendbaren Sprache ersehen und lernen. Viele neuere Schriftsteller, z. B. Schiller (nicht Goethe, auch Lessing nicht), erscheinen mir im gewissen Betracht und abgesehen von ihren neuen Erfindungen, wortarm und unserer Sprache nicht recht mächtig. Zu deren Wortstoff könnte sogar noch hinzugefügt werden, was sich bei Uhland, Rückert und Platen finde; aus den Dialekten solle aber nur das aufgenommen werden, was ein Schriftsteller gebrauche. Am 20. Sept. 1838 erweitert er den Plan in einigen Punkten. Erläuterungen aus der ältern Sprache, Etymologien und parallele Redensarten sollen aufgenommen werden, aber ohne sich pedantisch zu binden: das Publicum erwarte dergleichen und sei empfänglich dafür (Scherer a. a. O. XVI, 129 fg.). Und sofort wurden die Vorarbeiten dazu begonnen, und eine jetzt schon quälende Correspondenz suchte die Legionen der Mitarbeiter zu gewinnen.

Wenn aber auch die alten gepflegten Arbeiten schon jetzt darunter leiden mochten, so schritt Jacob Grimm doch rüstig damit vor. Da er sich, wie gesagt, entschieden hatte, eine neue Ausgabe der bereits erschienenen Theile der Grammatik zu unternehmen, so begann er, wie er sich ausdrückte, das seit 1822 brach gelegene Feld der Lautlehre von Neuem zu pflügen und die neuen Furchen und Aecker anders einzureißen, gab zugleich zwei der ältesten angelsächsischen Gedichte: „Andreas und Elene". Cassel 1840 heraus, deren umfassende, einleitende Vorrede schon den 19. Oct. 1839 unterzeichnet ist, und während des war auch ein Band der Weisthümer gedruckt worden. Seit er mit den Rechtsalterthümern sich beschäftigte, hatte er unverdrossen nach diesen wichtigen Rechtsaufzeichnungen geforscht und sie gesammelt, um aus ihnen für eine neue Bearbeitung seiner Rechtsalterthümer neue und vollere Aufschlüsse zu erhalten. Endlich lag ein reiches Material vor, das er vom zweiten Theile an mit Beihilfe von Ernst Dronke und Heinrich Beyer herausgab. Durch einen Zufall erschien jedoch der zweite Theil, dessen Vorrede den 7. Dec. 1839 unterzeichnet ist, vor dem ersten im J. 1840. Der erste Theil trägt zwar dieselbe Jahreszahl, aber seine Vorrede ist vom 3. Jan. 1841. Der dritte — wir fassen hier sämmtliche Theile zusammen — erschien 1842. Von da an wurde dieses wichtige Werk auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs von Baiern Maximilian II. durch die historische Commission herausgegeben, und so erschien der vierte Theil 1863. Jacob Grimm zeigte denselben 1863 in den Gött. gel. Anz. St. 27. S. 1041 — 1046 (Kl. Schriften 5, 452 — 455) an. „Alle meine Arbeiten", hebt er an, „wandten sich auf das Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnehmen, mir schwebte unbewußt und bewußt vor, daß es uns am sichersten führe und leite, daß wir ihm zuerst verpflichtet seien. Die Schönheit, ja Ueberlegenheit classischer Sprache und Literatur ist nicht zu verkennen, aber auch die heimische empfängt einen Reiz dadurch, daß sie, lange niedergehalten und gebrochen, doch immer wieder sich auffrischte und erhob." ... „Nach langem Harren bin ich nochmals an die Weisthümer getreten und denke sie mit einem fünften Bande zu beschließen, sie sind ganz eigentlich meine Sache, hätte ich nicht Hand an sie gelegt, so wären sie nie gesammelt worden." Da die neue Ausgabe der Rechtsalterthümer 1854 hatte erscheinen müssen, ohne daß er dafür den Schatz von neuen Aufschlüssen, welche die neu gesammelten Weisthümer boten, verwenden konnte, so faßte er nun den Entschluß, in einer weitgreifenden Einleitung sowol deren Natur und Alter, als auch die Bereicherung, welche aus ihnen nicht nur für die Rechtsalterthümer, sondern auch für die Kunde der deutschen Sprache, Mythologie und Sitte floß, zu erörtern, allein der Tod rief ihn ab, ehe er Hand an dieses Vorhaben legen konnte. Der hinterlassene fünfte Theil der Weisthümer wurde 1866 unter der Oberleitung von G. L. Maurer herausgegeben von Richard Schröder, wozu 1869 noch ein sechster kam, der unter Mitwirkung von F. G. Kraus, Archivar Müller u. a. Gelehrten durch G. L. Maurer gesammelt und von Richard Schröder bearbeitet wurde.

Im März 1840 hatte Jacob Grimm das schon erwähnte Sendschreiben an K. Lachmann herausgegeben, und diesem folgte: „Deutsche Grammatik von Jacob Grimm. Erster Theil. Dritte Ausgabe", deren Vorrede den 30. Oct. 1840 unterzeichnet ist, worin er, wie oben angeführt, den Vocalismus völlig umgearbeitet hatte.

Der Recensionen und Abhandlungen lieferte er von 1838—1840 folgende:

1838. Gött. gel. Anz. St. 14. 15. S. 134—141: Rec. von *Greith*, Specilogium Vaticanum (Kl. Schriften 5, 273—277). St. 56. S. 545—553: von H. Hoffmann, Fundgruben. Thl. II. Iter Austriacum (Kl. Schriften 5, 277—282). S. 553—559: von Maßmann, Deutsche Gedichte des 12. Jahrh. u. s. w., welche Rec. das Datum 8. Oct. 1837 hat (Kl. Schriften 5, 282—286). St. 137. S. 1361—1364: Selbstanzeige von den Lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts, herausgegeben von J. Grimm und Andr. Schmeller (Kl. Schriften 5, 286 — 288). Ferner: Hallische Jahrbücher von Ruge und Echtermeyer, Nr. 211. S. 1761—1766: Neue Sammlung der altenglischen Historiker.

1839 Gött. gel. Anz. St. 34. 35. S. 342—344: Rec. von Graff, Althochdeutscher Sprachschatz. Thl. 3. (Kl. Schriften 5, 292—293). St. 56. S. 550—560: von Maßmann, Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln. St. 60. S. 598—599: von B. Thiersch, Der Hauptstuhl des westphälischen Femgerichts (Kl. Schriften 5, 294). St. 174. 175. S. 1740—1743: von Von dem Mayer Helmbrechte, herausgegeben von Bergmann (Kl. Schriften 5, 294—296); S. 1743—1744: von Reuß, Fragmente eines altdeutschen Gedichtes von den Heldenthaten der Kreuzfahrer (Kl. Schriften 5, 296—297). Dann: Theologische Studien und Kritiken, herausgegeben von Ullmann und Umbreit, 2, 747—752: „Ableitung des Wortes Sünde" (Kl. Schriften 5, 288—291).

1840 lieferte er für die Altdeutschen Blätter von Haupt und Hoffmann, Bd. 2. S. 138—141: „Volkslied auf Friedrich von der Pfalz aus dem Jahre 1622". S. 324: „Berichtigungen zu den lat. Gedichten des X. und XI. Jahrh.", und in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Cassel. Bd. 2. S. 132—156: „Ueber hessische Ortsnamen", und: „Emendation einer Stelle des Tacitus" [Ann. 2, 88] (Kl. Schriften 5, 297—312).

Im März 1841 siedelten die Brüder Grimm, dem hochherzigen Rufe König Friedrich Wilhelm's IV. folgend, nach Berlin über, wo sie eine so ehrenvolle, sorgenfreie, angenehme und an Muße und Hilfsmitteln so reiche Stellung fanden, wie sie einem deutschen Gelehrten nur gewährt werden kann. Eine lange Reihe von Abhandlungen waren hier neben dem dritten Theile der Weisthümer und den unausgesetzten Vorarbeiten zum Wörterbuche die Frucht der ersten Jahre. Im Jahre 1841 gründete Mor. Haupt die Zeitschrift für deutsches Alterthum. Jacob Grimm eröffnete dieselbe mit mehreren kleinern Abhandlungen: „Altfriesische Kosmogonie (S. 1—2). Sintarfizilo (S. 2—6). Tyrol und Fridebrant (S. 7—20). Uota Ano Ato (S. 21—26). Sodann: Haupt und Binde (S. 136—137). Kleine Bemerkungen, und zwar: Malbote (S. 206), Accusativ bei Adjectiven (S. 207), Zu statt des zweiten Accusativs (S. 208). Ferner Giebichenstein (S. 572—575). Hasehart (S. 575—577). Wuotilgoz (S. 577—578). Garsecg (S. 578). Sum, sumelich" (S. 579—580). Für die Zeitschrift für deutsches Recht von Stephan und Wilde Bd. 5. S. 1—29 lieferte er die Abhandlung: „Ueber Notnunft an den Frauen", schrieb ein Vorwort (S. III—XVII) zu Georg Thomas, der Oberhof, herausgegeben von Euler, und recensirte in den Gött. gel. Anz. St. 36. 37. S. 345—362: *Thorpe*, Ancient laws and institutes of England (Kl. Schriften 5, 312—323), und in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Nr. 101. 102. S. 801—811: Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes der Stadt Bremen (Kl. Schriften 5, 323—331).

Den 31. Jan. 1842 las er in der Akademie der Wissenschaften (historisch-philosoph. Classe): „Ueber Eintheilung der deutschen (starken) Declination" (Monatsber. 31—32). Darauf hielt er den 3. Febr. in der Gesammtakademie der Wissenschaften seine Antrittsrede: „Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums" (Abhandlungen rc. philosoph.-histor. Cl. 1842. S. 1—26; Kl. Schriften 2, 1—29), welche heidnische Zaubersprüche enthaltenden Denkmäler für die deutsche Mythologie von größter Wichtigkeit sind. G. Waitz hatte dieselbe auf der merseburger Dombibliothek entdeckt und J. Grimm zu dessen größter Freude im Herbst 1839 persönlich überbracht. Dann schrieb er zu Benecke's Jubiläum am 3. Aug. 1842 die kleine Schrift: „Frau aventiure klopft an Beneckes thür" (Kl. Schriften 2, 83—112), lieferte in Haupt's Zeitschrift Bd. 2 folgende Abhandlungen: „Allerhand zu Gudrun (S. 1—5). Sioza (S. 5—6). Zu den Merseburger Gedichten (S. 188—190). Crede mihi (S. 191). Das er örtlicher Appellativa unadjectivisch (S. 191—192). Frau kein wildes Thier (S. 192). Schon mehr über Phol (S. 252—257). Die ungleichen Kinder Evas (S. 257—267). Ueber Umlaut und Brechung (S. 268—275). Vorangestellte Genitive (S. 275—276). War die Eide? (S. 569). Nachtrag. Berichtigung zu S. 269 fg." (S. 571—572). Ferner lieferte er für die Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft von Savigny Bd. 11. S. 385—398: „Bemerkungen zu Schumann's Aufsatz über das Wehrgeld der Freien nach der Lex Saxonum", und recensirte in den Jahrb. f. wissensch. Kritik Nr. 99. 100. S. 791—797: *H. Leo*, Rectitudines singularum personarum (Kl. Schriften 5, 331—336). Auch erschien in diesem Jahre der 3. Band der Weisthümer.

Den 24. April 1843 las er in der Akademie: „Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit" (Abhandl. 1843. S. 143—256; Kl. Schriften 3, 1—102), in welcher umfangreichen Abhandlung er ein unbeachtetes, reiches Material zusammenstellte, ihm vieles Neue und Interessante abzugewinnen wußte, und zeigte, daß die gewöhnliche Schreibung „Hohenstaufer" unberechtigt sei. Am 27. Juli trug er sodann die Abhandlung: „Deutsche Grenzalterthümer" vor (Abhandl. 1843. S. 109—142; Kl. Schriften 2, 30—74). Was er damit beabsichtigt, spricht er in folgenden Worten aus: „Ich will dem, was das deutsche Recht von den Verhältnissen der Grenze meldet, Aufschlüsse abzugewinnen suchen über die Landtheilung und für Mythologie." Sodann lieferte er für Haupt's Zeitschrift Bd. 3: „Zur Syntax der Eigennamen (S. 134—139). Mannesnamen auf -chari, -hari, -ar (S. 139—151). Jonakr und seine Söhne" (S. 151—158).

Im J. 1844 erschien, als eine Frucht ersten Ranges aus dem berliner Leben, die schon oben besprochene zweite Ausgabe der Deutschen Mythologie, deren Vorrede den 28. April unterzeichnet ist. Dann lieferte er für Haupt's Zeitschrift Bd. 4: „Schwedische Volkssagen (S. 500—508). Jahrsgang (S. 508—571). Die Mülradssprache (S. 581—612). Erklärung" (den Anhang der Mythologie betreffend). In der unter seiner Mitwir-

kung erscheinenden Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Schmidt, Bd. 2. S. 266—272 veröffentlichte er eine Abhandlung: „Ueber die neue Ausgabe Möser's" (Kl. Schriften 5, 344—349), recensirte in den Jahrbb. f. wissensch. Kritik Nr. 91. 92. S. 721—732: W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (Kl. Schriften 5, 336—344), und da ihm die im Herbst dieses Jahres unternommene skandinavische Reise nach Kopenhagen führte, so trug er daselbst am 16. Sept. in der Versammlung der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde die Abhandlung: Om oldnordiske Egennavne i en i Reichenau skreven Necrolog fra det 9de og 10de Aarhundrede [Antiquarisk Tidsskrift 1843—1845. S. 67—76] (Kl. Schriften 5, 349—354) vor, und hielt dann, da er im vorigen Herbst eine Reise nach Italien unternommen hatte, in der Berliner Akademie am 4. Dec. den herrlichen Vortrag: „Italienische und skandinavische Eindrücke", der im J. 1845 in Schmidt's Zeitschr. für Geschichtswissenschaft. Bd. 3. S. 256—282 erschien (Kl. Schriften 1, 57—82).

Den 13. März 1845 las er in der Akademie: „Ueber das finnische Epos", welche höchst anziehende und für die Geschichte des Epos wichtige Abhandlung in dem 1. Bande von Höfer's Zeitschr. f. Wissensch. der Sprache S. 13—55 erschien (Kl. Schriften 2, 75—112) und später ins Schwedische und Russische übersetzt ward (s. Kl. Schriften 5, 501). Den 15. März unterzeichnete er die Vorrede (I—VIII) zu: Emil Franz Rößler, Deutsche Rechtsalterthümer aus Böhmen und Mähren 1. Bd., las darauf den 3. April in der Akademie: „Ueber die Sammlung deutscher Minnelieder zu Paris" (Monatsber. S. 109—112; Kl. Schriften 5, 359—362), damit Aufschlüsse über deren Schicksale gebend, sowie über den Erfolg seines Auftrags im Jahre 1815, die aus Preußen entführten Handschriften betreffend, und den 11. Dec.: „Ueber Diphthongen nach weggefallenen Consonanten" (Abhandl. 181—244; Kl. Schriften 3, 103—170), eine an ausgezeichneten Etymologien reiche Abhandlung. Zugleich erschienen im 5. Bde. von Haupt's Zeitschrift: „Wodan und Frea bei den Winilen (S. 1—2). Die Heldensage von Alphere und Walthere (S. 2—5). Abor und das Meerweib (S. 6—10). Phol, äthiopischer König (S. 69—71). Der heilige Hammer (S. 72—74). Zur Zeitschr. 1, 29; 3, 384 (S. 74—75), e und ë, dabei über këpa, këpi, chlachan, quëpan, spid (S. 234—240). Der Wolfdan" (S. 494—504). Ferner in Schmidt's Zeitschr. 3, 96: „Ueber die kretischen Rnoten" (Kl. Schriften 5, 467); 3, 348—353: „Griechischer Volksglaube aus heimischem erwiesen" (Kl. Schriften 5, 354—358); 4, 544—545: „Nachtrag zu dem Aufsatze über das zu Abendspeisen bei den Göttern in dieser Zeitschrift" (Kl. Schriften 5, 358—359).

Den 5. März 1846 trug er in der Akademie die Abhandlung: „Ueber Jornandes und die Geten" (Abhandl. 1—59; Kl. Schriften 3, 171—235) vor. Nachdem er in derselben als Einleitung über Jornandes oder Jordanes gehandelt, sucht er die Ansicht dieses Schriftstellers, welchem Geten und Gothen ein und dasselbe Volk sind, ernstlich in Schutz zu nehmen. Darauf schrieb er die Vorrede (V—XXIV) zu Giambattista Basile, Der Pentamerone. Aus dem Neapolitanischen übertragen von Fel. Liebrecht, handelte in Schneidewin's Philologus, Jahrg. 1, 340—344: „Vom Singen der Schwerter und Pfannen" (Kl. Schriften 5, 362—365), und schrieb in Schmidt's Zeitschr. f. Geschichtsw. 5, 453—460: „Gegen Albert Schott's Welfen und Gibelinge" (Kl. Schriften 5, 365—371), und S. 473: „Anfrage" (über Vincentius bellovac.). Im September dieses Jahres wohnte er mit seinem Bruder Wilhelm der sogenannten Germanistenversammlung zu Frankfurt bei, wo er, wie schon erwähnt, einstimmig zum Vorstand gewählt wurde und folgende Vorträge hielt: 1) Ueber die wechselseitigen Beziehungen und die Verbindung der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften (Verhandlungen 11—18), in welchem Vortrage er u. a. den von ihm selbst so fruchtbar gemachten Satz aussprach: „Unter dem Geleite der Sprachkunde erwächst auch die Geschichte zu frohem Gedeihen; sie wird sachlich vertieft, geistig belebt und in vaterländischem Sinne befruchtet"; 2) Ueber die ungenauen Wissenschaften (S. 58—62); 3) Ueber den Namen der Germanisten (S. 103—105).

Den 28. Juni 1847 las er in der Akademie: „Ueber Marcellus Burdigalensis" (Abhandl. 429—460; Kl. Schriften 2, 114—151). In dieser mit der früheren über die Merseburger Gedichte zusammenhängenden Vorlesung bespricht er die lateinischen Heilformeln, die der aus Aquitanien gebürtige Marcellus, Arzt des Kaisers Theodosius, aus dem Volksmunde geschöpft hatte, und deckt die bei ihm sich findenden Ueberbleibsel gallischer Sprache auf. Dann handelte er „Ueber finnische Wörter" (Monatsbericht S. 175; Kl. Schriften 2, 112—113), als Nachtrag zu der Vorlesung über das finnische Epos, und las den 21. Oct.: „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache", mit einem Auslaufe über die Verba auf -ieren (Kl. Schriften 1, 327—373), eine Abhandlung, die in köstlicher, trefflicher Weise die Schäden unserer neuhochdeutschen Sprache aufdeckt. Den 2. Nov. unterzeichnete er dann die Vorrede (I—XXI) zu Ernst Schulze's goth. Glossar.

Den 6. Jan. 1848 übergab er der Akademie die Abhandlung von P. A. Munch über die Inschrift auf dem bei Gallehus unweit Tondern im J. 1734 gefundenen goldenen Horn und trug Bemerkungen zu derselben vor (Monatsber. S. 57—58). Unterdessen hatte Jacob Grimm ein neues großes Werk vollendet: „Geschichte der deutschen Sprache. 2 Bde." Leipzig 1848. Den 7. März unterzeichnete er die Vorrede. Doch, das Werk war noch nicht ausgegeben, als er ins deutsche Parlament gewählt und dadurch aus seiner stillen Studirstube auf den Schauplatz des öffentlichen, sturmbewegten Lebens geführt ward. Was da sein edles deutsches Herz erhob und niederdrückte, dem gab er, wie früher ausgeführt, lebhaften Ausdruck in der Zuschrift der Geschichte der Sprache vom 11. Juni an Gervinus.

Dieses Werk hat eine besondere Veranlassung gehabt, und hieraus erklärt sich die eigenthümliche Anlage desselben. Sowol Sprach- als Geschichtsforscher hatten seine Abhandlung „Ueber Jornandes und die Geten", in welcher er die Ansicht dieses Schriftstellers, daß Gothen und Geten ein und dasselbe Volk seien, in den Schutz genommen, lebhaft angefochten. Da regte sich in ihm, wie er in der Vorrede S. VI ausspricht, „die Lust, die flüchtig niedergeschriebene und lebhaft angefochtene Abhandlung zu einem bedächtigen Buche umzuarbeiten, in welchem die Geschichte aller deutschen Völker, nicht blos der Gothen, tiefer als bisher geschah, getränkt werden sollte aus dem Quell unserer Sprache, den zwar die Historiker als Ausschmückung ihres Gartens gelten lassen, dem sie doch kaum zutreten, um die Lippe daran zu netzen." „Sprachforschung", sagt er weiter S. XII, „der ich anhänge und von der ich ausgehe, hat mich noch nie in der Weise befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht blos Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswerth vor, ob nicht der Geschichte unseres Volkes das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Laienkenntniß fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigeren Standpunkte der Sprache Gewinn entnehmen sollte". Der Geten und Gothen Identität ist darum nach seiner eignen Angabe (S. 800) fast ein Angel, um den sein ganzes Werk sich dreht. Um aber diese zu erweisen, muß er vor Allem die germanische Geschichte mit Hilfe der Sprachforschung um einige Jahrhunderte über ihren Anfang hinaus zu verlängern suchen. Indem er darum sprachliche und geschichtliche Forschung mit einander verbindet, zieht er nicht nur die Sprache und Geschichte (Ethnographie) sämmtlicher ältesten deutschen Völker, bezw. derjenigen, welche nach seiner Meinung dazu gehören, sondern auch die Sprachen der benachbarten und urverwandten Völker in den Kreis der Untersuchung, und da durch die hierdurch gewonnenen Resultate die Sicherheit der in der Grammatik gewonnenen Sprachgesetze sich steigern muß, so unterwirft er die wichtigsten derselben einer neuen Betrachtung. Deshalb ist sein Werk weder eine Geschichte der deutschen Sprache im engsten Sinne, die nur auf die heute in Deutschland herrschende Sprache, die hochdeutsche, sich beschränkend, deren gegenwärtige Erscheinungen nicht nur vollständig zur Schau brächte, sondern auch, so weit die Quellen reichen, aus allen früheren Grundlagen erläuterte — ein solches Werk lag für ihn noch in der Zukunft —, noch eine solche in allgemein umfassender Bedeutung, die auf alle einzelne Zweige des großen Sprachstammes gerichtet wäre — in solcher Richtung war seine Grammatik ausgearbeitet —, sondern es ist eine Vorgeschichte der deutschen Sprache, eine zusammenfassende, weitergeführte Erörterung der Hauptgesetze unserer Sprache, sowie ihrer Stellung zu den urverwandten, ihrer Spaltung in verschiedene Sprachzweige und Dialekte mit deren Charakterisirung. Er selbst spricht sich darüber folgendermaßen aus (Vorr. S. XV): „Wie nicht Sicherheit, allein Fülle und Gewicht der Sprachgesetze durch Aufnahme aller Mundarten und Dialecte in den Kreis der Untersuchung sich steigern, muß es diese noch in höherem Grade fördern, wenn auch die Sprachen der uns benachbarten und urverwandten Völker zugezogen werden. Erst damit erlangt jenes Bild, in welchem sämmtliche deutsche Sprachen die vordere Bühne einnehmen, seinen Grund für die in der Tiefe aufgestellten ausländischen und eine rechte Perspective thut sich unseren Blicken auf. Von solchem Standpunkte habe ich mich nicht enthalten können, diesmal die Geschichte unserer Sprache zu unternehmen, und ihr wenigstens eine Reihe von wechselnden Aussichten zu eröffnen, im bessern Falle Haltpunkte zu gewinnen, an welchen fortgesetzte Untersuchungen haften, und indem sie Auswüchsiges wieder abstreifen, aller wahren Fortschritte sich bemächtigen können." ... „Was ich zujüngst in der deutschen Grammatik geleistet habe und der größten Erweiterung allenthalben fähig wäre, ist nur lässig und kalt aufgenommen und von Keinem fortgeführt worden; darum versuche ich in vorliegendem Werke schwierige Hauptstücke dieses Faches, wie sie mir bei wiederholtem Nachsinnen sich gestalten, neuerdings auf die Bahn zu bringen."

Aber auch in obigem Sinne ist dieses Werk nicht eine zusammenhängende Geschichte der deutschen Sprache zu nennen, sondern nur eine Reihe von culturhistorischen, ethnographischen, sprachlichen Abhandlungen zu einer Vorgeschichte unserer Sprache, die gruppenweise in engerem Zusammenhange stehen. Dasselbe zerfällt in 42 Capitel, welche sich nach Benfey's gründlicher Analyse [19]) (a. a. O. 455 fg.) in vier Hauptgruppen und einen Anhang, oder, wenn man dem letzteren auch jenen Namen geben will, in fünf Hauptgruppen zerlegen lassen.

Die erste — aus sieben Capiteln bestehend — beschäftigt sich mit dem Culturzustande der Indogermanen vor der Trennung. Dieselben stammen aus seinem Werke über die deutsche Sitte, womit er schon seit Jahren umging (S. 1016), und gehören zu dem Anziehendsten, was er überhaupt geschrieben hat. Cap. I (1—14) „Zeitalter und Sprache" handelt von der Sprache als Zeugniß über die Völker. „Sprache", sagt er S. 5, „ist der volle Athem menschlicher Seele, wo sie erschallt, oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volkes, das sie redete, zu seinen Nachbarn. Für die älteste Geschichte kann da, wo uns alle anderen Quellen versiegen oder erhaltene Ueberbleibsel in unauflösbarer Unsicherheit lassen, nichts mehr austragen als sorgsame Erforschung und Verwandtschaft der Abweichung jeder Sprache und Mundart bis in ihre feinsten Adern oder Fasern." Hiermit betritt Jacob Grimm einen sehr fruchtbaren Boden; denn wenn die indogermanischen Völker dasselbe Wort haben, so haben sie auch die Sache, und es ergibt sich daraus ein Zeugniß über

19) Ich schließe mich der meistens an, und wenn ich statt dessen Bezeichnung „Abschnitt" „Capitel" wähle, so beruht dies darauf, weil Jacob Grimm in diesem Werke diese Bezeichnung dafür selbst gebraucht.

den Culturzustand, auf dem dies Volk vor der Trennung sich befand und unsere Geschichtskenntniß davon wird wesentlich erweitert. Um dies zu erweisen, wählt nun Jacob Grimm folgende Beispiele aus deren Urzustand. Cap. II „Hirten und Ackerbauer" (S. 15—27) zeigt er aus Ueberlieferungen und einstimmigen Benennungen, daß die indogermanischen Völker Europa's, speciell die Germanen als Hirten, Krieger und Jäger aus Asien eingewandert seien und erst in Europa sich an Ackerbau gewöhnt haben; Cap. III „Das Vieh" (S. 28—42), daß die Benennungen des Viehes des Hirten- und des Jägerlebens bei diesen Völkern dieselben sind und sich dieses so weit auf die frühesten Zeiten zurückbeziehe; Cap. IV „Falkenjagd" (S. 43—52) thut in derselben Weise dar, daß unsere Voraltern diesen Brauch nicht von den Römern empfingen, sondern bereits vor ihnen kanuten, und mit andern rückwärts im Osten hausenden Völkern gemein hatten; Cap. V „Ackerbau" (S. 53—70) stellt aus der Sprache außer Zweifel, daß, wenn die Germanen im Großen auch noch lange Hirten gewesen seien, sie doch von sehr früher Zeit an den Ackerbau und das nothwendigste Geräth dazu gekannt haben müssen; Cap. VI „Feste und Monate" (S. 71—113) bespricht die Eintheilung des Jahres in Jahreszeiten und Monate bei den indogermanischen Völkern, und weist insbesondere nach, daß sich eine Menge von unverkennbaren Analogien sowol in der Wortgestalt als in dem Begriffe der Monatsnamen unter allen europäischen Völkern finde. Cap. VII „Glaube, Recht und Sitte" (S. 114—160). Hier kann er nun mit dem Satze beginnen: „Schon haben wir Boden gewonnen. Völker, die in einfachen Bräuchen des Hirtenlebens, der Jagd und des Ackerbaues, in wiederkehrenden Jahresfesten und in ihrer Naturanschauung, oft mit den feinsten Zügen übereinstimmen, müssen allenthalben diesen Zusammenhang in Glauben, Recht und Sitte bewähren", und weist dann in einer nicht sparsamen Reihe von Beispielen, wie gegenüber den aufgestellten Wortgeschlechtern des Viehes und des Getreides, die ganze europäische Vorzeit auch in Glauben und Sitte unter sich und mit Asien zusammenhänge.

Die zweite Gruppe behandelt nun in zehn Capiteln die Abtrennung der Germanen von den verwandten Völkern und die Individualisirung ihrer Sprache. Cap. VIII „Einwanderung" (S. 161—175) bespricht die der Griechen, Italer, Kelten, Germanen, Lithauer, Slawen, Finnen, Iberer, Thraken und Skythen aus Asien in Europa. Mit Cap. IX „Thraken und Geten" (S. 176—217) sucht dann Grimm sprachlich, geographisch und historisch die Identität der Geten und Gothen zu beweisen, sowie die der Daken und Dänen, und vermittels der Geten „nähere Berührung" zwischen den Germanen und Thraken. Cap. X „Skythen" (S. 218—237) verfolgt er diese germanische Spur höher in Osten in den von getischer und thrakischer Sprache gewissermaßen untrennbaren pontischen Skythen und Sarmaten, was neuere Forschungen, insbesondere die Müllenhoff's (Monatsberichte der Berl. Akademie 1866. S. 549—576) in sofern bestätigt haben, als sie dargethan, daß die pontischen Skythen und Sarmaten mit dem eranischen Zweige des indogermanischen Stammes in nächster Verwandtschaft stehen. Mit Cap. XI „Urverwandtschaft" (S. 238—273) beginnt die Charakterisirung des indogermanischen Sprachstammes, indem zunächst die Urverwandtschaft der dazu gehörigen Sprachen in den Zahlen, den persönlichen Pronominibus und einzelnen Formen des substantiven Verbums, sowie in mehreren Verwandtschaftsnamen nachgewiesen wird. Die nun folgenden fünf Capitel, nämlich Cap. XII „Vocalismus" (S. 274—293), Cap. XIII „Spiration" (S. 294—308), Cap. XIV „Liquidation" (S. 309—341), Cap. XV „Die Stummen" (S. 342—356), Cap. XVI „Die Lautabstufung" (S. 357—391) behandeln die Lautgesetze der indogermanischen Sprachen überhaupt. Dann gelangt er Cap. XVII zu der „Lautverschiebung" (S. 392—434), mit der die deutsche Sprache von den anderen abtritt und für sich geht, ja womit sie selbst unter ihren eigenen Stämmen wesentlichen Unterschied gründet.

Damit hat er sich nun den Weg gebahnt, der Reihe nach die einzelnen germanischen Volksstämme nach ihren Namen, Sitzen, geschichtlichen Hauptmomenten zu betrachten und ihre Sprache aus ihren literarischen Denkmälern oder Eigennamen zu charakterisiren. Dies geschieht nun in der dritten, zwölf Capitel umfassenden Gruppe. Nämlich Cap. XVIII „Gothen" (S. 435—481) und deren Sippen: Bastarnen, Peucinen, Gepiden, Skiren, Rugier, Heruler, Avionen, Alanen, Hunnen und Vandalen. Cap. XIX „Hochdeutsche" (S. 482—511). Er beginnt dieses Capitel: „In den gothischen Stämmen lagerte die erste Schicht des deutschen Volkes, wodurch es von Alters her mit Skythien, Thrakien und Sarmatien zusammenhängt, sodaß auf einzelnen Punkten die Grenze unsicher wird; als die Gothen fern entrückt waren und jener östliche Wall sich selbst gesprengt hatte, wurden andere von ihm bisher umschlossene deutsche Stämme bloß gegeben und den gegen unseres Landes Herz drängenden Slaven benachbart. Zur Zeit solcher Lostrennung des gothischen Sprachastes scheint auch die zweite Stufe der Lautverschiebung eingetreten (nach Seite 483 kaum vor dem fünften, sechsten Jahrhundert), welches Kennzeichen der südlichen Deutschen gegenüber den nördlichen geblieben ist. Ich bedarf aber eines allgemeinen alle Völker der zweiten Lautverschiebung umfassenden Namens, welcher kein anderer als der gewählte (hochdeutsche) sein kann." Er führt dann die Hauptkennzeichen der hochdeutschen Sprache an und glaubt behaupten zu dürfen, daß dieser Dialekt von den Schwaben, Baiern und den übrigen Völkern, die sich an diese anschlossen, ausgegangen sei, und handelt dann des Näheren über die Sueven mit den dazu gehörigen Semnonen, den Triboken, Nemeten, Vangionen, ferner von den Alamannen, Armalausen, Juthungen, Markomannen, die er mit Zeuß für die Stammväter der Baiern hält, sodann von den Naristen und Quaden. Cap. XX „Franken" (S. 512—548) handelt von deren Namen und den dazu gehörigen Völkerschaften, als Sigambern, Gugernen, Ubiern, Ripuariern, Saliern, Chamaven, Bructeren, Tencteren und

Usipeten, sowie von der Sprache der Franken, woran sich dann ein „Auslauf über die Malbergische Glosse" (548—564) reiht, in dem er die Ansicht Leo's, daß diese Glossen nicht deutsch, sondern celtisch seien, an zahlreichen Beispielen zu widerlegen sucht. Mit Cap. XXI „Hessen und Bataven" (S. 565—595) beginnt der zweite Band. Sein Heimathsgefühl fesselt ihn so mächtig an diesen Stamm, daß er mit folgenden Worten anhebt: „Daß ich von den Hessen ausführlicher handle, als dieses Buches ganzer Anlage gemäß scheint, wird keinen, der mich kennt, verwundern, da ich an meiner Heimath, in der meines Bleibens nicht war, immer lebhaft hing und noch hänge." Er bespricht daher auch sämmtliche chattische Nebenstämme, als Batten, Bataven, Caninesaten, Mattiaken, Chattuarier, Tubanten. Cap. XXII ist den „Hermunduren" (S. 596—607) mit den eigentlichen Thüringern (Ostthüringern) und den niederdeutschen (Westthüringern) gewidmet. Cap. XXIII „Die Niederdeutschen" (S. 608—667). Nach den einleitenden Worten: „Wie im Süden der schwäbische und bairische Volksstamm Grundlage der hochdeutschen, ist im Norden der sächsische die der niederdeutschen Sprache geworden. Im Osten sind die das älteste und echteste Deutsch anstimmenden Gothen ausgezogen und verschollen, im Westen die Franken mit dem gallischen Elemente verschmolzen, ihre Lieder untergegangen. Von Chatten und Hermunduren frühe schon nach dem äußersten Nordwesten entsandte Zweige scheinen wesentlich zur Bildung der niederländischen Sprache mitgewirkt zu haben; im innern Lande blieb die Eigenheit hessischer und thüringischer Mundart allzu schwach", sucht er die Identität der Sachsen und Cherusken nachzuweisen und handelt dann von den Angrivariern, Marsen, Dulgibinen, Ostfalen, Westfalen und Engern, Nordalbingen, Cimbern, Haruden, Teutonen und der Sprache der Altsachsen und Angelsachsen. Cap. XXIV „Friesen und Chauken" (S. 668—681), wobei er die Sprache des ersten Volkes bespricht. Cap. XXV „Langobarden und Burgunden" (S. 682—708), in scharfsinniger Weise bespricht er namentlich die langobardischen Eigennamen und einzelne erhaltene Wörter. Cap. XXVI „Die übrigen Oststämme" (S. 709—725), als Lygier, Silingen, Mugilonen, Buren, Harier, Naharnavalen, Victohalen, Reudinger, Suardonen, Aestier, Guttonen, Gothinen, Tectosagen. Cap. XXVII „Scandinavien" (S. 726—759) behandelt die nordischen Germanen: Gothen, Dänen, Jüten, Reidgothen, Schweden, Norolanen, Norweger, und bietet eine Charakteristik der altnordischen Sprache. Cap. XXVIII „Edda" (S. 760—772), diese wird darum hier zur Sprache gebracht, „weil sie beitragen soll den rechten Standpunkt für die Völkerverhältnisse des Alterthums zu sichern" (S. 764). Cap. XXIX „Germanen und Deutsche" (S. 773—796). „Nachdem wir", beginnt er, „Namen, Sitz und Verwandtschaft aller einzelnen Stämme erwogen haben, ist es gelegen, zuletzt noch eine bisher aufgesparte Untersuchung über die ihnen gemeinschaftlich zustehende Benennung zu verbreiten." Er versucht dann, in die Natur der Volksnamen überhaupt tiefer einzudringen, und erörtert darauf die Gesammtnamen „Germanen und Deutsche." Cap. XXX „Rückblick" (S. 797—826). „Wie die alten Kämpfer, den Helm abbindend und an die Luft stellend, sich in den Ringen kühlten, will ich auch meinen Lauf einhalten und mich einmal verschnauben." Nachdem er also angehoben, überschaut er im Zusammenhange die bis dahin geführten Untersuchungen über die germanischen Völker und ihre Verwandten, bietet aber zugleich den Gegnern seiner Behauptung von der Identität der Geten und Gothen den härtesten Kampf, indem er alle ihre Einwürfe prüft und zu widerlegen sucht.

Die nun folgenden neun Capitel bilden die vierte Hauptgruppe und sind wiederum ganz der Sprache gewidmet. Cap. XXXI „Deutsche Dialecte" (S. 827—841) bespricht nach einer geistreichen Betrachtung über Dialekte und Mundarten überhaupt diejenigen deutschen Zungen, welche „der Schrift theilhaft geworden, ihre Eigenthümlichkeit behaupteten" (S. 836), nämlich die gothische, hochdeutsche, niederdeutsche, angelsächsische, friesische und nordische. Dieses Capitel bildet gewissermaßen die Einleitung zu den acht folgenden: Cap. XXXII „Ablaut" (S. 842—862), Cap. XXXIII „Reduplication" (S. 863—876), Cap. XXXIV „Schwache Verba" (S. 877—891), Cap. XXXV „Verschobnes Präteritum" (S. 892—910), Cap. XXXVI „Die Vocale der Declination" (S. 911—926), Cap. XXXVII „Instrumentalis" (S. 927—938), Cap. XXXVIII „Die schwachen Nomina" (S. 939—965), Cap. XXXIX „Dualis" (S. 966—979), worin er die schwierigen Hauptstücke der Grammatik, wie sie sich ihm nach seinen neuen Forschungen und Entdeckungen gestalteten, in großen Zügen abhandelt und sich zugleich mit den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung auseinandersetzt, indem er dabei die von ihm eingenommene isolirte Stellung größtentheils behauptet.

Es folgen nun noch zwei Capitel, welche sich, wie oben bemerkt, als Anhang oder fünfte Hauptgruppe betrachten lassen. „Für die Geschichte der Sprache", sagt er S. 980, „stehn noch reiche Ergebnisse bevor, wenn sie allmälich, außer den Lauten, Ableitungen und Flexionen, über die ganze Fülle sinnlicher Vorstellungen den Wortvorrath aller urverwandten Sprachen befragen und erforschen wird." Er wählt nun dazu ein sehr weit verbreitetes Beispiel Cap. XL „Recht und Link" (S. 980—996), und kehrt dann mit Cap. XLI „Milch und Fleisch" (S. 997—1016) zum zweiten und dritten Capitel zurück.

Im letzten Capitel, XLII „Schluß" (S. 1017—1035), wird dann kurz das Hauptsächlichste zusammengefaßt, woraus sich das Verhältniß der deutschen Sprache zu den verwandten und benachbarten kundgibt. „Unsere deutsche Sprache schließt sich demnach", heißt es S. 1030, „und das ist aller meiner Forschungen Ergebniß, leiblich zunächst an die slavische und lithauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und lateinische an, doch so daß sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt." „Alle deutschen Sprachen", und damit schließt er, „wie weit auch ihre Aeste und Zweige von einander ge-

trieben haben, fallen sichtbar demselben Stamme zu und bekennen eine mütterliche diota (þiuda), nach der sie genannt sind; je höher man zurücksteigt, desto ähnlicher werden sich Gothen, Hochdeutsche, Niederdeutsche, Scandinavier, und alle sind gleiches Ursprungs."

Die vollste Wahrheit ist, was Wilhelm Grimm über dieses Werk urtheilt, indem er 1849 an Laßberg (Pfeiffer's Germ. 13, 488) schreibt: „Jacob's Geschichte der deutschen Sprache ist ein Werk, in dem sich seine Eigenthümlichkeit am kühnsten ausspricht, und ich glaube, daß er an keinem so große Freude hat. Ich glaube auch der, welcher nicht in alle Einzelheiten eingehen will, wird doch sich angezogen fühlen und Gewinn davon haben." Die Eigenthümlichkeit Jacob Grimm's, nämlich durch Hilfe der Sprache Aufschlüsse zu gewinnen über die germanische Ur- oder Vorzeit und durch Combination die Trümmer zu einem lebensvollen Ganzen zu gestalten, tritt in der That nirgends kühner hervor als hier. Er mochte dies auch selbst fühlen, und spricht darum in der Vorrede S. II den für alles Forschen gewiß wahren Grundsatz aus: „wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Muth des Fehlens haben". Wenn aber auch, was Niemand mehr bestreitet, der Hauptzweck dieses Werkes, die Beweisführung, daß Geten und Gothen ein und dasselbe Volk seien, welche er mit allen erdenklichen Mitteln zu erstreben sucht, völlig mislungen ist, wenn auch viele seiner Etymologien völlig unhaltbar, sowie viele seiner Combinationen allzu gewagt sind, und das ganze Werk überhaupt kein grundlegendes, neue Gebiete der Forschung erschließendes ist, sondern mehr ein ausbauendes, fast popularisirendes, so ist und bleibt es dennoch ein staunenswerthes Werk und seine Wirkung für die Wissenschaft war eine außerordentliche und epochemachende. Denn zum ersten Mal war hier die große Einheit der indogermanischen Sprachen eingehend dargethan, das culturhistorische Material der Sprachvergleichung zusammengestellt, sowie die sprachliche Beleuchtung der Geschichte vollzogen, und diese war nach seinem Ausspruche dadurch sachlich vertieft, geistig belebt und im vaterländischen Sinne befruchtet. Wo man das Werk aufschlägt, empfängt man Belehrungen, sprudeln in frischer Kraft die Quellen seines genialen, tiefsinnigen, patriotischen Geistes, und der Leser folgt ihm oft gern und mit Bewunderung, wenn er, wie er sich (Vorrede II) ausdrückt, von der großen Heerstraße abwärts durch enge Kornfelder wandelt und ein verkrochenes Wiesenblümchen bricht, nach dem Andere sich nicht niederbücken würden. Manche Partien sind sogar von unvergleichlicher Schönheit, wie, was schon erwähnt wurde, die culturgeschichtlichen, und sodann die Abhandlung über die Edda, und was die sprachlichen Abhandlungen betrifft, so enthalten diese des Neuen, Tiefeindringenden und Anregenden so viel, daß sie trotz der vielfachen Fortschritte gerade auf den hier behandelten Gebieten nicht nur bleibenden Werth haben, sondern sogar größtentheils noch unerreicht dastehen [20]).

Jedenfalls gilt aber auch von diesem Werke, was Jacob Grimm in dessen Vorrede S. XVI im Allgemeinen von den deutschen Arbeiten sagt: „Es scheint mir insgemein eine löbliche Eigenschaft deutscher Arbeiten, daß sie nicht Alles abthun, noch vorschnell zu Schlusse bringen wollen, sondern sich auch unterwegs gefallen, an unvorhergesehener Stelle niederlassen und Beete anlegen, die noch fortgrünen, nachdem das Hauptfeld schon in rüstigere Hände übergegangen ist; französische und selbst englische Bücher, welchen an sorgsamer Ausgleichung des Inhalts mit der Form allzuviel liegt, pflegen, wenn sie veralten, leicht entbehrlich zu werden."

Im J. 1853 mußte das Werk in zweiter, unveränderter, nur mit einem Register vermehrter Auflage erscheinen, und Jacob Grimm erklärte in deren Vorrede, er würde mit wachsender Lust bestrebt gewesen sein, die Fehler und Mängel des rasch geschriebenen, aber stets in den Augen behaltenen Buches zu tilgen, als es auch mancher wesentlichen Erweiterung theilhaft zu machen, hätte ihm das deutsche Wörterbuch freie Hand gelassen. Zahlreiche Nachträge dazu fanden sich jedoch in dessen Nachlaß vor, welche Müllenhoff bei der von ihm besorgten dritten, 1868 erschienenen Auflage benutzte.

Den 2. Oct. 1848 kehrte Jacob Grimm, wie schon früher angegeben, von Frankfurt nach Berlin zurück und las den 26. Oct. in der Akademie „Ueber Schenken und Geben" (Abhandl. 121—151. Kl. Schriften 2, 173—210), in welchem Vortrage er den Gebrauch des Alterthums beim Geschenk erörtert und ihm auch Aufschlüsse für die Sprache zu entnehmen sucht. In Haupt's Zeitschr. Bd. 6 lieferte er in diesem Jahre folgende Aufsätze: „Die fünf Sinne (S. 1—5). Der tugendhafte Schreiber (S. 186—187). Bisleht (S. 189—191). Einige gothische Eigennamen (S. 539—540).

20) Auch bei diesem Werke macht Hr. Scherer Ausstellungen, denen man nicht beipflichten kann. Wenn er z. B. a. a. O. XVI, 126 über dessen Verhältniß zu dem ethnographischen Werke von Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme sagt: „Kaum einzelne wirkliche Förderungen wird man dabei entdecken, welche, sollte man meinen, nicht ausbleiben konnten, als die Arbeiten des Vorgängers durch diesen reichen Geist hindurchgingen." Allein, wenn Zeuß angefangen hatte, die Sprachen der germanischen Stämme zu charakterisiren, so sagt doch Hr. Scherer selbst S. 125: „Die wichtigste Leistung der Geschichte der deutschen Sprache war wol der Versuch, diejenigen germanischen Sprachen zu charakterisiren, von welchen uns zusammenhängende Schriftdenkmäler nicht erhalten sind: die Sprache der Langobarden, der salischen Franken, der Vandalen, und so weiter." Und hat nicht Jacob Grimm zuerst die Sitze der Marsen richtig bestimmt? Hat er nicht nachgewiesen, daß die Sachsen die alten Cherusker sind unter andern Namen? Und dergleichen mehr, wenn es ihm auch nicht gelang, alle Räthsel der germanischen Ethnographie zu lösen. Wenn aber nun Hr. Scherer fortfährt: „Wenigstens den einzigen wesentlichen Fortschritt, der über Zeuß hinaus zu machen blieb, die strenge Quellenkritik, die Verfolgung der überlieferten Nachrichten bis auf ihren ersten Ursprung und die Abwägung ihres verschiedenen Werthes, hat er nicht gemacht", so ist das zwar eine wohl begründete, aber auch eine ganz exorbitante Forderung. Seit vielen Jahrzehnten ist dazu schon bis jetzt der Versuch gemacht, aber kaum ist es gelungen, bei dem einen oder andern Autor dieser Anforderung zu genügen. Und diese Riesenarbeit, wenn sie sich auch nur auf die angezogenen einzelnen Nachrichten beschränkte, hätte Jacob Grimm, der zudem durchaus nicht kritisch gestimmt war, allein ausführen sollen?

Himmel und Gaume (S. 541—542). Grün und kün (S. 543—545). Die Sprachpedanten (S. 545—547). Gothen und Geten" (S. 548).

Den 5. März 1849 las er in der Akademie: „Ueber die Wörter des Leuchtens und Brennens". Die Schwäche seines Beweises von der Identität der Gothen und Geten fühlend, kam er in dem Vortrag: Ueber Stellen bei Jornandes, Herodot, Claudian, den er den 16. April hielt, noch einmal darauf zurück, konnte aber damit die verlorene Sache nicht retten (Monatsb. S. 129—134; Kl. Schriften 5, 371—376). Den 25. Oct. las er: „Ueber die romanischen Genitive Pluralis" (Monatsb. 238—244; Kl. Schriften 5, 376—381), den 8. Nov.: „Ueber Schule, Universität, Akademie" (Abhandl. 153—190; Kl. Schriften 5, 211—254), den 29. Nov.: „Ueber das Verbrennen der Leichen" (Abhandl. 191—274; Kl. Schriften 2, 211—313), wo er auf die Verhältnisse des Leichenbrandes bei den verschiedenen Völkern, Griechen, Römern, Galliern, Skythen, Thrakern, Deutschen, Lithauern, Slawen, Indern u. a. eingeht. Einige Berichtigungen dazu gab er in den Abhandl. S. 545—547. Auch übergab er am 29. Nov. eine Fortsetzung zu dem Vortrage vom 25. Oct.: „Ueber dunkele Genitive Pluralis in deutscher Sprache" (Monatsb. S. 337—345; Kl. Schriften 5, 382—389). In Haupt's Zeitschr. Bd. 7 veröffentlichte er zugleich folgende Aufsätze: „Der Rothhalm (S. 385—394). Der thrakische Gothila (S. 395). Aihvatundi (S. 441). Wer (S. 448—452). Darf (S. 452—455). Nahtam (S. 455—456). Trauern (S. 456—458). Pleon (S. 458—459). Seife (S. 460—461). Goth. mundos, ahd. muntar (S. 461—462). Surdus (S. 462). Selmo (S. 463). Lasemonat (S. 464—465). In (S. 465—467). Dilde (S. 467—468). Käse (S. 468—470). Sigifrem (S. 470—471). Die Batten (S. 471—476). Hängens spielen (S. 477). Keverlingeburg (S. 559—561). Zu Crede mihi 2, 191" (S. 562—563).

Im J. 1850 las er in der Akademie den 31. Jan.: „Zur althochdeutschen Formlehre: piru, pliruz, stiruz Präterita von pouwan, pluozan, stózan" (Monatsb. S. 17—18; Kl. Schriften 5, 390), den 28. Febr.: „Ueber die Wörter Wolf und Wölfin" (Monatsb. S. 75—77; Kl. Schriften 5, 391—393), den 21. März: „Ueber das Feuergeschrei" (Monatsb. S. 111—115; Kl. Schriften 5, 393—397) und den 10. Juni: „Ueber Anfertigung des Sarges bei Lebzeiten" (Monatsb. S. 207—209; Kl. Schriften 5, 398—399). Zu der in diesem Jahre erschienenen Ausgabe der Lex Salica von Joh. Merkel schrieb er eine ausführliche Vorrede (S. III—LXXXVIII), welche als eine selbständige Schrift betrachtet werden kann, in der er schlagend nachwies, daß, wie er auch schon in der Geschichte der deutschen Sprache versucht hatte, in der Malbergischen Glosse auch nicht ein Sterbenswörtchen keltisch enthalten und ihr ganzer Charakter echt deutsch sei. In den Götting. gel. Anz. recensirte er St. 76—78, S. 753—762: Der Forster Daniel, herausgegeben von L. F. v. Schmitz, und Claws Bur, herausgegeben von Alb. Höfer (Kl. Schriften 5, 467—476) und St. 119. S. 1191—1192: Svenska språgets lagar von *Joh. Er. Rydqvist*. Bd. I. (Kl. Schriften 5, 475—476).

Den 6. Jan. 1851 trug er in der Akademie die Abhandlung: „Ueber den Liebesgott" (Abhandl. 1—16; Kl. Schriften 2, 314—332) vor, worin er in Anspruch nimmt, nicht nur in unserer heimischen Mythologie zum ersten Mal Liebesgötter aufgestellt, sondern auch nachgewiesen zu haben, daß in Eros, Pothos, Himeros, Amor, Cupido, Kâma, Wunsch, Wille ein und dieselbe Gottheit des Liebens, Begehrens, Denkens, Minnens, Trachtens und Sehnens walte. Schon am 9. Jan. folgte dieser die Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache" (Abhandl. 103—140; Kl. Schriften 1, 255—298), welche unter all seinen gelehrten Schriften die größte Verbreitung gefunden hat; ihre Separatausgabe erschien bis jetzt in 6. Auflage, auch wurde sie durch Wegmann ins Französische übertragen. Ihres hohen Interesses wegen verweilen wir ausnahmsweise länger bei ihr. Er schließt sich in dieser sehr schwierigen Frage der Ansicht Herder's an, sucht sie aber mit anderen Gründen, als diesem dafür schon zu Gebot standen, aufzustellen und zu bestätigen, faßt aber einzig und allein die indogermanische Sprache ins Auge. Nachdem er darzuthun gesucht, daß die Sprache nicht, ähnlich wie die Laute der Thiere, dem Menschen angeschaffen, noch eine ihm geoffenbarte, sondern eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von uns selbst erworbene sei, fährt er, die Ergebnisse der Sprachforschung zu Hilfe nehmend, S. 281 fg. also fort: „Dem menschlichen Geiste macht es erhebende Freude über die greifbaren Beweismittel hinaus zu ahnen, was er blos in der Vernunft empfinden und erschließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen, deren Denkmäler aus einem hohen Alterthume bis zu uns gelangt sind, zwei verschiedene und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorhergegangene, aber hinter dem Bereiche unserer Zeugnisse liegende nothwendig gefolgert werden muß." „Den alten Sprachtypus stellen uns Sanskrit und Zend, größtentheils auch noch die griechische und lateinische Zunge vor; eine reiche, wohlgefällige, bewundernswerthe Vollendung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandtheile lebensvoll durchdrungen haben." In den Fortsetzungen und späteren Erscheinungen derselben Sprachen, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meistens aufgegeben und gestört, zum Theil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unserer deutschen Sprache ist dasselbe Herabsinken vom früheren Höhepunkte größerer Formvollkommenheit unverkennbar und dieselben Wege werden eingeschlagen. Halten wir die gothische Sprache des 4. Jahrh. gegen unsere heutige, dort ist Wohllaut und schöne Behendigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Ueberall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maße gemindert als etwas anderes an die Stelle der

33*

alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vortheile auch hier nicht dürfen unterschätzt werden." „Beide Richtungen stehen einander keineswegs scharf entgegen und alle Sprachen zeigen sich auf manigfalten, ähnlichen und ungleichen Stufen. Diese Formabnahme hat z. B. auch im Gothischen oder Lateinischen bereits begonnen und für die eine wie die andere Sprache darf man eine vorausgegangene ältere und reichere Gestalt ansetzen, die sich zu ihrem classischen Bestand verhalte, wie dieser eben zum neuhochdeutschen oder französischen. Anders und allgemein ausgedrückt, ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprachen, läßt sich historisch gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegengesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabsehbar lange Zeit nicht sein. Es ist zulässig, selbst dem Sanskrit voraus noch einen älteren Sprachstand zu behaupten, in welcher die Fülle seiner Natur und Anlage wiederum reiner ausgeprägt gewesen wäre, die geschichtlich wir gar nicht mehr erreichen, aus dem Verhalt der vedischen Sprachform zur späteren ahnen." „Ein verderblicher Fehler würde aber sein, und er scheint mir gerade bei Untersuchung der Ursprache hemmend eingewirkt zu haben, jene Vollendung der Form noch höher und bis in ein vermeintes Paradies zurück zu verlegen. Vielmehr ergibt der beiden letzteren Sprachperioden Aneinanderhalten, daß wie an den Platz der Flexion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Flexion selbst aus einem Verband analoger Worttheile einmal erst entsprungen sein müsse." „Nothwendig demnach sind drei, nicht bloß zwei Staffeln der Entwickelung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und Sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte aber des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion, als noch nicht befriedigend, wieder fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und strengen Gedanken abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüthe und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben und hinter einander eintreten." Schön und anregend führt er dann S. 283 fg. dies weiter also aus: „Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen, ohne einen andern Haft als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, sodaß Licht und Schatten sich nicht recht vertheilen konnten (man könnte sagen, daß die flexionslose chinesische Sprache gewissermaßen in der ersten Bildungsperiode verharrt sei). Allmälich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nur wie halb und fast ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort, das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich gesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel." „Erst nach gelungener Zergliederung der Flexionen und Ableitungen, wodurch Bopp's Scharfsinn so großes Verdienst errungen hat, hoben sich die Wurzeln hervor und es ward klar, daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammengedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen voran gehn. Ihm sind Präpositionen und deutliche Zusammensetzungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Composition, der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse auf einander folgen. Die älteste Sprache war melodisch, aber weitschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen, und vermag mit geringeren Mitteln dennoch mehr." „Der den Ursprung der Sprache verhüllende Schleier", fährt er dann fort, „ist gelüftet, meist vollends aufgedeckt", und sucht darauf die wesentlichen Grundlagen der Untersuchung hinzustellen, die zu resumiren, hier nicht der Ort ist. Schließlich stellt er noch eine allgemeinere Betrachtung der angegebenen drei Perioden an. „Es ergibt sich", sagt er S. 290 fg., „daß die menschliche Sprache nur scheinbar und von Einzelnem aus betrachtet im Rückschritt, vom Ganzen her immer im Fortschritt und Zuwachs ihrer innern Kraft begriffen angesehen werden müsse. Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte" ... Er schildert dann in treffenden Zügen ihre verschiedenen Perioden. „Den Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man keinen paradiesischen nennen in dem gewöhnlichen mit diesem Ausdruck verknüpften Sinne irdischer Vollkommenheit; denn sie durchlebt fast ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geistes noch schlummern, oder nur halb erwacht sind." ... „Ihr Auftreten ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leibe raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vocalen und einfachen Consonanten gebildet, der Wortvorrath drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehn hervor aus sinnlicher, ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entsteigen. Die Verhältnisse der Wörter und Vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende, noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie thut, entfaltet die geschwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im Ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stätiges, darum stiftet diese früheste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verhallt wie das glückliche Leben jener ältesten Menschen ohne Spur in der Geschichte. Zahlloser Same ist in den Boden ge-

fallen, der die andere Periode vorbereitet." „In dieser haben alle Lautgesetze sich vervielfacht und glänzend aufgethan. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vocallängen entspringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohllautender Wechsel; auf solche Weise rücken auch Consonanten, nicht mehr überall durch Vocale gesondert, aneinander und steigen Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken und, indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmälich abschwächt, mit dem Worte, das sie bestimmen sollten, sich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache schwer überschaulichen Sonderbegriffe und unabsehbaren Wortreihen ergeben sich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Wesentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten hervortreten lassen. Die Wörter sind länger geworden und vielsilbig, aus der losen Ordnung bilden sich nun Massen der Zusammensetzung. Wie die einzelnen Vocale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter sich in Flexionen, und wie der doppelte Vocal in dichter Verengung wurden auch die Flexionsbestandtheile unkenntlich, aber desto anwendbarer. Zu fühllos gediehnen Anhängen gesellen sich neue deutlicher bleibende. Die gesammte Sprache ist zwar noch sinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und Allem, was diese knüpft, die Geschmeidigkeit der Flexion sichert einen zu ehrenden Vorrath lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um diese Zeit sehen wir die Sprache für Metrum und Poesie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechsel der Form unerläßlich sind, aufs höchste geeignet, und die indische und griechische Poesie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, später unerreichbaren Gipfel in unsterblichen Werken." „Da nun aber die ganze Natur des Menschen, folglich auch die Sprache, demnach in ewigem, unaufhaltbarem Aufschwung begriffen sind, konnte das Gesetz dieser zweiten Periode der Sprachentwicklung nicht für immer genügen, sondern mußte dem Streben nach einer noch größeren Ungebundenheit des Gedankens weichen, welchem sogar durch die Anmuth und Macht einer vollendeten Form Fessel angelegt schien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pindar's Oden Worte und Gedanken sich verschlingen; es entspringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thuenden Spannung, die noch stärker in den indischen Bild auf Bild häufenden Zusammensetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck solcher wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeist sich zu entbinden, indem er den Einflüssen der Vulgaridiome nachgab, die bei dem wechselnden Geschick der Völker auf der Oberfläche wieder neubefruchtend vortauchten. Gegenüber dem seit Einführung des Christenthums versinkenden Latein trieben auf anderer Schicht und Unterlage die Romansprachen empor und neben ihnen machten sich im Laufe der Zeit die deutsche und die englische Sprache nicht einmal mit ihren ältesten Mitteln, sondern in der durch die Kraft der Gegenwart bedingten Mischung Luft. Den reinen Vocalen war längst Trübung, die wir durch Umlaut, Brechung und noch auf andere dem Alterthume unbekannte Weise bezeichnen, gefolgt, unserm Consonantismus war beschieden, verschoben, entstellt und verhärtet zu sein. Man mag bedauern, daß die Reinheit des ganzen Lautsystems geschwächt fast aus der Fuge gerieth; allein Niemand wird auch verkennen, durch entsprungene Zwischentöne seien unerwartet neue Behelfe, mit welchen aufs Freieste geschaltet werden konnte, zu Wege gebracht worden. Eine Masse von Wurzeln wurde durch solche Lautänderungen verfinstert, fortan nicht mehr in ihrer sinnlichen Urbedeutung, nur für abgezogene Vorstellungen fort unterhalten; von den ehemaligen Flexionen ging das Meiste verloren und wird durch reichere, freiere Partikeln ersetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer der Sicherheit auch an vielseitiger Wendung gewinnen kann." Das Gewicht und Ergebniß dieser Erörterungen thut er dann an einem einzigen, aber entschiedenen Beispiele dar. „Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische, und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätern Europa's, der germanischen und romanischen, und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja die englische Sprache .. darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen. . . . An Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müßte, ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte: doch einige wohlthuende Erinnerungen wird sie darbieten, und wer möchte ihr die Hoffnung abschneiden? Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht im Anfang, sondern in ihrer Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen."

Das schwierige Problem ist jedoch mit dieser Abhandlung keineswegs gelöst. Die Behandlung allgemein sprachlicher Fragen war nicht gerade seine Stärke. Er sagt viel Schönes, Sinniges und Wahres; aber statt, wie man erwarten sollte, sich gerade hier an W. von Humboldt anzuschließen, dessen sprachwissenschaftliche Ansichten nirgends fruchtbarer sind, als bei solchen allgemeinen Problemen, folgt er allzu ausschließlich Herder, und dringt diesmal nicht hindurch zu dem unbewußt und gleichsam mit innerer Nothwendigkeit waltenden Sprachgeist, noch unterscheidet er die Individualität der verschiedenen Völker und deren Culturstufen. Dessenungeachtet ist diese Abhandlung grundlegend, und was er an deren Schluß (S. 298) sagt: „Bei dem Fortgang historischer Forschungen, wenn sie sich zu allen bedeutenden

Sprachgeschlechtern der Erde gewendet haben, werden große Aufschlüsse für das hier Erörterte und hoffentlich zu Gunsten des von mir Gefundnen sich einmal ergeben", hat sich vielfach bestätigt.

Den 13. Febr. las er dann in der Akademie: „Ueber eine Thierfabel" [Spinne und Podagra] (Monatsber. 99—103; Kl. Schriften 5, 400—403), den 27. Febr.: „Ueber zwei Stellen bei Sidonius Apollinaris" (Monatsber. 107—112; Kl. Schriften 5, 403—408). In der Gesammtakademie hielt er den 3. Juli die „Rede auf Lachmann" (Abhandl. I—XVI; Kl. Schriften 1, 145—162). Erfüllt von dessen großen und unvergänglichen Verdiensten um unsere altdeutsche Poesie, schloß er mit den Worten: „er war zum Herausgeber geboren, seines Gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehn"; aber er ließ auch einen Tadel auf dessen Behandlung der Nibelungen fallen, indem er, ausgehend von dem Inhalte der von Lachmann ermittelten zwanzig Lieder, seine Bedenken aussprach, die ihm dessen kritisches Ausscheiden, das gar kein Ende habe und Gefahr laufe, auf der einen Seite zu zerreißen, was auf der andern verbunden worden sei, eingeflößt habe. Den 14. Aug. las er dann in der Akademie: „Ueber eine Urkunde des XII. Jahrhunderts" (Abhandl. 361—384; Kl. Schriften 2, 333—359). Diese aus *Falke*, Traditiones corbeienses stammende, in vieler Beziehung wichtige und schwierige Urkunde erörtert er in gründlicher Weise und gab schätzenswerthe Beiträge zu unserer alten Geschichte und Geographie, sowie zu unserer Heldensage. Vom 13—17. Oct. schrieb er nun zu dem am 31. Oct. stattfindenden fünfzigjährigen Doctorjubiläum Savigny's: „Das Wort des Besitzes. Eine linguistische Abhandlung", mit jenem liebenswürdigen, früher erwähnten Vorworte. In dieser Abhandlung liefert er, indem er die vorzüglichsten Namen des Besitzes und Eigenthums bei Griechen, Römern, Deutschen, Slawen und Celten gesammelt und auslegt, den für die Cultur und Rechtsgeschichte wichtigen Nachweis, daß Eigenthum und Besitz zuerst im Hirtenleben beginnen; so bei Griechen, Germanen und Celten, während die Römer von Uralters her dem Landbau zugethan waren. — Für den 8. Band von Haupt's Zeitschrift schrieb er in diesem Jahre: „Jorcus und Zivelles (S. 1—6). Jönkan (S. 6—11). Einem gebesten (S. 11—13). Beginnen (S. 14—20). Achselbänder der Frauen (S. 20—21). All also als (S. 385—389). Almeinde (S. 389—394). Scuopuoza (S. 394—396). Albrecht von Halberstadt (S. 397—422). Albertus scholasticus (S. 464—466). In welchem Zeichen man Freunde kiesen solle (S. 542—544). Ueber den sogenannten mitteldeutschen Vocalismus" (S. 544—549). Sodann lieferte er in den Gött. gel. Anz. St. 175. S. 1747—1752 (Kl. Schriften 5, 476—479) die Recension von: Der Nibelunge Nôt und die Klage, herausgegeben von Lachmann. 3. Ausg., und Die echten Lieder von den Nibelungen, nach Lachmann's Kritik, zusammengestellt von K. A. Hahn. Hatte Jacob Grimm in der Rede auf Lachmann der Wahrheit genügen zu müssen geglaubt und auf dessen Behandlung der Nibelungen öffentlich einen Tadel fallen lassen, so verstärkte er diesen jetzt noch mehr dadurch, daß er nachwies, daß Lachmann, als er seine zwanzig Lieder geordnet und den Athesen nachgespürt habe, wenn ihm dabei auch sicher Rücksicht auf Inhalt, zuweilen auch auf Versbau und Grammatik überwogen habe, ein kunstvolles, ja überkünstliches System, welches den Zauber zerstöre, befolgt habe, da er Heptaden, in welche diese Lieder mit Ausnahme des zwölften zerfielen, zur Richtschnur seiner Behandlung genommen. „Dem freien ungehemmten Athemzuge des Epos", sagt er zum Schluß, „scheinen solche gleichförmige, halbnaturwüchsige Zahlen entgegen, und die Kritik des Inhalts wird für ihren alten Zweifel aus neuen von der Form dargereichten Bestätigung ziehen dürfen. Lachmann's Ehrenkranz ist so dicht und voll, daß ohne wesentlich Abbruch zu thun, auch ein paar Blätter davon abfallen können." Noch größeres Gewicht gab er dann dieser enthüllten „Versiebenung" unserer Nibelungen durch die in Zarncke's Liter. Centralblatt 1858. Sp. 275. 276 veröffentlichte Erklärung, daß sich Lachmann „unbegreiflicher Weise gar nicht, weder in Schriften, noch mündlich" darüber ausgesprochen habe. — Einen im Laufe dieses Jahres an K. Gödeke gerichteten Brief J. Grimm's, in welchem sich derselbe ausführlich über das von diesem aufgefundene niederdeutsche Lied: Koninc Ermenrikes dôt ausgesprochen hatte, veröffentlichte dieser mit dem Liede.

Im folgenden Jahre (1852) las Jacob Grimm in der Akademie den 12. Febr.: „Ueber Frauennamen aus Blumen" (Abhandl. 105—152; Kl. Schriften 2, 366—401), in welcher Abhandlung er den Eindruck darstellt, den die Betrachtung der Blumen und Pflanzen in vielen Lagen des bewegtesten Lebens auf das menschliche Gemüth hinterließ, und dann hauptsächlich nachzuweisen sucht, daß sie auch für die Namengebung sehr oft bestimmend werden mußte. Habe man auf die Pflanzen Gebräuche des Menschen angewandt, so habe es nicht ausbleiben können, daß umgekehrt die Eigenschaften der Bilder und Pflanzen auch auf die Menschen übertragen wurden. Dann trug er den 29. April eine „Scholie zur Lysistrata" des Aristophanes aus deutscher Sage vor (Monatsber. 211—214; Kl. Schriften 5, 408—410), sowie einen „Nachtrag zu der Abhandlung über eine Urkunde des XII. Jahrh." (Abhandl. 715—720; Kl. Schriften a. a. O.). Im Mai erschien dann das erste Heft des deutschen Wörterbuchs, dem das deutsche Volk mit größter Spannung schon lange entgegengesehen hatte. Seine kleineren sprachlichen Arbeiten theilte aber Jacob Grimm aus leicht erklärlichen Gründen nicht mehr Haupt mit zur Aufnahme in dessen Zeitschrift, sondern Th. Aufrecht und A. Kuhn für deren Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Doch reichen dieselben nicht über den ersten Band hinaus, wo er die Artikel: „SCADO (S. 79—83). Ueber eine ahd. Abkürzungsweise (S. 96). Ueber eine Construction des Imperativs (S. 144—148). Sâgara (S. 206—210). Kôlâhala (S. 210—211). Frauennamen auf NIWI (S. 429—434). BADO" (S. 434—438) darbietet.

Den 31. Jan. 1853 las Jacob Grimm in der Akademie: „Ueber einige Schriftsteller des 15. und 16. Jahrh." (Monatsb. S. 123), und den 12. Mai: „Ueber die Namen des Donners" (Abhandl. 305—332; Kl. Schriften 2, 403—438). In dieser mythologischen Abhandlung geht er davon aus, daß unvordenkliche Zeiten hindurch der germanische Stamm, während die ihm verwandten zumeist in weltliche Vielgötterei versunken waren, seine aus dem Hirtenleben hergebrachten einfachen Naturgötter behielt und behauptete. Um nun seine Vorstellung von diesen alten Naturmächten zu entfalten, liest er sich unter ihnen den Donner aus und untersucht die einzelnen Namen dafür, sowie die damit verbundenen Vorstellungen bei allen europäischen Völkern. Außer der vom 10. Juli datirten Vorrede (V—XII) zu: Wuk Stephanowitsch Karadschitsch Volksmärchen der Serben. Ins Deutsche übersetzt von seiner Tochter Wilhelmine, und einer gleichen (V—VIII) vom 26. Dec. zu: Der deutsche Christus. Funfzehn Canzonen von C. Candidus, bot Jacob Grimm in diesem Jahre nichts dar, da ihn das Wörterbuch vollauf beschäftigte.

Lieferung auf Lieferung waren von diesem großen Nationalwerke in rascher Folge erschienen, bis endlich im J. 1854 der erste Band vollendet war und unter dem Titel: „Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Erster Band A — Biermolke", geziert mit dem Bildniß der Brüder, erschien. Die Brüder hatten die Arbeit in der Weise unter sich vertheilt, daß jeder bestimmte Buchstaben übernahm, ohne daß der Eine dem Andern dreinreden sollte. Jacob begann mit dem Buchstaben A, B, C; Wilhelm wählte D, und so fiel denn der erste und ein gutes Stück des zweiten Bandes Jacob zu. Der erste, dessen Vorrede Sp. I—LXVIII den 2. März von Jacob unterzeichnet wurde, enthält außerdem ein dreißig Spalten füllendes Quellenverzeichniß, im Ganzen XCII und 1824 Seiten in Hochquart. Der zweite Band, Biermörder — D, folgte 1860, mit einer vom 6. Febr. unterzeichneten Vorrede (Sp. I—VI) und einem zweiten Quellenverzeichniß, Spalte VII—XVIII und 1775 Seiten. Die Ausarbeitung desselben und Besorgung zum Druck war für Wilhelm bestimmt, allein schon ehe der Druck begann, war dieser gestorben, und nun mußte Jacob auch für ihn eintreten. Der dritte Band, E—Forsche, war schon 1862 vollendet, wiederum mit einem Verzeichnisse neu benutzter Quellen von VIII Spalten und 1904 Seiten. Vom vierten Bande erschien die erste noch ganz von Jacob Grimm ausgearbeitete Lieferung 1863, und schon war die zweite bis in die Mitte des Artikels „Frucht" vorgeschritten, als der Tod auch ihn abrief. Wo Jacob Grimm stehen geblieben war, fuhr dann K. Weigand fort, der jedoch erst 1866 die unvollendet gebliebene Lieferung erscheinen lassen konnte. Schon 1864 erschien, aber mit K beginnend, die erste Lieferung des fünften Bandes, besorgt von Rud. Hildebrand, der sich bisher gewissenhaft der Correctur der Druckbogen unterzogen und oft Gelegenheit gefunden hatte, seine ungemeine Sachkenntniß und Neigung zur deutschen Sprache durch guten Rathschlag und Berichtigung einzelner Versehen oder Verstöße zu erweisen. Das Werk erhielt nun den Titel: „Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Fortgesetzt von Dr. Rudolf Hildebrand und Karl Weigand". Die zweite Abtheilung des vierten Bandes, mit H beginnend, übernahm 1868 Mor. Heyne.

Jacob Grimm gedenkt in der Vorrede vor Allem der äußeren Anlässe zu diesem Werke, der Vertreibung von Göttingen, und des in Folge dieser von der Weidmann'schen Buchhandlung an ihn und Wilhelm gestellten Antrags, ihre unfreiwillige Muße auszufüllen, und ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen. „Unmuße", fährt er dann fort, „und die freiwilligste war genug da, sie wäre nimmer ausgegangen, was frommte ihrer mehr und im Ueberschwank zu bereiten? Beinahe hieß es alte warmgepflegte Arbeiten aus dem Nest zu stoßen, eine neue ungewohnte und mit jenen, aller nahen Verwandtschaft zum Trotz unverträgliche, ihren Fittich heftiger schlagende darin aufzunehmen. Auf deutsche Sprache von jeher standen alle unsere Bestrebungen, den Gedanken ihren unermessenen Wortvorrath selbst einzutragen hatten wir doch nie gehegt, und schon der mühsamen Zurüstungen sich zu unterfangen konnte den für die Ausdauer unentbehrlichen Muth auf die Probe stellen. Aber im Vorschlag lag auch etwas Unwiderstehliches, das sich gleich geltend machte und zum voraus allen Schwierigkeiten, den vor Augen schwebenden, wie solchen, die sich erst, wenn Hand angelegt werden sollte, erzeigen würden, und die es vorauszuschauen unmöglich ist, die Spitze bot. Wir erwogen und erwogen, ein unabsehbares, von keinem noch angelegtes, geschweige vollbrachtes Werk öffnete allenthalben die fernsten Aussichten. Es gab weder ein deutsches Wörterbuch, noch einer anderen neueren Sprache in dem umfassenden, ausgedehnten Sinn, den wir ahnten, welchem gerade jetzt mehr als irgend wann mit treu aufgewandten Kräften Folge geleistet, mit reger Theilnahme entgegen gekommen werden könnte. Seine ungeheuere Wucht sollte nun auf vier Schultern fallen: das schien sie zwar zu erleichtern und zu vertheilen, indem ihm aber auch zwei Häupter erwuchsen, die nothwendige Einheit, wo nicht des Entwurfes, doch der Ausführung zu gefährden. Dies Bedenken dennoch hielt keinen Stich gegen die stete Gemeinschaft, in der wir von Kindesbeinen an gelebt hatten, die wie bisher auch für die Zukunft unsere Geschicke zu bestimmen und zu sichern befugt war. Eingedenk des uralten Spruches, daß ein Bruder dem andern wie die Hand der andern helfe, unternahmen wir williges und beherztes Entschlusses, ohne langes Fackeln, das dargereichte Geschäft, zu dessen Gunsten auch alle übrigen Gründe den Ausschlag gegeben hatten" (Sp. I fg.). Den Plan des Werkes hatte Jacob Grimm, wie oben angeführt, Lachmann gegenüber sofort ausführlich auseinandergesetzt. Sowol darüber, wie über den Fortgang des Werkes hatte dann Wilhelm Grimm auf der Versammlung der Germanisten zu Frankfurt im J. 1846 Bericht erstattet. „Dies Wörterbuch", sagt er, „soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhun-

derten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und schließt mit Göthe. Zwei solche Männer, welche, wie die Sonne dieses Jahres den edlen Wein, die deutsche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben, stehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftsteller, die zwischen beiden aufgetreten sind, waren sorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Kräfte Zweier, zumal wenn sie über die Mitte des Lebens längst hinweg geschritten sind, nicht zureichen, diesen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutschland (auch hier macht das nördliche und südliche keinen Unterschied) hat uns treuen Beistand, manchmal mit Aufopferung geleistet; oft ist er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur selten, wo wir ihn erwarteten, versagt worden." „In Luther", sagt er dann weiter, „gewann die deutsche Sprache, nachdem sie von der früheren, kaum wieder erreichbaren Höhe herabgestiegen war, wieder das Gefühl ihrer angeborenen Kraft. Aus Luther's Jahrhundert war, was sich nur erreichen ließ, zu benutzen; hernach hat der dreißigjährige Krieg Deutschland und sein geistiges Leben verödet; auch die Sprache welkte, und die Blätter fielen einzeln von den Aesten; was sich noch irgend auszeichnete, mußte berücksichtigt werden. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hing noch trübes Gewölk über dem alten Baum, dessen Lebenskraft zu schwinden schien." ... „Für diese Zeit war eine Auswahl zulässig; daß wir das Richtige getroffen, dürfen wir hoffen." ... „Unserm Vaterlande ist mehrmals ein Retter erschienen, der seine Geschicke wieder aufwärts lenkte; so erschien Göthe auch der Sprache als ein neues Gestirn." ... „Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend; der Geist des deutschen Volkes, der sich am klarsten in der Sprache bewährt, hatte bei ihm seine volle Freiheit wieder gefunden. Was sonst hervorragende Männer, wie Wieland, Herder, Schiller, in dieser Beziehung gewirkt haben, erscheint ihm gegenüber von geringem Belange. Lessing stand, was die Behandlung der Sprache betrifft, ihm am nächsten; aber Niemand hat ihn bis jetzt erreicht, geschweige übertroffen. Göthe ist also für die letztere Periode, da sein langes Leben eine glückliche Ausdehnung gegeben hat, der Mittelpunkt des deutschen Wörterbuchs.". Wie aber die Vorrede des Wörterbuchs Sp. XVIII ausführt, wurde bis in die Mitte des 15. Jahrh. zurückgegangen. „Daß bald nach 1450 mit Erfindung der Buchdruckerei eine neue Welt in den Wissenschaften anhebt, bedarf keiner Ausführung. Erst mit dem Jahre 1500, oder noch etwas später mit Luther's Auftritt den neuhochdeutschen Zeitraum anzuheben, ist unzulässig, und Schriftsteller wie Steinhöwel, Albrecht von Eib, Niclas von Wile, ja Kaisersberg, Pauli und Brant, die doch schon ganz seine Farbe tragen, würden ihm damit entzogen. Seit Luther steigt nun die Fülle und freiere Behandlung der Literatur." Als Endziel wurde zwar Goethe beibehalten, jedoch wurden auch die hauptsächlichsten späteren Schriftsteller, wie Uhland, Platen u. a. nicht ausgeschlossen, sodaß es sich über die gesammte hochdeutsche Schriftsprache von der Mitte des 15. Jahrh. bis auf heute, mit Ausnahme der Eigennamen, und des größten Theils der unter uns umlaufenden Fremdwörter erstrecken soll (Sp. XXXIV). Unter den Vorgängern Dasypodius, Joannes Frisius, Georg Henisch, Just Georg Schottelius, Stieler, Christoph Ernst Steinbach, Joh. Leonhard Frisch, Joh. Christoph Adelung, Joachim Campe waren die drei letzten die bedeutendsten, das Frischische und Adelungische Werk stand den Brüdern mit werthvollen Zusätzen von Johann Heinrich Voß, das Campe'sche mit den reichsten Ergänzungen von Meusebach zu Gebote. „Neben diesen beiden, unserm Wörterbuche vorausgehenden und gar nicht für es angelegten Sammlungen kommt nun der weit ansehnlichere Vorrath von manigfalten Auszügen in Betracht, die ihm unmittelbar zur Grundlage gereichen sollten, zum Theil aus unsrer eignen, unablassenden Lesung der Quellen hervorgingen, zum großen Theil aber durch Andere abgefaßt wurden, die wir damit beauftragt hatten, oder die sie von freien Stücken und nach eigner Wahl anboten" (Sp. LXV fg.). Es ist wol natürlich, daß Jacob Grimm das massenhaft sich aufhäufende Material, den sehr verschiedenen Werth der gelieferten Auszüge, überhaupt das weitläufige und verwickelte Geschäft oft als eine drückende Last empfand, zumal er sah, daß seine übrigen Bücher, die er angefangen oder mit sich herum trug, darunter litten. „Wie wenn tagelang feine, dichte Flocken vom Himmel nieder fallen, bald die ganze Gegend in unermeßlichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf mich andringender Wörter gleichsam eingeschneit. Zuweilen möchte ich mich erheben und Alles wieder abschütteln, aber die rechte Besinnung bleibt dann nicht aus" (Sp. II fg.). Denn das Wörterbuch sollte ja vor allen seinen Werken ein Nationalwerk sein, das sowol den Gelehrten als dem Volke ein Genüge thue und Allen die Halle unserer angestammten, uralten Sprache aufthue. „Von den an der Oberfläche klebenden, nicht tiefer eingehenden Arbeiten beginnt heutzutage auch die ernstere Stimmung des Volkes sich loszusagen. Aufgelegt zum Betrieb der Naturwissenschaften, die den Verstand beschäftigen und mit einfachen Mitteln, wenn sie recht verwandt werden, das Nützlichste ausrichten, wird ihm auch sonst das Unnütze und Schlechte verleidet; wozu ihm noch immer Handbücher und Auszüge unseres gewaltigen Sprachhortes und alten Erbes vorlegen? die statt dafür einzunehmen davon ableiten und nichts als schalen Absud seiner Kraft und Fülle bieten, aus dem keine Nahrung und Sättigung zu gewinnen steht, als sei der unmittelbare Zutritt verschlagen und die eigne Anschau verdeckt. Seit den Befreiungskriegen ist in allen edlen Schichten der Nation anhaltende und unvergehende Sehnsucht entsprungen nach den Gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen, die uns allein den Stempel voller Eigenheit aufzudrücken und zu wahren im Stande sind. Der großen Zahl von Zeitgenossen, vor deren wachem Auge die nächsten dreißig Jahre darauf sich entrollten, bleibt

unvergessen, wie hoch in ihnen die Hoffnungen gingen, wie stolz und rein die Gedanken waren; wenn nach dem Gewitter von 1848 Rückschläge lang und schwerfällig die Luft durchziehen, können Sprache und Geschichte am herrlichsten ihre unerschöpfliche Macht der Beruhigung gewähren. Auch die Kraft der unendlichen Natur zu ergründen stillt und erhebt, doch ist nicht der Mensch selbst ihre edelste Hervorbringung, sind nicht die Blüthen seines Geistes das höchste Ziel? Seiner Dichter und Schriftsteller, nicht allein der heutigen auch der früher dagewesenen will das Volk nun besser als vorher theilhaft werden und sie mit genießen können; es ist recht, daß durch die wieder aufgethanen Schleußen die Fluth des Alterthums, so weit sie reicht, bis hin an die Gegenwart spüle. Zur Forschung über den Verhalt der alten, verschollenen Sprache fühlen Wenige sich berufen, in der Menge aber waltet das Bedürfniß, der Trieb, die Neugier, den gesammten Umfang und alle Mittel unsrer lebendigen, nicht der zerlegten und aufgelösten Sprache kennen zu lernen. Die Grammatik ihrer Natur nach ist für Gelehrte, Ziel und Bestimmung des allen Leuten dienenden Wörterbuchs, wie hernach noch entfaltet werden soll, sind neben einer gelehrten und begeisterten Grundlage nothwendig auch im edelsten Sinne practisch" (Sp. VII). „Es soll", sagt er darum ferner Sp. XII fg., „ein Heiligthum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, Allen zu ihm den Eingang offen halten. Das niedergelegte Gut wächst wie die Wabe und wird ein hehres Denkmal des Volkes, dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen. Die Sprache ist Allen bekannt und ein Geheimniß, wie sie den Gelehrten mächtig anzieht, hat sie auch der Menge natürliche Lust und Neigung eingepflanzt." ... „Diese Neigung kommt dem Verständniß auf halbem Wege entgegen. Das Wörterbuch braucht gar nicht nach platter Deutlichkeit zu ringen und kann sich ruhig alles üblichen Geräths bedienen, dessen die Wissenschaft so wenig als des Handwerks entbehrt und der Leser bringt das Geschick dazu mit oder erwirbt sichs ohne Mühe. Frägst du den Schuster, den Becker um etwas, er antwortet dir auch mit seinen Wörtern und es bedarf wenig oder keiner Deutung. Auch ist gar keine Noth, daß Allen Alles verständlich, daß Jedem jedes Wort erklärt sei, er gehe an dem Unverstandnen vorüber und wird es das Nächstemal vielleicht fassen." ... „Fände bei den Leuten die einfache Kost der Sprache Eingang, so könnte das Wörterbuch zum Hausbedarf, und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden." ... „Man darf nur die fesselnde Gewalt eines nachhaltigen Füllhorns, wie man das Wörterbuch zu nennen pflegt, und den Dienst, den es thut, vergleichen mit dem ärmlichen eines dürren Handlexicons, das ein paarmal im Jahr aus dem Staub unter der Bank hervor gelangt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene oder die steife Verdeutschung eines geläufigen fremden Ausdrucks aufzutreiben." ... „Einem Uhrwerke gleich läßt sich das Wörterbuch für den Gebrauch des gemeinen Mannes nur mit derselben Genauigkeit einrichten, die auch der Astronom begehrt, und wenn es überhaupt nutzen soll, gibt es kein anderes als ein wissenschaftliches." Obschon nun das Wörterbuch für „alle Leute" bestimmt ist, so bedienen sich die Brüder dennoch der ganzen wissenschaftlichen Terminologie. „Bei den Philologen", heißt es Sp. XXXVIII, „haben sich längst lateinische Kunstwörter eingeführt, die sogar in üblicher Abkürzung von Jedermann verstanden werden und an denen ohne Nachtheil Niemand ändert." ... „Selbst Campe ist genöthigt, sie fast durchweg fortbestehen zu lassen. Mit den Buchstaben m. f. n. werden die drei Geschlechter aufs einfachste bezeichnet." Darauf hin werden dann auch die Abkürzungen, die J. Grimm in seine deutsche Grammatik eingeführt hat, angewendet: ags. (angelsächsisch), ahd. (althochdeutsch) u. s. w., jedoch sämmtliche Abkürzungen, sowol die der lateinischen als deutschen Grammatik werden am Schlusse des Quellenverzeichnisses des ersten Bandes aufgelöst. Hingegen sind in dieses Quellenverzeichniß die Abkürzungen für die aus der althochdeutschen, mittelhochdeutschen und andern altgermanischen Literatur angezogenen Werke, wonach z. B. O. den Otfrid, MHS die Minnesänger in der Ausgabe von Hagen bedeutet u. s. w., nicht mit aufgenommen. Letzteres hätte zwar ohne große Weitläufigkeit geschehen können, allein was Jacob Grimm Sp. XLV zur Rechtfertigung der den deutschen Wörtern beigefügten lateinischen Ausdrücke sagt, welche theils ein solches auslegen, was doch durch dieses selbst nicht geschehen konnte, theils dessen Begriff mit einem Schlage darlegen, wozu sonst ein Geschlepp langweiliger Definitionen nothwendig gewesen wäre; das gilt auch für jene Abkürzungen aus der Literatur: „Die Verständlichkeit aller lateinischen gebrauchten Ausdrücke für alle Leser des Wörterbuchs wird man nicht verlangen; die ihrer unkundig sind, hüpfen mit leichtem Fuße daran vorbei und finden sich dennoch zurecht, wie sie vorübergehen, wenn sie auf ein Wort gestoßen sind, dessen Gestalt sie gar nicht anzieht." ... „Jeder Leser bringt eine Menge Verständnisse mit sich, die ihm den Zutritt zu den Wörtern leicht machen; ihn auf allen Schritten zu geleiten, kann nicht die Absicht eines wissenschaftlichen Werkes sein, das zugleich höhere Zwecke verfolgt. Die Befähigung zu dem Wörterbuch wird sich durch den Gebrauch von selbst mehren." Der Worterklärung, wie sie auch beschaffen sei, kann kein Wörterbuch entbehren. „Hinter allen abgezognen Bedeutungen des Worts", heißt es nun in Betreff dieser Sp. XLV fg., „liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Findung die erste und ursprüngliche war. Es ist sein leiblicher Bestandtheil, oft geistig überdeckt, erstreckt und verflüchtigt, alle Worterklärung, wenn sie gedeihen soll, muß ihn ermitteln und entfalten. Aufzusuchen ist er vor allem in dem einfachen Verbum und wiederum zuerst in dem starken. Diese sinnlichen Bedeutungen anzugeben und voranzustellen ist in dem ganzen Wörterbuch gestrebt worden, es war aber unmöglich überall den bezeichneten Weg einzuschlagen, da es manche einfache und selbst starke Verba gibt, deren sinnlicher Inhalt nicht mehr deutlich vorliegt und schon in ihnen Bei-

mischungen empfangen hat, dann aber auch eine beträchtliche Zahl von Wörtern in der Sprache vorhanden ist, zu welchen das Verbum mangelt, d. h. erst durch tiefere Forschung gefunden werden kann." .. Die Worterklärung „ist nur die erste Ernte auf dem Gebiet der Sprache, wo der Halm an dem Boden abgeschnitten wird, tiefer dringen muß die Wortforschung und auch die Wurzel ausziehen." ... Jacob Grimm nimmt nun auch hier wieder seine Stellung innerhalb dem Gebiete der germanischen Sprachen. „Man kann ein Wort", sagt er Sp. XLVII fg., „aus sich selbst und seinem unmittelbaren Kreise verständigen, aber auch die nahen Geschlechter und Reihen zuziehen, von da wurde zu den umliegenden Mundarten und Sprachen vorgeschritten." ... „Bei unsern deutschen Wörtern muß es recht sein, vor allen zu versuchen, ob sie nicht auch innerhalb dem deutschen Gebiet selbst sich erklären lassen, das zwar nur engere, der Natur der Sache nach oft sichere Schritte zu thun erlaubt." ... „In einem deutschen Wörterbuche schien es Pflicht, allen Mitteln und Handhaben nachzugehen, die unsere Sprache selbst darreichte, und diesen Standpunkt werden auch solche hier erwarten, die ihm geringeren Erfolg zutrauen und lange nicht Alles einzuräumen geneigt sind. Mit dem Fortschritte der Forschung werden neue Ergebnisse eintreten, denn selbst die Mängel einer redlich angesetzten Arbeit zu Reiz und Antrieb gereichen." Außer dem Hauptzweck des Werkes, „den Umfang des neuhochdeutschen ganzen Zeitraums so viel als möglich zu erschöpfen und dadurch nicht allein das Verständniß der einzelnen Ausdrücke zu ergründen, sondern auch die Liebe zu den vergessnen Schriftstellern dieser Zeit wieder anzufachen" (Sp. XVIII), führt nun Jacob Grimm Sp. VIII an: „Ich wollte auch den Wust und Unflath unsrer schimpflichen die Gliedmaßen der Sprache ungefügig verhüllenden und entstellenden Schreibweise ausfegen, ja daß ich dafür den rechten Augenblick gekommen wähnte, war einer der Hauptgründe, mich zur Uebernahme des Wörterbuchs zu bestimmen" (Sp. VIII) [21]. Die Verlagshandlung hegte jedoch die Besorgniß, daß das Publicum, für einzelne Besserungen der Orthographie zwar empfänglich, durch heftige Erschütterung des Hergebrachten und festhaftenden Brauchs abgeschreckt werden möge. So freie Hand den Brüdern aber auch gelassen war, so erkannten sie doch gern die Rathsamkeit kluger Beschränkung an, „fast jederzeit haben mäßige und allmälich vorgebrachte Reformen Eingang, überspannte Abwehr gefunden" (Sp. LXII). „Eine gänzliche Umwälzung, wobei freilich mit nothwendigen Ausnahmen wieder der mhd. Schreibweise zugelenkt werden müßte, scheint erst dann gelingen zu können, wenn ihr unter grammatischer Begründung in empfänglicher Zeit durch ein Wörterbuch vollständig der Weg gebrochen sein wird. Das gegenwärtige darf bloß Anspruch darauf machen ihn hin und wieder anzubahnen und die Aenderung vorzubereiten" (Sp. LV). Was Jacob Grimm in der Vorrede zur 3. Ausg. der Grammatik sagt: „Von untersuchenden Büchern, die gleich auf den ersten Wurf so seien, daß sie unverrückt stehn bleiben dürfen, wohnt mir keine Vorstellung bei", und wovon er bei allen seinen Arbeiten durchdrungen ist, das spricht er auch bei dem Wörterbuche Sp. LXVIII aus: „Wenn die Fächer und Zellen errichtet sind, kann eingetragen werden und unmöglich ist, daß sie alle schon erfüllt wären. Ein Tag lehrt den andern und wie froh macht es, die unvollkommne Arbeit unaufhörlich zu ergänzen und zu erweitern. Eine große Zahl sprachergiebiger Werke, die jetzt noch ungelesen bleiben mußten, wird auf allen Blättern übersehene Wörter darreichen und für die gebrauchten Beispiele manche frischere an Hand geben; ja gelesene Hauptschriften sind allmälich wieder zu lesen, weil das erstemal noch nicht auf Alles geachtet werden konnte."

Die Anordnung der Wörter ist eine streng alphabetische, die Behandlung eines jeden derselben eine streng historische. Nachdem die Bedeutung des Wortes angegeben und, wo es nothwendig scheint, dessen Begriff erklärt ist, was beides in der Regel durch lateinische Ausdrücke geschieht, wird mit einer Vorgeschichte desselben begonnen, welche sowol alle seine Formen in den früheren Sprachperioden, den gothischen, althochdeutschen, mittelhochdeutschen, sowie den andern germanischen Sprachzweigen, nicht selten sogar in den noch fortlebenden Mundarten, als auch seine Etymologie unter nothwendiger Berücksichtigung der verwandten Sprachen darlegt und seine Urbedeutung erschließt. Dann folgt der Haupttheil, die geschichtliche Entwickelung des Wortes in der neuhochdeutschen Periode, von seinem ersten Auftreten bis auf die Gegenwart (etwa 1845), nach seiner Gestalt, Betonung, Bedeutung, seinem Gebrauch, sowie nach den Sitten oder dem Glauben, den es bezeichnet; und das Alles unter den reichsten, fein ausgewählten Belegen.

Mit seltener Einmüthigkeit und Freude betheiligte sich das deutsche Volk an diesem großen Unternehmen. „Durch warme Theilnahme des Volks allein", sagt daher J. Grimm Sp. VIII, „ist die Erscheinung dieses deutschen Wörterbuches möglich und sicher geworden, das also im auffallenden Gegensatz steht zu den Wörterbüchern anderer Landessprachen, die von gelehrten Gesellschaften ausgegangen auf öffentliche Kosten ans Licht getreten sind, wie es in Frankreich, Spanien, Dänemark geschah." Mit wahrem Jugendmuth, mit wachsender Energie und Ausdauer und mit Aufbietung all ihrer Gelehrsamkeit, Sorgfalt und mächtigen Geistesgaben haben die Brüder das kolossale Werk in Angriff genommen und ausgeführt, das Jeden, der nur die starken, enggedruckten Bände überblickt, mit Staunen erfüllt, und dieses wächst, wenn man die verhältnißmäßig kurze Zeit bedenkt, in der namentlich Jacob das angesammelte Material verarbeitet hat.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Aufnahme des Werkes bei dem deutschen Volke, als seine erste Lieferung erschien, eine getheilte war. Was man vor Allem vermißte, das war die geringe Berücksichtigung des prak-

21) Vergl. den Brief Jacob Grimm's an die Weidmann'sche Buchhandlung in dieser Angelegenheit in Höpfner's und Zacher's Zeitschr. f. deutsche Philologie. Bd. I. S. 227 fg.

tischen Bedürfnisses des Volkes, für das es doch vorzugsweise bestimmt war; denn wer Auskunft, Aufklärung, Entscheidung im Zweifel über das Sprachrichtige sucht, der muß erst selbst durch Eingehen auf die historische Behandlung das Gesuchte herausfinden. Aber auch von wissenschaftlicher Seite, wenn auch von Männern, wie Chr. F. L. Wurm und Daniel Sander, welche Jacob Grimm jedoch nicht einmal als Halbkenner unserer Sprache bezeichnet, sind mancherlei Ausstellungen erhoben worden, einzelne im hohen Grade gehässig und verkehrt, andere aber allerdings begründet. Die erstrebte Vollständigkeit ist nicht erreicht, gar mancher Autor ist besonders bevorzugt, andere nicht minder wichtige sind wenig oder gar nicht berücksichtigt. Ferner ist namentlich Jacob bei Aufstellung und Entwickelung der verschiedenen Bedeutungen nicht streng logisch verfahren, und in seinen Etymologien und Worterklärungen läßt er nur allzu oft seiner frühern Kühnheit und raschen und weitgreifenden Combinationskraft die Zügel schießen. Was man aber insbesondere zu tadeln hatte, das war die Verkennung der Berechtigung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, die versuchte Einführung der historischen Orthographie mit Restaurationen mancher Formen, welche seit dem Mittelalter aus unserer Sprache verschwunden sind. Allein das Werk ist nach einem so vortrefflichen und vollständigen Plane entworfen, „daß man", wie Scherer mit Recht sagt, „in alle Zukunft voraussichtlich nie daran denken wird, die Fundamente, die hier gelegt sind, noch einmal neu zu legen"; die „Fächer und Zellen" sind, soweit es den Brüdern vergönnt war, sie aufzuführen, trotz vielfacher Lücken so vollständig und so reichlich ausgefüllt, daß uns in kaum geahnter Weise der Reichthum und die Kraft unserer Sprache entgegentritt. Sind gar manche Etymologien auch zweifelhaft und geradezu verfehlt, so ist doch das dabei vorwaltende Bestreben, sie aus den germanischen Sprachen selbst zu versuchen, oft in hohem Grade anziehend. Die Geschichte und Bedeutung der Worte unserer neuhochdeutschen Zeit ist überall mit allen erdenklichen Mitteln geistvoll und scharfsinnig entwickelt und ihnen oft in wahrhaft überraschender Weise nach allen Seiten für Sprache und Sitte reicher Gewinn abgerungen. Die größeren Artikel sind geradezu als kleine Monographien zu betrachten, welche uns in das Innerste Heiligthum unserer Sprache führen. Dazu ist in demselben uns ein lexikalisches Hilfsmittel für das Verständniß unserer ältern neuhochdeutschen Literatur geboten, wie wir ein solches noch nie besessen haben, und mit ihm der Anstoß gegeben, der Sprache der bedeutenderen Schriftsteller dieser Periode eingehende und gewinnreiche Werke zu widmen, wie z. B. das Wörterbuch zu Luther's Schriften von Dietz.

So schmerzlich es auch zu bedauern ist, daß die vielen großen Arbeiten, mit denen sich Jacob in seinen letzten Jahrzehnten herumtrug, dieses Werkes wegen nicht zur Ausführung gelangen konnten, so hätten doch die Brüder ihr Forscherleben zum Heil und Stolz ihres Volkes nicht schöner und passender krönen können, als daß sie, was kaum Einer gewagt, noch vermocht hätte, selbst Hand anlegten an ein Werk, welches ein Nationalwerk ist im vollsten und höchsten Sinne des Worts, ein Thesaurus „unserer angestammten, uralten Sprache, an der unsere Volkskraft und Dauer hängt", wie ihn keine Sprache der Welt besitzt, den die Franzosen mit dem ihnen eigenen Geschick nachzuahmen versucht haben und ganz nach dessen Muster das große Wörterbuch der niederländischen Sprache angelegt ist, sodaß also auch diesem Werke, wie der Grammatik, ein weltgeschichtlicher Charakter zuzuerkennen ist.

Gleichsam zur Erholung von der Arbeit am Wörterbuche beschäftigte sich Jacob Grimm, während Lieferung auf Lieferung erschien, mit folgenden Abhandlungen:

1854 „Ueber Etymologie und Sprachvergleichung", gelesen in der Akademie den 10. Aug. (Monatsber. S. 485; Kl. Schriften 1, 299—326), in welcher linguistischen Abhandlung er nachweist, daß dem rathlosen und unbehaglichen Schweifen auf dem wogenden Meere der Wörter bei den früheren etymologischen Versuchen aller Zeiten endlich gesteuert worden sei durch den Vortritt der bisher noch unerforschten Sanskritsprache, sowie den Zutritt der deutschen, slawischen, lithauischen und der übrigen europäischen Idiome in den wissenschaftlichen Kreis der Untersuchung, aber zugleich bei seiner frühern Ansicht verharrt: „Deutsche Sprachforschung soll eben so wenig jener großartigen und heilsamen Sanskritregel sich verschließen, als ihren eigenen und näheren Standpunkt fallen lassen, den sie neben ihren nächsten Nachbarn einnimmt", worauf er dann seine Vorstellung von dem bei allen etymologischen Forschungen einzuschlagenden Gang zu entwickeln sucht und ihn besonders auf deutsche Beispiele zu stützen trachtet. In demselben Jahre las er daselbst noch: „Ueber Runen, welche in Frankreich gefunden worden" [mit einer Tafel] (Monatsber. 527—530); ferner: „Ueber eine neue Ausgabe des codex argenteus von Andr. Uppström" (Monatsber. S. 697) und: „Ueber das Vorkommen des Wortes „„Wörterbuch"" im 17. Jahrhundert" (Monatsber. S. 697—698).

Den 18. Jan. 1855 berichtete er in der Akademie über G. Landau's Beschreibung des Gaues Wettereiba (Monatsber. S. 42), trug dann den 30. April ebenda die Abhandlung: „Ueber die Marcellischen Formeln" vor (Abhandl. S. 51—68; Kl. Schriften 2, 152—172), deren Kelticität er so schlagend nachweist, daß Casp. Zeuß, der in seiner Grammatica celtica darüber in hochfahrender Weise ein Verdammungsurtheil ausgesprochen hatte, was dann Andere schadenfroh auszubeuten gesucht, J. Grimm in einem Schreiben, welches dieser in der Akademie den 3. April 1856 (Monatsber. S. 187; Kl. Schriften 5, 410 fg.) vortrug, erklärte, daß er an die Kelticität dieser Formeln nunmehr glaube und jenes Urtheil streiche. Hierauf las er am 20. Dec.: „Ueber den Personenwechsel in der Rede" (Abhandl. von 1856. S. 1—64; Kl. Schriften 3, 236—311), worin er weiter ausführte, was er bereits in der Grammatik darüber gelehrt hatte. In Wolf's Zeit-

schrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde veröffentlichte er Bd. 1. S. 1—2 „Reime aus dem Kinderleben".

1856 übernahm er das Referat der bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen eingereichten Bearbeitung der Chronik des Henricus de Hervordia, welche er eingehend beurtheilte und warm für die Ertheilung des ausgesetzten Preises empfahl. Dies Referat erschien sodann in den Göttinger Nachrichten d. J. Nr. 4. S. 94—108 unter dem Titel: „Ueber und zu Heinrichs von Herford Chronik". Veröffentlicht wurde in diesem Jahre auch sein Brief an Prudens van Duyse, in dem er die Widmung dessen Buches: *J. F. Willems*, Nalatenschap. Dicht en toneelstukken. Met inleiding bydragen en aenteekeningen van M. Prudens van Duyse. Gent 1856, angenommen hatte. In der Akademie las er den 23. Oct.: „Ueber die Runische Inschrift am Löwen zu Venedig" (Monatsber. S. 437—440). Franz Pfeiffer hatte sich für die von ihm mit diesem Jahre begonnene Germania folgender Aufsätze von Jacob Grimm zu erfreuen: „Ueber die zusammengesetzten Zahlen (S. 18—33). ⊙ ist HV (S. 129—133). Kleine Mittheilungen: 1) Ueber das Ludwigslied (S. 233—235). 2) Der Le am Seestrande (S. 235—236). 3) Zum Muspilli (S. 236—237). Der Graumantel (S. 484—485). Sindôs" (S. 485).

Den 19. Febr. 1857 las Jacob Grimm in der Akademie: „Ueber die Wörter Weinkelter und Traube" (Monatsber. S. 146—147; Kl. Schriften 5, 411—413), den 26. Febr.: „Ueber Verbreitung des Todes und Lebens" (Monatsber. S. 154—157; Kl. Schriften 5, 413—416); trug dann am 12. März die Abhandlung: „Ueber das Gebet" vor (Kl. Schriften 2, 439—462). Er stellt hier zunächst eine Reihe anmuthiger Sagen zusammen, die aber nichts als mythisches Element enthalten, und legt dann aus seiner noch nicht vollendeten Untersuchung in engerem Umriß die Ergebnisse derselben vor. Zugleich stattete er Bericht über Ad. Helffrich's Reise durch Spanien und besprach die von diesem in einem madrider Codex entdeckte Lesart Frigaholda (Monatsber. S. 174—176; Kl. Schriften 5, 416—417). Für den 2. Band von Pfeiffer's Germania bot er dar: „Johann Lauremberg (S. 298—306). Participium Präs. für Krankheiten (S. 377—378). Recension von Canti popolari toscani raccolti e annotat. da *Giuseppe Tigri* (S. 380—382). Ueber einen Fall der Attraction (S. 410—418). Nachtrag zu Lauremberg (S. 445—448). König Heinrichs Lieder" (S. 477—480). Sodann im Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts, herausgegeben von Becker und Muther 1, 257—265, Aufsatz: „Recht von Hiesfeld", und den 29. Oct. in G. Michaelis, Ueber die Anordnung des Alphabets, Berlin 1858. S. 41—46: „Ueber die für CH, SCH, SZ vorgeschlagenen Zeichen".

Im J. 1858 las er in der Akademie am 2. April: „Ueber einige Fälle der Attraction" (Abhandl. 1, 31; Kl. Schriften 3, 312—348), ein Bruchstück aus der Syntax des zusammengesetzten Satzes, das den, denselben Gegenstand behandelnden Aufsatz im 2. Bande von Pfeiffer's Germania weiter ausführt, und trug den 2. und 3. Juni die Abhandlung: „Von Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen" (Abhandl. 33—87; Kl. Schriften 3, 349—413) vor. Jac. Grimm hatte 1846 die Akademie veranlaßt, als Preisaufgabe eine Sammlung der althochdeutschen Eigennamen zu stellen. Den Preis erhielt E. Förstemann's Arbeit, der darauf dieselbe zu seinem Altdeutschen Namenbuch erweiterte. Die Wichtigkeit der Namen hatte Jacob Grimm früh erkannt, in der Grammatik hatte er ihnen besondere Aufmerksamkeit geschenkt, jetzt, obschon hochbetagt, konnte er sich nicht versagen, auch dieses noch ungebaute Feld in Angriff zu nehmen und die ersten Furchen zu ziehen. „Welchen Reiz und welche anziehende Kraft", sagt er S. 351 (Kl. Schriften), „hat unter allen sprachlichen Untersuchungen eben die über Eigennamen, wie geschäftig sein muß man, um jede hier aufsteigende Frage zu behandeln; ich werde zwar oft noch die Eingänge finden, aber nicht mehr den Genuß haben, bis in die Mitte der Forschung zu gelangen, geschweige ihren Ausgang zu ermitteln." Ausholend über das grammatische Geschlecht insgemein und über dessen Darlegung in der Sprache, schreitet er zu dem, was er sich vor die Hand genommen hat: „Es ist eine merkwürdige, noch nicht hinreichend beobachtete Erscheinung, daß zu männlichen Namen auch weibliche Beinamen gestellt werden und neben meistentheils voller weiblicher Flexion dennoch männliche Pronomina und Adjectiva sich zur Seite haben. Das Nämliche ereignet sich sodann auch bei einer beträchtlichen Zahl von männlichen, weiblich gebogenen Appellativen, die jenen Beinamen verwandt, folglich aus ihnen entsprungen scheinen. Die ganze Anomalie tritt aber nicht nur in lateinischer und griechischer Zunge, sondern eben wol in deutscher, slavischer, litauischer vor, ein so weit erstreckter Zug kann unmöglich ohne festesten Anhalt sein" (ebenda S. 356). Diese wunderbare, nirgends entlehnte, sondern in geheimer Werkstätte der menschlichen Sprachen gezeugte Einstimmung dieser Anomalie weist er nun an zahlreichen Beispielen nach, vorzüglich aus dem Lateinischen (als T. Sempronius Musca) und Altnordischen (Einar Fluga), und gibt damit der gesammten Philologie einen Anstoß, tiefer als bisher geschah, in die Natur und Beschaffenheit der Eigennamen einzudringen. — Für den 3. Band von Pfeiffer's Germania lieferte er die Artikel: „Hlid. Sceld. Drep (S. 1—6). Zu den altdeutschen Gesprächen (S. 48—57). Der deutsche Instrumentalis" (S. 151—154). Es sind dies die letzten, welche von ihm in dieser Zeitschrift erschienen.

Das bekannte in Wien aufgefundene althochdeutsche Schlummerlied, dessen Entdeckung Jacob Grimm mit großer Freude erfüllte, und das er schon den 31. Oct. 1858 Franz Pfeiffer brieflich erklärt hatte (Germania 11, 243 fg.), veranlaßte ihn nun, den 10. März 1859 in der Akademie: „Ueber die Göttin Tanfana" zu lesen (Monatsber. 254—258; Kl. Schriften 5, 418—421). Eine besondere Abhandlung über dieses Lied gedachte er noch in seinem letzten Lebensjahre erscheinen zu lassen

(s. seinen Brief an Franz Pfeiffer vom 26. Juli 1863, Germ. 11, 256), worauf er noch zwei andere mythologische Vorträge folgen ließ: den 20. Juni: „Ueber die Göttin Freia" (Monatsber. 413—423; Kl. Schriften 5, 421—430) und den 18. Juli: „Ueber die Göttin Bendis" (Monatsber. 515—524; Kl. Schriften 5, 430—438). Darauf hielt er den 10. Nov. zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's in der feierlichen Sitzung der Akademie, deren Auftrag zufolge, die „Rede auf Schiller" (Kl. Schriften 1, 374—398), in der er dem Lieblingsdichter seiner Jugendjahre in der freimüthigsten Weise ein herrliches Denkmal setzte. Den 24. Nov. las er dann: „Ueber Lautumstellung" (Monatsber. 721—723; Kl. Schriften 5, 438—441). Da wurde ihm am 16. Dec. mitten unter den Arbeiten am zweiten Bande des Wörterbuchs sein Bruder Wilhelm durch den Tod entrissen, und er mußte nun bei dieser Arbeit für diesen eintreten und Alles auf seine Schultern nehmen, nachdem er schon im Juni des vorigen Jahres die beiden ersten Lieferungen des 3. Bandes hatte erscheinen lassen.

Den 26. Jan. 1860 hielt er in der Akademie die schon erwähnte „Rede über das Alter" (Kl. Schriften 1, 188—210), ließ darauf im April den zweiten Band des Wörterbuchs erscheinen und hielt dann den 5. Juli die „Rede auf Wilhelm Grimm". Dieselbe ist ebenfalls schon erwähnt und wir werden bei Wilhelm Grimm darauf weiter zurückkommen. Der Schluß des Manuscriptes, von den Märchen handelnd und der vermuthlich Jacob's Antheil an denselben hervorhob, ist jedoch, da er denselben umschreiben wollte, abhanden gekommen. Den 6. Dec. trug er in der Akademie die Abhandlung: „Der Traum von dem Schatz auf der Brücke" (Kl. Schriften 3, 414—428) vor, welche besonders darum wichtig ist, als Jacob Grimm an dies lehrreiche Beispiel der Sagenbildung gegenüber der früher erwähnten Ansicht, welche in unseren Märchen importirte Stoffe erblickt, „einige Betrachtungen über das Entstehen und Ausbreiten der Volkssagen insgemein" anknüpft. „Neuerdings", sagt er S. 425 fg., „ist man zumal darauf bedacht und beflissen gewesen, die zum Theil längst bekannten, zum Theil neu eröffneten orientalischen Quellen an Rang oben an zu stellen, und was sich in Europa fortgestaltet hat, als ihnen entflossen anzusehen. Sorgfältige Erwägung der in Indien entsprungenen, von da nach Persien und Arabien übergegangenen Mythen verrathen Zusammenhang mit buddhistischen Anschauungen, und wie der Buddhismus überhaupt eine große Kraft in sich trug, Lehren und Gebräuche noch über sein eigentliches Gebiet Wurzel fassen zu lassen, so sind seine Spuren auch in indischen, chinesischen und mongolischen Ueberlieferungen aufzuweisen, von da nach mehreren Seiten hin weiter verbreitet worden. Vieles ist hier einzuräumen, dennoch Manches auch der Annahme, wenn sie zu weit greift, entgegenzuhalten." „Ursprung und Fortbreiten der Sprache und Sage haben deutliche Analogie, beide aus den Gedanken der Menschen selbst hervorgehend erheben sie sich und werden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Aus Ueberschätzung der Urkunden des alten Testaments suchte man ehedem die Wörter aller Sprachen auf hebräische Wurzel zurückzuleiten; in noch beschränkterem Sinn, wenn auch mit besserem Schein, sollten deutsche Wörter sich erklären aus griechischen oder lateinischen. Unsere Zahlwörter z. B. sind freilich den griechischen und lateinischen identisch, aber nicht aus ihnen entnommen oder entstellt, so wenig als gleichfalls einstimmige slavische und lithauische, und nicht anders verhält es sich mit vielen andern Wörtern und Sprachformen. Seit das Studium des Sanskrit und aller arischen Sprachen überhaupt tiefere Wurzel geschlagen hat, sind auch jene Irrthümer zerstoben und man ist mitten in Wahrnehmung überraschender Verwandtschaften zur Erkenntniß des besondern Rechts und Eigenthums jeder einzelnen Sprache gelangt. Soll nun das falsche Verfahren auf die Abkunft und den Zusammenhang der manigfalten Sagen angewandt werden?" Der Traum von der Brücke zu Prag gleicht dem von der Brücke zu Paris, ungefähr wie unser zehn, das franz. dix, das sl. deset, etymologisch auf demselben Grunde stehen, ohne daß etwas von dem andern entlehnt zu sein braucht. Die erste Abfassung des Karlmeinet reicht schon über die Lebenszeit Dscheláleddin Rúmis hinauf und die Sage von des Hoderich Traum könnte noch weit früher in Frankreich umgegangen sein, freilich, wer im Nebel bloßer Vermuthung tappen mag, auch im Orient eine ähnliche Ueberlieferung, die ich im voraus zugeben kann. Halten wir uns, bevor sie wirklich aufgefunden ist, an die gesicherten Data, so hat keine Erborgung stattgefunden. Will man ein berühmtes Beispiel von lebhafter Begegnung ferner sagen? Das Märchen von Rampsinits Thurm bei Herodot findet sich an sechs Stellen anderwärts immer mit Abweichungen, die bald blässer, bald frischer erzählen, welcher Mythenforscher wollte es nach Asien und Europa erst aus Aegypten eingebracht wähnen? In der That, die Aehnlichkeit der einzelnen, weit zerstreuten Gebilde erfreut desto mehr und scheint desto lebendiger, je weniger sie auf nachweisbares, ermattendes Borgen zurückgeht, vielmehr auf dem tieferen, kaum zu erkennenden Hintergrund eines allen gemeinsamen frischgebliebenen Ursprungs." „Ich gewahre in deutschen Sagen einer andern Farbe, eines andern Tons, als in griechischen, indischen, und grell fällt der Abstand auf, wenn man litauische, slavische, finnische, lappische hinzuhalten will; es ist, als ob eine göttliche Macht ihre Gaben nach verschiedenen Seiten austheile und für das, was sie einem Volk oder Zeitalter im Einzelnen versagt, gern auch Ersatz gewähre. Ebenmaß geistiger und sinnlicher Elemente thun hoher Ausbildung wohl und die griechische Sprache wie Mythologie bewahrheiten es; wo aber aus dem naiven Bestand und Vorrath noch kein geistiger sich entfaltete, scheint jenem längere Frische beschieden und zähere Kraft verblieben. Darum erblicken wir bei Finnen, Litauern und einzelnen slavischen Völkern, die sämmtlich keine Literatur erzeugten, Volkslied, Sage und Märchen in dichter Fülle, wie auch ihr Wortreichthum und ihre grammatische Gefügigkeit un-

geschrieben und mit des Gedächtnisses ungeschwächter Gewalt anhält, während aufstrebende Sprachen vieler sinnlichen Wörter oder Formen sich entledigend auch ohne solche bedeutsamere Wirkung erreichen, volksmäßig roher Ueberlieferung sich entschlagen. Alle feingebildeten orientalischen Dichtungen sind erfüllt von Duft, Glanz und Zierrath, im Gegensatz zu der reinen, freien Luft der europäischen; die gewandteste Gabe des Erzählens gebricht ihnen dennoch nicht, wie sie in den kunstreich verschränkten Märchen des Somadeva oder der 1001 Nacht anschaulich waltet; nicht selten aber fühlt man etwas Störendes mitten in allem so reichen Geschick. Den buddhistischen Vorstellungen ist sittliche Strenge und Tiefsinn zu eigen, es geht aber auch etwas Gedrücktes, Trübseliges hindurch, das dem Abendlande widersteht, obschon manches von ihnen her weit vorgedrungen, nicht ohne Einwirkung auf jüdische und christliche Secten, auf catholischen Kirchenbrauch und die Mönchsorden geblieben scheint." „Doch soll hier das scheu und behutsam Ausgesprochene nicht für alle und jede Folgerungen gelten, die sich daraus ziehen ließen, ich gestehe, daß Einiges bezweifelt und bestritten werden mag, nur von einer Seite her gewinne ich die deutlichste Bestätigung, aus der Thiersage. Auch sie geht um in Asien wie in Europa und zeigt hier wie dort unverkennbaren Einklang. In **Kalilah va Dimnah** erscheinen die Fabeln von Löwe und Schakal, wie theilweise auch bei Aesop und bei allen Westländern von Bär, Wolf und Fuchs, zum vollen Epos erwachsen unter den alten Franken, den Franzosen und Deutschen des Mittelalters. Was aber Aesop und auch Babrius überlieferte, ist nur abgeschwächt und bar herodotischer Ausführlichkeit, die als Seele aller Fabel betrachtet werden muß. Von der großen Tafel dieses Thierepos sind noch Bruchstücke unter den Kindermärchen unsers Volkes übrig, leben und weben bei allen vorhin genannten Stämmen, deren gehemmte Ausbildung solchen Stoffen gerade Schutz und Hegung brachte. Dichtes Gras und Wiesenblumen verkommen auf Gartenbeeten. Dem deutschen Volk aber, dem schon, bevor es sich zum Christenthum bekehrte, Heldensage und Thierfabel angehörte, müssen insgemein Grundlagen fortlebender Märchen und Sagen zugestanden werden, die es bereits aus Asien her mitgeführt haben mochte und unablässig auf neue Oerter und Zeiten anwandte. In der ganzen Natur und in dem Wesen der Sage selbst ist etwas Angebornes und aus dem eignen Boden Steigendes, das man ungern in die Ferne und Fremde weggibt."

Im J. 1861 las Jacob Grimm in der Akademie den 25. April: „Ueber MAUE" [manica, plattdeutsch] (Monatsber. 455—458; Kl. Schriften 5, 441—445), und den 5. Aug.: „Ueber einige gothische Wörter" (Monatsber. 837—845; Kl. Schriften 5, 445—452).

Im J. 1862 las er den 6. März: „Ueber die Vorstellungen des Stehens, Sitzens, Liegens" (Monatsber. 162) und handelte nebenbei auch ausführlich über den Schlaf der Vögel; siehe seinen Brief vom 11. April an Franz Pfeiffer, in welchem er zugleich in die wehmüthigen Worte ausbricht: „Es kommt mir manchmal vor, ich könnte nun auch schlafen gehen, ohne daß es viel bemerkt würde. Ich habe das Meinige gethan, arbeite ein Heft (des Wörterbuchs) nach dem andern aus und kein Hahn kräht danach." ... „In funfzig oder hundert Jahren wird man mich nachlesen, wie man jetzt den Frisch aufschlägt." Es erschien davon in diesem Jahre der 3. Band. Den 25. Juni las er: „Ueber das Echo" (Monatsber. S. 265).

In dem folgenden Jahre, seinem letzten, gab er noch den 4. Band der Weisthümer heraus, zeigte denselben, wie oben berichtet, in den Gött. gel. Anz. selbst an, beschäftigte sich mit dem altdeutschen Schlummerliede und vertiefte sich dann durch das in diesem Jahre erschienene Werk: **Études sur le roman de Renart, par** *W. J. A. Jonckbloet*, in die Untersuchung der Thierfabel, bei der er sich ganz in die Zeit der Herausgabe des Reinhart zurückversetzt fühlte. Er zeigte dann dieses Werk in den Gött. gel. Anz. vom 2. Sept. St. 35. S. 1361—1378 (Kl. Schriften 5, 455—466) an. Es war seine letzte Arbeit, und da er derselben einige allgemeinere Betrachtungen vorausgehen läßt, in denen er in der eingehendsten Weise seine Ansicht über die Entstehung dieser Sage ausspricht und sie als urgermanisch zu behaupten sucht, so gebührt es sich, aus diesem letzten Worte des greisen, tiefeingedrungenen Forschers über diesen anziehenden Gegenstand hier das Hauptsächlichste auszuheben. „Kaum", hebt er an, „ist etwas anderes in der ganzen Geschichte der Poesie und Literatur ergiebiger und mehr geeignet den Zusammenhang urverwandter Völker darzulegen als die Thiersagenforschung. Ich bin längst durchdrungen von der Ueberzeugung, daß, wiewol ein Volk dem andern zuträgt und manche Gemeinschaft zwischen ihnen eintritt, dennoch die Eigenthümlichkeit eines jeden das Uebergewicht behauptet, und wie könnte es anders sein? In keiner Sprache mangelt es an Lehnwörtern, in keinem Volksglauben an eingedrungenen Mythen, aber die Fülle der heimischen Bestandtheile greift durch und hat die fremden bald eingebürgert. Daß unsere Thiersage ihren eignen Kern besitzt, läßt sich so wenig verkennen als eben die Besonderheit unsrer Sprache." „Es gebührt sich, daß wir zweierlei Ansprüchen, dem Indischen und dem Griechischen, ihre rechte Schranke anweisen. Den Hitopadesa und das Pantschatantra will man zur Quelle unsrer Thierfabel machen, Benfey hat letzterem Werk einen scharfsinnigen, gelehrten Commentar beigefügt und die Berührung einer Menge von indischen Sagen mit den europäischen dargethan. Aus diesem Zusammentreffen folgt aber noch keine Ableitung. Das Sanskrit erläutert und bestätigt uns eine Fülle von Zügen unserer Sprache in den verschiedensten Stufen, ohne daß alle und jede Eigenheiten ihrer Anlage und Bildung in ihm aufgingen, warum sollte es mit unserer Sage und Sitte nicht ebenso beschaffen sein? Wir wären gezwungen, eine selbwüchsige Entfaltung oder Blüthe, wie sie unsrer ganzen Art entspricht, hinzugeben für eine feinere und künstlichere Weise, die unserer Natur und Gesinnung abliegt. Die deutsche Sage, und es ist hier im voraus nur die Thiersage ge-

meint, trägt, um es kurz auszudrücken, ein naives Element in sich, das bei einem fremden und fernen Hintergrund verwischt werden müßte. Wie schwer halten würde es, die Pfade und Gänge zu entdecken, auf welche unsere Vorfahren, seitdem sie schon in diesem Welttheil wohnen, der asiatische Mythus zugelangt sein sollte; so lange sie noch in Asien selbst, woher sie stammen, hausten, hätte es zahllose Wege gegeben, die uns jetzt verborgen sind, wie viel eingeprägte Erinnerungen und Vorstellungen müßten sie undenkliche Zeiten hindurch mit sich getragen haben! Man traut buddhistischen Lehren und Grundsätzen zu, daß sie von früh an, vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung wie späterhin, in aller Stille zu den ungebildeten Völkern Europas vorgedrungen seien; bei Griechen und Römern ist keine Spur davon. Aber aus chinesischen Büchern ist jetzt bekannt geworden, daß unter den Buddhisten einfache und geschickte Fabeln im Schwange gingen, deren neulich eine schöne Reihe Julien herausgegeben hat, worunter sich auch einige Thierfabeln finden. Doch unmöglich scheint es, eine derselben unmittelbar an die Reinhartsage anzulehnen." „Näher gelegen sind uns griechische und römische Fabeln, deren Zusammenhang sowol mit den indischen als mit den deutschen in die Augen springt. Aesopische Fabeln waren längst im Umlauf, wie aus sattsamen Zeugnissen griechischer Classiker erhellt, wahrscheinlich in größerer Zahl und vollerer Fassung, als sie durch spätere Sammlungen überliefert wurden. Es ist eine unschätzbare Fundgrube für die Fabel insgemein und namentlich auch für die Thierfabel, der sie zu manigfacher Bestätigung und Erläuterung dienen. Die meisten sind kurz und mager, aber triftig erzählt und für Epimythien zugeschnitten, dergleichen auch der buddhistische Vortrag nicht in den Schluß verweist, sondern vorausschickt. Durch die günstige Auffindung metrischer Verarbeitungen, wie sie bereits in manchen Stücken der Prosasammlung durchbrechen, und dem Babrius beigelegt werden, ist der Standpunkt der Beurtheilung der äsopischen Fabel nicht verrückt, nur erweitert worden. Die Zeit, in welcher diese mehrmals geschmiedeten Choliamben zuerst entsprungen sind, läßt sich schwer bestimmen, jedenfalls geschah es schon im byzantinischen Reich; ihre Darstellung ist angemessen, doch selten gehoben und der weit lebendigeren der Reinharte und Renarts nicht zu vergleichen. Wer hätte Lust durchzuführen, aus dieser äsopischen Schlichte oder jambischen Verzierung sei die halbrohe, halbdichterische Gestalt der deutschen Thiersage gekeimt, welche schon in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gelegt werden muß." „Und nun tritt noch ein bisher unbeachtet gelassenes Element hinzu, das fast den Ausschlag gibt. Wie unter dem Volk in Deutschland noch einzelne Theile der Thiersage als Märchenspeise fortleben, oder schon im Mittelalter die sogenannten Extravaganten lateinisch abgefaßt sind, werden auch weiterhin im ganzen Nordost von Europa bis gegen Asien hin dieselben Stücke und noch andere vollständigere im Munde des Volks märchenweise erzählt, ihrer Grundlage nach wiederum mit der deutschen Thierfabel einstimmig und sie gegenüber jenen griechischen oder morgenländischen Einflüssen bestätigend. Da man allmälich den Märchen dieser nordöstlichen Völker die verdiente Aufmerksamkeit zugewandt hat, sind auch ganz unerwartet Fabeln an den Tag gekommen und werden sich einmal, sobald das Geschäft überall abgeschlossen ist, für eine besondere, zusammenstellende Sammlung eignen. Die ungemeine Fülle dieser noch heutzutage aufgethanen Sagenernte in Scandinavien, Lappland, Finnland, Estland, Livland, Littauen und fast in dem gesammten slavischen Gebiet unter Russen, Serben, Croaten, Mähren und Böhmen wird uns plötzlich die Lücken und Dunkelheiten unsrer deutschen Ueberlieferung ergänzen und aufhellen helfen." .. „Von Thierfabeln, denen man auch unter den wilden Stämmen in Afrika und Amerika begegnet, sei hier ganz geschwiegen. Traun, den Völkern, an welche die allgemeine, bald behende, bald abflachende Bildung noch nicht reichte, ist dafür ein nicht geringer Ersatz geboten in dem bei ihnen fester und treuer gehegten Besitzthum althergebrachter Sagen und Mythen, deren Werth sich erst nach und nach erkennen und berechnen läßt. Es verhält sich damit gerade wie mit Sprachformen und Wortreichthum, die bei ihnen gleichfalls unverrückter und ungestörter dauern. Haben sich unter einzelnen Volksstämmen auch noch epische Lieder bewahrt, wie uns die bei Finnen und Esten geborgnen Schätze in Erstaunen setzen, so ergeben sich auch Anschlüsse der epischen Bestandtheile an mythische Grundlagen." ..

„Unsrer deutschen Thierfabel Unabhängigkeit von den behaupteten Einwirkungen läßt sich, glaube ich, aus folgenden Gründen erweisen: 1) In Pantschatantra und häufig auch noch in andern orientalischen Werken sind die einzelnen Fabeln eingeschachtelt, das heißt immer durch ein bei dem treffenden Schlagwort angebrachtes „wie war das?" (skr. katham etat?) angereiht, ohne daß ein greifbarer Zusammenhang mit dem Vorangegangenen stattfindet oder ein innerer Fortschritt der Geschichte selbst bewirkt wird. Obwol die Handlung im Ganzen vorrückt, wird sie im Einzelnen unaufhörlich und nach unserem Geschmack ermüdend unterbrochen. Allen äsopischen Mythen bleibt dergleichen Einschachtelung fremd" .. „die Jamben des Babrios sind sogar alphabetisch geordnet" .. „in unserm Mittelalter erscheinen die Beispiele Strickers und Boners überall los und unverbunden, eins nach dem andern angeführt." .. „Nicht in Abrede gestellt sein soll es, daß jene Verknüpfung des Vortrags durch Frage und Antwort unserm Alterthum ebenfalls bekannt war, da namentlich Snorri in seiner Edda den Gängleri und Oegir fragen, den Hâr und Bragi antworten läßt, und auf solche Weise den ganzen Inhalt aneinander reiht. Ja im lateinischen Reinardus und in der Ecbasis findet sich die Haupterzählung durch eine große Nebenerzählung unterbrochen, wiewol in allen diesen Fällen nicht der bloße Zufall, sondern eine gewisse auf das Ganze einwirkende Ordnung und Folge waltet. Jedermann wird aber einräumen, daß das Characteristische „wie war das?" des Pantschatantra, wie es in allen Uebersetzungen beibehalten ist, in unsrer deutschen Thierfabel unmöglich gemangelt hätte, wenn diese auf

demselben Wege entsprungen wäre. Vielmehr erscheinen im Reinhart sowol wie im Reinaert, die auf freier Dichtung beruhten und deren Stoff aus heimischer Sage, nicht durch fremden Einfluß eingeführt war, alle Bestandtheile der Sage episch fortschreitend, wie es zumal in letzterem mit großem Erfolg geschieht." .. „2) Dem deutschen Epos und auch den meisten nordöstlichen Thiersagen liegt zum Grunde die in ihnen vielfach auf Thatsachen gestützte und dadurch eingeprägte Geschichte einer unversöhnlichen Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf, welche demnach als Haupthelden der Fabel zu betrachten und ihr, wie sich einander selbst unentbehrlich anzusehen sind. Im Pantschatantra und Hitopadesa spielt zwar auch der unserm Fuchs ebenbürtige und ihn durchaus vertretende Schakal eine Hauptrolle, allein der Wolf und die zwischen beiden Thieren bestehende Eifersucht und Rache tritt vollkommen zurück; wo der Wolf genannt wird und in die Handlung eingreift, geschieht es ohne Bezug auf den Fuchs. In den äsopischen Mythen erscheinen Fuchs und Wolf einander etwas näher und friedlicher gestellt, ohne daß daraus ein den Gang der Fabel beherrschendes Moment erwüchse. Umgekehrt, der Einleitung der Thierfabel im Pantschatantra sind zwei Stiere und wiederum zwei Schakale wesentlich und eine solche Darstellung muß auch bereits im vierten Jahrhundert dem Themistius vorgelegen haben, der sie für äsopisch ausgibt und worin zwei Stiere, der Löwe, doch nur ein Fuchs auftreten. Bei Babrios weiden sogar drei, bei Arian vier Stiere, und keiner von beiden führt den nothwendigen Fuchs ein. Was aber am meisten auffällt, eine in unserem Welschen Gast aufbewahrte Erzählung setzt an die Stelle der Stiere bloß den schreienden Esel Baldewein, an die des Fuchses aber den Wolf, wie auch in einer strikerschen Fabel der Esel erscheint ohne Einmischung des Fuchses oder Wolfes und mit weniger tragischem Ausgang. Wie wäre möglich, daß in unsrer Reinhartssage die Stiere gänzlich fehlen, wenn sie sich unmittelbar oder mittelbar auf Pantschatantra gründete? Unsrer Thiersage ist der Fuchs allenthalben Protagonist, gerade wie eins der philostratischen Bilder die *ἀλώπηξ* als *κορυφαία τοῦ χοροῦ* aufstellt, der Wolf ist Deuteragonist. Als dritte Person oder Tritagonist zeigt sich der Löwe, dem nach tiefgewurzelten Vorstellungen die Rolle des Königs unter den vierfüßigen Thieren zu spielen obliegt, den aber in unsern ältesten Mythen der Bär vertritt. Diesem, sobald das Königthum auf den Löwen übergegangen war, mußte ein anderes Amt angewiesen werden und so geschah es, daß der Bär verschiedentlich den Platz des Wolfs einzunehmen und dessen Geschicke zu tragen hat; den unheilvollen Fischfang des Wolfs im Eis legen z. B. die nordöstlichen Märchen meistentheils dem Bären bei. Von solchem Wechsel zwischen Wolf und Bär weiß natürlich weder die indische noch die äsopische Fabel." „3) Geht aus etwas der Reinhartsage hohes Alter hervor, so sind es ihre Thiernamen, die einen Sinn haben müssen, ihn aber erst erlangen, wenn man sie in sehr frühe Zeit zurückstellt. Eigennamen der Thiere, zumal der tonangebenden unter ihnen bezeichnen überall der Thierfabel Blüthe, und ihr Abgang in der äsopischen ist eben ein Zeichen, daß sie bereits abblühte und ermattete. Es sei verstattet, die Benennung der eben angegebenen drei Hauptträger der Fabel näher zu beleuchten. Der Fuchs ist überall das kluge, schlaue Thier und zum Rathgeber des Königs geeignet; nicht anders in der griechischen und indischen Fabel, wo er gleich nothwendig die Ministerstelle einnimmt. Man wird wenig fehlen, wenn man zu Raginhart, Reginhart auch das altfränkische raginboro, raginburgius d. i. Rathgeber hält und in Raginhart den obersten vertrautesten Beamten des Königs, seinen major domus sieht, dessen Gewalt zuletzt über die königliche den Sieg davon trug, wie der Fuchs der Fabel über den Löwen. Nun aber hat ragin nur in der gothischen Sprache des Ulfilas die Bedeutung von Rath, consilium, verliert ihn späterhin in allen Dialecten, damit fällt der wesentlich sinnvolle Name Raginhard, Reinhart mindestens in die Zeit des vierten Jahrhunderts, glaublich aber in eine unbestimmbar weit frühere. Er muß schon in den tiefen Wäldern der Germanen erschollen sein, ja ein bekannter Wald heißt bis heute Reinhartswald. Nicht anders verhält es sich mit Isangrim (verderbt Isangrin, Eisengrein) dem Wolf. Isangrim erscheint in Urkunden des siebenten, achten, neunten Jahrhunderts sehr häufig als Name, dessen Träger sich darunter dachten, was romanische Männer unter lupus, heutige unter Wolf, der Name hatte im gemeinen Leben, gerade wie Reinhart, längst seine eigentliche Meinung verloren, die ihm jedoch anfangs in der Thiersage muß zugestanden haben. Grima in unsrer alten Sprache bedeutet larva, Schreckbild, womit sich isan, Eisen treffend verbindet, weil der Wolf der Graue, der Grauwolf, Eisengraue heißt und sein plötzliches Erscheinen Grauen und Entsetzen erregt. Ueberraschend stimmt hierzu die griechische *Μορμώ* und das abgeleitete *μορμολυκεῖον*, worin ganz sicher *μορμώ* und *λύκος* enthalten ist, Strabo nennt die *Μορμώ* ausdrücklich *Μορμολύκη*, mit *Γοργώ* und *Ἐφιάλτης*, wiederum schreckenden und gespenstigen Wesen, sie zusammenstellend. Ich gehe also nicht zu weit, wenn ich für möglich halte, daß in einer älteren, belebteren griechischen Fabel der Wolf *Μορμολύκος* geheißen habe, das sich zu *Μορμολύκη* verhält wie Isangrim zu Isangrimâ, und welch eine Bedeutsamkeit empfinge eine solche Einstimmung! Im Pantschatantra ist keine Benennung des Wolfes." .. „Höheren Werth für uns nimmt der Name des Tritagonisten in Anspruch, nämlich der des Löwen lautet im Sanskrit Pingalaka, der dunkelgelbe, fahlgelbe, was sich zu seiner natürlichen Farbe und zum Rufanus des lateinischen Gedichts schickt, aber auch an Bruno, Brun, den Namen des Bären gemahnt. Die französischen Dichter nennen den Löwen nicht von der Farbe, sondern nach seiner Gesinnung Noble, den edlen, stolzen, hochmüthigen, wie die Löwin Orgueilleux, die hochmüthige; allein beim Glicheser heißt er in gleicher Bedeutung frevel, audax, protervus, was in der ältern Sprache firevel, faravel lautet und sichtbar zu der in einer decretio Childeberti vom Jahr 596 aufbewahrten Form

stimmt, welche **faratalius**, **fratalius** im Sinne des heutigen Frevel, **protervia** zeigt (Wörterbuch 4, 171. 174). Hieraus läßt sich folgern, daß auch in der ältern französischen Dichtung **faravel**, **firavel** oder ein ähnliches Wort, wie bei den früheren Franken den Löwen bezeichnet haben müsse, was noch dadurch bestätigt wird, daß im niederländischen Reinaert der dem Löwen verwandte und gleichartige Leopard den Namen **Firapel** statt **Firavel** führt, worin man kein fier, kühn, ferus suchen darf. Wir entbehren freilich aller und jeder Aufzeichnung deutscher Thiersage aus den ersten Jahrhunderten, nichts aber steht der Wahrscheinlichkeit entgegen, daß schon zu Tacitus' Zeit die Namen **Raginhard**, **Isangrim**, **Faraval** und die daran hängenden Erzählungen unter unsern Vorfahren im Umlauf waren. So hoch hinauf zu gehen zwingen diese Namen." Sodann weist Jacob Grimm 4) in einigen Beispielen „die nachzuckende Berührung des Volksglaubens mit der Thierfabel, sowie die der Fabel mit den mythischen Vorstellungen" nach, welche für das Alterthum der Thierfabel ebenfalls zeugen, und fährt darauf also fort: „Ergebniß aller dieser Untersuchungen wäre, daß eine große Gemeinschaft zwischen indischer, griechischer und deutscher Thiersage statt findet und sich sowohl auf die Natur der Fabel überhaupt als auf uralten Zusammenhang dieser Völker gründet. Aus Indien mag über Persien und Kleinasien den Griechen, über Skythien und Thrakien den Germanen und Slaven Manches zugeführt sein, aber unter ihnen allen haften längst schon die Hauptzüge der Sage. Der Löwe ist der Gewaltige, dem der Fuchs durch seine Rathschläge aufhilft, der Bär wird bald dem Löwen, bald dem Wolf gleichgesetzt, den Wolf sehen wir mit seiner rohen Stärke vergeblich trotzen, mit seinem Unverstand immer unterliegen. Ein paar große Begebenheiten greifen durch, die Krankheit des Löwen und wie der Fuchs auf mancherlei Weise daraus für sich Vortheil zieht, indem er ihm Thiere als Beute zuführt, oder für ihn Heilmittel aufsucht." .. „Eine Menge anderer Fabeln sind aber ausschließlich Eigenthum der deutschen und nordöstlichen Sage und weder in der griechischen noch indischen anzutreffen, wohin namentlich das Gericht über den Fuchs am Hofe des Löwen und des Fuchses unverbesserlich ersonnene Ausflüchte gehören, wie auch dem lateinischen **Reinardus** allein eine ansehnliche Reihe ausgezeichneter Fabeln zusteht. Wer unsere deutsche Fabel hingäbe für die fremde, würde die Wirkung der Thiersage im Ganzen verringern und herabsetzen."

Wie unsere Thiersage, so gedachte nun Jacob Grimm auch unsere Märchen durch eine Einleitung, welche er für deren neue Ausgabe schreiben wollte, in Schutz zu nehmen; dazu sollte der folgende Band der Weisthümer gedruckt und, wie schon erwähnt, mit einer weitgreifenden Einleitung versehen werden, das Buch über deutsche Sitten und Gebräuche, aus dem er schon in der Geschichte der deutschen Sprache Einiges dargeboten, sollte vollendet werden, desgleichen eine ebenfalls schon lange beabsichtigte Schrift über die deutsche Heldensage [22]), sowie über Ossian, über den er jetzt anders dachte als in seinen jüngeren Jahren (s. die Rec. des 2. Bandes der Koppenhagner Edda in den Gött. gel. Anz. 1819, S. 1009 fg.), und außerdem hatte er gewiß noch Vieles in Aussicht genommen, wovon Niemand außer ihm etwas wußte und das Alles nur als Nebenarbeiten neben dem Wörterbuche, der Hauptarbeit seines Lebensabends, und dessen ganze Last jetzt auf ihm allein ruhte; allein der Tod machte allen diesen großen Entwürfen unerwartet ein Ende, und der Schmerz darüber muß um so tiefer brennen, als sich bei seiner Art zu arbeiten wenig oder gar nichts Handschriftliches davon in seinem Nachlaß vorgefunden hat, und schwerlich unser Zeitalter einen Gelehrten hervorbringen dürfte, der gerade für diese Forschungen eine so congeniale Natur und eine solche Fülle des Wissens besitzen wird, als beides Jacob Grimm eigen war.

Ueber die Verschiedenheit der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm werden wir im folgenden Artikel handeln.

Wie ein schützender Genius waltete Jacob Grimm über der Wissenschaft, die er mit dem Beistand Weniger begründet, und hielt alle ihre Fäden bis an sein Ende in seiner Hand vereinigt. Jeder redliche Mitarbeiter fand bei ihm erhebenden Zuspruch und handbietende Hilfe; wie er aber freudig dem verdienten Lob Ausdruck gab, so hielt er auch seinen Tadel nicht zurück, jedoch hatte dieser nie etwas Demüthigendes oder Verletzendes. Wo ihm aber anmaßende Ignoranz begegnete, oder wo ein beschränkter, kleinmeisterlicher Geist seine weitgreifenden Schöpfungen herabzusetzen wagte, obwol er begründeten Widerspruch nie zurückwies, oder wo Einer mit seinen mühevollen Werken durch Nebenarbeiten leichte Concurrenz machen wollte, da schwang er rücksichtslos seine Geißel.

So unendlich reich er an Gaben war, so ging ihm doch auch Manches ab. Vor Allem wohnte ihm keine Lehrhaftigkeit bei, ein Mangel, unter dem auch seine Schriften theilweise leiden, aber es erklärt sich daraus auch die merkwürdige, schon von Andern hervorgehobene Erscheinung, daß, obwol er unbestritten als der Schöpfer der germanischen Studien angesehen wird, doch unter den gegenwärtigen Trägern dieser Wissenschaft sich kaum ein Einziger befindet, der sich einen persönlichen Schüler Jacob Grimm's nennen könnte. Er selbst gesteht dies ein. In seinem letzten Lebensjahre, den 5. Jan. 1863, schreibt er an Franz Pfeiffer (Germania 11, 255 fg.): „Ich habe eigentlich nie Schüler hervorgebracht, weil bei mir der Lehre das Lernen überwog, in meiner Lehre also etwas Unfertiges blicken mußte. Was ich lernte, gab ich immer

22) Daß diese Schrift hauptsächlich seinen Standpunkt, den er Lachmann gegenüber eingenommen, begründen sollte, hat er wiederholt angedeutet. Aber ich bin in der Lage noch Folgendes mitzutheilen, woraus hervorgeht, daß er sich auch über die ursprüngliche Heimath dieser Sage zu verbreiten beabsichtigte. Nachdem ich ihm nämlich die Resultate meiner Forschungen über die Heldensage vorgelegt, schrieb er mir am 1. Febr. 1856: „Es bleibe Ihnen unverhalten, daß ich selbst im Begriff stehe eine Schrift über unsere Heldensage drucken zu lassen, der über die Nibelungen entbrannte Streit hatte mich dazu bewogen. Also das Meiste von dem, was Sie untersucht haben, werde ich behandeln, insofern thut es mir fast leid, daß Ihr Brief auf Einzelheiten einging, die ich in meinen Gedanken ebenso oder anders betrachte."

treu hin.“ „Besser gelernt als gelehrt!“ lautete sein Spruch (Rede auf Wilhelm Grimm a. a. O. 175). Ihm ging ferner die philosophische Durchbildung des Geistes ab, welcher Mangel namentlich in der Grammatik oft empfindlich hervortritt und der nicht allenthalben ersetzt wird durch sein feines Gefühl für das unabsichtliche und unbewußte Schaffen des Sprachgeistes und durch sein geniales Erfassen desselben; wo er sich aber dennoch auf das speculative Gebiet begibt, wie z. B. bei der Behandlung der Lautgesetze der indogermanischen Sprachen in seiner Geschichte der deutschen Sprache, da geschieht dies in einer Weise, welche an die romantische Richtung erinnert, wie er denn diese Richtung nie völlig überwunden hat. Seine spätere Kühnheit und Verwegenheit in seinen Combinationen und Etymologien, sowie die häufigen Widerrufe, welche die Art der Abfassung seiner Werke zur Folge hatte, stören in etwas die reine Freude an seinen Schöpfungen. Aber dies Alles ist kaum in Anschlag zu bringen gegen seine gewaltigen Gaben und gigantischen Leistungen, die ihres Gleichen in der Wissenschaft noch nie gehabt haben.

Nichts ist staunenswerther bei all seinen Schriften, namentlich den großen Fundamentalwerken, als die massenhafte Ansammlung des Materials, sodaß Lachmann ihm schreibt: „wo Sie's alles hernehmen, weiß Gott“ (Scherer a. a. O. XVI, 35); bei jeder neuen Auflage sehen wir dasselbe aufs Doppelte angewachsen, und die Ränder der hinterlassenen Handexemplare aller seiner Schriften sind bedeckt mit neuen Belegen. Aber gerade dieses unausgesetzte massenhafte Ansammeln zeugt von dem wunderbaren Tiefblick, der ihm beiwohnte. Denn so Großes ihm auch mit dem bereits angesammelten Material gelungen war, so sah er doch ein, daß damit noch weit mehr zu erreichen stehe, und er suchte darum durch möglichste Vollständigkeit desselben überall künftiger Forschung vorzuarbeiten, und er verzichtete deshalb auch darauf, irgend ein System aufzustellen, und überließ dies (um seine Worte hier anzuwenden) dem, der auf seinen Schultern stehend nach ihm mit Ausstellung und Ernte des großen Feldes in vollem Zuge kommen werde. Der kolossale Umfang seiner Werke, vor allen seines Hauptwerkes, der Grammatik, der unermeßliche Reichthum der zu Tage geförderten Erscheinungen und Thatsachen, erschweren allerdings deren Studium; allein was dasselbe in hohem Grade erleichtert und anziehend macht, das ist gerade die geistige Bewältigung und Verarbeitung dieser ungeheueren Masse, die geniale Erhebung des Kleinsten wie des Größten in die Lichtregion der Wissenschaft und den Zusammenhang mit dem Leben, der Art und Geschichte unseres Volkes, sowie die innige Freude und Begeisterung, die Jacob Grimm für seinen Gegenstand beseelt, sodaß der, welcher mit Ernst und mit voller Hingabe ihm nacharbeitet, sich alsbald in diesen Massen wohl und heimisch fühlt; der lebendige Odem des deutschen Volksgeistes, der den Gegenstand geschaffen hat und in der Seele Jacob Grimm's lebt und seine Auferstehung feiert, der weht ihn überall an, wie frischer Morgenhauch, und weckt auch in ihm Freude und Begeisterung.

Nicht minder wunderbar als seine gigantischen Forschungen ist seine Sprache. Er weiß den Gedanken und Empfindungen seines großen Geistes und tiefen Gemüthes mit einer Kraft, einer Schönheit und einem Zauber Ausdruck zu geben, daß man in der gelehrten Literatur kaum etwas dem Aehnliches findet. In den Schriften aus seiner ersten Lebensperiode läßt sich allerdings ein Ringen nach Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, eine gesuchte Kürze und Gedrungenheit, ein Aneinanderreihen eigenthümlicher Bilder und Pointen, eine Vorliebe für ungewöhnliche Worte und Wendungen nicht leugnen, sodaß sein Styl, wenn auch durchaus originell, etwas Schwerfälliges, Steifes, Gesuchtes, Fremdartiges hat, und nur einzelne Partien, namentlich wo er über Poesie redet, die damals seine ganze Seele erfüllte, sind klar, lebensvoll, poetisch, ja durchklungen von den reinsten Accorden des edelsten Volkstons. Hingegen von seiner zweiten Periode an erhebt er sich ungesucht zu voller Klarheit und Bestimmtheit, seine unmittelbare Anschauung, seine lebendige Empfindung, die sich in völliger Einheit mit dem Gegenstande fühlt, seine seelenvolle Auffassung und hohe Begeisterung für den Gegenstand lassen seine Worte und Wendungen von selbst aus seinem Innern hervorwachsen. Gedanke reiht sich an Gedanke im kräftigen, schlagenden, oft lapidarmäßigen Ausdruck. Alles Abstracte wird gemieden, das Sinnliche, Anschauliche, Lebendige als das Poetische gewählt, das Ganze durchwoben mit reichen Bildern, besonders aus dem Pflanzenleben, und nur für den, der zum ersten Mal an seine Werke herantritt, haben die nicht ohne Absicht angewandten älteren oder selteneren Worte, Flexionen und Wendungen etwas Befremdliches. Der kleinste Aufsatz, die scheinbar trockenste Untersuchung, ja eine bloße Aufzählung trägt den Stempel seines Geistes. Die ganze, volle Individualität seines Styls tritt uns aber kaum lebendiger entgegen, als da, wo er unbeengt von dem Quellenmaterial redet, wie in den Vorreden zu seinen Werken, deren Beginn oder Schluß er in ein Bild aus dem Landleben einzukleiden liebt, oder wo er in Zuschriften zu Freunden redet, sowie in den Schriften, die Gegenstände von allgemeinem Interesse behandeln, wie „Ueber meine Entlassung“, „Italienische und Skandinavische Eindrücke“ u. dgl., die Reden auf Lachmann, Schiller, Wilhelm Grimm. Was da Hohes und Tiefes, Ernstes und Launiges seine Seele bewegt, das spricht er in der einfachsten, offensten, liebenswürdigsten und doch kraftvollen Weise aus, und über das Alles ist die Weihe einer gehobenen Stimmung, der ganze Zauber seiner ganz eigenthümlichen, poetischen, Alles verklärenden Natur ausgebreitet, sodaß diese Schriften zu dem Originellsten und Schönsten gehören, was unsere ganze Literatur der Art nur aufzuweisen hat.

Nie ist das deutsche Volk, nie ist die Wissenschaft reiner, edler, heiliger geliebt worden, als von Jacob Grimm. Würde es ihm vergönnt gewesen sein, unsere glorreichen Tage noch mitzuerleben, wo unser Volk im gigantischen Kampfe seine Einheit errang, die kaum Einer heißer ersehnte als er, und die auch die von ihm mit

Zuversicht gehoffte „stille, frohe Zeit" bringen wird, wo das Große und Herrliche, das einst der deutsche Geist in seiner Sprache und seinem Recht, seinem Glauben und seiner Poesie, seinen Sitten und Sagen geschaffen und dem er vor Allen durch seine Werke zum Heil und Stolz unseres Volkes die Fesseln gelöst und die Bahn gebrochen hat, erst in seiner ganzen, vollen Kraft auf das Vaterland zurückstrahlen wird — von welcher Freude und Begeisterung würde seine edle, tiefpatriotische Seele entzündet worden sein! (*A. Raszmann.*)

GRIMM (Wilhelm Karl), der im vorigen Artikel vielgenannte, nur ein Jahr jüngere Bruder Jacob Grimm's, und nach Herz und Geist, nach Gesinnung und Streben dessen treuestes Gegenbild. Der Eine fand in dem Andern, was seine ganze Seele erfüllte: dieselbe hohe Liebe zu dem Vaterlande und zu dem Großen und Herrlichen, was einst der deutsche Geist in Sang und Sage geschaffen hatte, dieselbe Begeisterung, dieses Große und Herrliche mit strengster historisch-philologischer Wissenschaftlichkeit zu erforschen und auf die Gegenwart zu deren Heil und Frommen zurückstrahlen zu lassen. Und es ist weltbekannt und auch schon im vorigen Artikel (S. 235) hervorgehoben, daß diese beiden Brüder, die von frühester Kindheit an bis wo der Tod sie schied, in unzertrennlicher Gemeinschaft lebten, ein so inniges, reines, edles, wahrhaft ergreifendes und Ehrfurcht gebietendes Bruder- und Familienleben führten, daß man darin gewissermaßen eines jener Lebensideale verwirklicht sah, welche unsere Märchen so rührend, schlicht und kindlich darstellen. Hat auch Jacob Grimm, dieser Heros der Wissenschaft, größere und epochemachendere Thaten vollbracht, als Wilhelm Grimm, so hat doch auch dieser sowol im Bunde mit demselben als auch für sich allein so Großes und Bedeutendes geleistet, daß sein Name von dem Jacob's unzertrennlich ist, und man diesen nicht nennen kann, ohne auch den Wilhelm's mit Liebe und Verehrung zu nennen.

Wilhelm Grimm hat, wie Jacob Grimm, sein Leben bis zum Sommer 1830 in dem oben angeführten Buche Justi's S. 164—183 in gleich musterhafter Weise beschrieben. Ergänzungen dazu bietet vor Allem die Rede, welche Jacob Grimm zu dessen Gedächtniß in der berliner Akademie hielt, sodann die Nachrichten, welche Hermann Grimm dieser hinzufügte (J. Grimm, Kl. Schriften 1, 163—187). Einiges Weitere gewährt auch der Briefwechsel Wilhelm Grimm's mit gelehrten Freunden: G. K. Frommann, K. A. Hahn, L. Uhland, Alb. Schott, Franz Pfeiffer (Pfeiffer's Germania 12, 370—383), Joseph von Laßberg (ebenda 13, 487—488) und K. Lachmann (Zeitschrift für deutsche Philologie, herausgegeben von Höpfner und Zacher 2, 193—215; 343—365; 515—528). Unter den über ihn handelnden zahlreichen Nekrologen der öffentlichen Blätter ist der bedeutendste: Wilhelm Grimm. Ein Nachruf von Prof. Dr. Franz Pfeiffer (Wiener Zeitung 1860. Nr. 1. S. 4—5; Nr. 2. S. 27—29, wieder abgedruckt in dessen Freie Forschungen). In gleicher Ausführlichkeit und Trefflichkeit, wie über Jacob Grimm, handelt dann Rud. von Raumer in der Geschichte der germanischen Philologie über ihn und seine Schriften S. 411—422; 445; 534—539. Dazu vergleiche man auch Dehnhardt, Vilmar und Gervinus an den oben angeführten Orten.

Wilhelm Grimm wurde den 24. Febr. 1786 zu Hanau geboren, und zwar in demselben Hause, in welchem Jacob Grimm geboren ward [1]). Schon im J. 1787 oder 1788 bezogen aber die Aeltern ein anderes Haus, und obgleich Wilhelm erst fünf Jahre alt war, als seine Aeltern von da aus nach Steinau zogen, so lebten doch bis in die spätern Jahre die lebhaftesten Erinnerungen an dieses Haus, sowie an die hanauer Zeit in ihm fort. „Dreißig Jahre später", so erzählt er in seiner Selbstbiographie S. 164 fg., „ging ich an dem Hause vorüber, wo wir gewohnt hatten, und die offene Thüre reizte mich in die Flur einzutreten; ich erinnerte mich gar wohl der innern Einrichtung und sah über die Mauer des anstoßenden Gartens noch den Pfirsichbaum, dessen rothe Blüthe mich als Kind ergötzt hatte." Lebhaft erinnert er sich ferner einer großen Revue, die er 1790 mit angesehen hatte, wie er Hand in Hand mit Jacob zu einem französischen Sprachlehrer ging, und der Fahrt mit seinen Aeltern im Jahre 1791 nach Steinau; „ich saß", sagt er a. a. O., „im Wagen auf einem Kästchen zu Füßen der Mutter und sah den blühenden Weißdorn an dem Fenster der Kutsche vorbeieilen, wenn diese zwischen Hecken hinfuhr." In der ersten Jugend erfreute er sich der vollkommensten Gesundheit und that es darin allen Geschwistern zuvor; er erinnert sich nicht einmal eines leichten Uebelbefindens, und selbst die Blattern, an welchen er mit allen seinen Geschwistern darniederlag und die Jacob heftig ergriffen hatten, vermochten ihm nichts anzuhaben. „Die Gegend von Steinau", erzählt er dann weiter S. 166 fg., „hat etwas angenehmes. Oft sind wir zusammen in den Wiesenthälern und auf den Anhöhen umhergegangen; der Sinn für die Natur mag uns, wie Vielen, angeboren sein, aber er ist doch auf diese Art genährt und begünstigt worden. Noch jetzt weiß ich nichts, was so sicher die friedliche Stimmung der Seele, in welcher alles Glück beruht, hervorrufe, als ein einsamer Spaziergang, wo kein Gespräch und Unterhaltung uns an die Bemühungen des Lebens erinnert, und wir die Natur frei auf unsere Gedanken wirken lassen; ungesucht und unerwartet ist mir hier oft das beste eingefallen." Der Neigung zum Zeichnen nach der Natur und des Sammlergeistes, die sich früh in beiden Knaben entwickelten, ist schon gedacht worden. Die tiefsten Blicke in das Heimathsgefühl und die Familienliebe,

1) Die Erinnerung an das Geburtshaus der Brüder war noch nach 75 Jahren in dem Gedächtniß Jacob Grimm's, obgleich er nur zwei oder drei Jahre darin zugebracht hatte, so lebendig, daß er, als er erfuhr, daß man in Hanau das spätere Wohnhaus seiner Aeltern (in der langen Gasse) für dieses Haus hielt, in einem Briefe an eine hanauer Dame dasselbe so genau bezeichnete, daß dasselbe nunmehr nach diesen Angaben unzweifelhaft feststeht. Dieser Brief ist veröffentlicht in der Beilage zur Augsburger Allgem. Zeitung vom 9. März 1870. S. 1035—1036. Später schmückten die Bewohner Hanau's dasselbe mit einer Gedenktafel.

die seine Seele erfüllten, läßt er uns thun, indem er von einem spätern Besuch in diesem alten Städtchen erzählt, wo er seine ersten Jugendjahre zugebracht hat. „Im Herbst 1826", sagt er S. 167 fg., „führten mich Geschäfte nach Steinau, wo ich in zwanzig Jahren nicht gewesen war. Der wohlbekannte, viereckige Schloßthurm, von welchem Sonntags, wenn wir nach der Kirche mit der Mutter in feierlicher Stille an dem Schloßgarten hergingen, die Posaunen einen Choral ertönen ließen, die Kirche und andere hohe Gebäude zeigten sich an dem reinen Himmel aus der Ferne ganz wie sonst; in der Nähe war Manches verändert, neue Häuser waren auf fruchtbare Garten-Felder gebaut, ein paar Thürme über den Stadtthoren abgetragen" u. s. w. „Wir fühlen es nicht immer, wie unaufhaltsam alles versinkt, aber ich kann mich der Bewegung nicht erwehren, wenn eine Erinnerung mich auf einen Augenblick in eine längst untergegangene Zeit, die andere Schmerzen und andere Freuden hatte, mitten hineinrückt." ... „Ich ließ mir die Schlüssel zu der Kirche bringen, in welcher der Großvater vor etwa hundert Jahren seine Antrittspredigt gehalten hatte, und ging ganz allein hinein. Die Sonne schien durch die hohen Fenster auf den ganz mit Leichensteinen bedeckten Fußboden der Kirche, wovon mehrere in das 16te Jahrhundert gehörten. Auf dreien, gerade vor dem Altar, fand ich die Namen meiner Familie." ... „Der Großvater war auf den vor der Stadt angelegten Kirchhof begraben worden, das wußte ich, und fand dort seinen Leichenstein, auf welchem eine kurze Erzählung seines Lebens steht. Er war 47 Jahre an demselben Orte Prediger gewesen. Wie beneidenswerth schien mir dieses Loos: ein segensvolles Amt, Liebe und Achtung der Gemeinde, Muße zur Betrachtung und zum Nachsinnen, und ein lebendiges und freudiges Gefühl des Daseins. Ich suchte den Garten auf, den die Aeltern ehemals besessen hatten. Der Baum stand noch, an welchem der weiße Mantel der Mutter zu hängen pflegte, den wir von weitem sahen, wenn wir nach beendigter Schule nachkamen, und es war mir, als sähe ich sie selbst langsam über die Wiese hergehen. Als ich mit diesen Erinnerungen in dem Garten auf und ab ging, kam ich mir selbst wie ein abgeschiedener Geist vor, der zu der ehemaligen Heimath wieder einmal zurückgekehrt ist. Ob das heftige Gefühl, das mir die Seele erfüllte, Schmerz oder Freude war, weiß ich nicht, es war wohl beides zugleich" (S. 167—169) [2]).

Im Herbst des Jahres 1798 [3]) wurden, wie schon erwähnt, Jacob und Wilhelm nach Cassel geschickt, um das Lyceum zu besuchen. „Ich war eifrig im Lernen", erzählt nun Wilhelm a. a. O. 169 fg., „wie es auch sehr nöthig war, aber der Uebergang zu dieser sitzenden Lebensweise, denn der ganze Tag war mit Lehrstunden besetzt, wirkte nachtheilig auf meine bisher so feste Gesundheit. Nach einem an sich gar nicht heftigen, glücklich überstandenen Anfall des Scharlachfiebers fing ich an über beschwerten Athem zu klagen, wozu sich bald Schmerzen in der Brust gesellten. Ob mein schnelles Heranwachsen auch Schuld hatte, wie man versicherte, weiß ich nicht, aber wir Geschwister hatten meist alle, Vater und Mutter, die eher von kleiner Statur waren, überwachsen. Die Lehrstunden hatten dabei ihren Fortgang, und der Weg nach dem Lyceum ward mir oft sehr sauer." ... „Sammlungen mancherlei Art wurden angelegt, auch aus Büchern, die wir uns nicht kaufen konnten, Excerpte gemacht." ... „Als die Zeit heranrückte, wo wir die Universität beziehen sollten, war ich einem so heftigen Anfall von Asthma ausgesetzt, daß nur durch sehr starke Mittel die ganz nahe Gefahr abgewendet wurde. Ich durfte nach dieser Krankheit ein halbes Jahr lang das Zimmer nicht verlassen, das Zeichnen war meine einzige Erholung." In dieser Kunst, welche die Brüder noch bis ins erste Universitätsjahr begleitete, hatte Wilhelm es weiter gebracht als Jacob, und dieselbe leistete ihm später Dienste, da ihn alte wichtige Handschriften zur Durchzeichnung ihrer Züge und Bilder reizten, deren Inhalt denn auch vorgenommen und von ihm veröffentlicht wurde (J. Grimm a. a. O. 166). Vermuthlich darf man aber auch hierherziehen, was Wilhelm nicht erwähnt, Jacob aber, der offenbar diese seine Krankheit und die im J. 1808 zusammenzieht, a. a. O. von ihm sagt: „Um diese Zeit las er nicht allein zur Schonung und Erheiterung, sondern aus innerem Trieb unsere großen Dichter und war gleich entschieden Göthen zugewandt."

„Ich hatte mich einigermaßen erholt", fährt dann Wilhelm S. 170 fg. fort, „als mich im Frühjahr 1803 [4]) Jacob nach Marburg abholte, wohin er vorangegangen

2) Einen schönen Zug führt bei diesem Besuch Wilhelm Grimm's Dehnhardt a. a. O. S. 10 aus einer mündlichen Ueberlieferung aus Steinau an. „Wilhelm Grimm suchte damals nicht nur die Orte auf, wo er als Knabe geweilt, sondern auch die Menschen, die er gekannt und geliebt hatte. So kam er auch zu einem früheren Spielgenossen, der jetzt ehrsamer Bürger und Töpfer war. Dieser empfing natürlich den vornehmen Herrn mit gezogener Mütze und tiefen Bücklingen, ihn mit Sie anredend. Wilhelm aber sprach: „„Sei kein Narr, Kläschen; kennst Du mich denn nicht mehr; ich heiße Wilhelm, wir haben zusammen gespielt und uns Du genannt, und das wollen wir auch jetzt thun"", und der erstaunte Töpfer mußte Du sagen, er mochte wollen oder nicht, und in den alten Ton einstimmen.

3) Es ist schon im vorigen Artikel S. 178 erwähnt, daß Wilhelm Grimm irrthümlich das Jahr 1799 anführe; in Folge dessen rückt er auch seine Universitätszeit um ein Jahr hinaus, vom Frühjahr 1804 bis in das Frühjahr 1807; daß Jacob, der das Jahr 1798 angibt, recht hat und Wilhelm's Universitätsjahre vom Frühjahr 1803 bis in das Frühjahr 1806 fallen, kann man allerdings mit Raumer daraus schließen, daß Savigny im Sommer 1804 nach Paris reiste; allein sicherer folgt dies meines Erachtens daraus, daß Wilhelm schon im Mai 1807, also etwa zwei Monate später als Jacob, mit schriftstellerischen Arbeiten auftritt, was, wie bei Jacob, der dies auch ausdrücklich von sich bezeugt, eine dem vorausgehende einjährige Beschäftigung mit dem Altdeutschen voraussetzt, die aber schwerlich in Wilhelm's Universitätsjahre fällt. Jeder Zweifel an dem Irrthume Wilhelm's schwindet aber dadurch, daß er S. 171 seine Rückkehr von der Universität und die Einnahme Hessens durch die Franzosen in dasselbe Jahr setzt. Demnach ist auch zu verbessern, wenn ich oben S. 195 dessen Rückkehr mit ihm in das Frühjahr 1807 setzte.

4) Er selbst gibt, wie schon erwähnt, irrthümlich 1804 an.

war. Ich besuchte die Collegia und zwar unausgesetzt, ohne im Grunde an eine Wiederherstellung zu glauben." ... „Ich habe mit meinem Bruder dieselben Lehrer gehabt und so ziemlich dieselben Collegia gehört; auch ich darf mich Savigny's Wohlwollen rühmen und weiß nicht leicht etwas, das so großen Eindruck auf mich gemacht hat, als sein Vortrag. Ich glaube es war die Freiheit und Lebendigkeit, zugleich das Gemessene und Ruhige dabei, was so sehr anzog und festhielt. Rhetorische Gaben können für eine Zeitlang blenden, aber sie fesseln nicht. Er sprach frei und blickte nur von Zeit zu Zeit auf ein einzelnes beschriebenes Blatt, und es war bei vollkommener Klarheit und dem Ausdruck innerer Ueberzeugung eine gewisse Zurückhaltung und Mäßigung in seiner Darstellung, deren Wirkung kein rednerischer Ueberfluß würde erreicht haben. Seine ganze äußere Erscheinung war diesem Eindruck völlig angemessen. Ich hörte zuerst Rechtsgeschichte nach Hugo, dann Institutionen. Savigny richtete zuweilen, während der Vorlesung, Fragen an die Zuhörer, schwierigere wurden schriftlich beantwortet. Ich schrieb nach, aber was ich mit nach Haus brachte, ward durch das, was in Gedanken geblieben war, ergänzt und das Ganze überarbeitet. Wir beide erhielten die Erlaubniß Savigny zu besuchen und uns Raths bei ihm zu erholen; die Anregung, die nicht bloß von seinen Vorlesungen ausging, die Einsicht von dem Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode bei dem Studium war ein Gewinn, den ich nicht hoch genug anschlagen kann, ja ich weiß nicht, ob ich sonst je auf einen ordentlichen Weg gekommen wäre. Für wie vieles andere hat er uns den Sinn erschlossen, und wie manches noch unbekannte Buch ward aus seiner Bibliothek nach Haus getragen!" Er hörte dann Pandekten bei Weis und Kirchenrecht bei Erxleben. Im Frühjahre 1806 (nicht, wie schon gesagt, 1807) wurde er examinirt, und wahrscheinlich hätte er im Laufe des Jahres eine Anstellung erhalten, wenn nicht das Vaterland von den Franzosen wäre überzogen worden. Der Zusammenbruch aller bisherigen Verhältnisse erfüllte auch ihn mit tiefem Schmerz, und um das Drückende der Fremdherrschaft zu überwinden, zog er sich, ohne um eine Anstellung nachzusuchen, in den Frieden der Wissenschaft zurück.

Bald darauf folgte aber eine trübe Zeit für ihn. Im J. 1808 starb die Mutter, und alsbald nahm seine Kränklichkeit immer mehr zu. Zu dem beengten Athem und den fortwährenden stechenden Schmerzen in der Brust gesellte sich noch eine Herzkrankheit. „Es fing plötzlich", erzählt Jacob Grimm a. a. O. 165 fg., „heftiger zu klopfen an und ließ nicht nach, bis durch einen harten Schlag, wie man einen Kasten zuwirft, das Gleichgewicht der Pulse hergestellt wurde. Diese steten, in der frischesten Lebenszeit sich erneuernden Aengste und Drohungen eines Uebels, das er nie vollends überwand, obschon die Gefahr nach Stufen zurückwich, mußten auf seine ganze Gemüthsart und Empfindungsweise einen tiefen Eindruck hinterlassen. Den einzelnen Anfällen war jedesmal Abspannung, dann wohlthätige Erholung gefolgt, der Kopf zum Glück immer ganz frei geblieben und von da aus senkte sich bald auch neuer Muth in die abgemattete Brust. Unmittelbar in der Schwächung des Leibes fühlte sich sein Geist gekräftigt und früher als gewöhnlich reifend, Geduld und Gleichmuth fachten seine Lebenshoffnung unausgesetzt an, gaben seinen Gedanken Schwung und flößten ihm Feinheit des Nachsinnens, Tact der Beobachtungen ein. Was er damals dachte oder niederschrieb, würde er auch später ebenso gedacht und geschrieben haben, seiner Ausbildung war aller Sprung benommen und ein förderndes Ebenmaß verliehen."

Da reiste er im Frühjahre 1809 auf Veranlassung der Familie des Kapellmeisters Reichardt nach Halle, wo er Gelegenheit hatte, den berühmten Reil über seine Krankheit um Rath zu fragen. Und wirklich trat Ende der Cur, sei es nun durch die gebrauchten Mittel, oder durch die Veränderung in den Gewohnheiten des äußeren Lebens, oder durch das Fernhalten jeder Arbeit und Anstrengung und die Spaziergänge in den reizenden Gegenden von Gibichenstein, eine Besserung seines Zustandes ein. Er blieb bis zum Herbste in Halle, und erfuhr von der Familie Reichardt die herzlichste Freundschaft. Im Spätherbste reiste er nach Berlin, Achim von Arnim zu besuchen, mit dem die Brüder schon früher befreundet waren. Auf dem Rückwege durch Weimar, am Schlusse des Jahres, ward ihm das Glück zu Theil, Goethe zu sehen. Er äußerte Theilnahme für die Bemühungen zu Gunsten einer lang vergessenen Literatur und die Geneigtheit sie zu unterstützen, wie ihm denn auch späterhin durch seine Fürsprache die Benutzung einiger Codices der dortigen Bibliothek gestattet wurde.

Das Jahr 1809 war der Wendepunkt, wo Wilhelm Grimm's Genesung anfing, die, wenn auch langsam, doch von Jahr zu Jahr sichtbar fortschritt. Nach der Wiederherstellung Hessens, die er wie Jacob mit der reinsten Freude feierte, ging ihm auch alsbald die Hoffnung auf eine Anstellung auf. Zu Anfang des Jahres 1814 war die zweite Bibliothekarstelle an der Bibliothek im Museum vacant geworden. Der geheime Hofrath Strieder, der an der Spitze der Bibliothek und bei dem Kurfürsten sehr in Gunst stand, rieth ihm, weil der Kurfürst, der nöthigen Ersparnisse wegen, den Bibliothekargehalt zu ertheilen nicht geneigt sei, und sonst die ihm nicht sehr dringend erscheinende Sache aufschieben möchte, um die Stelle blos mit dem Titel eines Bibliothekssecretärs zu bitten. Seine Bitte ward nun schnell erfüllt und am 15. Febr. 1814 trat er mit 300 Thalern Gehalt sein Amt an. Mit dem ersten Bibliothekar, Oberhofrath Völkel, stand er von Anfang in dem besten Einvernehmen, und als derselbe, die Antikensammlung zu reclamiren, nach Paris gesandt wurde, blieb ihm die Verwaltung der Bibliothek, selbst die Auswahl der anzukaufenden Bücher, eine geraume Zeit allein überlassen. „Nach Strieder's Tod", erzählt er nun S. 181, „der schon im Jahre 1815 erfolgte, würde ich vorgerückt sein, aber mehr werth als eine Beförderung war mir die Hoffnung, daß mein Bruder, der die diplomatische Laufbahn aus mehr als einem Grunde zu verlassen sehn-

lich wünschte, die Stelle erhalten könnte. Wir waren bisher nie getrennt gewesen und entschlossen, so lange es in unsern Kräften stehe, beisammen zu bleiben, aber ein solches gemeinschaftliches Amt erfüllte unsern liebsten Wunsch. Fast wider Erwartung wurde die Bitte gewährt. Dankbar haben wir die glückliche Zeit genossen, wo wir eine willkommene und belehrende Beschäftigung in dem pünktlich verwalteten Amte fanden, daneben Muße zum Studiren und zur Ausführung mancher literärischer Pläne. Und dieses stille Glück wurde noch dadurch erhöht, daß sich Wilhelm im J. 1825, wie schon oben berichtet, durch seine Verheirathung mit Henriette Dorothea Wild, einer Urenkelin des berühmten Philologen Johann Matthias Gesner, den Grund zu einem schönen Familienleben legte. „Wir dachten nicht", sagt er weiter, „daß wir je diese Stellung aufgeben würden, und Anträge, dieses zu thun, selbst solche, die uns nicht getrennt haben würden, wie viel glänzender auch die äußere Lage dabei gewesen wäre, haben wir ohne langes Bedenken abgelehnt. Wir haben sie auch niemals benutzt, um eine Gunstbezeugung außer der gewöhnlichen Ordnung zu veranlassen, und hegten keine andere Hoffnung, als daß wir einmal in beide Bibliothekarstellen mit dem damit bisher verbundenen, mäßigen Gehalte eintreten würden, auf den unsern Vorgängern wol ohne Ausnahme bewilligten höhern Rang und Titel machten wir weder Rechnung noch Anspruch." Es ist nun schon oben erzählt, wie diese gerechte Hoffnung nicht in Erfüllung ging und er gleich nach Neujahr 1830 mit Jacob Grimm als Unterbibliothekar und außerordentlicher Professor nach Göttingen ging, wo er über verschiedene mittelhochdeutsche Dichter las. Eine gefährliche Lungenentzündung, die Jacob mit der rührendsten Besorgniß um dessen Leben erfüllte, zog er sich in Folge der Nachtwachen auf der Bibliothek im folgenden Winter zu, wozu ihn die ausgebrochenen Unruhen genöthigt hatten, und von der er sich nur langsam erholte. Was sich darauf weiter begab, wie Wilhelm Grimm zum ordentlichen Professor ernannt wurde, wie er mit den göttinger Sieben mannhaft eintrat für das verletzte Recht des Landes und deshalb seines Dienstes entsetzt ward, aber fast noch ein Jahr zurückbleiben durfte, weil er die Eingabe an das Curatorium nicht Anderen mitgetheilt hatte, wie er dann von September 1838 bis März 1841 mit Jacob in Cassel lebte und darauf mit diesem als Mitglied der Akademie der Wissenschaften 1841 nach Berlin übersiedelte, ist schon oben berichtet. Auch er hielt wie Jacob nur wenige Jahre Vorlesungen an der Universität und fehlte wie dieser äußerst selten bei den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften.

Früher als bei Jacob stellten sich die Gebrechen des Alters bei ihm ein; während er früher die Abende gern in Gesellschaft zubrachte, „wo ihn Jedermann gern sah und seiner anmuthigen Erzählungsgabe lauschte", mußte darin ein allmäliger Rückgang eintreten. Zuerst wurde das Ausgehen des Abends aufgegeben, in der Folge die sehr rege Geselligkeit im eigenen Hause beschränkt. Dennoch kam seine Krankheit und sein Tod unerwartet. Er war im Herbste 1859 von einer kleinen Reise auffallend frisch und rüstig zurückgekehrt. Der Anfang seines Leidens erschien als etwas Unbedeutendes. Ganz plötzlich trat die Gefahr ein, ein Karfunkel entwickelte sich auf dem Rücken, der nicht weichen wollte. Zuletzt schien dennoch das Uebel überwunden zu sein. „Gottlob", sagt er in seinem Bette sitzend, „ich hatte wirklich gedacht, die Sache nähme ein schlimmes Ende, und ich habe noch so viel zu thun." Dann ließ er sich ein Paquet Papiere geben, das die neue Ausgabe des Freidank enthielt, deren Druck gerade beginnen sollte. Auch eine neue Auflage der Märchen wurde in jenen Tagen fertig und die zum Verschenken bestimmten Exemplare von ihm ausgetheilt. Aber in der Nacht auf den 16. Dec. trat heftiges Fieber ein, das ihm Anfangs die klare Besinnung benahm. Plötzlich trat jedoch eine Wendung ein; er sprach in voller Klarheit über sich, was er gewollt und gethan, ging von dem Vergangenen auf die Gegenwart über, beurtheilte die politische Lage der Dinge in der ihm immer eigenen beruhigenden, hoffnungsreichen Anschauung, und nachdem er einfach und natürlich abgeschlossen, verschied er am Morgen des folgenden Tages, 73 Jahre alt (Hermann Grimm a. a. O. 178 fg.). Von der allgemeinsten Theilnahme begleitet, wurde seine Leiche auf dem Kirchhofe der Matthäi-Gemeinde bestattet. —

Wenn Wilhelm Grimm, wie schon gesagt, auch nicht so Großes und Epochemachendes in der Wissenschaft geleistet hat wie Jacob Grimm, so ist er dennoch mit diesem nebst K. Lachmann der Mitbegründer der altdeutschen Philologie, der vielfach nicht nur in ganz selbstständiger und ebenbürtiger Weise an den Arbeiten des Bruders Theil nahm, sondern auch neben ihm und parallel mit ihm in ausgezeichneten Schöpfungen seine eigenen Wege ging und neue anbahnte.

Auch er war wie Jacob mit reichen Gaben ausgerüstet. Auch er besaß die volle Energie, sich diejenigen Sprachkenntnisse und anderes gelehrtes Wissen in dem Maße anzueignen, welches zur Erreichung seiner Zwecke nothwendig war; auch er besaß einen scharfen, klaren Verstand, einen tief poetischen Geist und ein lebendiges Nach- und Anempfindungsvermögen, einen sichern historischen Sinn, sowie die Gabe, das Seelenleben des deutschen Volkes, wie es sich namentlich in Sang und Sage offenbart hatte, mit vollster Unmittelbarkeit zu begreifen und zu erfassen, womit sowol die des sorgsamsten, sinnigsten Aufmerkens auf das Kleinste, Unscheinbare und Besondere, in denen sich dieses Leben am bestimmtesten ausgeprägt hatte, verbunden war, als auch die Fähigkeit, daraus mit vollster Sicherheit und Evidenz das Allgemeine zu erschließen und darzustellen [5]. Auch in ihm wohnte ein tiefes kindliches Gemüth, eine

5) „Ich möchte am liebsten", sagt er sehr charakteristisch in seiner Selbstbiographie S. 167, „das Allgemeine in dem Besonderen begreifen und erfassen, und die Erkenntniß, die auf diesem Wege erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem Wege gefunden wird. Leicht wird sonst als unnütz hinweggeworfen, worein sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergibt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren."

unendliche Freude an der Natur und eine mächtige Liebe, welche in gleichem Maße den engen Kreis der Seinigen umschloß wie das Vaterland mit all dem Großen und Herrlichen, das der deutsche Volksgeist geschaffen; wenn er auch nicht wie Jacob Grimm jede Gelegenheit ergreift, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Aber ihm fehlte die gewaltige Arbeitskraft, die großartige Genialität, der Gedankenreichthum und die weitgreifende Combinationsgabe, kurz, das Schöpferische, welches Jacob Grimm eigen war und diesen befähigte, eine Welt zu erschließen und hinzustellen, wo keine war. Hingegen zeichnete ihn ein ruhiges, klares, sicheres, maßvolles, wohlgeordnetes und keinerlei Abschweife sich gestattendes Eingehen auf den Gegenstand aus, den er behandelte. In engern Grenzen sich bewegend und beharrlich nach einem bestimmten, klar erkannten Ziele hinstrebend, erreichte er gleichwol Großes. Den Abstand ihrer beiderseitigen Naturen zeichnet Jacob Grimm a. a. O. 172 fg. in großen einfachen Zügen also: „Von Kindesbeinen hatte ich etwas von eisernem Fleiße in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot, seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden, als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden. Alles, soviel in den Gang seiner eignen Forschungen einschlug, beobachtete er reinlich und strebte es zu bestätigen; das Uebrige blieb ihm zur Seite. Funde sind jedoch bedingt dadurch, daß nahe und fern gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen, ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen. Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei, plötzlich ist etwas gerathen. Wilhelm mochte nicht auf gerathewol ausgehen. Ich weiß, den Ulfilas, Otfried, Notker und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen hat er nie unternommen noch vollführt, wie ich es oft that und immer wiederthue, niemals ohne zu entdecken. Ihm genügte Stellen aufzuschlagen, die er im besondern Fall zu vergleichen hatte. An der grammatischen Regel lag ihm jedesmal nur so weit, als sie in seine vorhabende Untersuchung zu gehören schien und dann suchte er sie fest zu halten. Wie hätte er darauf ausgehen wollen, die Regeln selbst zu finden, zu überbieten und zu erhöhen? Ihm gewährte Freude und Beruhigung sich in der Arbeit zu ergehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen, meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst." ... „In solcher gemächlichen Ausführung seiner Vorhaben, wie anhaltende gleichmäßige Schritte dennoch weit reichen, ist von ihm Rühmenswerthes begonnen und vollendet worden."

Bei der Homogenität der Natur Wilhelm Grimm's mit der Jacob's kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß er bei seiner Rückkehr von der Universität (im Frühjahre 1806) bereits mit diesem die altdeutschen Studien liebgewonnen hatte. Als aber nun mit dem Zusammenbruch des hessischen Staatswesens die Hoffnung für ihn schwand, in dem Rechtsfache vorerst eine Anstellung zu erhalten, und er sah, wie der Bruder von da an nur mit Widerwillen in seinem Amte war und wie dieser und viele der edelsten und patriotischen Männer sich in die neuerwachten altdeutschen Studien versenkten, da war auch für ihn die Entscheidung gekommen, er entsagte der mühsam erlernten Rechtswissenschaft für immer, die Universität war ihm vollends als eine freiere Fortsetzung der Schule, nur zu einem allgemeinen Bildungsmittel geworden, und jenen Studien war fortan sein ganzes Leben gewidmet. Ueber die Bedeutung und den Zweck dieser Studien spricht er sich in schöner, treffender Weise in seiner Selbstbiographie S. 172 fg. aus, von dem Folgendes, als auf die damalige Zeit sich beziehend, angeführt zu werden verdient. „Das Drückende jener Zeiten zu überwinden half denn auch der Eifer, womit die altdeutschen Studien getrieben wurden. Ohne Zweifel hatten die Weltereignisse und das Bedürfniß, sich in den Frieden der Wissenschaft zurückzuziehen, beigetragen, daß jene lang vergessene Literatur wieder erweckt wurde; allein man suchte nicht bloß in der Vergangenheit einen Trost, auch die Hoffnung war natürlich, daß diese Richtung zu der Rückkehr einer andern Zeit etwas beitragen könne. Was Bodmer früher angeregt hatte, war längst erstorben, dieses Gebiet konnte für ein eben entdecktes gelten, auch schien sich, wo man den Blick hinwendete, dem Auge etwas Neues darzubieten."

Wilhelm Grimm nimmt nun sofort denselben Ausgangspunkt wie Jacob Grimm: die Sammlung der deutschen Märchen und Sagen und die Erforschung der einheimischen Sprache und Dichtkunst. Während aber Jacob Grimm seine Studien immer mehr erweitert und die Sage und Poesie aller Völker zu umspannen sucht, hält sich Wilhelm Grimm streng innerhalb der Grenzen des deutschen Gebiets, erwählt sich gleich Anfangs ein besonderes Lieblingsfeld, die deutsche Heldensage, und sucht diese nicht nur in ihrer deutschen, sondern auch in ihrer nordischen Gestalt zu ergründen.

Man kann wol auch in Wilhelm Grimm's wissenschaftlicher Entwickelung, wie bei der Jacob Grimm's, drei Perioden unterscheiden. 1) Die romantische, wo er wie Jacob unter dem Einfluß der Schlegel, Tiek, Arnim, Görres und Kanne steht, ebenfalls von 1807—1819, und ganz nach Cassel fallend. 2) Die der strengern historisch-philologischen Wissenschaft zugewandte, hauptsächlich durch J. Grimm's deutsche Grammatik und durch K. Lachmann vermittelt, von 1819—1838, in Cassel anfangend und in Göttingen schließend. 3) Die vorzugsweise lexikalische, von 1838—1859, in Cassel anfangend und in Berlin schließend. Doch ist diese Unterscheidung nicht so streng zu nehmen wie bei Jacob Grimm.

Wenn die Arbeiten Jacob Grimm's aus seiner ersten Periode nur in sofern von Interesse sind, als sie die Keime enthalten, aus denen seine spätern großen Schöpfungen hervorwuchsen, und uns den Entwickelungsgang bis zu seiner spätern Größe schrittweise vor Augen stellen, der jetzige Forscher aber selten Gelegenheit findet, mit seinen damals ausgesprochenen Ansichten sich aus

einander zu setzen, so ist es anders bei Wilhelm Grimm. Er war ja, wie Jacob Grimm von ihm ausdrücklich bezeugt, früher als gewöhnlich gereift, Schwung der Gedanken, Feinheit des Nachsinnens und Tact der Beobachtungen war ihm gleich Anfangs eigen, und was er damals dachte oder niederschrieb, würde er, wie Jacob ferner bezeugt, auch später noch ebenso gedacht und geschrieben haben. Savigny's Lehre, die bei Jacob Grimm erst mit der deutschen Grammatik zum völligen Durchbruch kam, ist von Anfang an der Leitstern bei allen seinen Arbeiten. Er zieht sich engere Grenzen als Jacob, sucht alle Thatsachen zu sammeln, welche dazu gehören, ordnet und gliedert das Ganze aus klarer, ruhiger, allseitiger Anschauung und betrachtet es nach seiner historischen Entwickelung; so ist gleich Anfangs Methode in seinen Arbeiten, er gelangt dadurch vielfach schon früh auf richtige Wege und seine Arbeiten aus dieser Periode, wenn auch größtentheils von ihm selber und den unaufhaltsamen Fortschritt der Wissenschaft überholt, haben für den jetzigen Forscher einen bleibenden Werth. Wie er sich so hinsichtlich der Behandlungsweise an Savigny anschloß, so auch hinsichtlich des Styls, denn dieser ist von Anfang an der saubere, einfache, maßvolle, wie ihn Savigny in Anschluß an Goethe in die Wissenschaft einführte, während Jacob Grimm auch hierin sogleich seine eigenen Wege ging.

Zwei Monate später als Jacob Grimm trat Wilhelm Grimm in derselben Zeitschrift, dem Neuen literarischen Anzeiger, herausgegeben von Chr. von Aretin in München, mit einem Aufsatze auf, dem dann im Laufe des Jahres noch zwei andere folgten.

Zunächst den 26. Mai 1807. Sp. 334—336 mit dem Aufsatz: „Einige Bemerkungen zu dem altdeutschen Roman Wilhelm von Oranse", in dem er beweist, daß dieser Roman eine Uebersetzung des Guillaume au court-nez sei, und einige Notizen über das in der casseler Bibliothek befindliche Manuscript des 3. Theils desselben mittheilt. Sodann den 28. Juli, Sp. 477—478: „Ueber die Originalität des Nibelungen-Liedes und des Heldenbuchs", mit einem Zusatz von B. Docen, wo er die von dem Recensenten der Geschichte der deutschen Poesie Franz Horn aufgestellte völlig neue Ansicht, daß unser Nibelungen-Lied und das Heldenbuch durch Nachahmung der nordfranzösischen Ritterepopöen entstanden seien, zurückweist. Den 24. Nov., S. 737—746, liefert er dann einen: „Beitrag zu einem Verzeichniß der Dichter des Mittelalters". Er beginnt diese umfangreichere, von großer Belesenheit zeugende Abhandlung mit den für sein Wesen charakteristischen Worten: „Die Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters geht ungefähr mit dem 15ten Jahrh. zu Ende. Wenn es nun wahr ist, daß erst völlige Durchdringung und Beherrschung des Details möglich macht, gedeihliche Resultate aufzustellen (wobei auch keineswegs braucht befürchtet zu werden, daß sich die Ansicht für das Ganze verliere), so kann niemand die Sorgfalt, auch das Geringere und unbedeutend Scheinende in dieser Periode zu berücksichtigen, verwerflich finden: eins steht mit dem andern in Verbindung, und klärt sich gegenseitig auf." Darauf theilt er aus dem von ihm entworfenen Verzeichniß aller Dichter des Mittelalters die weniger bekannten mit, in der Hoffnung, daß Freunde dieser Literatur dadurch bewogen werden, die unvollständigen Notizen, die er oft nur geben könne, aus ihren Studien zu ergänzen und zu berichtigen.

Im J. 1808 hatte seine Kränklichkeit immer zugenommen und Schweres hatte er körperlich zu ertragen, „aber gänzlich", sagt er in seiner Selbstbiographie S. 175, „fühlte ich mich nicht niedergedrückt und in leidlichen Stunden arbeitete ich fort, selbst mit Vergnügen", und diesen Stunden haben wir einige sehr schöne Arbeiten zu verdanken. Für Arnim's Zeitung für Einsiedler oder Trösteinsamkeit lieferte er einige Proben seiner später erscheinenden Uebersetzung der altdänischen Heldenlieder, und zwar vom 20. April, Sp. 47. 48: „Des Löwen und König Dietrich's Kampf mit dem Lindwurm"; den 7. Mai, Sp. 81. 82: „Romanze" (Klein Christel und ihre Mutter. Altdänische Heldenlieder S. 116: „Die Ehrengeschenke"); den 18. Juni, Sp. 182—184: „Das Lied von Frau Grimhild" und „Mimering Tand"; den 12. Juli, Sp. 237—246: „Des Riesen Langbein und Wittich Wielands Sohn Kampf". Sodann recensirte er für die Heidelberg. Jahrbücher der Literatur: „Das Nibelungenlied, herausgegeben durch Friedrich von der Hagen. Berlin 1807". Diese Kritik erschien aber erst 1809, 1. Bd. S. 179—189; 238—252 [6]), und ist besonders dadurch merkwürdig, daß W. Grimm hier einen neuen Begriff der romantischen Poesie aufstellt und seine Ansicht über Wesen und Werth der verschiedenen mittelhochdeutschen Dichtungen und deren Behandlung ausspricht. Er gedenkt zunächst der damals herrschenden verschiedenen Ansichten über den Werth der altdeutschen Poesie und der erwachten allgemeinen Neigung und Lust für deren Studium, und fährt dann S. 180 fg. fort: „Daher dürfte es in seiner Zeit keineswegs Anmaßung erscheinen, wenn wir jetzt unsere Meinung über den Werth der altdeutschen Poesie, wie sie die Folge eines redlichen Studiums derselben ist, aussprechen, denn es wird vor allem nöthig sein, daß der Punkt, auf welchem sie stehen, bestimmt werde: jede Verkleinerung oder Uebertreibung rächt die Zeit unausbleiblich. Zuerst also diejenigen Gedichte, die man unter dem Namen der Romantischen vernünftiger Weise begreifen kann, sind die aus dem Romanzo übersetzten, und hier müssen wir aufrichtig gestehen,

6) Daß dies der wahre Sachverhalt ist, ergibt sich mit Sicherheit aus der Bemerkung, welche die Verlagshandlung der Studien. Herausgegeben von C. Daub und F. Creuzer in der Vorrede zu der im J. 1808 erschienenen 4. Bd. in Betreff der in diesem Bande enthaltenen Abhandlung W. Grimm's macht: „Die zweite Abhandlung dieses Heftes über die Entstehung der altdeutschen Poesie steht mit der in den Heidelbergischen Jahrbüchern (2r Jahrg. Fünfte Abtheil. 1r Band) eingerückten Beurtheilung des v. Hagen'schen Nibelungenliedes in genauer Berührung und liefert zu dem, was dort kurz angedeutet ist, den vollständigern Beweis." Die Verlagshandlung, welche für beide Zeitschriften dieselbe ist, muß also jene Recension auf ein Jahr zurückgelegt haben.

daß wir solche keineswegs für jene unübertrefflichen Sittengedichte halten, für die sie so häufig ausgegeben werden. Der Grund selbst ist schön, aber gänzlich entstellt durch die Behandlung. Es zeigt sich darin, was sich überall zeigen muß, sobald die Unschuld der Naturpoesie (in welcher sie sicher und unbewußt auf einer Höhe steht, zu welcher die Kunst erst allmählich aufsteigen muß) verloren gegangen: jene Hilflosigkeit und innere Armuth, jener Mangel an Freiheit in Beherrschung des Stoffs. Diesem unterliegend, umfaßten die Dichter niemals das Ganze, welches daher los' und unbegrenzt von einander fällt: eine unbeschreibliche Geschwätzigkeit drängt sich durch die Geschichte, und treibt sie, mit Vernichtung jedes Interesse, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehends den Eindruck, als sei die Darstellung der Geschichte das Außerwesentliche bloß vorgenommen, um darüber reden zu können. Hierzu kommen die hart auseinanderfallenden Reime, fast immer ohne Rhythmus, so daß die langmüthigste Geduld dazu gehört, ein Gedicht von zwanzig oder vierundzwanzigtausend Versen durchzulesen. — Was aber nun das Schöne dieser Gedichte sei? Eben jener unverwüstliche Grund, der immer noch durchbricht, und da es Dichter waren, die die Sprache in ihrer Gewalt hatten, so kann es nicht fehlen, daß einzelne Situationen sehr lieblich und reizend erzählt sind, während dem gleich darauf ein paar hundert Verse anheben zu sagen, woher das Gedicht gekommen oder was die Minne sei: denn dabei sind sie gar unerschöpflich, und weil das immer von neuem wiederholt wird, so ist es auch dann zuwider, wenn es gut gesagt sein sollte." Nachdem er dann die einzelnen Gedichte durchgegangen, kommt er seiner Aufgabe näher. „Noch ist übrig von dem zu reden", sagt er S. 183 fg., „das ungleich das Wichtigste und Größte ist in der altdeutschen Poesie: wir meinen das Nibelungen-Lied, die in diesen Cyclus gehörigen noch bekannten Stücke, und die Gedichte, die unter dem Namen des Heldenbuchs zusammengedruckt sind. Sämmtlich keine Uebersetzungen fremder Sagen, sämmtlich gehört ihnen in keiner Hinsicht der Name einer romantischen Poesie. Wenn man die Müller'sche Sammlung zur Hand nimmt, und liest das Lied der Nibelungen neben den andern, so erstaunt man, wie es in diese Gesellschaft gekommen, das so groß und unendlich viel höher steht, daß ihm nichts von der romantischen Poesie an die Seite gesetzt oder nur verglichen werden kann." ... „In ihm wurde erhalten, was nicht wieder ersetzt werden konnte, das Bild einer vergangenen Zeit, in welcher ein großes Leben frei, herrlich, und doch wieder so menschlich erscheint. Denn das ist es, was uns in der Poesie entzückt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen: wie der Mensch fest und liebend steht auf der Erde, sein Haupt aber aufwärts richtet zum Himmel, so soll die Poesie sein; tief in die Erde dringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüthen aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendroth stehen, an seinem Thau sich erfrischen, dann die Sterne schauen und die heilige Nacht. Ein solches Heldenleben ist in dem Nibelungen-Lied, wie es blüht in Liebe, Krieg, Zorn und Lebenslust, endlich sich selbst gewaltsam vernichtet: und darüber weht eine klare und heitere Ruhe der Dichtung, wie die Sonne auch über eine zerstörte Welt leuchtet, still und unbekümmert in hellem Glanz. Wer mag ohne Rührung das Treuliche an Siegfried lesen? oder wie Rüdiger Leib und Seele hingibt in dem Kampf mit seinen Freunden, denen er die Waffen hinreicht gegen sich selbst, daß den grimmen, Könige spottenden Hagen die Gabe erbarmt, und er absteht vom Streit gegen ihn? oder wie Wolfhart nicht beklagt sein will, da er von Königs Händen so herrlich todt liege? Ja, dieser Kampf mit einem ungeheueren Schicksal, das alles unaufhaltsam hinunterreißt, gehört mit zu dem Größten, das je in der Poesie aufgestanden, wogegen Homer nichts Aehnliches aufzuweisen hat, der wohl reicher ist und geschmückter, aber nicht von solcher Tiefe. Dennoch, wie sich hier ein großes Gemüth offenbart, so scheut sich auch keiner, seine Furcht, und alles, was menschlich, zu bekennen, denn das ganze Leben, wie es sich äußert, ist poetisch, nicht das Einzelne darin, und nur aus dem gemeinsamen Boden kann das Große aufwachsen. Und diese Unschuld, die nur der Ausdruck des innersten Gemüths ist, was das Gedicht so weit erhebt über alles andere, und das allein in einem solchen Volkslied gefunden wird, weil keine Kunst dahin gelangt. — Das Heldenbuch ist durch viele Entstellungen zu uns gekommen." In dieser Ansicht über den Werth der altdeutschen Poesie sieht er nun das Urtheil über die Art, wie dieselbe zu behandeln sei, begründet. Mit Rücksicht auf die von der Hagen'sche Bearbeitung des Nibelungenliedes beantwortet er nun die Frage: ob man diese Gedichte durch Modernisiren in die jetzige Zeit herüber bringen dürfe? „Es kann", sagt er S. 185 fg., „das Modernisiren zweifach gedacht werden, einmal, daß die alten Formen bloß in neue sollen verwandelt werden, sonst aber das Ganze unverändert bleibt, oder daß die Idee des Gedichtes aufgefaßt, und aufs neue nach den Ansichten der neuen Zeit wieder gestellt werde. — Das Erste ist in aller Hinsicht zu verwerfen." Er thut dies dann aus den schärfsten Gründen dar. „Jedes Gedicht", sagt er u. a., „ist als solches ein organisches Ganze, jeder Ausdruck, jedes Wort ist der Abdruck der zum Grunde liegenden Idee, und darf durchaus nicht weggenommen werden, oder durch Fremdartiges ersetzt, ohne diese zu zerstören, ohne einen Widerspruch mit dem andern; kurz dieses Modernisiren ist ein heilloses Zertrennen und Auflösen. Denn das ist eben das Zeichen einer echten Poesie, daß sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt." Dann geht er mit der größten und in das Einzelnste eingehenden Gründlichkeit zu einem vernichtenden Angriff auf die von der Hagen'sche Bearbeitung über. „Das vorliegende Werk", sagt er S. 188, „soll eine Erneuung und Wiedererweckung des Originals sein, durch eine genaue und getreue Uebertragung aus der Sprache und Mundart jener Zeit in die jetzt lebende. Es soll der Nation ihr Epos gegeben werden, und einem

Dichter Gelegenheit, ein nationales Drama zu erschaffen. Unser Urtheil über eine solche Bearbeitung haben wir schon oben ausgesprochen: wir halten die Idee, von der sie ausgeht, für durchaus falsch und erklären diese Arbeit geradehin für etwas Mislungenes" (S. 188). „Es ist eine Modernisirung, die schlechter ist als das Original, und doch nicht modern." „Fragt man, ob denn durch diese Arbeit das gewonnen, daß jemand, dem Kenntniß der alten Sprachen abgeht, wenigstens ungehindert fortlesen könne, so muß dies schlechterdings verneint werden, und man sieht nicht ein, für wen sie eigentlich unternommen ist." ... „Streng demnach genommen, als ein poetisches Werk, und wir glauben damit einen großen Tadel auszusprechen, hat das Buch kein Publicum." ... „Die hier vorkommende Sprache ist eine solche, wie sie zu keiner Zeit gelebt hat" (S. 240). „Der lebendige Rhythmus ist ganz aufgehoben zu flacher Regelmäßigkeit" (S. 243). W. Grimm rühmt aber die gründliche Kenntniß der altdeutschen Sprache, die von der Hagen gezeigt (S. 248); für die bei weitem glänzendste Seite des ganzen Werkes hält er aber die kritische Bearbeitung, welche derselbe dem incorrecten und defecten Texte der Müller'schen Ausgabe aus der Münchener Handschrift des Liedes, die ihm zu Gebote gestanden, habe angedeihen lassen, ehe er zur Uebersetzung geschritten sei. „Es enthält nicht nur eine bedeutende Menge Ergänzungen aus der Münchener H. S., schätzbar und merkwürdig an sich selbst, dann durch die Art, wie sie ergänzen, sondern auch glückliche Verbesserungen einzelner Ausdrücke, wodurch das Ganze an Lesbarkeit und Deutlichkeit ungemein gewonnen hat" (S. 249). Nachdem er dann dasselbe Urtheil über die Modernisirung der dem Liede hinzugefügten Klage gefällt, den die Erläuterungen darbietenden Anhang und das Glossar besprochen, macht er zum Schluß über das ganze Buch die Bemerkung: „was man von jedem Werk verlangen darf, ein bestimmtes Ziel, auf das streng hingearbeitet wird, das hatte der Verf. nicht: es sollte für jeden gerecht sein, und ist es für niemand geworden." — „Hiermit soll aber", sagt er schließlich, „nichts gegen die Gelehrsamkeit des Verf. gesagt sein, das Buch ist überall mit Gründlichkeit und Neigung bearbeitet und verdient in dieser Hinsicht alle Achtung."

War diese Kritik ganz geeignet, die Betrachtung des Werthes der altdeutschen Poesie auf richtige Wege zu lenken, so war dies noch mehr der Fall durch die schon erwähnte und früher in den Studien, herausgegeben von Daub und Creuzer 1808. S. 75—121; 216—288 erschienene Abhandlung: „Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zu der nordischen." Diese Abhandlung muß als eine ganz ausgezeichnete Arbeit des 22jährigen Jünglings bezeichnet werden, einmal wegen der Fülle des Materials und der tief eindringenden Forschung, sodann durch die historische Betrachtungsweise und die klare Scheidung und Gruppirung der ganzen Masse unserer alten Dichtung, wenn auch im Einzelnen Einiges als verfehlt erscheint. Zugleich ist nicht zu leugnen, daß diese Abhandlung nach Inhalt und Anschauungen in gewisser Verwandtschaft steht mit der von Görres: „Der gehörnte Siegfried und Nibelungen", die 1808 in der Zeitung für Einsiedler erschien (s. den Art. Jacob Grimm S. 208), welche dieselbe aber in jeder Hinsicht weit übertrifft. Den Zweck seiner Abhandlung faßt er am Schlusse ihrer ersten Abtheilung S. 121 also zusammen: „Es sollte hier angedeutet werden, welchen Gang die deutsche Poesie genommen, wie sie sich aus der Geschichte und dem Leben entwickelt und darin gestanden, nicht als eine Einzelheit, sondern im Zusammenhang; und das Verhältniß angegeben, in welchem alles Andere nicht zu ihr gehörige zu betrachten ist. Dieser Standpunkt einer trennenden Ansicht ist nöthig, um die andere Frage: wie die nordische Poesie mit der deutschen verbunden sei, beantworten zu können." Er geht von denselben Ansichten über die ursprüngliche Vereinigung von Poesie und Geschichte aus, wie sie Jacob Grimm in demselben Jahre 1808 in dem S. 196 angeführten Aufsatze: „Gedanken, wie sich die Sage zur Poesie und Geschichte verhalten" ausspricht und später in seiner Schrift: „Ueber den altdeutschen Meistergesang" und in der Abhandlung: „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte" (s. S. 198. 208 fg.) weiter entwickelt hat, und gründet darauf seine Ansicht über die Entstehung des deutschen Heldengesanges und insbesondere unseres Nibelungenliedes. „Ueberall", so beginnt er, „wo wir zurückgehn auf die frühsten Zeiten eines Volks, es ist leicht zu bemerken, wie Poesie und Historie ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Munde verkündet wurde. Beide vereinigen sich darin, das Leben mit all seinen Aeußerungen aufzufassen und darzustellen. Erst eine spätere wissenschaftliche Ansicht muß sie trennen, welche der Poesie nur ein unbeschränktes Aufwachsen gönnt, die Historie aber, nachdem der Glaube an die Treue der Volks-Gedichte verloren gegangen, auf jene kritische Wahrheit beschränkt, die an sich nichts gewährt, und nur dann Werth hat, wenn sie verbunden ist mit jener höhern poetischen; denn nicht irgend ein bloßes Ereigniß, sondern in seinem Zusammenhang mit dem Leben wollen wir es erkennen; was will auch die Geschichte zuletzt anderes, als daß das Gemüth ein Bild der Zeiten gewinne, welche sie darstellt? und darum muß die kritische Historie auf einem andern Wege dahin wieder zu gelangen suchen, wo sie schon früher gestanden hatte, eins mit der Poesie, als Nationalepos. In solchem Sinne haben auch die besten Historiker gedacht. Und warum gibt die Poesie des Nibelungenliedes, des Homeros eine viel reinere und lebendigere Anschauung, als alte Geschichte? Die Heldenschaar bewegt sich vor uns, und wir ziehen mit ihr in den Kampf, wir stehen mitten in ihrer Versammlung, wir sehen die Zucht edler Frauen und eine ganze schöne Menschheit in Lust und Trauer, während dem die Geschichte nur hinzeigt auf die öden Felder, wo einst diese Männer hergeschritten, oder ein Schwert ausgräbt, auf welchem die Jahrzahl entdeckt werden kann." „Wenn es aber wahr ist, daß Poesie und Geschichte nur zu gleicher Zeit sich erzeugen, so kann jene nicht mehr sein,

wo diese aufhört; nur da wird sie geboren, wo der Mensch in freiem Ringen mit der Welt die Glieder übt und muthig das Leben umarmt." „Darum ist jener Punct so herrlich in der Geschichte, wo ein Volk vereinzelt oder in Ungebundenheit lebend, nun das Bedürfniß fühlt, nach Ordnung, Cultur und Sitten. Wie überall, geht auch hier erst aus einem wilden Kampf, aus einer ungeheuren Gährung die Ruhe hervor, aber eben in solchem Zustand des Werdens, wo jeder Augenblick erwirbt, und jeder Augenblick das Erworbene verlieren kann, wo einer wie alle das Ganze festhält, immer bereit, davon zu geben, was ihm nur theuer ist; in solchem Zustand einer beständigen Anregung ist es, wo die Tugend des Menschen aufgeboten und alle geheime Kraft wach wird. Dann werden alle Quellen des Lebens aufgethan, daß es in jugendlicher Freiheit ströme, und jene göttlichen Menschen stehen auf, die wie Riesen sich erhebend, gewaltsam hingehen über die Erde und sie ordnen nach ihrem Sinne." „Und ist nach solch großem Streite die Welt erworben, dann kommt die Ruhe des Friedens, in der sich Häuser und Städte aufbauen. Gesetze, mildere Sitten, Eintracht der Geselligkeit ordnen das Leben. Die Lanzen des Kriegs ergrünen in der fruchtbaren Erde und fügen sich zu blüthenreichem Laube, in dem Fröhlichkeit und Lebenslust wohnt; bald tritt die Poesie herzu und verkündigt in schlichten Worten die Thaten jener Zeit. Wie die Wipfel hoher Berge steht unter ihnen das Andenken daran, und in dem ewigen Tag derselben wandeln die Helden, unsterblich, allen sichtbar und den Göttern am nächsten." — „So treibt Poesie und Historie, als Epos, aus einer Wurzel, und beide blühen neben einander. Auch späterhin wird jene immer von dieser begleitet, d. h. wo wirklich etwas geschieht, und das Leben sich regt, da fehlt es nie an einem bewegten Sinn, der es aussprechen kann." „Bei jeder Nation bricht der Moment einer neuen Grundbildung eines neuen Entstehens durch, in hellerem oder trüberem Lichte, wie verschieden die Umgebungen und Motive sind. Carl der Große erschuf Frankreich und lebte viele Jahrhunderte lang in der Poesie desselben. Um aus späteren Zeiten ein Beispiel anzuführen: wie der Cid Spanien erst Sicherheit und Dauer gegen die Araber, so gab er ihm auch eine Nationalpoesie, welche das Andenken an sein Ritterthum in schönen Liedern bewahrte." „Groß und welterregend, wie noch alles, was aus dem Leben dieser Nation durchbrechen konnte, hat sich jener Punct bei den Germanen gezeigt. Schon aus den frühsten Zeiten haben wir Zeugnisse fremder Schriftsteller von ihrer Existenz. In einem langen Zeitraume schweigt alle Geschichte, und wo sie wieder anhebt, etwa mit der christlichen Zeitrechnung, da finden wir noch ein ungezähmtes Volk, meist als Nomaden, in herumziehendem Leben. Allmählich erscheint das Streben nach Cultur in der Entstehung einzelner Völkerschaften und besonderer Verbindungen, endlich aber erzeugte es jenen ungeheuern Kampf, den nicht bloß ein neues Herandrängen aus dem Mutterlande, aus Asien, sondern dieses innere Bedürfniß herbeiführte: die Völkerwanderung. Das ist das große Resultat derselben, daß aus ihr Germanien neu geordnet hervorging." .. „Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt." .. „Von Helden, wie Attila, Dieterich, König der Ostgothen, sagt die Geschichte, aber wie vieles ist geschehen und untergegangen." „Aber die Poesie bewahrte es auf, die jetzt entstand. Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung, nicht mehr zur Nation gehörig, in ihre trocknen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort in dem Munde und dem Herzen eines jeden unter dem Volk. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entstand eine gewisse Classe, die ganz eigends sich diesem Geschäfte widmete: die Sänger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieser Lieder[7]), und nahmen sie auch nicht zu ausschließendem Besitze dem Volke ab, aber sie waren besonders fähig zu dem Absingen derselben" (S. 75—80). Zum Beweis des Gesagten führt er dann einige solche Sänger an, sowie die Thatsache, daß Karl der Große solche Lieder, deren Inhalt die Kämpfe und Thaten vergangener Zeiten waren, sammeln, aufschreiben ließ und sie auswendig lernte (memoriae mandavit; vergl. W. Grimm, Deutsche Heldensage S. 27). „Darum muß man nicht denken", sagt er dann weiter, „daß sie damals allgemein verzeichnet wurden, nicht als ob dies unmöglich gewesen, sondern weil es der Natur eines Volksliedes entgegen ist. Ueberhaupt war alle Bildung ausländisch, welche dieser Lieder nicht achtete, und darum waren sie Ludwig dem Frommen, der griechisch und lateinisch wie seine Muttersprache redete, zuwider, daß er sie weder lesen, hören, noch hersagen wollte. So ist nur Zweierlei aus dieser Periode, aber nicht in ursprünglicher Reinheit übrig geblieben: die Erzählung im altsächsischen Dialect von Hildebrand, wahrscheinlich ein solches Volkslied, dessen Inhalt unrhythmisch vielleicht zur Uebung aufgezeichnet wurde, und dann das lateinische Gedicht: de prima Attilae expeditione, das ganz nach römischen Mustern umgebildet ist." „Bei dem Volk indessen lebten diese Gesänge fort. In Unwissenheit und Unschuld entfaltete sich die Poesie immer mehr, und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube u. s. w. Großes und Reizendes darbot, Alles vermischend und verwechselnd. An jedem Orte mußte sie nach und nach einheimisch sein, und darum brachte sie das Entfernte herbei und setzte die Nähe in geheimnißreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker umtauschend" (S. 81. 82). Als nun im 12. und 13. Jahrh. die Schrift schon allgemeiner geworden war, „fingen die Sänger an, die Gedichte, deren Umfang sich immer mehr erweiterte, aufzuzeichnen, und wie sie jetzt lebten und ausgesprochen wurden, nach den Veränderungen vieler Jahrhunderte hindurch, so wurden uns die Gesänge ältester Zeit erhalten. Dies ist unsere Ansicht von der Entstehung des Nibelungen-Liedes." Sodann führt er so kurz als möglich die sich daraus ergebenden Resultate an. „I. Das Nibelungenlied beruht

---

7) S. 245 Anm. sagt er, daß ein Volkslied sich selbst dichte und anpasse.

auf Wahrheit und es liegt durchaus Geschehenes zum Grund. Streng genommen kann überhaupt nichts rein erfunden werden in der Poesie, als Abdruck des Angeschauten, und jede Nachahmung selbst durch viele Gründe hindurch weist immer zurück auf das Ursprüngliche, und bleibt in so fern wahr. Attila, Dietrich von Bern, Günther, Hagen, Siegfried, haben gelebt, die großen Thaten, von denen diese Lieder singen, sind geschehen, und Chriemhildens entsetzliches Schicksal hat jene Helden in das Verderben gezogen. Es fehlt auch nicht an äußerlichen Beweisen, die lateinischen Geschichtschreiber nennen diese Männer und erzählen von Gonthakars Tod durch Attila" (S. 84). ... „Wenn es aber wahr ist, daß dem Nibelungen-Lied Geschichte zum Grunde liegt, so müssen diejenigen eine falsche Ansicht haben, die eine künstliche Uebertragung alter aus Asien herstammender Sagen darin finden, und das Gedicht auf diese Art entstehen lassen; oder gar den Homer darin wiederfinden, in dem nur an einer Stelle verwundbaren Siegfried, etwa den Achilles" (S. 86). ... „II. Die ursprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie, war das kurze Lied, oder mit einem uneigentlichen Ausdruck, die Romanze. Wen innere Lust und Kraft dazu antrieb, d. h. wer Dichter war, der besang die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Tact, nach einem ordnenden Gesetz. So erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim" (S. 88). ... „III. Die bald sich bildende Classe von Sängern erweiterte solche Lieder und verband sie zu einem größeren Ganzen; etwa wie Herder in richtigem Sinn die Romanzen von Cid." ... „Solche Gedichte wurden abgesungen vor dem Volk, bei Versammlungen und an den Höfen der Fürsten" (S. 89). ... „IV. Wie die Lieder des Volks, so dauerten auch diese größeren Gedichte fort, stets, mit dem Fortgange der Zeit, in veränderter Gestalt. Niemals standen sie in irgend einer fest, und es ist eine ganz falsche Ansicht, die das Nibelungen-Lied, im Ganzen ebenso, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen, entstehen läßt." ... „Ebenso wenig waren die Grenzen irgend eines einzelnen Gedichts abgesteckt, die in diesem großen Kreis, die ganze Welt, wie sie damals erkannt wurde, aufgenommen war, aufgestellt war, so blieb jedes Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung und hatte seine Stelle darin, wie es auch mit andern zusammengerückt und verknüpft wurde. Darum deuten sie auf einander hin und ergänzen sich" (S. 90 fg.). Er gibt davon mehrere Beispiele und zeigt eingehend an dem von König Ermanaricus, „wie dieselbe Sage bei den verschiedenen Völkern einer Hauptnation sich verschieden ausbildete, mit andern manichfach verwebte und Namen und Orte wechselte." ... „V. Erst zu der Zeit, wo die deutsche Schrift aufkam, im 12. und hauptsächlich im 13. Jahrhundert, konnten die Dichtungen mehr fixirt werden durch eine zufällige, das Gedächtniß eines Einzelnen unterstützende Aufzeichnung. Denn Zufall war es allerdings, keine innere Nothwendigkeit bei einem immer fortlebenden Volks-Gedicht, welche das Nibelungen Lied erhielt, wie es im 12. Jahrhundert war" (S. 100).

„Im Anfang des zwölften Jahrhundert wurde Deutschland mit dem Orient bekannt. Nichts ist mächtiger für die Entwicklung eines Volks als die Berührung mit einem fremden. Vielfach waren die Einwirkungen eines solchen Ereignisses auf Leben, Sitten und Cultur der Deutschen" (S. 104). ... „Wie das Leben allzeit die Poesie begleitet, so mußte dieses Eingreifen einer neuen Zeit auch ihre Saiten anrühren. Es entstand eine Poesie, deren Character der Widerschein dieses Lebens war: Lust, Anmuth, Scherz, mit all der Freiheit und dem Uebermuth, den Reichthum und ein sorgenfreies Leben gibt, durchhin tüchtig und gesund, auch wohl derb. Wenn die Poesie dieser Jahrhunderte (vom 14. bis ins 16te) nicht so groß und weltumfassend war, wie die der epischen Zeit, so wird doch niemand diese Fröhlichkeit, dieses mehr häusliche Wesen ohne Ergötzen ansehen können. Man dürfte sagen, daß jene einen tragischen, diese einen komischen Character hat" (S. 106).

„So wäre mit kurzen Zügen die Entstehung der deutschen, d. h. aus deutschem Geist entsprungenen Poesie angedeutet." ... „Allein noch etwas bleibt zu erläutern übrig, dasjenige, was bei weitem als das Wichtigste und als der Anfang deutscher Poesie betrachtet wird: die romantische Poesie des Mittelalters." „Unsere Ansicht ist schon dadurch ausgesprochen, daß ihrer bei der Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts, wie sie blühte, keine Erwähnung geschah. Sie gehört nicht zu ihr, sie ist eine besondere Erscheinung, weder direct eingreifend in das Wesen ächt deutscher Poesie, noch weniger aus ihr hervorgehend, und kann daher nur als solche dort einen Platz haben." „Die Kreuzzüge regten zwar anfangs meist nur Frankreich, bald aber ganz Europa auf, aus all der cultivirten Welt zogen die Edlen zu dem heiligen Streit. Solch gleiches Streben, gleiche Lebensweise, Gefahren und Freuden mußten nothwendig eine nähere Bekanntschaft der verschiedenen Völker bewirken. Deutsche wurden mit Franzosen, oder welschen Völkern, wie man alle südlichen nannte, verbunden, und wie größere Lebendigkeit und Mittheilung anerkannt zu dem Character der letztern gehört, so lernten jene ihre Sprache und bald auch ihre Poesie kennen." ... „Und was schien würdiger und rühmlicher Kenntnisse zu zeigen, als in Uebersetzungen sie auszubreiten und Freunden mitzutheilen? So wie nicht allein Deutsche den Kreuzzügen beigewohnt hatten, so verbreiteten sich auch in andern Ländern diese Poesien, in Italien, im Norden, ja selbst bis Island sind sie hingedrungen. Man sagt gewöhnlich schön: damals klang eine Poesie durch die ganze Welt, welches aber nur auf diejenigen gezogen werden darf, welche sich im Ausland damit bekannt gemacht hatten, von der Nation nicht, eine jede hatte sich ihrer eigenthümlichen, bei ihr einheimischen erfreut. Schon damals verleugneten die Deutschen ihren heutigen Character nicht, sie waren am fleißigsten: was sich nur aufbringen ließ von fremden Büchern, das wurde übersetzt, und es ist nicht zu verwundern, daß manches sehr mittelmäßige

und ganz schlechte nicht verschmäht wurde in solchem Eifer. Auch die Liebeslieder wurden eingeführt (wahrscheinlich nur das wenige übersetzt, das man nachgewiesen hat) und hierin wurden die Vorgänger gewiß übertroffen, bei dem tieferen Gefühl und der Herzlichkeit, die nach Süden hin nie so gewurzelt hat. Die deutsche Gründlichkeit durfte nicht fehlen, und so thaten sich viele zusammen, Regeln zu bestimmen über Form und Manier, bei denen man festhielt und die immer mehr erweitert wurden" (S. 107—109). „So entstand die romantische Poesie des Mittelalters in einer geschlossenen Gesellschaft mehr Gebildeter, Adlicher, zu denen sich auch wohl Fürsten gesellten, weil es ehrenvoll schien, solch edle Kunst zu treiben." ... „Fragen wir nun, wie sie sich zur Nationalpoesie verhielt? Kunstpoesie, d. h. die mit Bewußtsein und Absicht gedichtete, ist in ihrer Idee eben so vortrefflich, als Natur- oder Nationalpoesie, denn wenn sie ächt ist, setzt sie diese nur fort, das heißt, wo diese untergeht, und sich nicht mehr neu erzeugt, da bildet sie z. B. durch Belesenheit, erworbenen Stoff in dem Geist der Nation mit all dem, was ihr eigenthümlich ist, um, damit es einheimisch werden kann. Hans Sachs ist in diesem Sinn Kunstdichter und Nationaldichter zugleich. Es gehört dazu ein klares Umfassen und Beherrschen des Stoffs, und die Individualität des Dichters verliert sich gänzlich in derjenigen der Nation, oder vielmehr sie wird noch mehr geläutert und steht wiederum rein in dieser. Wo dieses Verhältniß aber eine andere Mischung hat und nicht in gleichen Theilen sich abrundet, da entsteht mehr oder weniger Manier, und in demselben Maße steht die Poesie von dem Volk entfernt und kann nicht zu ihm gelangen." „So war es hier. Abgesehen, daß eine Kunstpoesie überflüssig war, wo die Nationaldichtung noch lebendig lebte, so war diese romantische Poesie nicht nur Kunstpoesie, sondern auch Manier, ganz außer dem Geist des Volks." ... „Wer glaubt, daß diese unrhythmischen Rittergedichte in ihrer Länge abgesungen wurden, oder, daß die mit einer höchst verfeinerten Sentimentalität gedichteten Minnelieder jemals Volkslieder sein konnten?" „Vielmehr standen sie in einem reinen Gegensatz zu der Nationaldichtung. Das Volk behielt seine Lieder von Dietrich von Bern und den alten Helden" (S. 109—111) ... „Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abweichen als diese romantische und Nationalpoesie. Diese war ein großes allesumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, von den größten Heldenthaten und Kriegen bis zum häuslichen Leben herab" (S. 117) ... „Verschieden, da es mehr nicht sein kann, ist die Darstellung der romantischen Poesie und des Nibelungen-Lieds. Wie ein großer Geist, ruhig aber mit tiefbewegter Brust erzählt es, was geschehen, alles läuternd in reinem Aether der Dichtung, und mit milden Worten tröstend, denn was sich herrlich gezeigt hat, ist nicht untergegangen in den wilden Stürmen der Welt." „Die Poesie spricht einfach und klar, jedem verständlich, und eindringend in das Gemüth, aber wo sie nicht ist, da wird die Rede verwirrt und ängstlich, überall hinfühlend und suchend nach einer Stütze. Die romantischen Dichter griffen nach allen Seiten, wo sie sich anhalten konnten, all der geistige Erwerb wurde herbeigeholt, und was ihre Person betreffen konnte" (S. 118 fg.). — „Dieser Unterschied zwischen Kunst- und Naturpoesie, so wie in entgegengesetzten Punkten entsprungen, dehnte sich mit dem Fortgange der Zeit in immer größerer Spaltung aus, und nur in Liedern aus dem 14. und 15. Jahrhundert zeigt sich einige Annäherung und Verbindung" (S. 120).

Darauf wendet er sich zu der Frage, wie die nordische Poesie mit der deutschen verbunden sei. Auch hier geht er zunächst in die frühesten Zeiten zurück. Die gleiche Abkunft der Bewohner des skandinavischen Nordens mit den Germanen, welche die Sprache bezeuge, findet er auch von der Geschichte bestätigt. Aus Asien herkommend, trennten sich nach Jordanes beide Volksstämme in Scandia, wo sie sich versammelt, in Folge dessen für die Germanen mit der Religion (denn „nie wurden in Germanien die Götter des Nordens allgemein verehrt") auch die alte Sage, die von der Vorzeit und asiatischer Herrlichkeit erzählte, verloren ging. Als aber „das mächtige Treiben der Völkerwanderungen die Nationen unter einander warf, da kamen auch die Bewohner des Nordens aufs neue mit Deutschland in Berührung". „Wie jene Zeit sich in der Nationalpoesie der Deutschen erhielt, so mußten auch die großen Thaten derselben in die Poesie des Nordens, der nicht weniger Theil daran hatte, eingewebt werden, sich zu erfreuen an diesem, durch eigne Tapferkeit erworbenen Gut. Es wurde aufgestellt zu den alten Sagen und der Mythologie, diesen Heiligthümern eines Volks, denen es alles weiht, was gewonnen ist, zu unvergänglichem Gedächtniß." „Ein solches ist, im Ganzen betrachtet, das Verhältniß der nordischen Poesie zu der deutschen. Scandinavien hat nicht nur eine ihm allein eigenthümliche, sondern auch eine mit Germanien gemeinschaftlich erworbene; jedem Volk gebührt derselbe Anspruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen wird, so berechtigt dies nicht auf ein Erborgen von einer Seite zu schließen. Indessen mag zur Verwirrung der Umstand beigetragen haben, daß in späterer Zeit wirklich deutsche Nationalgedichte in das Scandinavische übersetzt wurden, dann auch, daß manche nordische nicht wieder in jenen gefunden werden, so daß man eine Trennung annahm, und einen Zufall für die Uebereinstimmung aufsuchen mußte" (S. 216—220). Er untersucht dann die einzelnen nordischen Denkmäler und deren Verhältniß zu der deutschen Poesie, und zwar zunächst die mythologischen Theile der ältern und jüngern Edda, dann die Sagen. Die letztern theilt er in historische und poetische. Von den erstern kann er nur remissiv reden, da sie dem Norden ausschließlich angehören, was aber die zweiten betrifft, „so sind die einheimischen (nordischen) von denen zu unterscheiden, die auch wieder in Deutschland gefunden werden". „Unter den letzten sind diejenigen gemeint, die aus den Zeiten der Völkerwanderung ihre Entstehung herleiten, wo ein allseitiges Drängen die Völker ver-

mischte, unter denen auch nordische Helden standen. Für ihre Thaten blieb ihnen billig der Ruhm in den Gesängen ihres Volks. So finden wir die Verrätherei der Chriemhilde, die schwer zu besiegende Brynhilde, den hörnen Siegfried, Ermanaricus' Schicksal, Attila, und damit den Heldenkreis des deutschen Epos wieder." „Die Nibelungen und Burgunden sind auch hier zwei berühmte Stämme, unter dem Namen der Wolfungen und Giukungen (Niflungen) bekannt." In dem mythologischen Theile der ältern Edda fehlt es nicht an Hindeutungen (der sie eigentlich behandelnde Cyclus war damals noch nicht gedruckt); mehr davon bietet die jüngere Edda. „Ausführlicher, poetischer, aber übereinstimmend, so daß die Edda nur als ein Auszug gelten kann, enthält eigends die Wolsunga-Saga das nordische Nibelungen-Lied." Weiter gehört die Norna-Gesters-Saga hierher; aber auch durch andere zieht die Erinnerung daran in mannichfachen Anklängen. „Wie bei uns, so wurzelt auch hier die Dichtung in vaterländischem Boden, und alles ist eigenthümlich entfaltet, nur dunkelfarbiger, wie der Himmel, unter dem es gestanden." ... „Bei so ganz einheimischer Gestaltung der Poesie, die nicht die herüberpflanzende Kunst eines Einzelnen geben kann, ist es schon unmöglich, an ein Abborgen zu denken. Dann aber sind in dem Norden, wie in Germanien, die frühern Spuren von der Existenz dieser Gedichte gezeigt, daß man den Moment des Entleihens bis in die Zeit ihrer Entstehung zurückschieben müßte. Denn wie will man es bei dieser Ansicht erklären, daß im Süden Jordanes, Paulus Diaconus, im Norden die Edda und die alten Sagen, in Deutschland das lateinische Gedicht von Attila, Saxo, die deutschen Poesien des 12. und 13. Jahrh. denselben Cyklus zum Theil darstellen, oder darauf hindeuten, immer aber verschieden und eigenthümlich? Vielmehr darf man es so betrachten, daß beide Völker durch Heerzüge und Kriege vereinigt, eine gemeinsame Poesie erwarben, die von dem Norden an durch ganz Deutschland sich ausdehnte bis nach dem Süden hin, soweit Deutsche gedrungen sind." ... „Nur bei jeder Nation hat sie sich anders entwickelt, und ist anders eingerückt worden in schon vorhandene oder entstehende Dichtung" (S. 232—242).

Dann handelt er von den dänischen Volksliedern, „die unter dem Titel Kiämpe-Viser (Kämpfer-Lieder) bekannt sind", die er in Heldenlieder aus der alten Nationaldichtung, Liebeslieder und Märchen und historische eintheilt. „Die erstern sind ungleich die wichtigsten. Es sind durch diese Sammlung noch mehrere Lieder gerettet, welche die Helden der Nationaldichtung besingen, und deren Entstehung in die frühesten Zeiten zurückgeführt werden muß." ... „Das Verhältniß dieser Lieder zu deutscher Poesie wird sich leicht bestimmen lassen. Es ist oben erläutert worden, daß die ursprüngliche Form des Nationalepos das Lied war, das auch noch immer fortdauerte, während jenes größer zusammengesetzt war, eben so ist der Beweis geführt worden, daß solche Lieder in Deutschland existirt haben, allein sie mußten untergehen, wie eine neue Zeit das Andenken an die alte zerstörte, keine Schrift aber ihrer Aufbewahrung zu Hilfe kam." ... „Was aber in Deutschland verloren wurde, das hat sich in dem mehr concentrirten Norden durch eine früher darauf gelenkte Aufmerksamkeit erhalten. So vermögen wir gleichsam im Widerschein darin zu erkennen, was wir sonst besaßen, und es ist halb unser, das uns eine Uebersetzung zurückgeben würde" (S. 243—247).

Darauf geht er zu den Uebersetzungen über. Gebildete, selbst Priester führten die deutsche Poesie im Norden ein. „Man kann die nordischen Uebersetzungen in solche eintheilen, deren Originale entweder deutsche Nationalpoesie, oder romantische Rittergedichte waren, und ziemlich gleich damit ist die Unterscheidung, ob sie aus dem Munde des Volks oder aus Büchern genommen." „Bei weitem am wichtigsten ist die erste Classe. Hier finden wir ein Buch, welches den Cyklus deutscher Nationalsagen gesammelt hat, wie sie noch im 13. Jahrh. im Munde des Volks waren, die Wilkina-Saga", und deren Entstehung und Zusammensetzung er ausführlich untersucht. „Ob andere Sagen, welche diesen Cyklus zu berühren scheinen, wie die Blomsturwalla, Floamanna und Magus-Jarl-Saga, Uebersetzungen oder Originale enthalten, kann nicht entschieden werden, da sie bis jetzt nur in Handschriften existiren." „Die zweite Classe begreift die Uebersetzungen aus der romantischen Poesie. Hier hat sich Scandinavien weniger thätig bewiesen als Deutschland." Ein näheres Eingehen darauf ist jedoch ihm unmöglich, da ihre Titel nur aus dem Verzeichniß der Handschriften bekannt waren. Er erkennt aber in ihrer Veröffentlichung sofort den Nutzen für eine vollständigere Kenntniß der romantischen Poesie, indem sich hier Manches könnte erhalten haben, was verloren gegangen sei, wie die Ereks-Saga [die auch später in Hartmann's Dichtungen aufgefunden wurde] (S. 248—249).

Diese Untersuchungen gewähren ihm das unzweifelhafte Resultat, daß nirgends her größere Aufklärung für die deutsche Poesie zu erwarten sei, als von dieser Seite. Schon darum werde deren Studium nothwendig, allein auch abgesehen davon, verdiene sie eigends mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden. „Wir können kaum etwas mehr von Bedeutung dagegen stellen, als das Nibelungen-Lied, wobei es nur erfreulich, daß gegen die Vollendung und Herrlichkeit desselben dort nichts gehalten werden kann" (S. 259 fg.).

Als Beilagen sind dieser Abhandlung endlich Uebersetzungen der heldensaglichen Stücke aus der Snorra-Edda, der Norna Gesters Saga und einiger altdänischer Heldenlieder, sowie die einiger Capitel aus der Wilkina-Saga, welche Sigurd's Jugendgeschichte darstellen, hinzugefügt.

Im J. 1811 erschien nun das lange vorbereitete erste selbständige Werk Wilhelm Grimm's: „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg 1811", also in demselben Jahre, in welchem Jacob Grimm's Erstlingswerk: „Ueber den altdeutschen Meistergesang" er-

schien. Dasselbe ist Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano zugeeignet. In der inhaltsreichen Vorrede (III—XL) betrachtet er die Lieder aus allgemeinem Gesichtspunkte. „Die Elemente der Poesie einer Nation", sagt er S. VIII, „erscheinen nie reiner und mehr vereinigt als in den Volksliedern, und diese sind es, welche aus dem Norden den Freunden der Poesie hier in einer Uebersetzung übergeben werden." Das erste Hundert derselben wurde gesammelt und herausgegeben im J. 1591 von Anders Söfrensön Wedel. Hundert und vier Jahre später (1695) wurden sie mit einem neuen Hundert von Peter Syv vermehrt und unter dem Titel Kämpe-Viser herausgegeben. Eine andere Sammlung, Elskovs Viser (Liebeslieder) oder Tragica genannt, erschien 1657. Sie enthält nur dreißig Gesänge, die alle einen tragischen Ausgang haben, daher der andere Titel. „Sie können dem Geist und Werth nach den Kämpe-Viser an die Seite gesetzt werden, und, was von diesen gesagt wird, gilt auch von ihnen. Die Mehrzahl sind schöne Lieder, die auch dieser Uebersetzung sind einverleibt worden" (S. IX).

„Was die Heldenlieder betrifft, so tragen wir kein Bedenken, sie für uralt auszugeben, und ihre Entstehung weit zurück in die heidnische Zeit, in das fünfte und sechste Jahrhundert zu schieben. Es lebt der Geist jener furchtbaren alten Zeit in ihnen und das Geschlecht der Riesen, welche an dem Eingange jeder Geschichte stehen. Alles Maaß, wie in der Gesinnung und That, so auch in dem Aeußern, in den Gestalten, Waffen, ist ungeheuer" (S. XII). ... „Was aber zunächst darauf führt: es werden Helden darin genannt, welche dazumal lebten, und Thaten beschrieben, welche dazumal geschahen, und welche nicht Jahrhunderte später besungen wurden, nach einer Erzählung, die niemand geben konnte, weil sonst nichts als die Volksdichtung die frühe Geschichte aufbewahrt, und weil diese Dinge nicht können erfunden werden, oder nur nach etwas Aehnlichem, und jede Erfindung demnach immer wieder etwas früheres, ein Original, voraussetzt, sondern wozu die frische Gegenwart begeisterte. Nur verstehe man dieses nicht unrecht: die Lieder, welche wir haben, sind dieselben, welche damals gesungen wurden, deren Inhalt nach, nicht aber der Form; das Gesetz der stätigen Umwandlung und Anpassung an Zeit und Sprache wird sich auch an ihnen ausgeübt haben" (S. XIII). ... „Von der Poesie dieser Lieder kann man sagen, daß sie roh sei, ohne Schimmer und einfarbig, aber von gewaltiger Art." ... „Zu der Zeit, wo diese Lieder unter dem Volke waren, lebten auch die Scalden und die Gesänge der Edda. Betrachtet man die Art der Dichtung in beiden, so kann man sagen, daß sie sich entgegenstanden. Darüber darf kein Zweifel gehegt werden, daß die Scalden, ein besonderes Amt bekleidend, eine besondere Classe bildeten, daß sie Gesetze hatten für die Poesie, und eine Kunst übten: diese Lieder aber sind nach mündlichen Ueberlieferungen ohne eine besondere Kunst vom Volk erhalten, und von jedem poetischen Gemüth neugesungen und gedichtet worden. Beide haben zwar in den Sagen einen gemeinschaftlichen Gegenstand, durch den Sinn aber, womit sie ihn behandelt, trennen sie sich wieder von einander. Dieser Sinn indeß gibt der Dichtung den Character, und theilt, gleichsam die Luft, worin sie athmet, eigne Natur, Gestalt und Leben mit." ... „Die Volkspoesie lebt gleichsam in dem Stand der Unschuld, sie ist nackt, ohne Schmuck, das Abbild Gottes an sich tragend; die Kunst hat das Bewußtsein empfangen, sie kann den Muth nicht mehr haben ihren Gegenstand hinzustellen, wie er ist, sondern er muß umkleidet werden." ... „Diese Kleidung ist es, die wir in den Gesängen der Edda finden, dieses Gemessene, Runde. Dadurch wird nicht gesagt, daß sie nicht auch sehr einfach sein können, noch wird über den Rang zwischen beiden abgeurtheilt, wenn wir die Volkslieder wegen der Gewalt und Wahrheit lieben, mit welcher sie das Leben und das Größte des Lebens nah vor uns hinstellen, so sehen wir in den Kunstgesängen alle Kräfte der Menschheit gesteigert, die Helden idealer und höher zu den Göttern gerückt" (S. XVII fg.). „Wie übrigens die Volkslieder und die Scalden-Poesie als innerlich verschieden entgegengestellt wurden, so ist dieser Gegensatz auch in der Form sichtbar" (S. XIX). Die altdänischen Heldenlieder gehören wie die eddischen zu dem Cyclus des Nibelungenliedes: „es wird Chriemhildens Rache darin besungen, die Blüthe und der Untergang der heldenmüthigsten Zeit; Dietrich von Bern, auf dem der höchste Glanz des Ritterthums lag, sammt seinen Gesellen".... „Wenn wir aber dieselbe Fabel wiederfinden, so entsteht die Frage, wie nah sich die altdeutsche und nordische Poesie gestanden, ob sie von einander entlehnt, und was einer jeden eigenthümlich sei." Die allgemeine Seite dieser Frage ist schon in der vorigen Abhandlung in den Studien von Daub und Creuzer beantwortet, die besondere wird im Anhange gegeben, worauf wir bei diesem zurückkommen. „Es entdeckt sich aber eine manichfache Gemeinschaft, ja nur ein und derselbe Stamm, dessen Zweige über beide Völker sich ausgebreitet haben. Es ist der Stamm, an welchem sich die Poesie, wie Odysseus, ihr Bett gebaut, aus welchem eine reiche Nachkommenschaft hervorgegangen. Wenn also ein Abborgen von irgend einer Seite geläugnet wird, so muß doch zugegeben werden, daß das nordische Nibelungen-Lied weniger ausgebildet, und wie oben von aller nordischen Poesie behauptet wurde, uranfänglicher erschien. — Nach unserer Ansicht haben solche einzelne Heldenlieder sich in den deutschen Nibelungen vereinigt und sind bei uns untergegangen; wenn aber die nordischen, gewiß nicht alle, sich hier erhalten, so sehen wir das verlorene in einer verwandten Gestalt, und finden es zum Theil wieder" (S. XX fg.). Wann diese nordischen Lieder in ihrer uns vorliegenden Gestalt abgefaßt worden, läßt sich nicht bestimmen, so viel aber leuchtet ein, daß es zu einer Zeit geschah, wo das Christenthum schon im Norden eingeführt war; also nothwendig nach dem eilften Jahrhundert, wahrscheinlich aber, der Sprache nach zu urtheilen, viel später, etwa in dem vierzehnten (S. XXIII).

„Die andere Abtheilung enthält Balladen und Märchen. Diese werden den meisten näher stehen, nicht

nur wegen ihrer Manigfaltigkeit, sondern auch weil es unmöglich ist, daß diese Poesie nicht für jedes Gemüth einen Punkt habe, der es berühre und erfreue. Hier sind alle Farben des Lebens ausgetheilt: Scherz, List, Muth, Ueppigkeit, treue Liebe, Trauer und höchstes Leiden, und in der Tiefe ruhen die Geheimnisse eines schönen Glaubens, der die ganze Natur belebt und erhöht, den Stein vor Leid ins Wasser sinken, Zwerge aus den Felsen hervorgehen, einen kleinen Vogel in eine schöne Jungfrau sich verwandeln läßt. Er ist die eigentliche Mariboe-Quelle, aus welcher alles, was getrennt und getödtet wurde, vereinigt und lebendig wieder aufsteht" (S. XXIV fg.). Dann kommt er auf die Märchen zu sprechen, wie schon im vorigen Artikel S. 200 hervorgehoben wurde. — „Am Ende sind mehrere Lieder zusammengestellt, die ihren Stoff aus der Geschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts genommen. Es zeigt sich in ihnen recht merkwürdig die Art, wie sich das Volk diese aufbewahrt und zu eigen macht, denn sie sind sämmtlich viel gesungen und gelesen worden. Vergleicht man damit die Parallelstellen aus der urkundlichen Geschichte, die im Anhang gesammelt sind, so wird man sehen, wie genau sie sich an die factische Wahrheit halten. Allein sie enthalten noch etwas mehr, nemlich eine poetische Ansicht und Ausschmückung." ... „Man wird es einmal einsehen, daß dies poetische Auffassen keine Lüge, weil es in der Natur begründet ist, indem zur Wahrheit nicht das Factum hinreicht, sondern auch der Eindruck gehört, den es in das Gemüth des Lebenden macht; und diese poetische Ansicht, dieses lebendige Blühen dabei sein muß, wie das Volk seinen König mit der glänzenden Krone und dem Purpur bekleidet, ja welches, als Symbol auf die unvergängliche Idee hindeutend, das höhere ist. Dann wird man auch die Bedeutung solcher Lieder wieder erkennen, wie es Herodot, Snorre Sturleson, auch Johannes Müller gethan, denen der wenige Verstand gewiß nicht abging, welcher nöthig ist, einzusehen, daß da von einer bildlichen, nicht factischen Wahrheit die Rede sei. Man darf auch nicht glauben, daß dieser Ausdruck der Geschichte durch das Wunderbare willkürlich sei und absichtlich entstanden, sondern es ist der erste, eigenste, in sich nothwendige, wie das Bild stets dem sogenannten unverhüllten Ausdruck vorangegangen, und wie (nach Creuzer) Symbol und Mythe die natürliche und uranfängliche Bezeichnung des Göttlichen gewesen" (S. XXVIII fg.). ... „Was wir überhaupt in all diesen Liedern lieben, das ist die Lust des Herzens, die sich darin ausspricht, die trauert oder sich freut. Wir müssen sie als das Höchste achten, weil aus ihr allein entspringt, was man durch Leben, Wahrheit, Schönheit, Poesie, oder sonst, ausdrücken will. Das ist der große Unterschied der Volksdichtung von der Kunst, daß sie keine Wüsten kennt, sondern die ganze Welt grün, frisch und entzündet glaubt von Poesie, daß sie weiß, es werde doch alles von dem Himmel umfaßt und nichts sei ungezählt; auch kein Haar auf dem Haupte. Darum sagt sie nichts, als was nothwendig, was wirklich bezeichnet, und verschmäht allen äußern Glanz (wie die singenden Vögel einfarbig sind); darum ist sie auch unbekümmert um den Zusammenhang, abgebrochen, und fällt doch nie heraus" (S. XXX fg.). ... „So viel von dem Geist dieser Lieder; wir haben nun noch einiges von ihrer Verwandtschaft mit benachbarter Poesie und von ihrer äußern Structur zu reden. Auffallend nemlich ist es, wie sie den englischen ähnlich sind, sowohl an Tiefe und Weltansicht, als in der äußerlichen Darstellung. Nur scheint es, als ob die englischen, als später gesammelt, ausgebildeter, aber auch breiter wären" (S. XXXI). ... „Weniger bemerkbar ist eine Uebereinstimmung der dänischen Lieder mit den deutschen. Diese erscheinen in ihrer Sammlung manichfacher durch die verschiedenste Art und Manier der Dichtung, während jene sämmtlich eine gewisse nationale Eigenthümlichkeit und Familienähnlichkeit haben. Wir zweifeln aber nicht, daß diese Manichfaltigkeit der deutschen durch den Beitrag späterer Jahrhunderte, die verschiedene fremdartige Einflüsse empfangen, entstanden sei, wodurch ihre Reinheit gestört und ihre ursprüngliche Natur versteckt worden" (S. XXXIII). ... „Wenn man aus der deutschen Sammlung (dem Wunderhorn) diejenigen Lieder herausscheidet, von welchen man vermuthen darf, daß sie mit den dänischen von gleichem Alter, mithin vor dem 17. Jahrh. schon da gewesen sind, und die, wenn man vergleichen will, allein dürfen dagegen gehalten werden, so zeigt sich eine unleugbare Verwandtschaft in dem Geist der Dichtung. Eine andere Uebereinstimmung werden wir bei dem Sylbenmaß bemerken." „Es findet sich nemlich in den dänischen Liedern nur ein zweifacher Hauptrhythmus" (S. XXXIV fg.). ... „Merkwürdig ist nun, daß wir diesen zweifachen Hauptrhythmus ebenfalls bei den englischen und denjenigen deutschen Liedern finden, welche den ursprünglichen Character noch erhalten haben." „Man darf schließen, daß es nach diesem zweifachen Hauptrhythmus auch nur zwei Hauptmelodien gegeben" (S. XXXVI fg.). Sämmtlich bisher bekannt gewordene Melodien, sowie derer, deren Veröffentlichung noch zu erwarten stand, gedachte W. Grimm einmal als einen Nachtrag zu liefern, allein er ist nicht dazu gelangt.

Auf diese ausgezeichnete einleitende Vorrede, welche allen künftigen Forschungen über diese Lieder die Grundlage geschaffen, obgleich sie nur für den bestimmt ist, „welchen die freie Lust an der Poesie zu diesen Liedern bringt" (S. 419), folgen aus jenen dänischen Sammlungen die Uebersetzungen von 14 Heldenliedern (S. 3—66) und 91 Balladen und Märchen (S. 69—416). Diesen ist dann noch ein Anhang (S. 419—544) beigefügt, welcher das weiter ausführt, was in der Vorrede behandelt wurde, namentlich die Verwandtschaft der nordischen und altdeutschen Nationaldichtung in dem Sagen-Cyklus des Nibelungen-Lieds und des Heldenbuchs, wobei jedoch auch zu den meisten Liedern der andern Abtheilung Anmerkungen gegeben werden. Um das Ganze in den richtigen Gesichtspunkt zu stellen, läßt er eine Bemerkung vorhergehen, die insbesondere dadurch interessant ist, weil sie uns auch W. Grimm unter dem Einfluß Görres zeigt. „Es scheint nemlich", sagt er

S. 420 fg., „daß es sich mit der Poesie eben so verhalte wie mit der Philosophie der Völker, und daß dasjenige, was Görres in seiner Mythengeschichte, deren Resultate wir mit zu den größten rechnen, die die Zeit gewonnen, von dieser dargethan, auch von jener gelten werde. Das Göttliche, der Geist der Poesie ist bei allen Völkern derselbe und kennt nur eine Quelle; darum zeigt sich überall ein Gleiches, eine innerliche Uebereinstimmung, eine geheime Verwandtschaft, deren Stammbaum verloren gegangen, die aber auf ein gemeinsames Haupt hindeutet; endlich eine analoge Entwickelung; verschieden aber sind die äußern Bedingungen und Einwirkungen. Darum finden wir neben jenem Einklang auch wieder eine Verschiedenheit in der äußern Gestaltung, abhängig von dem Himmel, worunter die Pflanze gestanden, und die in großen Massen nachzuweisen ist, wie im Einzelnen bis ins Unendliche. Wir können kein besseres Ebenbild geben als Gottes, den Menschen, dem überall dasselbe Herz in der Brust schlägt, dessen Gestalt, Farbe, Sprache und Lebensluft aber der Natur unterthan ist, und gehorcht, wie sie verschieden in den Weltgegenden herrscht; so wie auch bei der Familienähnlichkeit der Nationen in jedem Einzelnen eine eigne Individualität hervortritt. Das ist der eine Satz, der andere scheint ihm fast entgegen zu stehen. Bei dieser freien, unabhängigen und geistigen Verwandtschaft der Völker existirt noch eine andere, die man die weltliche oder bürgerliche nennen könnte. Es ist nemlich nicht zu leugnen, daß die Dichtungen schon in bestimmter Gestalt einem Volk von dem andern hinüber gereicht worden, und auf diese Art auf oft weitem Weg hergekommen sind; sie haben sich zwar meist dem Gesetz des neuen Reichs gefügt, aber immer noch deutlich die Spuren ihrer Herkunft an sich getragen. Soll das vorhin gegebene Bild fortgesetzt werden, so sind es im Ganzen die Völkerwanderungen, im Einzelnen aber Ehen von den Individuen verschiedener Nationen geschlossen. Die Ausführung beider Behauptungen ist die Aufgabe der Geschichte der Poesie, wenn sie etwas Ganzes und Würdiges sein soll: die hier gelieferten Zusammenstellungen sind eine einzelne kleine Vorarbeit dazu." Aus der Vergleichung der dänischen Heldenlieder mit der ursprünglich nordischen Dichtung, der Wölsunga, Nornagestur Saga und der Edda ergibt sich ihm nun der merkwürdige Umstand, daß sie damit fast gar keine Aehnlichkeit haben, dagegen die größte Verwandtschaft mit den deutschen Dichtungen dieses Sagenkreises zeigen. „Man könnte", sagt er darum, „leicht darauf kommen, sie für eine bloße Uebersetzung deutscher Originalien auszugeben. Diese Meinung scheint noch dadurch unterstützt zu werden, daß sich das Lied von dem alten Hildebrand, wie er mit seinem Sohne kämpft, in einer offenbaren Uebersetzung findet." Dennoch hält er diese Lieder für echte dänische Originale und begründet dies einestheils dadurch, daß sich in ihnen nichts zeige, was einer Uebersetzung eigen zu sein pflege, wie das alte Hildebrandslied gerade durch seinen Gegensatz beweise, anderntheils durch die Eigenthümlichkeiten, welche denselben eigen sind und wodurch sie sich von der deutschen Sage unterscheiden (S. 423. 427 fg.).

Ueber dieses Erstlingswerk Wilhelm Grimm's hat sich Jacob Grimm in seiner Rede auf denselben in so treffender Weise ausgesprochen, daß seine Worte jedes andere entbehrlich machen. Dieselben mögen daher hier ihre Stelle finden. „Bedeutendern Eindruck [als Jacob's Schrift über den altdeutschen Meistergesang] machte aber Wilhelm's Uebersetzung der dänischen Kämpeviser, wobei es auch schon an einleuchtenden Untersuchungen über die deutsche Heldensage nicht gebrach. Sicher ist nichts schwerer, als epische Lieder, deren naiver Ausdruck verschmolzen ist mit ihrem ganzen innern Gehalt in eine andere, wenn, schon verwandte Sprache zu übertragen, strenggenommen scheint es fast unmöglich, ihre Ausdrucksweise bietet selbst einheimischen Kennern genug Dunkelheiten dar, wie sollte nicht ein Ausländer an vielen Stellen straucheln? Es war doch daran gelegen, einmal das volle Gefühl des Tons und der Weise, die in diesen Liedern anschlagen, zu empfangen." ... „Ich entsinne mich, daß damals Niebuhr, dem die dänischen Dichtungen geläufig waren, die gelungene Färbung dieser Verdeutschung rühmte, und ganz vor Kurzem erst ist mir ein Urtheil kund geworden, das Hebel darüber gefällt hat und ich mich hier vorzutragen nicht enthalte. Welche Freude würde es meinem Bruder bereitet haben, wenn die Worte dieses gefeierten, mit dem Volkston des Lieds vertrautesten Dichters jemals zu seinem Ohr gedrungen wären. „„Wenn Dir"", schreibt Hebel einem Freunde, „„in der Poesie wie in der Natur frischer lebendiger Morgenhauch, gekühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Taunenwald besser behagt als die drückende Schwüle oder gar der Anhauch aus einem Blasebalg, so lies Grimm's altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen."" Wilhelm's Buch hat, was verwundern möchte, keine zweite Auflage erfahren, die bald darauf erfolgte neue Ausgabe hätte zu zahlreichen Veränderungen und Verbesserungen führen müssen, und die unterdessen aufgestiegene Bekanntschaft mit unserm heimischen Epos erleichterte auch das Verständniß der dänischen sowie der oft noch schönern entsprechenden schwedischen Urtexte selbst, es bedurfte keiner wörtlichen, eben dadurch erschwerten Nachhülfe weiter" (Kl. Schriften 1, 169 fg.). Ueber jene neue Ausgabe der Originale berichtet Wilhelm Grimm in der unten anzuführenden Abhandlung aus dem Jahre 1820: „Die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode" S. 25—29, und geht zugleich auf einige in seiner Uebersetzung abgehandelte Punkte ein.

In den Heidelberger Jahrbb. der Literatur vom Jahre 1811 2. Band. Nr. 49. 50. S. 774—794 erschienen von Wilhelm Grimm folgende Recensionen: 1) Ueber die Aechtheit der Asalehre und den Werth der Snorrischen Edda. Von P. E. Müller. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander, Kopenhagen 1811. 2) Om Edda. Von *Nyerup* (det skandinaviske Litteraturselskabs Skrifter 1807). 3) Edda

eller Skandinavernes hedenske Gudeläre. Oversat ved *R. Nyerup*. Kiöbenhavn 1808.

Nach diesen Erstlingen vereinigten sich nun die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, wie schon im vorigen Artikel ausgeführt wurde, zu einer Reihe gemeinsamer Werke. Schon im Februar 1811 hatten sie eine Sammlung altnordischer Sagen angekündigt und am 18. Jan. 1812 die Herausgabe der Lieder der alten Edda, sowie der Gedichte und Sagen von Reinhart Fuchs (s. S. 199). Es erschien aber zunächst im Juli 1812 das Hildebrandslied und das Wessobrunner Gebet, darauf in Schlegel's Museum die Abhandlung: „Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die Brüder Grimm", sodann noch gegen Ende des Jahres der erste Theil der Märchen.

Im Jahre 1812 recensirte Wilhelm Grimm in den Heidelberger Jahrbb. der Literatur folgende Werke 2. Bd. Nr. 45. S. 705—713: Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch, geschrieben in altrussischer Sprache gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. In die deutsche Sprache treu übertragen, mit einer Vorrede und kurzen philologischen und historischen Noten begleitet von Joseph Müller. Prag 1811. Ferner Nr. 53. S. 833—834: Das Heldenbuch. Herausgegeben durch Friedrich Heinr. von der Hagen. Erster Band. Berlin 1811. Sodann Nr. 62. S. 977—981: Die Edda, nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie und einem Anhange über die historische Literatur der Isländer. Von Friedrich Rühs. Berlin 1812 [8]).

Wilhelm Grimm's Antheil an den Altdeutschen Wäldern, die 1813, 1815 und 1816 erschienen, ist bereits angeführt. Er legte hier den Grund zu seinem späteren Hauptwerke, der deutschen Heldensage, indem er die Zeugnisse über dieselbe zu sammeln beginnt, sowie den zu seiner Ausgabe der goldenen Schmiede von Conrad von Würzburg, deren Text er hier zum ersten Mal edirte. Jener Zeugnisse wegen wurde er, wie schon oben S. 218 erwähnt, von A. W. Schlegel in den Heidelberger Jahrbb. 1815 scharf angegriffen (2. Bd. S. 747—766). Schlegel bezeichnet zwar diesen Aufsatz als den bei weitem wichtigsten der ganzen Sammlung, „allein", sagt er (S. 748), „es fehlt, wie uns dünkt, an gehöriger Unterordnung der geschichtlichen Zeugnisse nach den Graden ihrer Gültigkeit, an Sonderung des Beglaubigten und Fabelhaften, an Zusammenfassung der Ergebnisse; kurz an scharfer Kritik und lichtvoller Darstellung". Welches Urtheil er dann im Einzelnen zu begründen sucht. Dieser Angriff war, wie Wilhelm Grimm in den Altdeutschen Wäldern Bd. 3. S. 273—277 nachweist, ein vielfach ungerechter. „Diese Abhandlung enthält", entgegnet Wilhelm Grimm, „wie man aus der Ueberschrift und den deutlichen Worten der Einleitung sieht, bloß gesammelte Zeugnisse über die deutsche Heldensage, die ich in einer meist chronologischen Ordnung, nach welcher sie am leichtesten zu finden waren, aufstellte." ... „Demnach hatte ich bloß zu zeigen, daß eine mitgetheilte Stelle sich auf die Sage beziehe, und dies, wo es dunkel war, auseinander zu setzen. Ganz außer meinem Gesichtspunkt aber lagen Untersuchungen, wozu diese Zeugnisse veranlassen können, namentlich eine Darstellung des Verhältnisses der Geschichte zur Sage, die gewiß ein anderes großes Werk erfordert und nicht in solchen einzelnen Sätzen abzuthun ist" (S. 273 fg.). Dann zeigt er, wie viele Blätter Schlegel mit überflüssigem Tadel ausgefüllt habe.

Zu Anfang des Jahres 1814 hatte Wilhelm Grimm eine ganz seinen Wünschen entsprechende Anstellung auf der casseler Bibliothek gefunden, und er gab nun mit Jacob, der jedoch den größten Theil dieses, sowie des folgenden Jahres in Paris und Wien war, den zweiten Theil der Märchen heraus und lieferte in den Heidelberger Jahrbb. von 1814. 1. Bd. S. 209—223 und S. 225—228 die Recension von: Ueber den Ursprung der altisländischen Poesie aus der angelsächsischen. Nebst vermischten Bemerkungen über die nordische Dichtkunst und Mythologie. Ein nothwendiger Nachtrag zu seinen neuesten Untersuchungen von Fr. Rühs. 1813. (Hinzugefügt sind der Recension Bemerkungen zu der Rühsischen Uebersetzung der Edda.)

Von den fernern gemeinsamen Arbeiten der Brüder erschienen 1815: Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue, und die Lieder der Edda, und 1816 der erste Theil der deutschen Sagen.

In den Heidelberger Jahrbb. von 1817. 2. Bd. Nr. 42. S. 665—670 zeigte Wilhelm Grimm anonym Nyerup's Werk über die dänischen Volksbücher: Almindelig Morskabläsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Kiöbenhavn 1816 an, und ließ dann in diesem sowie in dem folgenden Jahre ebenfalls anonym folgende Recensionen in der Leipziger Literatur-Zeitung erscheinen: 1817. Nr. 86. 87. S. 687—694 von: Nibelungen und Gibellinen. Von D. Carl Wilhelm Göttling. Rudolstadt 1816; und Nr. 94. 95. S. 745—760 von: Carl Lachmann, Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth. Berlin 1816, welche Schrift bereits Jacob Grimm in den Heidelberger Jahrbb. (s. o. S. 217) besprochen hatte; sodann 1818 Nr. 23. S. 1857—1864 von: Einleitung in das Nibelungenlied; zum Schul- und Selbstgebrauch von D. F. J. Mone. Heidelberg 1818. Die Autorschaft Wilhelm Grimm's der letztgenannten Recensionen ergibt sich aus Lachmann's Briefen an denselben vom 3. Mai 1821 und vom 13. März und 31. Mai 1820 (s. Höpfner und Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie 2, 343. 195. 203).

Im J. 1818 gab Wilhelm Grimm noch gemeinsam mit Jacob den zweiten Theil der deutschen Sagen und die Uebersetzung von neunzehn serbischen Liedern heraus (s. o. S. 217), und recensirte dann in den Göttinger gelehrt. Anzeigen St. 21. S. 204—208: Sagaenbibliothek des skandinavischen Alterthums, in Aus-

8) Dasselbe Werk besprach Jacob Grimm in der Leipziger Literatur-Zeitung. Es ist demnach die obige Angabe S. 205 zu berichtigen.

zügen, mit literarischen Nachweisungen, von P. E. Müller. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von Dr. Carl Lachmann. Berlin 1816 [9]). St. 65. S. 647—648: R. Nyerup's Wörterbuch der Scandinavischen Mythologie. Mit einer Einleitung, eine Uebersicht der Geschichte des Studiums der nordischen Mythologie enthaltend. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenhagen 1816. St. 69. S. 681—686: Märchen-Saal. Sammlung alter Märchen rc. mit Anmerkungen; herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Val. Schmidt. Erster Band. Die Märchen von Straparola. Berlin 1817. St. 194. S. 1932—1934: Kolaczaer Codex altdeutscher Gedichte, herausgegeben von Mailáth und Köffinger. Pesth 1817 (?), und ebenda S. 1934—1935: Der Krieg auf der Wartburg, herausgegeben von Aug. Zeune. Berlin 1818 (?).

1819 ebenda: St. 123. S. 1229—1230 Rec. von: **Sturlúnga-Saga edr Islendínga-Saga him mikla. Nú útgengin á prent ad tilhlutun hins íslenzka bókmenta félags** (Die Sage von den Sturlungen oder die große Sage der Isländer. Auf Veranstaltung der isländischen Literatur-Gesellschaft jetzt in Druck gegeben). **Bd. 1. Kop. 1817. 1818.** St. 171. S. 1712 Rec. von: **Sagabibliothek ved Anmerkningen og indledende Afhandlingen. Af** ***P. E. Müller.*** **Förste Bind. Kjøbenhavn 1817. Andet Bind. Kjøbenhavn 1818.** — Die in diesem Jahre erschienene zweite Ausgabe der Märchen hat Wilhelm Grimm wol allein besorgt, da Jacob in die Grammatik vertieft war. — Auch erhielt er am 1. Jan. 1819 wie Jacob Grimm das Diplom als Doctor der Philosophie von der Universität Marburg.

1820 veröffentlichte er in den Götting. gel. Anz. St. 62. S. 619—621 Rec. von: Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde. Alt-Russische Heldenlieder. Leipzig 1819.

Wir haben mit dem Jahre 1819 eine neue Periode in der Entwickelung Wilhelm Grimm's angenommen und dieselbe als der strengern historisch-philologischen Wissenschaft zugewandt, hauptsächlich durch Jacob Grimm's deutsche Grammatik und K. Lachmann vermittelt, bezeichnet. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß, wenn mit dem Erscheinen von Jacob Grimm's Grammatik überhaupt eine neue Epoche in der Geschichte der germanischen Philologie anhebt, solches namentlich bei Wilhelm Grimm der Fall sein mußte, zumal wir wissen, daß er dies Werk des Bruders aufs Sorgsamste studirte (s. o. S. 184), wenn auch Jacob Grimm von ihm in seinem Briefe an Fr. Pfeiffer (dessen Germania 11, 248) sagt, daß er ihn fast wider seinen Willen in die grammatischen Forschungen fortgerissen habe und es ihm genügte, von der alten Sprache so viel zu lernen und zu wissen, als zum Verständniß der Gedichte gehörte. Und in der That sehen wir ihn fortan mit weit bedeutendern und tiefern Sprachkenntnissen auftreten, als bisher in seinen Schriften wahrzunehmen sind. Lachmann, den Jacob Grimm schon 1822 als den scharfsinnigsten und gelehrtesten aller damals Lebenden in der Sprache und Poesie unserer Dichter des 13. Jahrh. bezeichnet (s. dessen Brief an Hoffmann von Fallersleben in Pfeiffer's Germania 11, 384), fühlte sich mit Wilhelm Grimm verwandter als mit Jacob, und seit 1819 stand derselbe mit beiden in einem ununterbrochenen Briefwechsel. Von dessen Briefwechsel mit Wilhelm ist bis jetzt nur leider der Eingangs erwähnte erschienen, welcher über das Nibelungenlied handelt. Derselbe ist darum von großer Wichtigkeit, weil wir daraus ersehen, wie diese verwandten und dennoch verschiedenen Naturen in rückhaltsloser Offenheit, aber in der liebevollsten Weise durch den Austausch ihrer Ansichten sich gegenseitig helfen, den Weg des Wahren zu finden. Jeder behauptet seinen Standpunkt und kommt zu ganz verschiedenen Resultaten. Aber wenn Lachmann von Wilhelm Grimm die Thatsachen empfing, welche dieser dem unbewußt schaffenden Volksgeiste, wofür er das tiefste Verständniß besaß, abgelauscht hatte, so gab ihm Lachmann die scharfe, eindringende Kritik der Ueberlieferungen zurück. Weit größern Einfluß gewann Lachmann über ihn durch seine Textkritik und namentlich die metrischen Gesetze, wie er sie aufgestellt und in seinen Ausgaben durchführte; aber dennoch folgte ihm in beiden Wilhelm Grimm keineswegs blindlings, davor bewahrte ihn sein wählerisches Wesen und seine angeborene Ehrfurcht vor der Ueberlieferung.

Die neue Wendung, die Wilhelm Grimm genommen, sehen wir nun deutlich hervortreten in einer Abhandlung: „Die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode", die er im Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Erstes Stück 1820. Nr. V. S. 1—53 veröffentlichte. In diesem durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Literaturbericht bespricht er Alles, was von der Mitte des 17. Jahrh. bis auf die damalige Zeit für die altnordischen Literaturschätze gethan ist, und wer hierüber Auskunft sucht, für den ist derselbe noch jetzt sehr belehrend und von hohem Interesse, zumal bei der Wilhelm Grimm eigenthümlichen klaren, lichtvollen und anziehenden Darstellungsweise. Aber — und das ist das entschieden Neue — Wilhelm Grimm tritt hier zum ersten Mal als Sprachforscher auf, während wir ihn aus seinen frühern Arbeiten nur als einen der ausgezeichnetsten der damaligen Sprachkenner kennen lernen; denn er gibt S. 32—36 eine Beurtheilung von Rask's epochemachender Schrift: Untersuchung über den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache (s. o. S. 226), welche zeigt, daß es ihm nicht blos zu thun ist um die Bedeutung der Worte und die grammatische Regel, son-

9) Wilhelm Grimm gibt in seiner Selbstbiographie S. 183 an, daß er bei seinen Recensionen nur ausnahmsweise und aus besondern Gründen sich unterzeichnet habe, in den Götting. Anzeigen nur einmal bei Lachmann's Walther von der Vogelweide. Es ist deshalb sehr schwer zu entscheiden, welche Recensionen von ihm stammen, wenn nicht die besondern Eigenthümlichkeiten seines Styls und seiner Auffassungsweise deutlich hervortreten. Bei dem Exemplare der Gött. gel. Anz. der casseler Bibliothek hat er jedoch hin und wieder Verbesserungen eingetragen, welche seine Autorschaft unzweifelhaft machen. Wo mir aber solche überhaupt nicht ganz sicher schien, habe ich dies entweder ausdrücklich gesagt oder durch ein Fragezeichen angedeutet.

dern auch um die geschichtliche Entwickelung der Sprache und die Erklärung ihrer Erscheinungen. Ja, er spricht Wahrnehmungen über das Leben der Sprache aus, die später Jacob Grimm in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache so fruchtbar zu machen wußte. So sagt er z. B. S. 33 fg. von den zwei verschiedenen Arten der isländischen Declination ausgehend, nämlich eine einfachere, welche im Singularis der bestimmten Declination der Adjectiva entspricht, und eine, die mannichfachere und unbestimmtere Formen hat: „Dieser Gegensatz drückt die beiden Gesetze aus, welche bei der Sprachbildung wirken, das eine dringt auf Stätigkeit und Einfachheit der Formen, man könnte es das feststellende, erhärtende, äußerliche, abschleifende; das andere aber, das Beweglichkeit und Manichfaltigkeit erzeugt, das organische, hervortreibende nennen. Jenes führt der Reichthum der Wörter und Gedanken, die Ausbildung des Geistes herbei, der die Sprache nur als ein ihm unterwürfiges Werkzeug handhabt; dagegen bei dem organischen Princip wirkt die Sprache selbst als etwas lebenskräftiges, nach herrlichen über dem menschlichen Geiste stehenden Naturgesetzen; er ist ihr unterworfen und dient ihr als Werkzeug, wodurch sie sich äußert. (Wer bloß nach einem von beiden Punkten etwa die germanische Sprache geschichtlich betrachtet, findet sie entweder mächtig und gewaltig herangewachsen, um das Höchste und Tiefste auszusprechen, oder sieht in ihr eine erbärmliche Entstellung und hilflose Versunkenheit von der ersten reinen Höhe.) Vielleicht hat die deutsche Sprache noch die glücklichste Mischung beider Richtungen, denn wo die vereinfachende, durch die Schrift feststellende herrscht, da verliert sich das Lebendige und der völlige Sieg würde das Ersterben der Sprache sein; dagegen wo das organische, das keine Schrift stätigt und festhält, vorherrscht, da löst sich die Sprache in endlose Mundarten auf, die am Ende das Gemeinsame kaum noch erkennen lassen." Sodann spricht er S. 36 den Satz aus, den ebenfalls Jacob Grimm später bestätigt hat: „Eine Rücksicht scheint uns der Verf. doch nicht bei der Etymologie beachtet zu haben, nämlich jene Einwirkungen, welche die dem Menschengeist verliehenen in der Mythologie überlieferten Grundanschauungen unleugbar auf die Bildung der Sprache haben. Daher und gewiß nicht aus sinnlicher Wahrnehmung läßt sich z. B. oft nur das Zusammenfließen der Gegensätze in einem und demselben Worte erklären, wie Wicht gleich dem nordischen vätter (etwas und nichts), Alpe (Berg und Fluß, Elbe), Au (Feld, Bach) u. s. w." Zu der Abhandlung fügt er noch einige Schlußbemerkungen, in denen er u. a. in trefflicher Weise die Frage beantwortet, wozu das Studium des Alterthums diene und weshalb es empfohlen werde: „Gewiß nicht", sagt er, „um einer mechanischen Verbindung des Alten und Neuen den Weg zu bahnen und um von dort her Stücke zu holen, wenn es bei uns irgendwo nicht zum besten bestellt sein oder ganz fehlen sollte. Auch nicht um alles, was wir besitzen, niederzureißen und nach jenem Muster, das uns besser däucht, neu aufzubauen. Der Werth des Alterthums besteht darin, daß es uns unsere eigene Gegenwart erkennen lehrt. Wir gewinnen die Ueberzeugung, daß diese nicht aus zufälligen Ursachen, sondern nothwendig aus jener Grundlage sich entwickelt hat, wodurch allem Willkürlichen und Ungeschichtlichen in der Behandlung derselben gewehrt wird. Ferner werden wir angewiesen, auf das Geringe und Unbedeutende zu achten, und unser Auge wird gestärkt, in dem Unscheinbaren den Keim des Wichtigen zu sehen. Wie vieles Brauchbare ist als leer und unfruchtbar weggeworfen und zertreten worden. Dies gilt nicht bloß von der Poesie, Sprache und Geschichte, sondern überhaupt von dem bürgerlichen Leben. Wie man bemerkt hat, daß, nachdem Galls System bekannt geworden, die Bildhauer die Form des Schädels sorgfältiger betrachtet und richtiger verstanden, oder wie die Maler durch das Studium der Anatomie erst die leisen Uebergänge und wallenden Linien des lebenden Leibes erkennen, so verdient auch das Alterthum dasjenige, was sich sonst dem Blick entzieht, zu sehen und der wahren Gestalt näher zu kommen. Hier ist auch der Punkt, wo ein Stärken und wirkliches Fortbilden dadurch möglich wird und der Nutzen sich praktisch zeigt, denn es kann das Schwankende stützen, das Verwirrte ordnen und nach einem alten Bilde die verwilderten Runen unterscheiden und in ihre natürliche Folge legen." „Es ist deshalb auch klar, daß das vaterländische Alterthum die erste und größte Rücksicht verdient. Die Frage, ob es in allen Theilen trefflich und beifallswürdig sei, kommt dabei nicht in Betracht, da es ja zu einer rohen Nachahmung nicht soll hingestellt werden. Auch ist der Streit, in wiefern das Alterthum anderer edler Völker wegen höherer Ausbildung den Vorzug verdiene, nutzlos; denn eine höhere Trefflichkeit, selbst wenn sie erwiesen wäre, auch nicht durch Gegensätze bedingt, denen wir mit Recht uns entziehen, wird doch nur von einer von dem Allernächstliegenden abgelösten Gesinnung als der letzte Grund des Vorzugs erscheinen. Die unbedingten Verehrer der Griechen, welche diese allein als das einzige Muster vorstellen, haben hier durch Beförderung einer seelenlosen Nachahmung viel geschadet. Die Aufgabe nemlich unserer Bildung ist nicht, bei uns eine Sammlung aller aufzubringenden Vortrefflichkeiten anzulegen, sondern eine naturgemäße Entwickelung unserer Eigenthümlichkeit zu befördern. Das Unrecht gegen die Vorzüge des Fremden fängt erst da an, wo wir absichtlich die Augen davor verschließen und jede Einwirkung desselben abzuschneiden gedenken; dann nemlich entziehen wir uns die Freiheit und fangen an abzusterben" (S. 51—52).

An diese Abhandlung schließt sich ebenda S. 116—129 eine Recension von: **Edda Saemundar hins Fróda. Pars II. Hav.** 1818, welche bereits 1819 Jacob Grimm in den Götting. gel. Anzeigen besprochen hatte (s. o. S. 233).

Im J. 1821 erschien: „Ueber deutsche Runen. Von Wilhelm Carl Grimm. Mit eilf Kupfertafeln. Göttingen 1821." Die Veranlassung dazu war ein Fund in einem alten Grabhügel in Hessen, der an sich sehr zweifelhaft war und in dem Buche selbst als eine geringe Nebensache erscheint (s. S. 268 fg.). Das Werk

enthält folgende Abschnitte: 1. Vorbemerkungen (S. 3—29). 2. Zeit des Tacitus (S. 30—37). 3. Gothische Schrift des Ulfilas (S. 38—52). 4. Buchstaben des fränkischen Königs Chilperich (S. 52—60). 5. Die Stellen des Venantius Fortunatus (S. 61—67). 6. Rune, das Wort (S. 67—73). 7. Schrift im 8. und 9. Jahrhundert (S. 74—79). 8. Runen bei Rabanus Maurus (S. 79—89). 9. Vergleichung der deutschen und nordischen Runen (S. 89—94). 10. Vergleichung der deutschen und angelsächsischen Runen (S. 94—105). 11. Runen-Namen in einer Handschrift zu Wien (S. 106). 12. Runen in einer Handschrift zu St. Gallen (S. 106—110). 13. Runen in einer Handschrift aus Tegernsee (S. 111—115). 14. Runen des Beda (S. 116—119). 15. Uebereinstimmung der St. Galler und angelsächsischen Runen (S. 120—123). 16. Abstammung und Verwandtschaft der nordischen, deutschen und angelsächsischen Runen (S. 124—137). 17. Runen bei Isidor (S. 137—149). 18. Markomannische Runen (S. 149—159). 19. Verhältniß der altsächsischen und nordischen Runen (S. 159—163). 20. Angelsächsische Denkmäler (S. 163—171). 21. Nordische Denkmäler (S. 171—208). 22. Runen auf dem Löwen zu Venedig (S. 209—214). Beilagen. A. Angelsächsisches Gedicht über die Runen-Namen (S. 217—245). B. Nordisches Gedicht über die Runen-Namen (S. 246—252). Anhang. I. Steine mit Zeichen aus heidnischen Grabhügeln (S. 255—295). II. Weissagung aus Baumzweigen (S. 296—320). III. Alte Denkmäler aus christlicher Zeit (S. 321—323). Zusätze (S. 324—326). Wilhelm Grimm liefert hier also zunächst eine Geschichte der Entstehung und Fortbildung der altgermanischen Buchstabenschrift überhaupt, und weist die Verwandtschaft und das Verhältniß des deutschen, nordischen und angelsächsischen Runenalphabets mit überzeugender Evidenz nach, wobei er mit Scharfsinn die einzelnen Zeichen und deren Namen erläutert. Dem Werke gebricht allerdings, wie Jacob Grimm a. a. O. 174 sagt, eine weiter reichende Vergleichung und Erwägung slavischer, griechischer oder phönizischer Alphabete, und neuere Funde und Forschungen im Einzelnen, wie von Baumstark, Waitz, Wackernagel, Kirchhoff, Liliencron, Müllenhoff, Zacher, ferner von P. A. Munch, J. Grimm, Maßmann, Franz Dietrich, Lauth u. a. (vergl. den Artikel Gothische Sprache und Literatur 1. Sect. 75. Thl. S. 298 fg.) haben Vieles berichtigt und weitergeführt; allein dennoch ist es das Hauptwerk, und namentlich unentbehrlich für den, welcher sich mit diesem interessanten Gegenstande bekannt machen will. Sieben Jahre später (1828) lieferte Wilhelm Grimm in den Wiener Jahrbüchern 43. Bd. S. 1—42 einen Nachtrag dazu: „Zur Literatur der Runen. Nebst Mittheilungen runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften." (Auch als Separatabdruck erschienen.)

Vermuthlich stammen von Wilhelm Grimm die beiden Recensionen in den Götting. gel. Anz. 1821. St. 157. S. 1561—1566: Undersögelse om Snorros Kilder og Troværdighed. Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate. Scripsit *P. E. Müller*. Latine vertit *B. Thorlacius*. Hav. 1820; und St. 166. 167. S. 1659—1664: Bitrag til nordisk Archäologie meddeelten i Foreläsninger ved Finn Magnussen. Kiöbenhavn 1820.

Nachdem Wilhelm Grimm sein Werk über die Runen vollendet hatte, wandte er sich mit Jacob der Bearbeitung des dritten Theils der Märchen zu, von dem ihm der Abschnitt „die Literatur" allein zugefallen war. Er schreibt darüber an K. Lachmann am 26. Juni 1821 (a. a. O. 354): „Jetzt will ich zunächst den dritten und mühsamen Band der Märchen fertig machen, denn ich bin von zäher Natur, um etwas liegen zu lassen, oder ganz aufzugeben. Es kommt darin auch eine literarische Uebersicht vor, die ziemlich viel geistlose Arbeit nöthig macht; denken Sie, Bücher wie das Cabinet des Fées von 41 Voll. muß ich durchgehn und theilweise ordentlich durchgehn." Dieser Band erschien im J. 1822 und aus seiner Mühsamkeit erklärt es sich, daß Wilhelm Grimm in diesem Jahre nichts weiter veröffentlichte. Auch in den nächstfolgenden Jahren lieferte er nur Recensionen, und zwar

1823 in den Gött. gel. Anz. St. 23. S. 226—231 von: Walter von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Stuttgart 1822.

1824, ebenda, St. 41. 42. S. 401—410: Critisk Undersögelse af Danmarks of Noreges Sagenhistorie eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved *P. E. Müller*. Kiobenhavn 1823. St. 52. S. 513—517: *Werlauf*, Symbolae ad geographiam medii aevi. Haf. 1821. St. 84. S. 833—838 von: Der Ritter von Stauffenberg, ein altdeutsches Gedicht, herausgegeben nach der Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Straßburg, nebst Bemerkungen u. s. w. Von Christian Moriz Engelhardt. Straßburg 1823. St. 103. S. 1017—1032: Om Runeskriftens Oprindelse. Af *Jacob Hornemann Bredsdorf*. Kiöb. 1822, und *Gislius Brynjulfsen*, Periculum runilogicum. Haf. 1823. St. 143. S. 1417—1428: Färöiske Quäder om Sigurd Fotnersbane og hans Ät. Med et Anhang. Samlede og oversatte af Hans Christian *Lyngbye*. Med en Inledning af P. E. Müller. Randers 1822.

1825, ebenda, S. 33—36: Den aeldre Edda. En Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfussön kaldet hin Frode. Oversat og forklaret ved Finn Magnussen. Kiöb. 1. Bd. 1821. 2. Bd. 1822. 3. Bd. 1823. St. 83. S. 825—830: Verzeichniß der in Dänemark 1824 noch vorhandenen Runensteine von R. Nyerup. Kopenh. 1824.

In diesem Jahre vereinigten sich, wie schon oben S. 234 erwähnt, beide Brüder wiederum zu einer gemeinsamen Arbeit: Irische Elfenmärchen, die 1826 erschien und deren Einleitung allem Anschein nach größtentheils von Wilhelm stammt, was auch dadurch bestätigt wird, daß er, als dieselbe 1828 bei einer neuen Aus-

gabe des Originals ins Englische übersetzt werden sollte, Nachträge dazu lieferte.

Im J. 1826 erschienen dann von ihm in den Gött. gel. Anz. St. 37. S. 361—363: Nordiska Formlemningar, utgifne af *J. C. Liljegreen* och *C. G. Brunius*. 2 Bde. Stockholm 1823. Diese Recension ist unterzeichnet: Wilhelm Grimm. St. 155, S. 1540—1544: Nordiske Kaempe-Historier efter islandske Haandskrifter fordanskede af *Carl Christian Rafn*. Bd. 1. 2. 3. Heft 1. Kiöb. 1821—1824 (?).

1827, ebenda, St. 85. S. 841—848: Peter Suchenwirth's Werke aus dem vierzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Alois Primisser. Wien 1827 (vermuthlich von W. Grimm). St. 165. S. 1642—1647: *Petri Alfonsi* disciplina clericalis. Zum erstenmal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von *Fr. Wilh. Val. Schmidt*. Berlin 1827. St. 204. S. 2025—2038: Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Herausgegeben von *Karl Lachmann*. Berlin 1827 (unterzeichnet Wilhelm Grimm).

Schon längere Zeit hatte sich Wilhelm Grimm mit einer Ausgabe von Freidank's Sprüchen beschäftigt, allein die Arbeit verzögerte sich, da er die dazu erforderlichen Handschriften sich nicht so schnell verschaffen konnte, wie er wünschte, und manches Andere kam ihm dazwischen, das er sich nicht entgehen lassen mochte.

So waren zehn alte, halbzerstörte Pergamentblätter, etwa tausend Verse von einem ausgezeichneten, bisher unbekannten größern Gedichte des 12. Jahrh. enthaltend, welche in dem Besitze des Oberappellationsgerichtsraths Spangenberg zu Celle waren und der sie vor völligem Untergange gerettet hatte, durch dessen Güte in seine Hände gelangt. Wilhelm Grimm machte dieselben mit dessen Erlaubniß nun bekannt, indem er sie unter dem Titel: „Graf Ruodolf herausgegeben von Wilhelm Grimm. Göttingen 1828" veröffentlichte. Die Hauptschwierigkeit dabei boten die Ergänzungen der verstümmelten Blätter; allein dieselbe gelang ihm meistens in treffender Weise, und um sie anschaulichst vor Augen zu legen, ließ er sie mit rother Schrift abdrucken, zweifelhafte Wörter aber mit liegender. In der 30 Seiten zählenden Einleitung bespricht er aufs Sorgfältigste die Handschrift, die Sprache, den Inhalt, das Zeitalter und die Quelle, sowie den poetischen Werth des Gedichtes, welches etwa um 1170 im nördlichen Deutschland, dem Anschein nach aber nicht nach fremder Quelle verfaßt ist und eine lebendige Darstellung des Zustandes gewährt, in welchem Palästina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreiches sich befand. Die Ereignisse, von welchen das Gedicht spricht, fallen in die Zeit, wo man um den Besitz von Askalon kämpfte. Jacob Grimm zeigte dieses Werk des Bruders sofort in den Gött. gel. Anz. an (s. o. S. 240). Funfzehn Jahre später fanden sich in Braunschweig noch zwei weitere Blätter dieses Gedichts. Wilhelm Grimm verglich nun nochmals aufs Genaueste die früheren Bruchstücke, verbesserte oder vervollständigte deren erste Herausgabe und gab sie mit den neuen als zweite Ausgabe 1844 heraus. Dieselbe ist in sofern wahrhaft musterhaft, als der Abdruck so eingerichtet ist, daß er das Original so genau, als es die Mittel gestatten, darstellt. Auch ist die Einleitung umgearbeitet und weiter geführt. In diesem Jahre erschien auch die schon oben erwähnte Abhandlung Wilhelm Grimm's: „Zur Literatur der Runen", in der er mittheilt, was auf dem behandelten Gebiete seit 1821 durch neue Entdeckung in seine Hände gelangt war.

Als Wilhelm Grimm die erste Ausgabe des Grafen Ruodolf vollendet hatte, bemerkte er, wie er in seiner Selbstbiographie S. 174 berichtet, daß seine fortgeführten Sammlungen für die deutsche Heldensage zu stark herangewachsen waren, als daß er sie länger ohne Ausarbeitung hätte übersehen können. Er entschloß sich also dazu, aber sie kostete mehr als die dafür bestimmte Zeit, und die Untersuchung führte ihn weiter, als er anfänglich geglaubt hatte. Hieraus erwuchs dann das Hauptwerk seines Lebens: „Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829." Dasselbe ist K. Lachmann gewidmet. Die Vorrede ist vom 23. Mai 1829. „Die schon in dem ersten Band der altdeutschen Wälder zusammengestellten Zeugnisse über die deutsche Heldensage neu zu bearbeiten und zu ergänzen", sagt er daselbst, „schien mir ein nützliches und lohnendes Unternehmen; indessen überzeugte ich mich, daß, wenn der Gewinn vollständig sein sollte, die innern Zeugnisse damit verbunden werden müßten. Ich verstehe darunter, was die Dichtungen des Fabelkreises selbst über ihre Quellen aussagen, oder die Erforschung ihres innern Zusammenhangs in dieser Hinsicht zu schließen gestattet; sodann aber, weil sie auf vorangegangene Umbildung hinweisen, Abweichungen in Dingen, die ihrer Natur nach unveränderlich sein sollten und gleichsam den Hintergrund der Begebenheiten ausmachen. Dahin gehört die Genealogie und Heimath der Helden, und überhaupt was an ihre Person fest geknüpft erscheint: namhafte Waffen, Rosse, Schildzeichen." .. „Ausgelassen habe ich die Zeugnisse, welche sich lediglich auf die nordische Gestaltung der Sage beziehen und sie meist nur bestätigen." .. „In der Anordnung sind einige Abänderungen getroffen. Ich habe nur drei Perioden angenommen und überall die chronologische Aufstellung vorgezogen. Einigemal jedoch, weil es der Untersuchung vortheilhaft war, bin ich grundsätzlich davon abgegangen."

In drei Abtheilungen oder Perioden stellt er nun die äußern und innern Zeugnisse zusammen, sämmtliche mit den erforderlichen Erläuterungen versehen, indem die innern mit Untersuchungen über sämmtliche, zu dem Fabelkreise gehörigen Dichtungen. „Erste Abtheilung. Von dem sechsten bis ins zwölfte Jahrhundert" (S. 1—49), beginnt mit Jornandes, durch dessen Zeugniß, sowie durch eine ganze Reihe anderer, unter denen die angelsächsischen die wichtigsten sind, die Vermuthung derer, welche die Entstehung unserer Heldensage ins 11. Jahrh. verlegen, für immer vernichtet ist. „Zweite Abtheilung. Vom zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert" (S. 49—300); sie hebt mit den Gedichten des

Mittelalters an. „Dritte Abtheilung. Von dem sechzehnten Jahrhundert" (S. 301—324); sie verfolgt die letzten Spuren der allmälig schwindenden Sage. Sodann folgen: „Zeugnisse über das Gedicht von Gudrun" (S. 325—332).

Nach diesem mühsam zurückgelegten Wege, der bei weitem den größten Raum des Buches einnimmt, kann er nun, wie er in der Vorrede sagt, der Versuchung nicht widerstehen, einmal umzublicken; denn die in streng chronologischer Folge zusammengestellten Zeugnisse gewährten einen geschichtlichen Ueberblick all der Veränderungen, welche die Sage im Verlauf von mehr als ein Jahrtausend erlitten, und daraus mußten sich für ihr Wesen und ihre Geschichte die überraschendsten Resultate ergeben. Diese Betrachtung brachte nun bei ihm zur Reife, was er schon seit vielen Jahren darüber gedacht und mit K. Lachmann verhandelt hatte, und er legte deren Frucht in der beigefügten Abhandlung „Ursprung und Fortbildung" (S. 335—399) nieder. Er unterscheidet zuvörderst die Göttersage, die bildliche Darstellung des Uebersinnlichen, von der Heldensage, die sich vorzugsweise zur Verherrlichung irdischer Ereignisse geneigt fühlt, und nimmt eine spätere Entstehung oder Ausbildung der letztern an, ohne zu leugnen, daß deren Keim gleichwol neben der erstern könne vorhanden gewesen sein. „Zu einer genauen, durch allgemeine Betrachtungen nicht zufrieden gestellten Einsicht in die Natur des Epos den Weg zu bahnen", fährt er dann fort, „dünkt mich eine würdige Aufgabe. Noch sind wir nicht im Stande, die ersten und wichtigsten Fragen zu beantworten. Die Erscheinung Homers, selbst nach so ausgezeichneten Untersuchungen, darf man noch immer räthselhaft nennen." .. „Die Untersuchung ist dort auf das einzige Werk angewiesen und deshalb so schwierig, von dem deutschen Epos hat sich dagegen ein reicher Cyklus, des bedeutendsten wenigstens ein großer Theil erhalten; und, was wir vielleicht noch höher anschlagen dürfen, wir genießen den Vortheil, die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten zu können, welche von den ersten Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen. Es gibt kein anderes Volk, das sich dieses Vortheils in solcher Ausdehnung erfreue; für uns liegt die Mahnung darin, innerhalb dieser Gränze und vorerst ohne Rücksicht auf andere Völker, die Resultate zu suchen, welche sich aus Betrachtung eines so glücklichen Verhältnisses ergeben müssen." „Unter den verschiedenen, über Ursprung und Fortbildung der deutschen Heldengedichte geäußerten Meinungen haben sich zwei geltend zu machen gesucht, die einander geradezu entgegen stehen. Die eine findet den eigentlichen Inhalt in der ältern Göttersage, und nimmt an, daß diese bei längerer Fortdauer sich mehr verhüllt, irdisch und sinnlich umgestaltet habe. Die andere hält geschichtliche Wahrheit für die erste Grundlage, nur mit freier Phantasie ausgebildet und durch Zuthat des Wunderbaren geschmückt. Ohne Zweifel haben beide einzelne Wahrheiten auf diese Ansicht geleitet, aber auf jeder Seite stellt sich, so lange man unbefangen bleibt, sehr bald das Gefühl des Unzulänglichen und völlig Unhaltbaren ein." .. „Ich entsage gerne dem Vortheil, eine vorausgewählte Ansicht in die Mitte zu stellen, oder mit dem glänzenden Schwerte eines sinnreichen Einfalls auf den Knoten loszuhauen. Ich theile hier eine Reihe von Beobachtungen mit, die aus Betrachtung der Denkmäler selbst hervorgegangen sind und die mir tauglich scheinen, Aufklärung über das Wesen der Sage zu geben. Auf diesem Wege sollen wir, glaube ich, dem noch unerforschten Ziel näher rücken, und dieser Versuch wird verdienstlich sein, wenn er nur von der Richtigkeit des Wegs überzeugt" (S. 335—337).

Als nothwendig läßt er nun eine Uebersicht sämmtlicher Sagen unseres Fabelkreises, wie sie sich in den erhaltenen Werken darstellen, voran gehen. Die nordischen Dichtungen, denen ein deutscher Ursprung beigelegt wird, treten dabei nur in die Lücken ein (S. 337—342). Sodann betrachtet er die Neigung der Sage zu historischer Anlehnung und geographischen Bestimmungen. „Ich verstehe unter jener die Annäherung und Berührung der vorhandenen Sage mit der wirklichen Geschichte. Sie ist natürlich für eine Zeit, welche zwischen Poesie und Historie nicht unterscheidet und in die Wahrheit der Ueberlieferung keinen Zweifel setzt. Die Sage läßt dann geschichtliche Helden in ihr Gebiet eintreten oder sie knüpft ihre Erzählungen an wirkliche Begebenheiten. Uebereinstimmung der Namen kann eben so leicht Veranlassung gewesen sein, als Aehnlichkeit der Ereignisse." Durch die angestellten Untersuchungen einzelner Fälle ergibt sich ihm das Resultat, daß die Sage das Frühere ist, die Einmischung der Geschichte das Spätere (S. 342—346). Darauf weist er Beispiele von Anknüpfung und Verschmelzung verschiedener Sagen nach. Manchmal ist dieselbe blos äußerlich und die Scheidung in das Ursprüngliche leicht, manchmal aber sind die verschiedenen Theile so in einander gewachsen, daß die Veränderung bis zu den ersten Grundzügen hineindringt, und es schwer, fast unmöglich ist, die verschiedenen Elemente zu scheiden (S. 346—349). Verschieden hiervon sind Erweiterungen der Sage, ohne eigentliche Einmischung fremder Sagen. Im Ganzen stellen sie sich als spätere Zusätze dar, aber es treten auch Fälle ein, wo ein spätes, möglicherweise das späteste Denkmal etwas kann erhalten haben, was in dem früheren vernachlässigt war (S. 349—356). Bloße Einkleidungen einzelner und unabhängiger Sagen in das Gewand des Fabelkreises, dem sie ursprünglich fremd sind, sieht er in Laurin, Siegenot, Etzel's Hofhaltung und Dietrich's Drachenkämpfen. Aber auch innerhalb des Kreises selbst findet sich Uebertragung einer und derselben Fabel mit völliger Verschiedenheit der äußern Verhältnisse, wovon König Ruther das merkwürdigste Beispiel gibt (S. 356—358). Einen eigenen Einfluß auf die Umbildung der Sage hat eine engherzige Parteilichkeit für einen Helden der Sage bewirkt, woraus Umkehrungen des Inhalts und ungeschickte Erweiterungen entstanden, so hat namentlich die Sage von Dietrich von Bern Alles zu entfernen gesucht, was dessen Ruhm schaden konnte (S. 358—360). Die veränderte Sitte, der

Untergang alter, die Einführung neuer hat auf das Epos bedeutend eingewirkt, was an zwei merkwürdigen Beispielen nachgewiesen wird, einmal an dem Nibelungenliede, dessen Grundlage dadurch völlig umgewandelt ist, dann insbesondere an den verschiedenen Recensionen des Hildebrandsliedes (S. 360—364). Davon ist aber die allmälige und langsame Umwandlung zu unterscheiden, welche das veränderte poetische Bedürfniß hervorbringt. Der Geist der Dichtung blieb nämlich in dem Fortgange der Zeit nicht derselbe, er stieg oder sank, und sollte er sich auch auf gleicher Höhe erhalten haben, so veränderte er doch vielfach den Standpunkt, von welchem aus er die Sage betrachtete. Darum wird der poetische Werth der Dichtungen nur in soweit berücksichtigt, als sich darin der Geist eines jeden Zeitalters in Auffassung der Ueberlieferung kund gibt, als in den eddischen Liedern, dem Nibelungenlied, der Gudrun, Otnit, Wolfdietrich, Rosengarten, Alphart, Rabenschlacht, Eckenausfahrt, Siegfriedslied, der Bearbeitung Caspar's von der Rhön und Dietrich's Drachenkämpfen (S. 364—373). Dann behandelt er einen schwierigen Gegenstand, die Erhaltung und Fortbildung des Epos durch die Sänger und durch die Schrift. Er beginnt mit den Zeugnissen der Römer und Griechen und des Beowulf über den Vortrag der Heldenlieder und der Sage und bemerkt dazu (S. 374): „Verständen wir den Ausdruck singen und sagen, der von dem Vortrag epischer Lieder (in den Werken des Mittelalters) gebraucht wird, in seiner eigentlichen Bedeutung, so würden wir über Art und Weise dabei besser unterrichtet sein; sagen muß hier so viel heißen, als umständlich, bei festlicher Gelegenheit verkündigen, und nur eine genauere Bestimmung von singen enthalten." ... „Ich zweifle sehr, daß dieser Gegensatz ursprünglich war, die Begriffe von Gesang und Rede lagen sich vielmehr früherhin so nah, daß häufig einer den andern ersetzte; das zeigt das nordische qveda, das beides heißt, singen und sagen." Nachdem er dann die weitern Zeugnisse sowol über die mündliche Ueberlieferung als die schriftliche Aufzeichnung gesammelt und geprüft hat, gelangt er zu dem Resultate: „Während die auf keine Schrift sich stützenden Sänger, wie man der Natur der Sage nach glauben darf, kürzere Lieder sangen, etwa von dem Umfange der eddischen, deren Stoff sie nach Wohlgefallen auswählten und begrenzten, und welche daher, in beständiger, lebendiger Fortbildung begriffen, von selbst in einem cyklischen Kreise standen, machte die Schrift, welche überhaupt die epische Ausführlichkeit begünstigte, größere Compositionen, Zusätze, Ueberarbeitungen, eigenmächtige Verknüpfungen, und dergleichen nicht ganz unschuldige Einwirkungen, selbst die Anwendung einiger Gelehrsamkeit, möglich" (S. 379). Hieran schließt sich eine geschichtliche Uebersicht des Verhältnisses, in welchem das Epos zu der jedesmaligen Bildung der Zeit stand (S. 379—380). Einige allgemeine Bemerkungen machen den Schluß. „Ruhend und in eine feste Form gebunden dürfen wir uns das Epos zu keiner Zeit denken. Vielmehr herrscht in ihm der Trieb zur Bewegung und Umgestaltung, ja ohne ihn würde es absterben, wenigstens die Kraft lebendiger Einwirkung verlieren. Hier erprobt sich die Fähigkeit zur Poesie und ein unfreies, verarmtes Gefühl wird jedesmal eine Verschlechterung des Epos bewirken. Echte Fortbildung geht niemals aus Laune und Willkür, immer aus innerer Nothwendigkeit hervor. Eins der bedeutendsten Mittel dabei ist ohne Zweifel die in verschiedenen Erscheinungen beobachtete Verknüpfung einzelner Sagen" (S. 396). Dann wird die Eingangs berührte Frage, ob der Ursprung der Sage mythisch oder historisch sei, wieder aufgenommen und die eine wie die andere verworfen. „Nach dem, was darüber vorgebracht ist", sagt er, „darf ich als ausgemacht betrachten, daß die geschichtlichen Beziehungen, welche die Sage jetzt zeigt, erst später eingetreten sind, mithin die Behauptung, daß jene Ereignisse die Grundlage geliefert, aller Stützen beraubt ist. Noch eine andere, wie mir scheint, nicht geringe Schwierigkeit macht die damit verknüpfte Vorstellung von absichtlicher, poetischer Ausbildung des historischen Factums. Der Dichter der Nibelunge-Noth mußte danach vorsätzlich chronologische Verstöße begehen und sehr genau wissen, daß die Gestalten, die er auftreten ließ, bis auf einige Namen, Geschöpfe seiner eignen Einbildungskraft waren; gleicherweise konnte er sich über die Unwahrheit der Thaten, die er sie vollbringen ließ, unmöglich täuschen. Wie steht das in Widerspruch mit der nicht bloß in der frühsten Zeit, sondern noch bei den gebildetsten Dichtern des Mittelalters herrschenden Ueberzeugung von der vollkommensten Wahrheit der Ueberlieferung." .. „Ueberall bricht ein ehrlicher Glaube an die Wahrheit durch, jede Zuthat und weitere Ausbildung galt für eine bloße Ergänzung derselben. Dieser Glaube ist freilich höchst naiv, aber nicht unverständig, denn er will in dem Gemüthe von Menschen, die Historie und Poesie zu trennen noch nicht gelernt haben, nicht mehr sagen, als daß hier nichts aus der Luft Gegriffenes, sondern seiner letzten Quelle nach im wirklichen Leben Begründetes aufgenommen sei. Setzt man noch hinzu, daß auf eine Wahrheit dieser Art das Ganze, wie jeder einzelne Theil, vollkommen denselben Anspruch machen könne und nach einer historischen Thatsache zu fragen vergeblich, ja sinnlos sein würde, da in dieser poetischen Läuterung und Herübernahme in das Gebiet des freien Gedankens jedes äußere Merkmal des Geschichtlichen leicht verschwinden mußte, so hat man, wie es mir scheint, das Richtige getroffen." „Wer einen mythischen Ursprung annimmt, hegt folgende Vorstellung. Die Helden, welche die Dichtung in geschichtlichem Scheine auftreten läßt, waren früherhin Götter, verkörperte, sinnbildlich aufgefaßte Ideen über Erschaffung und Fortdauer der Welt. Als sich das Verständniß dieser Ideen verlor, bildete sich das Epos, in welchem die Götter zu menschlichen Helden, ihre Thaten zu geschichtlichen Begebenheiten herabsanken. Doch jene Göttermythen selbst verdankten erst späterm, sinnlichem Wohlgefallen ihr Dasein, und rücken wir zu ihrem Ursprunge abermals zurück, so finden wir noch unverhüllter den Ausdruck einer höhern, übersinnlichen Betrachtung. Die Aufgabe besteht also darin, das verborgene Philosophem in der

doppelten Ueberkleidung, in welcher es jetzt sich darstellt, aufzusuchen. Was dahin sich deuten läßt, muß als der eigentliche Inhalt hervorgehoben, alles andere als nichtssagend zurückgelassen werden." „Diese Auffassung, welche den Gegenstand bei der Wurzel zu fassen und die Aufgabe völlig zu lösen scheint, zeigt sich bei der Ausführung schwierig und muß zu unabweisbaren Voraussetzungen ihre Zuflucht nehmen." .. „Ich habe das Wunderbare im Epos vorhin zusammengestellt, geringfügig ist es nicht und es scheint allerdings, daß sein Einfluß früherhin noch mächtiger war, aber bei Fortbildung der Sage zurückgedrängt und verdunkelt wurde. Gleichwohl habe ich kein Beispiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menschen gefunden, oder eine Spur, daß der Ausdruck einer geistigen Wahrnehmung durch absichtliche Einkleidung in eine geschichtliche Begebenheit sich verloren hätte. Ich untersuche nicht, ob es unbezweifelte Beispiele einer solchen Umbildung gibt, es ist wohl möglich; ich behaupte nur, daß, wenn wirklich etwas Einzelnes dadurch eingeführt oder verändert wäre, dies noch nichts entscheiden könnte, weil der Hauptinhalt selbst aus einer solchen Veränderung müßte hervorgegangen sein. Das Epos, welches das ganze Leben zu erfassen strebt, kann den Glauben an überirdische Dinge nicht hintansetzen, noch die Weise, wie er sich äußert, ihr unbekannt bleiben. Es wird dort immer ein wesentliches Element seines Inhalts finden, ja es scheint mir ohne eine solche Mischung des Leiblichen und Geistigen gar nicht bestehen zu können, etwa wie Gesang beides Worte und Töne verlangt. Keinem Gedichte, wenn es wahrhaft beseelt ist, fehlt innere Bedeutung oder eine sittliche Erkenntniß." .. „Aber nichts berechtigt uns bisjetzt zu der Vermuthung, daß die deutsche Heldensage aus Erforschung göttlicher Dinge oder aus einer philosophischen Betrachtung über die Geheimnisse der Natur hervorgegangen sei und in einem sinnbildlichen Ausdrucke derselben ihren ersten Anlaß gefunden habe. Sie selbst hat, soweit wir zurückblicken können, sich allezeit neben der Geschichte ihren Platz angewiesen. Das älteste Zeugniß bei Jornandes legt schon den Gesängen der Gothen ausdrücklich historischen Character bei. Die Lieder, welche die Sage von dem aus der Erde geborenen Gott Thuisto und seinem Geschlecht enthielten, die Tacitus (G. 2) alte nennt, sind untergegangen; meiner Ansicht nach bestanden sie neben den Heldenliedern, dergleichen jene waren, welche die Thaten des Arminius feierten (Ann. 1, 88). Ein treffliches Beispiel dieser Unterscheidung bei den Galliern liefert eine Stelle bei Ammian (15, 9)" (S. 395—399). Wilhelm Grimm nimmt also einen rein poetischen Ursprung des Epos an, und sieht keinen Grund zu glauben, daß es eine Umbildung der Göttersage sei; ebenso leugnet er bestimmt die Entwickelung desselben aus der Geschichte, stellt dagegen aber — wie er in der Selbstanzeige dieser Schrift sagt — nicht in Abrede, „daß wirkliche Ereignisse, insofern sich in ihnen der Geist des Lebens, oder, wenn dies deutlicher ist, das ideale Dasein kundgab, Anlässe der Dichtung mögen gewesen sein. Nur an das, was wir historische Thatsache nennen, kann dabei nicht gedacht werden". Nachträge und Verbesserungen (S. 400—402) und ein vollständiges, den Gebrauch des Werkes sehr erleichterndes Register (S. 403—525) machen den Schluß.

Dieses Werk ist eins der schönsten Denkmale deutschen Fleißes und echt wissenschaftlichen Geistes und offenbart uns Wilhelm Grimm's Wesen von seiner schönsten Seite. Mit unermüdlichem Fleiß und größter Sorgfalt hat er seit mehr denn 15 Jahren das in gedruckten und ungedruckten Büchern zerstreute Material, als die nothwendige Grundlage zu einer Geschichte unseres nationalen Epos, nicht nur, soweit es damals möglich war, gesammelt, sondern auch dasselbe gesichtet, geordnet und gegliedert. Und wenn dabei überall sein feiner, sinniger, scharfer und tiefpoetischer Geist, der mit wahrer Meisterschaft jedes Einzelne, in dem nur irgendwie das Leben und das Wesen der Sage sich ausgeprägt hat, allseitig betrachtet, anzieht, so ist es nicht minder die Kunst der klaren, licht- und geistvollen Darstellung, die er dem spröden Stoffe hat angedeihen lassen. Was aber die beigefügte Abhandlung insbesondere auszeichnet, das ist der sichere historische Sinn, das tiefe Verständniß für das Wesen und Leben der Sage, die ungemeine Vorsicht, die keinen Schritt thut, ohne festen Boden unter sich zu haben. Mag man auch in Manchem wol anderer Meinung sein, das Epochemachende dieser Abhandlung ist, daß damit Wilhelm Grimm hinsichtlich des Ursprungs und der Fortbildung unserer Heldensage die Wissenschaft aus dem Banne willkürlicher Einfälle und haltlosen Hin- und Herrathens befreit und durch die historische Betrachtung und den Beweis der Thatsachen den Weg gebrochen hat, der allein zum Ziele führt.

Unablässig hatte Wilhelm Grimm fortgefahren zu einer dritten Umarbeitung der Zeugnisse nachzusammeln, allein es war ihm eine solche nicht vergönnt, was um so mehr zu bedauern ist, da nunmehr die Quellen, die Wilhelm Grimm benutzte, in besserer Gestalt uns vorliegen und vielfach eine richtigere Auffassung gewähren. Eine zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe erschien Berlin 1867, besorgt von K. Müllenhoff, in der aus dem Nachlaß Wilhelm Grimm's so viel, als thunlich war, eingefügt und auch auf die weitere Literatur, jedoch nur je nach Belieben, hingewiesen ist.

Das Jahr, in dem die deutsche Heldensage erschien, war das letzte, das die Brüder an der casseler Bibliothek verleben sollten. Bevor aber Wilhelm Grimm davon Abschied nahm, ließ er den wiederaufgenommenen Freidank fallen, um eins ihrer Kleinode noch einmal auf das Sorgfältigste zu untersuchen, und, soweit es in seinen Kräften stand, für dessen Erhaltung zu sorgen. Dieses Kleinod ist das Bruchstück des alten Hildebrandsliedes, das nur in einer einzigen daselbst aufbewahrten Handschrift uns erhalten ist. Das Facsimile, welches Eccard in der **Francia orientalis** von den vierzehn ersten Zeilen geliefert, schien flüchtig und aus freier Hand gemacht und dazu fehlerhaft. Wilhelm Grimm, im Durchzeichnen der Handschriften besonders geübt, fertigte nun mit der größten Sorgfalt eine Durchzeichnung des Ganzen an, welche

im Stande war, das Original völlig zu vertreten. Dieselbe erschien unter dem Titel: *„De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum edidit Guilelmus Grimm.* Gottingae 1830. fol.“ „Meinem Bruder“, sagt Wilhelm Grimm in seiner Selbstbiographie S. 174, „habe ich die paar Blätter zugeeignet, nicht als ein Zeichen der Liebe, oder als eine Erinnerung der dort verlebten Jahre, weder des einen noch des andern bedarf es, sondern weil ich sie als die einzige Arbeit von mir betrachte, die nicht leicht von einer bessern könnte ersetzt werden.“ Und in der That, das Facsimile ist so genau und trefflich aufgeführt, daß sich damit für die Behandlung dieses Liedes eine neue Periode datirt. Auch hatte Wilhelm Grimm bei seiner so genauen Betrachtung der Handschrift die Entdeckung gemacht, daß dieselbe von zwei verschiedenen Händen geschrieben war, woraus sich dann der Schluß ergab, daß dieselbe aus einer und derselben Quelle stamme, daß diese aber nicht leicht eine andere als mündliche Ueberlieferung gewesen sei.

In diesem Jahre veröffentlichte Wilhelm Grimm in dem Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, herausgegeben von Paul Wigand, auch die Bruchstücke eines bisher unbekannten, ihm von C. F. Mooyer in Minden zugesandten deutschen Gedichtes aus dem 13., vielleicht auch aus dem Ende des 12. Jahrh., dem er einstweilen nach dem Helden, dessen Name darin am häufigsten erscheint, den Titel Assundin gab. Dasselbe ist auch als Separatabdruck, Lemgo 1829 (12 S.), erschienen. Später fand Wilhelm Müller auf der göttinger Bibliothek noch weitere Bruchstücke und gab sie mit jenen in Haupt's Zeitschrift 1, 57—95 heraus. Es ergab sich nun, daß sein eigentlicher Name Crane (Kranich) sei und Berthold von Holle aus Niedersachsen dasselbe gedichtet habe. Wilhelm Grimm machte dann die schöne Entdeckung, daß dasselbe eine Umdichtung des Grafen Rudolf war, wie er in der zweiten Ausgabe desselben S. 47—51 nachwies. — Es erschien dann noch von ihm in den Götting. gel. Anz. 1829. St. 156. S. 1557—1559 Rec. von: Edda Saemundar hins fróda. Pars III. Haf. 1828, deren 2. Theil Jacob Grimm daselbst 1819 (s. o. S. 233) angezeigt hatte, und St. 183. 184. S. 1817—1839 von: Samlingar för Nordens Fornälskare innehållande Inskrifter, Figurer, Ruiner, Verktyg, Högar och Stensättningar i Sverige och Norrige, med Plancher, af *N. H. Siöberg.* Tom. I. II. Stockholm 1822. 1824.

In das folgende Jahr, mit dem die Göttinger Zeit beginnt, fallen dann Gött. gel. Anz. 1830. St. 6. 7. S. 49—58: Selbstanzeige der Deutschen Heldensage, und St. 48. S. 465—469: Selbstanzeige des Facsimile's des Hildebrandsliedes, sowie die Selbstbiographie. In derselben spricht er sich S. 172 fg., wie schon oben S. 279 angeführt, über die Bedeutung der altdeutschen Studien für das deutsche Volk in inhaltsreichen, trefflichen Worten aus, von denen wir, als sehr bezeichnend für den Sinn und Geist, womit er dieselben aufgefaßt, und das Ziel, das er damit erstrebt, folgende weitere, da sie noch immer sehr bedeutungsvoll sind, anführen: „An Empfänglichkeit bei dem Publicum hat es niemals gefehlt; einige Ungunst war hier und da durch die natürliche Neigung zum Widerspruche hervorgerufen, am widerwärtigsten wirkte der abgeschmackte Enthusiasmus unwissender Lobredner, welche ich dem Mehlthau vergleiche, der auf die gesündesten Pflanzen fällt und sie eine Zeitlang im Fortwachsen hemmt. Eine gerechte Würdigung scheint nicht mehr allzufern, und nachdem eine sichere Grundlage gelegt worden, ohne welche die einzelnen Bemühungen leicht wieder zusammengebrochen wären, so steht eine abermalige Vergessenheit nicht mehr zu befürchten. Die geistige Bildung des Mittelalters läßt sich kaum mit einer andern vergleichen: in ihrer Eigenthümlichkeit ist zugleich Leben und Wahrheit, in ihrem Reichthume Manigfaltigkeit, in einer nicht geringen Anzahl ihrer Erzeugnisse ein ausgezeichneter, innerer Werth; wie sollte Jemand an einem für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtigen Zeitpunkte gleichgültig vorüber gehen können, oder sich vorsätzlich davon abwenden? Ein glücklicher Umstand scheint mir, daß der Character dieser Bildung einer flüchtigen, bloß geistreichen Betrachtung widerstrebt und die Geschicklichkeit mit allgemeinen Formeln das Ganze zu erfassen, oder, wie man sagt, sich anzueignen, dabei zu Schanden wird. Es sind schon Bücher in diesem Geiste geschrieben, vielleicht mit Talent. Wer die Dinge nicht kennt, mag hoffen, etwas daraus zu lernen, wer sie kennt, dem wird der Widerwille vor grundlosen Einbildungen und leeren Spiegelfechtereien alle Nachsicht unmöglich machen. Hier muß jedes Einzelne nach seiner freien und unabhängigen Natur untersucht und gewürdigt werden, und nur auf diesem mühsamen Wege darf man hoffen, zu einem wahrhaften Bilde jener Zeit zu gelangen. Es wird den Meisten paradox lauten, dennoch ist es wahr; was die Gegenwart, der es nicht an Feinheit des Geistes und einer gewissen Schwelgerei in subtilen Gedanken fehlt, als ihr Eigenthümlichstes preisen möchte, sie könnte in den Gedichten des 13ten Jahrhunderts das Gegenstück finden, und dabei eine Gewandtheit im Ausdruck des Einzelnen, deren die heutige Sprache nicht mehr fähig ist. Fridank's Werk allein bewährt einen Grad von einem Selbstbewußtsein und unbefangener Beobachtung der Welt, dessen sich die Besten unsrer Zeit nicht zu schämen brauchten. Das Mittelalter zu erforschen, um es in der Gegenwart wieder geltend zu machen, wird nur der beschränktesten Seele einfallen; allein es beweist auf der andern Seite gleiche Stumpfheit, wenn man den Einfluß abwehren wollte, den es auf Verständniß und richtige Behandlung der Gegenwart haben muß. In dieser Beziehung scheint es mir auch wichtig, daß die altdeutsche Literatur Veranlassung gab, auf Sitten, Gebräuche, Sprache und Dichtung des Volks die Aufmerksamkeit zu richten, und es verletzt schon jetzt den gelehrten Anstand nicht mehr, davon in ernsthaften Büchern zu reden und die Spuren des hohen Alterthums darin nachzuweisen.“ (Vergl. damit, was er 1820 sagt und oben S. 292 angeführt wurde.)

Nachdem Wilhelm Grimm von seiner erwähnten schweren Krankheit genesen war, wurde er im März 1831 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt [10]), und in dem darauf folgenden Sommersemester hielt er seine erste Vorlesung über das Gedicht von den Nibelungen.

Darauf recensirte er 1833 in den Gött. gel. Anz. St. 66. 67. S. 649—655: **Wolfram von Eschenbach, herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1833,** und St. 94. S. 929—934: Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von K. Simrock und erläutert von K. Simrock und Wilhelm Wackernagel. 1. und 2. Theil. Berlin 1833 (?).

Endlich erschien 1834, nachdem es ihm gelungen war, alle bis dahin ihm bekannt gewordenen Hilfsmittel bis auf wenige Ausnahmen zusammen zu haben, sein lang vorbereitetes kritisch-exegetisches Hauptwerk: „**Vridankes Bescheidenheit** von Wilhelm Grimm. Göttingen 1834." Dasselbe ist George Friedrich Benecke gewidmet. Die Vorrede (S. V—XXXVI) trägt das Datum vom 24. Febr. 1834. In derselben zählt er die ihm bekannt gewordenen Handschriften (es sind deren 18), von denen aber mehrere nur einzelne Stücke darbieten; sowie Sebastian Brants Bearbeitung des Freidank und den Abdruck in der Myller'schen Sammlung auf, und erörtert die Beschaffenheit und den Werth der Handschriften. Seine Absicht ging nun dahin, den Text aufzustellen, welcher nach den Zeugnissen der Handschriften die Wahrscheinlichkeit für sich hat, dem ursprünglichen am nächsten zu kommen. Als Grundlage dienten ihm dazu die heidelberger Pergamenthandschrift (von ihm mit A bezeichnet), die den besten, und einen an sich guten, aber nicht vorzüglichen Text darbietet, und die sich ihr ziemlich nahe anschließende gothaische Papierhandschrift (von ihm mit a bezeichnet), die als Papierhandschrift lobenswerth ist. Nachdem er dann über die Art und Weise, wie er diese Handschriften benutzt hat, Rechenschaft gegeben, läßt er eine ausführliche Einleitung (S. XXXVII—CXXX) über das Gedicht folgen. Er untersucht darin Cap. 1. „Name, Stand, Heimath des Dichters" (XXXVII—XLII) und weist der seitherigen Annahme gegenüber, daß Freidank nicht der eigentliche Name, sondern ein angenommener Name des Dichters sei, welcher die kühne Sprache des Gedichtes und die mehrmals darin gerühmte Freiheit der Gedanken andeuten sollte, zunächst nach, daß Freidank an und für sich kein erdichteter, sondern ein im südlichen Deutschland nicht unerhörter Familienname sei, und vermuthet, daß derselbe in dem Herzogthume Schwaben, dem Stammlande der Hohenstaufen, zu Hause war. Weitere Aufklärung über den Dichter glaubt er nur in dem Gedichte selbst zu finden, und hält deshalb für nothwendig, zunächst die Frage zu untersuchen, ob Freidank aus sich selbst schöpfend blos eigene Betrachtungen aufgestellt, oder auch Ueberliefertes in sein Werk aufgenommen habe, und wie weit es in diesem Falle möglich sei, seine Quelle nachzuweisen. Bei der Beantwortung dieser Frage trennt er die einzelnen Bestandtheile des Gedichtes, und zwar Cap. 2. „Der Kaiser. Der Kreuzzug. Syrien" (XLII—LIII), und hier ergibt sich ihm, daß der Dichter sein Werk zum Theil in Syrien verfaßt habe, wohin er als Theilnehmer an dem Kreuzzuge Friedrich's II. (1229) gekommen war, da er überall aus eigener Erfahrung und Beobachtung davon rede. Dann stellt er Cap. 3. „Der Papst" (XLIII—LVI), Cap. 4. „Die zwei Schwerter" (LVII—LXVII), Cap. 5. „Rom" (LXVII—LXVIII) zusammen, was der Dichter über den Papst, namentlich über den Bannfluch, über die geistliche Herrschaft des Papstes und die weltliche des Kaisers und den römischen Hof denke, und da er, was letzteren betrifft, ebenfalls als Augenzeuge redet, so vermuthet Wilhelm Grimm, daß Freidank auf dem Wege nach Sicilien, wo der Kaiser sich einschiffte, eine Zeit lang in der Hauptstadt der Welt verweilte. Er findet dann Cap. 6. „Deutschland" (LXIV—LXV), daß Freidank von dem sittlichen Zustande der Gegenwart ein trübes Bild entwerfe. Stellt Cap. 7. „Ketzer und Juden" (LXV—LXVIII) zusammen, was der Dichter über beide sagt. Cap. 8. „Theologisches" (XLIX—LXXIII) untersucht er die von demselben vorgetragenen theologischen Betrachtungen, und es zeigt sich ihm dabei, daß das, was derselbe hier mittheilt, ohne Zweifel den damals unter den Laien verbreiteten religiösen Glauben, die christliche Lehre, wie sie dem Volke dargereicht ward, enthalte, weshalb sich auch in Inhalt und Darstellung große Uebereinstimmung mit Berthold zeige. Daran schließt sich Cap. 9. „Biblisches" (LXXIII—LXXVII), wo er die Stellen aufzählt, die Freidank aus der Bibel entnommen. Cap. 10. „Fabeln" (LXXVII—LXXXII) weist er nach, daß die eingefügten Fabeln nicht Freidank's Erfindung seien, und sucht deren Quellen auf. Cap. 11. „Thierwelt" (LXXXIII—LXXXVIII). „Allein auch außerhalb der Fabel", sagt er, „dienen die Thiere mit ihren Eigenthümlichkeiten dem Dichter zur Grundlage sittlicher Betrachtungen oder zur Bezeichnung menschlicher Verhältnisse, vielleicht auch zu Anspielungen auf Ereignisse jener Zeit, die wir jetzt nicht mehr errathen." Was dieser Art der Dichter sich bedient, davon sucht Wilhelm Grimm auch hier die Quellen auf, oder weist nach, wo sich dem Aehnliches finde. Cap. 12. „Ueberlieferung" (LXXXVIII—CXI). „Freidank nennt einigemal ausdrücklich die mündliche Ueberlieferung als seine Quelle." „Er bekennt also die Weisheit des Volks aufgefaßt zu haben, unter dem Sprichwörter dieser Art schon seit lange, man kann wol voraussetzen immer, gäng und gäbe waren." Indem er nun die volksmäßigen, mit Freidank übereinstimmenden Sprüche aus früheren, gleichzeitigen und späteren Denkmälern folgen läßt, findet er es meist als deutlich, immer wenigstens als wahrscheinlich, daß kein äußerer Zusammenhang wirkte: „weder hat Freidank die frühern entlehnt, noch ist er die Quelle der spätern gewesen, sie sind vielmehr aus gemeinschaftlichem Boden in verschiedener Gestalt hervorgewachsen"

10) S. Gött. gel. Anz. 1831. St. 38. 39. S. 369. Die frühere, auch sonst begegnende Angabe, daß mit seiner Berufung nach Göttingen auch die außerordentliche Professur verbunden gewesen sei, ist demnach zu berichtigen.

(XC). „Ein beträchtlicher Theil von Freidank's Sprüchen hat bis zu unserer Zeit fortgedauert, und sein Werk ist von allen Denkmälern des Mittelalters das einzige, von welchem man rühmen kann, daß es den Anklang im Leben nicht verloren hat" (CVII). Cap. 13. „Würdigung des Gedichts" (CXVI — CXXI). „Nachdem diese Untersuchungen beendigt sind", sagt er nun, „habe ich freie Hände, und darf ungestört das Gedicht als ein für sich bestehendes Ganzes in seinem unabhängigen Werth überschauen. Freidank nennt es BESCHEIDENHEIT, weil es über den sittlichen und religiösen, den öffentlichen und häuslichen Zustand der Gegenwart Aufschluß und Bescheid ertheilen soll." „Freidanks Zeit war bei dem Zwiespalte der geistlichen und weltlichen Macht in ihren Grundfesten erschüttert, sie konnte dem Zweifel nicht mehr entgehen, und ungewiß, welchen Weg sie wählen sollte, gab selbstsüchtige aber kräftige Persönlichkeit oft den Ausschlag. Doch in dem unabwendbaren gewaltsamen Kampfe wurden alle Kräfte, geistige und leibliche, mehr als je aufgeregt und in Anspruch genommen. Verdient das Bild, welches der Dichter uns vorhält, Vertrauen, so muß man dem Geiste dieser Zeit Frische und Muth, Freiheit und Tiefe zuschreiben, und rühmend anerkennen, daß er nicht in der Betrachtung des Einzelnen sich verlor, sondern in lebendiger Ausbreitung nach Erkenntniß des ganzen menschlichen Daseins strebte. Wäre auch die Stellung Freidanks, die wir nicht kennen, eine untergeordnete gewesen, der Kreis, den er überschaut, ist keineswegs beschränkt: das Große wie das Kleine berührt er, fast Alles, wovon das Leben damals erfüllt war. Und wie geistreich thut er es, wie unbefangen und wie frei von einseitigen Richtungen! die alleingültige Wahrheit war noch nicht entdeckt, gerne läßt er verschiedene Meinungen zu Worte kommen, und zeigt fast immer Mäßigung, Billigkeit und jene wohlmeinende Ironie, die denen eigen zu sein pflegt, vor welchen sich die Erfahrungen eines langen, vielfach bewegten Lebens ausbreiten. Selbst da, wo sein Eifer ihn zu scharfen und heftigen Aeußerungen treibt, erbittert er nicht, weil er nicht selbst urtheilt, sondern die Entscheidung aus den alten Sprüchen des Volks holt, die ohne Ansehn der Person und ohne Leidenschaft richten. Aber das ist das Wesen der Poesie, daß sie läutert und reinigt, was sie in sich aufnimmt und aus menschlicher Beschränkung erhebt." „Zunächst ist die Betrachtung den höchsten Angelegenheiten des Lebens zugewendet. Schon vorhin ist dargelegt, auf welche Weise Freidank religiösen und übersinnlichen Dingen sich nähert. Auch ihn bewegen die Fragen, die den Geist des Menschen, seit er zum Bewußtsein gelangt ist, umlagert haben. Er beantwortet sie den Lehren seiner Zeit gemäß, oder er lehnt ihre Beantwortung ab. Er erwägt das Unergründliche in der menschlichen Seele und ihren räthselhaften Zusammenhang mit dem Körper, die durchbrechende Neigung zum Bösen, das Täuschende des äußern Scheins, das Hinfällige des Irdischen und der Schönheit, auf welche Tod und Vernichtung lauern. Er gedenkt derjenigen, die sich den Wundern des Christenthums niemals zugewendet haben, wie derjenigen, die ihm wieder abgefallen sind. Das ganze Treiben der Welt, sagt er, bestehe darin, daß sie älter und schlechter werde. Bei Betrachtung der Sünde kehrt er immer wieder zu der Warnung zurück, die Buße nicht aufzuschieben, wie so Vielen gelüste: Reue allein sei der Sünde Tod, und ihre Kraft so groß, daß Gott durch die Bewegung der Himmel den leisen Fluß der Thräne vernehme, die von dem Herzen in die Augen des Reuigen aufsteige. Uebermuth scheint ihm das größte Laster seiner Zeit, das allerdings unter den damaligen Umständen, wo Jeder sich unabhängig zu machen strebte, und die natürlichen Bande des Gehorsams locker wurden, vorzugsweise gedeihen mochte. Hôchvart nennt er die Königin der Hölle, und ist unerschöpflich in sinnreicher Beschreibung ihrer mannigfaltigen Aeußerungen." „Wenn Freidank von den irdischen Gewalten redet, so müssen wir seine politische Stellung bedenken. Er war ein Gibelline, und wie Jeder, der Partei nimmt, von Einseitigkeiten nicht frei, aber durch Anhänglichkeit an den Kaiser, die als ein natürliches und angebornes Gefühl in ihm erscheint, ward, einzelner heftiger Aeußerungen ungeachtet, die Ehrerbietung vor dem Pabst nicht gestört: er möchte gern den Kampf zwischen beiden, der eben zu sichtbarem Nachtheile des Christenthums den höchsten Gipfel erreicht hatte, besänftigt sehen. Deutschland begann damals wie ein Baum, an dem ein Jahrtausend vorübergegangen ist, in den Aesten abzusterben: noch stieg Lebenssaft in dem Stamme aufwärts und trug grünes Laubwerk hervor, das der milde Athem der Poesie bewegte, aber in dem trüben Bilde, das der Dichter von dem innern Zustande des Vaterlandes entwirft, sehen wir die Zeit herannahen, die ein großer aber gewaltsamer Geist, wie Friedrich II. war, noch heftiger zum Ziele trieb, wo die Krone verdorrt und der völlige Umsturz droht, welchen zu verhindern Rudolf von Habsburg doch nur äußere Mittel anwenden konnte. Wir aber dürfen uns nicht über eine Zeit erheben, die, noch nicht wurzellos, in dem Zusammenhang mit der Vergangenheit ihre Grundlage fühlte, und bei allen Gebrechen und dem Verderbniß im Einzelnen von einem gemeinsamen Geiste durchdrungen war, in welchem das Treffliche, das den Deutschen niemals ganz gefehlt hat, noch Zustimmung und Mitgefühl fand. Unser Zustand ist jenem fast entgegengesetzt: das Gute, selbst das Herrliche, besitzen wir vereinzelt, aber das Ganze ist kalt und hart, und unsere Poesie, die kein gemeinsamer Geist empfängt und mittheilt, ist klanglos geworden und tönt nicht in den Seelen der Menschen wieder." „Den größten Theil des Gedichts erfüllt die Betrachtung des bürgerlichen Lebens in seinen verschiedenen Erscheinungen und Abstufungen. Freidank handelt von Fürsten, Herren und Knechten, Rittern, Bauern, von den Frauen, der Ehe, den Kindern; von Freundschaft, Ruhm und Ehre, Alter und Jugend, Armuth, Krankheit, Sorgen; er spricht von den Lastern des Geizes, des Zorns, der Misgunst; von Trunkenbolden, Wucherern, Dieben, Spielern; Thiere und Pflanzen sind Gegenstand seiner Betrachtung, und das eigene Herz hat er nicht ausgeschlossen, denn er klagt, daß er sich selbst mehr Leid zufüge, als die ganze

Welt. Das kräftige Gebet, womit er schließt, spricht die Bitte aus, daß ihm verliehen würde, Gott und sich selbst zu erkennen. In diesem Theile herrscht das Ethische, das sich auch in den historischen Stellen nicht verleugnet, entschieden vor, aber Freidank sinkt niemals zu trockner altkluger Lehre herab: er hat die Theilnahme für die Welt bei voller Erkenntniß ihrer Gebrechlichkeit nicht aufgegeben, noch an jener Trostlosigkeit Gefallen, in welche Sittenprediger gewöhnlich sich verlieren. Seine Gedanken sind der freie, ungesuchte Ausdruck seines Geistes. Ein auf dem Wege gelehrten Nachdenkens entstandenes Werk würde anders abgefaßt, vielleicht vollständiger geworden sein, aber eben darin liegt ein entschiedener Vorzug des unsrigen, daß es, unbesorgt um systematische Vollständigkeit, rasch aus der Quelle geschöpft ist: Manches war gewiß hinzuzufügen, hätte Freidank daran gedacht, wie geringe Geister pflegen, seine Schätze bis auf den letzten Heller hinzuzählen. Er war ein höfischer Dichter, und auch darin verläugnet sich seine Bildung nicht, daß er bei aller Kraft des Ausdrucks niemals die Linien des Anstandes überschreitet, so wenig er sich auf der andern Seite zu Ueberladung und gesuchter Zierlichkeit verleiten läßt. Ueberhaupt zeigt er sich frei von den Uebertreibungen, welchen auch jenes Zeitalter nicht entging. Was er z. B. über Frauen und Minne sagt, ist wohl den Ansichten der edlern Minnesänger (vergl. Uhland's Walther 64—76) gemäß, enthält aber keine Spur von der widerwärtigen, wahrer Empfindung sich entfremdenden Steigerung des Frauendienstes, die bei Lichtenstein nicht selten das Abgeschmackte berührt." „Das Ansehn, in welchem das Gedicht durch das ganze dreizehnte Jahrhundert stand, würde sich schon durch seinen innern Werth erklären lassen, war aber auch eine Folge der besonderen Mischung seiner Bestandtheile. Das Sprichwort, das gleich einem Funken bei unerwarteter Berührung dem Geiste entlockt wird, drückt ohne Vorbereitung und Nachsinnen das Gefühl und Urtheil des ganzen Volkes aus, mit dem es beides Wahrheit und Irrthum theilt, und braucht, da es den Ertrag langer Erfahrung enthält, seinen Aussprüchen nicht erst Eingang zu verschaffen. Dieses Gemeinsame, Deutschland überhaupt Zugehörige ist der eine Bestandtheil, der andere ist Freidanks eigener Geist, der das Ueberlieferte gesammelt und geläutert hat" (CXII—CXVI). ... Auf das im Ganzen allerdings überlieferte Gedicht muß dem Dichter noch ein besonderes Eigenthumsrecht beigelegt werden. „Eine nicht bloß durch die volksmäßige Grundlage zu erlangende Einheit, ein eigenthümlicher Beigeschmack, der eine bestimmte Persönlichkeit voraussetzt, geht durch das Ganze hin." .. „Aber genau zu unterscheiden, was von Freidank selbst herrührt, was er bloß der Ueberlieferung verdankt, wird nicht leicht möglich sein: die Mischung beider Bestandtheile mag in allen Graden stattgefunden haben. Diese Fortbildung ist dem üppigen Triebe eines in fruchtbaren Boden verpflanzten Baumes zu vergleichen: die Wurzel ist geblieben, Farbe und Gestalt des Ganzen hat sich nicht wesentlich verändert, sie ist nur erhöht und gereinigt worden. Das Subtile und Abstracte, das hier und da zum Vorschein kommt, möchte dem Dichter allein zugehören, in dem Derben und Sinnlichen aber das volksmäßige Element sich bewähren" (CXX. CXXI). Cap. 14. „Aeußere Form" (CXXI—CXXIII) merkt er noch Einiges in Beziehung derselben an. Cap. 15. „Freidank und Walther von der Vogelweide" (CXXIII—CXXX) stellt nun Wilhelm Grimm die Hypothese auf, daß unter Freidank Walther von der Vogelweide zu verstehen sei, und sucht dieselbe mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu beweisen, und es ist nicht zu leugnen, daß dieselbe etwas Verführerisches hat. Auf diese Einleitung folgt dann das Gedicht selbst (S. 1—181) mit einem Anhang (S. 182), dem dann die Lesarten der verschiedenen Handschriften (S. 183—318) und Anmerkungen (S. 319—394), welche die einzelnen Sprüche erklären, beigefügt sind, sowie ein Reimregister (S. 395—396), einmal um sich bei Anordnung der einzelnen Sprüche, dem Myller'schen Abdruck gegenüber zurecht finden zu können, sodann aber zum Beweise seiner Hypothese, daß unter Freidank Walther von der Vogelweide zu verstehen sei. Schließlich folgen noch Nachträge zu den Lesarten (S. 437. 438).

Unter allen Ausgaben altdeutscher Dichterwerke, welche Wilhelm Grimm uns hinterlassen hat, ist diese die ausgezeichnetste. Alle seine Sorgfalt und Gründlichkeit hat er aufgeboten, um den ursprünglichen Text dieses trefflichen Werkes des Mittelalters wiederzugewinnen, und aufs Genaueste das Verhältniß aller Handschriften zu demselben und unter einander dargelegt. In der Einleitung ist zum Verständniß des Ganzen, sowie in den Anmerkungen zu dem der einzelnen Sprüche in so umfassender, liebevoller Weise gesorgt, wie im gleichen Maße, etwa die Ausgabe des Iwein von Benecke und Lachmann ausgenommen, sich kein zweites Werk der altdeutschen Literatur zu erfreuen hat. Er zeigte dann das Werk in den Gött. gel. Anz. 1835. St. 41—43. S. 402—424, und St. 45. S. 445—448 an, und veröffentlichte 1841 in Haupt's Zeitschrift 1, 30—33 den Aufsatz: „Freidanks Grabmal", in dem er die von einem nürnberger Bürger in Treviso gefundene und abgeschriebene Grabschrift eines deutschen Dichters Freydank mittheilt und bespricht. Seine Hypothese, daß Freidank und Walther identisch seien, fand jedoch Widerspruch. Jacob Grimm selbst bezweifelte dieselbe gelegentlich in seiner Abhandlung: „Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer" (1843), Kl. Schriften S. 8 fg. und S. 100 fg.; Gleiches that K. Lachmann (1843) zu Walther 14, 38. In der in der berliner Akademie 1849 vorgetragenen Abhandlung „Ueber Freidank" suchte dann Wilhelm Grimm seine Ansicht noch fester zu begründen, und Wilh. Wackernagel trat ihm in der Geschichte der deutschen Literatur. Zweite Abtheilung S. 279 bei. Darauf lieferte Wilhelm Grimm 1851 zu jener Abhandlung noch einen Nachtrag, und nun trat Franz Pfeiffer 1855: Zur deutschen Literaturgeschichte. Drei Untersuchungen S. 37—87 zu einer ausführlichen Widerlegung auf, worauf dann Wilhelm Grimm sofort 1855 durch einen zweiten Nachtrag über Freidank antwortete. Auch sonst kam er wiederholt auf

Freidank zurück in Haupt's Zeitschrift 1853: 9, 192 „Erklärung" (vom 1. März 1851); 1859: 11, 209—210 „Zum Freidank", und 238—293 „Nochmals über Freidank", sodann in Zarncke's Litter. Centralblatt 1857. Nr. 26, und 1858. Nr. 48. Eine neue Ausgabe des Dichters beschäftigte ihn bis an sein Ende und lag zum Druck bereit, als der Tod ihn abrief.

Im Juli 1835 wurde Wilhelm Grimm zum ordentlichen Professor befördert (s. Gött. gel. Anz. St. 109. S. 1051) und im folgenden Jahre erschien dann: „Der Rosengarte von Wilhelm Grimm. Göttingen 1836." Schon vor 20 Jahren hatte er von Frankfurt eine Handschrift mit einem noch unbekannten Text dieses Gedichts erhalten und an eine Ausgabe desselben gedacht, und als ihm später noch die Abschriften der heidelberger und strasburger Handschrift zugingen, beabsichtigte er auch eine Untersuchung über die verschiedenen Gestaltungen der Fabel und ihr Verhältniß zu dem Sagenkreise hinzuzufügen. Indessen legte er die begonnene Arbeit wieder zurück, weil er auf die Entdeckung eines älteren und besseren Textes hoffte. Als er jedoch sah, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, und er, wie er an Laßberg bei Uebersendung des Werkes schreibt (s. Pfeiffer's Germania 13, 487), „nichts besseres thun konnte", so entschloß er sich endlich dennoch zu der Herausgabe zu schreiten. Er widmete das Werk Freiherrn von Meusebach mit einer Zuschrift (III—VIII) vom 18. Sept. 1836. Dieses Gedicht, zum Unterschiede von dem kleinen Rosengarten oder König Luarin, auch der große Rosengarten genannt, ist einer der letzten Triebe der erlöschenden epischen Kraft, wo der Ernst des Kampfes, der das alte Epos erfüllt, zu einem bloßen Spiel herabgesunken ist, und nähert sich durch die Fabel sowol als äußere Darstellung mehr als irgend ein anderes diesem Kreise zugehöriges Gedicht dem Nibelungenliede. Wilhelm Grimm scheint dasselbe deshalb einer genauern Betrachtung und sorgfältigern Untersuchung werth, als ihm bisher zu Theil geworden (I). Dieselbe war jedoch mit den größten Schwierigkeiten verbunden, da sein Inhalt in keiner Handschrift unverfälscht erhalten ist; in der einen findet er sich abgekürzt, in der andern erweitert, keine stimmt völlig mit der andern, das Meiste ist in beispielloser Weise verwirrt und verwildert. Wilhelm Grimm wußte aber alle Schwierigkeit mit wahrer Meisterschaft zu überwinden, und seine umfangreiche Einleitung (I—LXXXIV) ist ein Muster gründlicher, sorgfältiger, scharfsichtiger Forschung und klarer, lichtvoller Behandlung. Nachdem er den gemeinsamen Inhalt aller bisher bekannt gewordenen Darstellungen aufgestellt (I. II), geht er zu deren Vergleichung über, untersucht zunächst das, was sie über Personen und Oertlichkeiten (III—XXV), sodann was sie über den Inhalt enthalten (XXV—LVI). Unter den vier so mit einander verglichenen Gedichten entdeckt er aber zwei Hauptstämme; den einen in dem Druck des alten Heldenbuchs (von ihm mit A bezeichnet), den andern in dem Text, der in Hagen's und Primisser's Heldenbuch Bd. II. gedruckt steht (von Wilhelm Grimm mit D bezeichnet) und der aus der Vermischung der heidelberger und strasburger Handschrift gebildet ist. Was sie jedoch von dem Inhalt der Fabel gemeinschaftlich haben, stellt sich in großer Abweichung und Verschiedenheit dar, und in D erscheint so viel Eigenes, was auf die Gestaltung des Ganzen einen so entschiedenen Einfluß hat, daß man jedes als ein besonderes, für sich bestehendes Gedicht betrachten muß. Er zählt daher das Eigenthümliche auf jeder Seite einzeln auf (LVI—LXI) und versucht nun eine Kritik der Sage, indem er durch Ausscheidung des Unechten zu dem Ursprünglichen zu gelangen sucht: dann aber diese gewonnene reinere Gestaltung mit dem ganzen Fabelkreise zusammenhält, um zu beurtheilen, in wieweit sie diesem angemessen erscheint oder widerstrebt. Der eigentliche Inhalt der Sage scheint ihm kein anderer, als daß Dietrich und Siegfried, die beiden ersten Helden der Sage, sich mit einander messen, Dietrich's höhere Kraft aber trotz aller Hindernisse in vollem Glanze sich bewährt, und er sucht darnach die reine Gestalt zu gewinnen (LXI). „Das Ereigniß fällt in die Zeit, wo Siegfried noch nicht mit Kriemhild vermählt, obwohl ihr zum Gemahl bestimmt ist, also in den Zeitraum des ersten Theils des Nibelungenlieds." .. „Indessen findet sich weder im Nibelungenlied noch in andern Darstellungen seines Inhalts, namentlich nicht in der Niflungasaga, irgend eine Spur vom Rosengarten." .. „Am auffallendsten ist dies im Biterolf" (LXVII). Es ist daher „nicht wahrscheinlich, daß der Rosengarten schon zu der Zeit vorhanden gewesen sei, in welche man das Nibelungenlied und das Gedicht vom Biterolf setzen muß. Was aber gab Anlaß zu dieser Erweiterung der Sage? Sobald die Siegfrieds- und Dietrichssage in Verbindung gebracht waren, bot sich leicht der Gedanke dar, beide Helden einmal ihre Kräfte gegen einander messen zu lassen" (LXVIII)... „Es ergibt sich mithin der Schluß, daß der Rosengarten zu betrachten sei seinem Inhalte nach zwar als ein Anwuchs der Sage, aber zugleich auch als eine Erfindung, bei welcher Absichtlichkeit und Bewußtsein neben der unbewußten poetischen Kraft, welche zur Ergänzung und Erweiterung der Sage antreibt, in einer Vermischung mag gewirkt haben, deren gegenseitiges Verhältniß sich nicht bestimmen läßt" (LXIX fg.). Das Lied, dessen Entstehung keineswegs die Einmischung volksmäßiger Elemente ausschließt, erhielt dadurch Ausfüllung und Belebung (LXXIII, vergl. Vorr. VI). Ein hohes Alter ist dem Gedichte nicht beizulegen. „Man fehlt nicht leicht, wenn man es in die zweite Hälfte des 13. Jahrh. stellt, ich glaube aber man kann es noch etwas weiter hinauf rücken bis dahin, wo die Zeugnisse über Ornit und Wolfdietrich beginnen, mit welchen ich es für gleichzeitig halte." .. „Die Schranken, womit ein ernsteres Gefühl von der Wahrheit der Poesie, und ein besserer Glaube daran, das Epos früherer Zeit umgab, sind durchbrochen, und eine ungebundene rücksichtslosere Phantasie hat Eingang gefunden, die mit dem Bunten und Märchenhaften ihr Spiel treibt, und der von dem festen Grund abgelösten Sage eine schnellere und leichtere Bewegung gibt" (LXXVIII fg.). Er sagt dann noch Einiges über die Beschaffenheit der verschiedenen Texte,

und da die frankfurter Handschrift (von Wilhelm Grimm mit C bezeichnet) bei genauer Betrachtung sich als eine Vereinigung oder Vermischung der beiden Hauptstämme (A und D) ergibt und keinen neuen Bestandtheil enthält, der so wesentlich wäre, daß er auf die Gestaltung der Fabel selbst Einfluß hätte, obwol es ihr nicht an manchen Eigenthümlichkeiten fehlt (s. LVIII), so gibt er nun den Text dieser Handschrift mit Hilfe von A und D heraus (S. 1—66; 2055 Verse). Demselben sind kritische Bemerkungen beigegeben (S. 67—71); auch ist das Verhältniß der Handschrift C zu A und D genau nachgewiesen (S. 71—76), und endlich ist aus D noch das Abenteuer: „Der Mönch Ilsan" hinzugefügt (S. 77—94). Wie alle seine Werke, so behielt Wilhelm Grimm auch dieses fortwährend im Auge und jedes neu aufgefundene Bruchstück nahm er in seine Pflege. Schon hatte er in seinem letzten Lebensjahre zwei derselben in Haupt's Zeitschrift 11, 243—253 und 536—562 herausgegeben, und ein anderes lag zum Vortrag in der Akademie und zum Druck bereit, er erlebte beides nicht mehr.

In den Götting. gel. Anz. von 1836 recensirte er St. 65. S. 647—648: Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. Herausgegeben von San Marte. Erster Band. Parcival 2c. Aus dem Mittelhochdeutschen zum erstenmale übersetzt. Diese Recension ist unterzeichnet mit Wilh. Grimm; ohne Zweifel stammt aber auch von ihm die anonyme St. 110. 111. S. 1045—1100 von: *Graff*, Althochdeutscher Sprachschatz. Th. 1 und 2. Berlin 1834. 1836, zumal Jacob Grimm ebenda 1839 (s. o. S. 253) den 3. Theil recensirte.

1837 lieferte er ebenda St. 41. S. 405—407: Selbstanzeige des Rosengartens, und St. 185. S. 1842—1844: Selbstanzeige des 1. und 2. Bandes der Märchen. 3. Aufl. Göttingen 1837.

In die letzte Zeit des göttinger Aufenthalts fällt die Herausgabe des „Ruolandes Liet von Wilhelm Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Göttingen 1838." Das Werk ist Friedrich Blume, früher Professor in Göttingen, gewidmet. In der Zueignung (4 Bll.) vom 24. Febr. 1838 gibt er, tief bewegt durch den Gedanken des Abschieds von dem ihm so liebgewordenen Göttingen, zunächst seinen Gefühlen Ausdruck. „Lieber Blume", schreibt er, „wie oft habe ich, wenn ich über die Brücke des Leinecanals an Ihrer ehemaligen Wohnung vorüber nach der Bibliothek ging, an die Zeit gedacht, wo Sie noch, oder Ihre Frau, oder die blonden Kinder am Fenster standen, und meinen Gruß freundlich erwiderten. Auch für mich hat dieser tägliche Gang jetzt aufgehört, und bald werde ich Göttingen verlassen, aber wenn mich das Schicksal noch weiter von Ihnen entfernt, so werden wir uns doch in Liebe und Freundschaft immer nahe bleiben. Nehmen Sie meine letzte hier vollendete Arbeit als ein Andenken an das Glück unseres Zusammenseins, an die heitere Geselligkeit und geistige Anregung eines Kreises von Freunden, wie er sich nicht leicht wieder zusammen finden wird, endlich an die schöne belebte Feier des Jubiläums, wo auch Sie wieder mit uns vereinigt waren, und die Georgia Augusta in vollem Glanze einem neuen Jahrhundert vorleuchtete." Dann redet er über das herausgegebene Gedicht, und diese Worte gehören zu den schönsten, die er je geschrieben hat, weshalb ich mich nicht enthalten kann, dieselben hier anzuführen. „Dieses Buch", sagt er, „führt weit in die Vergangenheit zurück. Es enthält ein Stück altepischer Dichtung, das in strengen Zügen den Geist schildert, welchen die Herrschaft Karl's des Großen geweckt und über die Welt verbreitet hatte. Hier offenbart sich noch der innere Zustand der Seele, ohne den Zierrath und die künstliche Verhüllung verweichlichter Zeiten, mit freier Stirn und hellem Blick. Es gibt Gegenden, die in abgelegener Einsamkeit von den Umwandlungen geschäftiger oder gewinnsüchtiger Hände unberührt geblieben sind. Führt uns der Zufall dahin, so hemmen wir die Schritte, und ergeben uns dem ungewohnten Eindruck. Aus einer von dunkeln Bäumen umwölbten Felsenwand bricht gewaltsam eine Quelle hervor, und das Auge folgt dem Fluß des reinen Strahls, der sich in die halb unbebauten, halb mit grünen Wiesen und gelben Saatfeldern bedeckten Triften ergießt, über welchen ein Adler langsam kreißt. Keine Einzelheit lockt und reizt, aber die innere Wahrheit des Ganzen wirkt unwiderstehlich auf das Gemüth, das mit einer eigenen Freudigkeit die Macht der waltenden Natur erkennt. Einer solchen Landschaft vergleiche ich am liebsten die Dichtung, die das Bild einer längst versunkenen Zeit vor unsere Augen rückt. Auch hier äußert sich der Geist ohne Absicht und Rückhalt, ohne selber die Bedeutung zu kennen, die in ihm eingeschlossen ist: das Epos übersättigt und ermüdet nicht, es grünt, wie die Flur und der Wald, so lange die Kraft dauert, die es hervortrieb. Späterhin, wenn sie allmälich erlischt, und die Poesie über sich selbst nachzusinnen beginnt, ändert sich das Verhältniß. Der Dichter sucht und wählt, er häuft die Reize, und denkt, indem er Alles auffassen will, das Höchste zu erreichen. Um das Gleichniß fortzuführen, die Poesie erscheint dann wie ein sorgfältig gehaltener, prächtig geschmückter, aber abgeschlossener Garten. Uns ergötzt das zarte Grün der Rasenplätze, Farbe, Duft und Gestalt unbekannter, aus der Ferne geholter Pflanzen: durch das feine Gesträuch hüpfen Goldfasanen, und ein zahmes Reh grast vertraulich unter einem Tulpenbaum. Aber wenn wir das Alles mit ungewohnter fremdartiger Lust betrachtet haben, so regt sich plötzlich in der Seele das Verlangen, die Gitterthür zu öffnen, und draußen aus der Betrachtung der ungestörten Natur einen ruhigern, dauernden Eindruck mit heim zu nehmen. In der Pracht und Sinnenlust Ariost's ging die Bedeutung der Sage völlig unter, und in seinem Orlando fließt kein Blutstropfen mehr von den alten Helden." „Die neuere Poesie verräth die einsamen Gedanken des Dichters, das alte Epos breitet das Leben eines Volkes vor uns aus. Zwar die Geschichtschreiber werden in diesem Liede nichts finden, was sie in die Reihe der Ereignisse eintragen können, aber wenn ihnen daran gelegen ist, zu begreifen, was eine so großartige Bewegung, wie die Kreuzzüge waren, hervorrief, so werden sie ihm einige Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen.

Der Sieg des Christenthums in weltlichem Kampfe ist der einzige Gedanke, der diese Helden bewegt, das letzte Ziel ihrer Handlungen. Es liegt eine Beschränkung in diesem Abwenden von allen anderen Aeußerungen des Lebens, aber ohne sie wäre die Begeisterung nicht zu solcher Macht gelangt, daß sie Jahrhunderte hindurch die Richtung der Welt hätte bestimmen und in dem heiligen Ludwig zu so reiner Blüthe sich erheben können. Die deutsche Heldensage hatte einen andern Mittelpunkt, sie suchte in angeborenem Adel und innerer Tüchtigkeit die Herrlichkeit des Daseins: sie vergötterte in Siegfried den Menschen, der sich in Roland vor Gott demüthigt. Roland versenkt, bevor er stirbt, das Schwert, das er nicht vernichten kann, ins Wasser, weil es nur im Kampfe für das Christenthum geführt werden sollte: das Schwert des heidnischen Helden vollbringt noch in andern Händen die Rache für seinen Tod." „Als Heinrich der Löwe dieses Gedicht aus dem Französischen übertragen ließ, empfing Deutschland erst im 12. Jahrh., was dem Inhalte nach ursprünglich schon sein Eigenthum war. Tapfere Thaten der Franken, auf fremdem Boden, fern von den Stammsitzen vollbracht, werden hier durch Gesang verherrlicht, und wenn auch die romanische Sprache frühe der Ueberlieferung sich bemächtigte, so läßt doch das strenge, von der französischen Galanterie der folgenden Zeit wesentlich verschiedene Ritterthum den Ursprung noch erkennen.

Die Einleitung behandelt I. Die Handschriften (S. I—XXIV). II. Bilder (S. XXIV—XXIX). III. Benutzung der Handschriften (S. XXX). IV. Der Dichter und seine Quellen (S. XXXI—XXXIV). V. Inhalt der Sage (S. XXXIV—XCIV). VI. Verhältniß der einzelnen Gedichte zu einander (S. XCIV—CVII). VII. Critik der Sage (S. CVII—CXVI). VIII. Ursprung und Fortdauer (S. CXVI—CXXVIII). Darauf folgt das Gedicht nach der pfälzer Handschrift (S. 1—310) nebst Anmerkungen (S. 313—346). Mit gewohnter Gründlichkeit und Sorgsamkeit ist die Einleitung behandelt. In dem Epiloge des Gedichtes, der kein Zeichen der Unechtheit an sich trägt, nennt sich pfaffe Kuonrât als dessen Dichter, und berichtet, daß er das französisch (in franzischer zungen) abgefaßte Buch zuerst ins Lateinische und darnach in das Deutsche übertragen (gekêret) habe, ohne es jedoch zu mehren, das heißt ohne aus eigenen Mitteln etwas zuzusetzen. Konrad stand, wie sich aus dem Epiloge weiter ergibt, in Diensten eines Herzogs Heinrich, welcher von dem in Frankreich geschriebenen Buche, nach dem Wunsche seiner Gemahlin, der Tochter eines mächtigen Königs, eine Uebersetzung verlangte. In dem Herzoge Heinrich glaubt Wilhelm Grimm Heinrich den Löwen zu erkennen, und setzt das Gedicht in die Jahre 1173—1177; allein er verkennt auch nicht, daß nach einer andern Stelle des Epilogs, wo es heißt, daß Heinrich seinem Schöpfer nun zu Gerichte stehe, sich an der Zeitbestimmung und an der Deutung auf den sächsischen Fürsten zweifeln lasse, und dieser Zweifel wird durch die Vergleichung mit andern in Sachsen gegen Ende des 12. Jahrh. entstandenen Dichtungen noch verstärkt, und es scheint wahrscheinlicher zu sein, daß das Gedicht weiter zurück in das 12. Jahrh. und nach Oberdeutschland hinauf zu setzen ist (s. Maßmann, Eraclius S. 559 fg. und Wilh. Grimm in Haupt's Zeitschrift 3, 281 fg.). Besonders verdient aber die außerordentliche Gründlichkeit und Sorgsamkeit hervorgehoben zu werden, womit Wilhelm Grimm die historische Grundlage des Gedichtes und sein Verhältniß zu den altfranzösischen und anderen Bearbeitungen der Rolandssage untersucht hat. Er selbst zeigte dieses Werk in den Gött. gel. Anz. 1838. St. 114. 115. S. 1129—1131 an.

Wahrscheinlich stammen von ihm in den Anz. dieses Jahres St. 73. S. 721—726 Rec. von: Herborts von Fritslâr liet von Troye, herausgegeben von *G. K. Frommann*. Quedlinburg 1837, und St. 136. S. 1353—1357 von: Gregorius, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1838.

Mit dem Exil, in welches die beiden Brüder getrieben wurden, beginnt dann auch für Wilhelm Grimm eine neue Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Wir haben dieselbe als die vorzugsweise lexikalische bezeichnet, da von nun an das Wörterbuch den größten Theil seiner Kräfte in Anspruch nimmt, doch fand er dabei noch Muße zur Herausgabe einiger altdeutschen Gedichte, namentlich aber zu einer Reihe ausgezeichneter Abhandlungen, die er in der berliner Akademie der Wissenschaften vortrug, an deren Sitzungen, wie schon erwähnt, er mit Jacob lebhaften Antheil nahm.

In das casseler Exil fallen zunächst noch folgende Ausgaben und Recensionen:

„Wernher vom Niederrhein von Wilhelm Grimm. Göttingen 1839." Die einleitende Vorrede (S. III—VIII) trägt das Datum des 24. April 1839. Dieses Gedicht, das einen Pfaffen Wernher zum Verfasser hat und die Legende der heiligen Veronika behandelt, gab Wilhelm Grimm aus der zu Hanover sich befindlichen Handschrift zuerst heraus. Dem Text (S. 1—70) sind kritische und erklärende Anmerkungen (S. 73—90) beigegeben. Weitere Untersuchungen über dieses Gedicht bot Wilhelm Grimm in Haupt's Zeitschrift 1, 423—428, und dann behandelte er die Sage in der Abhandlung „Die Sage vom Ursprung der Christusbilder".

Nachdem er dann in den Gött. gel. Anz. 1839. St. 65. S. 645—648 die Rec. von: *A. F. C. Vilmar*, Zwei Recensionen und die Handschriften-Familie der Weltchronick Ruodolfs von Ems, mit Auszügen aus noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen. Marburg 1839 (sie ist unterzeichnet mit Wilh. Grimm), und St. 160. S. 1585—1586 von: Erec, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von *Moriz Haupt*. Leipzig 1839 geliefert, erschien von ihm: „Konrads von Würzburg goldene Schmiede von Wilhelm Grimm. Berlin 1840." Dieses Gedicht hatte Wilhelm Grimm bereits im 2. Bande der Altdeutschen Wälder aus zwei gothaischen Handschriften abdrucken lassen, allein er selbst sagt jetzt davon: „Dieser Abdruck verdient weiter keine Berücksichtigung mehr."

In der Vorrede, die am 18. Nov. 1839 unterzeichnet ist, zählt er 19 Handschriften auf, die er bis auf wenige unbedeutende benutzt hatte; sie sind aber sämmtlich nur Bruchstücke. In der Einleitung (S. XI—LIII) untersucht er das Gedicht. Konrad von Würzburg (starb 1287) hatte wol den höchsten Gipfel seiner Kunst erreicht, als er die goldene Schmiede, ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, das ihre Eigenschaften und Tugenden verherrlicht, dichtete, und ist in soweit ein religiöses Lehrgedicht, als es zugleich versucht die höchsten Mysterien des christlichen Glaubens in Bildern und Gleichnissen auszudrücken. Dies sind die Edelsteine, die der Dichter in ein Schatzkästchen sammelt, oder zu einem schimmernden Geschmeide in das Gold seiner Rede faßt. Da er nur Weniges von dem Tode Christi am Schlusse erzählt, auch nur Einiges von dem Leben der Jungfrau berührt, so kann weiter von einem Inhalt nicht die Rede sein; es sind nur Lobpreisungen und Bilder, die sich in zufälliger oder willkürlicher Ordnung an einander drängen (S. XI—XIII). Diese Bilder sind entweder aus der heiligen Schrift oder aus den auffallenden Erscheinungen der Natur genommen, sie sind aber nicht seine Erfindung, sondern bei weitem das Meiste war ihm überliefert (XVII. XVIII). Die Verbreitung dieser Bilder durch das ganze Mittelalter weist nun Wilhelm Grimm nach, läßt dann das Gedicht folgen (S. 1—60), zählt darauf die verschiedenen Lesarten auf (S. 63—141), gibt dann erläuternde Anmerkungen (S. 145—157) und fügt endlich ein Register hinzu (S. 159—172).

In den Gött. gel. Anz. 1840. St. 196. S. 1959—1960 recensirte er dann: Gudrun, aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Adalb. Keller. Stuttgart 1840 (diese Recension ist zwar anonym, dürfte aber jedenfalls ihm zugeschrieben werden), und ließ darauf folgen: „Konrads von Würzburg Silvester von Wilhelm Grimm. Göttingen 1841." Dieses von Konrad vor der goldenen Schmiede verfaßte Gedicht, dessen Mittelpunkt die übernatürliche Tödtung und Wiederbelebung eines Stieres ist, wodurch der Streit zwischen Christen und Juden zu Ende gebracht wird, veröffentlichte Wilhelm Grimm zum ersten Mal vollständig aus der einzigen bekannten trier Handschrift. Die einleitende Vorrede (S. III—XVI) fällt in die letzten Tage seines casseler Aufenthalts (s. dessen Brief an G. K. Frommann in Pfeiffer's Germania 12, 371), worauf dann das Gedicht selbst folgt mit den nothwendigen kritischen Anmerkungen (S. 1—169).

Für die mit dem Jahre 1841 beginnende Zeitschrift für deutsches Alterthum von Haupt lieferte Wilhelm Grimm folgende Beiträge: 1, 30—33: „Freidanks Grabmal", und 423—428: „Zu Wernher vom Niederrhein".

Mit März 1841 beginnt nun die berliner Zeit der Brüder, welche für Wilhelm Grimm 18 Jahre währte. Seine Antrittsrede in der Akademie hielt er am 1. und 22. Dec., indem er die Abhandlung: „Die Sage vom Ursprung der Christusbilder" (Abhandlungen S. 121—175; auch als Separatabdruck, Berlin 1843, erschienen) vortrug. Mit dieser Abhandlung sucht er eine Lücke in der Literatur auszufüllen, in sofern er die Christusbilder oder die Nachrichten von ihnen seit der Zeit des 7. Jahrh. an zusammenstellt und insbesondere die Legende von der heiligen Veronika und von Abgarus behandelt. — In Haupt's Zeitschrift lieferte er in diesem Jahre die Aufsätze: „Witege mit dem slangen" (2, 248—252) und „Zu Silvester" (2, 371—380). In den Gött. gel. Anz. 1842. St. 178. S. 1777—1779 recensirte er: Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Zweiter Theil. Mit Glossar. Basel. 1840 (den 1. Theil hatte Jac. Grimm ebenda 1835 recensirt, s. o. S. 250).

1843 erschien von ihm in Haupt's Zeitschr. 3, 281—288: „Der Epilog des Rolandsliedes".

Den 18. und 22. Jan. 1844 las er in der Akademie: „Athis und Prophilias" (Abhandlungen S. 347—367; auch als Separatausgabe, Berlin 1846, erschienen). Dieses nach einer französischen Quelle in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. von einem unbekannten Dichter verfaßte Gedicht, dessen Sprache ihrer Grundlage nach hochdeutsch ist, mit einer beträchtlichen Menge niederdeutscher Worte und Formen — die W. Grimm als mitteldeutsch bezeichnet — ist nur bruchstückweise erhalten: vier Pergamentblätter im königlichen Archiv zu Arnsberg in Westfalen (jetzt in Berlin), herausgegeben von Graff in seiner Diutiska 1824, und zwei andere, in deren Besitz Archivrath Lacomblet gelangt war und sie in seinem Archiv für die Geschichte des Niederrheins veröffentlichte, wozu dann W. Grimm, als er seine Arbeit fast vollendet hatte, noch zwei weitere Pergamentblätter vom Professor Rebel in Gießen erhielt. Die nicht unbeträchtlichen Bruchstücke dieses Gedichtes, welches der Blüthezeit der alten Poesie angehört und einem im Mittelalter vielfach behandelten und bis in die neuere Zeit lebendig gebliebenen Stoff besingt (ein Freund liebt des Freundes Gattin; der Freund opfert sich, geht nach Rom und vergilt dort seine Liebe dem Freunde durch Freundestreue), untersuchte er nun nach Sprache, Ursprung und Inhalt u. s. w. in der Einleitung (S. 3—81 der Separatausgabe) und gab dieselbe heraus (S. 82—123 ebenda). Weitere Bruchstücke erhielt er später aus der Meusebach'schen Bibliothek, die er 1852 herausgab, und eine besondere Abhandlung über diese Sage erschien dann nach seinem Tode in Haupt's Zeitschrift (s. u.).

1845 erschien von ihm ebenda Bd. 5. S. 381—384: „Zu Walther von der Vogelweide".

Den 24. April 1845 und 12. Nov. 1846 las er in der Akademie „*Exhortatio ad plebem Christianam, glossae Cassellanae* über die Bedeutung der deutschen Fingernamen" (Abhandl. S. 425—511; auch als Separatausgabe, Berlin 1848, erschienen). Das unter dem Namen Exhortatio ad plebem Christianam bekannte althochdeutsche Denkmal enthält eine Ermahnung an die Laien, welche die Taufe empfangen haben, das apostolische Glaubensbekenntniß und das Vaterunser sorgfältig zu lernen: dabei wird ihnen zur Pflicht gemacht, ihre Taufpathen wiederum im Christenthume zu unterrichten. Dieses Denkmal ist in zwei Handschriften erhalten, in der

Bibliothek zu Cassel und München, jene dem 8. Jahrh. angehörig und aus Fulda, diese dem 9. Jahrh. angehörig und aus Freisingen stammend. An die casseler Handschrift schließen sich unmittelbar, ohne damit in irgend einem Zusammenhang zu stehen, die glossae Castellanae, die sich in sieben Capitel theilen lassen, von denen die sechs ersten die zunächst liegenden sinnlichen Dinge aufzählen, das letzte aber einigermaßen zusammenhängende Sätze enthält. Wilhelm Grimm untersucht und erklärt nun mit ausgezeichneter philologischer Gründlichkeit die Sprache beider Denkmäler, und stellt bei den casseler Glossen die deutschen Fingernamen aus den verschiedenen Zeiten, soweit er dazu gelangen konnte, zusammen, und knüpft daran eine Untersuchung über die Bedeutung dieser Namen. Auf diese Untersuchungen (S. 1—76 der Separatausgabe) folgen dann die Texte (S. 71—79 ebenda), da auch ein Register zu den casseler Glossen (S. 80—87 ebenda), schließlich die Facsimile's der Handschriften.

Den 16. Febr. 1846 las er in der Akademie: „Ueber die deutschen Wörter für Krieg" (Monatsber. S. 50).

1848 lieferte er für Haupt's Zeitschrift 6, 321—340: „Wisbadener Glossen" der heiligen Hildegard aus dem 12. Jahrh.

1849 las er in der Akademie den 15. März: „Ueber Freidank" (Abhandl. S. 331—413) und den 29. Oct.: „Altdeutsche Gespräche" (Abhandl. S. 415—436; auch als Separatausgabe, Berlin 1851, erschienen), welche Gespräche Fragen verschiedener Art mit den dazu gehörigen Antworten in deutscher und lateinischer Sprache enthalten, von denen auch die casseler Glossen ein Stück aufbewahrt zu haben scheinen. Wilhelm Grimm gab dieselben mit Erklärungen aus der vaticanischen Handschrift heraus. Später erhielt er die Fortsetzung davon, die sich in einer pariser Handschrift vorfand und die er als Nachtrag in der berliner Akademie am 3. April 1851 vortrug.

Den 7. März 1850 las er in der Akademie: „Zur Geschichte des Reimes" (Abhandl. S. 521—705; auch als Separatabdruck, Berlin 1852, erschienen). Diese umfangreiche, von ungemeiner Belesenheit, Genauigkeit und Feinheit zeugende Abhandlung zerfällt in 22 Abschnitte (ich bediene mich des Separatabdrucks): I. Ruhender Reim (S. 1—54). II. Schlagreim (S. 54—58). III. Binnenreim (S. 58—59). IV. Uebergehender Reim (S. 59—62). V. Mittelreim (S. 62—63). VI. Pausen (S. 63—66). VII. Körner (S. 66). VIII. Grammatischer Reim (S. 67—68). IX. Gebrochener Reim (S. 68—69). X. Ungenauer Reim (S. 69). XI. Doppelreim (S. 69—80). XII. Erweiterter Reim (S. 80—96). XIII. Anhäufung (S. 96—106). XIV. Leoninischer Reim (S. 107—160). XV. Lateinische Strophe (S. 160—166). XVI. Romanischer Reim (S. 166—168). XVII. Reim in formlosen lateinischen Gedichten (S. 168—169). XVIII. Tirades monorimes (S. 169—171). XIX. Einfaches Reimpaar (S. 172—177). XX. Ursprung (S. 177—182). XXI. Geschichtliche Fortbildung (S. 182—185). XXII. Gegenwart (S. 185—187). Register (S. 188—193). Er war auf diesen Gegenstand durch seine Untersuchungen über Freidank geführt, da sich ihm dessen Identität mit Walther durch die Aehnlichkeit in Anwendung des Reims zu bestätigen schien. Diese Schrift führt zu den wichtigsten Resultaten, insbesondere für die Kritik der Nibelungen, indem sich nun ergab, daß der Reim ein vortreffliches Hilfsmittel sei, die unechten Strophen dieses Liedes von den echten aufs Genaueste zu scheiden.

Den 3. April 1851 las er in der Akademie: „Altdeutsche Gespräche, Nachtrag" (Abhandl. 223—255; auch als Separatausgabe, Berlin 1851, erschienen) und den 14. Juli: „Ueber die Anhäufung des Reims in altdeutschen Gedichten" (Monatsber. S. 447), sowie den 13. November: „Nachtrag zu Freidank" (Abhandl. 256—261).

Den 11. März 1852 trug er daselbst vor: „Athis und Prophilias weitere Bruchstücke" (Abhandl. 1—16).

Den 11. Januar 1855 las er daselbst: „Thierfabeln bei den Meistersängern" (Abhandl. 1—27), überreichte am 1. November: „Wilhelm Wackernagels geschichtlicher Entwurf der deutschen Glasmalerei" und trug Bemerkungen dazu vor (Monatsber. S. 669), und las: „Ueber Freidank, Zweiter Nachtrag."

1856 gab er eine neue Bearbeitung des dritten Bandes der Märchen heraus (die Vorrede ist vom 15. Mai), sowie in Haupt's Zeitschrift 10, 1—142: „Marienlieder", und 307—310: „Zwei Meisterlieder", und am 4. December berichtete er in der Akademie: „Ueber eine Inschrift auf einem in der Walachei ausgegrabenen goldenen Ring" (Monatsber. 602).

Den 2. April 1857 las er daselbst über: „Die Sage vom Polyphem" (Abhandl. 1—30; ebenfalls als Separatausgabe, Berlin 1857, erschienen). In dieser Abhandlung stellt er alle ihm bekannt gewordenen Gestaltungen dieser Sage zusammen: 1. bei Homer, 2. in dem französischen Roman Herberts (zwischen 1222—1228) Li romans de Dolopathos, 3. bei den Oghuziern, einem tatarischen Volk, 4. in den Reisen Sindbads, 5. in einem serbischen Märchen, 6 in einer rumänischen Sage, 7. in einer Sage aus Ehstland, 8. in einem finnischen Märchen, 9. in einer Sage aus dem russischen Karelien, 10. in einer Ueberlieferung aus dem Harz. Er vergleicht dann diese verschiedenen Darstellungen mit einander und findet die älteste Gestalt der Sage in einem norwegischen Märchen, wo sie im Geist uralter Dichtung aufgefaßt ist und eine seltene Reinheit der Ueberlieferung zeigt. Darauf geht er zur Deutung der Sage über. Das Stirnauge ist ihm das Weltauge, die Sonne selbst, und ein Zeichen der göttlichen Abstammung der Titanen und Kyklopen, und nach der nordischen Ueberlieferung erkennt er als den ursprünglichen Sinn und Inhalt der Polyphemsage den in den Mythen von Riesen und Zwergen ausgebildeten Gegensatz zwischen den äußeren, fruchtbaren und den stillen, im Verborgenen wirkenden Naturkräften, oder in sittlicher Beziehung zwischen roher Gewalt und listiger Behendigkeit. — Darauf las er den 19. October:

„Ueber zwei Berliner Handschriften des Rosengartens" (Monatsber. S. 431).

Den 14. Oct. 1858 gab er in der Akademie: „Nachricht von dem Bruchstück einer aus der Meusebach'schen in die Berliner Bibliothek übergegangenen Papierhandschrift des Rosengarten-Liedes" (Monatsber. S. 463), und in dem in diesem Jahre erscheinenden 11. Band von Haupt's Zeitschrift veröffentlichte er S. 209—210: „Zum Freidank", S. 210—215: „Spanische Märchen", S. 238—243: „Nochmals über Freidank", S. 243—253: „Bruchstücke einer Bearbeitung des Rosengartens", S. 536—562: „Der Rosengarten" (aus der Meusebach'schen Bibliothek), S. 594—595: „Holzschnitt zu einer Fabel."

Schon war die Bestimmung getroffen, daß er am 15. Dec. 1859 in der Akademie: „Bruchstücke aus einem unbekannten Gedichte vom Rosengarten" vortragen sollte, als ihn am folgenden Tage der Tod ereilte. Dieselben wurden jedoch noch in die Abhandlungen dieses Jahres S. 483—500 aufgenommen.

Zum Druck vorbereitet war auch die neue Ausgabe des Freidank, und noch auf dem Krankenbett beschäftigte er sich damit. Dieselbe erschien unter dem Titel: „**Freidank von Wilhelm Grimm. Zweite Ausgabe.** Göttingen 1860." Neu entdeckte oder ihm erst zugänglich gewordene Quellen hatten ihn aufgefordert, sich auf eine abermalige Bearbeitung dieses Gedichts zu versuchen, um auf dem angebahnten, aber noch immer schwierigen Wege dem Ziele näher zu rücken. Diese Ausgabe ist ein ganz neues Werk. Er legt jetzt ganz andere Handschriften zu Grunde, als bei der ersten, nämlich die vordem bremer Handschrift (D), die wolfenbüttler Papierhandschrift (E) und die salzburger Papierhandschrift (C). Vieles ward jetzt aufgenommen, dessen Echtheit anzuzweifeln kein Grund vorhanden war, dagegen das entschieden Unechte wurde in die Lesarten verwiesen. In der Vorrede (III—XXIV) gibt er über sämmtliche Handschriften die sorgfältigsten Nachrichten, sowie über sein beobachtetes Verfahren. Die Einleitung der ersten Ausgabe ist weggeblieben, und so folgt dann sofort das Gedicht selbst (S. 1—114) nebst dem Anhang (S. 115—117) und den Lesarten (S. 118—289), und da auch die Anmerkungen zu den einzelnen Sprüchen weggeblieben sind, so schließt das Reimregister (S. 290—316) das Ganze.

Von seinem Antheil am Wörterbuche, der mit D begann, war schon oben (S. 263) die Rede; auch diesen gedruckt zu sehen, war ihm nicht mehr vergönnt. „Alle Leser", sagt Jacob Grimm in seiner Rede auf Wilhelm (Kl. Schriften 1, 177), „werden die schöne Ausführlichkeit loben, die mein Bruder den einzelnen Wortbedeutungen gab und gern die oft ungleiche Behandlung der Ableitungen oder Wurzeln dulden, ohne daß hiermit ein Tadel des einen oder des andern Verfahrens ausgesprochen sein soll."

Darauf erschien dann noch von ihm 1865 im 12. Bande von Haupt's Zeitschrift S. 185—203: „Die Sage von Athis und Prophilias", S. 203—228: „Die mythische Bedeutung des Wolfes", und S. 228—231: „Ueber eine Thierfabel des Babrius."

Wilhelm Grimm's Hauptverdienst, außer seiner deutschen Heldensage, der wol die Krone unter all seinen Werken gebührt, besteht in seinen Ausgaben altdeutscher Schriften. Seine Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt dabei ist, wie schon vielfach erwähnt, wahrhaft bewunderungswürdig, aber Eins ist noch besonders hervorzuheben, und wir können dies nicht besser und eindringlicher als mit den Worten eines anerkannten Forschers, Franz Pfeiffer's, der a. a. O. 28 sagt: „Einen Text kritisch zu bearbeiten und ohne Sang und Klang in die Welt zu schicken, den Lesern überlassend, sich damit, wohl oder übel, zurecht zu finden, war nicht seine Sache; er hielt es vielmehr, und mit Recht, für die Pflicht eines Herausgebers, dem zu Tage geförderten Neuen auch zugleich den Schlüssel zum Verständniß beizugeben. Fast alle seine Ausgaben zeichnen sich durch lehrreiche Einleitungen und eingehende wie sprachliche Anmerkungen vortheilhaft aus. Diese liebevolle Fürsorge und Hingabe an die Bedürfnisse der Leser hat der Würde und dem Ansehen der Wissenschaft keinen Eintrag gethan; im Gegentheil man darf sagen, daß unter den deutschen Philologen zur richtigen Auffassung, zum tieferen Verständniß der Literatur des Mittelalters und des ihm eigenthümlichen Lebens und Geistes Wenige so viel beigetragen, Wenige diese neue Wissenschaft, als deren Gründer er neben seinem Bruder und Lachmann zu betrachten ist, so gefördert haben, wie die Arbeiten Wilhelm Grimm's. Die Saat, die er ausgestreut, wird noch auf lange hinaus Früchte tragen."

Während Jacob Grimm, wie Vilmar a. a. O. bemerkt, die strenger abgeschlossene Gelehrtenwelt vertritt, so vertrat Wilhelm Grimm mehr das, was man in früheren Zeiten elegante Gelehrsamkeit nannte. Alles Glück beruhte aber für ihn in der friedlichen Stimmung der Seele (s. S. 275), und dieser Seelenfriede wohnte in ihm: er weht uns entgegen aus allen seinen Schriften und gibt ihnen insbesondere ihren Reiz und ihre Weihe[11]). (*A. Rassmann.*)

11) Noch sind wir nicht so glücklich, eine Sammlung der kleineren Schriften Wilhelm Grimm's und ein Verzeichniß aller seiner Beiträge zu Zeitschriften ꝛc. zu besitzen, wie es bei Jacob Grimm der Fall ist. Auf eigene Hand habe ich demnach das über Wilhem Grimm zusammengestellt, was ich hier biete. Sollte es mir aber nicht gelungen sein, hinsichtlich der Recensionen ꝛc. Vollständigkeit erreicht zu haben, so darf ich gewiß auf Nachsicht rechnen, da ich drei Stunden von der casseler Bibliothek wohne, und darum auch nicht Alles, und so wie ich es wünschte, nachsehen konnte. — Ich kann aber nicht scheiden, ohne Einiges zu dem Artikel Jacob Grimm nachzutragen, das mir erst nach dem Druck aufgefallen ist, nämlich zu S. 177: „Ein Lebensabriß Jacob Grimm's, eigenhändig von ihm selbst abgefaßt und abgedruckt in Höpfner und Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie 1, 489—491." Zu S. 191. In dem „Neuen Literarischen Anzeiger", herausgegeben von Aretin, veröffentlichte Jacob Grimm ferner 1807: Nr. 23, vom 9. Juni, Sp. 368: „Anfrage", betr. Otto den bogener. Nr. 24, vom 16. Juni, Sp. 383 fg.: „Anfrage", Sebastian Brants Weltbuch betr. Nr. 34, vom 25. August, Sp. 359. 360: „Anfragen und Bemerkungen" verschiedener Art. Nr. 47, vom 24. November, Sp. 750. 751: „Bertoldo und Markolph". Zu S. 234. In der Leipziger Literatur-Zeitung von 1822 Nr. 270. S. 2158 lieferte er: „Antikritik gegen die Recension der Silva de romances viejos. Zu S. 268. Im J. 1857 lieferte derselbe für den 5. Jahrgang von Frommann's Zeitschrift für deutsche Mundarten S. 226 einen kleinen Beitrag über alles. Endlich zu

GRIMM (Ludwig Emil), Maler und Kupferstecher, geb. zu Hanau den 14. März 1790, gest. zu Cassel den 4. April 1863 als Professor an der dortigen Akademie, war einer von den jüngeren Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm's. Der Vater, Amtmann zu Steinau, starb früh; die Mutter zog nach Cassel, wo, nachdem auch sie gestorben war, die lebenden sechs Kinder, dem Ausdrucke Jacob's zufolge, „wie eine kleine Republik" zusammen gemeinsamen Haushalt weiter führten, als dessen Theile auch die abwesenden sich zu betrachten fortfuhren. Die einzige Schwester Lotte stand der Wirthschaft vor, Jacob und Wilhelm dagegen lag es ob, den größten Theil der erwachsenden Kosten aufzubringen. Sie waren es, die mit fast väterlichem Ansehen über den andern Geschwistern standen, während diese sich ihrer gereifteren Meinung fügten. Für Ludwig Grimm ist das Verhältniß von bestimmendem Einfluß gewesen. Seine künstlerische Thätigkeit wurzelt von Anfang an in der eignen Familie und ist in gewissem Sinne nie darüber hinausgegangen. Wie seine ersten Versuche, nach der Natur zu zeichnen, Porträts der Mutter, Schwester, Brüder und anderer Verwandten gewesen sind, so hat er sein Leben lang die Seinigen zu porträtiren fortgefahren, und nicht nur durch diese als radirte Blätter, Zeichnungen und Oelgemälde ausgeführten Bildnisse, sondern auch durch Darstellungen von Familienscenen, die in großer Anzahl noch vorhanden sind, einen fortlaufenden Commentar des intimen Lebens der Seinigen geliefert. Es ist auch das ästhetische Urtheil der älteren Brüder stets für ihn von entscheidendem Gewichte gewesen. Und endlich, fast alle persönlichen Verhältnisse, in welche Grimm nach außen hin eintrat, in sofern sie auf seine künstlerische Entwickelung von Einfluß waren, sind auf die persönlichen Verbindungen der älteren Brüder zurückzuführen.

Im J. 1808 ging Grimm nach München, um dort unter dem mit der düsseldorfer Galerie dahin übergesiedelten Heß sich zum Kupferstecher auszubilden. Kleine Porträts in Profil aus dem Anfange dieses Jahres, noch in Cassel entstanden, verrathen die peinliche Sorgfalt einer ungeschulten Hand, während spätere Blätter aus demselben Jahre sofort den bedeutenden Einfluß Münchens erkennen lassen. Glücklich traf es sich, daß Savigny, mit dem Jacob 1805 in Paris gearbeitet hatte, von Marburg nach Landshut übergegangen war, das sich von München aus leicht erreichen ließ. Im J. 1808 hat Grimm Savigny, dessen Frau und deren Schwester Bettina Brentano, welche damals mit ihnen war, dort gezeichnet und radirt. Die erstern beiden sind sehr sorgfältig ausgeführt, die letztere, wie sie Goethe schreibt, dem sie das Blatt sandte, gleich auf die Platte gearbeitet. Sie hat Arnim's Wintergarten im Arme; das Blatt ist selten und der Kopf allein in viel späteren Jahren von Grimm noch einmal radirt worden. Im J. 1809 entstand das Porträt der Frau von Savigny in pelzverbrämter, weiter Sammetcapuze. Bei den Blättern Grimm's, welche das Datum 1809 führen, ist jedoch wohl zu unterscheiden, ob sie gleich damals radirt oder viel später erst, in seinem Alter, nach 1809 gemachten Zeichnungen ausgeführt worden sind.

„Ihr Bruder", schreibt Savigny in einem (ungedruckten) Briefe vom 28. Febr. 1809 an Jacob Grimm, „ist bei Heß vortrefflich besorgt. Heß ist einer der liebenswürdigsten, sinnigsten Menschen, jedes Talent und jede Eigenthümlichkeit ehrend und von sehr unbefangenem Urtheil. Er scheint ihren Bruder gar lieb zu haben, bezeigt ihm viel Vertrauen und behandelt ihn fast wie sein Kind." Und weiter am 26. Dec. 1809: „Ihr Bruder ist auf das Fest zu uns auf Besuch. Wir haben ihn sehr lieb, wie alle Menschen die ihn kennen. Er ist treu, fleißig und kommt gewiß sehr weit. Die Bettine hat er recht brav gestochen, worüber Goethe gar schön und theilnehmend geschrieben, was die Bettine Wilhelm in Abschrift geschickt hat."

Goethe's Brief finden wir in Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde im zweiten Bande, er ist vom 3. Nov. und lautet nach einer vom Verfasser dieses mit dem Original vorgenommenen Vergleichung: „Dein hinzugefügtes Bild ward gleich von jedermann erkannt und gebührend begrüßt. Es ist sehr natürlich und kunstreich, dabei ernst und lieblich. Sage dem Künstler etwas freundliches darüber und zugleich: er möge ja fortfahren sich im Radiren nach der Natur zu üben, das Unmittelbare fühlt sich gleich. Daß er seine Kunstmaximen immer im Auge habe, versteht sich von selbst. Ein solches Talent müßte sogar lucrativ werden, es sei nun daß der Künstler in einer großen Stadt wohnte oder darauf reiste. In Paris hatte man schon etwas ähnliches. Veranlasse ihn doch noch jemand vorzunehmen den ich kenne, und schreibe seinen Namen, vielleicht gelingt ihm nicht alles wie das interessante Bettinchen, fürwahr sie sitzt so treulich und herzlich da, daß man dem corpulenten Wintergarten, der übrigens im Bilde recht gut componirt, seine Stelle beneiden muß. Das zerknillte Blättchen habe ich sogleich aufgezogen, mit einem braunen Rahmen umstrichen und so steht es vor mir indem ich dies schreibe. Sende ja bald bessere Abdrücke."

Goethe's sicherer Blick hatte sofort Grimm's Begabung und was ihm eine eigenthümliche Stellung anwies erkannt. Er drängte auf Weiterarbeit in dieser Richtung und sprach zugleich aus, daß es eines großen Publicums bedürfe, um die rechte Lebenslust für das Talent zu gewinnen. Grimm's Arbeiten aus diesen ersten Zeiten theilen sich in solche, welche er nach Art der ebengenannten frischweg von der Natur auf die Platte brachte, und in mühsamere, sorgfältig durchgeführte Platten, welche unter Heß' Aufsicht entstanden sind. Seine Fortschritte sind eminent. Er betrachtet die Natur mit der größten Schärfe und weiß sich der Mittel seiner Kunst auf das Unbefangenste frei zu bedienen. Am glücklichsten ist er bei Köpfen aus dem niedern Volke. Das eigenthümlich Scheue oder Gedrückte im Blick, das Kindern oft eigen ist, das Stillsitzensollen, um sich porträtiren zu lassen, gibt er mit der größten Treue wieder,

S. 274: Die Sprache Jacob Grimm's ist Gegenstand eines besondern Werkes geworden: K. G. Andresen, Ueber die Sprache Jacob Grimm's. Leipzig 1869.

Die meisten dieser Blätter, und zwar seine geschätztesten, betrachtete er damals offenbar nur als Studien. Von gleichmäßig vollendeten, für das Publicum gearbeiteten Platten nenne ich das Porträt des Missionar Bock aus dem Jahre 1811, das Grimm nach äußerst sorgfältiger Kreidezeichnung durchführte. Zu derselben Zeit wol zeichnete er das unter dem Namen Bindo Altoviti gehende Porträt Raphael's der münchener Galerie, das er jedoch nicht ausgeführt hat, so wenig als anderes, was er zu gleichem Zwecke in der Galerie zeichnete. Nach fremden Zeichnungen hat Grimm selten gearbeitet. Einiges, was er in Cartonmanier nach Langer und Heß radirt hat, ist steif und unbedeutend.

Im Januar 1814 verließ Grimm München, um bei der allgemeinen Volkserhebung in Cassel als Officier einzutreten. Eine Zeichnung vom 31. Jan. dieses Jahres stellt Wilhelm Grimm en face dar. „Ich habe den Lui", schreibt dieser damals an den jüngsten Bruder Ferdinand, „mitten im Glied begleitet, bei der Pappelallée haben wir uns geküßt und Abschied genommen; vom Carl (dem andern Bruder, welcher als freiwilliger Jäger mitging) auf dem Friedrichsplatz, er mußte vor dem Prinzen voranreiten. Es waren alle Glocken geläutet, vor dem Philippsth. Haus, wo die Kurfürstin logirt, stand unten der Kurfürst, da hat ihn der Lui auch recht schön salutirt. Gott erhalte sie, er weiß wie es mir Angst und Freude macht daß sie mit sind."

Der Feldzug dauerte nicht lange. In den kurzen Notizen, welche Grimm über seine Arbeiten aufgezeichnet hat, finden wir „bei Metz und in der Umgegend in Standquartieren, nach der Natur gez. Verschiedenes in den Garnisonen Wolfhagen und Carlshafen. Officier- und andere Bildnisse gez." Als er zurückkam, blieb er zuerst in Cassel. Jacob (der als Legationssecretär ebenfalls in Frankreich gewesen war) und Wilhelm arbeiteten damals am zweiten Theile der Märchen, und Grimm radirte (30. Aug. 1814) die alte Bauersfrau aus Zwehren, welche für die Märchen eine so vorzügliche Quelle war. Das Porträt ist später (1819) verkleinert dem zweiten Theile der neuen Auflage beigegeben worden. Vom 16. Oct. des Jahres ist eine schöne Zeichnung, den Bruder Carl als freiwilligen Jäger darstellend, mit dem Säbel zwischen den Knien, auf dessen Griff die Hände gelegt sind. Der Kopf allein ist später radirt worden. Von 1814 ist auch ein Baschkirenkopf, das Original gehörte offenbar der russischen Armee an. Von 1815 sind spielende Kinder in Kurhessen, Negergesichter, Mäuse, und eine Reihe Porträts, darunter in Bleistift das Ludwig Hassenpflug's, welcher in der Folge die Schwester heirathete und den Grimm später lebensgroß in Oel malte. Aus dem Juli 1815 ist auch die Zeichnung des 1817 radirten Porträts von Jacob. Er sitzt da in einen Mantel gehüllt, der Kopf ist beinahe im Profil gehalten, während die Augen sich dem Betrachtenden zuwenden. Im selben Monat machte sich Grimm wieder nach München auf. In Steinau, unterwegs, zeichnete er eines seiner besten Blätter: „das Preußje", einen steinauer Handelsjuden; im September porträtirt er Görres in Coblenz, im October Scharff, Stein und Thomas in Frankfurt auf ein Blatt, auch Savigny dort wiederum. In Frankfurt durfte er Goethe seine Zeichnungen vorlegen, über dessen Urtheil diesmal jedoch nichts Näheres bekannt ist; auch hat die Begegnung keine weiteren Folgen gehabt.

In München blieb Grimm nicht lange. Im Februar 1816 arbeitet er wieder in Cassel, im Juli ging er mit Georg Brentano, dem jüngsten Bruder der Familie, nach Italien. Die Reise dauerte nur zwei Monate, ward aber sehr arbeitsam ausgenutzt. Da haben wir das feine radirte Köpfchen „Annunciata", datirt „Camuzzi 17. Mai". In Bologna zeichnet er das Porträt F. Francia's nach dem Original der Galerie Ercolani. Aus Rom liegen eine ganze Reihe Köpfe und Ansichten vor. Dort (28. Mai) entstand das Porträt des Malers Müller, der als Schriftsteller so bedeutend dasteht. Eine Ansicht von Raphael's jetzt zerstörter Villa im Garten Borghese hat mehr historischen Werth. Ansichten des Meeres bei Terracina folgen, dann, sehr geschmackvoll radirt, Posilippo. Carluccio (Neapel), Roesel der Landschaftsmaler (Salerno), Nicoletti (Pästum, 18. Juli), lauter charakteristische, leicht und geistreich radirte Blätter, besonders das letztere ein Meisterstück. Dahin gehören, um fernere Stationen zu bezeichnen, die Bäckerin von Gaeta (20. Juli) und drei Köpfe von Negern und Griechen (Hafen von Livorno, 2. Aug.). Im September radirt Grimm schon wieder in München. Damals entstand das anmuthige kleine Blatt: ein Mädchen, die Arme vor sich auf den Tisch gelegt.

Im October 1817 in Cassel eingetroffen, radirt Grimm eine Reihe von Platten als Ausbeute der Reise, die er mit dem die Dedication tragenden Titelkupfer (antikes Ornament im Basrelief) George Brentano zueignete. Die Blätter sind nicht alle mit der gleichen Sorgfalt ausgeführt. Dann sollten die Märchen illustrirt werden, doch kam es nur zu dem einen Blatte: „Brüderchen und Schwesterchen". Erst später zeichnete Grimm eine Reihe sehr anmuthiger Illustrationen zur kleinen Ausgabe der Märchen, die von Loedel in Göttingen in Kupfer gestochen worden sind.

Grimm mußte sich jetzt als längst ausgelernt betrachten und eine dauernden Unterhalt gewährende Stellung zu gewinnen trachten. Um als Kupferstecher unabhängig zu arbeiten, hätte es einer großen Stadt bedurft. Auf gut Glück sich diese Existenz nun aber in der Fremde, d. h. außerhalb Hessens, zu suchen, lag weder in seiner Natur, noch entsprach es Jacob's und Wilhelm's Anschauungen. Diesen erschien Leben und Arbeiten in Hessen als das Natürlichste, ja als eine Pflicht, auf deren Erfüllung allein der rechte Segen ruhen werde. Dazu entsprach es Grimm's Neigungen schon damals, zurückgezogen und auf die Seinigen beschränkt mehr abseits vom großen Wege ein beschauliches Leben zu führen. Die Möglichkeit einer Stellung in Cassel eröffnete sich durch die Aussicht auf einen Posten als Lehrer an der Akademie. Doch bedurfte es hier eines Malers. Grimm mußte ein Bild aufweisen können, bisher war nur vom Kupferstechen in erster Linie die Rede

gewesen. Im J. 1818 kam er zum Entschlusse, eine Madonna zu malen, um sich nach dieser Richtung hin zu legitimiren.

Das beste Stück Malerei, welches von Grimm geschaffen worden ist, ist sein eignes, in früher Zeit in München entstandenes Porträt. Heß gehörte noch der alten Schule an: man sieht, wie die guten Traditionen des 18. Jahrh. hier noch eingewirkt haben. Die Farbe ist kräftig, das Helldunkel durchsichtig, das Ganze würde als ein vortreffliches Porträt überall auffallen, ohne daß man den Meister weiter zu kennen brauchte. Leider jedoch blieb Grimm nicht auf diesem Wege. Damals wurden die Gemälde der Boisserée'schen Sammlung mächtig in Deutschland. Man setzte jetzt fromme, reine Farben klar aneinander, man gab den so kostbaren Besitz der alten, für diese Manier allerdings unbrauchbaren Recepte auf. Offenbar gewannen diese Anschauungen Einfluß auf Grimm, der für sich allein arbeitend und ohne die Kritik eines großen Publicums als Corrigens um sich her, nur auf sich beschränkt, sicherlich den besten Theil seiner malerischen Anlagen, soweit von Farbe die Rede ist, dieser Anschauung zum Opfer gebracht hat. Eins der 1818 von ihm in Frankfurt gemalten Frauenporträts in Lebensgröße sieht aus, als habe er einen jener flachen bleichen Köpfe des 16. Jahrh. zum Muster genommen, welche man früher im Allgemeinen Holbein zuzuschreiben pflegte. Porträts in Wasserfarbe aus derselben Zeit bestätigen noch auffallender die neue Richtung. Eine gewisse fromme, romantisch-stille Einfalt ward für die Maler nun als Ideal aufgestellt, die zu der lebendigen Beweglichkeit Grimm's gar nicht paßte. In der Folge hat er sich von diesem Wesen wieder befreit, in gewisser Weise aber sich doch niemals ganz von ihm losmachen können. Dies ist der Grund, weshalb seine nun beginnenden Oelgemälde, was die Technik anlangt, nicht auf der Höhe stehen, welche Grimm, wäre er unberührt geblieben vom Einflusse der romantischen Schule, hier ebenso gut zu erreichen im Stande gewesen wäre als nach andern Richtungen. Die Porträtmalerei führte ihn zwar bald wieder auf die Natur zurück, aber für den Wiedergewinn der alten Technik fehlte ihm nicht nur die Gelegenheit, sondern auch die Anregung. Denn wir brauchen uns nur umzusehen, wie in Deutschland damals überhaupt gemalt wurde, um die Oede zu verstehen, in welche ein mit malerischen Anlagen ausgerüsteter Künstler damals versetzt war.

Während Grimm bis jetzt nur nach Süden gegangen war, wendet er sich 1820 nach Westfalen, wo er die Familie von Harthausen auf ihren dortigen Gütern besuchte. Das meiste Landschaftliche unter seinen Radirungen vom Jahre 1820 und 1821 scheint in die dortige Gegend zu gehören. Ebenso ein paar Darstellungen von Mönchen, die sehr sorgfältig radirt sind. Sein Hauptaugenmerk ist in dieser Zeit jedoch auf eine historische Composition gerichtet.

Hierfür sind aus jenen Jahren eine ganze Reihe von Compositionen vorhanden, von der flüchtigen Federskizze an bis zur ausgeführten Zeichnung die dem Carton vorhergeht. Hier zeigt sich recht, wie ein Künstler befangen ist in dem, was das Schicksal ihm auferlegt. Von München her lagen ihm Madonnen und eine gewisse Art allegorischer Compositionen in der Seele, die sich deutlich auf Heß und seine Schule zurückführen lassen: in dieser Richtung sind eine Anzahl seiner Skizzen gehalten. Sein Verhältniß zum hessischen Fürstenhause, von welchem allen Brüdern, was die älteren Zeiten anlangt, viel Gütiges erwiesen worden war, lenkte ihn auf die Geschichte der Heiligen Elisabeth, ein Stoff für den Grimm stets eine besondere Vorliebe bewahrt hat. Eine große Bleistiftzeichnung aus dem Jahre 1821 zeigt Elisabeth, wie sie, von Engeln bedient, welche die Brode tragen, den Dürftigen ihre Wohlthaten erweist. Die Anordnung hat etwas Symmetrisches, ohne steif zu sein, Einzelnes von den Figuren ist sehr lieblich, besonders gelungen der Theil der Composition, welcher die die Brode empfangenden Armen zur Anschauung bringt. Grimm's eigentliches Feld wäre historisches Genre gewesen. In dieser Richtung entstand damals, ausgehend von einer Skizze nach der Natur: die alte Lore von Ungedanken, eine Zigeunerin die jungen hessischen Mädchen wahrsagt, das Ganze in märchenhafter Stimmung gehalten. Schließlich wählte Grimm eine Madonna zur Ausführung, welche in München, Berlin, Hamburg und anderen Orten ausgestellt ihm manches Lob eintrug. Ausgehend von diesem Gemälde hat der Canonicus B. Speth in München damals (Kunstblatt. Februar 1826) eine gut geschriebene ausführliche Besprechung seiner sämmtlichen Leistungen gegeben.

Als Gegengewicht zu diesen Arbeiten, für welche die sichtbare Aufforderung doch immer mehr aus den persönlichen Verhältnissen als aus dem Verlangen des Publicums hervorging, begann Grimm um diese Zeit die Porträts göttinger Professoren, zu denen Jacob's enge Verbindung mit Göttingen in den Jahren bereits, als an einen Ruf dahin noch nicht gedacht wurde, den Anstoß gab. Im J. 1823 wurde die erste, 1826 die zweite Serie radirt. Grimm hat diese Köpfe meisterhaft wiedergegeben. Mit so feinem Blick hat er das Charakteristische herausgefunden und wiederzugeben verstanden, daß sie als Typen ihrer Art zu betrachten sind. In zukünftigen Zeiten, wenn von jenen blühenden Zeiten der Georgia Augusta die Rede sein wird, wo der „deutsche Professor" in seinem glänzendsten Nimbus Deutschlands öffentliches Leben fast allein zu repräsentiren hatte, wird man die Köpfe Grimm's als historisches Material betrachten. Blumenbach's Porträt, zweimal auf zwei verschiedenen Blättern dargestellt, ist die brillanteste Leistung darunter. Goethe bespricht diese Publication in Kunst und Alterthum mit Anerkennung.

Diese Arbeit und wahrscheinlich die Bekanntschaft mit Harthausens zog andere Aufträge im Hanöverschen nach sich. Eine ganz vorzügliche Arbeit ist das Porträt des Arztes Dr. Stieglitz in Hanover. In Celle malte und radirte er den Freiherrn von Dörnberg. Im J. 1827 radirte er Heinrich Heine, der auf der Durchreise in Cassel bei ihm war, 1829 Paganini. Eine ziemliche

Anzahl von Porträts in Oel entstand in denselben Jahren. Grimm stand jetzt in dem Alter, in dem das Leben hätte Anforderungen an ihn stellen müssen. Angewiesen jedoch nur auf sich selbst und, nachdem ihm (1833) eine Anstellung an der Akademie als Professor und Lehrer der historischen Malclasse zu Theil geworden, der Nothwendigkeit enthoben, für seinen Unterhalt arbeiten zu müssen, begann jetzt bereits eine gewisse Ruhe bei ihm, aus der ihn kein bedeutender Anstoß in der Folge herausnöthigte. Jacob und Wilhelm waren (1829) nach Göttingen gegangen, die gewaltsame Stille der dreißiger Jahre in Deutschland hielt jeden öffentlichen Aufschwung zu Boden: nichts natürlicher als daß Grimm von nun an still weiterarbeitend in der gewohnten Weise die Anzahl seiner Werke zu vermehren fortfuhr, ohne in ihnen das jedoch von nun an zu übertreffen, was ihm bis dahin gelungen war. Eine seiner besten Platten aus späterer Zeit ist das Porträt Clemens Brentano's, den er zum ersten Mal nun so spät (1847) zeichnete und radirte, während er die andern Geschwister Brentano in viel früheren Jahren radirt oder in Oel gemalt hatte. Von Grimm's historischen Gemälden, die sich alle durch Treue des Studiums und durch einen eigenthümlich romantischen Hauch, der über ihnen liegt, auszeichnen, sich sonst aber keiner der herrschenden Richtungen anschließen, sind die bedeutendsten die Mohrentaufe und der Tod der Heiligen Elisabeth. Letzteres Werk erfuhr, wo es auf Ausstellungen erschien, die günstigste Beurtheilung. Am besten wurden jedoch zwei Gemälde Grimm's aufgenommen, welche, hessische Bauernmädchen darstellend, 1833 ihren Weg durch die Ausstellungen machten und in Frankfurt a. M. angekauft worden sind. Einen Katalog seiner Gemälde, Radirungen und Stiche, denn er hat auch eine Anzahl Platten mit der kalten Nadel ausgeführt, zu liefern ist hier der Ort nicht.

Nur eine einzige Arbeit letzterer Art sei hier noch erwähnt, das Porträt der Kurfürstin Auguste nach einem Gemälde von Bury. Die Kurfürstin, eine preußische Prinzessin (Schwester Friedrich Wilhelm's III.), die selbst Künstlerin gewesen war, nahm an Grimm's Arbeiten stets großes Interesse. Eine Zeichnung aus dem J. 1822 zeigt sie, ihre beiden Töchter und, vor ihr knieend mit Blumen in der Hand, den jetzigen Kurfürsten: offenbar die Skizze zu einem später nicht ausgeführten Familienbilde. Den Kurfürsten selber hat Grimm für eine große figurenreiche Zeichnung porträtirt, auf der der Moment dargestellt ist wie die Deputation der casseler Bürgerschaft im J. 1830 die Zustimmung zur Einführung der Verfassung erhält.

Grimm war eine frische und erfrischende Natur. Von frühauf hatte Jedermann ihn gern. Mit Niemand neckten sich die Kinder lieber, Niemand wußte besser mit den Leuten umzugehen. Er liebte es, allerlei Volk abzuconterfeien, und konnte Stunden daranwenden, um einen Zigeuner in Wasserfarben, die er für Studien gern brauchte, zu malen. Einige seiner Blätter aus späterer Zeit stellen Zigeuner und Slowakenscenen dar, die aus der sorgfältigsten Naturbeobachtung hervorgegangen sind.

Für all das war ihm der Beifall der Seinigen zunächst die liebste Belohnung. Auch nachdem Jacob und Wilhelm nach Göttingen gegangen, überhaupt das alte jugendliche Zusammenleben aufgehoben war, hörte dem verbindenden Gefühle noch das erstere Verhältniß niemals auf. Als Jacob und Wilhelm vertrieben von Göttingen 1837 in Cassel wieder eine Heimath suchten, wohnten die drei Brüder und ihre Familien in Ludwig Grimm's Hause in der Bellevue beisammen, bis die Berufung nach Berlin dem wieder ein Ende machte. Dies war gerade die Zeit, wo Grimm an seiner Mohrentaufe malte, die dann auch in Berlin ausgestellt wurde. Sein bester Freund in späteren Jahren war der Bildhauer Werner Henschel, dessen Gemüthsart und Kunstrichtung der seinigen entsprach, und der Jahre lang Abend auf Abend bei ihm eintrat, bis ihn spät noch das Schicksal nach Rom führte, wo er sich festhalten ließ. Von da an beschränkte Grimm sich zumeist auf den Familienkreis. Wie er einst begonnen, mit noch ungeübter Hand seine Schwester Lotte zu zeichnen, radirte er nun sein Enkelchen auf dem Arme der Tochter. Am liebsten erzählte und sprach er von den Zeiten, wo er in München als junger Schüler frei und das Herz voll poetischer Gedanken das bairische Gebirge durchzogen hatte. Das waren seine mythischen Zeiten, die kein späterer Sonnenschein überstrahlte.

Von seinen Geschwistern hat ihm bis zuletzt Wilhelm am nächsten gestanden, den er auch öfter als die andern porträtirt hat. Auf einer vortrefflichen Zeichnung stellt er ihn 1822 vor seinem Schreibtisch sitzend dar. Im J. 1829 zeichnete er ihn und Jacob, beide in einer Landschaft auf einer Gartenbank sitzend, wonach in Frankfurt eine Lithographie erschien. Im J. 1837 radirte er ihn im göttinger Professorentalar; übrigens existiren aus vielen Jahren mehr oder weniger ausgeführte Zeichnungen, die ihn darstellen, auch ein lebensgroßes Oelbild aus dem J. 1815. Jacob hat er niemals in Oel gemalt. Von diesem ist unter andern eine begonnene Zeichnung en face vorhanden (1818), die als Titelkupfer für die Grammatik bestimmt war. In den funfziger Jahren radirte er Jacob's Kopf nach einem ganz kleinen Gemälde von Urlaub, einem nicht unbekannten Maler des 18. Jahrh., der den Vater, die Mutter und andere Verwandte und so auch Jacob, als etwa vierjähriges Kind in einem Blumenbouquet stehend, in ganzer Figur (die Tafel aber keinen Fuß hoch) malen mußte. Sein eignes Porträt hat Grimm 1815 radirt.

Das Beste, was er gearbeitet hat, sind seine unmittelbar der Natur entnommenen Köpfe von Kindern, Männern und Frauen aus dem Volke. Das ist echt deutscher Charakter, der sich in ihnen ausprägt. Und so erscheint sein Talent gleichsam als die in malerischer Kraft sich manifestirende Fähigkeit, welche Jacob und Wilhelm nach anderer Seite hin besaßen. Daher auch erklärt sich Grimm's enges Verhältniß zu seinen Brüdern, mit deren scheinbar so ganz anders gearteter Thätigkeit die seinige dennoch nahe verwandt erscheint.

(*Herman Grimm.*)

GRIMM (Johann Friedrich Karl), Arzt, wurde 1737 in Eisenach geboren, studirte und promovirte (Diss. de visu. 1758.) in Göttingen. Er wurde herzoglich gotha'scher Leibarzt und starb in Gotha am 28. Nov. 1821. Grimm schrieb: Sendschreiben von der Epidemie zu Eisenach in der ersten Hälfte des Jahres 1767, und den Mitteln wider dieselbe. Hildburghausen 1768. 8. Abhandlung von dem Mineralwasser zu Ronneburg und der Art, diese und andere eisenhaltige Brunnen wider langwierige Krankheiten zu gebrauchen. Altenburg 1770. 8. Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland. 3 Bde. Altenburg 1775. 8. (Erschien anonym). Hippokrates' Werke, aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen. 4 Bde. Altenburg 1781—1792. (Unvollendet. Doch sind die echten Werke im ersten Bande enthalten.) In der Nova Acta Nat. Cur. T. III. et IV. findet sich Historia febris malignae, quae in urbe et agro Isenacensi annis 1769, 1770 et 1771 epidemice grassata fuit, desgleichen: Synopsis methodica stirpium agri Isenacensis.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIMMA, Stadt des Königreichs Sachsen im leipziger Kreisdirectionsbezirke zwei Stunden unterhalb des Vereinigungspunktes der beiden Mulden am linken Muldenufer in einem anmuthigen hin und wieder von Porphyrfelsen eingesäumten Thale gelegen und durch Natur und Kunst mit freundlichen Umgebungen reich ausgestattet, nach der Zählung vom 3. Dec. 1867 mit 555 bewohnten Hausgrundstücken und 6476 Einwohnern, durch das Finanzgesetz vom 10. März 1868 unter die Mittelstädte Sachsens versetzt. Die Zunahme der Stadt ist im Verhältniß zu andern sächsischen Städten nicht bedeutend, indem man um 1821 schon 515 Häuser und 3000 Einwohner zählte; die letzten fünf Zählungen (seit 1855) ergaben 5452, 5505, 5879, 5933 und 6476 Einwohner; die letzte starke Zunahme ist durch die Bahnhofsanlagen herbeigeführt. Das Gerichtsamt Grimma hat auf 3,98 □Meilen 20,630 Einwohner, hat große Waldungen, aber auch viel wohlangebautes Ackerland, Wiesen und Obstgärten. Hin und wieder werden Braunkohlen ausgebeutet.

Grimma ist ursprünglich eine serbische Anlage und kam in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. mit seiner Umgegend durch Heinrich I. in den Besitz der Deutschen. Es wird schriftlich zuerst in einer Urkunde des deutschen Königs Heinrich IV. vom 31. März 1065 als „oppidum Grimmi, situm supra fluvium Mulda" erwähnt. Noch damals bewohnten es Serben, und es war wegen seiner Lage an der aus Schlesien nach Thüringen führenden Hauptstraße (Königsstraße) ein zum Handel geeigneter Ort, weshalb der Bischof Eberhard zu Naumburg, welcher von dem dort aufblühenden Handel auch für den Besitzer des Orts reichliche Einkünfte hoffte, den König Heinrich IV. bat, Grimma und das an derselben Straße gelegene Oschatz seiner Kirche zu schenken und dabei für beide Orte das Zoll-, Markt- und Münzrecht zu bewilligen. Heinrich IV. erfüllte durch die erwähnte Urkunde seine Bitte und verlieh für beide Orte die genannten Rechte. Ueber den Einfluß, welchen die Erlangung dieser Regalien auf die Entwickelung dieser beiden Orte übte, haben wir keine Nachricht. Grimma findet sich erst im J. 1200 wieder erwähnt in einer Urkunde, in welcher ein markgräflicher Ministerial „Ludoldus de domo Grimme" als Zeuge aufgeführt wird. Diese Erwähnung ist in sofern von Bedeutung, als wir daraus ersehen, daß schon damals Grimma unter die Markgrafschaft Meißen gehörte. Es hatte hiernach um die Mitte des 12. Jahrh., nachdem die Wettiner die Markgrafschaft Meißen erblich erlangt hatten, ein Bischof zu Naumburg Grimma als naumburgisches Stiftslehn dem Markgrafen zu Meißen (vermuthlich Conrad) überlassen, und von dem letzteren war in Grimma ein Schloß angelegt und ein Ministerial zur Betreibung der Schloßwirthschaft und Wahrung der übrigen Interessen des Markgrafen, der öfter selbst hier Hof hielt, eingesetzt worden. Die Gründung des Schlosses mag nicht wenig zur Vermehrung der Bevölkerung der Stadt beigetragen haben, und es scheint infolge dessen dieselbe bald vergrößert und in der Weise, wie sie jetzt noch ist, angelegt worden zu sein. Wenigstens bezeichnet Markgraf Diezmann in seiner Urkunde vom 30. Juli 1307 die Umgestaltung der Verhältnisse der Stadt durch den Uebergang derselben an die Markgrafen zu Meißen als einer Gründung der Stadt durch seine Voräitern (libertatem concedimus, quam ab origine fundacionis civitatis praedictae a nostris parentibus habuerunt). Bei der Markgrafschaft Meißen blieb Grimma mit dem Gebiete, in welchem es gelegen war, d. h. mit dem Osterlande, bis zu der Ländertheilung Heinrich's des Erlauchten mit seinen Söhnen im J. 1265, bei welcher er seinem zweiten Sohne Dietrich den bis dahin zur Mark Meißen gehörigen Theil des Osterlandes, und somit auch Grimma und die Mark Landsberg zuwies. Nach dem Tode Dietrich's folgte ihm sein Sohn Friedrich als Erbe seines Gebiets, welches er bis zu seinem frühen Tode im J. 1291 regierte. Noch bei Lebzeiten hatte er Grimma mit seiner Pflege zum Witthum für seine Gemahlin Katharina bestimmt, welche trotz der damaligen Wirren dasselbe bis zu ihrem Tode im Januar 1303 in ruhigem Besitz behielt und sogar Regierungshandlungen ausübte, wie sie z. B. im J. 1297 dem Kloster Nimbschen den Kauf von zwei Dörfern bestätigte. Wenn Friedrich der Freidige am 25. Jan. 1292 in Grimma Landding hält und durch Urkunde vom 18. Mai 1293 an „seine" Voigte im Bezirk Grimma ein Gebot erläßt, scheint er entweder im Auftrage der Katharina gehandelt oder sich als wirklichen Besitzer und jene nur als Nutznießerin der Einkünfte der Pflege betrachtet zu haben. Oeffentlich war er als Besitzer noch nicht anerkannt und eine Huldigung war ihm von der Stadt noch nicht geleistet worden. Nach dem Tode der Katharina betrachtete der Landgraf Albrecht von Thüringen Grimma mit seiner Pflege als ihm angefallen und ließ sich von dem Rathe zu Grimma unter dem 27. Aug. 1303 einen Huldigungsrevers ausstellen, nicht um die Stadt im eignen Besitz zu behalten, sondern um sie, damit sie nicht in die Hände seiner Söhne fallen möchte, dem von

König Albrecht für die Markgrafschaft Meißen mit dem Osterlande eingesetzten Reichsstatthalter König Wenzel von Böhmen zu übergeben. Auf seine Weisung huldigte hierauf Grimma dem Könige Wenzel, welchem Albrecht die Markgrafschaft Meißen bereits verpfändet hatte, und als Wenzel die Markgrafschaft weiter den Markgrafen von Brandenburg verpfändete, auch den Markgrafen von Brandenburg. Im J. 1305 gelang es jedoch den Söhnen des Landgrafen Albrecht, Friedrich dem Freidigen und Diezmann, Grimma und Torgau wieder zu erlangen, die seitdem in Diezmann's Händen blieben bis zu seinem Tode im Dec. 1307. Für Grimma wird letzteres durch die von ihm am 30. Juli 1307 ausgestellte Urkunde, worin er der Stadt ihre Rechte und Privilegien bestätigt und durch den Umstand außer Zweifel gesetzt, daß er seiner Gemahlin Jutta Grimma mit seiner Pflege neben einem anderen nicht bekannten Schlosse zu ihrem Witthum bestimmt hatte. Nach seinem Tode setzte sich Friedrich der Freidige in den Besitz der Stadt. Schon am 4. Febr. 1308 stellte er eine Urkunde für das Kloster Nimbschen aus. Infolge der unglücklichen Fehden mit den Brandenburgern mußte er im J. 1312 denselben Grimma, welches sie vor einigen Jahren herausgegeben hatten, wieder verpfänden, und erst im J. 1318 oder 1319 gelangte er wieder in den Besitz der Stadt. Seitdem ist sie in den Händen der Wettiner geblieben und bald von dem Markgrafen zu Meißen allein, bald im Verein mit einem oder einigen seiner nächsten Verwandten regiert worden. Als im J. 1485 die Brüder Ernst und Albrecht ihre Länder theilten, fiel Grimma der Ernestinischen Linie zu, durch die wittenberger Capitulation im J. 1547 kam die Stadt an die Albertinische Linie, bei welcher sie seitdem geblieben ist.

Grimma und seine Pflege gehörte in der Folge noch mehrmals zu dem Witthum markgräflicher und kurfürstlicher Witwen. Im J. 1383 verschrieb Markgraf Wilhelm I. seiner Gemahlin Elisabeth Grimma zu ihrem Leibgedinge; es erledigte sich jedoch diese Bestimmung, indem sie vor ihrem Gatten starb. Im J. 1414 bestimmte Friedrich der Streitbare seiner Gemahlin Katharina neben andern Gütern Grimma zum Witthum, und ebenso Friedrich der Sanftmüthige seiner Gemahlin Margaretha. Endlich war auch für die Gemahlin Johann Friedrich's des Großmüthigen, Sibylla von Cleve, Grimma im J. 1528 zum Witthum ausgesetzt. Infolge der Territorialveränderung von 1547 bestimmte dafür Johann Friedrich in seinem Testamente Weimar; sie starb jedoch bekanntlich vor ihrem Gatten.

Der markgräfliche und kurfürstliche Hof verweilte oft bald längere bald kürzere Zeit auf dem Schlosse, oft nur eine Nacht, wenn er von Torgau über Grimma nach Altenburg oder nach Weimar sich begab. Auch einzelne Glieder der fürstlichen Familie lebten manchmal länger daselbst, wie Markgraf Heinrich der Erlauchte und Wilhelm I. Letzterer starb daselbst am 9. Febr. 1407 und ebenso Katharina, welche am 28. Dec. 1442 hier ihr Leben beschloß. Auch wurden einige fürstliche Kinder auf dem Schlosse geboren, von welchen nur die zwei bekannteren, Sigismund, geb. den 28. Febr. 1416, der einige Zeit Bischof zu Würzburg war, und Albrecht, geb. den 27. Juli 1443, der Ahnherr unseres Königshauses, hier erwähnt werden mögen.

Auf dem Schlosse wurden die drei Landtage von 1440, 1451 und 1458 gehalten, auf dem letzteren stiftete der Kurfürst den leipziger Neujahrsmarkt. Auch fanden dort mehrere andere öffentliche Versammlungen statt. Die Verhandlungen, welche in den Jahren 1511—1546 von Abgeordneten der beiden sächsischen Linien öfter in Grimma gehalten wurden, fanden, wenn sie Irrungen zwischen beiden Linien betrafen, nicht auf dem Schlosse, sondern auf dem Rathhause statt, wo z. B. der bekannte grimmaische Machtspruch vom 17. Juli 1531 abgefaßt wurde. Seit der Mitte des 16. Jahrh. hat der Besuch des Schlosses durch die fürstliche Familie aufgehört. Nachdem es die Schweden 1644 im Innern verwüstet hatten, wurde es nur zum Theil wieder bewohnbar gemacht. Die Kapelle im Erdgeschoß wurde 1727 zu einer Commissionsstube eingerichtet, seit 1747 als Amtsstube, jetzt als Archiv benutzt, nachdem im J. 1846 die oberen Räume ausgebaut und die Amtslocale in die erste Etage verlegt sind. Im J. 1801 wurde das neu errichtete Rentamt und im J. 1859 die Bezirkssteuereinnahme im Schlosse untergebracht, und infolge des Ausbaues im J. 1846 ist auch Raum zu einigen Beamtenwohnungen gewonnen worden.

Außer dem Amte, dessen Errichtung ins 12. Jahrh. zurückweist, haben in neuerer Zeit zwei andere königliche Behörden in Grimma ihren Sitz: seit 1816 eine Amtshauptmannschaft und seit 1835 ein königliches Hauptsteueramt. Das Postamt wurde 1700, die Telegraphenstation 1858 eingerichtet. — Garnisonort ist Grimma seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. — Die Eisenbahn von Borsdorf bis Grimma wurde am 14. Mai 1866 eröffnet, später bis Dresden fortgesetzt; der Bahnhof liegt auf dem Plateau südwestlich von der Stadt.

Die Stadt Grimma hatte durch ihre Lage an der erwähnten Königsstraße nicht nur erleichterten Verkehr und Verdienst durch die Einkehr solcher, welche diese Straße zogen und mit Fuhrwerk von derselben nicht abweichen durften, sondern auch Gelegenheit zum Handel, da die Waaren, welche aus Polen, Schlesien u. s. w. kamen, die Stadt passiren mußten. Sie scheint auch einige Zeit das Niederlagsrecht für Waaren gehabt zu haben; schon die ehemals vorhandenen Kaufkammern weisen darauf hin. Aber schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. wurden die Kaufkammern wüste genannt und zu andern Zwecken verwendet. Grimma's Handel war von dem rührigen Leipzig schon längst überflügelt worden. Denn es ist eine ganz grundlose Angabe, welche Manche dem Brotuff nachgeschrieben haben, daß im J. 1387 die Messe von Merseburg infolge einer während des Marktes dort entstandenen Feuersbrunst nach Grimma verlegt und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts nach Taucha und erst dann nach Leipzig gekommen sei. Dagegen ist der Stadt Grimma das Stapelrecht für Holz und Holzwaaren, welche auf der Flöha und Zschopau in die

Mulde geflößt werden, seit dem 13. Jahrh. bis auf unsere Zeit geblieben. Vermöge dieses Rechts der Stadt waren die, welche Holz in die Mulde flößten, gehalten mit allen ihren Flößen nach Grimma zu fahren und dieselben am Wehre oberhalb der Großmühle anzuhalten und an Grimmaische Bürger zu verkaufen. Wenn ein Flößer bei hohem Wasserstande aus Unvorsichtigkeit über das Wehr hinabfuhr, wurde er von dem Rathe zu Grimma gestraft, ebenso wenn er etwas von seinem Flosse unterwegs verkauft hatte. Die Stadt mußte wegen ihres Stapelrechts viel processiren, hat dasselbe aber immer behauptet. Dieser Holzhandel war in früheren Jahrhunderten sehr stark und brachte den Bürgern einen ebenso einträglichen wie bequemen Erwerb; noch in unserem Jahrhundert war er nicht unbedeutend, denn in den Jahren von 1812—1831 kamen noch 1187 Flöße (ein Floß enthielt gewöhnlich 20—30 Schock Breter oder einige 20 Baumstämme nebst 8—10 Schock Breter) bei Grimma an, 1854 noch 20, im J. 1863 nur ein einziges; seitdem hat man keins wieder gesehen. Die Regierung suchte im J. 1833 dieses Stapelrecht abzulösen, sah aber nach längeren Verhandlungen mit den Vertretern der Stadt, die eine zu hohe Entschädigung forderten, im J. 1838 von der Ablösung ab.

Die Gewerbe, welche jetzt in Grimma betrieben werden, sind der Zahl und Beschaffenheit nach dieselben wie in andern Städten ähnlichen Umfangs. Am stärksten wird jetzt unter den Gewerben die Schuhmacherei betrieben; die Zahl der Meister betrug 1856 102; 1865 wurden 66 zünftige und arbeitende, 11 unzünftige und arbeitende gezählt. Nächst diesen sind am stärksten die Seiler und Tischler vertreten. Seiler waren 1865 11, Tischler 19 zünftige und 3 unzünftige. Die Blaufärbereien, welche schon im vorigen Jahrh. gute Geschäfte machten, werden noch jetzt stark betrieben und beschäftigen eine ziemliche Zahl von Arbeitern. Ebenso sind zwei Garn- und Leinwandbleichen sehr beschäftigt. Andere Gewerbe, die früher in Grimma stark betrieben wurden, sind der Stadt ganz abhanden gekommen. Die Tuchmacherei, welche wahrscheinlich von eingewanderten Flamländern eingeführt wurde und mehrere Jahrhunderte hindurch das Hauptgewerbe der Stadt ausmachte, wurde zwar 1764 noch von 144 Meistern betrieben, aber 1800 zählte man nur noch 105, von welchen die meisten blos noch Flanelle fertigten, und als in unserem Jahrhundert diese Arbeit immer weniger lohnte, stellte man sie allmälig ganz ein. — Ein anderes Gewerbe, die Fabrication von Thonpfeifen, welches seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Grimma ziemlich stark betrieben wurde, ging im dritten Jahrzehnt des jetzigen Jahrhunderts theils aus Mangel der Fabrikanten an Geldmitteln, theils durch die Concurrenz, welche ihnen ausländische Fabriken machten, wieder ein. — Auch die Zwirnfabrication, welche im 17. und 18. Jahrh. in Grimma viele Hände beschäftigte, hörte im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auf. — Noch kürzere Dauer hatten die Kattundruckereien, welche seit 1794 in Grimma entstanden und ums J. 1820 in Stillstand geriethen.

Ein großer Theil der Bürgerschaft treibt mit Vorliebe Ackerbau. Von der ziemlich großen Flur, welche zur Stadt gehört — gegen 2800 Acker Felder und Wiesen — besitzen etwa 150 Bürger gegen 1450 Acker eigenthümlich; andere haben mehrere oder wenigere Parzellen von Commungrundstücken in Pacht, die sie bebauen. Der größte Theil der Commungrundstücke — etwas über 500 Acker — ist seit 1578 zu einem Vorwerke vereinigt, welches an einen Pachter ausgethan wird.

Eine ansehnliche Sparkasse, die als die vierte in Sachsen von Privatpersonen auf Actien gegründet ist, besteht für die Stadt und Umgegend seit dem April 1826.

Während Grimma bis in die Mitte des 16. Jahrh. vielfacher Begnadigungen und Privilegien von Seiten der Landesherren sich zu erfreuen gehabt hat, woraus der Stadtcommun nicht nur ein bedeutender Grundbesitz, sondern auch ein ansehnliches Kapitalvermögen erwachsen ist, ist es auch nicht selten von Unglücksfällen heimgesucht worden. Große Brände fanden 1131, 1286, 1305, 1430, 1556, 1756 statt; große Ueberschwemmungen durch das Austreten der Mulde haben in allen Jahrhunderten nicht geringe Schäden an öffentlichen und Privatgebäuden, an Wiesen, Wegen, Brücken u. s. w. angerichtet. Es möge hier nur, als einige der größten, der von 1306, 1315, 1432 fg., 1573, 1661, 1694, 1771, 1815, 1827, 1854 und 1858 gedacht werden. In älteren Zeiten hemmten die Wasserfluthen oft auch längere Zeit durch Zerstörung der Jochbrücke über die Mulde den Verkehr. Dieser Uebelstand ist beseitigt, seit auf landesherrliche Kosten eine massive steinerne Brücke über der Mulde erbaut worden ist, die im Januar 1719 dem Verkehr übergeben wurde. Auch durch Seuchen wurde die Stadt öfter heimgesucht, vorzugsweise stark 1463, 1547, 1551, 1566, 1626, 1633, 1637, 1680, 1772, 1813 fg. Von Kriegslasten ist die Stadt in älterer Zeit nicht unbeschwert geblieben, aber die der letzten drei Jahrhunderte, der 30jährige, der nordische, der 7jährige und der Napoleonische 1813 fg., haben den Wohlstand der Bürgerschaft tief erschüttert.

Eigene Verwaltung durch ein Rathscollegium erlangte die Stadt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. Die älteste Spur von der Existenz eines Rathscollegiums ist eine Urkunde des Raths vom J. 1292. Das jetzige Rathhaus ist im J. 1442 erbaut.

In kirchlicher Hinsicht stand Grimma bis zur Reformation unter dem Bisthum Merseburg. Anfangs bildete die Stadt nicht einmal eine eigene Parochie, sondern war nach dem fast eine Stunde entfernten Dorfe Großbardau eingepfarrt. Die erste Kirche in der Stadt war die Kapelle im Schlosse, welche Markgraf Dietrich nicht für die Stadt, sondern für das Schloß und seine Familie im J. 1218 gründete. Zu einer Parochie wurde Grimma erst um 1240 erhoben, nachdem mit Hilfe des Markgrafen Heinrich des Erlauchten die beiden noch vorhandenen Stadtkirchen, zu unsrer lieben Frauen und St. Nicolai, errichtet worden waren. Das Patronat über die Pfarre erhielt das damals noch in Torgau be-

findliche Cisterzienser-Nonnenkloster, welchem auch die Pfarre in Großbardau incorporirt war. Bei der Reformation behielt es sich der Landesherr vor. Die Kirchenreformation fand in Grimma alsbald nach dem ersten Auftreten Dr. Luther's, der unter seinen Ordensbrüdern, den Augustiner-Eremiten, in Grimma und auch sonst mehrere Freunde hatte, Anklang und an dem Pfarrer Johannes Gareysen zu Grimma einen einsichtsvollen und festen Anhänger, der schon seit 1521 evangelisch predigte und seit Ostern 1523 mit seinem von der Bürgerschaft gewonnenen Diaconus M. Schreiner, der aus dem Kloster ausgetreten war, das Abendmahl unter beider Gestalt austheilte. Bei der ersten Kirchenvisitation, die in Grimma im Juni 1529 stattfand, hatten die Visitatoren nur Weniges von papistischem Wesen zu beseitigen; sie ordneten den Gottesdienst auf Grund des Visitationsbüchleins, richteten die Knabenschule besser ein, gründeten eine Mädchenschule, errichteten ein Kirchenvermögen zur Besoldung der Geistlichen und Lehrer und zur Unterstützung der Armen und zogen die beiden Hospitäler, das Hospital des Tempelhofs zu Droyßig in der Stadt, zum heiligen Kreuz genannt und das Georgenhospital vor der Stadt, zur Unterstützung und Verpflegung der Armen heran, und bestellten die hiesigen Pfarrer zum Superintendenten über die von ihnen begrenzte Diöces. Als im J. 1534 die zweite Kirchenvisitation stattfand, sprachen die Visitatoren ihre Freude aus über das so wohl bestellte evangelische Kirchenwesen, trafen noch einige Anordnungen hinsichtlich des Kirchenvermögens und veranlaßten die Verlegung des Gottesackers vor die Stadt. Diese kam 1541 zur Ausführung und im Juli 1556 begann man den Bau der noch jetzt dortstehenden Gottesackerkirche.

Seit 1827 wird in Grimma für die Katholiken durch den Pfarrer von Leipzig Gottesdienst gehalten, Anfangs in einem Privathause, seit 1833 in der Gottesackerkirche, seit 1857 in einer auf der Nicolaigasse vom apostolischen Vicariat zu Dresden erbauten Kapelle, in welcher auch für die katholische Schule, die 1842 errichtet worden ist, und für eine Lehrerwohnung Locale eingebaut worden sind.

An dem freundlichen Thale und der in demselben gelegenen Stadt fanden auch Mönche schon frühzeitig Gefallen. Die ersten, welche sich darin Eingang verschafften, waren die altzellischen Cisterziensermönche, welche sich bei der Stadt Grundstücke erwarben, in deren Besitz sie über 300 Jahre geblieben sind. Zuerst kauften sie ums J. 1194 die Obermühle bei Grimma und erlangten um dieselbe Zeit auch die Niedermühle mit 30 Joch auf dem rechten Muldenufer gelegenen Wald. Bald nachher erwarben sie noch zwei andere Mühlen in der Nähe der Stadt und noch mehrere Grundstücke. Seitdem waren stets zwei Mönche jenes Klosters in der Obermühle als Mühlmeister und Mühlschreiber stationirt. Als der Markgraf Dietrich 1218 die Kapelle im Schlosse errichtete, übertrug er die Besorgung des Gottesdienstes in derselben den altzellischen Mönchen, schenkte ihnen ein Stück vor dem Schlosse auf dem linken Muldenufer nach der Obermühle hin gelegenen Bodens, auf welchem sie nicht weit vom Schlosse ein Haus bauten, um von dort aus den Meßdienst zu besorgen und ihrem Abte, wenn er sie besuchte, ein Absteigequartier zu verschaffen. Im J. 1500 zogen sie sich aus der hiesigen Gegend zurück, da ihnen die Güter zu entlegen und zu wenig nutzbar schienen und verkauften dieselben an die Augustiner, die seit dem Ende des 13. Jahrh. neben ihnen hier ein Kloster hatten und ihnen viel Eintrag thun mochten. Aber ehe noch die Augustiner nach Grimma sich wendeten, hatte ein anderes Kloster hier seinen Sitz aufgeschlagen.

In Torgau war ein Cisterzienser-Nonnenkloster, dessen Gründungsjahr uns nicht bekannt ist. Dasselbe wurde von Heinrich dem Erlauchten sehr begünstigt, und er hatte ihm das ums J. 1240 von ihm zu Ehren der heiligen Elisabeth in Grimma gegründete und dotirte Hospital zum Eigenthum übergeben. Diesen Nonnen wollte es um 1250 — wir wissen nicht genau warum? — in Torgau nicht mehr gefallen und sie faßten den Beschluß, mit Beibehaltung ihrer dortigen Besitzungen und Privilegien ihren Wohnsitz zu verändern. Ein Theil der Nonnen begab sich vielleicht in andere Klöster, der größere Theil wendete sich entweder auf Veranlassung oder wenigstens mit Genehmigung des Markgrafen Heinrich des Erlauchten nach Grimma, wo derselbe ihr Hospital erweitern und zum Kloster einrichten ließ, und zogen im J. 1251 in dasselbe ein. Sie scheinen aber den Aufenthalt in Grimma nur als einen interimistischen betrachtet zu haben, da er ihnen nicht die Stille und Einsamkeit gewähren konnte, die sie wünschten. Denn schon im J. 1258 kauften sie von Hartung von Rideburg das Dorf Nimbschen und begannen bald dort ein Klostergebäude aufzuführen, das sie noch vor dem Ende des Jahrhunderts bezogen. In einer Urkunde vom 28. Nov. 1289 heißen sie sanctimoniales degentes in loco, qui vulgari nomine Nimschene dicitur prope Grimme. Noch jetzt steht in Grimma das starke steinerne Gebäude, welches während ihres Aufenthalts in Grimma ihre Kirche war, es ist die jetzige Superintendentur, in welcher sich noch Spuren des ehemaligen Kirchengebäudes in den innern Wänden entdecken lassen. In dem Kloster Nimbschen wurde bei der Kirchenvisitation von 1529 der Gottesdienst evangelisch eingerichtet; die letzten Nonnen zogen im Jahre 1542 aus.

Die Nonnen waren noch nicht nach Nimbschen übergesiedelt, als schon wieder ein anderer Orden, der der Augustiner-Eremiten, sich Grimma zur Gründung eines Klosters ausersah. Augustiner-Eremiten in Gotha erlangten von dem Landesherrn Grimma's, von Friedrich von Landsberg, durch Urkunde vom 23. April 1287 die Erlaubniß, sich in dieser Stadt anzusiedeln. Der Platz, welchen sie sich zur Anlegung ihres Klosters und ihrer Kirche aussahen, lag am Muldenufer zwischen dem Schlosse und der Obermühle, auf dem Stück Land, welches der Markgraf Dietrich den altzellischen Mönchen geschenkt hatte. Diese waren so gefällig und verkauften ihnen den gewünschten Platz für 80 Mark freibergischen Silbers. Das Kloster wurde, wie auch das nimbschener,

für 40 Ordenspersonen eingerichtet. Auch die Augustiner erwarben sich im Laufe der Zeit einen ziemlich umfänglichen Grundbesitz. Nachdem infolge der Reformation schon 1522 ein ziemlicher Theil der Mönche das Kloster verlassen hatte, hoben die Visitatoren 1529 das Klosterwesen auf, gestatteten jedoch acht fügsamen und zum Theil hochbejahrten Mönchen das fernere Verbleiben im Kloster und ihren Unterhalt aus den Klostergütern. Zu Michaelis 1541 fand man die zwei noch lebenden durch ein Aequivalent in Geld ab, sodaß sie aus dem Kloster in die Stadt zogen. Das Amt verfügte über das vorhandene Hausgeräthe und der Kurfürst Johann Friedrich schenkte die Kirche und das Klostergebäude der Stadtcommun, welche letzteres 1543 zu Wohnungen für ihre Geistlichen einrichten ließ. Diese hatten aber kaum sechs Jahre darinnen gewohnt, als das Gebäude eine andere Bestimmung erhielt.

Bekanntlich hatte der Herzog Moritz im J. 1543 die Absicht ausgesprochen, das aus den säcularisirten Klöstern erlangte Geld im Interesse evangelischer Jugendbildung zur Gründung von drei Landesschulen in seinem Gebiete zu verwenden, und noch in demselben Jahre in leerstehenden Klöstern zwei solche Schulen, eine zu Pforta und eine zu Meißen, eröffnen lassen, war aber an der Eröffnung der dritten, der zu Merseburg, durch den Widerstand des dortigen Bischofs verhindert worden. Doch schon auf dem ersten Landtage, welchen er als Kurfürst im Juli 1547 zu Leipzig hielt, ließ er den Ständen anzeigen, daß er in den neu überkommenen Landen noch eine Landesschule errichten wolle. In der nächsten Zeit nahmen andere wichtige Angelegenheiten, namentlich die Verhandlungen über das kaiserliche Interim und infolge dessen die Aufstellung einer evangelischen Kirchenordnung seine Thätigkeit so in Anspruch, daß er zu der Errichtung der Schule noch nicht hatte kommen können. Indessen boten gerade diese Verhandlungen ihm Gelegenheit zur Anlegung der beabsichtigten dritten Landesschule. Der Kurfürst hatte nämlich, nachdem die Stände auf dem Landtage zu Leipzig am 22. Dec. 1548 die von den Theologen zu Zelle zu Stande gebrachte Agende gebilligt hatten, eine Versammlung von Theologen, unter welchen Fürst Georg von Anhalt und Melanchthon, viele Superintendenten und Pfarrer sich einfanden, auf den Tag Philippi und Jacobi (den 1. Mai) 1549 auf dem Schlosse zu Grimma anberaumt, auf welcher diese Agende vorgelegt und angenommen wurde *). Als bei dieser Verhandlung die kurfürstlichen Räthe im Auftrage des Kurfürsten erklärten, daß derselbe, wie er bisher gethan, fernerhin nicht geneigt sei, die Schmähungen ungestraft hinzunehmen, mit welchen man ihn überhäuft und seine evangelische Gesinnung verdächtigt habe, und zum Beweise seiner Treue gegen die evangelische Kirche darauf hingewiesen, daß er die zwei Landesschulen gegründet und noch eine dritte gründen werde, ließ der hiesige Rath durch seinen Bürgermeister Sebaldus Müller den Kurfürsten ersuchen, die dritte Schule in Grimma zu gründen, und erbot sich zu diesem Zwecke, ihm das Klostergebäude und die Kirche abzutreten. Der Rath verstand sich auch zu mehreren anderen Förderungsmitteln, namentlich bewilligte er, daß die Hauptgottesdienste aus den Stadtkirchen in die Klosterkirche verlegt werden sollten, damit die Schule nicht nöthig hätte, besondere Geistliche anzustellen. Der Kurfürst nahm das Anerbieten an und ließ bald nachher Vorbereitungen zur Eröffnung der Schule treffen. Zu ihrem Unterhalte wurden die Güter der Klöster zu Nimbschen und zu Buch bestimmt und einiges Andere angewiesen. Am 1. Sept. 1550 kam der Rector der Schule M. Adam Sieber von Chemnitz in Grimma an und die andern drei Lehrer und eine Anzahl Schüler fanden sich in den nächsten Tagen ein. Der Schulverwalter Wolfgang Drechsler war schon früher zur Leitung der Einrichtungen eingetroffen. Die feierliche Einweihung der Schule erfolgte am Tage Kreuzes-Erhöhung, am 14. Sept. 1550. Es waren zu den 40 Mönchszellen noch 10 Zellen hinzugebaut worden. Die Schülerzahl war auf 100 bestimmt, wurde aber durch Christian's II. Schulordnung auf 96 herabgesetzt. Die Alumnenstellen waren wie noch jetzt entweder Frei- oder Koststellen. Von den Freistellen besetzte der Kurfürst 7, die Besetzung von 43 Freistellen überließ er den Räthen gewisser Städte; 50 Stellen waren Koststellen; das Kostgeld für eine solche Stelle betrug jährlich Anfangs 12 Fl., wurde bald nachher auf 15 Fl., später auf 20 Fl., im J. 1838 auf 40 Thlr. erhöht. Von den Koststellen wurden später noch einige in Freistellen verwandelt. Als im J. 1684—1686 das sehr verfallene Schulgebäude im Innern erneuert wurde (die Umfassungsmauern blieben stehen), ließ der Schulverwalter Bock eigenmächtig nur 32 (29 bewohnbare) Zellen anlegen, sodaß fernerhin nur 85 Schüler Aufnahme finden konnten. Seitdem gab es, außer den 43 städtischen Freistellen, 6 Priester- 9 Gnaden- 5 Famulatur- 1 Kiesewetter'sche (Dittersbacher) und 1 Sieber'sche Geschlechtsstelle und 20 Koststellen. Von 1821—1828 wurde das Schulgebäude vom Grund aus neu aufgeführt und für 120 Alumnen eingerichtet, wobei man statt der früheren Zellen zu Wohnungen für die Alumnen 6 Studirsäle baute. Im J. 1820 wurde die Anstalt auch im Innern unter dem rüstigen Rector M. Weichert umgestaltet. Während des Neubaues der Schulgebäude war das Alumneum in dem dazu eingerichteten, zwischen dem Schulgebäude und dem Schlosse gelegenen v. Döring'schen Freihause untergebracht. Am 14. Sept. 1828 wurde das neue Schulgebäude eingeweiht. Da Pforta mit einem Theile Sachsens nach dem Napoleonischen Kriege an Preußen gekommen war und mehrere bei Sachsen verbliebene Städte ihre Freistellen in Pforta und zu Preußen gekommenen Städte ihre Stellen in Grimma

*) Nach der Annahme der Agende erschien der Kurfürst Moritz persönlich in der Versammlung und äußerte dabei unter Anderem: „Sofern nun kaiserliche Majestät mit der Agende zufrieden ist, wird man sie drucken und kann auch vielen andern Kirchen dienen.“ (Briefwechsel der ber. Gel. — mit Herzog Albrecht, herausgegeben von Joh. Voigt. Königsberg 1841. S. 98.) Sie ist aber damals nicht gedruckt worden, weil sich die Bedingung nicht erfüllte. Erst im J. 1869 hat sie Prof. Dr. Friedberg in der Waisenhausbuchhandlung in Halle drucken lassen.

hatten, wurde 1817 ein Austausch dieser städtischen Freistellen vorgenommen und infolge eines von Pforta herausgezahlten Aequivalents in Geld die Zahl der Freistellen in Grimma um 35 vermehrt. Seitdem hatte Grimma 104 Freistellen, nämlich 28 königliche, 73 städtische und 3 adelige Freistellen, und 16 Koststellen. Im J. 1841 ist die Zahl der Koststellen um 6 (jede jährlich zu 70 Thlr.) vermehrt worden, sodaß die Koststellen auf 22 und die sämmtlichen Stellen auf 126 sich erhöht haben. Sogenannte Extraner werden zum Besuch des Unterrichts schon seit den ältesten Zeiten zugelassen.

Die Schule hat in früheren Zeiten theils wegen hier grassirender Seuchen, theils wegen nöthiger Baue, theils des Krieges wegen öfter geschlossen werden müssen; wegen Seuchen vom Juli 1566 bis April 1567, im September und October 1580, im September 1582, 1637 vom October bis Februar 1638, 1806 vom Ende Juli bis Anfang October. Während der 1607, 1626, 1676 und 1680 hier grassirenden Seuchen wurden nur die Schüler entlassen, deren Aeltern es wünschten. Wegen des Baues wurde die Schule 1619 auf einige Wochen und von Michaelis 1684 bis 15. April 1686 geschlossen, wegen des Kriegs vom October 1632 bis Mai 1633 und vom Juni 1640 bis März 1641. Im Mai 1633 kehrten nicht *alle* Schüler in die Anstalt zurück und seit jenem Jahre ist über 70 Jahre lang bis zum 25. März 1703 die Schule nicht vollzählig gewesen, die Zahl der Alumnen schwankte zwischen 24—72; erst vom 25. März 1703 an waren wieder 84 Alumnen vorhanden. Die Schulverwalter behaupteten, daß sie wegen der stockenden Einkünfte nicht mehr Schüler ernähren könnten. Deshalb hat die Anzahl der Schüler, welche von 1550—1850 in der Anstalt gebildet worden sind, nicht viel über 6000 betragen.

In unserer Zeit ist noch eine zweite königliche Bildungsanstalt in Grimma errichtet worden, das königliche Schullehrerseminar für den leipziger Kreisdirectionsbezirk. Das Seminar besteht jetzt aus drei Anstalten: aus dem Hauptseminar, welches am 8. Oct. 1838 eröffnet worden ist, aus dem Proseminar, und aus dem Nebenseminar. Letzteres ist 1855 eingerichtet, und es werden in dasselbe Personen verschiedenen Standes bis zum 30. Lebensjahre aufgenommen, welche sich dem Lehrerberuf widmen wollen und dazu geeignet befunden werden.

Ausführlicheres über Grimma enthält die Chronik, welche unter dem Titel: Die Stadt Grimma im Königreich Sachsen, historisch beschrieben von M. Christ. Gottlob Lorenz, Leipzig 1856—1870. 8. erschienen ist.

(*Christ. Gottlob Lorenz.*)

Grimmdarm, s. Darm.

GRIMMEL (Elias), deutscher Maler, war zu Memmingen in Schwaben geboren und erhielt seine künstlerische Bildung zu Wien. Im J. 1741 wurde er an die Akademie der Wissenschaften nach Petersburg berufen, von welcher er als Lehrer der Zeichenkunst nach einiger Zeit an die Kunstakademie überging. In dieser Stellung bildete er manche Schüler und blieb nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der künstlerischen Bildung im russischen Reiche. Als Maler gebrach es ihm an erfinderischem Geist und Geschmack. Er verlor sich in die Darstellung allegorischer Gegenstände, in denen sein Vorgesetzter, der Akademiedirector von Stählin, die höchste Aufgabe der Kunstdarstellung gefunden zu haben glaubte. Eine große Anzahl der Allegorien, die man in Petersburg überall angebracht findet, gehen auf Stählin und seine Akademiker zurück. Für die Lutherische Kirche auf Wassili-Ostrow malte Grimmel zwei Bilder: „Die Erhöhung der Schlange in der Wüste" und eine „Kreuzigung Christi". Er starb 1759 zu Petersburg; s. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon. Bd. 5. (München 1837. 8.) S. 383. (*O. P.*)

GRIMMELKUT, auch GRUMELKUT (Johann), deutscher Dichter, geb. im J. 1448 zu Unna in Westfalen, nannte sich nach seinem Jugendaufenthalte zu Soest Johann von Soest; auch der Name Johann Steinwart von Soest wird ihm gegeben. Wegen seiner schönen Stimme gewann ihn der Herzog von Cleve lieb und ließ ihn zu seinem Hofsänger ausbilden. Nach einigen Jahren verließ Grimmelkut den Hof seines Gönners und begab sich zu weiterer Ausbildung in der Singekunst nach Flandern, lebte einige Zeit in Brügge, wurde dann Stiftskapellan zu Ardenberg, darauf Succentor an der Kirche Unserer Lieben Frauen zu Mastricht. Er gab diese Stelle aber bald auf, um nach Rom zu ziehen, dort „wo die Gesellen wol fangen in des Papst's Kapellen", wie er in seiner gereimten Biographie sagt. Der Reise stellten sich aber Hindernisse in den Weg. Da fand er zu Cöln einen Gönner in der Person des damaligen Probstes von S. Gereon, des späteren Erzbischofs Landgrafen Hermann, der ihn seinem Bruder, dem Landgrafen Ludwig von Hessen, empfahl, in dessen Dienste Grimmelkut 1468 auch wirklich trat. Nach dem Tode des Landgrafen im J. 1471 wandte sich der fahrende Sänger nach Heidelberg und wurde hier, 24 Jahre alt, vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Singermeister ernannt. Zu Heidelberg, nicht schon vorher, beginnt die schriftstellerische Thätigkeit Grimmelkut's. Hoffmann v. Fallersleben meint S. 102, daß er vorher schwerlich niederländische Bücher, durch deren Uebersetzung er sich verdient gemacht hat, in Händen gehabt hat, sondern wol durch die literarischen Bestrebungen am Hofe des kunstliebenden Kurfürsten dazu angeregt sein wird, einige niederländische Romane zu verdeutschen. Nach der heidelberger Handschrift, in welcher diese Verdeutschungen durch Grimmelkut's eigene Hand niedergeschrieben sind, scheint die erste Arbeit des jungen Dichters die Uebersetzung der „Kinder von Limburg" (oder: Margarete von Limburg) im J. 1470 vollendet worden zu sein. Das ist aber nach Hoffmann ein entschiedener Irrthum, ein Schreibfehler, der aller Chronologie widerspricht; es muß 1480 statt 1470 heißen, denn Grimmelkut gibt auch selber an, daß er das Gedicht im J. 1480 überreicht habe. Die ältesten Uebersetzungen scheinen vielmehr die Geschichten des Reinold und Malagis vom J. 1474 zu sein. Hoffmann hat in den Horae Belgicae V. p. 45—98 das niederländische Gedicht, welches Grimmelkut Reinold betitelte, unter

dem Titel: Renout de Montalbaen abdrucken lassen; dasselbe stammt aus nordfranzösischer Quelle und behandelt die Sage von den vier Haimonskindern in ziemlich roher Weise. Grimmelkut hat nichts daran gebessert, sondern vielmehr Manches verschlechtert. Sein Reinold ist nach Hoffmann S. 101 weiter nichts als ein ohne gehörige Kenntniß der niederländischen und hochdeutschen Sprache unternommener und ohne alles poetische Geschick und mit größter Bequemlichkeit ausgeführter Uebersetzungsversuch; es sind in der Regel die niederländischen Reimwörter verniederdeutscht beibehalten und nur hier und da durch passende hochdeutsche ersetzt. Wahrscheinlich übersetzte Grimmelkut um 1476, wo Kurfürst Friedrich starb und der noch kunstliebendere Philipp ihm folgte, in dessen Dienst Grimmelkut noch viele Jahre Singermeister und merkwürdiger Weise zugleich auch Hofarzt war, den niederländischen Ogier von Dänemark, der auch in der heidelberger Handschrift steht, aber nicht von der Hand des Uebersetzers geschrieben ist. Darauf erst scheint Grimmelkut sich an die: „Kinder von Limburg" gemacht zu haben. Auch diese Uebersetzung ist nicht besonders gut. Aber Dank gebührt Grimmelkut doch dafür, daß durch ihn ein Theil niederländischer Poesie von eigenthümlicher Richtung, wenn auch getrübt, doch vollständig erhalten ist, vergl. Hoffmann S. 103; die Aventüre vom Ogier z. B. ist im Niederländischen ganz verschwunden. Von Grimmelkut's Uebersetzung der Kinder von Limburg findet man in Mone's Anzeigen für die Kunde des deutschen Mittelalters vom J. 1835 S. 164—180 eine specielle Inhaltsangabe. Das Gedicht umfaßt nach Mone 25,000 Verse in 11 Bücher getheilt und ist wie der Reinold in gemischter Sprache geschrieben, die nirgends volksthümlich war. Dem Gedichte eigenthümlich ist die Vermischung byzantinischen Wesens mit deutscher Heldensage; Mone S. 180 sieht darin wol nicht mit Unrecht eine Nachwirkung des lateinischen Kaiserthums auf die deutsche Dichtung.

Grimmelkut verließ übrigens später auch Heidelberg wieder und trat als Arzt in verschiedenen Städten auf, zuletzt durch Vermittelung des Pfalzgrafen Ludwig des Friedfertigen als Stadtarzt mit 16 Gulden jährlichem Gehalt in Frankfurt am Main, wo er seine uns bis auf eine größere Lücke erhaltene Lebensbeschreibung in Reimen abfaßte und ein Gedicht auf die Stadt Frankfurt dichtete; er starb hier im J. 1506. Von der Lebensbeschreibung fehlt der Titel; das andere Gedicht hat die Ueberschrift: Eyn Spruchgedicht zu lob und eer der Stadt Franckfortt. Anno 1501. Beide Gedichte sind in vierfüßigen Jamben geschrieben und ohne höheren dichterischen Werth. Das Gedicht zu Ehren Frankfurts bietet höchstens ein locales Interesse; die Lebensbeschreibung ist als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Culturgeschichte der damaligen Zeit anzusehen. Abgedruckt sind sie beide in: v. Fichard's Frankfurtischem Archiv Bd. I. vom Jahre 1811 S. 75 fg. Vergl. über Grimmelkut außer Hoffmann's Horae Belgicae V. p. 101 sq. auch Koberstein, Grundriß der Gesch. der deutschen Nationalliteratur. 4. Aufl. Leipzig 1847. Bd. I. S. 345. (*R. Pallmann.*)

GRIMMELSHAUSEN (Hans Jacob Christoffel von), deutscher Romandichter, der erste deutsche Originalschriftsteller auf diesem Gebiete, geb. zu Gelnhausen im J. 1622 (vergl. weiter unten), gest. den 17. Aug. 1676 zu Renchen bei Straßburg (jetzt zum Großherzogthume Baden gehörig), wie neuerdings aus dem Todtenbuche zu Renchen nachgewiesen worden ist [1]). Dieses Todtenbuch hat unter dem angeführten Datum folgende Bemerkung des gleichzeitigen Pfarrers Kaspar Beyer: obiit in Domino honestus et magno ingenio et eruditione Joannes Christophorus von Grimmelshausen praetor hujus loci et quamvis ob tumultus belli nomen militiae dederit et pueri hinc inde dispersi fuerint, tamen hic casu omnes convenerunt, et parens sancto Eucharistiae pie munitus obiit et sepultus est, cujus anima requiescat in pace. Sein Todesjahr wurde bisher verschieden angegeben; meist galt das Jahr 1669 als solches.

Wie die Chronologie dieses seltsamen Mannes, so ist auch sein Name bis in die neuere Zeit unsicher gewesen. Das Todtenbuch hat auch hierüber sichere Auskunft gegeben. Die Verwirrung in der Namengebung ist durch Grimmelshausen selbst veranlaßt worden, der seinen Namen oft anagrammatisch veränderte und in merkwürdiger humoristischer Laune seinen verschiedenen Schriften verschieden vorgesetzt hat. Die verschiedenen Namen, die er sich beigelegt hat, sind folgende: Samuel Greifnson von Hirschfeld, den noch E. v. Bülow in seiner Ausgabe von 1836 als den echten gelten läßt; German Schleifheim von Sulsfort; Philarchus Grossus von Trommenheim; Signeur Meßmahl; Michael Regulin von Sehmstorff; Erich Stainfels von Grufensholm; Simon Lengfrisch von Hartenfels; Israel Frommschmidt von Hugenfelß; Melchior Sternfels von Fuchshaim; Sylvander; Urban von Wurmsknick auf Sturmdorff; vergl. Simplicissimus Christoph's v. Grimmelshausen, herausgegeben von A. Keller. Stuttgart 1854. Bd. II. S. 1129. Seinen wirklichen Namen hat Grimmelshausen zuweilen auch gebraucht, z. B. in der Schrift: „Dietwalt's und Amelinden Lieb- und Leids-Beschreibung", Ausgabe von 1683.

Manche Irrthümer über das Leben Grimmelshausen's sind durch das sechste Buch seiner Hauptschrift: „Simplicissimus" entstanden. Diese Schrift umfaßte in der ältesten Ausgabe von 1669 nur fünf Bücher. Im J. 1669 nun erschienen zwei Originalausgaben. Die zweite derselben enthält erst ein sechstes Buch, und diesem sechsten Buche ist in allen Ausgaben ein Beschluß angehängt, welcher dem Leser mittheilt, daß sich dies Buch unter den nachgelassenen Papieren des Verfassers gefunden habe; der wahre Name desselben sei gewesen Samuel Greiffenson von Hirschfeld; er habe sein Buch in seiner Jugend zum Theil geschrieben, als er noch ein Musketier gewesen, und die ersten fünf Bücher bereits bei seinen Lebzeiten in Druck gegeben; weshalb er aber seinen wahren Namen anagrammatisch in German Schleif-

1) Durch W. A. Passow in den: Blättern für literarische Unterhaltung vom Jahre 1847. S. 1091.

heim von Sulsfort umgesetzt habe, wisse der Herausgeber nicht; vergl. Passow 1843. Nr. 260. Grimmelshausen ist aber dieser Herausgeber selber; in echt humoristischer Weise sucht er also den Leser hinsichtlich des Autors an der Nase herumzuziehen [2]); zugleich zeugt es von einer großen Bescheidenheit, den Namen zu verdecken, die weit entfernt von der Autoreitelkeit späterer Jahrhunderte bei den Deutschen ist.

Was die Jugend des Verfassers betrifft, so ist er nach der Vorrede zu einer Ausgabe seines „Satyrischen Pilgram" von 1697 von seinem zehnten Jahre an Musketier gewesen und ohne alle wissenschaftliche Bildung aufgewachsen. Man hat nicht mit Unrecht angenommen, daß sein Roman „Simplicissimus" gewissermaßen eine Selbstbiographie ist; einzelne Episoden und der allgemeine Verlauf desselben scheinen auch wirklich aus seinem Leben entnommen zu sein [3]). Gleich der Anfang, der im Spessart spielt, enthält Mittheilungen aus seiner ersten Jugend. Auf dem Titel von „Dietwalt's und Amelinden Lieb- und Leids-Beschreibung" (1683) nennt er sich H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhusanus, also als aus Gelnhausen [4]) gebürtig. Das stimmt zum Simplicissimus, in welchem Buch 1, Cap. 1 fg. und Buch 5, Cap. 8 vom Simplicissimus erzählt wird, daß er als Sohn eines Bauern im Spessart aufgewachsen ist und als Kind bei einem Plünderungszuge schwedischer Reiter, welche Haus und Hof verwüsten und verbrennen, die Flucht ergreift. Er kommt zu einem Einsiedler, bei dem er zwei Jahre bleibt (Buch 1, Cap. 12), aber nichts weiter lernt als ein gutes Christenthum und geläufiges Deutsch, vergl. Keller S. 80 fg. Bald nach dessen Ableben verläßt er den Spessart und kommt unweit Gelnhausen (welches S. 115 wol nicht ohne Beziehung genannt wird) in die Ebene, kurz nach der Schlacht von Nördlingen. Hiernach wäre die Einäscherung seines „väterlichen" Hauses im Spessart um das Jahr 1633, der Eintritt in die Welt bei Gelnhausen in das Jahr 1635 [5]) zu setzen. Die Zeit seiner Geburt erfahren wir erst später im 5. Buche, Cap. 8, wo er seinen „Vater" wiedertrifft und von ihm erfährt, daß er nicht sein Sohn, sondern zur Zeit der Kämpfe Tilly's mit Mansfeld und Christian von Braunschweig am Oberrhein im J. 1622 (bei Höchst [6]), vergl. S. 133 u. 717) von einer flüchtigen Edelfrau, Susanna Ramsay, die ihren Mann in der Schlacht verloren, im freien Felde geboren sei; seine Mutter sei gleich nach der Geburt gestorben und der Bauer habe ihn darauf an Kindesstatt angenommen. Da Grimmelshausen durchaus keine Ursache hat, hierin die Unwahrheit zu sagen, so ist das Jahr 1622 als sein Geburtsjahr geradezu unanfechtbar [7]), oder aber, man darf fernerhin keine einzige Notiz im Simplicissimus auf Grimmelshausen's persönliche Verhältnisse beziehen.

Bald nach dem Tode des Einsiedlers gerieth der junge Grimmelshausen in die Gewalt schwedischer Truppen zu Hanau; den Namen Simplicius (und Simpler), unter dem er hier auftritt [8]), hat er wahrscheinlich schon von dem Einsiedler (der, wie sich herausstellte, sein Vater war) erhalten.

Die weiteren Lebensschicksale des Dichters scheinen, wie schon bemerkt, zum Theil in dem Romane Simplicissimus benutzt zu sein und stehen im Zusammenhange mit dem abenteuerlichen Treiben der Zeit des 30jährigen Krieges. Beim Friedensschlusse war er nicht über 26 Jahre alt; wo er nun lebte und was er nun trieb, ist nicht erweisbar. Zehn Jahre vor seinem Tode finden wir ihn als bischöflich straßburgischen Schultheiß (oder Praetor) in Renchen, einen Namen, den er meist in „Rheinnec, Cernheim oder Hercinen" verdreht. Er war verheirathet und hatte mit seiner Frau mehrere Kinder [9]). Von seiner amtlichen Thätigkeit ist in Renchen noch eine von ihm unterm 13. Oct. 1667 entworfene Mühlenordnung aufgefunden worden, vergl. Passow a. a. O. 1847. S. 1092. Hinsichtlich seiner Confession [10]) entscheidet das Todtenbuch zu Renchen und seine Amtsstellung daselbst für die katholische; früher hielt man ihn auch für einen Protestanten. Jedenfalls ist er als Katholik gestorben, denn als Schultheiß des Bisthums Straßburg mußte er der katholischen Kirche angehören. Im Uebrigen dachte er über Religion sehr frei, und das ist bei seinem Leben im Kriege, wo er so viele schlechte Katholiken wie Protestanten zu beobachten Gelegenheit fand, sehr erklärlich. Im Simplicissimus finden sich zahlreiche Belege dafür, daß er weder das katholische, noch das evangelische Bekenntniß für das rechte hält. Beiden Religionsparteien läßt er S. 400 (Buch III. Cap. 5) durch

2) Er spricht das auch in einem Sonnet aus, welches hinter der Vorrede zu „Dietwalts und Amelinden Lieb- und Leids-Beschreibungen" vom Jahre 1683 steht (vergl. Keller II. S. 1129): „Der Grimmelshauser mag sich wie auch bey den Alten Der alte Protheus thät, in mancherley Gestalten Verändern wie Er will, so wird Er doch erkandt." 3) Auch Keller schöpft ohne Weiteres Einzelnes über Grimmelshausen aus dem Simplicissimus, z. B. aus S. 773 die Thatsache, daß Grimmelshausen von langer Figur gewesen sein müsse, vergl. S. 1130. 4) Als in Gelnhausen geboren nennen ihn auch die Zusätze der nicht von Grimmelshausen selber besorgten Ausgaben, vergl. z. B. Keller S. 35. Den sicheren Nachweis darüber hat zuerst Schiermeyer in den Hallischen Jahrbüchern vom Jahre 1638. Nr. 52 fg. gebracht; vergl. dazu Passow, Blätter für liter. Unterhaltung. 1843. Nr. 261. 5) Dazu stimmt die eigene Angabe Grimmelshausen's in seinem „Ewigwährenden Calender", vergl. Passow a. a. O. 1843. S. 1043. 6) Bei Höchst hat jedoch nicht Mansfeld, sondern Christian von Braunschweig gefochten.

7) Hinsichtlich des Geburtsjahres kommt Passow (a. a. O. Nr. 261) nicht über das Resultat hinaus, daß es vor 1625 anzusetzen ist; Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 2. Dresden 1862. S. 506 sagt: „um 1625". 8) Vergl. S. 124. Nach Keller S. 200 erhielt er erst durch die Schweden den Superlativ-Namen Simplicissimus. 9) Seine Familie ist zu Renchen noch später nachweisbar. In dem großherzoglich badischen Landesarchive zu Karlsruhe findet sich ein Kaufbrief von 1711, den ein Christoph von Grimmelshausen, vielleicht der Sohn unseres Schriftstellers, damals Hauptmann und Postmeister zu Renchen, ausgestellt hat, vergl. Keller S. 1132. 10) Passow 1843. S. 1646 hält ihn für einen Protestanten. Den Dialog mit dem Pfarren dafür anzuziehen, erscheint mir aber als verfehlt; ich finde in ihm nur den größten Indifferentismus nicht gerade gegen die Religion überhaupt, sondern gegen die Confessionen. — Keller S. 1130 spricht sich für Katholicismus aus.

Jupiter den Rath geben, daß sie die Streitigkeiten beilegen und „nachgehends mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, Heilige und Christliche Religion, der H. Schrift, der uhralten Tradition und der probirten H. Väter Meynung gemäß, schriftlich verfassen sollen." In dem Gespräche mit dem protestantischen Pfarrer S. 489 fg. (III, 20) enthüllt sich Simplicissimus zwar als Katholik durch Anrufen der Maria, aber eigentlich zeigt er im Laufe der Unterhaltung, daß er im Grunde weder von dem katholischen Bekenntniß, noch von dem evangelischen etwas hält; um allen Irrthum zu vermeiden, wolle er sich lieber ganz neutral halten [11]). Ein Standpunkt, den ja die höher Gebildeten oft genug dem speciellen Bekenntniß gegenüber einnehmen, ohne gerade Atheisten zu sein.

Eine gelehrte Bildung scheint Grimmelshausen sich erst nach dem Kriege erworben zu haben [12]). Daß er eine solche besaß, zeigt schon allein der Simplicissimus an vielen Stellen. Es mag zwar oft nur Aufputz sein, wenn er mit römischen und griechischen Schriftstellern um sich wirft; das lag ja in der Schriftstellerei jener Zeit. Aber Vieles zeigt auch, daß er den Inhalt mancher der citirten Werke sehr wohl kennt [13]). Nach S. 979 (VI, 24) scheint er auch hebräisch [14]) verstanden zu haben. Auch in Geographie und Geschichte hat er ganz tüchtige Studien gemacht; besonders in der Geographie. Er selbst citirt im Simplicissimus verschiedene geographische Werke, und seine Darstellung von außerdeutschen und außereuropäischen Ländern in demselben Romane legt auch Zeugniß davon ab, daß er, da er sie alle unmöglich selbst besucht haben kann, gute Studien über sie gemacht hat [15]).

Besonders gern scheint er sich mit der deutschen Sprache beschäftigt zu haben; er hat am Schlusse des Simplicissimus ihr sogar mehrere Capitel gewidmet. Alles das zeigt, daß seine wissenschaftliche Bildung keine oberflächliche, sondern eine für die damalige Zeit gründliche war.

Nach den Widmungen einiger Werke zu schließen, stand er mit bedeutenden Familien in Verbindung und erfreute sich ihrer Achtung. So widmet er 1669 die Schrift Dietwald und Amelinde dem Philipp Hannibal von und zu Schauenburg, den Ratio Status 1670 Kraft von Emilsheim zu Neuhaus, Proximus und Lympida 1672 Maria Dorothea Freifräulein von Fleckenstein [16]). Eine echtdeutsche Gesinnung zeichnet Grimmelshausen aus. Er warnt oft vor Nachäffung des ausländischen Wesens, besonders des französischen, und scheint die Niederlagen zu ahnen [17]), die Deutschland nach dem 30jährigen Kriege durch Frankreich erlitt, wenn er am Schluß des Simplicissimus sagt: „Wie werden aber wir bestehen, wann uns ein Volk bekriegen und unter sich zwingen wollte, dessen Sprache wir schon reden, dessen Lebens-Art uns wolgefällt, dessen Kleidung wir bereits tragen, dessen Thun und Wandel wir lieben und ihnen in allem nachäffen?" Auch literarhistorisch ist dieser Standpunkt von Wichtigkeit für die Beurtheilung Grimmelshausen's, wie Passow 1843. S. 1048 treffend bemerkt hat.

Ich wende mich, ehe ich zur Würdigung v. Grimmelshausen's als Schriftsteller übergehe, zunächst zu den Werken selbst.

Nach Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten II. S. 431 soll Grimmelshausen schon 1632 eine Schrift: „Der deutsche Michel" veröffentlicht haben. Das beruht nach Keller S. 1133 aber auf Irrthum. Zwei andere Schriften setzt Gervinus in das Jahr 1660, nämlich „die Mondreise" (nach der Gesammtausgabe der Werke Grimmelshausens von 1683—1684 Bd. III. hat sie den Titel: „Kurtze und Kurtzweilige Reise-Beschreibung nach der obern neuen Mondswelt." *1684*. S. 773—808, vergl. Passow 1843. S. 1039) und „Traumgeschichte von Mir und Dir" (nach Bd. III. der Gesammtausgabe von 1683—1684 S. 723—772 hat sie den Titel: „Satyrische Gesicht und Traumgeschicht von Dir und Mir") [18]); Keller S. 1133, der bei 1660 einen Druckfehler bei Gervinus vermuthet und 1666 lesen möchte, scheint dagegen zu sein. Gervinus hat jedoch so Unrecht nicht, wenngleich er diese

11) Aus seinen schelmischen Antworten an den Pastor hebe ich folgende Stelle S. 490 hervor: „Der Herr Pfarrer hört ja wol, daß ich ein Christ bin, und wann ich keiner wäre, so würde ich mich nicht so offt in der Predigt haben eingefunden: im übrigen aber gestehe ich, daß ich weder Petrisch noch Paulisch bin, sondern allein simpliciter glaube, was die 12 Articul deß Allgemeinen Heiligen Christlichen Glaubens in sich halten, werde mich auch zu keinem Theil vollkommen verpflichten, biß mich ein oder ander durch genugsame Erweisungen persuadiret zu glauben, daß es vor den andern die rechte wahre und allein seligmachende Religion habe." 12) Wenn, wie schon bemerkt, die unverfänglichen Angaben im Simplicissimus für die Biographie Grimmelshausen's verwerthet werden dürfen, dann hatte Grimmelshausen schon in der schwedischen Gefangenschaft Muße und Anregung zum Studiren, vergl. S. 482 fg. 13) Grimmelshausen citirt z. B. Luther's Werke nach der jenenser Ausgabe („Lutherus redet, Tom. 7 Jenensi, fol. 446") und hat die betreffende Stelle nachgeschlagen, vergl. S. 1104. Ferner die Art, wie er des „Davus" erwähnt, zeigt, daß er den Plautus nicht blos dem Namen nach gekannt hat, vergl. S. 1122. — Die dem Namen nach citirten classischen Autoren sind zahlreich; sie einzeln anzuführen, erscheint überflüssig. Bemerken will ich nur, daß in der Reise des Herrn Pilgram von Hohen-Wandern in die Neu-Ober-Welt des Monds S. 70 der Ausgabe von 1660 folgende Stelle vorkommt: „Denn auch das Griechische Sprichwort sagt: πολλὰς φιλίας ἀπροσηγορία διέλυσεν, daß Stillschweigen manche Freundschafft ins abnehmen gebracht habe." Vergl. auch S. 18 derselben Schrift. — Ferner versteht er italienisch, vergl. Vogelnest 2. Theil (in der Ausgabe von 1672) S. 145 fg. 14) Er muß damit sich eingehender beschäftigt haben, wenn er im Simplicissimus S. 1097 die schweizerische Gutturalaussprache mit der hebräischen vergleicht. 15) Zwar bringt er auch oft Irrthümliches, und besonders gern Fabeleien, zu Platze; vergl. darüber weiter hinten die Inhaltsangabe des 5. u. 6. Buches. Derartiges lag aber in dem Geiste der geographischen Studien damaliger Zeit.

16) Vergl. Keller's Ausgabe S. 1131. 17) Im „Rathstübel Plutonis" klagt er, „daß die Deutschen den Franzosen zugleich für Vorfechter, für Schanzkörbe und lebendige Maschinen dienen müssen, sie durch ihre Beschirmung in den gefährlichen Scharmützeln zu bedecken, die erste Hitze des Feindes auszustehen und denselben in die Flucht zu wenden, in den Bestürmungen aber die Gräben auszufüllen". Vergl. noch Mehreres bei Passow 1843. S. 1055. 18) Nach Goedeke, Grundriß II. S. 507, erschien die erstere Schrift (und zwar unter dem Titel: „Der fliegende Wandersmann nach dem Monde") schon 1659 in 12. Ein Exemplar ist nach ihm in Wolfenbüttel.

beiden ältesten Schriften Grimmelshausen's wol selbst nicht gesehen hat [19]). Die „Traumgeschicht von Dir und Mir" liegt mir nämlich in der ältesten Auflage vom Jahre 1660 in 12. (ohne Ort) vor; das Exemplar gehört der königl. Bibliothek zu Berlin. Der Verfasser ist hier nicht genannt. Der Titel heißt nicht, wie z. B. Goedeke S. 507 angibt, Traumgesichte, sondern „Traumgeschicht"; also liegt kein Anklang an Moscherosch's „Gesichte" vor; er lautet vollständig so: „Traum-Geschicht / von Dir und Mir. Sodann / Kurtze und kurtzweilige Beschreibung Der zuvor unerhörten Reise Welche Herr Bilgram von Hohen Wandern ohnlängsten in die Neue Ober-Welt des Monds gethan. Sehr nützlich / lustig uñ nachdencklich zu lesen. Gedruckt im Jahr 1660." 12. Die Traumgeschicht umfaßt S. 1—83, hat aber noch einen Anhang von S. 84—103 unter dem Titel: „Traum-verantwortlicher Anhang." Dann folgt, aber mit eigenem Titel („Kurtze rc. Beschreibung der zuvor rc.") und mit eigener Paginirung die Reise des Herrn „Bilgram von Hohen Wandern" in die Neue Ober-Welt des Monds, von S. 1—71.

1) Was den Inhalt der Traumgeschicht betrifft, so ist es nach einer langweiligen und steif-künstlichen Einleitung ein Traum, den der Verfasser gehabt haben will, und in dem das damalige weltliche Treiben, besonders das Nachahmen französischer Sitte, getadelt wird. Verschiedene Personen passiren Revue, ein junger Lebemann, seine „Liebste", ein Pfarrer, ein Bauer u. s. w., aber das Ganze ist zusammenhanglos und langweilig in die Breite gezogen; die derbe Sprache des Simplicissimus ist nicht zu verkennen, aber etwas Abgerundetes, wie der Simplicissimus doch zum Theil ist, wird nicht geboten. Merkwürdig ist es, daß mehrmals Anspielungen gerade auf braunschweigische [20]) Redensarten und Schwänke vorkommen.

2) Die Reise des Herrn Bilgram von Hohen Wandern in die Neue Ober-Welt des Monds beginnt mit einer ziemlich langweiligen Einleitung, welche wie das vorige Schriftchen dadurch langweilig wird, daß an einzelne, nicht wesentlich zur Sache gehörige Bemerkungen lange Betrachtungen geknüpft werden. In der Mondstadt Hellmond angekommen, ergeht sich der Reisende mit seinem Wirth in einer langen Unterhaltung voller Ausfälle gegen die Schweden- und ihren König und ihren Krieg mit Dänemark und Polen. Dann wird an einem Geistlichen der Mondwelt gezeigt, wie entartet die Geistlichen der Erde seien. Darauf wird der Herrscher der Mondwelt vorgeführt und werden an ihm Eigenschaften, die den damaligen Herrschern der Welt abgingen, nämlich Leutseligkeit, Mäßigkeit und Freigebigkeit, gerühmt, dabei die weltlichen Hofleute ebenfalls tüchtig mitgenommen, sodaß die Hofleute im Monde sich sehr verwundern. Nur die Frauen im Monde sind nicht viel besser als die auf der Erde, sie sind putzsüchtig und haben den Modeteufel. Doch sind sie häuslich und nicht leicht zu verführen, wie die Correspondenz am Schlusse zeigt. —

Die vorige, wie diese Schrift, überhaupt seinen Standpunkt als Schriftsteller charakterisirt der Verfasser am besten selber, wenn der den Bilgram im Monde in einem Gespräche mit Buchhändlern S. 53 sagen läßt: „Heutiges Tages seyen schier die Bücher am besten zu vertreiben, welche etwas kurtzweilig, lächerlich oder auch närrisch und ungeschickt [21]) seien." Unverkennbar steht auch der Bilgram seiner Sprache und dem Gedankenkreise nach, aus dem der Verfasser seine Anspielungen entnimmt und in dem er gern verweilt, das Gepräge der echten Schriften, auf denen des Verfassers Name genannt ist. Soldatenkniffe werden gern angebracht; auch etwas von der im Kriege ausgebildeten Gaunersprache S. 47 fg. zum besten gegeben. Ich möchte des Bilgram von Hohen Wandern Mondreise über die „Traumgeschicht" stellen, sowol was die Erfindung im Ganzen wie die Ausführung im Einzelnen betrifft.

3) „Schwarz und Weiß oder der satirische Pilgram" vom Jahre 1666 wurde bisher als die älteste nachweisbare Schrift Grimmelshausen's angesehen; in der Ausgabe vom Jahre 1684 fehlt auf dem Titel „Schwarz und Weiß". Die Vorrede dazu ist vom 15. Febr. 1666 datirt und die bedeutendsten Kritiker (Echtermeyer, Passow und Keller) erklärten dies für die früheste Zeitangabe in allen simplicianischen Schriften. Der „Satirische Pilgram" ist eine der schwächeren Leistungen des Humoristen, dessen eigentliche Stärke im Roman liegt. Sie enthält in zwanzig Capiteln (oder zwei Büchern zu je zehn Capiteln) vorwiegend müßiges Gedankenspiel und prunkt mit todter Gelehrsamkeit. Jedes Capitel zerfällt in „Satz", „Gegensatz" und „Nachklang" und behandelt einen verschiedenen Gegenstand, z. B. I. Cap. 1: „Von Gott und dessen Lob"; I, 2: „Von den vier Zeiten der Welt und sonderlich der Letztern"; I, 3: „Von dem Menschen, wozu er erschaffen, und dessen Werken"; I, 4: „Von den Bauern und ihren Vorzügen"; I, 6: „Vom Tanzen, dessen Ursprung und Lob"; II, 1: „Von der Poeterei und derselben Vortrefflichkeit"; II, 2: „Vom Geschütz und dessen wie auch des Büchsenpulvers nützlichem Gebrauch"; II, 3: „Von der Liebe, ihrer Eigenschaft und Wirkungen"; II, 4: „Vom Taback, woher derselbe komme, und

19) Ich schließe das wol mit Recht aus der Titelangabe bei Gervinus und darf deshalb und weil, wie unter 3) gezeigt werden wird, die Literarhistoriker diese Schriften bisher in der ältesten Ausgabe wenig oder gar nicht berücksichtigten, wol etwas näher auf diese ältesten Schriften Grimmelshausen's eingehen. 20) Eine Anspielung auf Braunschweig kommt auch im „Bilgram von Hohen Wandern" vor, wo es S. 24 ganz ebenso wie in der Traumgeschicht heißt: „ich mußte hierüber lachen und gedachte an jenen bezechten Braunschweiger, der einen Kachelofen vor einen Jakobsbruder angesehen.

21) Es ist damit nicht die Darstellung selber, sondern das Tölpelhafte, Ungeschickte der darzustellenden Helden gemeint. — Uebrigens lagen dem Dichter bei diesen wie bei anderen Visionen wahrscheinlich spanische Quellen vor oder waren wenigstens die Schriften von Moscherosch ein anregendes Vorbild; vergl. Passow 1843. S. 1068.

wozu er diene." Diese Ueberschriften zeigen, welches Sammelsurium der Pilgram ist. Unter „Satz" behandelt der Verfasser jedesmal das Gute des von ihm aufgeworfenen Gegenstandes, im „Gegensatz" setzt er sein Böses aus einander, und im „Nachklang" hält er Abrechnung zwischen beiden, vergl. Passow 1843. S. 1057. Im Simplicissimus wird auf diese Schrift Bezug genommen; andererseits kommt in ihr schon eine Stelle aus dem Simplicissimus vor, ein Beweis, daß Grimmelshausen schon 1667 an letzterem arbeitete, vergl. Passow 1843. S. 1044 und Keller S. 1134.

4) 1667 erschien der „Keusche Joseph", erst allein, dann mit einer Fortsetzung über seinen Diener „Musai". Der vollständige Titel ist natürlich länger und lautet mit einigen Auslassungen: „Des Vortrefflich Keuschen Josephs in Egypten, Erbauliche, recht ausführliche und viel-vermehrte Lebensbeschreibung, u. s. w., erstesmals mit großer und unverdroßner Mühe zusammen getragen von Samuel Greifnson von Hirschfeld. Nunmehro aber wiederumb aufs neue vom Autore übersehen verbessert, und samt des unvergleichlichen Josephs getreuen Schaffners Musai Lebens-Lauff. Vermehret, dem Curiosen Leser sehr anmuthig, lustig und nutzlich zu betrachten wolmeinend mitgetheilet." Nürnberg 1671. Welchen Inhalt dieser Roman hat, zeigt der Titel; wie er verarbeitet ist, werden wir bei der Charakteristik Grimmelshausen's als Romanschreiber sehen. Die Zeit des Erscheinens ist übrigens nicht ganz sicher, vor 1669 fällt sie aber; die Fortsetzung über Musai ist sicherlich wol erst 1668 veröffentlicht worden.

5) 1667 arbeitete Grimmelshausen die renchener Mühlenordnung aus. Möglicher Weise ist in diesem Jahre schon der „Stolze Melcher" erschienen, vergl. Keller S. 1135.

6) Im J. 1668 erschien zu Frankfurt a. M. in Duodez ein Roman: „Aimerinde", der nach Koch, Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1798. Band II. S. 258, dem Passow 1843. S. 1044 beistimmt, dasselbe Buch wie Dietwalt und Amelinde von unserem Dichter sein soll. Keller S. 1135 ist unentschieden und nimmt an der Zueignung des letzteren Romans, die aus dem Jahre 1669 stammt, mit Recht Anstoß. Goedeke S. 507 weist den ersteren Titel deshalb ganz aus der Reihe der Schriften Grimmelshausen's. — Im J. „1668 tritt der Simplicissimus zuerst auf", bemerkt Keller S. 1135, ob aber „gedruckt", wird nirgends bemerkt. Es ist damit aber nur die Vollendung des Manuscripts gemeint, nicht das Erscheinen im Druck. Das darf man aus dem Umstande schließen, daß der Schluß der bisher nachweislich ältesten Ausgabe vom Jahre 1669 das Datum „den 22. Aprilis Anno 1668" trägt, der Titel aber nicht das Jahr 1668 enthält, vergl. Keller S. 1001. An jenem Tage beschloß der Verfasser das sechste Buch des Simplicissimus, nach seiner eigenen Angabe. Keller selber S. 1135 möchte statt 1668 lieber 1669 lesen. Es ist jedenfalls unwahrscheinlich, daß schon im J. 1668 eine Ausgabe des berühmten Romans im Druck erschienen ist.

7) Noch vor den Simplicissimus fällt in das Jahr 1669 der Roman „Dietwalt und Amelinde". Hier liegt hinsichtlich der Chronologie ein ähnliches Verhältniß vor wie beim Simplicissimus. Die Zueignung datirt vom 1. mertz 1669; nach Keller S. 1135 ist das Buch aber vielleicht erst 1670 gedruckt. Und allerdings stammt auch die erste nachweisbare Ausgabe aus dem Jahre 1670; sie führt den Titel: „Dietwalts und Amelinden anmuthige Lieb- und Leids-Beschreibung, Samt erster Vergrößerung des Weltberühmten Königreichs Frankreich.

Den { Gottseligen erbaulich
Curiosen lustig
Historicis annemlich
Betrübten tröstlich
Verliebten erfreulich
Politicis nützlich
und der Jugend ohnärgerlich } zu lesen.

Zusammengesucht ꝛc. von H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhusano. Nürnberg, Verlegt und zu finden bey Felßeckern, Im Jahr Christi 1670." — Was den Inhalt des Romans betrifft, so spielt er um das Jahr 480 in dem gothischen und fränkischen Reiche; Dietrich von Bern, Chlodwig und andere Helden treten darin auf. Es verlohnt sich vielleicht der Mühe, diesen Roman darauf hin zu untersuchen, ob Grimmelshausen seinen resp. Stoff der uns bekannten Quelle der Dietrichsage oder anderswoher entnommen habe. Der Inhalt im Allgemeinen zeigt, daß der Verfasser in der Geschichte jener Zeit gar nicht unbewandert war. — Seiner Bedeutung nach gehört der Roman mit dem schon genannten „Joseph" und dem späteren „Proximus und Lympida" zu den sogenannten Kunstromanen, welche durch Philipp von Zesen in Deutschland eingeführt worden waren und durch Andreas Heinrich Buchholtz, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Lohenstein und Ziegler vertreten wird. Die Stoffe werden entfernten Zeiten entnommen, besonders gern der byzantinischen, jüdischen und älteren französischen Geschichte resp. Sage. Wenig Erfindung, hohle, bombastische Form und triviale Breite zeichnen sie aus. Ihm gegenüber steht der Schelmenroman, der aus dem Volksleben erwachsen ist. Grimmelshausen war eine viel zu urwüchsige und satyrische Natur, um sich an der Bearbeitung des Kunstromans genügen zu lassen. Schon seine der Richtung des Kunstromans angehörigen Arbeiten sind nicht so trocken und steif, wie z. B. der Großfürst Hercules von Buchholtz oder: Arminius und Thusnelda von Lohenstein. Aus der Verschmelzung des Kunstromans und des urwüchsig deutschen Schelmenromans entstand Grimmelshausen's Simplicissimus.

8) Der Simplicissimus erschien zuerst in fünf Büchern unter dem Titel: „Der Abentheuerliche Simplicissimus, Teutsch, das ist: Die Beschreibung deß Lebens eines seltzamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen was er darin gesehen, gelernet, erfahren und außgestanden, auch warumb er

solche wieder freywillig quittirt. Ueberauß lustig, und männiglich nützlich zu lesen. An Tag geben Von German Schleifheim von Sulsfort. Monpelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Im Jahr MDCLXIX." 618 Seiten in schmal Duodez [22]). Exemplare sind selten; die königl. Bibliothek zu Berlin hat eins. Noch in demselben Jahre erschien eine neue Ausgabe, welche die fünf Bücher der ersten Ausgabe auf 608 Seiten, dazu ein sechstes Buch enthält; sie war ebenfalls in Mömpelgard gedruckt. Das Buch wurde gleich nach seinem Erscheinen nachgedruckt, wie der Verfasser in einer Ausgabe von 1671 selber klagt. Die Nachfrage nach der Schrift muß gleich nach dem Erscheinen ungemein stark gewesen sein. Das zeigt schon der Umstand, daß Grimmelshausen noch im J. 1669 nicht nur die zweite Ausgabe in 6 Büchern veranstaltete, sondern auch das sechste Buch als sogenannte „Continuatio" zweimal besonders herausgab [23]) und außerdem vielleicht noch zwei Gesammtausgaben, also eine 3. und 4., in dem Jahre 1669 veranstalten mußte, vergl. Keller S. 1136—1140, der jedoch S. 1139 die beiden letzten Ausgaben theils für Nachdruck, theils für unecht erklärt. Der Simplicissimus hat noch mehr Auflagen erlebt und später durch fremde Hände eine Menge moralisirender langweiliger Zusätze erhalten, durch welche der Werth des Buches sehr verdunkelt wurde, bis endlich Keller durch seine kritische Ausgabe dies Original von dem Wust befreite und wieder zu Ehren gebracht hat. Der Roman als solcher ist zwar verschieden beurtheilt worden, aber die bedeutendsten neueren deutschen Schriftsteller sprechen ihm eine hohe Bedeutung nicht mit Unrecht zu, sodaß wir noch einige Augenblicke bei ihm verweilen müssen, um seinen Inhalt und seine Bedeutung in der deutschen Literatur darzulegen.

Schon der Titel zeigt, daß der Simplicissimus die Schicksale eines Vaganten enthält; dieser wird in der ersten Person redend vorgeführt.

Der Held ist als der Sohn eines Bauern im Spessart aufgewachsen und kennt von der Welt weiter nichts, als die Schafe, Ziegen und Schweine, die er gehütet, und die paar Menschen, welche auf dem Hofe seines Vaters (oder Knan's, wie er ihn nennt) lebten. Der in Deutschland tobende dreißigjährige Krieg hatte den Spessart bisher unberührt gelassen. Da dringen endlich (nach der Schlacht bei Nördlingen, wie wir später erfahren) schwedische Reiter, welche sich auf der Flucht verirrt hatten, in die Einsamkeit auch dieser Stelle Deutschlands ein, plündern Haus und Hof des väterlichen Gutes und plagen die Bewohner desselben auf das Scheußlichste. Der Knabe entflieht in den Wald und irrt Tage lang umher. Ganz unbekannt mit der Welt, hatte er schon die schwedischen Reiter als seltsame Geschöpfe, die mit dem Pferde verwachsen seien, angesehen; auch auf der Flucht erschrickt er sehr, als er auf den ersten Menschen in der Person eines Einsiedlers stößt. Bei diesem Einsiedler, der, wie sich später erweist, sein Vater ist, bleibt er längere Zeit. Er sieht hier zuerst eine Bibel mit Bildern und hält in seiner Dummheit die Figuren auf ihnen für lebend. Beim Einsiedler lernte er auch lesen, aber nur religiöse Sachen, und gut Deutschschreiben. Der Einsiedler, der ihm wegen seiner Einfalt den Namen Simplicius gegeben hatte, starb schon nach zwei Jahren. Der Pfarrer im benachbarten Dorfe war die einzige Person, welche der Knabe durch den Einsiedler kennen gelernt hatte. Bei ihm will Simplicius sich Raths erholen, findet aber das Dorf in vollen Flammen stehen und den Pfarrer durch herumziehende Reiter gefangen; nach S. 116 (der Ausgabe Keller's) war das kurz nach der Schlacht bei Nördlingen im J. 1634. Er kehrt nun in seine Einsiedelei zurück und führt das Einsiedlerleben weiter. Bald wird aber auch sein Zufluchtsort von Soldaten entdeckt und geplündert. Er irrt nun umher und kommt endlich nach Gelnhausen, welches ausgeplündert und zum Theil verbrannt ist. Auf dem Weitermarsch nach Hanau zu wird er von Musketieren ergriffen und in die damals von Schweden besetzte Festung Hanau geführt. Sein wunderlicher Aufzug, die verwilderten Haare, der aus Flicken bestehende Einsiedlerrock, das einfältige Wesen erregten einen Auflauf in der Stadt. Man hielt ihn theils für einen Narren, theils aber auch wegen seiner wunderlichen Antworten und weil er zugleich schreiben und lesen kann, für einen Erzschelm und Spion. Der Pfarrer, der ebenfalls in Hanau gefangen sitzt, erklärt aber dem Befehlshaber der Festung Alles. Dieser findet in dem Knaben eine große Aehnlichkeit mit seiner Schwester, welche nach der Schlacht bei Höchst, wo sein Schwager gefallen, im Spessart verschwunden war [24]), und nimmt ihn als bevorzugten Leibpagen an. Die Einfalt führt denselben aber zu den dümmsten und unfläthigsten Streichen. Er wird deshalb seines Postens entsetzt und zum Hofnarren mit einem seltsamen Anzug (einem Kalbskleid mit Eselsohren) degradirt. Der Pastor ermuthigt den unglücklichen Knaben, der seinen vollen Verstand hat, aber nur die Welt nicht kennt, unter den Mishandlungen, die er als Narr zu ertragen hat, nicht wirklich den Verstand zu verlieren, und ist, obgleich selbst nicht viel werth, so sein guter Stern. Endlich gewinnt Simplicius die durch seine Unfläthigkeiten (die ihn seine neidischen Mitpagen als erlaubt und fein vorgeredet hatten) verscherzte Gunst seines Herrn wieder. Da fangen ihn kaiserliche Reiter (Croaten) vor der Stadt weg, als er mit andern Knaben auf dem Eise spielte, und schleppen ihn mit sich. Bald entläuft er zwar die-

22) Die Originalausgaben sind zuerst von Holland in der kleinen Schrift: Der abenteuerliche Simplicissimus, Versuch einer Ausgabe nach den vier ältesten Drucken. Tübingen 1851. 8. nachgewiesen worden, nur hält Holland die 2. Ausgabe von 608 Seiten für älter als die erste, vergl. Keller S. 1136 fg. 23) Die erste Ausgabe dieser Continuatio, die ohne Seitenzahl ist und die Holland an dem Klaeden'schen Exemplar der ältesten Ausgabe von 1669 angebunden fand, vergl. Holland S. IV, hat das Datum: Rheinnec den 22. Apprilis Anno 1668. Weder Holland noch Keller S. 1137 fg. vermögen diese Angabe zu erklären.

24) Diese Schwester ist denn auch wirklich die Mutter des Simplicius, vergl. oben S. 319. Der Schwager war nicht gefallen, sondern Einsiedler geworden aus Reue über sein früheres Leben.

sen, geräth aber gleich darauf wieder andern Schnapphähnen in die Hände. Die entsetzen sich jedoch vor ihm, halten ihn für den Teufel und fliehen. Simplicius, der sich ihrer Flinte bemächtigt hat, führt nun auf eigne Faust ein herumschweifend diebisches Leben in den Wäldern, das für ihn um so sicherer war, als die Bauern wegen seines Anzuges mit den Eselsohren vor ihm wie vor dem Teufel flohen. Nun kommt (Buch II, Cap. 17) plötzlich ein seltsames Traumbild; Simplicius, der in seinem Umherschweifen bis nach Fulda oder Hirschfeld (wahrscheinlich ist Hersfeld gemeint) gekommen war, wird durch dasselbe plötzlich in das Magdeburgische versetzt, wie er angibt, durch einen wunderbaren Flug durch die Luft. Hier finden ihn Soldaten und bringen ihn in das Lager der Kaiserlichen[25]) vor Magdeburg. Ein Soldat erkennt ihn als das „Kalb" des Commandanten zu Hanau wieder und sagt, daß er die Laute gut schlagen könne. Da nimmt ihn ein Oberst zu seinem „Hof-Junker", d. h. zum Hofnarren, in der alten nur etwas aufgeputzten Kleidung, an, gibt ihn aber einem Hofmeister, der den Eindruck eines heruntergekommenen alten redlichen Candidaten der Neuzeit macht, unter Aufsicht. Die Schilderung, die Simplicius von dem kaiserlichen Heere macht, ist eins der besten Kulturbilder; besonders das Würfelspiel mit seinen Kniffen im Lager wird lebhaft vor die Augen geführt. Mit dem Sohne seines Hofmeisters, der Musterschreiber in der sächsischen Armee war, schließt Simplicius enge Freundschaft. Der neue Freund, der im Kriege späterhin Glück hat, heißt Ulrich Hertzbruder und wird nachher mehrmals der rettende Engel des Helden, wie vorher der Pfarrer. Hertzbruder fällt aber durch ein Taschenspielerkunststück, durch welches ihn Neider des Diebstahls verdächtig machen, bei seinem Herrn in Ungnade und muß gemeiner Soldat werden. Nur durch Geld kann er sich loskaufen, aber daran fehlt es ihm. Da bietet ihm Simplicius, der in seinen Eselsohren (die nun am Aermel angenäht sind) eine hübsche Geldsumme eingenäht hat, statt der gewünschten 100 Thaler 300 Dukaten. Alle drei, Vater Hertzbruder und Sohn und Simplicius schwören sich nun ewige Freundschaft. Gleich darauf geht der junge Hertzbruder als Reiter unter die Schweden, der Vater aber wird von einem jungen Officier, dem er etwas Böses vorhersagte, erstochen. Simplicius steht wieder allein da. Bei einem Fourage- und Raubzuge gelingt es ihm endlich, in einem Bauernhause ein paar Kleider zu stehlen. Obschon es Weiberkleider waren, zog er sie doch an, um endlich des Narrenanzuges ledig zu werden. Er kommt dadurch aber aus dem Regen in die Trause. Ein Rittmeister nimmt ihn in seine Dienste als Magd, und es verlieben sich in das neue Frauenzimmer nicht nur der Rittmeister und sein Knecht, sondern seltsamer Weise auch die Rittmeisterin, die ihn auf verschiedene Weise zu verführen sucht, obschon sie ihn doch als Frauenzimmer anzusehen scheint. Simplicius will natürlich Jungfer bleiben und weist alle Anträge des Knechtes, der ihn in seiner Liebeswuth sogar mit dem Tode bedroht, wie des Rittmeisters ab, und wird von diesem endlich den Troßbuben und dem Gesindel, welches den Heeren damals nachzog, preisgegeben. Bei der Jagd, die man nun auf ihn macht, zeigen die ihm vom Leibe gerissenen Kleider, daß er ein Mann und kein Weib ist; er wird von dem Rumor-Meister ergriffen und in Ketten gelegt als des Spionirens verdächtige Person. Er soll gefoltert werden, aber es ist keine Zeit dazu, denn das Heer muß gegen die Schweden aufbrechen, mit denen es dann bei Wittstock (1636) zur Schlacht kommt. Sein Heer wird geschlagen. Hertzbruder ist es, der ihn aus der Gefangenschaft befreit und seinem Knechte zur Obhut übergibt. Hertzbruder geht im Gewühle der Schlacht und Verfolgung aber zu weit vor und wird seinerseits von den Kaiserlichen gefangen; Simplicius fällt nach damaliger Sitte nun mit dem Knechte dem Rittmeister Hertzbruders als Erbtheil zu und wird bei ihm Waffenträger und Lautenspieler wie David bei Saul. Bei einem Reiterzuge nach Westfalen wird er von Kaiserlichen in dem Augenblicke gefangen, wo er seine Kleider von einem Heere von Ungeziefer befreien will. Er fällt einem kaiserlichen Dragoner als Beute zu und wird dessen Reitknecht. Die Schilderung dieses Dragoners ist ein wahres Cabinetstück (Buch II, Cap. 29). Der Dragoner, ein sparsamer und verhältnißmäßig frommer Soldat, wird mit Simplicius als Sauvegarde in ein westfälisches Frauenkloster gelegt und bringt hier den Winter zu. Simplicius schafft sich einen feinen Jägeranzug an, treibt eifrig die Jagd und lernt so alle Wege und Stege der Gegend kennen. Da stirbt der Dragoner, und Simplicius beerbt ihn. In die Garnison nach Soest zurückgekehrt, tritt er sehr fein auf, wird Gefreiter bei den Dragonern und geht oft auf „Partei", seine im Kloster gelernte Kenntniß der Gegend benutzend. Er stiehlt in den Dörfern auf das Schlaueste (vergl. die hübsche Scene Buch II, Cap. 31), zeigt in allen Anschlägen Geschick und Muth und bekommt als der „Jäger von Soest" einen gefürchteten Namen; einen Parteigänger der Feinde, der ebenfalls als „Jäger" sein Unwesen in der Gegend treibt, faßt er in ergötzlicher Weise ab (Buch III, Cap. 2). Es gelingen ihm zusammen mit seinem Kameraden Springinsfeld noch viele glückliche Streiche, die ihm Geld und Ruhm (man nennt ihn z. B. einen künftigen „Johann von Werth") einbringen. Da wird er aber von den Schweden gefangen und nach einer Festung (wahrscheinlich Lippstadt[26]), wo damals Hessen lagen) nicht weit von Soest gebracht. Da er Geld hat, führt er in der Festung ein flottes Leben und verkehrt auch in dem Hause des schwedischen Festungscommandanten. Bald knüpft er mit der Tochter desselben, der er Unterricht auf der Laute gibt, ein zärtliches Verhältniß an. Diese verliebt sich in ihn, läßt ihn schließlich sogar des Nachts heimlich in ihr Schlafzimmer und Bett, ohne ihm jedoch

25) Und Sachsen (vergl. S. 278): also nach dem prager Frieden 1635 (und vor der Schlacht bei Wittstock) spielt diese Geschichte.

26) Später, Buch IV, 14 (Keller S. 604), wird das auch durch ein L. angedeutet, vergl. dazu S. 352.

Weiteres zu gestatten. Da wird das Liebespärchen am Morgen vom Vater des Mädchens überrascht. Der droht mit dem Tode, wenn Simplicius nicht die Ehre seiner Tochter durch eine Heirath wiederherstellen will. Simplicius muß trotz innern Widerstrebens darauf eingehen und wird so Ehemann. Der Schwiegervater verspricht ihm ein Fähnlein und eine Lieutenantsstelle; Simplex will aber zuvor eine Geldsumme, die er in Cöln deponirt hat, holen, erhält dazu die Erlaubniß und reist ab, natürlich um zu seiner Frau nie wiederzukehren. In Cöln erfährt er, daß sein Geld durch den Banquerott des Kaufmanns, dem er es anvertraut hat, verloren ist. Er wohnt eine Zeit lang bei einem Advocaten, der ihm seinen Proceß führt, und schildert denselben in drastischer Weise (Buch III, Cap. 23 fg.). Da der Proceß nicht gleich zu Ende geht, so benutzt er eine günstige Gelegenheit und begleitet zwei junge Edelleute, die zu ihrer Ausbildung eine Reise durch Frankreich machen sollten, nach Paris. Hier lernt ihn ein Arzt kennen und nimmt ihn in seine Dienste. Simplicius' Kunstfertigkeit im Gesang und Lautenspiel, dazu seine jugendliche Schönheit wurden die Ursache, daß man ihn veranlaßte, in einer Oper vor dem Hofe aufzutreten. Er hieß fortan „der schöne Deutsche" (Beau Alman). Auch verliebt sich eine hochstehende Dame in ihn, und Simplicius hat ein geheimnißvolles Liebesabenteuer zu bestehen, welches er entweder wirklich erlebt oder einer guten französischen Quelle entnommen haben muß: so sauber gezeichnet ist das allerdings etwas schlüpfrige Bild (Buch IV, Cap. 4: „Beau Alman wird wider seinen Willen in den Venusberg geführt" und Cap. 5). Darauf entweicht er, mit Geld gut versehen, aus Paris, wird aber auf der Rückreise aus Deutschland krank. Er gesundet wieder; man hat ihm aber während der Krankheit sein Geld gestohlen, und er muß nun als betrügender Wunderdoctor sich nach Deutschland durchschlagen. Das gelingt ihm auch, und er kommt bis in den Elsaß; hier fällt er aber der kaiserlichen Besatzung zu Philippsburg in die Hände und muß Musketier werden. Auf einer Streifpartie fällt er in den Rhein und entkommt, wird aber bald darauf wieder erkannt und muß in der Festung weiter dienen. Er macht nun durch die tollsten Streiche dem Befehlshaber der Festung viel zu schaffen und sinkt tiefer und tiefer. Da erscheint der Retter in der Person Hertzbruders, der als kaiserlicher [27]) Officier in die Festung kommt, von Simplicius erkannt wird, ihn sich vom Commandeur ausbittet und mit sich nimmt. Nun scheint für Simplicius ein besseres Geschick einzutreten, aber der Leichtsinn, mit dem er z. B. seine Pferde verliert, bringt es dahin, daß Hertzbruder ihm die versprochene Officiersstelle noch nicht verschafft. Das ist einer der unmotivirtesten Momente des Romans; der Verfasser will aber wol die Gelegenheit benutzen und hier eine eigene Seite des Krieges, das Marodeurwesen schildern. So geht denn Simplicius (Buch IV, Cap. 13) eine Zeit lang unter die Marodeurbrüder. Darauf kommt er zu den Truppen Bernhard's von Weimar vor Breisach zu liegen, befreit sich aber von dem schweren Lagerleben, indem er seinem Capitain seine Beziehungen zu dem Obersten zu L., seinem Schwiegervater, darlegt, und erhält einen Paß, um zu seiner Frau und zu seinem Schwiegervater zu reisen. Unterwegs wird er von einem Marodeurbruder Namens Olivier, der schon vor Magdeburg als Musterschreiber sein Feind gewesen war, überfallen, überwindet ihn aber, obgleich derselbe „schuß- und hiebfest" ist. Völlig unmotivirt, da er doch hätte weiter reisen können, schließt er sich an denselben an und führt nun eine Art Räuberleben; bei dieser Gelegenheit wird die Geschichte Olivier's, der früher Student war, eingeflochten. Olivier fällt bald darauf. Simplicius nimmt dessen zusammengestohlenes Geld zu sich und wendet sich nach Villingen zu den Schweden. Hier findet er, der nun reich ist, den Hertzbruder verwundet und verarmt wieder; er kann nun seinerseits ihm helfend beistehen und ihn pflegen. Hertzbruder hat religiöse Regungen bekommen und will eine Wallfahrt nach Einsiedeln in der Schweiz „auf Erbsen" machen, den gottlosen Freund aber nicht mitnehmen, thut es aber schließlich doch, da dieser sich reumüthig stellt. Simplicissimus geht nun auch auf Erbsen (aber wohlweislich hat er sich nicht rohe, sondern gekochte in seine Schuhe gesteckt) nach Einsiedeln, wo er die Thätigkeit eines Teufelbeschwörers beobachten kann. Beide begeben sich darauf in das Bad Baden und von hier aus nach Wien, wo Hertzbruder hohe Gönner (besonders den Grafen von Götz) hatte und von Neuem Anstellung zu finden hoffte. Hertzbruder erhielt eine solche, auch Simplicissimus, dessen Name von Soest her bekannt ist und der eine Compagnie, die freilich nur sieben Mann stark ist, als Hauptmann bekommt. Merkwürdiger Weise werden hier, wie auch an andern Stellen, die glücklicheren Momente im Leben des Abenteurers in einigen wenigen Zeilen abgethan. Simplicius wird in einer Schlacht, in der auch Götz fällt (also in der Schlacht bei Jankau im J. 1645), mit Hertzbruder verwundet und beide gehen wieder in das Bad, wo Hertzbruder stirbt. Simplicissimus hat inzwischen erfahren, daß seine Frau gestorben sei. Er verliebt sich im Bade in ein hübsches Bauermädchen und heirathet sie schließlich, weil sie sich ihm anders nicht ergeben will. Er richtet sich auf seinem Bauerngute sehr wohl ein; seine Frau, besonders deren körperliche Eigenschaften, gefallen ihm aber nicht, und er lebt mehr im Bade unter flotten Gesellen als zu Hause. Die Wirthschaft geht tiefer und tiefer herunter, da seine Frau nicht viel vom Wirthschaften versteht und liederlich wie er ist. Da sieht er eines Tages einen Bauern auf der Straße, den er als seinen Vater vom Spessart her wiedererkennt. Er knüpft mit ihm ein Gespräch an und erfährt von ihm, daß der Bauer nicht sein Vater, sondern nur sein Pflegevater sei, daß er der Sohn einer flüchtigen Officiersfrau sei u. s. w., wie wir schon oben beim Leben des Dichters bemerkten, vergl. S. 319. Die Frau des Simplicius bekommt darauf

27) Die Umwandlung aus einem schwedischen Reiter in einen kaiserlichen Officier war wol durch die Gefangennahme bei Wittstock eingetreten.

ein Kind, aber nicht von ihm, sondern vom Knechte (wofür die Magd ein Kind von Simplicius hat), stirbt aber, sich dem Trunke ergebend, bald. Unser Held übergibt nun Haus und Hof dem alten Pflegevater vom Spessart her und geht wieder in die Welt. Hier endet eigentlich der Roman als solcher (also bei Buch V, Cap. 9).

Das Folgende sind geographische Fabeleien und Phantasien, ohne innern Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und zum Theil herzlich langweilig. Zunächst wird mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit die Sage vom Mummelsee behandelt. Dann wird eine Rundreise durch Osteuropa u. s. w., bei welcher Moskau die Hauptrolle spielt, gemacht und es schließt das fünfte Buch mit einer Rede an die sündige Welt, deren Quelle der schon oben erwähnte spanische Ascet „Quevara", wie ihn Grimmelshausen namentlich anführt, ist. Diese Rede des lebenssatten Simplicius beginnt folgendermaßen (V, 24, Keller S. 811): „Adjeu, Welt, denn auff dich ist nicht zu trauen, noch von dir nichts zu hoffen; in deinem Hauß ist das vergangene schon verschwunden, das gegenwärtige verschwindet uns unter den Händen, das zukünftige hat nie angefangen" u. s. w. Im nun folgenden sechsten Buche der 2. Ausgabe erfahren wir zunächst, daß der lebensmüde Held im Schwarzwalde Einsiedler geworden ist. Daran reiht sich eine Phantasie über Lucifer und wie er den geschlossenen deutschen Frieden aufgenommen, die dann weit ausgesponnen wird, mit moralischen Bemerkungen mehr als nöthig gespickt, ganz im Geiste des langweiligen Moscherosch. Aus dieser Phantasie entwickelt sich ein neues Reiseleben, welches sich nun besonders über das westliche Europa erstreckt. Es würde zu weit führen, hier die Verknüpfung im Einzelnen anzugeben. Nur auf die Robinsonade muß ich noch eingehen, deren Bedeutung schon oben hervorgehoben wurde.

Simplicius, der auf seiner Reise auch nach Kairo gekommen ist, wird bei einem Ausfluge nach den Felsengräbern [28]) von arabischen Räubern gefangen und von diesen wegen seines großen Bartes als wilder Mann in den Städten und Flecken am rothen Meere umhergeführt. Er wird bald aus der üblen Lage befreit und will statt nach Jerusalem, welches das eigentliche Ziel der Reise ist, auf einem portugiesischen Schiffe nach Europa zurückkehren und wenigstens den H. Jacob zu Compostella besuchen. Auf der Fahrt vom rothen Meere nach dem Cap der guten Hoffnung scheitert aber das Schiff. Nur Simplicius und der Schiffszimmermann retten sich auf Schiffsplanken und landen auf einer menschenleeren, aber fruchtbaren Insel [29]). Citronen, Pomeranzen und Cocosfrüchte, auch Palmwein und unzählige Vogeleier sichern sie vor dem Hungertode; an Geräthen hatten sie eine Axt, einen Löffel, drei Messer, eine Gabel und Scheere gerettet, dazu ein volles Pulverhorn, durch welches sie Feuer gewinnen. Bei genauerer Umsicht mehrten sich die Quellen der Nahrungsmittel. Um das Schlaraffenleben vollständig zu machen, wird ihnen auch ein schiffbrüchiges Weib, eine Abyssinierin, zugetrieben, welche ihrer Küche vorsteht. Damit wird den menschlichen Leidenschaften aber wieder Thür und Thor geöffnet. Die Abyssinierin beredet den Zimmermann, daß er den Simplicius bei Seite schaffen soll, um die Insel mit ihr allein zu besitzen. Kurz vor Ausführung des Verbrechens verschwindet aber das Weib nach Art eines Teufels. Der Zimmermann bereut nun sein Vorhaben und offenbart dem Simplicius Alles; er muß zur Erinnerung an die bösen Absichten und zur Buße Kreuze errichten, die vor ähnlichen Anschlägen abhalten sollen. Die Abyssinierin, d. h. der Teufel in eigner Person, war mit großem Gestank verschwunden. Die beiden Männer richteten sich nun so behaglich als möglich ein. Der Zimmermann jedoch starb bald, weil er dem Palmwein zu fleißig zugesprochen hatte. Simplicius ist nun Einsiedler, und hat als solcher verschiedene Gesichte und wird sehr fromm: jeder kreuzförmige oder stachlichte Gegenstand erinnert ihn an das Kreuz und die Leiden Christi. In dieser Stimmung schreibt er seine Geschichte, also den Simplicissimus, auf Palmenblätter. Diese Geschichte wird durch einen holländischen Schiffscapitain, der zufällig auf der Insel landet und vor dessen Mannschaft sich der Einsiedler zu verbergen sucht, nach Europa gebracht; der Einsiedler selber aber bleibt auf der Insel.

So endigt das Werk nicht unkunstmäßig, denn nach einem Leben, wie es Simplicius geführt, ist sein Sinn für das Einsiedlerleben wol erklärlich. — Die den späteren Ausgaben noch von Grimmelshausen hinzugefügten Continuationen sind wieder in dem flotten Ton der ersten fünf Bücher gehalten und erinnern lebhaft, ja gleichen fast auf ein Haar den volksthümlichen Darstellungen der Neuzeit, z. B. dem Schatzkästlein Hebbel's oder dem Lahrer Hinkenden Boten.

Außer den „Continuationen", wie sie Grimmelshausen selber nennt, arbeitete er noch kleinere Romane, auch eine Art Fortsetzungen unter besonderen Titeln aus, nämlich:

a) Trutz-Simpler: Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung Der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche, wie sie anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Leutenantin, bald eine Marquetenderin ꝛc. abgegeben ꝛc. Von Philarchus Grossus von Trommenheim, auf Griffsberg. Gedruckt in Utopia, bei Felix Stratiot o. J. 12. — Auch in der Gesammtausgabe vom Jahre 1683. Schließt sich an Simplicissimus V, 6 an.

b) Der seltzame Springinsfeld, Das ist — Lebensbeschreibung. Eines Soldaten. Nunmehro — Landstörtzers und Bettlers, Sammt seiner wunderlichen Gaukeltasche —. Von Philarcho Grosso ꝛc. Gedruckt zu Paphlagonia bey Felix Stratiot. 1670. 12.

28) Merkwürdiger Weise um „Mumien zu holen"; die Pyramiden von Gizeh werden nur nebenbei erwähnt, scheinen also nach den damaligen Geographien wenig Interesse gehabt zu haben. 29) In der Geographie zeigt der Dichter hier große Schwächen. Nach dem Schlusse des 6. Buches lag die Insel nicht auf der Ostküste, sondern auf der Westküste, nach S. 998 eine Tagefahrt von der Insel Helena entfernt, vorausgesetzt natürlich, daß mit diesem Helena die jetzt so bekannte Insel im äthiopischen Meere gemeint ist.

Der Springinsfeld ist schon oben S. 325 als Figur im Simplicissimus erwähnt. In der Gesammtausgabe der Simplicianischen Schriften vom Jahre 1683 lautet der Titel etwas anders; sie steht auch hier vor dem Trutz-Simpler.

c) Das wunderliche Vogel-Nest, Der Springinsfeldischen Leyrerin, Voller Abentheuerlichen, doch Lehrreichen Geschichten, auf Simplicianische Art — außgefertigt Durch Michael Rechulin von Sehmsdorff o. O. 1672. 12. (Auch: Amsterdam bei Johann Fillion 1673. 12.)

Der ältesten Ausgabe des Vogelnestes ist (im berliner Exemplare) ein Bild vorgebunden, welches einen Satyr darstellt, der durch ein Vogelnest einen Globus und daneben liegend einen Haufen von Gesichtsmasken betrachtet; vor dem Satyr steht ein kleiner Engel, der mit einem Fernglase dasselbe thut. Darunter stehen die Worte:

Ich Schau durch ein Vogelnesst die krummen wege an
Welche die Welt hingeht,
Die gleichwohl durch ein Fernglas das Kind nit sehen kan.
Weils voller Schämbärt steht.
Zeig damit was die Ursach sey daß wir so blind hinwandern,
Schrey Irrender steh still
Und Warn vor Schaden Jedermann, den einen wie den andern.
Ob jemand folgen will.

Dasselbe Bild mit derselben Unterschrift ist auch in der Ausgabe von 1683 zu finden.

Diese Fortsetzungen [80]) sind frisch aus dem Leben gegriffen, wie der Simplicissimus; sie treten aber wegen des Mangels an Handlung an Werth weit hinter den Hauptroman zurück. So ist die Geschichte Springinsfeld's zwar voll der treffendsten Lebenswahrheiten, vergl. z. B. S. 52 fg. (in der Ausgabe von 1683), das kann aber den Mangel an Handlung nicht ausgleichen, obgleich genug von dem Leben und Treiben des Helden erzählt wird. Die Unschuld, mit der Simplicissimus in das Leben eintritt, und die dem Hauptwerke einen so großen Reiz verleiht, fehlt hier. Man kann diese drei kleinen Schriften gewissermaßen als „Geschichten aus dem dreißigjährigen Kriege", für das deutsche Volk geschrieben, bezeichnen. Denn der Trutz-Simpler gleicht dem Springinsfeld wie ein Ei dem andern, nur daß hier ein Weib den Mittelpunkt der aus dem Vagantenleben entnommenen Erzählung bildet. — Das Simplicianische Vogelnest endlich schließt sich wieder an eine Episode aus dem Springinsfeld an und beschreibt die Geschichte eines Abenteurers, der in seinem Taschentuche ein Vogelnest hat. Dieses Vogelnest besitzt gleichwie eine Wünschelruthe große zauberische Kraft und vermag auch unsichtbar zu machen, sodaß der Besitzer im Stande ist, in fremde Häuser und Wohnungen zu gelangen und hier zu beobachten, eine Idee, die auch in spanischen Liebesromanen benutzt ist. Die ziemlich lange Geschichte spielt in friedlicher Zeit und ist schon dadurch weit angenehmer zu lesen als die ungleich unfläthigeren und roher gehaltenen Springinsfeld und Trutz-Simpler. Auch der Inhalt ist weit zarter; Manches duftet fast nach Wohlgerüchen und ist schöner gemalt als in den feinsten französischen erotischen Romanen, steht auch dadurch höher, daß bei aller Erotik Grimmelshausen immer zuerst Satyriker oder doch Humorist bleibt. Damen spielen besonders eine Rolle, dazu schlüpfrige Liebschaften. Eine ergötzliche Geschichte erinnert fast direct an Casanova's Memoiren, besonders an dessen Liebschaft mit der schönen holländischen Jüdin Esther. Der Abenteurer im Vogelnest spielt in einer jüdischen Familie Hollands fast dieselbe Rolle wie Casanova bei der Esther und bei der d'Urfé. Er gibt nämlich vor, er sei ein Prophet vom Himmel, der heilige Geist, und werde mit Esther, so heißt auch hier die schöne Jüdin, den neuen Messias erzeugen, vergl. S. 138—254 der Ausgabe von 1672.

Trotz mancher Mängel haben auch diese kleineren Schriften den Vorzug mit dem Simplicissimus gemeinsam, daß sie in derbster volksthümlicher Weise eine praktische Lebensweisheit empfehlen, und daß auch auf sie das Motto des Simplicissimus paßt:

Es hat mir so wollen behagen
Mit Lachen die Wahrheit zu sagen,

welches trotz aller sonstigen Unfläthereien eine tiefere Grundidee, die an die Horazische Weisheit erinnert, deutlich kundgibt und so das scheinbar Gemeine erklärt oder doch entschuldigt.

Die durchgreifendste Wirkung übte natürlich der Hauptroman, der sogenannte Simplicissimus, jedoch mehr auf das gemeine Volk, als auf die Gebildeten, bei denen er erst in der neuesten Zeit mehr in Aufnahme kommt. Seit 1670 erschienen zahlreiche Ausgaben resp. hochdeutsche Bearbeitungen oder Nachahmungen von ihm. Zu den letzteren sind zu rechnen: Simplicianischer Jan Perus vom J. 1672; Der simplicianische Weltkucker vom J. 1678 und 1679; Der französische Simplicissimus von 1682 und 1683; Der ungarische Simplicissimus von 1683 und 1854; Historisch-Politisch- und Philosophische Kriegs- und Friedensgespräche vom J. 1683; Der sim-

80) Gedruckt sind alle die kleineren Schriften, ebenso auch der Simplicissimus, in einer Gesammtausgabe der Werke Grimmelshausen's, welche in den Jahren 1683—1684 erschien. Der erste Band führt den Titel (Passow gibt ihn S. 1038 nicht an): Der aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene deutsche Simplicissimus- u. s. w. Nürnberg, Felßecker 1684. Angefügt ist mit eigenem Titel, aber weiter gehender Seitenzahl die Schrift: Deß Weltberufenen Simplicissimi Prahlerei und Gepräng in seinem Teutschen Michel ꝛc. von Signeur Meßmahl O. O. u. J. Der 2. Band vom Jahre 1683 enthält die drei Seitenstücke zum Simplicissimus und den keuschen Joseph; er hat den Titel: Deß possierlichen, weit und breit bekannten Simplicissimi Schriften Zweyten Theils Erstes Buch von dem seltzamen Springinsfeld. O. O. 1683. — Der dritte Band vom Jahre 1684 hat auch Ort und Drucker (Nürnberg bei Felßecker) und den Titel: „Deß Aus dem Grabe der Vergessenheit wieder erstandenen Simplicissimi — — Staats-Kram" ꝛc. Dieser enthält die zahlreichen kleineren Schriften, vergl. im Folgenden Nr. 9. Nur der Ewigwährende Calender ist hier nicht enthalten, sondern einzeln herausgekommen unter dem Titel: Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender, Worinnen ohne die ordentliche Verzeichnus der unzehlbar vielen Heiligen Tage auch unterschiedliche Curiose Discursen von der Astronomie, Astrologie u. s. w. Nicht weniger Viel Seltzame jedoch wahrhaffte Wunder-Geschichten u. s. w. befindlich. Nürnberg, Felßecker, 1677. 4. (234 S.); nach Passow 1843. S. 1039 offenbar nicht die erste Auflage, die nach ihm im J. 1670 erschienen sein muß.

plicianische Hasenkopf von 1683; Der Türckische Vagant von 1683; Malcolmo von Libandu vom J. 1686; Alberner Briefsteller von 1725; Simplicissimus Redivivus in Frankreich von 1743; Der mit seinem entlehnten Cörper sich noch in dem Kriege befindliche Simplicissimus redivivus von 1744; Der Held des 19. Jahrhunderts vom J. 1809 und Simplicissimus (im „Morgenblatt") von H. Kurtz vom J. 1836; Der Wechsel des Glücks und Unglücks von 1756; Simplicius von Einfaltspinsel vom J. 1790. Zu den Ausgaben und Bearbeitungen gehören außer den Gesammtausgaben die von: Wagenseil (1779 und 1785), Haken (1810), Weißer (1822), E. v. Bülow (1836), Wolff (1848, 1851 und 1856) und H. Kurz (1863—1864, in seinem Werke: Deutsche Bibliothek der 3. bis 6. Band) unter dem Titel: Simplicianische Schriften J. Christoffels von Grimmelshausen (also eigentlich zu den Gesammtausgaben zu rechnen). Die beste und einzig kritische ist die von Keller in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart, Bd. 33 und 34 vom J. 1854. — Gesammtausgaben der Werke Grimmelshausen's sind erschienen in den Jahren: 1683, 1684, 1685, 1695, 1701 und 1713. — Vergl. Ausführlicheres hierüber bei Keller S. 1151 fg. und bei Goedeke S. 507 fg., obgleich dieser hinsichtlich der neuesten Ausgaben nicht ganz vollständig ist, indem bei ihm z. B. die 3. Auflage der Wolff'schen Ausgabe nicht verzeichnet ist.

9) Hinsichtlich der Schriften, welche nach dem Simplicissimus erschienen sind, kann ich mich kürzer fassen und meist auf die Titelangabe beschränken, weil sie theils Wiederholungen einzelner Stoffe des Simplicissimus sind, also der Volksliteratur angehören, wie das „Rathstübel Plutonis", der „Teutsche Michel", der „Stolze Melcher"[31]), „Warum Er nicht katholisch werden könne", „Die Verkehrte Welt" und der „Ewigwährende Calender"; theils stehen sie auf dem Boden des Kunstromans, wie der „Satyrische Pilgram", „Proximus und Lympida" und der „Zweiköpffige Ratio Status". Die Zeit des Erscheinens ist bei Keller S. 1140 fg. genau verzeichnet; es kommt hier nur noch darauf an, auf den Inhalt und die Bedeutung dieser kleineren Schriften zur Beurtheilung der schriftstellerischen Thätigkeit Grimmelshausen's kurz einzugehen, wobei ich mich an Passow 1843. S. 1055 fg. und an die Gesammtausgabe Band III. vom J. 1684 anschließe.

a) Im „Rathstübel Plutonis oder Kunst Reich zu werden" u. s. w. Gedruckt in Samarien. Im Jahr 1683. treten die Hauptpersonen des Simplicissimus und dazu noch einige neue auf[32]). Sie unterhalten sich über die Kunst reich zu werden und kommen im Wesentlichen darin überein, daß sie in der Entäußerung von allem unnöthigen, namentlich ausländischen Luxus in Kleidung, Nahrung u. s. w. bestehe. An dieses Gespräch, in welchem der aus früheren Schriften schon bekannte Charakter der Einzelnen festgehalten wird, knüpfen sich Betrachtungen des verschiedensten Inhaltes, aber alle mit volksmäßig lehrhafter Wendung, die von den einzelnen Personen der Reihe nach vorgetragen werden. Nach Passow a. a. O. könnte die Art, in der hier historische Personen, z. B. Wallenstein, Johann v. Werth u. a., kurz gezeichnet werden, noch heute Volksschriftstellern zum Muster dienen.

b) Im „Stolzen Melcher" (Bd. III. S. 849—866) ist die erzählende Form strenger beibehalten, als in der vorigen Schrift. Ein reicher Bauernsohn hat sich durch Uebermuth verleiten lassen, bei den Franzosen Kriegsdienste zu nehmen, kehrt aber krank und abgerissen, fast dem verlorenen Sohne ähnlich, nach Hause zurück. Der Verfasser findet gerade in dieser Erzählung Gelegenheit, seinen patriotischen Sinn darzulegen, und Passow vergleicht ihn daher mit Justus Möser, dessen „Patriotische Phantasien" eine ähnliche Tendenz haben und mit diesen kleineren Arbeiten Grimmelshausen's eine auffallende Aehnlichkeit haben, sodaß man oft glaubt, bei Möser schon ganz dasselbe gelesen zu haben. Das didaktische Element im „Stolzen Melcher" wird durch den Junker und Pfarrer des Dorfes vertreten, die an das Schicksal Melcher's ihre gegen die Nachahmung des französischen Wesens gerichteten Betrachtungen anknüpfen.

c) Der „Teutsche Michel" zieht den Zustand der deutschen Muttersprache an das Licht, und ist sowol gegen die barbarische Sprachmengerei des Zeitalters, wie gegen die abgeschmackte Art der Sprachreinigung, die Ph. v. Zesen aussann, gerichtet. — Ein ähnlicher Stoff wird übrigens auch schon in den Continuationen des Simplicissimus eingehend behandelt.

d) In der Schrift „Warum Er nicht katholisch werden könne" legt Grimmelshausen in Form eines Dialoges seinen religiösen Standpunkt, der, wie wir schon sahen, auf Glaubensfreiheit gerichtet ist, in einer für das ganze Volk bestimmten Weise dar.

e) Der „Ewigwährende Calender" ist ein echter Volkskalender der Neuzeit. Grimmelshausen gibt historische Notizen, Wirthschaftsregeln und Anekdoten zum Kalender; in einem zweiten Theile behandelt er dialogisch das Kalenderwesen, Astronomie, Weissagungen u. s. w., und ist besonders wichtig durch den Kampf, den er hier gegen den an die Astrologie sich auch bei wissenschaftlich gebildeten Männern anknüpfenden Aberglauben wendet, und durch die allerdings nicht immer durchschlagende Bemühung in dieser Hinsicht das Volk zu belehren.

Den Inhalt des der kunstmäßigen Richtung angehörigen Satyrischen Pilgram haben wir schon oben be-

31) E. v. Bülow hat es nicht für unwerth gehalten, ihn in seinem Novellenbuche Band 3 neu herauszugeben. 32) Sie sind, wie in einem Theaterstücke, vorher genannt, nämlich: 1) Martius Secundatus ein reisender Landbeschauender Cavallier. 2) Alcmaeon Atheniensis dessen Gastgeber. 3) Cidona Corinthia dessen Haußfrau. 4) Jungfrau Spes ihre Tochter. 5) Der Satyrico Gesinnte abentheuerliche Simplicissimus. 6) Collybius ein Kauf- oder Handels-Herr. 7) Simplicissimi alter Knan (Vater). 8) Erich ein Schwed, der Verfasser dieses Tractätels. 9) Laborinus ein Handwerksmann. 10) Simplicissimi alte Meuder (vom Spessart her). 11) Coryphaea die Comödiantin. 12) Aaron ein sechtzigjähriger Jud. 13) Courage die Landstörtzerin. 14) Der abgelebte Spring ins Feld.

sprochen; es bleibt uns noch übrig, den der beiden übrigen Romane anzudeuten.

f) Der Roman „Proximi und Lympidä Liebes-Geschicht" (Dedication vom 21. Juli 1672, in Bd. III. der Gesammtausgabe datirt er vom J. 1683 und geht von S. 443—594) spielt im byzantinischen Reiche unter der Regierung der Kaiser Phocas und Heraclius. In ihm ist das eigentliche erzählende Element mehr ausgeprägt als das didactische, obgleich der Dichter auch den letzteren Zweck in sofern verfolgt, als er eine Darstellung der damaligen byzantinischen Geschichte geben will.

g) Der „Zweyköpffige Ratio Status" hat zwar auf dem Titel noch Folgendes: „lustig entworfen unter der Histori des weiblichen Königs Saul, des sanfftmüthigen Königs David, des getreuen Printzen Jonathan und des tapfern Generalissimi Joabl." Unter dieser Umhüllung werden aber doch, wenngleich nicht frei zu Tage liegend, vaterländische Betrachtungen angestellt. Ratio Status bedeutet nach Grimmelshausen: „in unserer heutigen Almode-Welt die Uebung der Selbst-Erhaltung samt dem Fleiß und der Mühe, so hierzu angewandt wird, als welche gleichsam das Leben und die Seele eines Reichs oder einer Republique ist"; die Zweiköpfigkeit besteht darin, daß er, „gut oder böse, je nachdem er etwan von rechtmäßigen, frommen, Gott und der Welt gefälligen Regenten, oder aber von ungerechten, gottlosen Tyrannen beherbergt und ihm Folge geleistet wird". Die zwiefache Staatsweisheit wird in langweiligen Auseinandersetzungen, die an die biblische Erzählung vom Saul, Jonathan u. s. w. angeknüpft sind, dargelegt; als Repräsentant der schlechten Staatsweisheit wird besonders Machiavelli angegriffen.

Mit dieser Darlegung ist der doppelte Charakter der Schriften unseres Humoristen zur Genüge gekennzeichnet. Die übrigen Schriften tragen alle ein den schon dargelegten Richtungen ähnliches Gepräge, und es erübrigt nur noch, ihre Titel und ihren Inhalt kurz anzugeben. Besonders interessant ist: a) „Der fliegende Wanders-Mann nach dem Mond, Oder Eine gar kurzweilige und gar seltzame Beschreibung der Neuen Welt des Mondes, wie solche von einem geborenen Spanier, mit Nahmen Dominico Gonsales, beschrieben; und der Nachwelt bekannt geworden ist. Aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt." O. O. 1684 (3. Band der Gesammtausgabe). Wir erfahren hier im Titel, daß der Verfasser eine spanische Quelle in französischer Uebersetzung benutzt hat, und gewinnen so einen Einblick in seine Art zu arbeiten. Dieser fliegende Wandersmann hat übrigens nichts von demselben Inhalte, wie die Mondreise des Herrn Bilgram von Hohenwandern, sondern sucht eine Darstellung der Mondswelt zu geben, so gut man sie sich damals eben machen konnte, natürlich untermischt mit humoristischen Skizzen.

b) Die „Verkehrte Welt" (Gesammtausgabe Bd. III. S. 235—326) gehört der belehrenden Volksdichtung an. Der Verfasser gelangt durch einen Zufall in die Hölle und erzählt nun, welche Strafen die einzelnen Verbrecher erleiden; eine Phantasie über die Todsünden, wie sie auch in Bildern des 16. Jahrh. (z. B. Holbein's) Mode war.

c) Das Galgen-Männlein Oder Ausführlicher Bericht, woher man die so genannte Allräungen oder Geldmännlein bekommt u. s. w. 1684.

d) Der Erste Beerenhäuter u. s. w. 1684. S. 896—904. Die Ueberschrift der einzelnen Seiten hingegen lautet: „Die drey lustige Brüder". Eine Geschichte von nur 9 Seiten, ist eine Skizze geblieben und handelt von einem verzauberten Soldaten. Merkwürdig ist die Art des Druckes, indem die Zeilen in willkürlichster Weise mitten im Druck abgebrochen werden.

e) Simplicissimi wunderliche „Gauckel-Tasche Allen Gaucklern, Marckschreyern, Spielleuten" u. s. w. S. 906—922. Gibt Holzschnitte mit Ueberschriften, wie z. B.: Die Weinschläuch und Bier-Brüder betreffend, oder: Die Soldaten und Kriegsgurgeln betreffend, und dazu gereimt und in Prosa kurze satyrische Bemerkungen.

f) „Manifesta Wider diejenige, Welche aus sonderbarer Mißgunst und Boßheit Die roth- und gülbene Bärte verschimpffen und verfolgen" u. s. w. S. 924—936. Die Ueberschrift der einzelnen Seiten lautet: „Ein rother Bart ist guter Art." Eine mit dem Aufwande größter Gelehrsamkeit geschriebene Vertheidigung der rothen Bärte.

g) Endlich hat Keller S. 1144 noch den Titel einer Simplicianischen Schrift, die jedoch in den Gesammtausgaben nicht vorkommt, nachgewiesen, welcher lautet: *Viridarium historicum*, d. i. histor. Lustgarten enthaltend hundert auserlesene Geist- Herz- und Gemüth erfreuende Geschichten, durch Vorschub und Anleitung des weit und breit berühmten Simplicii Simplicissimi. Nürnberg, Felsecker. O. J. (aber wol 1670, nach Keller).

Die Bedeutung des Simplicissimus. Von allen Werken Grimmelshausen's ist der Simplicissimus unstreitig das bedeutendste; Grimmelshausen betrachtet es auch selber als sein Hauptwerk und nennt sich zuweilen direct selbst Simplicissimus. Der Vorzüge des Werkes sind viele. Eine kühne Erfindung, lebendige Schilderung, klare und treffende Sprache, gewandte Behandlung der verschiedensten Situationen und dabei eine derbe Naturwahrheit, die selbst das Unfläthigste zu malen nicht für unschön hält. Man darf deshalb nicht ohne Unrecht annehmen, daß trotz des grellen Wechsels der Schicksale des Helden das Buch doch größtentheils Biographie ist. Mit einem solchen Werke trat Grimmelshausen der damals herrschenden Kunstrichtung scharf entgegen, denn er gibt statt künstlicher Gliederpuppen, behängt mit gelehrtem Flitterkram, Bilder aus dem frisch pulsirenden Volksleben und zwar mit unversiegbarem Humor. Bei der Lectüre des Buches wird man an die holländischen Maler, welche das Dorf- und Schenkenleben so drastisch mit dem Pinsel erfassen, lebhaft erinnert. Directe Vorbilder hatte der Verfasser vielleicht; man hat z. B. an spanische Romane als seine Quelle gedacht. Für einzelne Partien mag es zugegeben werden können, nicht aber durchweg. Eine derartige Schelmenfigur, wie der Simplicissimus sie ist, hat viel zu sehr deutsches Ge-

präge. Sie liegt aus früherer Zeit schon im Till Eulenspiegel vor; der Simplicissimus ist dieser Till Eulenspiegel unter dem bestimmenden Einfluß eines kriegerischen Zeitalters, des 30jährigen Krieges. Dem Eulenspiegel fehlt die organische Rundung, sonst wäre er das Vorbild eines echt deutschen komischen Volksromans. Er ist eine gutmüthige, heitere Persiflage der verschiedensten Schwachheiten des deutschen Volkes. Dasselbe gilt vom Simplicissimus, der in heiterer Weise den gesunden Menschenverstand im Gegensatz zu der ihn umgebenden verkünstelten Welt darstellt, in den ein naiver, ursprünglich gut gearteter Naturmensch, eine Art des jetzt so beliebten „Deutschen Michel", ohne allen Anhalt in eine verkünstelte und vielfach zerrüttete Welt hinausgeschleudert wird, aber nicht um mit derselben auf Tod und Leben zu kämpfen, sondern um durch diese Vereinigung ganz widerstrebender Elemente fortwährend in die lächerlichsten Situationen, dann und wann auch in ernstere Verlegenheiten zu gerathen, vergl. die treffliche Vergleichung der beiden Volksromane bei Passow 1843. S. 1053. — Was die Quellen betrifft, so sollen ihm auch fremde Romane vorgelegen haben. Man hat besonders an Spanien erinnert, jenem Lande, wo das Vagantenleben [33]) so lange und noch bis in die neueste Zeit durch die fahrenden Studenten vertreten war. Es ist nun zwar nicht zu leugnen, daß die spanische Literatur seit dem 16. Jahrh., wo durch Karl V. eine so enge Verbindung beider Länder stattfand, auf den deutschen Roman ja mehrfach eingewirkt hat. Man hat an Guevara [34]), einen ascetischen spanischen Dichter zur Zeit Karl's V., als Quelle des Simplicissimus gedacht, z. B. Echtermeyer in den Hall. Jahrb. 1838. S. 423. Ob aber die Schilderung der spanischen Sitten zu einem Romane wie dem Simplicissimus Anstoß geben konnte, erscheint mir sehr zweifelhaft. Allerdings hat Grimmelshausen den Guevara gekannt und er erwähnt ihn auch, er sagt aber nur, daß dieser ihm die Lust zum Einsiedlerleben wieder eingegeben hätte. Und mit dem Entschluß, ein Einsiedler zu werden, schließt die Originalausgabe, vergl. Keller S. 810 fg. Die Robinsonade, welche bei den folgenden Ausgaben im 6. Buche vorkommt, ist demnach nicht eine Erfindung Grimmelshausen's, sondern stammt aus spanischer Quelle. Ich will auch zugeben, daß die Schilderung des pariser Aufenthalts aus fremden Quellen geflossen ist. Endlich mögen auch einige der in den Roman eingestreuten „Gesichte" auf einer Nachahmung der Gesichte Philander's von Sittenwald von Moscherosch [35]), dem bekanntlich auch spanische Quellen vorlagen, beruhen, vergl. Gervinus Bd. III, S. 358 und 387 und Passow 1843 S. 1058. Die Anlage des Ganzen scheint mir aber originell zu sein [36]). Höchstens daß hier der Don Quixote von Cervantes vielleicht ein Vorbild gegeben haben könnte, denn schon damals gab es (ganz abgesehen davon, daß Grimmelshausen auch spanisch verstanden haben mag) eine deutsche Bearbeitung desselben unter dem Titel: Don Kichote de la Mantscha, Das ist, Juncker Harnisch aus Fleckenlandt, Aus dem Spanischen ins Hochteutsche versetzt durch Pahsch Basteln v. d. Sohle. Cöthen 1621 in 12. (Echtermeyer, der S. 424 darauf hinweist, citirt die viel zu junge Ausgabe vom J. 1669). Beim Lesen der ersten Capitel, wo Simplicius zum ersten Mal andere Menschen als die von seinem Bauerhofe sieht, wurde ich lebhaft an die bekannte Schilderung im Parcival erinnert; dieselbe Bemerkung ist, wie ich beim Studiren der kritischen Literatur sah, auch von Andern [37]) gemacht worden, und ich glaube, kaum mit Unrecht, wie viel auch dagegen bemerkt wird. Es braucht dem Dichter ja nicht der ganze Parcival deshalb vorgelegen zu haben. Dies zur Frage über die Quellen des Simplicissimus, die übrigens noch eine offene bleibt, obgleich ich kaum glaube, daß man uns den Simplicissimus als urecht deutsches Erzeugniß durch Darlegung der Quellen rauben wird. Spanien konnte einen Don Quixote hervorbringen, Deutschland nur einen Simplicissimus; Jeder eben nach seiner Weise. Ich stelle sogar die Memoiren des Casanova in Parallele; diese konnte nur ein Italiener und zwar im 18. Jahrh. hervorbringen; im Anfang des 17. Jahrh. wäre es wol unmöglich gewesen.

Zum Theil wahrhaft classisch ist der Roman bis zur Mitte des 5. Buches, wo Simplicius wieder heirathet; merkwürdig, daß von da an der Verfasser eine weniger interessante Feder führt und durch die Abschweifungen langweilig wird [38]). Dasselbe gilt vom 6. Buche, obschon die seltsame Lust zum Einsiedlerleben, dem Simplicius hier nachgeht, seine tiefe Beziehung zum vorhergehenden sündhaften Thun hat [39]). Andrerseits ist dieses

33) Ich erinnere an Le Sage's Roman Gilblas, der eine ähnliche, nur feiner ausgearbeitete Figur wie Simplicius darstellt. 34) Echtermeyer S. 424 (und wie es scheint auch Passow S. 1058) setzt ihn irrthümlich in den Anfang des 17. Jahrh. und läßt ihn besonders gute Sittenschilderungen von Madrid liefern. Dieser Guevara ist aber ein anderer, ist die Quelle von Le Sage's Diable boiteux. Der ascetische Guevara, mit Vornamen Antonio, lebte im 16. Jahrh. und war Hofprediger Kaiser Karl's V., vergl. Wolff, Gesch. des Romans S. 257. 35) Daneben wol auch noch andere deutsche Quellen, wie Schupp und Fischart's Flohatz, wie Passow 1843. S. 1051 fg. andeutet. — An einer Stelle der Continuationen blickt sogar Boccaccio (Decameron 9, 4) durch, vergl. Keller S. 1038.

36) Derselben Ansicht ist auch Keller S. 1179: „Die Quelle des Simplicissimus ist in den Lebenserfahrungen des Verfassers zu suchen." Auch Wolff a. a. O. S. 179 hält das Buch für eine Autobiographie, unterschätzt es aber augenscheinlich. 37) Von Echtermeyer a. a. O. S. 431, der aber zu weit geht, wenn er in dem ganzen Simplicissimus bis Buch V eine Persiflirung des Ritterromans Parcival sieht. Auch Keller S. 1179 ist gegen diese Ansicht mit Recht. 38) Dieselbe Bemerkung hat auch Wolff S. 186 gemacht; er meint daher, daß das 6. Buch und die Continuationen von einem anderen Verfasser herrühren, geht aber darin zu weit. 39) Werden ja auch Betschwestern und Betbrüder oft erst nach einer Zeit übersättigenden Lebensgenusses. Auch der berühmte Roman Manon Lescaut von Prévot (gest. 1763) endet mit einem Einsiedlerleben in der Wildniß; eine schlechte Fortsetzung bringt sogar auch eine Robinsonade (vergl. Wolff, Allgem. Geschichte des Romans. Jena 1841. S. 287), ebenso sein Roman Cleveland, in dem sich schließlich protestantische Refugiés

Buch wieder von besonderer Bedeutung, indem es die erste und älteste Robinsonade ist, wie schon Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Band II. S. 424 bemerkt. Diese deutsche Robinsonade hat aber keine Fortsetzung gehabt. Es ist in England bald darauf durch De Foë [40]) aus anderer Quelle der eigentliche Robinson geschrieben worden, der einen andern Hintergrund als die dem Simplicissimus vorkommende Episode hat und eben dadurch zu einem Weltbuche wurde.

Die Bedeutung des Simplicissimus in der deutschen Literatur ist eine sehr große. Er ist zunächst der älteste kunstvoll angelegte deutsche Volksroman. Kunstvoll angelegt, sage ich, denn Grimmelshausen war sich des Unterschiedes von Volks- und Kunstroman wohl bewußt, vergl. Passow 1843. S. 1048 und 1050 und 1052. Es haben ihn (oder doch seine Quelle) noch die neuesten Volksschriftsteller benutzt; Hebbel z. B. bietet in seinem Schatzkästlein verschiedene starke Anklänge an ihn, vergl. Passow 1843. S. 1058. Sodann ist er wegen der vielen sprichwörtlichen Redensarten [41]) und Schwänke, überhaupt durch seine Sprache für die Geschichte der deutschen Sprache wichtig, aber noch nicht genugsam ausgebeutet. Endlich ist er von ungemeiner Bedeutung als Culturbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Ich kenne aus keiner Periode der Geschichte ein ähnliches, durch die schriftliche Ueberlieferung erhaltenes treues Bild eines ganzen Zeitraumes. Die ganze damalige Welt, vom Grafen bis zum Stalljungen — die höchsten Kreise sind hier ausgeschlossen, doch werden sie z. B. in der Mondreise mitgenommen — kommt in einzelnen abgerundeten Bildern vor, von denen einzelne wahre Kraftstücke sind; z. B. die Schilderung des Zechgelages beim Commandanten zu Hanau (Buch I, Cap. 29 fg.). Ferner: der fromme Dragoner im Kloster (Buch II. Cap. 29); der kleine Krieg in Westfalen (Buch II. Cap. 31 fg.); das Lagerleben im 30jährigen Kriege (Buch II, 19 fg.); das schlüpfrige Paris (Buch IV, 4 fg.); Badeleben im Kriege (Buch V, 5 fg.) und dergl. mehr. Das Buch wäre wahrlich werth, dem größeren Publicum durch eine neue Ausgabe zugänglich gemacht zu werden; freilich müßte es etwas verschnitten [42]) oder aber lieber, wie der Don Quixote, der doch auch die langweiligsten Einschiebsel enthält, durch beigegebene gute Abbildungen schmackhafter gemacht werden; das Andenken Grimmelshausen's verdiente diese Ehre in vollem Maße. Am meisten beigetragen haben zur rechten Würdigung dieses lange verkannten Schriftstellers Gervinus, Echtermeyer und zuletzt und am eindringlichsten Passow. Man wußte bis dahin ihm namentlich in der organischen Entwickelung der deutschen Literatur keinen rechten Platz anzuweisen, denn es fehlt noch immer eine eingehende Geschichte der deutschen Literatur im 17. Jahrh. Passow hat das Meiste dazu beigetragen, Grimmelshausen die rechte Stelle in ihr anzuweisen, und ich darf daher mit seinen Worten schließen (1843. S. 1059): „Alle früheren deutschen Literaturgeschichten wissen im 17. Jahrh. fast nur von den beiden schlesischen Dichterschulen und ihren Abzweigungen zu reden; Gervinus hat eigentlich zuerst auf die sehr bedeutende Reaction gegen dieselben, welche gleichzeitig stattfand, aufmerksam gemacht, aber diesen Gegenstand noch keineswegs ganz erledigen können. In Grimmelshausen lernen wir nun durch Echtermeyer's und meinen Aufsatz einen Schriftsteller kennen, der beide Richtungen seiner Zeit (die kunstmäßige und die volksthümliche) klar erkennt und in sich vereinigt, ohne sie mit einander zu verschmelzen, einen Schriftsteller, der mit seltenem Reichthum an Witz und Phantasie begabt, damit die noch seltenere Kraft und Beweglichkeit des Geistes verbindet, die verschiedensten literarischen Richtungen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit so zu verfolgen, daß er aus eigner dichterischer Kraft einen nicht unbedeutenden geistigen Gehalt in sie hineinlegt, der in diesen beiden Richtungen die richtige, dem Inhalt wol anpassende Form der Darstellung mit gleicher, auf der einen Seite freilich schlecht angebrachte Meisterschaft zu handhaben versteht; der in der volksthümlichen Literatur seiner Zeit ohne Zweifel einzig und unerreicht dasteht und auch wieder alle Mängel und Schwächen eines vorherrschenden Ungeschmackes theilt." Trotzdem ist ein völlig klares Licht über Grimmelshausen und seine Bedeutung noch nicht gewonnen, so lange seine Quellen nicht einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden und daran fehlt es noch.

Zur richtigen Würdigung Grimmelshausens und seiner Zeit ist schließlich noch eine seltsame Vision im Simplicissimus (Buch III. 3 fg.) zu erwähnen, in welcher er seinen social-politischen Standpunkt, wenn ich so sagen darf, darlegt. Simplicius fängt nämlich im Walde einen Narren, der sich für Jupiter hält, eine Art Don Quixote, der die Welt vom Kriege befreien will, indem er einen Helden zu schaffen denkt, der ein Parlament bilden, eine Verbindung der Städte zu Stande bringen, Zölle, Frohnden und Leibeigenschaft aufheben soll. Dann solle den Deutschen die Weltherrschaft werden, alle Fürsten sollen rasirt, Alles den Städten untergeben werden und ganz Europa Deutschland unterthan sein. Woher stammt diese Forderung eines Parlaments und das Betonen des städtischen Elements? Etwa aus der Beobachtung der englischen Zustände? Jedenfalls ist diese Anschauung eines Deutschen in damaliger Zeit für den Nationalökonomen beachtenswerth. (*R. Pallmann.*)

GRIMMEN, in lateinischen Urkunden Grimma, pommersche Landstadt im Regierungsbezirke Stralsund, Kreis Grimmen, unweit der Trebel und an dem Schwedengraben, der dieses Flüßchen mit dem bei Greifswald mündenden Flüßchen Rick verbindet; $2^3/_4$ Meilen südlich

aus Rochelle auf einer einsamen Insel bei St. Helena niederlassen, vergl. Wolff a. a. O. S. 286.

40) Im J. 1719. Die Quelle war ein Werk Wood Roger's und Edward Cook's über die Schicksale des Matrosen Selkirk, welches im J. 1712 erschien, vergl. Der erste und älteste Robinson, herausgeg. von Lauckhard. Leipzig 1869. S. 242. 41) Vergl. 3. Bd. S. 168: „weil naut im Schanck war": S 531 und auch S. 772: „Matz von Dresden" (dazu im Bilgram von Hebens Wandern S. 12: „des Apelles von Gölingen Hufeisen sahen"). 42) Das hat auch E. v. Bülow in seiner Ausgabe gethan, aber dadurch den Autor saft- und kraftlos gemacht. Die Ausgabe von Kurz bringt ihn unverstümmelt.

von Stralsund, 3 Meilen westlich von Greifswald, 1867 mit 3193 Einwohnern (1861: 2975, 1864: 3197); ist Sitz eines Landrathsamts, einer Kreiskasse, einer Superintendentur, einer Gerichtscommission, einer Posterpedition; die Bewohner beschäftigen sich mit Landbau und Viehzucht, mit Leinweberei und Bleicherei. Grimmen soll nach einem Fürsten Grimmo von Rügen benannt und im J. 1145 durch Ratibor zu Pommern gebracht worden sein; im J. 1178 wurde es durch Jaromar I. wieder eingenommen, 1190 nahm es, zuerst in Pommern, Sachsen als Bürger auf und wurde mit Mauern umgeben. Im J. 1350 wurde es in einer Fehde von den Mecklenburgern eingenommen und verwüstet. Das Nonnenkloster ging in der Reformationszeit ein. Von 1684 bis 1814 gehörte Grimmen wie das ganze Fürstenthum Barth oder „Rügen diesseit des Wassers" zu Schweden. — Der Kreis Grimmen gehört zu den fruchtbarsten Landstrichen Pommerns; er zeichnet sich durch Ackerbau und Viehzucht aus. Er wird im J. 1822 zu 14,27 □Meilen mit 25,104 Einwohnern, 1861 zu 17,93 □Meilen mit 39,489 Einwohnern, 1867 zu 38,944 Einwohnern angegeben. (*Otto Delitsch.*)

GRIMMENSTEIN (Hans), geb. zu Rendsburg im J. 1554, gest. 1620 den 29. Sept. ebendaselbst. Er wurde im J. 1597 Senator und 1617 Bürgermeister in seiner Vaterstadt, war zweimal verheirathet und hatte acht Kinder. Obwol es ihm an gelehrter Bildung fehlte, dichtete er doch viel geistliche Lieder in deutscher Sprache, gab auch einen Theil derselben in einem eigenen Buche heraus. Vergl. die Leichenrede des rendsburger Probstes Gerh. Eulemann auf den verstorbenen Grimmenstein, welche zu Hamburg 1821 (4.) in Druck erschien; vergl. *Moller,* Cimbria literata. Havniae 1744. fol. p. 219. (*R. Pallmann.*)

GRIMMER (Hans), ein Maler, erlernte seine Kunst bei Matthias Grünewald in Mainz, wo er auch fernerhin seinen Wohnsitz behielt. Seine Blüthezeit fällt um das Jahr 1560. Ehedem gab es viele Bilder von seiner Hand, von denen jedoch der größte Theil im Laufe des dreißigjährigen Krieges seinen Untergang gefunden hat. In der St. Moritzkapelle zu Nürnberg zeigt man noch zwei Gemälde Grimmer's, das Bildniß eines Mannes mit rothem Bart und schwarzer Kleidung und das Porträt einer Frau, ebenfalls in schwarzer Kleidung. Beide sind gut behandelt, namentlich das weibliche Bildniß. Kunstkenner wollen hier den Einfluß der Schule Titian's erkennen. Man stellt übrigens Grimmer unter die Künstler, mit welchen das Charakteristische der altdeutschen Schule verloren geht. Vergl. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon. Bd. 5. (München 1837. 8.) S. 383. (*O. P.*)

GRIMMER (Jacob), ein niederländischer Maler, der zu Antwerpen lebte und um 1546 als Mitglied der dortigen Akademie genannt wird. Ueber sein Leben ist nichts Näheres bekannt. Er stand als geschickter Landschaftsmaler in Ansehen; besonders gelangen ihm auf seinen Bildern die Lüfte und Fernungen. Auch sein Baumschlag und die architektonischen Beiwerke sind lobenswerth. (*O. P.*)

GRIMMIA, eine von Ehrhart aufgestellte zu Ehren des ehemaligen gothaischen Hofraths und Leibarztes Joh. Fr. Karl Grimm, Verfassers einer Flora von Eisenach, benannte Moosgattung mit folgenden Merkmalen: Mütze glockenförmig, am Grunde mehrfach geschlitzt, das Deckelchen kaum an Größe überragend oder kürzer. Mundbesatz einfach, Zähne zu 16, lanzettlich, von einer Mittellinie durchfurcht, quergerippt, oft sich spaltend, daher vielgestaltig, mehr oder minder bis zur Mitte 2—4 mal oder in zwei Schenkel bis zum Grunde getheilt. Büchse eingesenkt oder hervorragend, eirund, länglich oder fast walzenförmig, auf geradem oder bogig-übergebogenem Fruchtstiele. Deckel länger oder kürzer geschnäbelt.

Erste Section. Platystoma *C. Müller.*

Die Pflänzchen bilden mehr oder weniger dichte kreisrunde Polster und sind oft schlank und gabelspaltig; die Blattzellen meist dick, rundlich oder quadratisch mit glatten, seltner gekerbten Wänden. Die Büchse ist eingesenkt, sehr selten hervorragend, glatt, entdeckelt großmündig, urnen- oder becherförmig. Die Zähne des Mundbesatzes sind mehrfach gespalten, aber ihre Schenkel hängen hin und wieder zusammen und daher siebförmig oder nur an der Spitze gespalten, seltner ganzrandig oder gar fehlend.

A. Büchse eingesenkt.

α. Blätter dachziegelig.

a. Polster locker.

1) G. apocarpa *Hedwig.* Einhäusig; Polster locker, bräunlich; Stengel starr, mehr oder weniger hoch und gabelspaltig-verästelt, Aeste durch die Gipfelfrucht an der Spitze verdickt; Blätter im feuchten Zustande zuerst zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend, im trocknen Zustande angepreßt, aus eiförmigem, ziemlich aufrechtem Grunde zurückgekrümmt und lanzettlich, die obern mit einem weißlichen Spitzchen besetzt, am Rande des Grundes zurückgerollt, überall mit winzigen rundlichen oder mehr oder weniger quadratischen Zellen, aber undurchsichtig, derb, schmuzig; Kelchblätter über die vorigen hinausragend, viel breiter, länger, steif, scheidenartig, lang zugespitzt, kurzhaarig, an der Spitze gezähnelt, am Grunde mit schmalen, sehr zarten, durchsichtigen, lockeren, oben mit winzigen Zellen; Frucht eingesenkt, urnenförmig-oval, ohne Ring, großmündig, glatt, lederartig-dickhäutig; Deckel gewölbt, schief geschnäbelt; Zähne lang, lanzettlich, dunkelpurpurroth, sparsam durchbrochen oder ganz, etwas fleischig. Hierher gehören G. polyodon *Ehrhart,* G. fusca und robusta *Nees, Hornschuch* und *Sturm,* G. apocaulos *De Candolle,* G. strigosa, fasciculata und wahrscheinlich Torreyana *Bridel,* Schistidium apocarpum *Bruch* und *Schimper,* als ältestes Synonym Bryum apocarpum *Linné* und Fontinalis apocarpa *Linné* (Sohn).

Diese Art ändert ab:

β. **rivularis** *C. Müller.* Stengel lang, gabelig-ästig, schlank, schlaff, dunkelgrün; Blätter ei-lanzettlich, ziemlich stumpf. Hierher gehören **G. rivularis** *Bridel*, **G. alpicola** *Swartz*, **G. helvetica** *Schkuhr.*

γ. **gracilis** *C. Müller.* Stengel länger, später schlank, dünn, niederliegend; Blätter überall abstehend oder einseitswendig, Kelchblätter gleichfalls einseitswendig. Hierher gehören **G. gracilis** *Schleicher* und **G. trichodon** *Bridel.*

δ. **conferta** *C. Müller.* Polster dicht, dunkelgrün, Blätter kürzer, stumpfer; Kelchblätter weniger scheidenartig, kürzer behaart; Frucht kürzer, Zähne orangefarbig. Hierher gehören **G. conferta** *Funck*, **G. urceolaris** *Nees, Hornschuch* und *Sturm*, **G. latifolia** *Bridel* und **Schistidium confertum** *Bruch* und *Schimper.*

Diese Art ist in ganz Europa, Nordasien und Nordamerika sehr gemein auf Felsen und zwar um so dunkelgrüner, je fruchtbarer der Standort, um so brauner, je trockner derselbe, an Mauern, auf Dächern, seltner auf Baumstämmen, von der Ebene bis zu den Alpen hinauf. Auch am Cap Horn und in Chile. Die Abart β an Flußufern, γ an trocknen Stellen, δ in Gebirgen und Alpen, auch in Abyssinien.

2) **G. mutica** *Hampe.* Polster locker, röthlich- oder bräunlich-grau, etwa einen Zoll hoch; Stengel aufsteigend, am Grunde nackt, oberwärts dicht beblättert, im unfruchtbaren Zustande zugespitzt, im fruchtbaren keulenförmig; Blätter im trocknen Zustande angedrückt, im feuchten zurückgekrümmt-abstehend, gekielt, eiförmig-lanzettlich, stumpf und ohne Haarspitze, am Rande zurückgebogen, mit einem bis zur Spitze gehenden Nerven und aus sehr kleinen, fast runden, dichten Zellen bestehend, die Perichätialblätter sind aufrecht und breiter als die übrigen; die Büchse ist eiförmig-elliptisch, eingesenkt, braun; die Zähne des Mundes sind lanzettlich, fast ganzrandig, rostfarbig. Von der nahe verwandten **G. apocarpa** unterscheidet sich diese Art durch die längern, an der Spitze stets unbehaarten, ganzrandigen, im trocknen Zustande angedrückten Blätter, von denen die obersten zusammengerollt sind und sich dachziegelig decken und durch die braune, stärkere Büchse.

Auf Felsen in Neu-Holland.

3) **G. depilis** *C. Müller.* Einhäusig; Polster locker; Stengel ziemlich hoch, schlank, unten nackt, oben beblättert, gleichhoch-ästig, gelbbraun, starr; Aeste an der Spitze kaum verdickt; Stengelblätter eng angedrückt, im feuchten Zustande zurückgekrümmt, später abstehend, klein, lanzettlich, unbehaart, stumpf, am Grunde nur nach links am Rande umgerollt, überall mit sehr kleinen, dicken, derben, rundlichen Zellen, Perichätialblätter länger, breiter, hervorgestreckt, steif, scheidig, länglich-lanzettlich mit einem sehr kurzen und dünnen, wasserhellen, gezähnelten, abfälligen Spitzchen, unten mit zarten, lockern, durchscheinenden Zellen; Büchse ganz geschlossen, fast sitzend, eiförmig, großmündig, kahl, lederartig; Deckelchen kegelförmig, stumpf, gerade, von der zarten Mütze bedeckt, Ring einfach, unvollkommen; Zähne zart, goldgelb.

Am Cap der guten Hoffnung.

4) **G. fuliginosa** *Schimper.* Zweihäusig, polsterartig, einen halben Zoll lang, gabelspaltig-ästig; untere Blätter klein, angedrückt, eiförmig, zugespitzt, mittlere und obere gehäuft, abstehend, an der Spitze einwärts-gekrümmt, im trockenen Zustande gewunden, linealisch-lanzettlich, mit einer Haarspitze versehen, Perichätialblätter scheidig; Büchse eingesenkt, klein, eiförmig, ihr Stiel ein wenig länger, gerade oder gekrümmt, das Deckelchen kegelförmig, spitz; Mütze kegelförmig, am Grunde geschlitzt; Mundbesatz wie bei **G. obtusa.**

In Mexico auf der Spitze des Pico de Orizaba.

5) **G. Schiedeana** *C. Müller.* Polster dicht, rasenartig, schmuziggrün; Stengel aufrecht, ästig, niedrig; Stengelblätter locker gedrängt, unten aus länglichem Grunde plötzlich lanzettlich, stumpf, ohne Haarspitze, obere größer und mit einer langen, weißlichen, gezähnelten Haarspitze, alle ganzrandig und am Rande aufrecht und von einem starken, schmuzig-gelben, aus der Fläche hervortretenden Nerven durchzogen; Zellen am Rande des Grundes ziemlich locker parenchymatisch, an den Nerven gelber und dichter, nach der Spitze zu allmälig kleiner, quadratisch, undurchsichtig und dicker; Perichätialblätter hervorragend, größer und länger, am Grunde verschmälert, am Rande mit dünnen und lockern Zellen versehen, nach oben verbreitert, halbzusammengerollt, aus weit lockern Zellen bestehend und in eine lange Haarspitze ausgehend; Büchse auf einem sehr kurzen Stielchen hervorragend, entdeckelt urnen-eiförmig, großmündig, klein; Mütze klein. — Von **G. fuliginosa** durch die hervortretende Büchse und die unbegrannten untern Blätter leicht zu unterscheiden.

In Mexico von Deppe und Schiede gesammelt.

6) **G. amblyophylla** *C. Müller.* Einhäusig, sehr klein, spärlich- und kurz-ästig, unten filzig, Aeste nackt, an der Spitze dicht-beblättert, braungrün, dicht polsterförmig; Stengelblätter gehäuft, im feuchten Zustande Anfangs nicht zurückgekrümmt, sondern aufrecht-abstehend, schmal-lanzettlich, kurz zugespitzt, gekielt, die oberen breiter, länger zugespitzt und mit einem kleinen wasserhellen Spitzchen, am Rande bisweilen schwach-gewölbt, Zellen rechtwinkelig, oberwärts quadratisch, an der Seite fein gekerbt, dick, derb, gelblich; Perichätialblätter aus länglichem Grunde allmälig verbreitert, bandförmig-stumpf, kahnförmig-gekielt und viel breiter als die Stengelblätter; Büchse fast sitzend, eingesenkt, krugförmig, kurz, ohne Ring; Deckelchen geschnäbelt; Zähne fast ganzrandig, goldgelb, durch eine Mittellinie gefurcht, fein punktirt, breit.

Im Kerguelen-Lande.

β. Polster dicht zusammengeballt.

7) **G. plagiopodia** *Hedwig.* Einhäusig; Polster sehr groß und dicht, die Stengel aber sehr leicht von einander zu trennen, graugrün, niedrig; Blätter dicht-

gehäuft, die untern eiförmig-stumpf, die oberen eiförmig-zugespitzt, mit kurzem, glattem Haare, löffelförmig-hohl, am Rande aufrecht, zarthäutig; Zellen am Grunde durchsichtig, sechszeilig, oben abgerundet, mehr mit Blattgrün angefüllt, dann leer; Kelchblätter größer, am Grunde mit längeren und lockeren Zellen; Frucht auf gekrümmtem, sehr kurzem Stielchen eingesenkt, mit gewölbtem und warzigem Deckel, eiförmig, großmündig, gelblich; Mundbesatz vollständig, Zähne prachtvoll orangefarbig, mit dichten Querrippen, oben in Wimpern vielfach geschlitzt, glatt; Ring doppelt. Hierher gehören G. obtusa *Bridel*, G. plagiopus *Schwägrichen* und Coscinodon plagiopus *Sprengel*. In der Tracht dem Coscinodon cribrosus äußerst ähnlich, aber durch Mütze und Mundbesatz sogleich zu unterscheiden.

Auf buntem Sandstein zuerst bei Jena an der Rasenmühle von Flörke im J. 1798 entdeckt und erst 1846 von Benefen auf derselben Formation im Saalthale an den Ruinen der Schönburg bei Naumburg wieder aufgefunden und später im Steinholze bei Quedlinburg auf Quadersandstein von Hampe gesammelt, endlich auch in den Pyrenäen von Spruce gefunden.

8) G. anodon *Bruch* und *Schimper*. Einhäusig; Tracht der vorigen, aber die Frucht aus sehr bauchigem Grunde ziemlich kugelförmig, kleiner; Ring einfach; Mundbesatz fehlend.

Auf Mauern und Kalkfelsen am Schlosse von Heidelberg, bei Gefrees im Fichtelgebirge, an Hohlwegen im Brühl bei Wien, in Tirol, Steiermark, Kärnthen und den julischen Alpen und außerdem in Südfrankreich und den Pyrenäen.

9) G. Hoffmanni *C. Müller*. Einhäusig; Polster dicht, klein; Stengel niedrig, starr, unten braunschwärzlich, an den Spitzen gelblichgrün und durch die Haarspitzen der Blätter grau; Blätter schmal-lanzettlich, gekrümmt, derb, gelblich; Zellen überall winzig, verdickt, elliptisch, die oberen und die Perichätialblätter größer, breiter, mit längerer Haarspitze, am Grunde durchsichtiger, lockerer, zarter gewebt, oben mit winzigen, fast quadratischen Zellen, derb, ohne Blattgrün, alle am Rande umgebogen oder oft an der Spitze aufrecht, niemals zurückgerollt und mit einem auf dem Rücken flachen Nerven; Frucht ziemlich eingesenkt, aufrecht, fast kugelig, symmetrisch; Deckel gewölbt und von einem Wärzchen gekrönt; Zähne nur angedeutet; Ring schmal, doppelt. Hierher gehören Schistidium pulvinatum *Bridel*, Gymnostomum pulvinatum *Hoffmann* und Anoectangium pulvinatum *Röhling*.

An Felsen der montanen Region. Zuerst von Hoffmann bei Reinhausen in der Nähe von Göttingen entdeckt; geht bis in die Schneeregion hinauf und erscheint in Obercanada.

10) G. aethiopica *C. Müller*. Der vorigen sehr ähnlich, aber die Blätter am Rande, vorzüglich nach der Spitze stark zurückgekrümmt-gerollt, mehr gefaltet und von einem dünnen glatten Nerven durchzogen.

In Abyssinien an Felsen von 9000—13,000 Fuß Höhe.

b. Blätter kraus.

11) G. maritima *Turner*. Einhäusig; Polster dicht, braungelblich, niedrig; Blätter aufrecht-abstehend, steif, im trocknen Zustande, besonders die oberen, sichelartig-gekrümmt, starr, die übrigen etwas gekräuselt, eilanzettlich, oft in eine sehr kurze, wasserhelle, gezähnelte Spitze ausgedehnt, rinnenförmig-hohl, mit übergebogenem Rande. Zellen mehr oder weniger tonnenförmig, oben kleiner, derb, verdickt, leer; Perichätialblätter viel länger und breiter, über die Stengelblätter hinausragend, im trocknen Zustande deutlich sichelförmig, am Grunde länglich, locker, durchsichtig und lang gewebt, in der Mitte breiter, oben fast haarartig, zugespitzt, am Rande aufrecht, krumm einwärts gerollt; Frucht ohne Ring, verkehrt-eiförmig, urnenartig, abgestutzt, glatt; Deckel gewölbt, schief geschnäbelt, vom Mützchen kaum bedeckt; Zähne groß, breit-lanzettlich, purpurroth, entfernt-gegliedert, mehr oder weniger durchbrochen. Hierher gehören G. rigida *Bridel* und Schistidium maritimum *Bruch* und *Schimper*.

Häufig an den Küsten Skandinaviens, Großbritanniens, Nordfrankreichs und auf erratischen, aus Norwegen herübergekommenen Granitblöcken und Geschieben an den Küsten von Schleswig und Holstein und auf der Insel Bornholm. Auch auf der nordamerikanischen Insel Terre Neuve.

12) G. tortuosa *Hooker* und *Wilson*. Zweihäusig; Polster locker, aber unten mehr zusammenhängend, filzig, oberwärts sehr ästig, niedrig, weich, schlaff, undeutlich grün, Aeste zahlreich, kurz, schlank, dicht-genähert; Stengelblätter etwas kraus, im feuchten Zustande schlaff-abstehend, ziemlich lang, schmal-lanzettlich-zugespitzt mit sehr kurzem, glattem Haar, gekielt, Zellen sehr klein, abgerundet, grün, am Grunde schmal, lang, durchscheinend, am Rande aufrecht; Perichätialblätter mit den Stengelblättern übereinstimmend, aber am lockern Grunde concaver; Büchse kurz krugförmig, glatt, vollständig-eingesenkt, fast sitzend. Deckel gewölbt und gebuckelt; Mütze klein, am Grunde mit zahlreichen Wimpern; Zähne fleischig, purpurroth, undurchsichtig.

Auf den Falklandsinseln.

c. Blätter sichelförmig-einseitswendig.

13) G. falcata *Hooker* und *Wilson*. Zweihäusig, locker, groß, sehr schlank, gewunden, sehr ästig, Aeste lang, an der Spitze sichelförmig, schmuzig-grün; Blätter sichelförmig-einseitswendig, sehr locker-dachziegelig, breitlanzettlich, kurz pfriemlich, stumpflich, ziemlich fleischig, dicknervig, am Rande aufrecht oder ein wenig eingerollt, Zellen sehr klein, quadratisch, dick und sehr dicht, fast undurchsichtig; Büchse krugförmig, groß, braun, großmündig, eingesenkt, fast sitzend, glatt, ohne Ring; Deckel geschnäbelt, schief, Mütze klein, an der Seite gespalten; Säulchen hervorragend, stehenbleibend; Zähne sehr breit lanzettlich, purpurroth, ganz glatt, ganzrandig, mit vielen breiten Querrippen und von einer glatten Längslinie durchzogen.

Im Kerguelen-Lande.

d. Blätter fast einseitswendig, nur an der Spitze einwärtsgekrümmt-gewunden, aber nicht sichelförmig.

14) G. flexifolia *Hampe.* Locker rasenförmig, niederliegend, spärlich-ästig, rothbraun, die unfruchtbaren Aeste an der Spitze einwärtsgekrümmt, die fruchtbaren aufrecht, keulenförmig, kaum zollhoch; Blätter stumpf und ohne Haarspitze, am Rande flach, mit einem bis zur Spitze gehenden Nerven und sehr kleinen, runden, dichten Zellen, die Perichätialblätter sind breiter, aber kürzer und schließen die becherförmige, röthlich-braune Büchse eng ein; das Deckelchen ist verhältnißmäßig groß, mit einem Buckel und einem kurzen, spitzen Schnäbelchen versehen; die Zähne des Peristoms sind breit-lanzettlich, fast ganzrandig, roth, in trockenem Zustande nach außen gekrümmt, zuletzt aber fast schwarz und nach innen gekehrt.

In Neu-Holland an Felsen am Snowy river.

B. Büchse über den Kelch gehoben.

15) G. laxifolia *Hooker* (Sohn). Sehr lang, rasenartig, schlaff, etwas ästig; Blätter aufrecht-abstehend, locker dachziegelig, länglich-lanzettlich, spitz, gekielt, weich, schmuzig-grünlich, schlaff, im trocknen Zustande kraus; Büchse elliptisch, länglich, kurz, großmündig, rothbraun, auf einem geraden, scheinbar seitenständigen Stiele weit hervorgehoben, Zähne kurz, roth, oberwärts gelblich.

Im Himalaya.

Zweite Section. Eugrimmia *C. Müller.*

Pflanzen mehr oder weniger kreisförmige Polster bildend, niedrig, gabelig-getheilt; Blattzellen überall quadratisch, am Grunde meist quadratisch-sechsseitig, mit glatten Wandungen, verdickt oder weich; Büchse kleinmündig, auf geradem oder gekrümmtem Stielchen; Zähne regelmäßig 2—3mal getheilt, seltner ganz.

A. Fruchtstiele gekrümmt.

a. Blattzellen weich und blattgrünhaltig.

16) G. pulvinata *Hooker* und *Taylor.* Einhäusig; Polster halbkugelig, grün, oben grau, niedrig, dicht, Stengel aber leicht trennbar; Blätter aufrecht-abstehend, breit-lanzettlich, gekielt, mit einem langen, ziemlich glatten Haare, am Rande aufrecht oder nur wenig zurückgerollt, gleichsam aufgeschwollen; Zellen überall quadratisch, am Grunde größer, durchsichtig, oben dunkel, blattgrünhaltig, weich; Perichätialblätter mehr kahnförmig, am Grunde lockerer gewebt; Büchse auf gekrümmten, gelblichen Stielchen abwärts geneigt, eiförmig, gelblich, zuletzt bräunlich, achtfach gerieft; Deckel aufrecht, geschnäbelt, purpurroth, Ring breit; Zähne dunkelpurpurroth, breit lanzettlich, meist dreifach-gespalten, aber ganz und wenig durchbrochen, etwas rauh. Hierher gehören Dryptodon pulvinatus und Campylopus pulvinatus *Bridel*, Dicranum pulvinatum *Schwägrichen*, Trichostomum pulvinatum *Weber* und *Mohr*, Fissidens pulvinatus und Leersia pulvinata *Hedwig*, Afzelia pulvinata *Ehrhart* und Bryum pulvinatum *Linné.* Diese Art ändert ab:

β. obtusa *C. Müller.* Stengel niedriger; Büchse auf kürzerem Stielchen, kurz eiförmig; Deckel kegelförmig, stumpf oder von einem Wärzchen gekrönt; Zähne kürzer. Zu dieser Abart gehören Dryptodon obtusus *Bridel* (zum Theil), Grimmia cygnicolla *Taylor* und Fissidens pulvinatus *β.* africanus *Hedwig.*

Auf sehr verschiedener Unterlage, häufig auf Dächern und Mauern, selten auf Bäumen, über ganz Europa verbreitet und sehr gemein. Die Abart an sonnigen Stellen, besonders südlicher Gegenden.

17) G. arenaria *Hampe.* Einhäusig; Polster klein, sehr niedlich, niedergedrückt, niedrig, grau; Stengel zwergig, sparsam gabelig-getheilt, schlank; Blätter aufrecht-abstehend, ziemlich lang- und schmal-lanzettlich, mit sehr langem, ziemlich glattem Haare, mehr oder minder hin- und hergebogen, weich, am Rande aufrecht; Zellen am Grunde schmal, lang, durchsichtig, oben allmälig winziger, quadratisch, undurchsichtig, durch Blattgrün schön gefärbt, innerste Kelchblätter kürzer, am Grunde lockerer gewebt; Büchse auf kurzem gekrümmtem, seitlich herausstehendem Stielchen, winzig-eiförmig, dünnhäutig, schön blaßgelb, glatt; Deckel kegelförmig, kurz, etwas abgestumpft, orangefarbig; Ring einfach, sehr schmal, Zähne schmal, zart, dicht gegliedert, oben durchbrochen, orangefarbig, glatt, im trocknen Zustande zurückgekrümmt. Hierher gehören G. curvula *Bruch* und *Schimper*, G. incurva *Schleicher* und G. Zahlbruckneri *Garovaglio.*

Auf Schieferfelsen der Schweiz von Schleicher entdeckt, auf Quadersandsteingeröllen an einigen Stellen des Regensteins bei Blankenburg am Harz von Hampe gesammelt, außerdem in Westfrankreich und in den Pyrenäen.

b. Blattzellen derb.

α. Blüthenstand zweihäusig.

18) G. trichophylla *Greville.* Polster breit und locker, niedrig, gelblich-grün; Stengel sparsam-gabelig-verästelt, aufsteigend, schlank, ziemlich starr; Blätter aufrecht-angedrückt, im feuchten Zustande plötzlich aufrecht-abstehend, schmal-lanzettlich, gekrümmt, von einem spitzen, ziemlich glatten Haare gekrönt, tief-gekielt, am Rande in der Mitte des Blattes ein wenig zurückgerollt; Zellen überall derb, quadratisch-abgerundet, verdickt, gelblich, am Grunde rechteckig, oben winzig; Perichätialblätter breiter, scheidenartig, unten mit zarten lockeren durchsichtigen Zellen; Büchse auf einem mehrfach abwärts gebogenen, langen gelblichen Stielchen zurückgekrümmt, eiförmig, gelblich, später bräunlich, im trocknen Zustande mit scharfen Falten; Deckel pfriemlich geschnäbelt, purpurroth, ziemlich aufrecht; Ring breit, dreifach; Zähne purpurroth, schmal, an der Spitze 2—3mal gespalten, glatt, mit dichten Querrippen. Hierher gehören G. Schultzii *Hübener*, Dryptodon Schultzii und Dr. trichophyllus *Bridel.* Diese Art ändert ab:

β. meridionalis *C. Müller.* Höher, schlanker, Zellen kleiner und unterwärts dicker; Büchse sehr klein, fast kugelig-eiförmig, Zähne kürzer.

Mit G. pulvinata nahe verwandt, aber durch den starren Stengel, die langen, steifen Blattspitzen, die gelblich-grünen Polster, den weit über den Kelch nicht im einfachen Bogen, sondern mehrfach, schwanenhalsartig gekrümmten Fruchtstiel, und die scharfgerippte, kleine Büchse verschieden.

An Felsen der montanen und subalpinen Region von ganz Europa und in Kleinasien; die Abart auf der Sierra de Guadarama in Spanien.

19) G. crispatula *C. Müller* und *E. Hampe.* Locker rasenförmig, in der Feuchtigkeit leicht aufweichend und kraus; die Stengelblätter sind im feuchten Zustande abstehend, gewunden, schmal-lanzettlich, lang zugespitzt und mit einer Haarspitze versehen, gekielt, die Zellen sind am Grunde an den Flügeln durchscheinend, locker, an den Nerven fäßchenartig und im Alter ein wenig gekerbt und zusammengezogen, nach der Spitze zu werden sie allmälig kleiner, quadratisch-rundlich, unregelmäßig; die Perichätialblätter sind am Grunde scheidenartig, durchscheinend-netzaderig; die Büchse auf einem schwanenhalsartigen Stielchen ist herabgekrümmt, cylindrisch-länglich, schwach gestreift, gelblich, mit einem kegelförmigen, zugespitzten, purpurrothen Deckelchen und einem vielfachen Ringe versehen; die Zähne des Peristons sind schmal, purpurroth, zweispaltig; die Haube kahl, vielfach eingeschlitzt. — Von G. trichophylla durch die im feuchten Zustande krausen Blätter auf den ersten Blick zu unterscheiden.

In Neu-Holland an Steinen der Flüsse (Fift creek und Flinders range).

20) G. Olneyi *Sullivant.* Zweihäusig; Rasen locker; Blätter gelbgrün, linealisch-lanzettlich, allmälig in eine lange durchscheinende, gesägte Haarspitze ausgehend; Kapsel eiförmig, im trocknen Zustande nicht gerippt, schief oder horizontal auf einem hervortretenden gekrümmten Stielchen; Zähne des Peristons am Grunde durchbrochen; Deckelchen mit kegelförmigem Grunde und schiefem Schnabel; Haube kapuzenförmig, am Grunde 2—3theilig. Verwandt mit Gr. trichophylla *Greville* unterscheidet sich diese letztere durch schlankere Tracht, längere und mehr gewundene Blätter, regelmäßige, im trocknen Zustande stark gerippte, an einem längern und mehr gekrümmten Stielchen hängende Kapseln und einem mit geradem Schnabel versehenen Deckelchen.

21) G. consobrina *Kunze.* Der G. trichophylla sehr ähnlich, aber die oberen und die Perichätialblätter am Grunde mit weit zartern, längern und durchsichtigern Zellen, alle Blätter länger, weicher und unter dem Vergrößerungsglase schön gelbgrün, die untersten Perichätialblätter sehr schmal und zart; der Ring schmal, Zähne äußerst schmal, orangefarbig, entfernt gegliedert, bis zum Grunde in ungleiche, an der Spitze sehr zarte Schenkel getheilt.

Im südlichen Chile.

22) G. Lisae *De Notaris.* Der Gr. trichophylla gleichfalls sehr ähnlich, aber durch die breit lanzettlichen, mehr zurückgekrümmten, am Rande vom Grunde bis zur Mitte umgerollten Blätter, die fast kugelig-apfelförmige, am Grunde eingedrückte, an der Mündung zusammengeschnürte, glatte Büchse und das stets schief-pfriemliche Deckelchen verschieden.

An Felsen bei Turin.

23) G. sardoa *De Notaris.* Der Gr. trichophylla, namentlich der Varietät meridionalis sehr ähnlich, aber viel kleiner, die Blätter sehr zurückgekrümmt, aus sehr verbreitertem Grunde lanzeulich, an der Spitze sichelförmig gekrümmt, am Rande bis über die Mitte stark umgerollt; Zellen sehr klein, an der Spitze gleichsam punktförmig, am Grunde des Blattes klein-quadratisch, die untersten Blätter am Grunde zu beiden Seiten am Rande mit einigen durchscheinenden, größer quadratischen Zellen, die übrigen mehr oder weniger mit Blattgrün gefüllt; Perichätialblätter am Grunde umfassend, nicht scheidenförmig, mit kleinen lockeren Zellen; Büchse auf einem zurückgekrümmten Stielchen aufgeblasen-kugelig, ganz glatt, achtfach gefaltet, glänzend, blaß-orangefarbig, Zähne meist ganz, am Grunde breit, sehr dicht genähert.

An Felsen in Sardinien.

24) G. ancistrodes *Durieu* und *Montagne.* Polster locker; Stengel aufrecht, ziemlich hoch, schlank, graugrün, gabelig getheilt; Blätter aufrecht-gehäuft, in feuchtem Zustande plötzlich sichelförmig-zurückgebogen, schmal lanzettlich-zugespitzt, mit einem gezähnelten, mehr oder weniger langen Haare, die Randflügel ein wenig umgerollt, Zellen sehr klein, abgerundet, grün, am Grunde quadratisch, durchscheinend; Perichätialblätter breiter, am Grunde ziemlich lang mit lockern, nach der Spitze zu mehr quadratischen Zellen; Büchse auf einem kurzen, stark gekrümmten Stielchen klein eiförmig, fast glatt; Ring ziemlich breit; Zähne bis zur Mitte zweispaltig, breit.

In Algerien.

β. Blüthenstand einhäusig.

25) G. Eckloni *Sprengel.* In der Tracht der Gr. trichophylla ähnlich; Stengelblätter sehr dicht, schmal lanzettlich, ziemlich lang und steif, mit langem, glattem Haare, am Rande mit allmälig gewölbten, nicht zurückgeschlagenen Flügeln, Zellen klein, punktförmig, abgerundet, am Grunde quadratisch, durchscheinend, mehr oder weniger locker, die obern Blätter breiter und mehr gekrümmt, die innersten Perichätialblätter fast scheidenförmig, am Grunde mit zarten Zellen; Büchse auf einem mehrmals gekrümmten, gelblichen Stielchen eiförmig, stark gerippt-gefaltet, gelb; Deckel kegelförmig, kurz, stumpf, purpurroth; Ring breit, dreifach; Zähne breit-lanzettlich, etwas fleischig, purpurroth, dicht, aber schwach gegliedert, runzelig, an der Spitze unregelmäßig zweispaltig oder ungetheilt, ein wenig durchbrochen.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung.

26) G. pygmaea *C. Müller.* Polster ziemlich locker; Stengel sehr klein, fast einfach oder einmal gabelig getheilt, blaßgrün und ein wenig grau, am Grunde nackt, an der Spitze von sehr dicht stehenden Blättern

verdickt; Stengelblätter aufrecht, ein wenig abstehend, kurz, steif, elliptisch, schwach gekielt, mit langem, fast glattem, ziemlich breitem Haare, an den Rändern nicht umgerollt, aber mit allmälig gewölbten Flügeln, Zellen dick, quadratisch, am Grunde weit lockerer, durchscheinend, sechseckig; die innersten Perichätialblätter an der Spitze zugespitzter; Büchse auf einem sehr kurzen, einmal gekrümmten Stielchen eiförmig, glatt, gefaltet, blaßbraun; Deckel kegelförmig, spitz, kurz, purpurroth; Ring breit; Zähne kurz, breit lanzettlich, unten purpurroth, dicht-gegliedert, oben in 2—3 blasse, runzelige, an der Spitze zusammenhängende oder getrennte Wimpern gespalten. Hierher gehört G. africana *Hampe*.

In Neu-Holland.

27) G. callosa *C. Müller* und *E. Hampe*. Einhäusig; die Stengelblätter im feuchten Zustande anfangs zurückgebogen, später aufrecht-abstehend, am Grunde umgebogen, durchscheinend, sonst schmal-lanzettlich, zugespitzt und mit einer Haarspitze versehen, die Zellen sind rundlich-quadratisch, die Perichätialblätter breiter, am Grunde scheidenartig und durchscheinend-netzaderig; Büchse auf dem kurzen, gelben, gekrümmten Stiele aufgeblasen-eiförmig, bräunlich, im trockenen Zustande stark schwielig-gefaltet, mit kegelförmigem, kurzem, der Büchse gleichfarbigem Deckel, breitem, dreifachem Ringe und purpurrothen, schmalen, glatten, dicht quergestreiften, an der Spitze zweispaltigen Zähnen des Peristoms. — In der Tracht der G. trichophylla ähnlich, aber sogleich durch den einhäusigen Blüthenstand zu unterscheiden; von G. pygmaea durch die im feuchten Zustande zurückgeschlagenen Blätter verschieden.

In Australien.

28) G. imberbis *Kunze*. Polster dicht; Stengel sehr klein, fast gleichhoch-ästig, braungrün, schlank; Stengelblätter im nassen Zustande aufrecht-abstehend, kurz, gekrümmt, aus schmal lanzettlichem, gekieltem Grunde rinnig-zugespitzt, am Rande in der Mitte des Blattes umgerollt, Zellen am Grunde des Blattes rechtwinkelig-sechsseitig, gelblich, am Rande beiderseits wasserhell, nach der Spitze des Blattes zu allmälig gedrückt-quadratisch, fast undurchsichtig, dick und fest, die oberen Blätter an der Spitze meist gekrümmt, mit einer sehr kurzen, wasserhellen Spitze; Perichätialblätter am Grunde breiter und aus zarten Zellen bestehend; Büchse auf einem etwas gekrümmten Stielchen, kurz eiförmig, sehr schmal-, aber deutlich gefaltet; Ring ziemlich breit; Deckel kegelförmig, gerade, stumpflich; Zähne sehr schmal- und kurzlanzettlich, dicht gegliedert, nur an der Spitze etwas zweispaltig, roth, kahl.

Im südlichen Chile.

c. Blattzellen gleichsam zusammengeflossen-verdickt.

1. Blätter gekräuselt-gedreht.

29) G. incurva *Schwägrichen*. Zweihäusig; Polster unregelmäßig, locker und niedergedrückt; Stengel gabelästig, niedrig, fast büschelförmig-beblättert, weich, dunkelgrün, dann schwärzlich, im trocknen Zustande ziemlich kraus; Blätter sehr locker und ungleich gestellt, gekräuselt-gekrümmt, im feuchten Zustande abstehend, sehr schmal-lanzettlich, zugespitzt und von einer ziemlich langen, oben wasserhellen pfriemlichen Spitze gekrönt, am Grunde aufrecht, oben gekrümmt, am Rande nicht oder kaum zurückgerollt; Perichätialblätter mit langem, scheidigem, zartem Grunde; Büchse auf einem seitlich und kaum über den Kelche mportretenden, im feuchten Zustande gekrümmten Stielchen, winzig, eiförmig, dünnhäutig, blaßbraun, glatt; Deckel kegelförmig, etwas abgestumpft oder zugespitzt; Ring dreifach; Zähne mehr oder minder lang, unregelmäßig, an der Spitze gespalten, braunroth, etwas rauh. Hierher gehören G. uncinata *Kaulfuss*, Dryptodon und Campylopus contortus *Bridel* und Dicranum contortum *Wahlenberg*.

Der Tracht nach mit Blindia cirrhata verwandt, aber an den gekräuselten Blättern leicht zu erkennen.

An Quarzfelsen, ihren Rändern oder in sehr dunkeln, steinigen Höhlen, durch die subalpine Region der Sudeten, auf dem Fichtelgebirge, in Steiermark auf der Seethaler Alp von Kaulfuß entdeckt, auf dem Splügen in Graubündten und in den Vogesen. Auch im oberen Möllgebiete und seinen Umgebungen in Kärnthen als höchstes vereinzeltes Moos auf der Adlersruhe bei 10,432 Fuß Höhe in ziemlich zahlreichen, aber kleinen Exemplaren zwischen den Steinen der zerfallenen Hütte; überall jedoch selten und noch viel seltner mit Früchten.

β. Blätter spiralig um den Stengel gedreht.

30) G. spiralis *Hooker* und *Taylor*. Zweihäusig; Polster dicht; Stengel locker zusammenhängend, schlank, ziemlich hoch, gabelig oder büschelig-verästelt; Aeste bindfadenartig-gedreht, die jüngern bisweilen scharf dreikantig, bläulich-grün, durch die Haarspitzen der Blätter grau, unten rostfarbig; Blätter dicht spiralig gedreht, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, länglich-lanzettlich, die untersten haarlos, die obern von einem ungleich langen, spitzen, ziemlich glatten Haare gekrönt, am Rande in der Mitte des Blattes ein wenig zurückgerollt; Zellen am Grunde ziemlich lang, elliptisch, am Rande zu beiden Seiten nur sehr wenig durchsichtig und quadratisch, oben abgerundet und winzig, sonst überall zusammengeflossen-verdickt; Perichätialblätter länger, breiter, mit langen Haarspitzen, die innersten am Grunde lockerer und zarter gewebt, mehr stengelumfassend; Büchse auf kurzem, gebogenem Stielchen, winzig eiförmig, gelblich, später bräunlich, mit verkümmerten Streifen; Deckel stumpf-geschnäbelt, orangefarbig; Ring dreifach; Zähne schmal, purpurbraun, an der Spitze gespalten, sonst ziemlich ganz, etwas rauh. Hierher gehören G. cernua *Nees*, *Hornschuch* und *Sturm* und Dryptodon spiralis *Bridel*, auch Grimmia incurva *Bruch* und *Schimper* scheint hierher gerechnet werden zu müssen als eine Form mit geschnäbeltem Deckel, ziemlich ganzen Zähnen und kaum spiralig gewundenen Blättern.

Auf sehr trocknen, besonders bröcklichen Felsen der höchsten Alpen von ganz Europa, aber sparsam fructificirend.

31) G. fusco-lutea *Hooker*. Einhäusig; Polster dicht, zierlich, niedrig, braungelb; Stengel starr, aufrecht, büschelig-verzweigt; Stengelblätter feucht und trocken steif, aufrecht-abstehend, gekrümmt, schmal-lanzettlich-zugespitzt, mit einem kurzen und ziemlich glatten Haare gekrönt, die untersten haarlos, starr, am Rande unten zurückgerollt, bisweilen aufrecht; Zellen sehr verdickt, ziemlich zusammenfließend, schmal, lang-quadratisch, am Rande sehr gekerbt, am Grunde länger, an seinen beiden Seiten einige zartere, wasserhelle; Perichätialblätter am Grunde lockerer und länger gewebt; Büchse auf abwärts gebogenem, kurzem Stielchen eiförmig, klein, glatt, blaßgelb, dünnhäutig; Deckel kegelförmig, stumpf, aufrecht; Ring breit, zusammengesetzt; Zähne schmal-pfriemlich, entfernt-gegliedert, rauh, rothbraun, kaum durchbrochen.

In Mexico auf dem Orizaba, bei Tolucca und Iolahuaca.

32) G. apiculata *Hornschuch*. Der vorigen sehr ähnlich, aber mit kürzer- und glatter behaarten Blättern, scheidigen, zartern Perichätialblättern, mit am Grunde des Blattes größern, lockern und bis zur Mitte des Blattes elliptisch-verdickten Zellen, einer kugelig-eiförmigen, über den Kelch emporgehobenen Büchse und gespaltenen, sehr rauhen, etwas fleischigen Zähnen.

Auf zerbröckelten, feuchten Felsen der höchsten Alpen; an der Messerlingwand in Tyrol, am Windisch-Matreyer-Tauern und in der Leiter bei Heiligenblut in Kärnthen von Hornschuch 1816 entdeckt, auf der Zirknitz-Alpe bei Döllach, auf dem Naßfelder-Tauern bei Gastein und, wenn die norwegische Pflanze wirklich hierher gehört, auch auf dem Dovrefjeld.

B. Fruchtstiel aufrecht.

a. Büchse eingesenkt.

33) G. pilifera *Palisot de Beauvois*. Zweihäusig; Polster dicht; Stengel blaßgrün, unten schwärzlich, starr, steif, niedrig, spärlich gabelspaltig, Aeste an der Spitze verdünnt; Stengelblätter im feuchten Zustande anfangs zurückgekrümmt, plötzlich aufrecht-abstehend, aus breit eiförmigem, am Rande zu beiden Seiten stark zurückgeschlagenem Grunde plötzlich lanzettlich und mit einem langen, gezähnelten Haare gekrönt, überall stark gewebt; Perichätialblätter weit länger, breiter, länger behaart, scheidig, blaß; Zellen am Grunde lockerer, zarterer, von der Mitte gleichsam zusammenfließend-verdickt, an den Wänden mehr oder weniger unterbrochen, oberwärts elliptisch; Büchse eingesenkt, cylindrisch-eiförmig, an der Mündung schmaler, glatt, blaß; Deckel becherförmig, gerade geschnäbelt; Zähne oberwärts wimperig-gespalten, schmaler, orangefarbig, dünner häutig und dicht gegliedert. Hierher gehören Gr. pensylvanica *Schwägrichen* und Weisia pilifera *Röhling*.

In Nord-Amerika.

34) G. Schimperi *Bruch* und *Schimper*. Der vorigen sehr ähnlich, die Stengel sind aber büschelig-verästelt, die untern Stengelblätter bartlos, die oberen kürzer behaart, alle am Grunde länglich, über dem Grunde am Rande ein wenig umgerollt, schmaler, Zellen länglich, eckig, verdickt, oberwärts undurchsichtig; Perichätialblätter oberwärts gleichfalls undurchsichtig; Büchse kurz gestielt, eingesenkt, zusammengedrückt-eiförmig, klein, am Grunde nabelartig-eingedrückt, die Mündung sehr schmal, zusammengeschnürt; Deckel lang-geschnäbelt, von der am Grunde fünflappigen Mütze ganz bedeckt.

In Abyssinien von Schimper gesammelt.

b. Büchse über den Kelch gehoben.

α. Stengel schwärzlich-gefärbt.

35) G. elongata *Kaulfuss*. Zweihäusig; Polster dicht, niedergedrückt; Stengel hingestreckt, lang und schlank, unten blattlos, schwärzlich-grün, starr; Blätter abstehend, aus schmalem, länglichem Grunde gekrümmt-lanzettlich, abgestumpft, die obersten nebst den Kelchblättern an der Spitze meist durchscheinend, am Rande aufrecht; Zellen am Grunde rechteckig, oben allmälig immer winziger, zusammengepreßt-quadratisch, derb, gelblich, am Grunde zu beiden Seiten des Randes wasserhell; Perichätialblätter am Grunde mehr scheidenartig, lockerer gewebt, alle mit sehr zarten Wärzchen deutlich bedeckt; Büchse auf kurzen, geraden Stielchen, sehr klein, eiförmig, glatt, bräunlich; Deckel kurz und abgestumpft-kegelförmig; Ring dreifach; Zähne lanzettlich, entfernt gegliedert, vollständig ganz oder hier und da durchbrochen, röthlich braun, im trocknen Zustande zurückgeschlagen; Mütze kapuzenartig-glockenförmig. Aendert ab:

β. patula *Bruch* und *Schimper*. Blätter länger, sparrig-abstehend, die höchsten fast haartragend; Büchse schief.

Der folgenden nahe verwandt, aber durch den stumpfen Deckel deutlich von ihr geschieden.

Diese seltene Art wurde im J. 1812 von Kaulfuß in feuchten Felsspalten auf der Seethaler-Alp in Steiermark entdeckt; später fand man sie auch auf dem Bellee-Tauern, am Fuße des untern Aargletschers, auf dem Splügen und in Norwegen am Sprönbähker und in Schweden; die Abart an trockenen Stellen der Messerlingwand in Tyrol.

36) G. unicolor *Greville*. Zweihäusig; Polster breit, hingestreckt, locker zusammenhängend, schwarzgrün, fast ins Purpurfarbige streifend, hoch; Stengel büschelig-verästelt, starr, mit fadenförmigen, kleinblättrigen Aesten versehen; Blätter aufrecht-abstehend, im trocknen Zustande dichtgehäuft, aus länglichem Grunde gekrümmt-lanzettlich, abgestumpft, an der Spitze niemals durchscheinend, am Rande aufrecht, an der Spitze fleischig, glatter; Astblättchen breit, verkehrt-eiförmig, kurz und stumpf zugespitzt, Perichätialblätter breiter, mehr scheidenartig, am Grunde lockerer gewebt; Büchse mit herausgehobenem Stielchen aufrecht oder etwas schief, geschwollen-eiförmig, dünnhäutig, strohgelb, glatt; Deckel geschnäbelt, schief oder ziemlich aufrecht, orangefarbig; Ring breit, dreifach; Zähne purpurroth, an der Spitze gespalten, mit dicken Querrippen, glatt; Mütze kapuzenförmig-glockig.

Auf feuchten oder häufiger von Wasser überrieselten Felsen zuerst in den Alpen Schottlands von Ogelvies entdeckt, auch in Norwegen, in Deutschland und in Graubündten zwischen Andeer und Splügen auf der Roffla.

β. Stengel grünlich-grau.

† Blüthenstand zweihäusig.

37) G. leucophaea *Greville.* Zweihäusig; Polster niedrig, dicht, Stengel aber locker zusammenhängend, aufrecht, grau durch die weißen Blattspitzen, schmutziggrün, ziemlich einfach, sparsam und kurz gabeläftig, Aestchen an der Spitze fast keulenförmig; Blätter dicht-gehäuft, angedrückt, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, eiförmig-länglich, von einem langen, am Rande und auf dem Rücken gezähnelten Haare gekrönt, kahnförmig-hohl, am Rande aufrecht; Zellen weich, grün, überall quadratisch-abgerundet, an der Spitze dunkel, winzig; Perichätialblätter größer, am Grunde zarter und lockerer gewebt, alle dünnrippig; Büchse auf einem über den Kelch gehobenen, kurzen, steifen Stielchen, aufrecht, mehr oder minder eiförmig, rothbraun, glatt; Deckel aufrecht geschnäbelt; Ring doppelt, sich zurückschlagend, ziemlich breit; Zähne dichtgegliedert, zwei- bis dreimal gespalten und somit durchbrochen, etwas rauh, braun-purpurroth; Mütze länger als das Deckelchen.

An der eigenthümlichen Starrheit aller Theile, besonders des Fruchtstiels und der Frucht, welche bald verkümmert, leicht zu erkennen. Zu ihr gehören als Synonyme Dryptodon leucophaeus *Bridel* und Grimmia Oertzeniana *Schultz.*

Durch ganz Europa, Nordamerika und die Länder des Mittelmeeres; in Gebirgsgegenden auf Felsen, gern auf Porphyr; bisweilen auch auf erratischen Blöcken.

38) G. subleucophaea *C. Müller.* Der vorigen sehr ähnlich, aber der Stengel stärker und dicker, infolge der schwarzbraunen untern und der lederbraunen oberen Blätter zweifarbig, Stengelblätter im feuchten und trocknen Zustande locker abstehend, viel breiter, die trocknen unter dem Vergrößerungsglase am Grunde tief-löffelförmig-concav, an der Spitze kahnförmig, sehr breit-eiförmig, überall aus grünen, am Grunde größern, weichern, an den Flügeln durchscheinenden, parenchymatischen, gleichen, dünnhäutigen Zellen zusammengesetzt; Perichätialblätter größer als die Stengelblätter, sonst mit diesen übereinstimmend; Büchse kaum hervorragend.

In Abyssinien von Schimper gesammelt.

39) G. campestris *Burchell.* Der Gr. leucophaea sehr ähnlich, aber die Stengelblätter spitzer, am Rande ein wenig gewölbt, überall undurchsichtig, mit tief gekieltem Nerven, überall weit kleiner gewebt, die Zellen der Flügel quadratisch, grün, innen körnig; Deckelchen sehr schwach-kegelförmig. Hierher gehören G. albida *Sprengel* und G. laevigata *Bridel.*

Am Cap der guten Hoffnung.

40) G. leicarpa *Taylor.* Von der sehr ähnlichen G. leucophaea durch folgende Merkmale unterschieden: Blätter angedrückt, aus kurzem, zurückgekrümmtem Grunde ziemlich breit-länglich, kahnförmig-vertieft, aber nicht gekielt, mit überall aufrechtem Rande und einem am Grunde breiten flachen, nach der Spitze zu verschwindenden, grünlichen Nerven und am äußersten Ende mit einer sehr rauhen, durchsichtigen Haarspitze; die Zellen sind sämmtlich quadratisch, am Grunde größer, nach der Spitze zu allmälig kleiner und glanzlos; die Büchse auf dem kaum hervorragenden gelblichen steifen Stielchen aufrecht, fast rundlich-eiförmig, ganz glatt, braun, das Deckelchen ist kegelförmig, schief geschnäbelt, der Ring vielfach, die Zähne sind kurz, schmal, purpurroth, zweispaltig. — Diese Art wurde früher von Wilson und andern Autoren als Varietät (G. leucophaea β. subrotunda *Wilson*) angesehen.

In Neu-Holland (Barossa range, Muddy creek).

41) G. tergestina *Tommasini.* Der Gr. leucophaea gleichfalls sehr ähnlich, aber sehr schön silberfarbig, die untersten Blätter abgestumpft oder stumpfspitzig, mit sehr grünen, am Grunde schmalen, ziemlich langen Zellen; Perichätialblätter viel breiter und länger mit breitem, scheidigem, langem Grunde und an demselben mit schmalen, langen und blattgrünhaltigen Zellen, an seinem Rande mit einem mehr oder weniger breiten, sehr zarthäutigen, durchsichtigen Saum, an seiner Spitze plötzlich mehr oder weniger buchtig-eingeschnürt und dann zugespitzt, an der Spitze mit dunkeln Zellen; Büchse ziemlich groß, elliptisch-kegelförmig, blaß; Ring sehr breit, zusammengesetzt; Mütze steif-aufrecht; Zähne schmal-lanzettlich, etwas fleischig, dunkel purpurroth, in der Mitte mehr oder weniger durchbrochen, entfernt gegliedert.

Außer der G. leucophaea auch der G. campestris der Tracht nach nahe stehend, aber durch die merkwürdige Gestalt der Perichätialblätter scharf charakterisirt.

Bisher blos bei Triest auf einer Mauer, welche den Eichenwald bei Melara umschließt, an der Wasserscheide zwischen Longera und Rozzol von Tommasini entdeckt, auch in dem Eichenwalde von Melara auf Sandsteinfelsen.

42) G. reflexidens *C. Müller.* In der Tracht der G. leucophaea gleichfalls sehr ähnlich, aber kleiner, die Aeste an der Spitze mit langen steifen Haaren besetzt; Stengelblätter knapp-angedrückt, im feuchten Zustande weniger abstehend, aus eiförmigem Grunde plötzlich schmal-lanzettlich, die untern gekrümmt und mit kurzem Haare gekrönt, die oberen nach der Spitze zu am Rande gefaltet, daher gleichsam umgerollt, mit langem, glattem Haare, Zellen am Grunde quadratisch, durchscheinend, nach der Spitze allmälig abgerundet, undurchsichtig; Perichätialblätter länger und breiter, am Grunde sehr locker quadratisch-sechsseitig gewebt, alle dicknervig und am Rande aufrecht, gekielt-concav; Büchse kaum hervorragend, klein-eiförmig, großmündig, kahl, rothbraun; Deckel kegelförmig, schief, kurz; Zähne lanzettlich, fast ganzrandig oder an der Spitze ein wenig zweispaltig, dicht gegliedert, rauh, roth, schmal, im trocknen Zustande bis zur Wandung der Büchse zurückgeschlagen.

Im südlichen Chile.

43) G. neilgherrensis *C. Müller.* Zweihäusig; Polster rasenartig, dicht und fest, niedrig, gelblich-grün und etwas grau; Stengel entweder niedrig, unten schlank, oben in einige Aeste getheilt oder länger und niedergestreckt; Blätter angedrückt, fest, im nassen Zustande aufrecht-abstehend, aus länglichem Grunde lanzettlich-zugespitzt, mit einem dicken, wasserhellen, schwach gezähnelten Haare, gekielt, am Rande an der einen Seite umgerollt, ganzrandig, mit hervortretendem Nerven, Zellen am Grunde rechteckig, gelblich, glatt, nach der Spitze zu allmälig kleiner, eckig-quadratisch, undurchsichtig, fest; Perichätialblätter am Grunde länger scheidig, etwas eingerollt, zarter und lockerer gewebt; Büchse auf dem kurzen, gelben Stielchen aufrecht, eiförmig, kahl, bräunlich; Ring breit; Deckel kegelförmig, etwas schief, gleichfarbig; Mütze zart, glockenförmig, an der einen Seite mehr gespalten, kahl; Zähne kurz, fleischig, lanzettlich, unten mit dichten Querrippen, dunkelroth, an der Spitze in ungleiche, blassere Schenkel getheilt, etwas rauh.

In den Nilaghiri-Gebirgen in Ostindien.

†† Blüthenstand einhäusig.

44) G. longirostris *Hooker.* Einhäusig; Polster dicht, aber die Stengel locker zusammenhängend, büschelig- und kurz-ästig, dichtblättrig, niedrig, unten rostfarbig, oben gelbgrün; Stengelblätter angedrückt, im feuchten Zustande abstehend, aus verkehrt-eiförmigem oder länglichem Grunde lanzettlich, mit ziemlich langem, gezähneltem Haare, tief-gekielt, am Rande in der Mitte oft ein wenig gewölbt, übrigens aufrecht; Zellen am Grunde verdickt-elliptisch, am Rande an beiden Seiten einige durchscheinend, quadratisch, oberwärts allmälig kleiner, dick-quadratisch und undurchsichtig; Perichätialblätter hervorstehend, sonst den übrigen gleich; Büchse auf einem kurz hervorragenden Stielchen aufrecht, cylindrisch-eiförmig, kahl, lederartig; Deckel geschnäbelt, gerade, mäßig groß; Ring schmal; Zähne schmal-pfriemlich, fast ganzrandig; Mütze bisweilen an einer Seite gespalten.

Auf dem Chimborazo von Humboldt und Bonpland entdeckt.

45) G. obtusa *Schwägrichen.* Polster klein, niedergedrückt; Stengel klein, spärlich gabelig-getheilt, schlank; Blätter aufrecht-abstehend, ziemlich kurz und breit-lanzettlich, mit kurzer, ziemlich rauher Haarspitze, mehr oder minder hin und her gebogen, am Rande aufrecht; Zellen am Grunde schmal, lang, durchsichtig, oben allmälig kleiner, eckig, derb, weniger blattgrünhaltig; die innersten Perichätialblätter kürzer, am Grunde mit etwas kürzeren, weniger lockeren Zellen; Büchse auf einem nur wenig über den Kelch herausragenden, aufrechten Stielchen, gerade; Deckel kegelförmig, stumpf; Ring breit, dreifach, orangefarbig; Zähne wie bei G. arenaria, der sie auch in der Tracht nahe steht. Hierher gehören auch G. sudetica *Schwägrichen* und G. Donniana *Smith* mit einer mehr eingesenkten Büchse.

Auf Sandstein und Granitfelsen aller höhern Gebirge, bis zu den Alpen hinaufsteigend und über ganz Europa verbreitet.

46) G. ovata *Weber* und *Mohr.* Polster locker, grau, grün oder schwärzlich; Stengel ziemlich hoch, mehrmals gabelig-verästelt, kräftig; Blätter aufrecht-abstehend, aus länglich-eiförmigem Grunde schmal-lanzettlich, von einem kurzen, ein wenig gezähnelten Haare gekrönt, am Rande aufrecht oder über dem Grunde ein wenig zurückgerollt; Zellen am Grunde dicht, schmal, ziemlich lang, zu beiden Seiten des Randes allein durchsichtig, allmälig in eine elliptische Form übergehend, an der Spitze abgerundet, dunkel; Perichätialblätter ziemlich scheidenartig, länger, breiter, aber schmal, am Grunde zarter, alle Blätter derb; Büchse auf kurzem, über den Kelch gehobenem, steifem Stielchen, aufrecht, eiförmig oder elliptisch, glatt, rothbraun; Deckel ziemlich kurz, schief geschnäbelt; Ring doppelt; Zähne meist gespalten-durchbrochen, braun-purpurroth, später zurückgekrümmt. Hierher gehören Dicranum ovatum *Funck*, Grimmia sciuroides und patens *Hornschuch* und wahrscheinlich auch Gr. nigricans *Lamarck* und *De Candolle.*

Von Gr. obtusa durch die hohen, kräftigen Polster und Stengel, sowie durch die Deckelform verschieden. Aendert ab:

β. affinis *C. Müller.* Kräftiger; Büchse auf kürzerem, gewöhnlich nicht herausgehobenem Stielchen. Hierher gehören G. affinis *Hornschuch* und Gr. canescens *Schleicher.*

γ. obliqua *C. Müller.* Büchse etwas schief. Gr. obliqua *Hornschuch.*

δ. cylindrica *C. Müller.* Büchse länger, länglich-cylindrisch. Gr. cylindrica *Hornschuch.*

In ganz Europa aus der montanen Region bis zu den höchsten Alpen emporsteigend; die Abart *β.* an meist wasserreichen Stellen, *γ.* an sehr trocknen, windigen Orten, *δ.* an schattigen Orten, besonders in Alpenthälern.

Dritte Section. Dryptodon *Bridel.*

Pflanzen lang, unregelmäßige, breite, nicht kreisrund begrenzte, sondern sehr lockere Polster bildend, regelmäßig gabelästig; Aestchen gebüschelt; Blattzellen verdickt, mit mehr oder weniger gekerbten oder ausgebuchteten Wänden; Mundbesatz wie bei Eugrimmia oder die Zähne bis zum Grunde in zwei fadenförmige Schenkel gespalten. Alles übrige wie bei Eugrimmia.

Die Glieder dieser Abtheilung stehen zwischen der vorigen Section und Rhacomitrium als Verbindungsglieder, indem sie von Eugrimmia die Verästelung, von Rhacomitrium die Blattzellenwände besitzen, sich aber von diesem durch die regelmäßig gabelspaltige Zertheilung des Stengels unterscheiden, während die Arten von Rhacomitrium kurze, büschelförmige, fast knäuelartig gestellte Aestchen besitzen.

a. Fruchtstiel gekrümmt.

47) G. patens *Bruch* und *Schimper.* Zweihäusig; Pflanzen lockere und breite Polster bildend, nieder-

liegend, ziemlich lang werdend, durch gekrümmte Aeste mehrfach zertheilt, unten ziemlich blattlos, schwärzlich oder gelbbraun, oben durch die dichtgestellten, im trocknen Zustande angedrückten Blätter rundlich, schlank, gelbgrün oder bräunlich; Blätter im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, später abstehend, gekrümmt, lanzettlich-zugespitzt, etwas abgestumpft, schmal, ziemlich lang, am Rande vom Grunde bis über die Mitte hinaus zurückgerollt, tief rinnenförmig; Zellen sehr winzig, fast abgerundet, am Grunde ein wenig größer, eckig; dann bedeutend verdickt; Rippen auf dem Rücken mit mehreren flachen Lamellen bedeckt; Perichätialblätter kürzer; Büchse auf abwärts gekrümmten, ziemlich kurzem, gelblichem Stielchen abwärts gebogen, ziemlich groß eiförmig, glatt, gelblich, dann bräunlich; Deckel kegelförmig, pfriemlich, gerade, roth; Ring sehr breit; Zähne ziemlich lang, purpurroth, mit dichten Querrippen, in zwei ungleiche, bisweilen durchbrochene Schenkel gespalten, etwas rauh; Mütze glatt. Hierher gehören als Synonyme Gr. arcuata *De Notaris*, Rhacomitrium patens *Hübener*, Dryptodon patens *Bridel*, Trichostomum patens *Schwägrichen*, Dicranum patens *Smith*, Dicr. arcuatum *Schleicher*, Fissidens patens *Wahlenberg*, Bryum patens *Dickson* und Orthotrichum curvatum *Bridel*.

An feuchten Felsen der subalpinen Region durch ganz Europa und Nordamerika.

48) G. elatior *Bruch* und *Schimper*. Zweihäusig; Polster hoch, breit, locker; Stengel unten schwärzlich, oben dunkelgrün, durch die hellen Blattspitzen grau, am Grunde blattlos, oben dichtblättrig, kräftig, mit langen und kurzen Gabelästen; Blätter aufrecht-angedrückt, im feuchten Zustande zuerst sehr zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend, breit-lanzettlich, lang, ein wenig zurückgekrümmt, von einem ziemlich langen, etwas glatten Haare gekrönt, tief rinnenförmig-hohl, am Rande unten zurückgerollt; Zellen am Grunde ziemlich lang, elliptisch, buchtig, nach der Spitze hin allmälig kleiner, vollkommen rund, an der Spitze dunkel, verdickt; Perichätialblätter aufrecht, am Grunde zarter, lockerer und sechsseitig gewebt, größer; Büchse auf gebogenem Stielchen, ziemlich kräftig, eiförmig, zehnfach gerieft, blaß braun; Deckel lang geschnäbelt, aufrecht; Ring dreifach; Zähne breit-pfriemlich, dicht- und kräftig gegliedert, orangefarbig, an der Spitze gespalten und durchbohrt. Hierher gehören Rhacomitrium incurvum *Hübener*, Trichostomum incurvum *Hornschuch* und Dryptodon incurvus *Bridel*.

Auf Granit- und Schieferfelsen durch die subalpine und alpine Region von Deutschland, der Schweiz, den Pyrenäen und Skandinaviens.

49) G. funalis *Bruch* und *Schimper*. Einhäusig; Tracht der vorigen, aber kleiner; die Blätter kürzer, von einem sehr gezähnelten Haare gekrönt; Zellen verdickt-quadratisch, mit gekerbten Wänden, winzig, am Grunde länger und zu beiden Seiten des Randes einige quadratisch, zart und durchsichtiger, bei den Perichätialblättern am Grunde lockerer, quadratisch, durchsichtig, in der Mitte elliptisch; Büchse verkehrt-eiförmig oder elliptisch, achtfach-gerieft, mit sehr tief und unregelmäßig gespaltenen Zähnen. Hierher gehören Rhacomitrium funale *Hübener*, Dryptodon funalis und Campylopus funalis *Bridel* und Trichostomum funale *Schwägrichen*.

Auf Felsen und Steinen der montanen, seltner der subalpinen Region von ganz Europa, jedoch nicht häufig.

b. Fruchtstiel aufrecht.

α. Blätter stumpf.

50) G. elliptica *C. Müller*. Zweihäusig; Polster niedergedrückt, gelblich-braun, zuletzt schwärzlich; Stengel starr, gabelig-ästig, ziemlich hoch, aufrecht, zerbrechlich, unten nackt; Blätter angedrückt, im feuchten Zustande ein wenig aufrecht-abstehend, ziemlich steif, kurz-länglich-lanzettlich, stumpf, gekielt-concav, am Rande aufrecht oder ein wenig gewölbt; Zellen überall dick, stark-aufgeblasen, dickhäutig, gelb, am Rande stark punktirt-gekerbt, am Grunde sehr schmal, lang, nach der Spitze zu sehr klein; Perichätialblätter ebenso gestaltet; Büchse auf dem hervorgehobenen Stielchen fast kugelig, klein, dickhäutig, glatt, blaßbraun; Deckel pfriemlich, gerade, von der an der Spitze rauhen Mütze ganz bedeckt; Ring breit, doppelt; Zähne schmal-lanzettlich, mit dichten Querrippen, roth-purpurroth, glatt, an der Spitze zweispaltig. Hierher gehören Rhacomitrium ellipticum *Bruch* und *Schimper*, Dryptodon ellipticus und Campylopus ellipticus *Bridel*, Dicranum ellipticum *Schwägrichen* und Trichostomum ellipticum *Hooker* und *Taylor*.

An feuchten und nassen Felsen in Irland, auf den Alpen in Schottland und an der Westküste von Norwegen.

51) G. aquatica *C. Müller*. Zweihäusig; Polster locker, breit; Stengel hoch, starr, schmuzig-grün, aufsteigend, mit ziemlich runden Aesten; Blätter dicht gehäuft, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, bisweilen ein wenig einseitswendig, breit eiförmig-lanzettlich, ziemlich stumpf, rinnenförmig-hohl, am Rande übergebogen, zweispaltig; Zellen überall verdickt, zusammengeflossen, dickhäutig, gelblich, an den Wänden punktförmig-gekerbt, am Grunde sehr schmal, lang, oben winzig; Perichätialblätter unten lockerer und zarter gewebt; Büchse auf langem, über den Kelch gehobenem, gedrehtem, fast seitenständigem Stielchen, aufrecht, elliptisch-cylindrisch, glatt, blaß; Deckel pfriemlich, aufrecht, roth; Ring breit; Zähne bis zum Grunde gespalten, wimperartig, pfriemlich, glatt, roth. Hierher gehören folgende zahlreiche Synonyme Rhacomitrium protensum und cataractarum *A. Braun*, Rhacomitrium aquaticum, Trichostomum aquaticum und Dicranum aquaticum *Bridel*, Dicranum aciculare β. fluitans *Turner*, Dicranum subulatum *Röhling*, Bryum rivulare *Hoffmann* und Bryum nigrescens *Villars*.

An wassertriefenden Felsen der montanen und subalpinen Region von ganz Europa.

52) G. acicularis *C. Müller.* Zweihäusig; Tracht der vorigen, Stengel aber lockerer zusammenhängend und viel kräftiger, sehr dicht beblättert; Blätter angedrückt, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, ziemlich einseitswendig, breit eiförmig-länglich, zungenförmig-abgestutzt, hier und da wellenförmig-gefaltet, rinnig, an der Spitze sparsam und verkümmert gezähnt, am Rande fast überall sehr zurückgerollt; einige Zellen zu beiden Seiten der untersten Blattflügel lockerer, bräunlich, am übrigen Grunde sehr schmal, gekerbt, gegen die Spitze hin allmälig kräftig groß und abgerundet; die innersten Perichätialblätter unten zarter, lockerer gewebt; Büchse kurzgestielt, ziemlich groß, eiförmig-elliptisch, kleinmündig; Ring breit; Deckel gerade, pfriemlich-zugespitzt; Zähne in zwei kräftige, gleiche, rauhe Schenkel bis über die Mitte herab gespalten, fleischig, orangefarbig, am Grunde dicht gegliedert, dicht genähert. Hierher gehören Rhacomitrium aciculare *Bridel*, Trichostomum aciculare *Schwägrichen*, Dicranum aciculare *Hedwig*, Mnium aciculare *Gmelin*, Bryum aciculare *Linné* und Hypnum aciculare *Scopoli*.

An feuchten Stellen, besonders Steinen in Bächen, durch die montane und subalpine Region von ganz Europa und Nordamerika.

β. Blätter spitz.

53) G. nigrita *C. Müller.* Zweihäusig; der G. aquatica ähnlich, aber schlanker; Blätter im feuchten Zustande sehr abstehend, breit lanzettlich, zugespitzt; Zellen stark verdickt, zusammengeflossen, sehr gekerbt, braun; Büchse auf einem sehr kurzen, gelben, dünnen, endständigen oder scheinbar seitenständigen Stielchen, elliptisch-cylindrisch, sehr klein und sehr schmal, blaß; Deckel pfriemlich, gerade; Ring schmal; Zähne schmal-pfriemlich, roth, bis zum Grunde in ungleiche, am Grunde zusammenhängende und gegliederte, dünne, sehr rauhe Schenkel getheilt; Mütze an der Spitze rauh.

Auf der Eremiten-Insel am Cap Horn.

54) G. lamprocarpa *C. Müller.* Zweihäusig; der G. aquatica gleichfalls sehr ähnlich, aber kräftiger; Stengelblätter sehr breit lanzettlich, spitz, concav, mit rinnigem Nerven, am Rande vom Grunde bis zur Mitte stark umgerollt, Zellen am Grunde des Blattes zu beiden Seiten der Flügel sehr locker braun; Perichätialblätter auf der innern Seite der Flügel sehr locker gewebt; Büchsen oft gepaart, kurz gestielt, groß elliptisch, geschwollen, im trocknen Zustande kantig, dünnhäutig, glänzend, kleinmündig; Deckel pfriemlich, gerade, Ring sehr breit; Zähne in zwei starke, gleiche, rauhe, tief- aber nicht bis zum Grunde gehende Schenkel getheilt, sehr dicht genähert, am Grunde undeutlich gegliedert, fleischig, orangefarbig.

Auf den Falklandsinseln.

55) G. didyma *Montagne.* Der Gr. aquatica gleichfalls ähnlich, aber die Blätter überall abstehend, kaum fast einseitswendig, eiförmig-lanzettlich, spitz oder mit einer sehr kurzen, wasserhellen Stachelspitze; Büchse cylindrisch, Ring schmal, Deckel gerade geschnäbelt, um die Hälfte kürzer als die Büchse; Zähne ziemlich breit lanzettlich, durchbrochen, im feuchten Zustande eingebogen-zusammenneigend, so breit als der vierte Theil des Durchmessers der Büchse.

Im südlichen Chile.

56) G. convoluta *C. Müller.* Niederliegend, gabelig-ästig, Aeste büschelig, im trocknen Zustande einwärtsgekrümmt, sehr kurz verzweigt, schmuzig grün; Blätter eiförmig-lanzettlich, ziemlich spitz, am Rande zurückgeschlagen, ganzrandig, mit verschwindendem Nerven, im feuchten Zustande etwas zurückgekrümmt, im trocknen dachziegelig sich deckend, fest, mit sehr kleinen, dichten Zellen; Perichätialblätter zusammengerollt, rundlich-stumpf; Büchse auf einem scheinbar seitenständigen, aufrechten Stielchen; Mütze gestreift, kahl, am Grunde geschlitzt.

An Baumstämmen in Chile.

57) G. rupestris *C. Müller.* Zweihäusig; Polster locker zusammenhängend; Stengel hoch, spärlich gabelspaltig, etwas sparrig, schmuzig-schwarzgrün, unten nackt, an der Spitze kräftig; Blätter im trocknen und nassen Zustande sparrig-abstehend, ziemlich steif, kurz länglich-lanzettlich, spitz, breit, sonst mit G. elliptica übereinstimmend; die innersten Perichätialblätter mehr scheidig, am Grunde zu beiden Seiten des Randes zarter, lockerer und glatter gewebt, stumpflich; Büchse auf einem kurzen, scheinbar seitenständigen Stielchen aufrecht, cylindrisch-länglich, braun, glatt, glänzend, dickhäutig; Deckel kegelig-nadelförmig. Hierher gehört Dryptodon rupestris *Hooker* und *Wilson*.

Auf der Eremiteninsel.

58) G. atrata *Mielichhofer.* Zweihäusig; Polster breit, dicht, unten etwas filzig; Stengel lang, überall dicht beblättert, mit langen Aesten, unten schwärzlich, oben dunkelgrün oder gelb, starr; Blätter angedrückt, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, kurz lanzettlich, kräftig, ziemlich breit zugespitzt, etwas steif, am Rande etwas übergebogen, tief rinnenförmig; Zellen dickhäutig, quadratisch, winzig, mit punktirt-gekerbten Wendungen, am Grunde ein wenig rechteckig, zu beiden Seiten des Randes einige halbe, glatte; die innersten Perichätialblätter fahnförmig-hohl, halbstengelumfassend, am Grunde glatt, lockerer und durchsichtiger gewebt; Büchse auf kurzem, dickem Stielchen aufrecht oder etwas schief, länglich-eiförmig, mit sehr kurzem Halse, gelbbraun, glatt; Deckel stumpf und kurz geschnäbelt, orangefarbig; Ring breit, aus mehreren Zellenreihen zusammengesetzt; Zähne mit dichten Querrippen, glatt, rostfarbig, an der Spitze durchbrochen oder getheilt, im trocknen Zustande zurückgeschlagen; Mütze kapuzenförmig-glockenartig.

An feuchten oder von Wasser triefenden Felsen der höchsten Alpen, von der obersten Waldregion an bis zum ewigen Schnee hinauf, an der Schwarzwand in der Großarl im Salzburgischen 1815 von Mielichhofer entdeckt, an der Nordseite der Malnitzer Tauern, am Geisstein bei Kitzbüchel in Tyrol; außerdem in Norwegen, Lappland und den Pyrenäen.

59) G. crispula *C. Müller.* In der Tracht der G. elliptica gleichend, aber die Blätter im trocknen Zu-

stande angedrückt, ein wenig kraus, starr, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, eiförmig-lanzettlich, in eine lange oberwärts wasserhelle Spitze vorgezogen, ein wenig gekielt, gefaltet, am Rande deutlich umgerollt, Zellen wie bei G. elliptica, aber dicker und stärker; Büchse auf einem sehr kurzen Stiele aufrecht oder übergeneigt, elliptisch; Ring schmal; Deckel geschnäbelt, gerade. Hierher gehört **Dryptodon crispulus** *Hooker* und *Wilson*.

Auf der Campell's Insel im Südmeere.

60) G. **emersa** *C. Müller*. Zweihäusig; Polster rasenartig, locker zusammenhängend, schmuzig-gelblich; Stengel schlank, dünn, hin und her gebogen, aufrecht, mit angedrückten Blättern, hin und wieder kurz ästig; Stengelblätter dicht gedrängt, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, später aufrecht-abstehend, kurz, länglich-lanzettlich, mit sehr kurzer, fast wasserheller Spitze, am Grunde herablaufend, an dem hervortretenden Nerven faltig-gekielt, aber niemals mehrfach gefaltet, am Rande vom Grunde bis zur Mitte ziemlich breit umgerollt, ganzrandig, überall aus schmalen, an den Wandungen stark gekerbten gelblichen, am Grunde längern Zellen gebildet; Perichätialblätter eingesenkt, wenige, breit länglich, halbzusammengerollt, kurz, kaum spitz, die innersten stumpf, alle blaß, häutig, aus sehr schmalen, ganz glatten, häutigen, fast zusammengeballten, am Grunde zu beiden Seiten des Randes etwas lockeren Zellen gewebt, Büchse auf einem wenig hervorragenden Stielchen aufrecht, entdeckelt nickend, dünn-cylindrisch; Mundbesatz kurz.

An Baumstämmen auf Van Diemensland.

γ. Blätter haarspitzig.

61) G. **microcarpa** *C. Müller*. Zweihäusig; Polster breit, durchwebt, niederliegend; Stengel gabelig getheilt, kleinblättrig, mit regelmäßigen, gelbgrünen Aesten, unten schwärzlich; Blätter aufrecht-gehäuft, im feuchten Zustande zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend, lanzettlich-zugespitzt, von einem kurzen, starren, gezähnten Haare gekrönt, am Rande bis über die Mitte zurückgerollt, gekielt, ziemlich derb, mit gekerbten Zellenwandungen; Büchse auf kurzem, ein wenig gekrümmtem Stielchen, winzig-eiförmig, glatt, gelblich, kleinmündig; Deckel kurz, roth; Ring ziemlich breit; Zähne kurz, meist ungleichmäßig breitheilig, mit mehr oder weniger zusammenhängenden, ziemlich rauhen, unten knotig angeschwollenen Schenkeln; Mütze glatt. Diese Art hat viele Synonyme: **Rhacomitrium microcarpum** und **Rhac. obtusum** *Bridel*, **Rhac. sudeticum** *Bruch* und *Schimper*, **Trichostomum microcarpum** *Hedwig*, **Trich. sudeticum** *Funck*, **Grimmia ericoides** *Bridel* und **Gr. procera** *Balbis* und *De Notaris*, **Bryum microcarpum** *Gmelin* und **Dryptodon sudeticus** *Bridel*.

Durch ganz Europa in der subalpinen und alpinen Region, auch in Nordamerika.

62) G. **cylindrica** *C. Müller*. Der vorigen sehr ähnlich, aber durch die größere und stärkere Tracht und die längere, schmal-cylindrische Büchse verschieden. Hierher gehört **Rhacomitrium cylindricum** *Schimper*.

In Mexico auf dem Pico de Orizaba.

63) G. **sulcipila** *C. Müller*. Zweihäusig; Polster sehr locker zusammenhängend; Stengel niedrig, sehr spärlich- und kurz-gabelspaltig, schlank, starr, braungelb, aufsteigend; Stengelblätter dicht dachziegelig, fast einseitig, kurz, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend, breit-lanzettlich, mit einem kurzen, dünnen, gezähnelten Haare bespitzt, die Flügel ziemlich flach, am Rande hin und wieder ein wenig umgerollt, mit einem tief rinnenförmigen Nerven, Zellen überall dick, stark gekerbt, quadratisch, an der Spitze des Blattes sehr klein, gelblich-durchscheinend; die oberen und Perichätialblätter mit einem langen, von schmalen, langen, deutlich getrennten Zellen gleichsam gestreiften Haare, letztere am Grunde lockerer gewebt und mehr gefaltet; Büchse auf einem kurzen Stielchen eiförmig, gerade, glatt; Ring ziemlich breit; Zähne schmal, kurz, mit dichten Querrippen, bis über die Mitte ungleich-zweispaltig, roth, etwas rauh.

In Ostindien an der Küste von Koromandel.

Vierte Section. **Rhacomitrium** *Bridel*.

Pflanzen knäuelförmig gleichsam unregelmäßig verästelt, die Seitenäste mehrfach getheilt; Sprossen nicht büschelig gestellt; Fruchtstiel aufrecht, sonst wie **Dryptodon**.

α. Blätter mit einer Haarspitze.

64) G. **lanuginosa** *C. Müller*. Zweihäusig; Polster sehr hoch, starr, von wolligem, grauem Ansehen, durch abwechselnde, kurze Aestchen aufs Höchste getheilt; Blätter gehäuft, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen und ebenso plötzlich in eine lockere, aufrecht-abstehende Stellung übergehend, lang, breit lanzettlich-zugespitzt, mit der rinnenförmigen Rippe in eine lange, schlaffe, wasserhelle Granne ausgedehnt, am Grunde des Randes zurückgerollt, an der Spitze stark-buchtig-ausgefressen und weiß werdend, hohl; Zellen überall körnig-gekerbt; die innersten Perichätialblätter scheidig, oben plötzlich zugespitzt-haartragend, ganzrandig; Früchte sehr reichlich, auf kurzen, rauhen, oft gepaarten Stielchen, aufrecht, eiförmig, ziemlich klein, gelblich-braun; Ring breit; Deckel mit einer geraden pfriemlichen Spitze; Zähne wimperförmig, bis zum Grunde gespalten, Schenkel sehr dünn, rauh, roth; Mütze an der Spitze scharf. Hierher gehören **Rhacomitrium lanuginosum** *Bridel*, **Trichostomum lanuginosum** *Hedwig*, **Trich. hypnoides** *Willdenow*, **Tr. ramigerum** *Timm*, **Tr. serratum** *Ehrhart*, **Bryum hypnoides** *Linné*, **Br. lanuginosum** *Hoffmann* und **Hypnum canescens** *Weber*.

In Gebirgsgegenden, in steinigen, besonders sandigen Wäldern fast über die ganze Erde verbreitet, aber nur in der kalten Zone reichlich fruchttragend.

65) G. **canescens** *C. Müller*. Zweihäusig; Polster sehr breit und locker, durch die Haarspitze der Blät-

ter grau, sonst gelbgrün, unten schmuzig; Stengel ziemlich hoch und sehr verästelt; Blätter sparrig-zurückgeschlagen, im trocknen Zustande etwas angedrückt, breit lanzettlich oder lanzettlich zugespitzt, gekrümmt, unregelmäßig gefaltet, in eine schlaffe, wasserhelle, gezähnelt-ausgefressene, ziemlich kurze Spitze ausgedehnt; Zellen dichter wie bei der vorigen, kleiner, am untersten Grunde zu beiden Seiten der herablaufenden Flügel locker, überall durch Wärzchen sehr scharf; die innersten Perichätialblätter etwas scheidig, am Grunde locker gewebt; Büchse auf langem, glattem Stielchen aufrecht, elliptisch-cylindrisch, schmäler, etwas gestreift, im trocknen Zustande eckig; Deckel die Frucht fast übertreffend, nadelspitzig; Ring ziemlich breit; Zähne sehr lang, von der Gestalt der vorigen Art. Hierher gehören Rhacomitrium canescens *Bridel*, Trichostomum canescens *Hedwig*, Bryum canescens *Hoffmann* und Bryum hypnoides *Schreber*.

Die Pflanze ändert ab:

β. ericoides. Stengel durch sehr zahlreiche, kurze, stumpfe, abwechselnde Aestchen getheilt. Zu dieser Abart gehören Rhacomitrium ericoides *Bridel*, Trichostomum ericoides *Schwägrichen*, Tr. elongatum *Ehrhart*, Bryum ericoides *Dickson* und Br. elongatum *Hoffmann*.

Auf Haiden sowol in der Ebene wie im Gebirge durch ganz Europa und Nordamerika sehr gemein.

66) G. contermina *C. Müller*. Zweihäusig; der Grimmia lanuginosa sehr ähnlich, aber weniger wollig und die Blätter ganz glatt, tief rinnig, in eine sehr schmale, kaum gebogene und fast ganzrandige Haarspitze verschmälert, am Rande stark zurückgerollt, aus langen, nicht unterbrochenen, an den Wandungen punktirt-gekerbten Zellen gebildet. — Von G. canescens durch die ganz glatten Blätter, von G. heterosticha durch die Tracht und die langen, nicht unterbrochenen, an den Wänden punktirt-gezähnelten Zellen des Blattnetzes und von Gr. crispipila durch das ganzrandige aufrechte Haar der Blätter verschieden.

In Costa-Rica.

67) G. heterosticha *C. Müller*. Zweihäusig; Polster locker; Stengel fast hingestreckt, gelbgrün, durch die Haarspitzen grau, schlank, mit ungleicher Verästelung; Blätter gehäuft, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend oder einseitswendig, aus breit-eiförmigem Grunde lanzettlich-zugespitzt, in ein langes, wasserhelles, gezähneltes, schlaffes Haar ausgedehnt, sehr gekrümmt, gefaltet, tief rinnenförmig und zusammengefaltet, am Rande vom Grunde bis zur Spitze zurückgerollt; Zellen zart, am Grunde schmal, lang, oben ziemlich abgerundet, gekerbt; innerste Perichätialblätter zusammengerollt-scheidig, unten viel zarter, lockerer und länger gewebt; Büchse auf ziemlich langem Stielchen länglich-cylindrisch, dünnhäutig, glatt, bräunlich; Deckel kurz pfriemlich, etwas schief; Ring ziemlich breit; Zähne ziemlich kurz, mit sehr dünnen, glatten, ungleichen, meist bis zum Grunde gespaltenen, getrennten Schenkeln; Mütze an der Spitze scharf. Hierher gehören Rhacomitrium heterostichum *Bridel*, Trichostomum heterostychum *Hedwig*, Bryum heterostychum *Hoffmann*, Br. secundum *Gmelin* und Dryptodon carnosus *Bridel*. Die Pflanze ändert ab:

β. alopecura *C. Müller*. Stengel glatt, büschelig verästelt; Blätter kurzhaarig; Büchse kleiner. Hierher: Rhacomitrium alopecurum *Bridel* und Trichostomum alopecurum *Schkuhr*.

γ. gracilescens *C. Müller*. Stengel ziemlich verästelt; Blätter stumpf oder mit einem sehr kurzen, durchscheinenden Spitzchen gekrönt; Büchse winzig, kürzer gestielt.

Durch ganz Europa in der montanen und subalpinen Region, besonders an steinigen Orten.

68) G. crispipila *C. Müller*. Aufrecht, büschelig-ästig, blaß-olivenfarbig, Aeste kurz, aufrecht; Blätter dachziegelig sich deckend, ziemlich aufrecht, eiförmig-lanzettlich, am Rande umgebogen, in eine schwachgesägte, krause, haarförmige Spitze verlängert; Perichätialblätter zusammengerollt, steif, stumpf mit einem Spitzchen; Büchse auf einem seitlichen Stielchen, kaum länger als die Sprossen, linealisch-cylindrisch, aufrecht, fast gleich; Zähne fadenförmig, schmal, bis zum Grunde gespalten. Hierher gehört Trichostomum crispipilum *Taylor*.

Auf den Anden in Quito.

69) G. subcrispipila *C. Müller*. Der Tracht nach mit Gr. fascicularis und crispipila übereinstimmend, aber die Stengelblätter gehäuft, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, schön gelb, schmal-länglich-zugespitzt, tief-rinnig-concav, ein wenig der Länge nach gefaltet, in eine lange, krause, wasserhelle, ziemlich breite, ganz glatte, oder seltner undeutlich gezähnelte, niemals gesägte Haarspitze verlängert, überall aus langen, nach der Spitze zu kürzeren, fein gekerbten, dicken, gelblichen, am Grunde goldgelben, größeren und kleineren Zellen gebildet, am Rande ganzrandig, bis über die Mitte zurückgeschlagen.

In Chile.

b. Blätter ohne Haarspitze.

70) G. fascicularis *C. Müller*. Zweihäusig; Stengel breite, lockere Polster bildend, lang, etwas hingestreckt, gelbgrün, unten rostbraun, mit kurzen, büschelig-gestellten Aestchen; Blätter etwas angedrückt, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, später aufrecht-abstehend, ein wenig gekrümmt, breit lanzettlich-zugespitzt, aber etwas abgestumpft, zarthäutig, gefaltet, am Rande zurückgerollt, unregelmäßig rinnenförmig-hohl; Zellen derb, lang, schmal, zusammengeflossen, an den Wänden gekerbt, an dem untersten herablaufenden Blattgrunde ziemlich locker; die innersten Perichätialblätter faltig-scheidenartig, unten zarter gewebt; Büchse auf ziemlich kurzem Stielchen länglich-eiförmig, glatt, gelblich; Deckel gerade-geschnäbelt, orangefarbig; Ring breit; Zähne lang, wimperförmig, bis zum Grunde gespalten, ziemlich rauh; Mütze fast überall sehr rauh. Hierher gehören Rhacomitrium fasciculare *Bridel*, Trichostomum fasciculare *Hedwig*, Trich. saxatile *Taylor*, Bryum fasciculare *Hoffmann* und Br. lutescens *Dickson*.

In der alpinen und subalpinen Region von ganz Europa und Nordamerika, an feuchten Felsen.

71) G. symphyodonta *C. Müller*. Der G. fascicularis ähnlich, aber aufrecht, lang; Aeste gabelspaltig, lang, Aestchen kurz; Stengelblätter wasserhell bespitzt; Perichätialblätter ziemlich spitz; Büchse auf einem gelblichen, sehr dünnen Stielchen cylindrisch, kleinmündig, Zähne kurz, fast bis zum Grunde gespalten, aber die Schenkel weit rauher, stärker und eng-zusammenhängend.

Auf der Eremiteninsel am Cap Horn.

Unvollständig bekannte Arten.

72) G. mollis *Bruch* und *Schimper*. Zweihäusig; Polster rasenförmig; Stengel zerbrechlich, freudig-grün, weich, niedrig, vielfach-gabelspaltig, an der Spitze mit Sprossen; Blätter weich, aufrecht-abstehend, zusammenneigend, die stengelständigen lang-elliptisch, stumpflich, concav, mit einem schmalen, an der Spitze verschwindenden Nerven; Perichätialblätter weit größer, aus länglich-elliptischem Grunde zugespitzt und lanzettlich, mit wasserhellem Spitzchen, dünnerem Nerven und lockeren Zellen; alle Zellen sind denen von Gümbelia caespiticia ähnlich, aber fast doppelt größer, stark blattgrünhaltig und am Grunde blasser; Büchse auf einem kurzen, ein wenig hervorragenden Stielchen elliptisch; Ring einfach; Deckel aus gewölbtem Grunde in ein gerades, kurzes Spitzchen vorgezogen; Zähne lang, linealisch-lanzettlich, an der Mittellinie durchbrochen, roth, mit Querrippen, stark körnig, im trockenen Zustande zurückgeschlagen.

Da die Mütze dieser Art unbekannt ist, so kann sie auch zur Gattung Gümbelia gehören, zumal da sie nach dem Autor selbst mit oben erwähnten Species dieser Gattung nahe verwandt ist.

In Norwegen in der Provinz Tellemarken und zwar auf der Alpe Goustafjeld.

73) G. conferruminata *Wallroth*. Stengel aufrecht, einfach, vielblätterig, sehr dicht gehäuft, gleichsam in eine gleichförmige Masse zusammengeballt; Blätter aus scheidigem Grunde linealisch, gekielt-gerippt, ziemlich spitz, ganzrandig, im trockenen Zustande etwas abstehend.

Am Südrande des Harzes.

Folgende Arten dieser Gattung sind ganz zu beseitigen:

G. Gebhardi *Sprengel* in Steudel's Nomenclator erwähnt, aber selbst in Sprengel's Systema vegetabilium ausgelassen und auch in seinem Herbarium nicht vertreten.

G. nutans *Bruch* bei Smyrna von Franz Müller gesammelt, ist in der Bryologia europaea von ihm selbst mit Stillschweigen übergangen.

G. nana, ramosa und ventricosa *Schleicher* sind nirgends weiter erwähnt.

Dryptodon brevifolius *Bridel* (Dicranum brevifolium *Schleicher*) gehört wahrscheinlich zu Grimmia pulvinata.

Dryptodon crispus *Bridel* (Dicranum crispum *Thunberg*) gehört zu Leptotrichum capense.

Dryptodon curvifolius *Bridel* muß mit Gümbelia ovata vereinigt werden.

Dryptodon dichotomus *Bridel* = Dicranum dichotomum *Palisot de Beauvois*, eine ganz unbekannte Art.

Dryptodon cribrosus *Bridel* ist aus Grimmia trichophylla und leucophaea zusammengesetzt. (*Garcke*.)

GRIMMIEEN, eine Abtheilung der Laubmoose, insbesondere der Pottioideen. Diese brachte C. Müller in drei Gruppen, in die Calymperaceen, die Pottiaceen und die Orthotrichaceen, letztere wieder in zwei Abtheilungen, in die Orthotricheen und die Grimmieen. Der Uebersicht wegen mögen hier die Merkmale dieser Gruppen in der Kürze folgen.

Pottioideen *C. Müller*.

Blätter lanzettlich, eiförmig, rund, spatelig, rinnenförmig, gekielt, zusammengefaltet, flach, mit kieligen oder stielrunden Rippen, steif aufrecht oder zurückgeschlagen; Blattzellen parenchymatisch, meist vollkommen sechsseitig oder rechteckig, am Grunde meist lockerer, oft sehr weit, mehr oder minder durchsichtig, oben dagegen gewöhnlich dunkel durch den Zelleninhalt, auf der ganzen Fläche mit Papillen, obwol oft sehr verkümmert, bedeckt. Frucht aufrecht, selten geneigt, mit kegelförmigem oder geschnäbeltem Deckel, symmetrisch, eiförmig-cylindrisch, glatt oder gerieft.

Erste Gruppe. Calymperaceen *C. Müller*.

Zellen des Blattgrundes starr, wasserhell, oft sehr zerbrechlich, mehr oder minder weit, leer, deutlich durchlöchert auf Quer- und Längswänden.

Zweite Gruppe. Pottiaceen *C. Müller*.

Zellen des Blattgrundes weich, durchsichtig, länger, meist leer, selten mit einem Primordialschlauche ausgefüllt.

Dritte Gruppe. Orthotrichaceen *C. Müller*.

Nur die Zellen des Blattgrundes weich, die der Spitze meist sehr verdickt und meist rundlich, seltener durchsichtig und weich, wie bei den Pottiaceen; Pflanzen ausdauernd; Früchte seitenständig.

Erste Abtheilung. Orthotricheen *C. Müller*.

Blätter meist mit höckerigen Warzen bedeckt, selten glatt. Mundbesatz meist fleischig, fast schwammig und rippenlos, blaß, sehr selten orangefarbig.

Zweite Abtheilung. Grimmieen *C. Müller*.

Blätter meist glatt. Mundbesatz stets gefärbt, purpurn, roth oder orange, meist mit deutlichen Querrippen, nicht fleischig.

Zu dieser Abtheilung gehören folgende Gattungen:

I. Coscinodon *Sprengel*.

Mütze groß, glockenförmig, drei Viertel der Frucht bedeckend, ohne Falten, am Grunde mehrfach geschlitzt. Mundbesatz einfach; Zähne 16, lanzettlich, flach, tief roth,

stark-siebartig-durchlöchert oder in ebenso viele mehr oder weniger zusammenhängende Wimpern gespalten oder gegliedert.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt:

C. cribrosus *Spruce*. Zweihäusig; Polster dicht, aber Stengel sehr locker an einander hängend, sparsam gabeltheilig, niedrig, dunkelgrün, durch die haartragenden Blätter grau; Blätter angedrückt, im feuchten Zustande aufrecht, ziemlich abstehend, lanzettlich mit ziemlich stumpfer Spitze, durch ein langes, ziemlich glattes Haar gekrönt, mit aufrechtem Rande, hohl, an der verschmälerten Spitze mehrmals, am Grunde zweimal gefaltet; Zellen oben abgerundet, verdickt, winzig, undurchsichtig, am Grunde quadratisch, durchscheinend, größer; innerste Perichätialblätter am Grunde sehr zart, nach der Spitze hin gefaltet; Büchse etwas über den Kelch gehoben, eiförmig, großmündig, glatt, dünnhäutig, blaß; Deckel kuppelförmig-kegelig, spitz, purpurfarbig; Ring einfach; Mütze ochergelb, dünnhäutig. Hierher gehören Cosc. pulvinatus *Sprengel* und Grimmia cribrosa *Hedwig*.

An Mauern und Felsen hier und da durch Deutschland in höheren, subalpinen Gebirgen, zuerst von Persoon bei Goßlar im Oberharze entdeckt; auch im übrigen Europa, jedoch nicht häufig. Gern auf Schiefer.

II. Glyphomitrium *Bridel*.

Mütze glockenförmig, groß, die ganze Büchse bedeckend, tief-geschlitzt, gefaltet. Mundbesatz aus 16 kurzen, lanzettlichen, von dichten Querrippen durchzogenen, ganzrandigen, in der Mittellinie ausgehöhlten, paarweise genäherten, einwärtsgekrümmten, goldgelben, glatten Zähnen gebildet.

Diese Gattung ist nur durch eine Art vertreten:

G. Daviesii *Bridel*. Einhäusig; Polster dicht; Stengel niedrig, kraus, spärlich gabelspaltig, dunkelgrün, am Grunde rostfarbig; Blätter im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, linealisch-lanzettlich, gekrümmt, tief gekielt, am Rande aufrecht oder kaum umgerollt, aus sehr dicken, quadratischen, am Grunde lockeren Zellen gebildet; Büchse auf sehr kurzem, steifem Stielchen sehr klein, fast kugelig, glatt; Deckel kegelförmig, spitz, gerade; Ring fehlt; Mütze glatt, blaß. Hierher gehören Encalypta Daviesii *Smith*, Grimmia Daviesii *Turner*, Griffithia Daviesii *R. Brown* und Bryum Daviesii *Dickson*.

In den Alpen des cambrischen Berglandes in England von Davies entdeckt, an Felsen auf der Insel Anglesea und in Irland.

III. Brachysteleum *Reichenbach*.

Mütze glockenförmig, die Büchse ganz oder theilweise bedeckend, mit langen Einschnitten, leicht gefaltet. Mundbesatz einfach; Zähne sehr lang, zu 16, in zwei Theile fast bis zum Grunde gespalten. Blüthenstand einhäusig.

Folgende Arten gehören zu dieser Gattung:

A. Blätter gezähnt.

1) B. polyphyllum *Hornschuch*. Polster ziemlich hoch und ziemlich dicht, halbkugelig, etwas niedergedrückt; Stengel aufsteigend, ziemlich kräftig, dunkelgrün, unten schwärzlich anlaufend, dicht beblättert, sehr reichliche Früchte tragend; Blätter kraus, im feuchten Zustande sehr abstehend, lang, breit-lanzettlich, zugespitzt, an der Spitze entfernt und grob gezähnt, am Rande der Mitte zurückgerollt, gefaltet; Zellen am Grunde sehr schmal, lang, an den untersten Blattflügeln locker, weit, dann bräunlich, oben winzig, quadratisch; Rippe tief rinnenförmig; Büchse auf langem, rothem, steifem Stielchen, cylindrisch-elliptisch, blaß, dünnhäutig, aufrecht; Deckelchen lang, pfriemlich, aufrecht, roth; Ring sehr breit; Zähne sehr lang, purpurfarbig, mit sehr dünnen, rauhen Schenkeln; Mütze an der Spitze etwas scharf. Hierher gehören als Synonyme Ptychomitrium polyphyllum *Bruch* und *Schimper*, Rhacomitrium polyphyllum, R. lingulatum und R. falcifolium *Bridel*, Trichostomum polyphyllum *Schwägrichen*, Trich. serratum *Schleicher*, Trich. cirrhatum *Smith*, Cecalyphum tortile *Palisot de Beauvois*, Dicranum polyphyllum *Smith* und Bryum polyphyllum *Dickson*.

An Felsen und Mauern der montanen Region durch ganz Europa hier und da stellenweise, aber nicht häufig, in Nordamerika und auf Madera.

2) B. lepidomitrium *C. Müller*. In der Tracht und der Blattform mit dem vorigen übereinstimmend, aber die Blätter sind von der Mitte bis zur Spitze dichter und schärfer gezähnt, die Büchsen auf kürzerem Stiele schmal cylindrisch, oft zu 2—6 gehäuft, die Mütze länger, an der Spitze dornig, unten mit kurzen, schuppigen Haaren bedeckt, Zähne ein wenig kleiner. Hierher gehört Ptychomitrium lepidomitrium *Schimper*.

In Mexico auf dem Pico de Orizaba.

3) B. serratum *C. Müller*. Dem B. polyphyllum sehr ähnlich, aber durch breitere, stumpfliche, an der Spitze scharf gesägte, nicht gefaltete Blätter, einen kürzern Fruchtstiel und kleinere Zähne verschieden. Hierher gehört Ptychomitrium serratum *Schimper*.

In Mexico auf dem Pico de Orizaba.

B. Blätter ganzrandig.

a. Höhere Arten.

4) B. crispatum *Hornschuch*. In der Tracht und der Blattform mit B. polyphyllum übereinstimmend, aber die Blätter nicht gefaltet, ganzrandig, die Zellen ganz am Grunde des Blattes überall locker durchscheinend, an der Spitze weit kleiner, undurchsichtig, am Rande hin und wieder ein wenig umgerollt; Büchse kürzer gestielt, cylindrisch-verkehrt-eiförmig, Zähne kurz, schmaler, Schenkel zusammenhängend; Mütze glatt. Hierher gehören folgende Synonyme: Ptychomitrium nigricans *Bruch* und *Schimper*, Notarisia capensis *Hampe*, Macromitrium nigrescens und tenerum *Kunze*, Brachypodium crispatum *Bridel*, Orthotrichum crispa-

tum *Hooker* und *Greville*, Glyphomitrium crispatum *Bridel*, Encalypta crispata *Schwägrichen* und Grimmia crispata *Hooker*.

Am Cap der guten Hoffnung sehr häufig an Bäumen und Steinen.

5) B. indicum *C. Müller*. Dem B. polyphyllum sehr ähnlich, aber die Blätter aus breit scheidigem Grunde zusammengerollt, lanzettlich-zugespitzt, ganzrandig; Büchse elliptisch-cylindrisch, langgestielt; Deckel lang pfriemlich, gerade, Zähne sehr lang. Hierher gehört Trichostomum indicum *Willdenow*.

In Ostindien.

6) B. Sellowianum *C. Müller*. Dem B. crispatum sehr ähnlich, aber die Blüthe eiförmig, klein, auf einem sehr kurzen Stiele seitlich hervorragend und mit einem kurzen, kantig-gefalteten Halse versehen, Zähne kurz, kaum bis zum Grunde gespalten.

In Montevideo.

7) B. cucullatifolium *C. Müller*. Polster dicht; Stengel spärlich ästig, schlank; Stengelblätter im feuchten Zustande sehr dicht gehäuft, abstehend, starr, nicht schlaff, kurz, mit einer meist einwärtsgekrümmten, mützenförmig-vertieften Spitze, am Grunde mit zartern Zellen, am Rande hin und wieder ein wenig umgerollt; Büchse sehr kurz gestielt, kurz-eiförmig; Mütze glatt, Büchse ganz einschließend; Zähne viel kürzer, in zwei, nicht steife, sehr zusammenneigende, gleichlange, prismatische, schmale, aber ungleich breite, flache Schenkel gespalten.

Am Cap der guten Hoffnung.

b. Niedrige Arten.

8) B. glyphomitrioides *C. Müller*. Niedrig, etwas ästig, dicht beblättert, dunkelgrün; Blätter denen von B. cucullatifolium gleichend, aber am Rande überall aufrecht, kürzer; Büchse auf einem etwas längern Stielchen sehr klein, eiförmig; Deckelchen lang pfriemlich, gerade, Zähne blaß-purpurroth, rauh, in zwei sehr dünnfadenförmige, lange, ungleiche Schenkel getrennt oder zusammenhängend, kaum bis zum Grunde gespalten; Mütze glatt, $^2/_3$ kürzer als die Büchse. Hierher gehören Ptychomitrium pusillum *Bruch* und *Schimper*, Notarisia italica *Hampe* und Grimmia glyphomitrioides *Balbis* und *De Notaris*.

Auf Kalkfelsen bei Corgeno unweit Mailand, bei Como und in den Pyrenäen.

9) B. incurvum *C. Müller*. Dem vorigen sehr ähnlich, aber die Zähne viel schmaler und mit sehr ungleichen Schenkeln, von denen der eine sehr kurz und sehr dünn ist und bisweilen ganz fehlt, der andere ziemlich breit und pfriemlich ist. Hierher gehören Ptychomitrium pusillum *Sullivant*, Brachysteleum Hampeanum *C. Müller*, Notarisia virginica *Hampe*, Grimmia Hookeri *Drummond*, Gr. Mühlenbergii *Bridel*, Gr. incurva *Mühlenberg* und Weisia incurva *Schwägrichen*.

In Nordamerika.

10) B. Drummondi *C. Müller*. Mit B. incurvum nahe verwandt, aber die Blätter linealisch-lanzettlich, spitz, an der Spitze nicht gekrümmt, im trockenen Zustande sehr kraus, ziemlich dick, nicht glänzend; Büchse elliptisch, klein, ohne Ring, an der Mündung roth, Zähne weit unter der Mündung entspringend, etwas eingesenkt, zusammenneigend, breit pfriemlich, bisweilen durchbrochen, an der Spitze kaum getheilt, mit scharfen Querrippen, dunkelroth, nach dem Grunde zu heller roth; Mütze $^2/_3$ der Büchse bedeckend. Hierher gehört Grimmia Drummondi *Hooker* und *Wilson*.

In Louisiana an Baumstämmen.

IV. Grimmia *Ehrh.*, siehe diese Gattung.

V. Gümbelia *Hampe*.

Mütze halbseitig. Mundbesatz einfach; Zähne zu 16, lanzettlich, von einer Mittellinie durchfurcht, quergerippt, oft sich spaltend, daher vielgestaltig, mehr oder minder bis zur Mitte 2—4 mal oder in zwei Schenkel bis zum Grunde getheilt.

Erste Section. Platystomium *C. Müller*.

Büchse großmündig, eingesenkt; Pflanzen auf der Erde in kreisförmigen Polstern wachsend; Fruchtstand an der Spitze der Axe.

1) G. laxa *C. Müller*. Zweihäusig; Polster locker; Stengel niedrig, am Grunde zusammenhängend, schlaff, weich, grün, später rostfarbig und etwas filzig; Stengelblätter locker gehäuft, aufrecht-abstehend, aus aufrechtem Grunde ziemlich lang, breit-länglich-verbreitert, schief lanzettlich, mit langem gezähneltem Haare, locker sechsseitig dünn durchscheinend gewebt, an der Spitze weicher und mit viel kleinern Zellen, schmutziggrün, am Rande aufrecht; Perichätialblätter am Grunde weit lockerer und länger gewebt; Büchse kaum hervorragend, aufrecht, ziemlich lang-eiförmig, großmündig, braun, undeutlich gestreift, Zähne breit lanzettlich, Mütze klein, am Grunde in einwärtsgebogene Zipfel gespalten. Hierher gehört Grimmia laxa *C. Müller*.

In Mexico auf dem Berge Orizaba.

2) G. ambigua *C. Müller*. Einhäusig, niedrig, polsterförmig-rasig; Stengel spärlich ästig; Blätter länglich-lanzettlich, abstehend-einwärtsgekrümmt, an der Spitze mehr oder weniger grau-behaart; Perichätialblätter weit größer, aufrecht, elliptisch-lanzettlich, mit einem langen, wasserhellen, stark gezähnten Haare endigend; Büchse eingesenkt, länglich-eiförmig; Deckel kegelförmig-gewölbt, kurz geschnäbelt; Mütze kapuzenförmig. Hierher gehört Schistidium ambiguum *Sullivant*.

An trockenen Felsen bei Santa Fé in Neu-Mexico.

Zweite Section. Eugümbelia *C. Müller*.

Frucht über den Kelch gehoben, kleinmündig, mehr oder minder eiförmig. Pflanzen auf der Erde halbkugelige Polster bildend. Fruchtstand an der Spitze der Axe.

A. Fruchtstiel kaum hervorragend, gekrümmt.

3) G. crinita *Hampe*. Einhäusig; Polster zierlich, durch die Haarspitzen der Blätter grau, abgerundet;

Blätter locker stehend, aufrecht-angedrückt, länglich-eiförmig, die untern stumpflich oder stachelspitzig, die obern haartragend, hohl, am Rande aufrecht; Zellen am Grunde ziemlich lang, durchscheinend, oben dicker; Büchse auf kurzem, etwas gekrümmtem Stielchen kaum über den Kelch gehoben, ziemlich bauchig-eiförmig, dickhäutig, leicht gestreift; Deckel kurz, kegelförmig, stumpf; Zähne wegen des sehr breiten, lange stehenbleibenden Ringes aufrecht, dunkel orangefarbig, oben meist mehrfach gespalten, körnig-rauh; Mütze breit. Hierher gehören Grimmia crinita *Bridel*, Gr. capillata *De Notaris* und Gymnostomum decipiens *Weber* und *Mohr*.

Auf mit Kalk verkitteten Mauern sehr sparsam in Europa, am häufigsten im Süden, aber vereinzelt auch noch in Norwegen und Lappland.

4) G. sinaica *Hampe*. Der vorigen sehr ähnlich, aber die Büchse weniger bauchig, auf einem längern, stets seitlich hervortretenden Stielchen und die Zähne doppelt breiter, an der Spitze 3—4spaltig, aber zusammenhängend. Hierher gehört Grimmia sinaica *Bruch* und *Schimper*.

Auf dem Sinai.

B. **Fruchtstiel lang emporgehoben.**

a. **Blätter kraus.**

5) G. abyssinica *Hampe*. Zweihäusig; Polster dicht, aber locker zusammenhängend; Stengel ziemlich hoch, gleichhoch-ästig, ein wenig niederliegend, braungelb; Stengelblätter aufrecht-abstehend, im trockenen Zustande kraus, lanzettlich, lang-pfriemlich, ohne Haarspitze, concav, am Rande unten gewölbt-zurückgeschlagen, Zellen am Grunde der Blätter schmal, lang, dicht, an der Spitze sehr klein, quadratisch, dick, an den Wandungen unterbrochen oder gekerbt; Perichätialblätter länger, am Grunde lockerer und länger gewebt, Zellen nicht unterbrochen; Büchse auf einem stark gekrümmten Stielchen klein eiförmig, glatt, blaß; Deckel schief kegelförmig, stumpf; Ring breit, doppelt; Zähne schmal, ganzrandig oder an der Spitze ein wenig getheilt, rauh, entfernt gegliedert, purpurroth. Hierher gehört Grimmia abyssinica *Bruch* und *Schimper*.

In Abyssinien auf dem Berge Sille von Schimper entdeckt.

b. **Blätter gehäuft.**

6) G. alpestris *Hampe*. Zweihäusig; Polster niedergedrückt, dicht, grünlich- oder schwärzlich-angelaufen, durch die Haarspitzen der Blätter grau, niedrig; Blätter aufrecht-abstehend, aus länglich-eiförmigem Grunde lanzettlich-zugespitzt, haartragend, sehr hohl, mit verkümmerten Falten, am Rande aufrecht; Zellen durchscheinend, am Grunde quadratisch-sechsseitig, oben zusammengepreßt, dickhäutig, kleiner, fast ganz glatt; Perichätialblätter größer, breiter, weicher, zarter gewebt, mehr blattgrünhaltig; Büchse auf kurzem, wenig über den Kelch gehobenem Stielchen aufrecht, mehr oder minder elliptisch, bräunlich, ganz glatt; Deckel klein; Ring schmal, dreifach; Zähne schmal, orangefarbig, unregelmäßig in zwei Theile gespalten; Mütze schmal. Hierher gehört Grimmia alpestris *Schleicher*.

An trockenen Felsen der höheren Alpen von fast ganz Europa.

7) G. lamellosa *C. Müller*. Zweihäusig; Polster locker, grau, niedrig; Stengelblätter aufrecht-abstehend, aus länglich-eiförmigem Grunde lanzettlich-zugespitzt, mit einem ziemlich langen, grauen, schmalen, gewundenen Haare gekrönt, die untern ohne Haarspitze, stumpflich, alle am Rande fast aufrecht, bisweilen lamellig, verdickt, ganzrandig, Zellen überall weich, sechsseitig, unten durchscheinender, an der Spitze dunkler, an dem ziemlich dicken, grünen, dunkeln Nerven zu beiden Seiten mit schmalen, lamelligen Längsstreifen; Perichätialblätter größer, aufrecht, mehr zusammengefaltet, sonst den Stengelblättern ähnlich; Büchse auf einem sehr kurzen, goldgelben, etwas gedrehten, in einen Hals allmälig verdickten Stiele aufrecht, länglich-cylindrisch, blaß ocherbraun, streifenlos, entdeckelt großmündig, Deckel sehr kurz, kegelförmig, mit der Büchse gleichfarbig; Zähne orangefarbig, lanzettlich, mit Querrippen, oberwärts unregelmäßig-gespalten.

In den Pyrenäen von Joh. Lange entdeckt.

8) G. caespiticia *C. Müller*. Zweihäusig; Polster dicht, niedrig, niedergedrückt, grünlich; Blätter aufrecht-abstehend, aus länglich-eiförmigem Grunde lanzettlich-zugespitzt, die oberen von einem sehr kurzen Haare gekrönt, alle aber am Grunde mit zwei gelben, mitunter verkümmerten, nach Oben sich mehrenden, längs der dicken, tief rinnenförmigen, grünen Rippe verlaufenden Falten, daher gefurcht; Zellen am Grunde quadratisch-sechsseitig, durchsichtig, oben dunkel, winzig, sehr zartwarzig; Büchse weit über den Kelch gehoben, länglich-cylindrisch; Deckel zugespitzt; Ring schmal; Mütze winzig; Zähne lanzettlich, ganz, etwas rauh. Hierher gehören G. sulcata *Hampe*, Grimmia Jacquini *Garovaglio*, Gr. sulcata *Sauter* und Dryptodon caespiticius *Bridel*.

Auf Felsen, besonders ziemlich feuchtem Schiefer der höchsten Alpen Salzburgs, Tyrols, auf dem St. Bernhard, wo sie Schleicher zuerst entdeckte, und in den Pyrenäen.

9) G. montana *Hampe*. Zweihäusig; Polster dicht, niedergedrückt, niedrig, grau in Folge der Haarspitzen der Blätter; Stengel schlank; Blätter aufrecht-abstehend, länglich-lanzettlich, mit ziemlich glatter, langer Haarspitze, gekrümmt, sehr hohl, am Rande aufrecht oder etwas einwärtsgebogen; Zellen am Grunde durchsichtig, quadratisch-sechsseitig, oben winzig, abgerundet, verdickt, undurchsichtig, ziemlich glatt; Perichätialblätter länger, am Grunde schmäler, länger und zarter gewebt; Büchse auf wenig über den Kelch gehobenem Stielchen aufrecht, eiförmig, klein, gelblich, später rothbraun, sehr glatt; Deckel schief geschnäbelt; Ring einfach; Zähne oben unregelmäßig zerschlitzt; Mütze schmal. Hierher gehört Grimmia montana *Bruch* und *Schimper*.

Auf Schieferfelsen, Basalt und Porphyr im Murgthale in Baden, in Oberhessen bei Biedenkopf, auf dem Donnersberge in den Vogesen und anderweitig in Westfrankreich und außerdem in Norwegen.

10) G. ovalis *C. Müller*. Zweihäusig; Polster sehr breit und locker, oft große Strecken überziehend; Stengel ziemlich hoch, kräftig und steif, freudiggrün und nur durch die Haarspitzen der Blätter grau; Blätter locker gestellt, die unteren fast sparrig abstehend, im feuchten Zustande zuerst zurückgeschlagen, dann gekrümmt-aufrecht und abstehend, aus eiförmigem Grunde zurückgeschlagen-lanzettlich, mit langer, ziemlich glatter Haarspitze und aufrechtem Rande; Zellen am untersten Theile des Blattgrundes schmal, dicht, gelblich, zu beiden Seiten und über ihm mehr quadratisch, durchscheinend, oben winzig, abgerundet, verdickt, undurchsichtig; Perichätialblätter länger, am Grunde mit längeren, lockeren, durchsichtigen Zellen; Büchse auf kurzem, steifem Stielchen aufrecht, geschwollen-eiförmig oder elliptisch, groß, bräunlich; Deckel schief geschnäbelt; Ring sehr breit, Mütze breit, die halbe Frucht bedeckend; Zähne lang, breit, mit sehr dichten Querrippen, unten purpurn, aber mehrmals wimperartig gespalten, blaß, etwas rauh. Hierher gehören G. elliptica *Hampe*, Grimmia commutata *Hübener*, Gr. elliptica *Funck*, Dryptodon und Campylopus ovatus *Bridel*, Dicranum ovale *Hedwig*, D. durum *Lagasca*, Trichostomum ovatum *Weber* und *Mohr*, Bryum ovale *Hoffmann* und Br. brevicaule *Villars*.

Durch die ganze montane Region von ganz Europa, an Felsen, gemein.

11) G. caucasica *C. Müller*. Zweihäusig; der vorigen sehr ähnlich, aber die Stengelblätter schmaler, ohne Haarspitze, stumpf oder mit einer sehr kurzen Haarspitze, aus dicken, niemals weichen, an der Seite gekerbten, ungleichen Zellen bestehend; Perichätialblätter aus dicken und langen Zellen gebildet und mit einem deutlichen, gelblichen, in ein breites, flaches, nicht rundliches, gezähneltes, langes Haar auslaufenden Nerven; Büchse schief geschnäbelt, kleiner als an G. ovalis.

Im Caucasus von Belanger gesammelt.

12) G. orbicularis *Hampe*. Einhäusig; Polster dicht, halbkugelig, niedrig, grünlich, aber durch die Haarspitzen der Blätter grau; Stengel schlank; Blätter aufrecht-abstehend, lanzettlich, tief gekielt, von einem langen, ziemlich glatten Haar gekrönt, an der Spitze gekrümmt, am Rande aufrecht; Zellen überall winzig quadratisch, am Grunde durchscheinend, oben blattgrünhaltig; Perichätialblätter schmäler, länger, am Grunde mit langen, schmalen, lockern Zellen; Büchse auf gelbem, an der Spitze gekrümmtem Stielchen geneigt oder nickend, kugelig, orangefarbig, dann bräunlich, leicht gestreift; Deckel warzig-bespitzt, purpurfarbig; Ring einfach; Mütze klein; Zähne am Grunde breit, querrippig, oben mehrfach wimperartig-geschlitzt, orangefarbig, etwas rauh. Hierher gehören Grimmia orbicularis *Bruch* und *Schimper*, Gr. mammillaris *Pöch* und Dryptodon obtusus *Bridel* zum Theil.

Auf Mauern und Kalkfelsen hier und da durch das ganze gemäßigte und südliche Europa.

13) G. calyptrata *C. Müller*. Zweihäusig; Polster dicht, grau; Stengel aufrecht, mit kurzen Aesten und von den aufrechten oberen Blättern etwas steif; Stengelblätter locker gehäuft, aufrecht, etwas angedrückt, länglich-lanzettlich, die unteren ohne Haarspitze, die oberen mit langem Haare, fast zusammengefaltet-gekielt; Zellen am Grunde durchscheinend, ziemlich lang, schmal, am Rande größer, mehr quadratisch, sechsseitig, nach der Spitze zu sehr klein, dick, rundlich, am Rande aufrecht, kaum gewölbt; Perichätialblätter länger, breiter, am Grunde mit lockeren, zarteren, durchscheinenden Zellen; Büchse auf einem wenig hervorgehobenen Stielchen aufrecht, cylindrisch-länglich, glatt, braun; Mütze ziemlich groß, die reife Büchse ganz bedeckend; Deckelchen kegelförmig, geschnäbelt; Zähne fast ganzrandig, purpurroth; Ring schmal. Hierher gehört Grimmia calyptrata *Hooker*.

An Felsen in den Rocky-Mountains in Nordamerika.

Dritte Section. Cinclidotus *Palisot de Beauvois*.

Pflanzen wasserbewohnend, fluthend, sehr lang werdend und sehr verästelt. Blätter kräftig, fleischig, mit vielem Blattgrün angefüllt. Früchte scheinbar seitenständig, auf eigenen, verlängerten Aesten, kräftig und großmündig. Zähne des Mundbesatzes bartartig in mehrere Theile gespalten, frei oder an das über den Fruchtmund sich erhebende, zugespitzte Säulchen angewachsen.

a. Frucht endständig.

14) G. riparia *C. Müller*. Zweihäusig; Stengel lockere, mehr oder weniger lange und verzweigte Geflechte bildend, gabelig-zertheilt, dunkelgrün, unten oft mit metallisch-glänzender Schwärze bedeckt; Blätter dicht gehäuft, im feuchten Zustande ein wenig abstehend, aus herablaufendem Grunde zungenförmig-länglich, ziemlich abgestutzt, an der Spitze ein wenig zurückgeschlagen, ganzrandig, etwas fleischig, dunkelgrün, oft zerrissen; Rippe dick, sehr schmal, etwas gekielt, auslaufend; Zellen dicht, klein, rundlich, kräftig, am Blattrande dunkler, deshalb denselben gleichsam umsäumend; Perichätialblätter größer, am untersten Grunde etwas scheidig und lockrer gewebt; Büchse auf kurzem, gelbem Stielchen über den Kelch gehoben, geschwollen-eiförmig, gelblich-dünnhäutig; Deckel kegelförmig-zugespitzt, ziemlich aufrecht; Mütze kegelig-halbseitig, glatt, schmuzig-braun; Zähne frei, kräftig, dunkelpurpurroth, in 2—4 Wimpern geschlitzt, steif-aufrecht, trocken etwas gedreht, glatt. Hierher gehören Cinclidotus riparius *Walk. Arnott*, Rhacomitrium riparium *Bridel* und Trichostomum riparium *Weber* und *Mohr*. Die Pflanze ändert ab:

β. terrestris *C. Müller*. Stengel niedriger, fast rasenartig, aufrecht, weniger ästig; Blätter blasser, im trocknen Zustande gedreht, aus sehr kleinen, undurchsichtigen Zellen gewebt, von einer gelblichen, in eine sehr kurze Stachelspitze auslaufenden Rippe durchzogen; Büchse länger gestielt. Hierher gehören Barbula cylindrica *Wilson*, B. Brebissonii *Bridel*, Trichostomum flavipes *Steudel*, Rhacomitrium flavipes und Desmatodon dichotomus *Bridel*, und Didymodon Cinclidotus *De Notaris*.

In Alpenflüssen durch das gemäßigte und wärmere Europa; die Abart in der Normandie bei Falaise und in Rom.

b. Frucht auf seitlichem Aestchen.

15) G. fontinaloides *C. Müller.* Zweihäusig; Stengel lange, lockere, fluthende Geflechte bildend, durch kurze, büschelförmig gestellte, oft knäuelartige Aestchen sehr verästeit, dunkelgrün; Blätter locker gestellt, im trocknen Zustande gekräuseit, aus herablaufendem Grunde breit länglich-lanzettlich, ungleichflächig, gekielt, an der Spitze gekerbt oder gezähneit, am Rande vom Grunde bis fast zur Spitze sehr zurückgerollt, fleischig; Rippe dick, grün, auslaufend, gekerbt; Zellen winzig-quadratisch, dunkelgrün, weich; Perichätialblätter wenig, groß, halbumfassend, am Grunde locker gewebt; Büchse auf sehr kurzem Stielchen kaum aus dem Kelche hervorragend, cylindrisch-länglich, geschwollen, dünnhäutig, gelblich, dann bräunlich, glänzend; Deckel kegelförmig zugespitzt, etwas schief, groß; Mütze kegelig-halbseitig, glatt, schmuzig-gelblich; Zähne dunkel purpurroth, glatt, lang, frei, in 2—4 ungleiche, fadenförmige, lange Schenkel getheilt, im trocknen Zustande kaum gedreht. Hierher gehören Cinclidotus fontinaloides *Palisot de Beauvois*, Rhacomitrium fontinaloides *Bridel*, Trichostomum fontinaloides *Hedwig*, Trematodon fontinaloides *Röhling*, Fontinalis minor *Linné*, Hypnum fontinaloides *Lamarck* und Hypn. antipyreticum β. minus *Necker*.

In Gebirgsbächen und steinigen Flüssen, besonders in Kalkgegenden fast durch ganz Europa und, wo sie vorkommt, häufig.

16) G. aquatica *C. Müller.* Zweihäusig; Stengel sehr lang, am Grunde einfach, oben in lange, wegen der vielen kurzen Fruchtästchen aber wiederum sehr getheilte Aeste gespalten, steif, fluthend, an der Spitze wie die Aeste ziemlich sichelförmig gekrümmt, dunkelgrün, fast schwärzlich; Blätter locker gestellt, einseitswendig, schmal-lanzettlich-zugespitzt, am Grunde nicht herablaufend, aber oft sehr zerschlitzt, am Rande ganz, aufrecht; Rippe verflacht, auslaufend, breit, grün, in eine Stachelspitze endend; Zellen ziemlich groß, rundlich-quadratisch, blattgrünhaltig, niemals fleischig; Perichätialblätter ein wenig größer, am Grunde halbumfassend, lockerer gewebt; Büchse auf sehr kurzem Stielchen über den Kelch gehoben, geschwollen-eiförmig, bräunlich, glänzend, derb; Deckel ziemlich lang, kegelig-zugespitzt, etwas schief; Mütze kegelförmig-halbseitig, glatt, schmuzig-braun; Zähne dunkelpurpurroth, lang, glatt, an das lang heraustretende Säulchen gewachsen, sehr unregelmäßig geschlitzt, zart. Hierher gehören Cinclidotus aquaticus *Bruch* und *Schimper*, Gymnostomum aquaticum *Bridel*, Anoectangium aquaticum *Hedwig*, A. falcatum *Palisot de Beauvois*, Hedwigia aquatica *Hedwig*, Bryum aquaticum *Gmelin*, Hypnum aquaticum *Jacquin* und H. nigricans *Villars*.

In Bächen der alpinen und subalpinen Region im gemäßigten und wärmeren Europa, besonders an Felsen.

Vierte Section. Scouleria *Hooker.*

Pflanzen wasserbewohnend, fluthend, groß, astfrüchtig; Stengel gabelspaltig; Blätter blattgrünhaltig, etwas fleischig; Früchte kugelig; Deckelchen auf dem hervorragenden, an der Spitze verbreiterten Säulchen stehenbleibend, Zähne 16 in 32 Schenkel gespalten, ganzrandig, breitlanzettlich-pfriemlich, im feuchten Zustande einwärts gebogen, im trocknen aufrecht, kurz.

17) G. Scouleri *C. Müller.* Zweihäusig; Stengel kräftig, gabelig-getheilt, dunkelgrün, von öfter zerrissenen Blättern gleichsam borstig-beblättert; Stengelblätter dachziegelig, im feuchten Zustande zurückgeschlagen, abstehend, breit, eiförmig, stumpf, gekielt, am Rande aufrecht, von der Mitte bis zur Spitze gezähnt, überall von dunkeln, breit gelblich eingefaßten Zellen gebildet, mit starkem, stielrundem, vor der Spitze plötzlich verschwindendem, braunem Nerven; Zellen rundlich, dick, blaß oder sechsseitig, dickhäutig, am Grunde mehr quadratisch, klein, zart, durchscheinend, in der Mitte der grundständigen Flügel öfter länger, gelb und daher gleichsam eine schwache Falte bildend; Perichätialblätter ähnlich wie die Stengelblätter; Büchse eingesenkt, auf kurzem Aste, groß, kugelig, geschwollen, dickhäutig, großmündig, schwarzbraun; Deckelchen klein, flach, kurz kegelförmig, auf dem hervortretenden, an der Spitze verbreiterten Säulchen stehenbleibend; Zähne 16 in 32 lanzettliche, ziemlich breite, rothe, ganzrandige, entfernt gegliederte Schenkel gespalten; Mütze kahl. Hierher gehört Scouleria aquatica *Hooker*.

In fließenden Gewässern an der Westküste von Nordamerika, in Gebirgsbächen in den Rocky-Mountains und an Felsen in den Flüssen Columbia und Portage River. (*Garcke.*)

GRIMMING, ein hervorragender und durch seine isolirte Lage ausgezeichneter Berg in Ober-Steiermark, an der Grenze des Salzkammergutes, das östlichste Glied der Dachsteingruppe. Von dem breiten Thale der Enns im Süden, von dem langgestreckten Thalkessel von Mitterndorf im Norden, von den Durchbruchsthälern des Salzabachs im Westen und des Grimmingbachs im Osten umgeben, erhebt sich der aus Kalkfelsen gebildete, von West nach Ost über 1 Meile lange und gegen ¾ Meile breite Bergstock mit senkrechten, furchtbar nackten Wänden, namentlich aus dem Ennsthale fast ohne alle Vorstufe über St. Martin, Neuhaus und Irdning zu einer Höhe von 7422 wiener Fuß (nach Weldmann = 2346 m. oder 7224 par. Fuß); sein Rücken bildet einen Kamm mit 15 Zacken. Ehemals „mons altissimus Styriae" genannt — eine Bezeichnung, zu welcher der Augenschein mehr Veranlassung gab als die Wirklichkeit — hat er längst andern steiermärkischen Gipfeln der Dachsteingruppe und des Hauptzugs der norischen Alpen zwischen Enns und Mur den Vorrang abtreten müssen. Von Klachau aus führt ein sehr beschwerlicher Anstieg fast fortwährend über Gellipp und Geröll bis zum Gipfel; die kaum in 5 Stunden auszuführende Ersteigung belohnt durch eine schöne Aussicht auf die Alpenwelt der Tauern, des Dachsteins ꝛc. und durch schöne Einblicke in die

freundlichen Thalkessel von Mitterndorf und in das langgestreckte Thal der Enns. Der Salzabach (die Salza) entspringt auf dem Todten Gebirge nördlich von Mitterndorf und südöstlich vom Grundelsee; ihr Lauf beträgt etwa $3^1/_2$ Meilen. Nachdem sie den Thalkessel von Mitterndorf quer durchflossen hat, bricht sie in einem engen Thalspalte, dem „Stein", mit starkem Gefälle durch das Kalkgebirge und schneidet dadurch den Grimmingstock von dem Dachsteingebirge ab; sie wird in diesem Passe von einer schlichten, aber wildromantischen Straße, einem „Sträßl", wie die Landesbewohner sagen, begleitet. Aus dieser Felsenschlucht heraustretend vereinigt sich die Salza mit dem Gröbmingbache und ergießt unterhalb St. Martin ihre klaren Gewässer in die trüben, reißenden Fluthen der Enns. Der Grimmingbach entspringt wie jener auf dem Todten Gebirge, fließt bei Tauplitz und Furth durch den mitterndorfer Thalkessel, durchrauscht dann, von einer guten Chaussee begleitet, die Thalenge der Klachau, welche den Grimming an seinen östlichen zum Todten Gebirge gehörenden Bergnachbarn trennt und in welcher die Orte Klachau und Pyrg liegen, empfängt hier den von Nordosten in einem Wasserfall herabstürzenden Wallerbach und mündet nach einem 3 Meilen langen Laufe bei Neuhaus in die Enns.

Am Fuße des Grimming liegt im Ennsthale St. Martin und auf isolirter Höhe an der Enns das Schloß Gstatt, welches die Gegend ringsum beherrscht; südlich davon am rechten Ennsufer Oeblarn (Oeblern), ein Bergwerksort mit 600 Einwohnern; im nahen Walchernthale werden Kupfer (400 Centner jährlich), Silber (jährlich 300 Mark), Schwefel und Vitriol gefunden; ehemals gewann man auch Gold (Schmidt gibt 31 Mark jährlich an). Im J. 1855 werden $4^1/_3$ Mark Gold, $314^1/_4$ Mark Silber, $264^2/_5$ Centner Kupfer, 479 Centner Kupfervitriol, 10 Centner Schwefel als Ausbeute aufgeführt. Weiter abwärts liegen Neuhaus links an der Enns mit dem Schlosse Trautenfels, Pürg oder Pyrg an der Straße und etwas abwärts Steinach mit 480 Einwohnern, Post und dem Stammschlosse der Grafen von Steinach; gegenüber am Fuße der rechten Thalwand und der Mündung des Irdningbachs ins Ennsthal der Flecken Irdning mit 322 Einwohnern, Bezirks- und Steueramt, einem 1811 gestifteten Capuzinerkloster und bedeutenden Märkten; hier war Aeneas Sylvius (Piccolomini, später Papst Pius II.) eine Zeit lang Pfarrer. Mitterndorf, im Norden des Grimming gelegen, hat eine schöne alte Kirche mit gutem Altargemälde, 550 Einwohner und eine Poststation; Kohlengruben und ein Eisenhammer sind Zeugen von einigem bergmännischen Betriebe, während der 2544 (wiener) Fuß über dem Meere, 600—700 Fuß über dem Ennsthale gelegene freundliche, ringsum von Kalkbergschroffen umgebene Ort zu einem viele Abwechselung bietenden Standquartier für Naturstudien und Bergbesteigungen sich eignet. (*Otto Delitsch.*)

GRIMMISCHE ZIEGE oder Ducker ist der Name für die zuerst von Pallas als Antilope Grimmia beschriebene Antilopenart in Guinea. Sie gehört zu den kleinsten Antilopen zur Untergattung Cephalosophus mit geraden oder nur sehr sanft gekrümmten Hörnern, mit Thränengruben und vier Zitzen, mit stehendem Scheitelschopf und nackter Nasenkuppe. Bei nur $1^1/_2$ Fuß Schulterhöhe und $2^1/_2$ Fuß Körperlänge ist sie oberseits gelblichgrau, an den Seiten heller, an der ganzen Unterseite weiß, ins Gelbliche ziehend. Im Gesicht ein dunkel schwarzbrauner, an den Vorderfüßen ein schwarzer Streif, der weiße Schwanz gleichfalls mit schwarzem Streif und die innen kahlen Ohren schwarz. Die nur dreizölligen schwarzen Hörner sind längs gefurcht, ganz gerade, am Grunde mit vier Ringeln und gegen die Spitze hin zusammengedrückt. Die Thiere sind ungemein scheu und furchtsam, sollen aber in Gefangenschaft sich leicht an den Menschen gewöhnen. Pallas beschrieb sie zuerst in seinen Spicileg. Zool. I, 38. tb. 3. 4 und dann wieder Fred. Cuvier in der Histoire naturelle des Mammifères II. livrais. 27. (*Giebel.*)

GRIMNITZ, See, Dorf und Schloß. Im angermünder Kreise des potsdamer Regierungsbezirks, Provinz Brandenburg des preußischen Staats, liegt — durchschnitten vom 53. Grade nördl. Br. und inmitten des 31. und 32. Grades östl. L., an der Südostgrenze der Ukermark, jenes Landstriches, der in einer vor Kurzem aufgefundenen slawischen Völkertafel im Kloster St. Emmeran zu Regensburg aus dem 10. Jahrh. bereits unter dem Namen Ucrizan, auch Ucrizan vorkommt, während die Einwohner Ucraini genannt werden — der 3252 Morgen 122 □° umfassende Grimnitzsee, in Form eines oben breiten, abgeflachten, nach unten mehr oval zugespitzten Schildes.

Die Ufer des Sees, der als der zuhöchst gelegene der seenreichen Mark bezeichnet wird — gegen 350′ über der Ostsee erhaben — und dessen Spiegel die Wasserscheide zwischen Oder und Elbe bildet, sind überaus flach, wie denn auch die höchste Tiefe des Wassers nicht über 24′ beträgt. Trotzdem entbehrt derselbe, zum Theil von Fichten- und Buchenwaldungen umsäumt, mit den in seinen Fluthen sich spiegelnden, sich gegenüber liegenden Dörfern: Grimnitz, Alt-Hüttendorf und Neu- oder wie es gemeinhin genannt wird Amt Grimnitz, der malerischlandschaftlichen Schönheiten keineswegs, sondern gewährt vielmehr, mit den entfernter hinter ihm liegenden Höhen und Feldern, ein überaus anmuthend reizendes Bild, besonders wenn der See von der Sonne beschienen gleich einem Gottesauge daliegt, zu dem der dunkle Fichtenwald die Augenbraue bildet, wie die Mark derer nicht viele aufzuweisen hat. Der See ist reich an Fischen, namentlich Bleien, die in Berlin, wohin dieselben per Axe und stettiner Bahn geschafft werden, besonders beliebt sind. Außerdem fehlt es nicht an den sonst gewöhnlichen Fischen der Seen und Flüsse der Mark: Hechten, Karauschen, Schleien u. s. w.

Alles dieses würde jedoch den See nicht zu seiner Berühmtheit, die er in gewisser Hinsicht besitzt, verholfen haben — denn auch Dorf Grimnitz ist ein höchst unbedeutender, 734 Seelen zählender Ort, ohne Kirche und Schule, da derselbe beides mit der ganz dicht dabeiliegenden

Stadt Joachimsthal gemein hat, ohne Merkwürdigkeiten, dessen Einwohner sich kümmerlich von der Landwirthschaft nähren, oder als Arbeiter in der Forst, den nahegelegenen Ziegeleien, oder als Steinhauer in den Steingruben der Feldmarken, wo die Geschiebe der sogenannten Wandersteine, die in mächtigen Lagern sich vorfinden, zu Pflaster- und Bausteinen für Berlin oder anderwärts verarbeitet werden, wenn nicht Schloß Grimnitz, oder wie es in alten Schriften genannt wird Grymenitz, an seinem Westufer gestanden hätte. Wenige Fundamente und Grundmauern, noch jetzt vorhanden, nahe der jetzigen königlichen Oberförsterei, bezeichnen die Stelle, wo es einst emporgeragt. — Markgraf Johann, der Städteerbauer, der 1248 Stadt Lychen gründete, Kloster Chorin 1273 erbaute, Schloß Werbellin 1247 am Ausgange des Werbellin anlegte, ließ auch Schloß Grimnitz, als Grenzfeste gegen die Ukermark, erstehen; wie denn des Schlosses im J. 1298 bereits als eines sehr festen gedacht wird. Dennoch scheint Johann seinen Aufenthalt selten zu Grimnitz genommen zu haben, wogegen sein Sohn und Nachfolger Otto IV. das Schloß zu seinem Lieblingsaufenthalte erwählte. Otto mit dem Pfeil, der die Mark zu hohen Ehren und großem Ansehen brachte, war bekanntlich Fürst, Held und Minnesänger zugleich. Ein Bild in der berühmten Manesse'schen Sammlung der Minnelieder zeigt uns ihn mit seiner Gattin Heilwig am Schachbret sitzend, von Spielleuten umgeben, die ihre Weisen erklingen lassen. Hinausblickend durch die Fenster des Grimnitzschlosses auf den vor seinen Augen ausgebreiteten, vom Mondlicht beschienenen, waldumsäumten See wird sein schönstes Minnelied in ihm erstanden oder in der Erinnerung durch seine Seele gegangen sein, in dem er sagt, daß die Liebe die Sünde lassen lehre. Die Chroniken der nahe gelegenen Städte, wie die noch vorhandenen Urkunden und Erlasse in den Geschichtsbüchern und Archiven weisen es nach, wie oft und wie gern Otto zu Grimnitz weilte; wie er von hier aus nach seinen Kriegszügen zur Jagd in die nahe gelegene Forst aufbrach, bis der Tod ihn am Ende des Januar 1309 ereilte, worauf seine Leiche im Kloster Chorin beigesetzt wurde. Sein Mitregent und Nachfolger Waldemar verweilte seltener auf Grimnitz, wie dies namentlich Klöden's Diplomatische Geschichte Waldemar's Bd. I. und II. darthut; wogegen er mehr sich in dem nicht fern gelegenen Schlosse Werbellin aufhielt. Nur in der Sage taucht unter seiner Regierung Schloß Grimnitz für einen Moment auf, um in deren Nachhall noch bis heute im Munde des Volkes fortzuleben. Kaiser Heinrich war am 24. Aug. 1313 in Italien gestorben. Waldemar sendete seinen Truchseß Nicolaus von Buch gen Rense zur Kaiserwahl. Buch gab wider Erwarten und Waldemar's Willen entgegen dem Baier die Stimme, und der Markgraf ließ ihn bei seiner Heimkunft, der Sage nach, in den tiefen, naßkalten Keller des Grimnitzschlosses werfen und dort verhungern. Die Sage spricht: Waldemar habe dem Gefangenen, um seine Qual zu vergrößern, auf Anrathen eines Dieners täglich frische Aepfel hinlegen lassen, ohne daß der Unglückliche, an eine Kette geschlossen, dieselben zu erreichen vermocht hätte. Zur Strafe, heißt es, müsse jener Diener bis auf den heutigen Tag als schwarzer Hund, ohne Kopf, umgehen. Bis noch vor Kurzem wollen Leute denselben gesehen haben. Doch Waldemar starb und das Haus der Ascanier war mit ihm dahin. Und wie die Stammburg dieser Fürsten auf dem Wolfsberge bei Aschersleben mehr und mehr verödete und verfiel, so verfielen auch die von ihnen erbauten Schlösser und Burgen in der Mark. Wolken zogen darüber hin. — Es kam eine schwere, düstere Zeit über die Mark. Des Schlosses Grimnitz wird Jahrhunderte lang nicht erwähnt. Erst Joachim I., dieser leidenschaftliche Jäger aus dem Hause der Hohenzollern, von dem die Leute sagten, daß er die Kunst verstehe, sich unsichtbar zu machen, scheint dasselbe wieder zu Ehren gebracht zu haben. Im J. 1522 wäre der nachmalige Joachim II., sein Sohn, von einem Bären auf der Jagd fast getödtet worden; wie denn auch in Bezug einer Eberjagd eine weitverbreitete Sage sich bis heute erhalten hat. — Am 24. Aug. 1529 wird auf Grimnitz ein Friede zwischen Pommern und Brandenburg geschlossen, der in den Geschichtsbüchern noch bis heute „der Friede zu Grimnitz" benannt wird. — Im J. 1549 kehrt der Kurfürst von der Jagd heim, begleitet von seiner Gattin, der Kurfürstin Hedwig von Polen. Indem sie in das obere Zimmer des Schlosses eintreten, bricht der Fußboden durch, die Kurfürstin stürzt hinab und beschädigt sich an den im untern Gemach an den Wänden angebrachten Hirschgeweihen der Art, daß sie von da ab bis an ihr Lebensende an Krücken gehen mußte. Der Sage nach ist nicht der Fußboden morsch gewesen, sondern ein polnischer Edelmann habe, in sündiger Liebe zur Fürstin entbrannt und hoffend, daß der Kurfürst allein heimkehren werde, die Balken des Fußbodens durchgesägt, so hoffend, den Tod des Fürsten herbeizuführen. Nach mislungener That soll er, von Reue ergriffen, ein Einsiedler geworden sein und vom nahen Berge, ein zweiter Toggenburg, bis zu seinem Tode zur Grimnitz hinübergeschaut haben. Joachim mied von dieser Zeit ab Schloß Grimnitz und sein Herz neigte sich der bekannten schönen Gießerin von Spandau zu. Kurz vorher soll ihm in der grimnitzer Forst ein Hirsch mit einem Cruzifix auf dem Kopfe erschienen sein. — Zum Weihnachtstage 1575 ladet Kurfürst Johann Georg die Fürsten von Anhalt und Liegnitz zur Wolfsjagd nach Grimnitz; wie denn gedachter Fürst, wie dies eine vor Kurzem unter Schutt und altem Gemäuer aufgefundene größere Eisenplatte mit dem Wappen des Fürsten und dem seiner Gemahlin bezeugt, das Schloß ausgebaut und wohnlicher eingerichtet zu haben scheint. Doch immer spärlicher, immer seltener wird desselben gedacht. Johann Sigismund stellt Neustadt-Eberswalde noch eine Urkunde unterm 6. Dec. 1613 aus; dann wird es stiller, einsamer, des Schlosses wird nicht mehr erwähnt. Bären und Wölfe werden seltener, der Jagden werden weniger, die Zeit bröckelt einen Stein nach dem andern los, und am Schlusse des vorigen Jahrhunderts ist Schloß Grimnitz verödet und

zerfallen. Jetzt sind selbst die Steine der Grundmauern, die noch vorhanden waren, verkauft und kommen unter den Hammer der Steinschläger.

Es ist dem Schlosse ergangen wie den Glashütten, die ehedem hier gestanden, und durch deren Arbeiter Alt-Hüttendorf und zum Theil auch Grimnitz gegründet wurden. Nachdem die im J. 1602, als die erste und älteste der Mark gegründete, wegen Mangel an Absatz, einging, wurde 1655 eine neue angelegt, die indessen bald darauf wieder nach Neustadt an der Dosse verlegt wurde. In gewerblicher Hinsicht kam kein Aufschwung; es bleibt einsam, nur der Holz- und Steinhandel bringt einiges Leben in die Umgegend.

Das Rohr und Schilf am Rande des Grimnitzsees rauscht und flüstert im Winde, ein Kiebitz schreit, ein Habicht schwebt als dunkler Punkt über dem Wasser, er schießt herab und führt einen Fisch als Beute mit sich fort, dann wird es still, der Wald ist dunkel geworden, der Abend kam, die Nacht bricht ein, das Leben scheint verstummt und wie verzaubert liegen Dorf, See und Wald. *(F. Brunold.)*

GRIMOALD I., Herzog von Benevent, zuletzt von 662 [1]) — 671 König der Langobarden, geb. um 605, gest. 671, gehört zu den bedeutenderen Persönlichkeiten in der langobardischen Geschichte. Er war der jüngste Sohn des Herzogs Gisulf von Friaul, welcher im J. 611 mit den Hunnen kämpfend fiel. Romhilde, Gisulf's Gemahlin, war mit ihrer Familie in der festen Stadt Forum Julium (Friaul), als die Avaren die Stadt belagerten. Der Khan der Avaren, so wird erzählt, gefiel ihr wegen seiner Schönheit, und sie bot ihm an, die Stadt zu überliefern, wenn er sie heirathen wolle. Der Khan versprach es; als er aber im Besitze eines geöffneten Thores war, hielt er sein Wort nicht, sondern gab die Stadt dem Schwerte seiner Soldaten preis. Romhilde fiel, ihre Söhne entkamen. Den kleinen Grimoald nahm einer der älteren Brüder hinter sich auf den Sattel, das Kind fiel aber bei dem schnellen Ritte vom Pferde; der älteste Bruder wollte es, um in der Flucht nicht aufgehalten zu werden, nicht mehr auf das Pferd nehmen und lieber erstechen, ehe er es den Hunnen in die Hände fallen ließe. Schon holte er mit der Lanze zum Stoße aus, da erregte das schreiende Kind sein Mitleid, und er nahm es wieder hinter sich auf den Sattel. Ein Hunne, der durch sein gutes Pferd seinen Gefährten voraus war, erreichte bald den mitleidigen Bruder, riß, ohne daß dieser es hindern konnte, den kleinen Grimoald, der wegen seiner Schönheit eine gute Beute schien, vom Pferde und nahm ihn mit sich. Grimoald verlor aber den Muth nicht, sondern zog mit der Ueberlegung eines besonnenen Kriegers dem Hunnen unvermerkt das Schwert aus der Scheide und hieb ihn nieder; dann sprengte er seinen Brüdern nach, die über sein Abenteuer hocherfreut waren. Ganz abgesehen von dem historischen Werthe (Paulus lib. IV. c. 38 [2]) erzählt sie), so ist diese Erzählung doch ein Beitrag dafür, daß man von Grimoald heldenmüthiger Thaten sich zu versehen hatte. — Nach Gisulf's Tode kam mit Uebergehung der Söhne dessen Bruder Grasolf in Friaul zur Herrschaft. Grimoald und sein älterer Bruder Radoald waren aber schließlich unzufrieden, unter ihm zu stehen, und verließen im J. 635 zu Schiffe ihre Heimath, um anderswo ihr Glück zu versuchen. Sie landeten in Benevent, wo die Langobarden auch schon festen Fuß gefaßt hatten, und fanden hier ihren ehemaligen Hofmeister Arigis als Herzog. Dieser nahm sie wie seine Söhne auf. Als er starb, folgte ihm sein Sohn Ajo; dieser fiel aber nach anderthalbjähriger Herrschaft im Kampfe mit den Slawen, und nun wurde Radoald im J. 642 sein Nachfolger, und als dieser im J. 647 starb, wurde Grimoald durch Wahl der Langobarden zum Herzog von Benevent erhoben. Unter seiner Herrschaft landeten im J. 650 die Griechen plündernd am Berge Gargano. Grimoald rückte ihnen aber mit einem Heere entgegen und schlug sie in die Flucht. — Weit folgereicher, als der Kampf mit den Griechen, wurden ein Jahrzehnt später die Zustände, welche im oberitalischen Langobardenreiche herrschten. In demselben regierten damals Bertarid und Godebert, zwei Brüder. Nach deutscher Sitte, die sich auch bei den Baiern (vergl. den bairischen Grimoald II.) nachweisen läßt, hatten diese nach dem Tode ihres Vaters Aribert (gest. 633) das Reich unter sich getheilt.

Die langobardischen Herzoge, schon immer unbotmäßig und zu Empörungen geneigt, bekamen nun, wo zwei Könige regierten, erst recht einen Anhalt für ihre Fehden und Privatkämpfe, da sie sich je nach den Umständen an den einen oder den andern König anschließen konnten. Grimoald von Benevent und Garibald von Turin, beides die mächtigsten Herzoge des Reiches, standen auf Seiten Godebert's. Die Könige zeigten sich uneinig und schwach; das Volk wurde besonders im Süden des Reiches mit ihnen unzufrieden. Schließlich gerieth Godebert mit seinem Bruder Bertarid in offenen Streit und schickte Garibald von Turin zu Grimoald, um ihn zu schleuniger Hilfeleistung aufzufordern und ihm als Lohn dafür seine Schwester als Gemahlin anbieten zu lassen. Der Abgesandte richtete seinen Auftrag aus, forderte aber zugleich Grimoald auf, daß er als kriegserfahrener Mann sich der Herrschaft über die Langobarden bemächtigen sollte, wie Paulus Diac. IV, 53 erzählt. Grimoald, welcher von den Zuständen in Oberitalien wol Kunde hatte, folgte dem Rathe. Er sammelte in seinem Herzogthume Benevent, welches er seinem Sohne Romuald überließ, ein zahlreiches Heer, erhielt auch aus Umbrien, Tuscien und Aemilien Verstärkungen. Garibald von Turin schloß sich natürlich

1) Hinsichtlich der Zeit des Regierungsantrittes herrschen verschiedene Ansichten. Pagi ist für das Jahr 660, Sigonius für 661, Baronius für 663. Muratori, dem ich mich anschließe, ist für das Jahr 662, und zwar für den Monat Juli, vergl. Annali IV. p. 122 sq. und *Zanetti* p. 351.

2) Es ist wol unzweifelhaft, daß hier ein durch die Sage ausgeschmückter Vorgang, also ein Stück der langobardischen Heldensage, vor uns liegt.

auch an ihn an. So brach er nach Pavia auf; der König Godebert glaubte, Grimoald komme ihm zu Hilfe, und ließ ihn ruhig in Pavia einziehen; Garibald von Turin scheint es gewesen zu sein, der den König in Vertrauen einwiegte. Grimoald wurde sogar in der königlichen Pfalz selbst freundlich bewirthet. Am Tage nach der Ankunft hieß ihn Godebert persönlich willkommen und umarmte ihn; da zog Grimoald sein Schwert und stieß den König kaltblütig nieder [3]). Treue Diener flüchteten den Sohn des ermordeten Königs, Reginpert, und erzogen ihn heimlich. So war Grimoald Herr der einen Reichshälfte. Bertarid, welcher zu Mailand regierte, hörte kaum von der Mordthat zu Pavia und dem starken Heere Grimoald's, als er im Gefühl seiner Schwäche und in der Voraussetzung, daß Grimoald auch ihn angreifen werde, sein Land verließ und nach Ungarn zu dem Khan der Avaren flüchtete; seine Gemahlin Rodelind und seinen kleinen Sohn Kunibert ließ er in Mailand zurück, aber Grimoald vertrieb sie bald und war nun Herr des ganzen Reiches. Garibald von Turin, welcher der eigentliche Verräther Gundebert's gewesen, wurde bald von der Blutrache getroffen. Einen Verwandten Godebert's hatte man wegen seiner Kleinheit, die ihm die Möglichkeit König zu werden nahm, voll Verachtung ruhig in Pavia gelassen. Dieser kleine Mann stellte sich, um seinen ermordeten Vetter zu rächen, am Osterfeste auf den Taufstein der Kirche des heiligen Johannes zu Pavia, an welchem, wie er wußte, der königliche Hof vorüberziehen mußte, und als Garibald kam, hieb er ihm von oben das Genick durch. Es ist seltsam, daß er den Hieb nicht gegen Grimoald selber richtete; jedenfalls ergibt sich daraus, daß man Garibald die meiste Schuld bei der Ermordung Godebert's zuschrieb. Für Grimoald übrigens, der nun einen gefährlichen Großen und Mitgenossen seiner Unthat weniger hatte, konnte der Mord kaum unerwünscht sein. Doch suchte er auch nach einem Rechtstitel für die gewaltsam erworbene Königswürde. Er zwang die Schwester des Godebert, welche als Bruders-Enkelin der noch immer verehrten Theudelinde noch eine höhere Berechtigung auf den Thron mitbrachte, ihn zu heirathen. Bertarid glaubte nun nach seiner Heimath zurückkehren zu dürfen, um hier ruhig weiter zu leben, ohne Ansprüche auf die Krone zu machen. Grimoald gab ihm auch wirklich freies Geleit, hatte aber den Plan, ihn nach seiner Ankunft in Pavia ermorden zu lassen. Bertarid erfuhr davon und entkam nur mit Mühe nach Frankreich [4]). Die Franken machten darauf scheinbar vielleicht für ihn, im Grunde genommen aber in ihrem Interesse, einen Einfall in Italien, wurden aber im J. 665 (wie **Muratori** IV. p. 132 annimmt) bei Asti von Grimoald auf das Haupt geschlagen. Grimoald scheint bald nach diesem Kriege in freundlichere Beziehungen zu Dagobert II. (welchen Paulus Diaconus ausdrücklich erwähnt) und den Franken gekommen zu sein, denn Paulus Diaconus (Buch V, 32 und 33) gibt an, daß Bertarid kurz vor dem Tode seines Schwagers im Begriff war, nach England zu flüchten. — Schon vor dem Kriege mit den Franken hatte Grimoald glückliche Kämpfe mit den Byzantinern durchgefochten. Der Kaiser Constans war im Jahre 662 persönlich nach Italien gekommen, um dem gefährlichen Ausdehnen der Langobardenmacht in Unteritalien energisch entgegenzutreten. Er setzte von Griechenland aus nach Tarent über und belagerte Benevent, welches von Romoald tapfer vertheidigt wurde. Als Grimoald selber mit einem bedeutenden Heere anrückte, gab Constans die Belagerung auf und zog sich unter Verlust nach Neapel zurück. Die Langobarden gewannen in Unteritalien zu Grimoald's Zeit von den Griechen Bari, Taranto, Brindisi und das ganze Gebiet, welches später Terra d'Otranto genannt wurde; die byzantinischen Kaiser behielten nur Neapel, Otranto, Gallipoli und einige Küstenstädte in Calabrien. — Bedenklicher für Grimoald wurden die Empörungen langobardischer Großen. Gegen den widerspenstigen Herzog Lupus von Friaul mußte er sogar die Avaren zu Hilfe rufen, was um so gefährlicher war, als die Avaren nachher das Land nicht verlassen wollten und nur durch Drohungen wieder vertrieben werden konnten, wie Paulus V, 19 fg. ausführlich berichtet. Jene Empörungen der langobardischen Herzoge stehen mit Grimoald in einer besonderen Beziehung, denn sie haben ihren Grund in der Art, wie Grimoald zur Herrschaft gelangt war. Es ist natürlich, daß Grimoald die Großen, welche nach und vor der Ermordung Godebert's und der Vertreibung Bertarid's auf seine Seite getreten waren, reich belohnen mußte, und daß das Verhältniß der Großen zu ihrem Könige ein weit lockreres

3) *Paulus Diaconus*, De gestis Langobardorum IV, 53 gibt Folgendes als Grund für diese Handlungsweise Grimoald's an: Isdem vero Garibaldus, totius nequitiae seminator, Godeberto persuasit, ut non aliter quam lorica sub veste indutus, cum Grimoaldo locuturus veniret, asserens quia Grimoaldus eum occidere vellet. Rursus isdem fallendi artifex, ad Grimoaldum veniens dixit, quod nisi se fortiter praepararet, eum Godebertus suo gladio perimeret, asseverans Godebertum quando cum eo ad colloquendum veniret, loricam sub veste gestare. Quid plura? Cum ad colloquium die crastino venissent, et Godebertum post salutationem Grimoaldus amplexatus esset, statim sensit quod loricam sub veste gestaret. Nec mora evaginato gladio eum vita privavit. Hiernach scheint Garibald der eigentliche Anstifter des Mordes zu sein. Das ist aber undenkbar: Grimoald's Pläne nach der Herrschaft führten den Tod Godebert's herbei, nicht die kleinlichen Zwischenträgereien Garibald's, die aber immerhin auch wirksam gewesen sein mögen, obgleich man sie nicht ohne Bedenken lesen kann. Wenn der Plan zum Sturze Godebert's schon in Benevent gemacht war und Garibald daran hauptsächlich Antheil hatte, was bedurfte es dann noch solcher Zwischenträgereien zu Pavia? Nur dann höchstens, wenn Grimoald nicht entschlossen gewesen wäre. Bedenken gegen die Stelle hat übrigens schon **Muratori** IV. p. 122 ausgesprochen: cosa difficile a credere, perchè Grimoaldo già aveva ordinata la trama, nè v'era bisogno di fingere questi sospetti per conto suo.

4) *Paulus Diaconus* V, 2. Der damalige König Dagobert II. von Austrasien konnte ihm freilich wenig Schutz gewähren, denn er stand auf schwachen Füßen, vergl. **Bonnell**, Die Anfänge des karolingischen Hauses S. 116. Der Einfall, den die Franken darauf in Oberitalien machten (*Paulus* V, 5), kann unmöglich von Dagobert ausgegangen sein; es war wol ein gewöhnlicher Raufzug und kein im Interesse Bertarid's unternommener Krieg. Völlige Klarheit wird hierüber schwerlich zu schaffen sein.

als früher war, sodaß die Herzoge weit mehr sich als sonst herausnehmen durften. Denn wenn Grimoald auch gegen einen Theil derselben rücksichtslos verfuhr, so mußte er doch den andern Theil durch um so größere Schenkungen und Nachsicht fester an sich zu fesseln suchen. Daher kommt es, daß die langobardischen Herzoge seit seiner Zeit kaum noch als Beamte erscheinen, sondern fast selbständig wie später die deutschen Fürsten auftreten.

Wenn die Regierung Grimoald's schon nach dieser Seite hin von wichtigen Folgen war, so wurde sie noch ungleich bedeutsamer durch den Umstand, daß Grimoald Katholik war und daß zu seiner Zeit erst die Bekehrung der Langobarden vollendet wurde. Durch Grimoald's Herrschaft ist es geschehen, daß die römische Kirche unter den Langobarden die herrschende wurde und daß der Arianismus immer mehr zurücktrat. Das war ein Uebelstand, denn die begüterte und einflußreiche katholische Geistlichkeit wurde, weil sie beiweitem mehr das Interesse der römischen Bischöfe als der langobardischen Könige im Auge hatte, ein Splitter im gesunden Fleische. Der Bischof von Rom gewann nun Anhänger bei den Langobarden, deren eigentliches Interesse es immer bleiben mußte, ihn zu unterwerfen. — Grimoald hat sich übrigens auch um die Gesetzgebung verdient gemacht, indem er im J. 668 die von Rotharis veranstaltete Gesetzsammlung erweiterte und emendirte; er sagt von sich in dem Prolog: ego Grimoaldus — anno *sexto* regni mei mense *Julio* u. s. w.; Muratori (vergl. die erste Anmerkung) hat diese Stelle benutzt, um die Zeit des Regierungsantritts zu bestimmen. — Grimoald hinterließ bei seinem Tode das Königreich seinem Sohne Garibald, welcher zwar die Herrschaft übernahm, aber sehr bald durch den zurückkehrenden Bertarid vertrieben wurde. — Vergl. als die Hauptquellen *Paulus Diaconus*, De gestis Langobardorum, besonders Buch 4 und 5. Dazu Leo, Geschichte von Italien. Bd. I. Hamburg 1829. S. 160 fg.; *Muratori*, Annali d'Italia. Bd. 4. Milano 1744 in 4. und *Zanetti*, Del Regno de' Longobardi in Italia. Venezia 1753 in 4. p. 339 fg. und Hirsch, Das Herzogthum Benevent bis zum Untergang des langobardischen Reiches. Berlin 1871 (Programm der königstädtischen Realschule zu Berlin). (*R. Pallmann.*)

GRIMOALD II., Herzog von Benevent, stirbt 680. Er war der Sohn des Vorigen und folgte im J. 677 seinem Bruder Romoald, dem der Vater das Herzogthum übergeben hatte, als er im J. 662 den Zug nach Oberitalien unternahm und sich die eiserne Krone auf das Haupt setzte. Näheres über seine kurze Regierungszeit wird nicht berichtet, nur muß bemerkt werden, daß die Chronologie für diese Zeit nicht ganz sicher ist, vergl. *Muratori* a. a. O. p. 203. (*R. Pallmann.*)

GRIMOALD III., Herzog von Benevent, gelangte im J. 788 zur Regierung als Nachfolger seines Vaters Arichis und starb 806. Als Karl der Große im J. 774 das Langobardenreich in Oberitalien gestürzt hatte, unterwarf er sich dies langobardische Herzogthum Benevent, welches schon immer in nur losem Zusammenhange mit dem Königreiche gestanden hatte, noch nicht. Erst im J. 787 (Eginhard erzählt es in seinen Annalen beim Jahre 786) auf seinem Römerzuge ging Karl der Große daran, seine Herrschaft auch über die deutschen Elemente Unteritaliens auszudehnen. Seine eigentliche Absicht war es, den gütlichen Weg zu betreten. Aber der Papst Hadrian machte es ihm begreiflich, daß er nur durch Furcht in Unteritalien etwas erreichen würde. Arichis, von der Absicht Karl's unterrichtet, schickte seinen Sohn Romoald nach Rom, um den deutschen König durch Versprechungen und Geschenke zu befriedigen. Aber Karl ließ sich auf Hadrian's Rath dadurch nicht hinhalten und drang mit einem Heere in das Herzogthum ein. Nun kamen Romoald und Grimoald, der zweite Sohn des Arichis, der sich nach Salerno geflüchtet hatte, zu ihm, um ihm die Unterwerfung ihres Vaters anzukündigen. Karl nahm sie unter folgenden Bedingungen an, daß der Herzog Arichis ihm Geiseln stelle und zum Zeichen der Unterthänigkeit jährlich einen Tribut von 7000 Goldstücken (wie Einhard, Annales beim Jahre 814 gelegentlich erwähnt) zahle. Unter den Geiseln befanden sich auch die beiden Söhne des Herzogs, von denen Karl den Romoald frei gab und nur Grimoald behielt, der ihm nach Aachen folgen mußte. Karl hatte aber Italien kaum verlassen, da verband sich Arichis mit den Griechen auf Sicilien und nahm Terracina, welches zum päpstlichen Gebiete gehörte, weg; der Papst Hadrian schrieb das an Karl. Die Umstände gaben aber bald den Dingen eine andere Wendung. Der Prinz Romoald starb im Juli 787, und schon im nächsten Monate folgte ihm sein Vater Arichis mit dem Tode. Grimoald war jetzt der Thronerbe, und eine Gesandtschaft langobardischer Großen erbat ihn zum Herrscher. Karl der Große zeigte sich willfährig, ließ Grimoald frei und übertrug ihn trotz der Abmahnungen des Papstes das Herzogthum *) Benevent im J. 788 unter denselben Bedingungen, unter denen er es ein Jahr vorher seinem Vater gelassen hatte; neu scheint die Bestimmung gewesen zu sein, daß Grimoald den Namen Karl's als seines Oberlehnsherrn auf seinen Münzen und in öffentlichen Urkunden nennen und die Mauern einiger Städte niederreißen sollte, vergl. *Muratori* IV. p. 399 sq. Grimoald schloß sich Anfangs scheinbar aufrichtig der Politik Karl's an. Als im J. 788 der griechische Kaiser Constantin deshalb, weil Karl ihm eine seiner Töchter als Frau zu geben sich geweigert hatte, einen Einfall in das Gebiet von Benevent machen ließ, trat Grimoald, verbunden mit Hildebrand, dem Herzoge von Spoleto, den Griechen mit dem Schwerte entgegen und schlug sie zurück, vergl. *Einhard.* Ann. 788. Nur in einem Punkte zeigte sich Grimoald Karl gegenüber nicht willfährig: er ließ die Mauern der Städte, die ihre Befestigungen verlieren sollten, theils nicht nie-

*) Die officielle Bezeichnung in den Urkunden, welche durch das Chronicon Vulturnense erhalten sind (*Muratori*, Scriptores I. Theil 2. S. 374 fg.), lautet: Summus dux (oder princeps) gentis Langobardorum oder princeps Beneventanae provinciae. Sein Nachfolger führt öfter den Namen princeps von Benevent, als dux Langobardorum. Ob darin etwas Unterscheidendes liegen soll, lasse ich dahingestellt.

derreißen, theils führte er neue Befestigungen statt der niedergerissenen auf. Da zog der damalige König von Italien, Pipin, Karl's ältester Sohn, gegen ihn. Genaueres ist über den Verlauf dieses Krieges nicht anzugeben. Augenscheinlich zog aber Grimoald den Kürzern und machte neue Versprechungen, denn sein Herzogthum verblieb ihm. Im J. 801 kam es wiederum zum Kriege; weshalb? ist nicht genau anzugeben. Fast scheint es, als ob einige Städte und Schlösser im südlichen Theile des Herzogthums von Spoleto von Grimoald angegriffen und besetzt worden waren. Karl der Große, welcher sich soeben zu Rom die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt hatte und noch zu Rom sich aufhielt, als der Krieg ausbrach, schickte Pipin mit einem Heere gegen Grimoald ab. Dieser eroberte die zum Herzogthum Spoleto gehörige Stadt Chieti (an der adriatischen Küste, südlich von Ancona gelegen) und einige Schlösser in der Nähe, welche also augenscheinlich in der Gewalt Grimoald's gewesen sein müssen. Im nächsten Jahre (802) fiel auch Ortona, südlich von Chieti, und Lucerla (Nocera) in Apulien in die Hände Pipin's. Luceria wurde aber von Grimoald bald wieder genommen und der Befehlshaber Winigis, Herzog von Spoleto, in ihr gefangen genommen. Im J. 803 scheint Grimoald friedlichere Gesinnungen gehegt zu haben, denn er lieferte den Winigis, den er übrigens, wie die fränkischen Chronicanten ausdrücklich hervorheben, ehrenvoll behandelt hatte, aus. Unter welchen Bedingungen ein Friede geschlossen wurde, ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlich war man mit der Versicherung der Unterthänigkeit und mit der Zahlung des schon oben erwähnten Tributes fränkischerseits zufrieden und froh, einen lästigen Gegner, der durch die Nähe der Griechen als Feind immer gefährlich war, zur Unthätigkeit gebracht zu haben. Grimoald starb schon im J. 806 zu Salerno, wo er auch begraben wurde. Der Anonymus Salernitanus hat die Inschrift seines Leichensteins erhalten, aus der hervorgeht, daß man an dem Verstorbenen rühmte, daß er dem fränkischen Joch den Nacken nicht gebeugt habe, was nicht ganz übertrieben ist; die Inschrift lautet:

Pertulit adversus Francorum saepe phalangas,
Salvavit patriam sed, Benevente, tuam.
Sed quid plura feram? Gallorum fortia regna,
Non voluere hujus subdere colla sibi.

Vergl. als Hauptquelle außer dem schon angeführten Einhard und Anonymus Salernitanus auch *Erchempert*, Historia Langobardorum. Dazu *Muratori*, Annali d'Italia. Tomo IV. Milano 1744.

(*R. Pallmann.*)

GRIMOALD IV., mit dem Beinamen Storesaiz, Herzog von Benevent, gest. 817. Er war Schatzmeister des Vorigen und wurde nach dessen Tode im J. 806 zum Herzoge erwählt. Der Anonymus Salernitanus bemerkt cap. 29 über den Beinamen: Grimoald (qui Lingua Theodisca, qua olim Langobardi utebantur, Storeseyz fuit appellatus, et nos in nostro eloquio: qui ante obtutum Principum et Regum milites hinc inde sedendo praeordinat, possumus vocitare) in Principali dignitate est elevatus. Der neue Herzog vermochte nicht sogleich mit Karl dem Großen in gutes Einvernehmen zu kommen. Es scheint fast, als ob man den jährlichen Tribut, den Benevent bisher gezahlt, unter ihm auf 25,000 Goldstücke erhöht hatte. Jedenfalls herrschte Spannung, die im J. 812 sogar zum Kriege führte, in welchem aber die Franken den Kürzern gezogen zu haben scheinen, da die fränkischen Annalen davon nichts berichten. Die feindselige Stimmung, welche gegen Grimoald bei den Franken herrschte, wird auch durch einen seltsamen Verdacht gegen ihn bestätigt. Als im J. 810 Frankreich und Deutschland von einer verheerenden Rinderpest heimgesucht wurden, ging die Sage im Volke, Grimoald habe Männer ausgesandt und die Felder, Wiesen und Quellen vergiften lassen. Selbst unter den Langobarden waren die Stimmen über ihn getheilt. Der Anon. Salernit. schildert ihn als stolz, habsüchtig und unfriedlichen Charakters; der wie es scheint besser unterrichtete und der Zeit nach näher stehende Erchempert nennt ihn freundlich, mild und friedliebend. — Nach dem Tode Karl's des Großen schickte Grimoald Gesandte nach Aachen zu Ludwig dem Frommen; es ist nicht ersichtlich, ob dieselben eine längere Feindschaft durch Vertrag beendigen sollten, oder ob sie nur kamen, um den neuen Kaiser zu beglückwünschen; aus Einhard Ann. a. 814 läßt sich das nicht mit Bestimmtheit erweisen; wenn es bei ihm heißt: Cum Grimaldo Beneventanorum Duce pactum fecit atque firmavit et modo quo et Pater, scilicet ut Beneventani tributum annis singulis VII millia Solidorum darent. Nach Thegan (Vita Ludovici) blieb dieser Vertrag bis zum Jahre 837 unverändert bestehen. — Grimoald nahm ein gewaltsames Ende durch unzufriedene langobardische Große; nachdem man schon im J. 815 einen Mordversuch auf ihn vergeblich gemacht hatte, gelang ein solcher im J. 817, nachdem ein Aufstand mehrerer Großen vorhergegangen war. Grimoald starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein Mörder Graf Sico von Acerenza folgte ihm.

(*R. Pallmann.*)

GRIMOALD I., fränkischer Majordomus (von Austrasien), stirbt um 650; er war der Sohn Pipin's von Landen. Der kräftige König Dagobert war im J. 638 zu St. Denis gestorben. Nach ihm beginnt die Reihe der schwachen Merovinger, der rois fainéants, wie die Franzosen sie nennen. Dagobert hinterließ eine Witwe, Nanthilde, mit einem kleinen Sohn, Clodwig, welche er bei seinem Tode der Fürsorge des neustrischen Großen Aega anvertraute; in Austrasien hatte er schon zu seinen Lebzeiten seinen ältesten Sohn Siegbert als König einsetzen müssen, um die Wünsche der störrischen Großen dieser Reichshälfte zu befriedigen. Pipin von Landen wurde nach dem Tode Dagobert's, der ihn bis dahin mistrauisch an seinem Hofe behalten hatte, Hausmeier dieses jungen Königs; als er im J. 639 starb, folgte ihm Grimoald gewissermaßen nach dem Rechte der Erblichkeit: der erste derartige Fall bei den karolingischen Hausmeiern. Doch geschah das nicht ohne Kampf. Zwar hingen die austrasischen Großen fest an ihm, ebenso

die Geistlichkeit, um die sich sein Vater so sehr verdient gemacht hatte; ich nenne besonders den Herzog Adalgisel und den Bischof Kunibert von Cöln, die bis 638 das Amt als Majordomus des Siegbert verwaltet hatten. Adalgisel, auch Ansegisel geschrieben, war höchst wahrscheinlich der Sohn des Bischofs Arnulf von Metz, und durch seine Frau Begga Tochtermann Pipin's. Daß er im J. 638 so ohne Weiteres vom Amte als Majordomus zurücktrat und auch nach Pipin's Tode keine Ansprüche gegen Grimoald geltend machte, lag gewiß in den verwandtschaftlichen Beziehungen, welche er zu Grimoald hatte. Gefahren für Grimoald drohten aber von anderer Seite: der von Dagobert eingesetzte Thüringerherzog Radulf (von Einigen auch Rudolf genannt) empörte sich, und zugleich zeigte sich ein Theil der austrasischen Franken schwierig [1]) gegen Grimoald. Dieser zog, begleitet von seinem Schwager Adalgisel mit dem Könige Siegbert und dem ganzen austrasischen Heerbanne im J. 640 gegen Radulf, welcher sich auf einem an der Unstrut gelegenen Berge verschanzt hatte. Als zum Angriff gegen den Herzog geschritten werden sollte, da zeigte sich ein Zwiespalt im fränkischen Heere; der Heerbann aus der mainzer Gegend und andere Theile wollten nicht kämpfen, traten geradezu als Verräther an der gemeinen Sache auf. Die treuen Anhänger Grimoald's, welche einen Angriff auf die Verschanzungen versucht hatten, wurden blutig zurückgewiesen, und Grimoald und Ansegisel hatten nur daran zu denken, das Leben des Königs, welcher von dem verrätherischen Theile seines Volkes bedroht war, zu bewachen. Radulf war glücklicherweise zu einem Waffenstillstande geneigt, und das rettete den Rest des treuen Heeres. Leider sind wir nicht ganz im Klaren darüber, welche Elemente außer dem mainzer Heerbanne die Auctorität Grimoald's nicht anerkennen wollten. Das steht aber fest, daß die Seele der Unzufriedenen in einem Manne Namens Otto zu suchen ist. Dieser hatte Antheil an der Erziehung des jungen Königs Siegbert gehabt und erhob nach Pipin's Tode Ansprüche auf die Würde als Majordomus. Daß er sich dabei auf seine Thätigkeit als Erzieher des Königs berufen habe [2]), ist möglich, hatte aber wol wenig zu bedeuten, wenn er allein dastand. Wir sind nun im Unklaren, wo der Rückhalt des Otto zu suchen ist. Daß es zwischen Otto und Grimoald zum Zwiespalt kam, berichtet Fredegar c. 86 mit den Worten: **coepit cogitare quo ordine Otto de palatio ejiceretur et gradum patris Grimoaldus assumeret.** Französische Historiker (Sismondi nämlich, dem Martin p. 147 beistimmt) haben nun die sehr ansprechende Vermuthung ausgesprochen, daß die freien Männer, die nicht im Abhängigkeitsverhältnisse zu den Großen (den Antrustionen) standen, den Anhang Otto's gebildet haben. Und. allerdings, die Karolinger haben ja nach neueren Forschungen gerade den Adel begünstigt, was später seit Pipin von Heristal noch weit mehr hervortrat, wie Roth, Feudalität und Unterthanenverband. Gotha 1863. nachgewiesen hat. Als der erste Versuch, Grimoald's Macht zu stürzen, ist jedenfalls das Auftreten des mainzer Heerbannes und der ihnen gleichgesinnten Elemente im thüringischen Feldzuge zu betrachten. Otto scheint mit seinen Ansprüchen erst nach dem Feldzuge offener hervorgetreten zu sein. Er vermochte sich bis 642 zu halten, wo er von einem Anhänger Grimoald's, dem Alamannenherzoge Leuthar, erschlagen wurde. Damit war der Sieg Grimoald's und seiner Partei entschieden. Grimoald, nunmehr alleiniger Hausmeier, ergriff die Zügel der Regierung mit starker Hand. Alle Schenkungen, welche unter dem Einfluß Otto's geschehen waren, wurden bis zur Mündigkeit Siegbert's widerrufen. Das königliche Ansehen machte er gegen Jedermann, er mochte geistlichen oder weltlichen Standes sein, rücksichtslos geltend, z. B. verbot er dem Bischofe Desiderius von Cahors die Abhaltung einer Synode ohne vorgängige Erlaubniß des Königs. Doch suchte er andererseits das Wohlwollen der Geistlichkeit sich durch reiche Schenkungen, die er den damals emporblühenden Klöstern, wie Stablo und Malmedy, machte, zu sichern. Den König, der sich fast nur mit geistlichen Dingen, Erbauung von Klöstern u. s. w. beschäftigte und dadurch zu der Ehre eines Heiligen gelangt ist, ließ er gern gewähren. Da starb Siegbert um das Jahr 656 (die Chronologie schwankt hier zwischen 650 — 657) und hinterließ als Nachfolger seinen unmündigen Sohn Dagobert. Grimoald hielt seine Stellung für gesichert genug, um es wagen zu dürfen, Dagobert, den er zum Mönch scheeren und durch den Bischof Dido von Poitiers heimlich in ein Kloster (man sagt in Irland) stecken ließ, des Throns zu berauben und seinen eigenen Sohn Childebert mit dem Purpur zu bekleiden. Man muß annehmen, daß er zugleich das Gerücht von dem Tode des Dagobert verbreiten ließ, wenn er sich mit einem Scheine des Rechts auf ein Testament berufen wollte, welches Siegbert zu Gunsten eines Sohnes Grimoald's für den Fall seines unbeerbten Todes gemacht haben soll. Dies Testament beruht aber auf späteren Quellen und hat auch an sich wenig Wahrscheinlichkeit, denn Siegbert konnte, so lange in Neustrien noch männliche Sprossen aus dem merowingischen Geschlechte lebten, über seinen Thron unmöglich zu Gunsten einer anderen Familie verfügen. Grimoald glaubte jedenfalls in erster

1) Auch der Baiernherzog aus dem Geschlechte der Agilolfinger Farus, dessen Vater Chrodoald um 624 auf Pipin's Anordnung mit dem Schwerte hingerichtet worden war und der wahrscheinlich in Franken Land erhalten hatte, empörte sich gegen Grimoald, wurde aber auf dem Marsche nach Thüringen besiegt und getödtet.
2) Bonnell S. 107 hebt diesen Gesichtspunkt hervor, indem er sagt: „Immer enger war mit der Erziehung der fränkischen Königssöhne, welche der Majordomus, wenn nicht überall selbst leitete, so doch überwachte, die Führung der Reichsgeschäfte verknüpft worden; aus den Erziehern der Königssöhne waren deren Majoresdomus geworden, sobald jene minderjährig den Thron bestiegen. Hieraus entnahm jetzt ein Mann, der, vermuthlich unter der Aufsicht Pipin's, bei der Erziehung des jungen Königs mitgewirkt hatte, der Bajulus Otto, seine Berechtigung, die durch Pipin's Tod erledigte Würde des Majordomus zu beanspruchen." Auch an sich ist es nicht recht wahrscheinlich, daß Otto aus seiner Stellung als Bajulus des Königs ohne Weiteres Ansprüche erheben konnte; dann hätte doch Pipin gewiß nicht dem Otto, sondern seinem Sohne Grimoald die Stelle, welche zu solchen Ansprüchen berechtigte, gegeben.

Reihe auf seine gesicherte Stellung rechnen zu dürfen, wenn er den gewagten Schritt that. Aber er war zu weit gegangen; nur bei einem Theile der Geistlichkeit fand sein Sohn Anerkennung. Die Bedeutung des Königthums und die Heiligkeit des alten Königshauses stand bei den austrasischen Franken noch zu fest, als daß sie gegen das widerrechtliche Vorgehen geschwiegen hätten, und daran scheiterte Grimoald. Die Vita Remacli (aus dem 9. Jahrh.) erzählt, der neustrische König Clodoväus (Chlodwig) habe den Grimoald unter dem Vorgeben großer Auszeichnungen nach Paris locken lassen, Grimoald sei, der Einladung folgend, unterwegs gefangen, dann an den neustrischen König ausgeliefert und zu Paris ins Gefängniß geworfen worden, wo er umgekommen. Die älteren Quellen geben zu anderen Auffassungen Anlaß. Bonnell S. 112 sagt, auf die Gesta Francorum cap. 43 sich stützend: „Vater und Sohn wurden ergriffen, dem neustrischen Könige Chlodwig ausgeliefert und auf dessen Befehl im Gefängnisse hingerichtet." Waitz S. 700 schreibt: „Die Franken Austrasiens erhoben sich, erschlugen den Grimoald, erkannten Clodoveus, der die Herrschaft in Westen führte, auch als ihren König an" und beruft sich ebenfalls auf die Gesta Franc. 43. Unbestimmter schreibt Martin S. 151, ebenfalls auf die Gesta Franc. zurückgehend: D'après les termes des Gesta Francorum, Grimoald paraît avoir été condamné à mort par un mâl national. Die betreffende Stelle der Gesta lautet nun (bei *Bouquet*, Recueil II. p. 568): Posthaec autem Sigibertus Rex Austrasiorum, Pippino defuncto, Grimaldum filium ejus parvulum, nomine Dagobertum, totondit, et per Didonem Pictavensis urbis Episcopum in Scotia ad peregrinandum eum dirigens, filium suum in regno constituit. Franci itaque commoti atque vehementer indignati, Grimoaldo insidias praeparant; eumque eximentes (var. comprehensum) ad condemnandum Regi Francorum Chlodoveo deferunt Et Parisiis civitate in carcere mancipatus, vinculorum cruciatu constrictus, ut erat morte dignus propter scelus quod in dominum exercuit, morte vitam finivit. Hiernach ist die Interpretation von Waitz durchaus unrichtig, widerspricht geradezu dem Inhalte der Quelle. Martin läßt Alles unbestimmt durch das paraît, stellt aber dabei die seltsame Behauptung auf, daß eine allgemeine Volksversammlung (un mâl national) den Hausmeier zum Tode verurtheilt habe. Das wäre ein Fall, der in der fränkischen Geschichte einzig dastände und nur bei der Voraussetzung denkbar wäre, daß Grimoald von seinem Anhange in Austrasien, der doch ursprünglich sehr groß gewesen sein muß, schließlich ganz verlassen worden ist. Und das scheint sehr unwahrscheinlich. Die beste Interpretation der Stelle der Gesta gibt Bonnell. Schon vor ihm interpretirte übrigens Sismondi (Histoire des Français. Bd. II. Paris 1821. S. 61) ähnlich. Die Gegner, denen Grimoald in die Hände fiel und die ihn an Chlodwig auslieferten, waren nach ihm die freien Männer, die schon im Anfange der Regierung Grimoald's feindlich auftraten, wie wir oben gesehen haben. Die Untersuchung über Grimoald's Ende ist damit noch keineswegs abgeschlossen. Untersuchenswerth ist aber die Streitfrage, weil es von höchster Wichtigkeit ist, zu erfahren, wie sich das fränkische Volk bei dem ersten Versuche der Hausmeier, die Merowinger abzusetzen und sich an ihre Stelle zu setzen, verhielt, und welche Partei besonders feindselig gegen Grimoald opponirte. — Die Hauptquellen über Grimoald sind Fredegar und die Gesta Francorum bei Bouquet Bd. V. Vergl. dazu Mascou, Gesch. der Teutschen. Bd. V, der hier jedoch nicht seine sonstige Klarheit zeigt; *Sismondi*, Histoire des Français. Bd. II; *Martin*, Histoire de France. Bd. II. 4. Ausg. Paris 1855; Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte. Bd. II. 2. Aufl. Kiel 1870; Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses. Berlin 1866. S. 106 fg.

(*R. Pallmann.*)

GRIMOALD II., fränkischer Majordomus, stirbt 714 zu Lüttich. Er war der zweite Sohn des Hausmeiers Pipin von Herístal; sein älterer Bruder war Drogo. Als Pipin von Herístal im J. 687 durch die Schlacht bei Testry seine Herrschaft auch auf das neustrische Gebiet ausgedehnt hatte, war das Amt eines Majordomus in Neustrien damit zunächst noch nicht an ihn gekommen. Erst nach der Ermordung Berthar's, der dieses Amt mindestens noch bis zum 30. Oct. 688 dort bekleidete, konnte Pipin zu seinem Vertreter in Neustrien einen treuen Anhänger seines Hauses Namens Norbert einsetzen. Norbert starb um das Jahr 696, und ihm folgte nun Grimoald als Majordomus in Neuster; es ist nicht ganz unmöglich, daß er den Titel Graf von Paris führte. Im J. 708 starb sein Bruder Drogo, und Grimoald hatte nun die Aussicht, einst seinem Vater in der ganzen Herrschaft zu folgen. Grimoald selbst hatte einen Sohn Theudoald, der ihm jedoch von einem Kebsweibe geboren war. Im J. 710 finden wir Teutsinda, eine Tochter des gefürchteten Friesenherzogs Radbod, als seine Gemahlin genannt. Diese Ehe hatte entschieden eine politische Bedeutung. Pipin hatte den Friesenherzog Radbod bald nach 687 zwar auch besiegt, aber ganz zu unterwerfen vermochte er dadurch die Friesen doch nicht; die Ehe der Teutsinda mit Grimoald sollte gewiß der Ausdruck des augenblicklichen freundlichen Einvernehmens zwischen Radbod und den Karolingern sein. Im J. 714 erkrankte Pipin auf dem königlichen Hofgute Jupille, am rechten Ufer der Maas unterhalb Lüttich gelegen, und hatte seinen Sohn Grimoald an sein Krankenlager berufen. Dieser eilte auch herbei, wurde aber im April des Jahres 714 in der Kirche des heiligen Lambert zu Lüttich durch den Friesen Rantgar ermordet. Bonnell p. 129 meint, daß dabei gewiß nicht allein politische, sondern auch religiöse Beweggründe im Spiele waren. Grimoald's hervorstechende Eigenschaften werden von dem neustrischen Verfasser der Gesta Francorum cap. 50 Frömmigkeit, Demuth und Gerechtigkeitsliebe besonders gerühmt. Pipin, selbst dem Tode nahe, bekleidete Grimoald's Sohn Theudoald mit den Würden des Ermordeten; es ist bekannt, daß Plectrude ihren Enkel Theudoald vergeblich in der Würde zu erhalten suchte und bald ihrem Stiefsohne Karl Martell

weichen mußte. Daß Grimoald vor seinem Vater starb, ist als eine wundersame Fügung anzusehen. Blieb er leben, dann wäre sein Halbbruder Karl Martell gewiß nicht so leicht, vielleicht gar nicht zur Herrschaft gelangt. — Es sei übrigens schließlich noch erwähnt, daß die Franzosen Sismondi und Martin den Stiefbruder Grimoald's, Karl Martell, als Mitschuldigen am Morde bezeichnen. Diese Ansicht könnte etwas für sich haben, wenn sie nur nicht ganz der quellenmäßigen Belege entbehrte. Sismondi Bd. II. S. 106 fg., der diese Ansicht zuerst aufstellt, motivirt sie nicht ohne Geist folgendermaßen: Schon der Umstand, daß Grimoald in der Kirche des heiligen Lambert betete, mußte Karl Martell reizen, denn Lambert war von einem Bruder seiner Mutter Alphais erschlagen worden; war Grimoald todt, dann blieb er, Karl Martell, der einzige Sohn und Erbe Pipin's; daß die Quellen über den Antheil Karl Martell's nichts berichten, kann nicht auffallen, denn sie schrieben alle unter Karl Martell und mußten sich vor einer so schweren Anklage hüten; den besten Beweis für die Theilnahme Karl's am Morde kann man aber darin sehen, daß Karl von Pipin nicht als Nachfolger eingesetzt, sondern vielmehr der Plechtrude in Gewahrsam gegeben wurde. Alle diese Gründe sind aber ohne Bedeutung; das Erbrecht war bei den Hausmeiern ein ganz eigenthümliches; die Söhne der zweiten Frauen hatten sehr wenig Rechte, das zeigt auch später die Geschichte Grifo's, vergl. den Artikel Grifo. Pipin berücksichtigte sogar die vier Söhne seines ältesten Sohnes Drogo, die zum Theil schon erwachsen waren, bei der Entscheidung über die Nachfolge nicht, sondern bestimmte den nur sechs Jahre alten Sohn Grimoald's zum Nachfolger. Wollte man wie Sismondi argumentiren, dann könnte man auch auf jene Söhne Drogo's einen Verdacht werfen. Vergl. übrigens außer der schon beim vorigen Grimoald angeführten Literatur auch Breysig, Jahrbücher des fränkischen Reiches 714—741. Die Zeit Karl Martell's. Leipzig 1869. S. 1 fg.

(*R. Pallmann.*)

GRIMOALD [1]), zwei Herzöge von Baiern. 1) Der am frühesten genannte Grimoald stammte aus dem älteren Agilolfingischen Geschlechte und lebte um 580. Er war der zweite Sohn des bairischen „Königs" Garibald I. (554—593) und Bruder der schönen Theudelinde, welche als Königin der Langobarden berühmt wurde. Zur Regierung ist er nicht gekommen, vielmehr verschwindet er schon um 593 vom Schauplatze der Geschichte, ebenso sein Vater, an dessen Stelle um das Jahr 593 die Baiern durch den Frankenkönig Childebert den Thassilo (593—610), jedenfalls einen Verwandten des Abtretenden, als „König" empfingen, wie Paulus Diaconus lib. IV. cap. 7 angibt, vergl. über die Chronologie Buchner, Documente I. S. 143. Buchner, Documente I. S. 154 trägt eine sehr ansprechende Vermuthung über Grimoald's Verbleiben vor. Er meint, daß Grimoald durch ein Stück fränkisches Land am Rhein entschädigt worden ist; Chrodoald und dessen Sohn Farus, die den fränkischen Hausmeiern Pipin von Landen und seinem Sohne Grimoald so energisch opponirten und dafür mit dem Leben büßten (vergl. den Artikel Grimoald I., fränkischer Majordomus), sind seine Nachfolger. Damit wäre allerdings der merkwürdige Umstand erklärt, wie bairische Prinzen aus Agilolfingischem Geschlechte, die nicht in Baiern herrschen, in Franken zu Land und Leuten gekommen sind und daß sie dennoch den Hausmeiern Pipin und Grimoald, die an Herkunft tief unter ihnen standen, Opposition machten.

2) Bedeutender als der vorige Grimoald ist Grimoald, der zweite Sohn des bairischen Herzogs Theodo II. Dieser Theodo II. theilte um das Jahr 700 sein Reich Baiern zwischen sich und seinen drei Söhnen erster Ehe. Theodebert, der älteste Sohn, erhielt den südlichen Theil des Landes, das bairische Rhätien (das jetzige Tyrol); Grimoald bekam, wie es scheint, Oberbaiern, seine Hauptstadt war Freising; den Rest des Landes theilte der Vater mit dem dritten Sohne Theodoald und nahm Regensburg zur Hauptstadt. Eine förmliche Trennung des Reiches in vier Theile war damit nicht gegeben, vielmehr behielt der Herzog Theodo II. und nach ihm Theodebert immer eine Art von Oberherrschaft, und weder Grimoald's noch Theodoald's Söhne durften ihren Vätern in der Herrschaft folgen. Die herzogliche Familie war zwar dem Christenthume geneigt, ob sie aber wirklich getauft war, ist zweifelhaft. Theodo II. rief den heil. Rupert im J. 696 zu sich nach Regensburg und unterstützte ihn vielfach in seinem Bekehrungswerke. Als um 715 sein Sohn Theodoald gestorben war, zog sich Theodo ganz von den weltlichen Geschäften zurück und wandte sich geistlichen Dingen zu. Die beiden übrig bleibenden Söhne theilten das Land nun derart, daß Theodebert seinen Antheil, nämlich Rhätien, an Grimoald abtrat und dafür das übrige Baiern erhielt. Als Theodo II., nachdem er eine Wallfahrt zum Stuhle des heiligen Petrus in Rom gemacht, gestorben war, blieben die Verhältnisse wie sie waren. Die Verwaltung Rhätiens machte zunächst keine Schwierigkeiten, denn die verwandtschaftlichen Verhältnisse, in welchen die bairischen Herzöge zu ihrem mächtigen Nachbar, dem Langobardenkönige Liutprand (welcher Theodebert's Tochter Guntrud geheirathet hatte), standen, sicherten den Frieden. Unheilvolle Verwickelungen gingen aber bald aus den persönlichen Verhältnissen Grimoald's hervor. Theodoald hatte eine Witwe, Bilitrude, hinterlassen [2]). Diese Bilitrude, die

1) Die Nouv. Biographie générale Bd. XXII kennt noch einen Grimoald als Herzog von Baiern. Derselbe soll um 630 geboren, im J. 675 gestorben und der Sohn Thassilo's II. gewesen sein; er folgte angeblich seinem Vetter Theodebert II., der keine Nachkommenschaft hinterließ; sein einziger Sohn Theoderich VI. soll ihm in der Regierung gefolgt sein. Wenn diese Angaben aus einer bestimmten Quelle geschöpft sind, dann ist diese Quelle von der Kritik jedenfalls abgethan; Buchner in seiner kritischen Geschichte Baierns weiß wenigstens von diesem Grimoald nichts. Auch will ich bemerken, daß Thassilo II., der angebliche Vater dieses Grimoald, von 749—788, also hundert Jahre später als sein angeblicher Sohn lebte, regiert hat.

2) Die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Bilitrude und der

Tochter des Hausmeiers Pipin von Heristal und der Plechtrude, hatte sich nach dem Tode ihres Gemahls mit ihren Kindern zu ihrer Mutter Plechtrude begeben, kehrte aber mit der letzteren schon im J. 717 nach Baiern zurück, vertrieben durch Karl Martell. Die Jugend und Schönheit der Bilitrude reizten das Herz ihres Schwagers Grimoald; dazu war sie reich an Schätzen und hatte durch ihre Kinder Ansprüche auf Theile Baierns. Grimoald heirathete sie deshalb und brachte so ihre Schätze und Rechte an sich, damit aber freilich auch Unglück über das Land. Der heil. Corbinian stand mit Grimoald damals in freundlichen Beziehungen. Als Corbinian noch zu Lebzeiten Theodo's II. um 716 durch Baiern kam, um nach Rom zu pilgern, gab ihm Theodo zu Regensburg Empfehlungsschreiben an seinen Sohn Grimoald in Tyrol mit. Grimoald war hocherfreut, einen so ehrwürdigen Bischof wie Corbinian aufnehmen zu können, und bat ihn, in seinem Lande zu bleiben. Da Corbinian, welcher das Verhältniß Grimoald's zu seiner Frau als seines Bruders Witwe zu den verbotenen Ehen rechnen mußte, diesem Wunsche nicht entsprach, so ließ ihn der Herzog reich beschenkt durch seine Leute bis an die Grenze Italiens geleiten. Zugleich gab er aber den Bewohnern des Vinstgaues (vallis venusta) den Befehl, sie sollten den Bischof, wenn er wieder in ihr Land zurückkäme, nicht mehr von dannen lassen und ihm von der Ankunft Mittheilung machen. Das geschah. In Majas, einer Feste (jetzt Dorf) am oberen Etsch bei Meran hielt man ihn an und berichtete an Grimoald; Corbinian hatte Muße, die schöne Gegend um Meran zu bewundern, und gedachte schon damals, sich hier eine Zelle zu erbauen, wenn er den Ort um einen mäßigen Preis würde erwerben können. Bald kamen Boten des Herzogs, welche eine Einladung an den Hof nach Freising brachten und zugleich zu verstehen gaben, daß sie ihn auch wider seinem Willen dorthin schaffen würden. Corbinian mußte sich nun zu der Reise entschließen. In Freising angelangt, ließ er aber dem Grimoald melden: er werde nicht eher das Angesicht des Herzogs schauen, bevor er nicht den Gegenstand verbotener Lust aus dem Hause geschafft habe, denn in die Gesellschaft Gottseliger könnten keine Ehebrecher und keine Huren zugelassen werden. Der gutmüthige Grimoald wollte sein schönes Weib ebenso wenig verlieren, wie den Bischof beleidigen, und eröffnete mit letzterem gütliche Verhandlungen. Erst nach vierzig Tagen willigten er und Bilitrude in die gegenseitige Trennung und wurden, vor dem Bischofe knieend, von ihren Sünden losgesprochen und durch Händeauflegen gesegnet. Von nun an wohnte Corbinian im Palaste des Herzogs und aß an dessen Tafel. Daß die verlangte Ehescheidung stattgefunden, ist nicht anzunehmen; das Bekenntniß der Schuld scheint dem strengen Heiligen schon genügt zu haben, um Dispensation zu gewähren; jedenfalls blieben Grimoald und Bilitrude beisammen. Grimoald war dem Bischofe dankbar und unterstützte die Absicht desselben, in Freising ein Bisthum zu errichten. Als der Anfang zu der Dotirung des neuen Bisthums gemacht war, baute Corbinian auch auf einem Berge bei Freising eine Wohnung und eine Kirche: die ersten Anfänge des Klosters Weihenstephan. Diese Erfolge und das Ansehen, welches er bei den gläubigen Baiern gewann, machten Corbinian übermüthig; er kümmerte sich wenig mehr um seinen Wohlthäter Grimoald, noch weniger um Bilitrude. Eines Tages warf Grimoald bei gemeinschaftlicher Tafel seinem Lieblingshunde aus Versehen ein Stück Brod zu, welches der Bischof geweiht hatte. Da stand dieser heftig auf, stieß zornig an den Tisch, daß die silbernen Schalen und Becher umfielen, und sagte: „Es ist des geistlichen Segens nicht werth, wer sich nicht scheut, ihn den Hunden vorzuwerfen." Nur durch vieles Bitten konnte Grimoald den zornigen Mann besänftigen. Bilitrude war stolzeren Gemüthes als ihr Mann; sie beschloß, den Bischof umbringen zu lassen, zumal er auch gegen sie alle Rücksichten aus den Augen zu setzen schien, indem er ein Bauernweib, deren Künste und Spruchformeln sich die Herzogin zur Heilung eines kranken Kindes bedient hatte, auf öffentlicher Straße angriff und mit Fäusten blutig schlug. Schon hatte sie den Befehl gegeben, den Bischof heimlich bei Seite zu schaffen, da erhielt dieser Kunde davon und floh eilig über das Gebirge nach Majas. Keine Bitten vermochten ihn zur Rückkehr an den Hof zu bewegen.

Um dieselbe Zeit (um 724) starb Theodebert. Dessen Sohn Hugibert erhob Anspruch auf die Nachfolge in die Rechte des Vaters. Grimoald, der nun der älteste Prinz des Hauses war, erhob hingegen zwar wol nicht Anspruch auf die Länder des Verstorbenen, aber doch auf den Principat über ganz Baiern. Darüber kam es im J. 724 zum Kriege. Hugibert wandte sich an seinen Schwager, den Langobardenkönig Liutprand, und auch an Karl Martell. Beide folgten der Aufforderung gern. Die Langobarden eroberten das südliche Tyrol, ohne viel Widerstand zu finden, übergaben es aber nicht an Hugibert, sondern behielten es für sich und suchten sich in dem Besitze durch Anlage fester Schlösser zu befestigen. Grimoald stellte indessen dem Vordringen Karl Martell's hartnäckigen Widerstand entgegen. Doch gelang es dem fränkischen Heere, die Donau zu überschreiten. Grimoald willigte nun in einen Vertrag, hielt ihn aber nicht, und Karl Martell erschien nun nochmals mit einem Heere in Baiern. Grimoald kämpfte tapfer, wurde aber in mehreren Schlachten besiegt und starb schließlich durch die Hand eines Meuchelmörders. Schon vor ihm war sein mit der Bilitrude erzeugter Sohn gestorben. Hugibert erhielt nun Baiern als Alleinherrscher, jedoch erst, nachdem er einiges Land abgetreten hatte. Bilitrude mußte

später zu nennenden Sonichild zum karolingischen Hause sind nicht recht klar; Breysig S. 53 bestreitet eine Verwandtschaft. So ganz dagegen ist die Quellenstelle (Cont. Fredeg. c. 108) denn doch nicht; ich schließe mich daher der bisher herrschenden Ansicht an, welche die bairischen Historiker, besonders Zirngibl (Ueber die bairischen Herzöge vor Karl dem Großen), aufstellt, und auch Hahn, Jahrb. des fränk. Reiches von 741—752. Berlin 1863. S. 16 in der Hauptsache acceptirt. — Eine andere Ansicht vertritt Rudhart S. 268; nach ihm ist Sonichilde die Schwester des weiter unten zu erwähnenden Herzogs Hugibert von Baiern und die Nichte des Grimoald und der Bilitrude.

sammt ihrer schönen Tochter Sonichilde, die Karl Martell heirathete (vergl. den Artikel Grifo), nach Frankreich übersiedeln. Ob dieser zweite Feldzug Karl Martell's in das Jahr 728 fällt, wie z. B. Buchner annimmt, ist zweifelhaft, denn Karl Martell hat die Sonichilde augenscheinlich schon im J. 725, also beim ersten Kriegszuge, mit ihrer Mutter nach Frankreich genommen. Die Chronologie der Züge, welche bei Mederer, Beiträge zur Geschichte von Baiern. Regensburg 1777. S. 201 fg. und auch bei Buchner a. a. O. noch unbestimmt ist, erscheint bei Breysig, welcher für den ersten Zug das Jahr 725, für den zweiten das Jahr 728 annimmt, bestimmter und zwar auf Grund einzelner fränkischer Annalen. Breysig meint S. 53 nicht mit Unrecht, daß Karl die beiden Frauen im J. 725 deshalb mit sich nach Frankreich genommen habe, um in ihnen ein Unterpfand für das friedliche Verhalten Grimoald's zu haben. Die Ursachen des zweiten Zuges vom J. 728 sind ebenfalls unsicher. Breysig vermuthet S. 54: es scheint, daß Herzog Grimoald nicht die ihm im J. 725 auferlegten Bedingungen im Verhältniß zu Hugibert gehalten habe, Karl aber diesem zu Hilfe gezogen sei und Grimoald zur Ruhe gezwungen habe. Man wird dieser Vermuthung wol beistimmen dürfen. — Schließlich bemerke ich noch, daß an die bairischen Grimoald vielleicht noch jetzt der Name des Pfarrdorfs Grimoldsried (im bair. Schwaben und Neuburg) an der Schmutter erinnert, vergl. Bavaria, Bd. II. München 1863. S. 117. — Vergl. über die bairischen Grimoald besonders die Schriften von Buchner, Geschichte von Bayern. Bd. I. Regensburg 1820. S. 158 fg., dazu: Documente zu Buchner's Geschichte von Bayern. Bd. I. München 1832. S. 154 fg.; Rudhart, Aelteste Geschichte Bayerns. Hamburg 1841. S. 255 fg. und Breysig, Jahrbücher des fränk. Reiches 714—741. Leipzig 1869. Die Hauptquelle ist die Vita Corbiniani Frisingensis episcopi (stirbt um 730), geschrieben von Aribo, der ebenfalls Bischof von Freising war und im J. 784 starb. *(R. Pallmann.)*

GRIMOARD (Philippe Henri, Graf von G.), französischer General und Schriftsteller [1]), geboren im J. 1753, entstammte einem alten Adelsgeschlechte Poitou's, von welchem sich zu Anfang des 18. Jahrh. ein Zweig in Verdun niedergelassen hatte. Nachdem er für die diplomatische und besonders die militärische Laufbahn auf das Ausgezeichnetste vorgebildet war, war er zuerst vorübergehend für Ludwig XVI. als Geschäftsträger in Holland thätig. Sodann zog ihn der König, der unterdessen seine militärischen Fähigkeiten erkannt hatte, in sein Cabinet, und er blieb diesem Fürsten auch dann ergeben, als die Existenz des Königthums bereits durch die Fortschritte der Revolution gefährdet schien. So war er der Schöpfer des Feldzugsplanes von 1792; doch gingen die darauf bezüglichen Papiere nach dem Sturze des Königs an den Wohlfahrtsausschuß über und es gelang Grimoard nicht nur nicht, dieselben wiederzuerhalten, sondern selbst seine Autorschaft gerieth in Vergessenheit. Obschon Grimoard trotz der Traditionen seines Standes feudalen oder gar ultramontanen Interessen keineswegs zugewandt war, vielmehr — besonders im Punkte der Preßfreiheit — höchst liberal dachte, so genügte doch seine Anhänglichkeit an das System der Repräsentativverfassung und constitutionellen Monarchie, ihn den Revolutionsmännern zu verdächtigen. Auch er war daher genöthigt, sich den Stürmen der Revolution durch die Flucht zu entziehen. Von da an war Grimoard bis zu seinem 1815 erfolgten Tode unausgesetzt mit der Veröffentlichung von Schriften politischen und besonders militärischen Inhalts thätig. Aus der großen Anzahl derselben [2]) heben wir hervor die „Collection des lettres et mémoires de M. le maréchal de Turenne", 1782. 2 vol. in Folio [3]). „Conquêtes de Gustave-Adolphe en Allemagne"; Stockholm 1782, 11 Lieferungen in Folio. „Tableau de la vie et du règne de Frédéric le Grand"; London 1780 [4]). „Collection de pièces originales, inconnues et intéressantes sur l'expédition de Minorque ou de Mahon, en 1756"; Paris 1798 (sehr selten). „Tableau historique de la guerre de la révolution de France"; 1808. 3 voll. in Quart [5]). „Lettres historiques, politiques etc. de Henri Saint-John, lord vicomte Bolingbrok" (mit einleitender Biographie desselben); Paris 1808. 3 voll. Endlich gab Grimoard in Verbindung mit Grouvelle die „Lettres de madame Sévigné", Paris 1805 (8 voll. in Octav oder 11 voll. in Duodez) und die „Oeuvres de Louis XIV", Paris 1806 (6 voll. in Octav) heraus. *(K.)*

GRIMOD DE LA REYNIÈRE (Alexandre Balthazar Laurent), französischer Schriftsteller und berühmter Gastronom, geb. zu Paris im J. 1758, gest. 1838, war der Sohn des Generalpächters Grimod, der sich, von geringen Aeltern entsprossen, schließlich zum Armeelieferanten und bedeutenden Finanzmann emporschwang. Die Lieferungen, welche letzterer im siebenjährigen Kriege für die Armee des Prinzen von Soubise zu machen hatte, legten den Grund zu seinem bedeutenden Vermögen. Während der Marschall von Richelieu aus den in jenem Kriege geraubten Geldern sich ein schönes Haus auf dem Lande bauen ließ, that Grimod dasselbe zu Paris, wo er an der Ecke der Elyseischen Felder und des Platzes Ludwig's XV. ein schönes Palais erbaute, das noch jetzt seinen Namen trägt. Er zeichnete

1) Vergl. den Artikel Grimoard in der Biographie universelle, neue Ausgabe, Tom. XVII. p. 558 sq.

2) Eine fast vollständige Aufzählung derselben enthält der oben erwähnte Artikel der Biographie universelle. 3) Aus Verdruß über die Verstümmelungen, die dieses Werk durch die Censur erfahren hatte, ließ Grimoard nur auf etwa zehn Exemplare, die er seinen Freunden widmete, seinen Namen setzen. Die übrigen tragen den Namen Beaurains, der die Karten und Pläne gravirt hatte. 4) Diesem Buche liegt Laveaux' französische Uebersetzung von Müller's deutschem Werke zu Grunde. 5) Dieses Werk, dessen Mitverfasser der General Servan war, wurde durch Napoleon I. fiftirt.

sich durch Gastfreundlichkeit, besonders aber durch eine ausgezeichnete Küche, durch welche sein Sohn wol den Anstoß zu seiner gastronomischen Berühmtheit erhielt, aus und sah die feinste Gesellschaft in seinen Salons; auch Melchior v. Grimm erwähnt dies in der Correspondance. Er scheint wenig Bildung gehabt zu haben, wenn man über ihn die witzige Bemerkung machen konnte: „On le mange, mais on ne le digère pas". Verheirathet war er mit der Nichte des Bischofs von Orléans, welche ziemlich adelstolz und zugleich sehr ausschweifend in ihrer Lebensweise war, sodaß sie sich dadurch bei der damaligen verrotteten Gesellschaft einen Namen machte. Laurent Grimod war die einzige Frucht dieser Ehe. Er hatte von Geburt an einen Fehler an den Händen, den er aber durch künstliche Finger unwirksam machte, sodaß er bequem schreiben und zeichnen konnte. Der Herr v. Malesherbes war sein Onkel von Mutterseite her und hätte ihm zum Fortkommen in der Beamtencarrière als Richter sehr behilflich sein können, aber der junge Grimod hatte theils keine Lust, ein trockener Verwaltungsbeamter zu werden, theils einen zu großen Stolz und einen eigenthümlichen Haß gegen seine Mutter, um einem ihrer Verwandten seine Zukunft verdanken zu wollen. Daß er an den Händen verstümmelt geboren war, legte er nämlich seiner Mutter zur Last, und er gab sich alle Mühe, sie das empfinden zu lassen; z. B. sprach er in ihrer Gegenwart gern von der geringen Herkunft seines Vaters, um sie zu ärgern. Ihr zum Aerger soll er sogar die Advocatencarrière eingeschlagen haben, die damals nicht zu den glänzenden oder aussichtsvollen gehörte. In seiner bizarren Weise, die an Amadeus Hoffmann vielfach erinnert, motivirte er seinen Entschluß damit: wenn er Richter würde, könnte er in die Lage kommen, seinen Vater hängen lassen zu müssen, während er als Advocat das Recht hätte, ihn zu vertheidigen. Durch Originalität der Gedanken und pikanten Styl trat er zwar bald unter seinen Collegen hervor; das Theater und die Schriftstellerei, überhaupt ein unabhängiges Leben waren ihm aber lieber. Noch ganz jung, hatte er von 1777—1778 mit Levacher de Charnois ein Journal des Théâtres herausgegeben; in den Jahren 1781 und 1782 redigirte er allein den dramatischen Theil des Journal de Neufchâtel. Im J. 1785 veröffentlichte er über die damaligen sittlichen Zustände eine Broschüre: Réflexions philosophiques sur le plaisir, par un célibataire, in 8. La Harpe macht über diese Broschüre eine treffende Bemerkung, welche zugleich den ganzen Schriftsteller Grimod charakterisirt, wenn er sagt: „on y remarque plus d'esprit qu'on n'en supposait à un homme qui passe pour une espèce de fou. Il y a des observation assez justes parmi beaucoup de lieux communs". Die Broschüre hatte übrigens Erfolg und war in acht Tagen vergriffen, sodaß noch in demselben Jahre zwei neue Auflagen nothwendig wurden. Man sieht hieraus, wie bemerkbar der junge Advocat durch seine originellen Einfälle und beißenden Witze sich schon gemacht hatte. Eine ähnliche Schrift von ihm erschien noch in demselben Jahre: Lorgnette philosophique trouvée par un R. P. capucin sous les arcades du Palais-Royal, et présentée au public par un célibataire, 2 voll. in 12., und erhöhte seinen Ruf, obgleich sie zum Theil nur Nachahmung der Schrift La Berlue von Poinsinet de Sivry ist. Voll von persönlichen Angriffen und besonders beißend gegen den Dichter Fariau de Saint-Ange ist das Libell: Mémoire à consulter et consultation pour maître M. E. G. Duchosal, avocat à la cour, demandeur, contre le sieur Ange Fariau de St.-Ange, coopérateur subalterne du Mercure de France, défendeur, vom J. 1786. Er griff darin in der Form einer gerichtlichen Verhandlung nicht nur den Dichter St.-Ange, sondern auch den Marquis de La Salle, Verfasser des Lustspiels: L'Oncle et les deux tantes, von welchem er sagte: „il se qualifie de marquis chez les auteurs et d'auteur chez les marquis", so unbarmherzig und rücksichtslos an, daß er von Amtswegen aus der Liste der Advocaten gestrichen wurde. Um ihren Sohn der Rache des St.-Ange und des Marquis La Salle zu entziehen, verschafften sich seine Aeltern einen Lettre de cachet und ließen ihn heimlich nach der Abtei Blamont bei Nancy schaffen. Bald darauf starb Grimod's Vater, und der Sohn verfügte nun frei über das bedeutende Vermögen desselben. Er ließ sein Hotel neu meubliren und überall auf den Vorhängen Zeichen der Kochkunst (Assietten, Eisbeine, Wildschweinköpfe u. s. w.) anbringen; die prächtigen Gastmähler, welche er in den so originell ausgestatteten Räumen gab [1]), dazu der verschwenderische Umgang mit Schauspielerinnen vermehrten sein Vermögen natürlich nicht, sondern verringerten es vielmehr. Dazu kam bald die Revolution, die ihn um einen großen Theil seines Geldes brachte. Er ließ übrigens die Feder keineswegs ruhen. Durch eine Reise nach Lyon [2]) wurde er Mitglied der Akademie dieser Stadt und dadurch angeregt zur Abfassung der beiden Schriften: Lettres à Mr. Mercier ou Réflexions philosophiques sur la ville de Lyon und Peu de chose, idées sur Molière, Racine, Crébillon, Piron etc. Hommage à l'Académie de Lyon, beide Paris 1788 in 8. In letzterer Schrift zeigt Grimod ein großes Verständniß für das Theater. Grimod war vorsichtig genug, während der Revolutionszeit seiner tollen Laune die Zügel nicht so wie früher schießen zu lassen. Er hütete sich vielmehr vor jeder gefährlichen Berührung mit der herrschenden Strömung und lebte ausschließlich dem Theater und der leichten Schriftstellerei, daneben natürlich seinen culinarischen Studien. Im J. 1793 setzte er das Peu de chose unter dem bescheidenen Titel: Moins

---

1) Einmal lud er die hervorragendsten Persönlichkeiten zu Tische; der Saal, in dem man speiste, war schwarz drapirt, und hinter jedem Gaste stand ein Sarg! 2) Die Chronologie scheint hier nicht ganz klar zu sein; auch über die Thatsachen finde ich Abweichung, wenn Grimod z. B. nach Höfer's Nouv. Biographie générale sich in Lyon des Handels wegen und scheinbar vor dem Tode seiner Aeltern und bis zur Schreckenszeit aufgehalten haben soll.

que rien fort. Im J. 1797 und 1798 redigirte er den Censeur dramatique, der sich durch gerechte Beurtheilung der Schauspieler ausgezeichnet haben soll. Dies Journal wurde aber verboten als contrerevolutionär und royalistisch, weil Grimod nach dem 18. Fructidor die ersten Schauspieler des Theaters der Republik ungünstig beurtheilte. Einige Jahre später, als man sich auf dem literarischen Gebiete zu Paris wieder etwas freier bewegen konnte, rächte er sich übrigens durch die Schrift: L'Alambic littéraire, ou Analyse raisonnée d'un grand nombre d'ouvrages publiés récemment (Paris 1803. 2 voll. in 8.). — Durch die pecuniären Verluste, die er während der Schreckenszeit erlitten, war Grimod keineswegs von seinen tollen Launen ganz befreit worden. Folgende Anekdote wird aus der Zeit um 1800 von ihm erzählt. Er war es müde, einen großen Kreis angeblicher Freunde fernerhin zu bewirthen, und gebrauchte folgendes sinnreiche Mittel, um die wahren von den falschen Freunden zu scheiden. Er stellte sich einige Wochen krank; dann hieß es, er sei gestorben. Einladungen zum Begräbniß wurden an die zahlreichen Bekannten des angeblich Verstorbenen geschickt, es kamen aber nur wenige, zumal da das Begräbniß gerade auf die Essenszeit verlegt war. Die Leidtragenden wurden nun in den Speisesaal geführt und von Grimod, den sie hier vorfanden, eingeladen, an der Tafel, die mit den feinsten Speisen und Weinen besetzt war, Platz zu nehmen. Die wahren Freunde hatte er so gefunden. — Seinen eigentlichen Ruhm, der über Frankreichs Grenzen hinausging, erwarb Grimod sich durch die Herausgabe des *Almanach des gourmands*, ou calendrier nutritif, servant de guide dans les moyens de faire grande chère, par un vieil amateur. Paris 1803—1812, 8 Bände in 18. mit Abbildungen. Jeder Band ist einer in der höhern Kochkunst hervorragenden Persönlichkeit dedicirt, z. B. einer dem Koch des Herrn v. Cambacérès, ein anderer dem Schauspieler Camérani, dem Erfinder mehrerer Suppen, die seinen Namen führen. Grimod forderte in dem Buche auf, ihm nicht nur culinarische Beobachtungen mitzutheilen, sondern ihm auch neuerfundene Gerichte zuzusenden, er werde jeden „nach seinen Werken" behandeln. Alle Monate trat bei ihm eine Gesellschaft von ausgesuchten Feinschmeckern zusammen, welche die neuen Gerichte oder Vorschläge zu solchen prüfte und wie eine Jury ihre Urtheile fällte, die in dem Almanach veröffentlicht wurden. - Es versteht sich von selbst, daß es nicht allein der Inhalt, sondern auch der muntere Styl war, welche es bewirkten, daß von den ersten Bänden drei Auflagen erschienen sind. Auch Damen nahmen an den Entscheidungen der Jury Theil. Im Jahre 1808 erschien das dem vorigen verwandte Werk: Manuel des Amphitryons, contenant un traité de la dissection des viandes à table, la nomenclature des menus les plus nouveaux de chaque saison, et les éléments de la politesse gourmande, ouvrage indispensable à tous ceux qui sont jaloux de faire bonne chère et de la faire aux autres. Paris in 8. mit 16 Tafeln. — Grimod hat außerdem mehrfach Artikel in Journalen veröffentlicht, die alle anzuführen zu lang wäre. Folgende Anekdote von ihm scheint mir aber zu charakteristisch, um übergangen zu werden. Einst zeigte man Grimod wegen einer zu freimüthigen Aeußerung über den Kaiser Napoleon beim Polizeiminister Fouché an. Dieser ließ ihn kommen und stellte ihn zur Rede. Grimod antwortete: „Monseigneur, ou vous a fait un faux rapport; personne plus que moi n'admire notre grand empereur; mais peutêtre me sera-t-il permis de déplorer l'emploi que Sa Majesté fait de sou immense génie." — „Comment! que voulez vous dire?" fragt Fouché, und Grimod antwortet: „Oui, monseigneur, s'il était appliqué aux progrès de la cuisine, qui sait à quel degret de perfection elle se serait arrêtée!" — Grimod zog sich seit 1814 aus Paris nach dem Schlosse Villiers-sur-Orge bei Longjumeau zurück, und führte hier mit seiner Frau, einer ehemaligen Schauspielerin vom Theater zu Lyon, ein friedliches, den Erinnerungen und den feinen Genüssen der Tafel gewidmetes Leben, in welchem die strengste Ordnung herrschte. — Vergl. über ihn am ausführlichsten: *Michaud*, Biogr. universelle. Bd. 17. S. 559—563. Dazu *Rabbe*, *Vieilh* und *Sainte-Beuve*, Biographie des Contemporains. Bd. 4 (sub v. Reynière). Paris 1836 und *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 102—106. (*R. Pallmann.*)

GRIMOU oder GRIMOUX (Jean Alexis), ein französischer Maler, der gegen 1680 zu Romont im schweizerischen Canton Freyburg geboren war. Er bildete sich ohne einen eigentlichen Lehrmeister zum Maler und ließ sich in Paris nieder. Er zeigte ein besonderes Talent für Bildnißmalerei, doch malte er weniger wirkliche Porträts als vielmehr Phantasieköpfe. Seine meisten Gemälde stellen Halbfiguren von Frauenzimmern vor, die er pittoresk zu costümiren wußte. Seine Bildnisse sind schön, markig und kräftig gemalt. Er trug die Farben sehr stark auf, sodaß selbst ein Blinder durch das Gefühl die dargestellten Gegenstände errathen konnte. Einige von Grimou's ausdrucksvollen Köpfen wurden von Flipart, Lepicié, Le Villain, Romanet u. A. gestochen. Seine Bilder waren in Paris sehr gesucht und hatten ihm einen Namen verschafft. Doch führte er einen höchst liederlichen Lebenswandel. Er arbeitete nur, wenn es ihm beliebte, sei es am Tage, sei es bei Nacht. Den reichlichen Verdienst, den er hatte, vergeudete er muthwillig, sodaß er stets von Schulden gedrückt ward. Doch hatte er selbst eine sehr hohe Meinung von sich. Als er einst in später Nacht von einem Trinkgelage nach Hause zurückkehrte und plötzlich ein Geräusch vernahm, rief er mit lauter Stimme: „Je suis Grimou", weil er wähnte, daß der Ruhm seines Namens alle Gefahr von ihm fern halten könne. Er starb 1740 zu Paris im 60. Jahre seines Lebens. Es gibt ein Vaudeville von Rédon und Pasquier, welches Grimou zum Gegenstande hat und 1805 auf dem Theater der Rue de Thion-

ville zur Aufführung gelangte. Vergl. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon. Bd. 5. (München 1837. 8.) S. 384. Biogr. univers. Tom. 18. (Paris 1817. 8.) p. 511 sq. (*O. P.*)

GRIMOUARD (Nicolas Henri René, Graf von), französischer Viceadmiral*), wurde den 25. Jan. 1743 zu Fontenay-le-Comte geboren. Seine Familie war eine Seitenlinie der Grimoard's, welchen auch der General dieses Namens entstammte (s. diesen Art.). Für den Dienst zur See ausgebildet, wurde Grimouard 1771 zum Schiffslieutenant ernannt und erhielt 1778 das Commando der „Minerva", einer Fregatte von 24 Kanonen, die bestimmt war, in den Gewässern von St. Domingo zu kreuzen. Nach mehrfachen glücklichen Gefechten mit Seeräubern und englischen Kriegsschiffen, in denen sich Grimouard durch außerordentliche Unerschrockenheit ausgezeichnet hatte, wurde er am 4. Jan. 1781 im Kampfe mit überlegenen englischen Kreuzern in den Gewässern südlich von England schwer verwundet und gefangen. Ludwig XVI. bewirkte indessen seine baldige Auswechselung und ernannte ihn, nachdem er zuvor als Vicecommandant an einer Expedition nach St. Domingo Theil genommen hatte, zum Commandanten des „Scipio", einer Fregatte von 74 Kanonen. In dieser Eigenschaft bestand er am 17. Oct. 1782 einen überaus glänzenden Kampf mit einer englischen Division, hatte aber das Unglück, nachdem er den Engländern glücklich entronnen war, sein Schiff auf einer Sandbank scheitern zu sehen. Nichtsdestoweniger ehrte ihn Ludwig XVI. durch die Uebersendung eines Gemäldes, welches jenen Kampf des Scipio mit den Engländern darstellte, und durch die Ertheilung des Grafentitels. Grimouard war darnach an verschiedenen Punkten als Stationschef thätig, zuerst an der Küste von Senegal, dann zu St. Domingo. Nachdem es ihm gelungen war, in der letztgenannten Colonie eine Revolte zu dämpfen, welche sogar auf die Flotte überzugehen drohte, wurde er am 1. Jan. 1792 zum Contreadmiral ernannt. Nach dem Sturze des Königthums weigerte er sich jedoch, die ihm von Monge, der damals dem Marineministerium vorstand, angebotene Stellung eines Viceadmirals anzunehmen und zog sich nach Rochefort zurück. Wegen seiner Anhänglichkeit an das monarchische Princip wurde er indessen bald vor das Revolutionstribunal citirt und am 7. Febr. 1794 hingerichtet. (*K.*)

GRIMSBY oder GREAT-GRIMSBY, lateinisch Grimiburgus, Borough in Lincolnshire an der Ostküste von England, $6\frac{1}{2}$ deutsche Meilen nordöstlich von Lincoln, $3\frac{1}{2}$ Meilen südöstlich von Hull, unter 17° 36′ östl. Ferro, 53° 34′ nördl. Br., am südlichen Ufer der Humbermündung, welche hier $1-1\frac{3}{4}$ Meilen breit ist und gegenüber dem die Südostspitze der Grafschaft York bildenden Cap Spurnhead. Einst reich und blühend, war Grimsby herabgekommen und zählte 1821 nur 2747, 1826 nur 3064 Einwohner (in 687 Häusern); neuerdings hat es wieder zugenommen und war 1861 auf 11,067 Bewohner gestiegen. Die großen im J. 1849 ausgeführten Hafenbauten: ein Bassin von 15 Acres und Docks von 25 Acres, für Schiffe jeder Größe zugänglich, nebst Quais in der Länge von 3600 Fuß — haben die frühere Blüthe wiederhergestellt; und während 1821 ein nur mäßiger Salz- und Kohlenhandel betrieben wurde, liefen im J. 1859 Schiffe von zusammen 326,715 Tonnen ein und aus, und hatte die Stadt 160 eigene Schiffe mit zusammen 8604 Tonnen, darunter 15 Dampfschiffe, in Besitz. Es wurden für 789,895 Pf. St. Waaren ausgeführt, darunter für 228,904 Pf. baumwollene Waaren, für 188,309 Pf. Maschinen, für 136,262 Pf. wollene Waaren, für 42,188 Pf. Eisen ꝛc.; unter den eingeführten Waaren befanden sich $4721\frac{1}{2}$ Centner Wolle, die Zolleinnahmen beliefen sich auf 32,601 Pf. (217,340 Thlr.). Directe Dampfschiffverbindung ist mit Hull, Hamburg, Dieppe, Rouen und Kronstadt angeknüpft.

Die Stadt besteht aus der westlich gelegenen Altstadt mit engen, krummen Straßen und aus der östlich gelegenen Neustadt mit breiten und geraden Straßen, hat eine hübsche alte Kirche, Stadthaus, Gefängniß, eine lateinische Schule und ein Handwerkerinstitut. Getreide- und Knochenmühlen, Schiffswerften, Gerbereien, Brauereien, Seilerbahnen, Ziegelbrennereien bringen ein reges Leben in den Ort, der durch Eisenbahnen mit dem Landesinnern verbunden eine von Natur begünstigte Lage hat, und nur so lange darniederlag, als sein Hafen verschlämmt war.

Grimsby hat einen Abgeordneten ins Parlament zu wählen; der Wahlbezirk umfaßte 1859: 15,060 Seelen, darunter 952 Wähler. In früheren Zeiten bestanden 2 Mönchsklöster und 1 Nonnenkloster daselbst. (*Otto Delitsch.*)

GRIMSEL (die). — Grimsel-Pass. — Grimsel-Grund. — Grimsel-Hospiz.

Diese Oertlichkeiten befinden sich in dem orographischen, hydrographischen und romantischen Knotenpunkte der Schweiz, da, wo die in einer Linie laufenden Thalspalten des oberen (Vorder-) Rheines und der oberen Rhone durch eine centrale Erhebung des Terrains nur auf wenige Wegstunden von einander geschieden sind, und gehören zu den seit Jahrzehnten besuchtesten Punkten dieses Gebirgslandes, welches in der unmittelbarsten Nähe der Grimsel, westlich von ihr, seinen höchsten Felsengipfel, die Spitze des Finsteraarhorns, aufweist. Im engeren und eigentlichen Sinne bezeichnet die Grimsel den Grimselpaß, zu welchem man vom Rhonegletscher her an der Maienwand emporsteigt, oder das Grimseljoch, eine Einsattelung zwischen dem Galenstocke, an welchen sich hauptsächlich der Rhonegletscher anlehnt, und dem Stocke

*) Vergl. den Artikel Grimouard in der Bibliographie universelle. Tom. XVII. p. 563, woselbst sich auch eine detaillirte Beschreibung der von Grimouard gegen die Engländer gelieferten Seetreffen befindet.

des Finsteraarhorns, dessen höchste Spitze sich bis zu 13,160 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Der Paß selbst, die höchste Stelle der Einsenkung, welche auch die Hauseck genannt wird, liegt 6695 Fuß über dem Meere. Es kreuzen sich hier die Wege, auf welchen man aus dem Hasli- (Hasle-) Thale einerseits über die Furka nach dem St. Gotthard, andererseits nach dem Rhonethale und umgekehrt gelangt. Ganz nahe dem Paß, zur linken Hand, wenn man nach dem Haslithale hinabsteigt, liegt ein kleines Felsenbassin, der Todtensee genannt, dessen Wasser während eines großen Theils vom Jahre gefroren ist [1]).

Von hier an beginnt das Oberhaslithal, dessen höchster Theil bis zum Grimselhospiz im weiteren Sinne die Grimsel genannt wird. Die Felsen der Sohle wie der Seitenwände bestehen hauptsächlich aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer [2]) und werden durch diese in ihren Formen mitbedingt, namentlich in den stufenförmigen Plattenabsätzen, welche wie Steinguß erscheinen. Wenn man etwa eine Viertelstunde, vom Paß abgerechnet, niederwärts gestiegen ist, gelangt man in den Grimselgrund, welcher 945 Fuß unter dem Joche liegt. Seine Umgebung wird aus kahlen, öden Felsenwänden gebildet, auf und zwischen welchen ewiger Schnee lagert, sodaß nur hier und da und in gewissen Jahreszeiten dürftiges Gras wächst und etwas Moos sich findet. Hier, 5750 Fuß über der Meeresfläche, steht das der Landschaft Oberhasli als Eigenthum angehörende Grimselhospiz oder Grimselspital, ursprünglich eine Herberge, wo armen hilfsbedürftigen, kranken, hungernden Wanderern je nach Umständen Speise, Trank, warme Locale, Nachtlager u. s. w. unentgeltlich gewährt wurden, eine Liberalität, welche schon längst aufgehört hat. Nach dem Brande vom 6. Nov. 1852 ist das Gebäude in ziemlich großen Dimensionen neu aufgeführt worden und dient als ziemlich theures Gasthaus zur Aufnahme der Lustreisenden, von welchen es namentlich im Hochsommer oft überfüllt ist. Nach Baedeker's oben angeführtem Reisehandbuche [3]) waren zu seiner Zeit 30 Betten vorhanden, und zwar meist in Zellen, zwischen welche nur dünne Breterverschläge sich befanden, sodaß man des Nachts durch das Geräusch in dem Nebenzimmer leicht gestört ward. Die Preise stellten sich damals für 1 Bett auf $1\frac{1}{2}$, für Frühstück ebenso hoch, für Abendessen ohne Wein auf 3 Francs.

Westlich vom Hospiz quillt die Aar aus zwei gewaltigen Gletschern hervor, von denen der eine, der Ober-Aargletscher, etwa 5 Stunden Weges entfernt ist, während man den Unter-Aar- oder den vorderen Gletscher bequem in 2 Stunden erreichen kann. Beide Eis- und Schneemassen sind in den letzten Jahren bedeutend nach Unten vorgerückt und haben die ehemalige Blümlis-Alp begraben. Nach den von Dollfuß-Ausset neuerdings angestellten Beobachtungen schiebt sich der Unter-Aargletscher jährlich um c. 240 Fuß vorwärts. In der unmittelbaren Nähe des Hospizes befinden sich zwei von Gletscherwasser gefüllte kleine Seen oder Bassins, neben ihnen eine kleine Matte, das sogenannte Seemättli, welches etliche Wochen hindurch den von der Wirthschaft gehaltenen Kühen zur Weide dient.

Zum Verständniß der großartigen romantischen Scenerie, welche sich, einzig in ihrer Art, vom Grimselpaß bis zum Grimselhospital dem Auge bietet, und zur nothwendigen Ergänzung der obigen topographischen Nomenclatur glaubt der Verfasser dieser Zeilen hinzufügen zu sollen, was er als Eindrücke und Erinnerungen einer Reise, welche ihn im J. 1864 unter Anderem durch das Oberhaslithal führte, anderwärts [4]) niedergeschrieben hat. „Der Pfad steigt nicht, er fällt oder stürzt vielmehr in die Tiefe hinab, bald über glatte, wie hingegossen aussehende, mit den markirtesten Gletscherschliffen versehene Felsenplatten, bald über eingehauene Stufen, bald über eine uralte Pflasterung, meist aus sehr großen Felsenstücken. Man hat beim Hinabsteigen zur Rechten die jäh aufgethürmten Felsenmassen des nahen Galenstockes, zur Linken den furchtbaren Aargletscher, welchen die himmelhohen Spitzen des Finsteraarhorns überragen, während er nach Unten das Wasser zur Aar abgibt. Nichts als Steinwände und Felsenflächen in den ungeheuersten Dimensionen; nirgends eine Stelle, wo man einen Theelöffel voll Erde zusammenkratzen könnte; hier und da kaum ein sprossender Halm, nirgends ein Strauch, geschweige denn ein Baum, und wenn's nur das armseligste Knieholz wäre. Keine noch so bescheidene Sennhütte, keine weidende Rinderheerde mit dem freundlichen, traulichen Gruße ihrer Glocken, nicht einmal eine Ziege, diese zahme Grenznachbarin der Gemse, welcher sie von allen Hausthieren am kühnsten bis in die für andere Vierfüßler der menschlichen Nachbarschaft unerreichbare Regionen folgt. Alles starr und hart, von düsteren Farben und rauhen Tönen, das großartige Symbol der Einöde und des Todes, wo kein Laut sich vernehmen läßt, um eine Spur des Lebens zu verrathen. Es fehlt Anfangs selbst dasjenige Element, welches, wenn alle anderen Lebensregungen, etwa mit Ausnahme der Luftströmungen, schweigen, in den Hochalpen allein die bewegten Naturkräfte repräsentirt: das Wasser, wenn es nicht ebenfalls durch den Frost in Fesseln geschlagen ist, sondern, bald leise träufelnd und murmelnd, bald laut schäumend und tosend, gehorsam dem Gesetze seiner Schwere folgt. Das Einzige, was sich bewegte und lebte, war ich selbst. Wohl hatte ich mir von dem Oberhaslithale keine geringe Vorstellung gemacht, allein diese wurde durch die grandiose einheitliche Felsennatur weit übertroffen, und es wird daher nicht

1) A. Baedeker, Die Schweiz, 8. Aufl. Coblenz 1859. S. 128. 129. 2) Vergl. die geologischen Werke und Karten der Schweiz von Escher v. d. Linth u. A., wobei wir uns hier auf die Streitfragen über Granit, Gneis u. s. w. nicht einlassen können. 3) S. 127.

4) In den „Blättern für Handel, Gewerbe und sociales Leben", der wissenschaftlichen Beilage der „Magdeburgischen Zeitung", 1866. Nr. 4 vom 19. Februar.

parador erscheinen, wenn ich sage, daß ich gern hätte meine Schritte verzögern und die nächtliche Sonne von Ajjalon an den Himmel nageln mögen, um so lange wie möglich in diesem Grabe des Lebens zu weilen, und daß ich mich bald am Anfange schon vor dem Ende fürchtete."

„Um so seltsamer hebt sich als einziger Punkt einer firirten menschlichen Existenz von seiner Umgebung das Grimselhospiz ab, welches in der steingrauen, frostigen Färbung derselben tief unten, zwischen den Felsen eingeklemmt, einsam an der kalten Aar steht, aber um so freundlicher dem hinabsteigenden Wanderer seine einladenden Grüße nach der Höhe entgegensendet. Es verstand sich von selbst, daß wir nach dem starken, angreifenden Marsche hier einkehrten, um uns nicht blos leiblich zu restauriren und zu wärmen, sondern auch geistig zu sammeln und von einem Ruhepunkte aus das Auge da aufwärts steigen zu lassen, wo der Fuß abwärts gestiegen war. Man ist als Reisender den Händen, welche in dieser Felseneinöde, gleichviel, ob aus barmherziger Samariterliebe oder aus finanzieller Speculation, ein Obdach gegründet haben, zum höchsten Danke im Herzen wie in klingender Münze verpflichtet, und ich habe gar nichts dagegen einzuwenden, daß aus dem Grimselhospital, wie man die Niederlassung oft noch jetzt nennt, ein ziemlich theurer Gasthof geworden ist, da das Herbeischaffen der Lebensbedürfnisse sicherlich große Kosten verursacht; allein ich habe bei meiner Anwesenheit daselbst (19. Aug. 1864) jene coulante Freundlichkeit an der Bedienung, jene confortable Gefälligkeit in der Einrichtung, jene warmen Töne in der Einrichtung, jene behagliche Suffisance des Daseins vermißt, welche man mindestens ebenso hoch veranschlagen muß, als die treffliche Qualität der Speisen und Getränke, und welche gerade an dieser Stelle als eine feine Speculation und als vollendete Qualification eines Gastwirths erachtet werden müßten."

Aus der Geschichte der Grimsel und ihres Passes ist besonders das Jahr 1799 bemerkenswerth. Im Sommer desselben hatten sich hier [5]) die Oesterreicher und die Walliser festgesetzt und ihre äußersten Vorposten im Oberhaslithale bis über das Grimselhospiz, an der ersten Aarbrücke, vorgeschoben. Alle Versuche der Franzosen, welche unter Lecourbe in Guttanen standen, die Oesterreicher und Walliser aus dieser Stellung zu verdrängen, waren fehlgeschlagen. Da führte ein Bauer aus Guttanen, Namens Fahner, auf Pfaden, welche bisher nur von Ziegen und ihren Hirten betreten worden waren, am 14. Aug. 1799 eine kleine Abtheilung französischer Soldaten unter General Gudin über das Gelmer-, Dölti- und Gersthorn unmittelbar von dem 8609 Fuß hoben Nägeli's Grätli herab, einem Felsenkamm, welcher unmittelbar an den Grimselpaß stößt, auf die Grimsel, wo die Oesterreicher überfallen und nach längerem Widerstande in das Wallis und nach dem Grimselhospital hin zurückgedrängt wurden. Diejenigen von ihnen, welche sich weiter in den Aarboden hinauf zogen, fanden theils durch die Kugeln der Franzosen, theils in den Spalten und Klüften der Felsen und Gletscher ihren Tod, und noch jetzt werden in dieser Gegend zuweilen Gebeine von ihnen, verrostete Waffen und verwitterte weiße Uniformen gefunden. Die auf dem Grimselpaß gefallenen Oesterreicher und Franzosen wurden in dem Todtensee begraben. Die Franzosen schenkten dem Fahner auf seinen Wunsch den Räterichsboden; aber die berner Regierung zog einige Monate später das Geschenk zurück.

Eine Ortschaft Grimseln (deutsch) oder Grimisuat (romanisch) liegt im Rhonethale unweit Sion (Sitten).

(*J. Hasemann.*)

5) Wie Baedeker referirt, S. 129. Vergl. Prof. Lohbauer, Der Kampf auf der Grimsel. Bern 1838.

GRIMUR beschreibt den Gott Odin als den Verhüllten, Verkleideten (von grima Larve), wie er in verkleideter Gestalt und zugleich als Zauberer (denn der Zauberkundige nahm eine Larve, Grimm, Myth. 997) in die Wohnungen der Menschen eintritt, ihre Gastfreiheit auf die Probe zu stellen. In der Hervararsaga erscheint er als blinder Gast; in dem eddischen Liede Grimnismâl (s. d.) nennt er sich Grimnir. Grimr ist auch der Name eines Zwerges, s. Snorra-Edda 2, 469.

(*A. Raszmann.*)

GRINARIO wird in der Tabula Peutingeriana als ein Ort in Rhaetia secunda auf der Nordseite der Alpen aufgeführt und von neueren Geographen (Buchner, Reichard) für Grüningen gehalten. Sickler I, 230.

(*Krause.*)

GRIND nennt man ganz im Allgemeinen jene auf Wunden und schwärenden Hautstellen vorkommenden Schichten gerinnbarer Lymphe, welche unter Einwirkung der Luft mehr oder weniger fest erhärtet sind, deren Färbung aber vom Weißlichen, Gelblichen, Grünlichen, Bräunlichen bis zum Tiefbraunen und Schwärzlichen variiren kann. — In den früheren Darstellungen der Hautkrankheiten verstand man aber auch unter dem Namen Grind speciell die jetzt sogenannte Impetigo, d. h. jene Form der Hautentzündung, wo auf gerötheten Flecken kleine psydracische Pusteln aufschießen, die alsbald von feuchten, durch andauernde Exsudation sich verdickenden und an der Oberfläche erhärtenden Krusten ersetzt werden. Man bezeichnet daher diese Form auch wol noch näher als nässenden Grind. Eine der bekanntesten Arten ist der das kindliche Alter befallende Grindkopf oder Kopfgrind (Tinea capitis, Tinea muciflua).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GRINDAL (Edmund), englischer Prälat. Er stammte aus dem Cowpland, einer damals noch von ziemlich rohen und unwissenden Leuten bewohnten Gegend in der Grafschaft Cumberland, wo sein Vater, dessen Vorname nicht überliefert ist, in der Parochie von St. Beghs bei Hensingham südlich von Whitehaven ein Landgrundstück als Pachter des Sir Thomas Chaloner bewirthschaftete. Hier ward Edmund Grindal um das Jahr 1519 geboren. Das Einkommen seiner Aeltern war

nicht groß, aber in Verbindung mit dem Pacht gewisser Pfarrei-Zehnten auskömmlich genug, um für den jüngeren Sohn, da der ältere, Robert, dem Vater als Landwirth folgen sollte, einen andern Beruf möglich zu machen. Die Neigung des lebhaften, aufgeweckten Knaben stimmte für die Wissenschaften, und sie lebendig zu erhalten, trug der Umgang mit dem etwa drei oder vier Jahre älteren Edwin Sandys, dem Sohne des dasigen Friedensrichters, wesentlich bei. Die damals geschlossene Jugendfreundschaft bewahrten beide in allen Lebensverhältnissen. Frühzeitig hatte Edmund Grindal seine Freude an Büchern und sein Lerneifer war so groß, daß er selten auf den Feldern seines Vaters herumschweifte, ohne eins seiner lieben Bücher bei sich zu tragen. Man erzählt, daß diese Gewohnheit ihm einmal das Leben gerettet habe. Auf einem seiner Ausflüge hatte er sein Buch, um sich freier zu bewegen, auf der Brust verwahrt. Da traf ihn der Pfeil eines unglücklichen Schützen gerade auf die Brust. Ohne das schützende Buch wäre sein Tod unvermeidlich gewesen [1]). Muth und Entschlossenheit bewies er bei einer andern Gelegenheit. Einst waren Vater und Sohn auf einer Wanderung über Land begriffen. Unter heftigem Regen gelangen sie an eine Brücke, über die der Weg führt. Der fort und fort schwellende Bach läßt den Scharfblick des Sohnes sofort die drohende Gefahr erkennen. Eben will der Vater die Brücke überschreiten, als der Sohn ihm zuruft und ihn bei der Hand mit Gewalt zurückzieht in demselben Augenblicke, wo die morsche Brücke in die schäumenden Fluthen hinabstürzt [2]). So waren beide dem Tode entronnen, und es darf nicht Wunder nehmen, daß diese Vorfälle den Vater glauben machten, sein Sohn stehe unter besonderem göttlichen Schutze und sei daher zu höheren Dingen bestimmt. Des Vaters Hoffnung, die sich in diesem Glauben spiegelte, hat der Sohn in glänzender Weise erfüllt.

Etwa zwölf Jahre alt, ward er der Universität zu Cambridge übergeben. In Buckinghams-Collegium (seit 1542 Magdalenen-Collegium genannt) vollendete er seinen ersten Cursus, ward dann zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes Mitglied des Christ's Collegium und trat endlich in die Pembrokehalle als Student ein. Hier wurden ihm akademische Würden und Ehren in rascher Folge zu Theil. Bereits 1538 Baccalaureus der freien Künste und bald darauf Fellow im Collegium, bekleidete er 1540 das Amt eines Rechnungsführers (Junior Treasurer of the College) und ward 1541 Magister (Master of Arts). Als er sich nun der Theologie zuwendete, zählte er in Cambridge bereits zu den gelehrtesten jungen Männern der Hochschule, und es ist kaum zu zweifeln, daß seine Wissenschaft ihn bald belehrte, auf welche Seite er bei den damaligen kirchlichen Bewegungen sich zu stellen habe. Es ist nicht bekannt, unter welchen Kämpfen sich seine religiöse Ueberzeugung befestigte; aber noch war die Zeit seines Lernens nicht vorüber, noch durfte er nicht werkthätig eingreifen bei dem Fortgange der Reformation. Emsig studirte er weiter, disputirte und opponirte, hielt Vorlesungen, predigte und leistete der Universität theils als Sachwalter (publick Proctor) seit 1548, theils als Assistent des Vicekanzlers ersprießliche Dienste. Im J. 1549 ward er auch Vorsteher (President) des Pembroke-Collegium und nach seiner Promotion als Baccalaureus der Theologie Margarethen-Prediger zu Cambridge. Bei der öffentlichen Disputation, welche im J. 1549 vor den Visitatoren des Königs Eduard VI. über die Transsubstantiation gehalten wurde, empfahl er sich dem Bischofe Nicolaus Ridley von Rochester in dem Grade, daß derselbe, als er 1550 Bischof von London geworden war, unsern Grindal zu seinem Kaplan ernannte, und keine Gelegenheit vorbeiließ, ihm zu einer seiner Gelehrsamkeit und Einsicht würdigen Beförderung zu verhelfen. Nicht minder schätzte ihn Martin Bucer, seit 1549 königlicher Professor der Theologie zu Cambridge, und einen glänzenden Beweis davon erhielt Grindal, als Bucer ihm seine Streitsache mit dem Papisten John Young, welcher ihn in einer Disputation über die Werke zur Rechtfertigung (Works done before Justification — eine Disputation, welche caused great Stirs, and Party-making in the University) großer Irrthümer beschuldigt hatte, zur Beurtheilung und Vermittelung bei Bischof Ridley übergab, damit dieser ein entscheidendes Urtheil ausspreche [3]). Bald nachher erhielt Grindal ein Kanonicat an der Paulskirche zu London. Ob er bei der Entwerfung des Glaubensbekenntnisses der Englischen Kirche, welches im J. 1551 in 42 Artikeln abgefaßt wurde, betheiligt war, ist zwar nicht bekannt, doch läßt sich kaum annehmen, daß Bischof Ridley seinen jungen Freund bei diesem großen Werke nicht zu Rathe gezogen haben sollte. So ist er, wie man weiß, bei den Privatconferenzen, in welchen über die Abendmahlslehre verhandelt wurde und besonders der wahre Sinn der Worte: „This is my Body" bestimmt werden sollte, thätig gewesen. Auf Bischof Ridley's Empfehlung zum Kaplan des Königs ernannt, war er seit December 1551 einer der vier sogenannten Reiseprediger, bestimmt, im Lande herumzureisen und das Volk in Predigten über die eingeführte

1) *Strype*, Life of Edmund Grindal p. 4 u. 201. (Vergl. Epist. dedicat. zu *Buceri* Scripta Anglicana.) 2) *Strype* l. c. p. 308.

3) *Strype* l. c. p. 6 u. 309. In der Zuschrift an Grindal (d. d. Cantabrigiae, pridie Cal. Sept. An. 1550, mitgetheilt im Appendix p. 1. 2) sagt Bucer: „Jam oro te, ut quae hic mitto de Causa, quae versatur inter me et Jungum, velis primum ipse diligenter perlegere atque recognoscere: tum Reverendissimo Domino Londinensi (Nicolao Ridley) exhibere, adjuncta non alia Commendatione, quam Christi Servatoris nostri gloria a te postulat. Horribilibus me adversarii petunt calumniis, et onerant falsissimis criminibus" — und zum Schluß: „Eo tu vero, mi Frater, diligentius instes, ut quamprimum Reverendissimi consilium, quid faciendum mihi esse censeat, clare expositum ad me perscribatur. Membrum es Christi praecipuum, Collega meus in Sanctissimo administrandi Verbi Dei munere, tua non minus quam mea, et omnium Christianorum Causa agitur."

verbesserte Religion gründlich zu belehren und, was damals besonders nothwendig erschien, zum Gehorsam gegen den Landesherrn zu ermahnen. Grindal unterzog sich diesem Berufe mit gewohntem Eifer, die Zufriedenheit seines Königs belohnte ihn mit einer Westminster-Präbende, und man dachte nun ernstlich daran, ihm einen Bischofssitz zu geben. Damals war das wichtige Bisthum Durham erledigt. Der bisherige Bischof, der greise Cuthbert Tonstal, ein zwar sehr gelehrter und sonst würdiger Mann, aber als heftiger Gegner der Reformation misliebig, saß seit dem 20. Dec. 1551 in London gefangen. Ueber die Wiederbesetzung konnte man sich nicht sofort einigen; die vorgeschlagene Theilung des Bisthums fand Schwierigkeiten und schließlich wurde bestimmt, daß Bischof Ridley nach Durham versetzt werden und Grindal ihm als Bischof in London folgen sollte. Ehe dies Werk aber zur Ausführung gelangen konnte, starb König Eduard VI. am 6. Juli 1553. Dieser frühzeitige, vielbeklagte Tod brachte nicht allein für den Fortgang der kaum befestigten Reformation in England die gewaltigste Störung, sondern vernichtete auch für Grindal auf eine lange, ungewisse Zeit hin alle und jede Hoffnung.

Wenn Grindal's Leben von nun an und mit Beginn eines zweiten Hauptabschnittes desselben immer mächtiger in die Ereignisse der englischen Kirchenreformation hineingreift, so würde es doch die Grenzen unserer biographischen Uebersicht überschreiten heißen, mehr zu geben als die Berührungspunkte, wo sich Grindal's Einfluß auf die Gestaltung der Englischen Kirche sichtbar macht. Viele dieser Berührungspunkte, und wir können sagen die meisten, sind unserer Kenntniß entzogen, da Grindal außer den wenigen Briefen, die als Actenstücke sich erhalten haben, schriftlich kaum etwas hinterlassen hat, was biographisches Material in höherem Sinne abgeben könnte, wie dies mit dem schriftlichen Nachlasse unserer großen Reformatoren der Fall ist. Grindal's Einfluß ist unstreitig der hohen Stellung, die er bekleidete, angemessen gewesen, aber wir müssen uns alles Urtheils über ihn begeben, wo wir den activen Einfluß ebenso wenig zu bestimmen wissen, wie den passiven, und so gewissermaßen den Träger der Ereignisse außer Verantwortlichkeit zu setzen genöthigt sind.

Als die Königin Maria die Regierung angetreten hatte, ließ sich sofort erkennen, was der englische Protestantismus von ihr zu erwarten habe. Vielleicht würde sie ihr Versprechen, in Glaubenssachen nichts ändern zu wollen, trotz ihres Eifers für ihre anerzogene Religion gehalten haben, wenn sich nicht ihr lebhaft empfundenes Bedürfniß nach Vergeltung noch in den letzten Tagen, als Johanna Gray ihr den Thron streitig machen sollte, gesteigert hätte. Die Urheber aller erlittenen Unbill suchte sie in den Protestanten; sie und ihre Führer ohne Ansehen der Person zu bestrafen und dadurch die Ketzerei auszurotten war ihr ein unverletzbares Gebot der Pflicht. Wer konnte und nicht durch Rücksichten zum Bleiben veranlaßt war, suchte durch die Flucht sich der vorauszusehenden Verfolgung zu entziehen. Auch Grindal verließ sein Vaterland. Seine Ehrenhaftigkeit läßt an zweideutige Gründe nicht denken. Vielleicht folgte er dem Rathe seiner Gönner und Freunde, die den vielversprechenden Mann für eine bessere Zeit erhalten wissen wollten [4]). Daheim wäre er kaum ungefährdet geblieben [5]).

Grindal wendete sich zunächst nach Strasburg, wo verschiedene vornehme und angesehene Engländer die freundlichste Aufnahme gefunden hatten. Sein erstes Geschäft war die Erlernung der deutschen Sprache. Um schneller zu seinem Ziele zu gelangen, zog er sich auf einige Zeit von seinen Landsleuten zurück und ging nach Wasselheim, einem Städtchen an der Straße von Strasburg nach Zabern. Sein Wunsch war, auch in deutschen Kirchen deutsch predigen zu können. Doch bald gab es auch andere Arbeit für ihn. Neben der Sorge um das unglückliche Vaterland mußte das Seelenheil der zahlreichen Exulanten einen wichtigen Gegenstand geistlicher Bemühungen bilden. Leidende zu trösten, Schwache zu stärken, Zaghafte zu ermuthigen, Unwissende zu belehren, Zweifel zu zerstreuen und Irrthümer zu bekämpfen, oder auch allzu Eifrige zu zügeln, der Verkehr mit Ausgewanderten anderer Nationen, wie mit den Obrigkeiten, deren Schutz man in Anspruch nahm, die Bildung kirchlicher Gemeinschaften für die in Basel, Zürich, Genf, Strasburg, Wesel, Frankfurt und anderwärts zerstreuten Engländer, und die Bemühungen, geordnete Zustände zu schaffen, erforderten thatkräftige, gesinnungstüchtige Männer. Daran fehlte es keineswegs, vielmehr möchte der Vorwurf Platz greifen, man habe des Guten zu viel gethan, die Bevormundung über das Ziel hinaus geführt und überhaupt Dinge schaffen wollen, deren Dauer selbst den Kurzsichtigsten zweifelhaft erscheinen mußte. Aber dem damaligen Glaubenseifer war es nicht gegeben, mit Einsichtigkeit Maß zu halten und sich in Zeit und Verhältnisse zu schicken. Die englische Gemeinde, welche sich zu Frankfurt a. M. unter der wohlwollendsten Förderung des Magistrats der Stadt im J. 1554 gebildet hatte, gab, ohne es zu wollen, zu einem Zerwürfniß Veranlassung, welches in endlicher Folge die Trennung der sogenannten Puritaner von der englischen Episcopalkirche herbeiführte. Sie hatte lediglich aus Friedensliebe den französischen Protestanten zu Frankfurt wegen Mitgebrauch ihrer Kirche einige Zugeständnisse gemacht, welche für Unbefangene kaum irgend bedeutungsvolle Abweichungen von der Englischen Kirchenordnung betrafen. In ihrer Freude richteten sie an alle ihre

---

4) Sein Gönner Bischof Ridley, bereits im Gefängniß, schrieb an einen Freund über ihn: „Grindal is gone. The Lord, I doubt not, hath and knoweth wherein he will bestow him." *Strype* l. c. p. 9. Bischof Ridley ward am 16. Oct. 1555 als Ketzer verbrannt.

5) Dies zeigt das Schicksal seiner Freunde John Rogers und John Bradford. Beide, beliebte Prediger, starben 1555 und 1556 den Flammentod. Vergl. A. W. Böhmens 8 Bücher von der Reformation der Kirche in England S. 309—314.

Glaubensgenossen in Deutschland und der Schweiz Sendschreiben mit der Einladung, nach Frankfurt zu kommen, um gleicher Glaubensfreiheit theilhaftig zu werden. Allein eben diese Abweichungen (z. B. das Amen nicht laut zu sagen, Abschaffung des weißen Chorhemdes und anderer Ceremonien) fanden weder in Zürich, noch später in Straßburg Billigung. Die Straßburger Antwort vom 23. Nov. 1554 war von 16 Engländern und darunter auch von Grindal, dem muthmaßlichen Concipienten, unterschrieben. Sie spricht die Erwartung aus, die Gemeinde zu Frankfurt werde die englische Kirchenordnung in ihrer Vollkommenheit möglichst unverändert einführen, damit es nicht, wenn man zu viel verändere, den Anschein gewinne, als verdamme man dadurch die vornehmsten Urheber derselben, welche jetzt deshalb in England mancherlei Verfolgungen zu erleiden hätten und bereit wären, ihr Werk mit ihrem Blute zu bestätigen; auch würden ihre Gegner Veranlassung nehmen, die eingeführte Lehre der Unvollkommenheit und ihre Bekenner der Wankelmüthigkeit zu beschuldigen, und die Gläubigen würden an der Wahrheit dessen, wovon sie überzeugt wären, zweifeln [6]). Richard Chambers und Grindal überbrachten diese Antwort persönlich nach Frankfurt und versuchten vergeblich die Gemeinde andern Sinnes zu machen. Auch die zweite Anwesenheit Grindal's in Frankfurt im J. 1555 hatte kaum so lange Erfolg, als man geneigt war, Zugeständnissen Raum zu geben. Denn daß die eingetretene Ruhe, wovon Grindal in einem Briefe aus Frankfurt vom 6. Mai 1555 an Bischof Ridley berichtet [7]), nicht von langer Dauer war, erwies der mehr und mehr sich erweiternde Zwiespalt, in welchen die Gemeinde mit den Anhängern der Englischen Kirchenordnung gerieth. Doch dies hat in den weitern Folgen die Geschichte der Puritaner zu erzählen, und kann hier nur in soweit berührt werden, als Grindal's Betheiligung an den Ereignissen sichtbar wird. Für jetzt war Grindal selbst mit ihm viel wichtigeren Dingen beschäftigt. Er führte eine weitläufige Correspondenz zu Herbeischaffung von Schriften, namentlich Streitschriften und Actenstücken, sowie von Nachrichten über die damaligen Religionsverfolgungen in England. Diese Sammlung sollte theilweise ins Lateinische übersetzt und seiner Zeit gedruckt werden [8]). Es ist zu vermuthen, daß Grindal schon damals beabsichtigte, den Plan durch seinen Freund John Fox ausführen zu lassen, und daß die Herausgabe von Foxes Acts and Monuments of the Church mehr oder minder auf diesen Plan gegründet war. Jedenfalls hat sich Grindal durch Rath und That um das Zustandekommen dieses wichtigen Werkes, welches eine vollständige Englische Martyrologie unter der Königin Maria enthält, den Dank der Nachwelt vollkommen verdient [9]). Unter diesen Be-

6) „That they, their Brethren of Strasburgh, doubted not of their good Conformity, and ready Desires in reducing the English Church, begun there, to its former Perfection of the last Book used in England, so far as possibly could be obtained; lest by much altering of the same, they should seem to contemne the Chief Authors thereof; *who, as they at that present suffered, so were they ready to confirm that Fact with the Price of their Bloods:* And should also give both Occasion to their Adversaries to accuse their Doctrine of Imperfection, and them of Mutability; and the Godly to doubt of that Truth, wherein before they were persuaded; etc. *Strype* l. c. p. 10.

7) Hier sagt Grindal von Frankfurt: „The greatest Number (der Exulanten) is at Frankford, where I was at this present by Occasion; a very fayre City, the Magistrates favourable to our People, with so many other Commodities as Exiles can well look for. Here is also a Church; and now (God be thanked) well quieted by the Prudency of Maister Coxe, and other which met here for that purpose." *Strype* l. c. p. 12. Dr. Richard Coxe, einer der Verfasser der Kirchenordnung unter König Eduard VI., betrieb mit Härte die Wiedereinführung derselben bei der Frankfurter Gemeinde, und daß ihr Prediger Johann Knox, nachmals als Reformator in Schottland berühmt, die Stadt am 25. März 1555 verlassen mußte, war schwerlich geeignet, die Gemeinde zu beruhigen. Ueber diese Streitigkeiten in Frankfurt vergl. Böhmens 8 Bücher von der Reformation rc. S. 335—361.

8) Zur Aufnahme waren bestimmt z. B. Ridley's Disputations at Oxford, dessen Treatise against Transubstantiation, die Entgegnungen des Marcus Antonius Constantius auf Cranmer's Buch gegen den Bischof Gardiner und die Antwort auf diese Einwürfe und dergl. mehr. In dem oben erwähnten Briefe an Ridley sagt Grindal (*Strype* l. c. p. 12): „The Treatise in English against Transubstantiation, which in tyme shall be translated into Latine. It hath bene thought best not to print them till we see what God will do with you, both for incensyng of their malicious Fury, and also for restraining you and others from writing hereafter; which should be a greater Loss to the Church of Christ, than forbearing of these for a tyme. If I shall know your will to be otherwise in it, the same shall be followed." Darauf antwortet Ridley (*Strype* l. c. p. 19): „vix possum adduci, ut credam operae pretium fore ut in Latinum transferatur: Caeterum quicquid sit, nullo modo velim, ut quicquam quocunque modo meo nomine ederetur, donec quid de nobis Dominus constituerit fieri, vobis prius certo constiterit."

9) Bei der Wichtigkeit der in Frage stehenden Werke wird es nicht unangemessen sein, zur Ergänzung des Artikels John Fox in dieser Encyklopädie Th. XLVII. S. 97 nach Strype's Mittheilungen hier Folgendes einzuschalten. Fox hatte sich einige Zeit in Frankfurt aufgehalten und von da nach Basel begeben, „where he wrote (sagt *Strype* l. c. p. 13) divers Things: And among the rest his two Master-Works were, a Latin Translation of the Controversy between Archbishop *Cranmer*, and *Gardiner*, Bishop of Winchester about the Eucharist, and a Ecclesiastical History also in Latin; wherein he intended more especially to enlarge upon the Modern Persecutions in England. And at the same time he laboured an English Martyrology, of those that suffered under Queen Mary. In all these *Grindal* was his great Counsillor and Assistant. The first, *Fox* finished at the Year 1557." Mit nicht geringem Bedenken entschloß sich Fox die Uebersetzung zu wagen; ihre Schwierigkeit schien ihm kaum überwindbar und daneben fürchtete er die Kritik der Gegner. An Peter Martyr, damals noch in Straßburg weilend, schrieb er (*Strype* l. c. p. 15): „Prolixa ista Disputatio Domini Archiepiscopi (*Cranmeri*), quam amicorum suasu, tuaque occasione vertendam suscepi, vix credas, quantis mihi constat laboribus. Oratione Wintoniensis (des Bischofs Gardiner) nihil vidi insuavius, confragius, aut magis spinosum, in qua nonnunquam sic vorticosus est, ut Sibyllâ potius aliqua, quam interprete indigeat: — — In tertio libro unus est aut alter locus, ubi aquam ex pumice citius quam sententiae lucem invenias. In periodis plerumque tam profusus vel infinitus magis est, ut bis

schäftigungen fand Grindal noch Zeit, seine hier und da zerstreuten Freunde und Landsleute zu besuchen. Der Verkehr mit ihnen war für ihn in der traurigen Verbannung Trost und Erholung, und niemals vergaß er z. B. die gastfreundliche Aufnahme bei dem Schotten Leach in Speier. Er freute sich, ihm diesen Liebesdienst später vergelten zu können.

Indessen änderte sich früher, als zu erwarten stand, die Lage der Dinge. Die Königin Maria war am 17. Nov. 1558 gestorben und auf dem Throne folgte Elisabeth, ihre Schwester, zwar unter versuchtem, aber fruchtlosen Widerstreben ihrer Feinde. An die Stelle einer greuelvollen Regierung trat nun die Herrschaft einer Königin, welche den Grundsatz der Duldung empfahl und in der That eine Zeit lang mit einer seltenen Geschicklichkeit das Gleichgewicht zwischen zwei einander feindlichen Glaubensbekenntnissen zu halten verstand. Da aber Englands Volk für Duldung noch nicht reif war, so fehlte es gar sehr, daß die Maßregeln der Königin eine gerechte Würdigung gefunden hätten. Jedes Zugeständniß zu Gunsten der Protestanten galt den Katholiken als verdammungswerthe Schmälerung ihres Glaubensgebietes, und wenn der Glaubenseifer der Protestanten forderte, daß die Ausrottung des Katholicismus einen rascheren Gang zu nehmen habe, so konnte man in dem Fortbestande katholischen Wesens die Reformation kaum anders als halb vollzogen betrachten; auf beiden Seiten hinlängliche Veranlassung unzufrieden zu sein [10])

---

sui oblitus videatur, quam sui reperiat finem. — — — — Ex quo quanta mihi nascitur difficultas, tibi haud difficile divinatu fuerit etc." Grindal tröstete ihn von Strasburg aus in einer Zuschrift vom 28. Dec. 1557 und sagt darin (*Strype* l. c. p. 14): „Quod ad judiciorum varietatem attinet, non est cur multum labores. Boni de te bene loquentur, mali male. Satis est laudari a laudatis viris; omnibus placere nemini unquam datum est. De ratione vertendi nemo melius iudicabit quam tuipse, cui non est incognita fidi interpretis libertas. — — — De librorum inversione qua utitur Wintoniensis meum quidem hoc est iudicium; ut omnino permittatur ille suo arbitratu, uti, atque ordine, neque moveas quicquam." — — Den Druck des Werkes übernahm Froschauer in Zürich „according as *Grindal* had devised" (*Strype* l. c. p. 17) — —. Ob es dasselbe ist, welches die Bibliographen unter dem Titel: Probationes et resolutiones de re et materia sacramenti Eucharistici aufführen, läßt sich, ohne einen Abdruck gesehen zu haben, nicht entscheiden. Strype (l. c. p. 17) fährt nun fort: „The other great Work our painfol Countryman labured in this Time of this Exile, and wherein he had the concurrent and constant Assistance of *Grindal*, was the History of the Persecutions of the Church of Christ, and especially in the later Times of it. Many Accounts of the Acts and Disputations, of the Sufferings and Ends of the godly Men under Queen Mary, came from time to time to *Grindal*'s Hands: Who had a Correspondence with several in England for that End and Purpose. And as they came to his Hand, he conveyed them to *Fox*." Unter diesen Mittheilungen nennt er die Geschichte von Bradford's Märtyrertode, Briefe und Abhandlungen von Bradford, Cranmer's und Ridley's Disputationen, Abhandlungen vom Archidiakon Philpot zu Winchester, Bischof Hooper's Gefängnißschriften und dergl. mehr; denn Grindal hatte, wie er schreibt, „a Farrago of such Papers". Das Werk sollte lateinisch und englisch erscheinen „for the more general benefit", und zwar nach Grindal's Rath „in single Pieces", welche dann vereinigt würden „in a more large Volume". Wie dieser Plan zur Ausführung kam, ist nicht mehr zu bestimmen. Nach Erscheinung des Ganzen dürften sich von jenen Einzeldrucken, wenn sie ausgegeben wurden, schwerlich noch Exemplare erhalten haben. Grindal drängte auch nicht zur Eile. Noch am 19. Dec. 1558, kurz vor seiner Abreise nach England, schrieb er von Strasburg aus an Fox: „Jam quod ad Historiam Martyrum attinet, Sampsonus et ego existimamus optimum fore, ut ad aliquod tempus premeretur, donec ex Anglia et certiora et plura comparemus. Dubium enim non est, quin multa tum in lucem prodibunt, quae antea in tenebris delitescebant. — — Nos quaecunque possumus ibi corrademus et ad te transmittenda curabimus. Levis erit jactura temporis, si rerum copiâ et certitudine compensetur" (*Strype* l. c. p. 21). Fox war aber schon so weit vorgeschritten, daß das Werk im August 1559 im Druck vollendet wurde. Es führte den Titel: Rerum in ecclesia gestarum, quae postremis et periculosis his temporibus evenerunt, maximarumque per Europam persecutionum, ac Sanctorum Dei Martyrum, caeterarumque rerum si quae insigniores exempli sint, digesti per Regna et nationes Commentarii. Pars prima, in qua primum de rebus per Angliam et Scotiam gestis, atque inprimis de horrenda sub Maria nuper Regina, persecutione narratio continetur. Auctore Joanne Foxo Anglo. Basileae, per Nicolaum Brylingerum et Joannem Oporinum. (Anno M.D.LIX. mense Augusto.) Die Epistola nuncupatoria, gerichtet an Thomas, Herzog von Norfolk, ist unterzeichnet Basileae Anno 1559 Septembris 1. Die Fortsetzung, welche die Geschichte der Märtyrer im übrigen Europa enthält, hat den Prof. der Medicin zu Basel, Heinrich Pantaleon, zum Verfasser und erschien als Pars altera ebenfalls Basileae per Nicolaum Brylingerum 1563 in Fol. Jene Pars prima nun ist als die Grundlage (wenn wir wollen Editio princeps) des von John Fox nach seiner Rückkehr nach England erweiterten Werkes zu betrachten, welches unter dem Titel: Acts and Monuments of the Church mehrere Auflagen erlebte. Die erste englische Ausgabe, der Königin Elisabeth gewidmet, erschien 1561 oder bald nachher. Die von Ebert im Bibliograph. Lexikon unter Nr. 7847 verzeichnete Ausgabe: London 1684. 3 Bde. in Fol. ist die neunte und geschätzteste. — Noch wollen wir bemerken, daß die Königin Elisabeth dem Verfasser die Pfarre zu Shipton in Oxfordshire schenkte. Man vergl. Böhme a. a. O. S. 424—426.

10) Die damalige Stimmung kennzeichnend, verdienen folgende Briefstellen gelesen zu werden. Am 16. Jan. 1559 schrieb der Pfarrer Gualter in Zürich an den englischen Arzt Richard Master: „— — tibi et mihi gratulor, — quod ea tempora Angliae vestrae — — reducta esse audimus, quando — — Deum vere colendi libertas restituetur — — —. Faxit (Deus) — ut spei fidelium, quam de Angliae regno jam omnes conceperunt, satisfiat. Quod eo magis futurum puto, si — — — Ecclesiae et Religionis curam ad vos cum primis pertinere memineritis, nec illorum admiseritis consilia, qui cum Papatum nec honeste defendi, nec totum retineri posse vident, ad artes convertuntur, quibus religionis formam mixtam, incertam et dubiam fingunt, et eandem, sub evangelicae reformationis praetextu, ecclesiae obtrudunt, ex qua deinde facillimus est ad papisticam superstitionem et idolomaniam transitus. — — — credibile est, publicum illum humanae salutis hostem, apud vos quoque sua flabella inventurum, quorum opera Papatus semina retinere studeat." — John Jewel, nachmals Bischof von Salisbury, berichtet unterm 20. März 1559 an Peter Martyr in Zürich, er habe bei seiner Rückkehr im Vaterlande keine jucundiora gefunden. „Nondum enim ejectus erat Romanus Pontifex: Nondum pars ulla religionis restituta: Eadem erat ubique missarum proluvies: Eadem pompa atque insolentia Episcoporum. Ista tamen omnia nunc tandem mutare incipiunt, et pene ruere. Magno nobis impedimento sunt Episcopi: — — — Regina interea, etsi aperte faveat nostrae causae, tamen partim a suis, quorum consilio omnia geruntur, partim a Legato Philippi Comite Ferio (hier ist Gomez Graf von Feria, der nachmalige Herzog, gemeint)

und die Königin zu nöthigen, ihre Politik in Religionssachen nach den Umständen zu ändern. Diese Andeutungen zu erläutern, haben wir nun die Wirksamkeit Grindal's näher ins Auge zu fassen.

Einer der Ersten unter den Flüchtlingen, welche auf den Ruf des Vaterlandes noch im December 1558 die Heimkehr antraten, nahm Grindal die gleichsam verlassenen Arbeiten wieder auf. Er predigte wie zuvor zur Belehrung des Volkes und betheiligte sich sofort bei den Vorbereitungen zur Wiederaufrichtung des Kirchenwesens, wie es unter König Eduard VI. bestanden hatte. Seine Gelehrsamkeit, sein zur raschen That drängender Eifer, sein verständiger Rath und sein einsichtiges Urtheil, wie seine Erfahrungen waren willkommen, und in allen Verrichtungen, wozu ihn das Vertrauen der Königin berief, empfahl er sich durch kluge Vorsicht und gewinnende Mäßigung, sodaß er, wenn auch kein reformatorisches Talent mit durchgreifender Thätigkeit, wie etwa Knox in Schottland, dennoch in seiner Stellung ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung legen konnte. Seine Wirksamkeit bei der Durchsicht der 39 Glaubensartikel, der Liturgie oder des Kirchenbuchs und des Homilienbuchs, ferner bei dem Religionsgespräch mit den Katholiken, welches am 31. März und folgende Tage 1559 in Westminster abgehalten wurde [11]), bei der Kirchenvisitation im Norden des Reichs und in London im Sommer desselben Jahres und bei den sonstigen Reformationsarbeiten entzieht sich zwar jeder näheren Betrachtung, ist aber ohne allen Zweifel so hervorragend gewesen, daß die Königin für den Bischofssitz von London, nach Boner's Absetzung, keine geeignetere Persönlichkeit zu finden glaubte als Grindal [12]).

Von den Visitatoren der Universität Cambridge zum Vorsteher der Pembroke-Halle ernannt, befand sich Grindal noch auf der Kirchenvisitationsreise, als ihn die Königin im Sommer des Jahres 1559 zu Boner's Nachfolger bestimmte. Jetzt sollte sich zeigen, daß der Verkehr der englischen Exulanten mit den schweizerischen Reformatoren in Deutschland auch für Grindal nicht ohne Einfluß geblieben war. Sein reformatorisches Bewußtsein erwachte, als er Bischof werden und eine Würde bekleiden sollte, die noch so viel römischen Ceremoniendienst in sich vereinigte und von papistischem Wesen, Schaugepränge, Bilderdienst und Aberglauben noch keineswegs gereinigt war, wie es die schweizerische Kirche verlangte. Er nahm nicht allein Anstoß an dem katholisirenden Gottesdienste, sondern auch an dem Gebrauche bischöflicher Kleidung, und außerdem würde er als Bischof den sogenannten Impropriationen (Impropriations) oder der Verleihung von Kirchengütern an Laien, ferner den Vertauschungen (Exchanges) von Kirchengütern und der Verwendung der Zehnten zum Nachtheil der Pfründner entgegen treten müssen. Die Angelegenheit schien ihm wichtig genug, bei Peter Martyr in Zürich, dem unumgänglichen Orakel in kirchlichen Dingen, Rath und Entscheidung zu suchen. Grindal schrieb bereits im August 1559 und bat um schleunige Antwort. Da aber Martyr die Zuschrift vor dem October nicht erhalten konnte, so war anzunehmen, daß Grindal noch vor dem Eintreffen der Antwort sich selbst werde entscheiden müssen. Der ernstliche Wille der Königin, der Stand der kirchlichen Angelegenheiten überhaupt und die Gefahren, welche der englischen Kirchenreformation drohten, wenn Männer wie Parker [13]), Grindal u. a. sich aus Eigensinn dem Dienste der Kirche entzögen, überwogen endlich, als längeres Zögern nicht mehr möglich war, alle Bedenken [14]). Grindal wurde am 21. Dec. 1559 zum Bischof von London geweiht [15]), erhielt am folgenden Tage die Verleihung der bischöflichen Jurisdiction und am 23. Dec. erfolgte die feierliche Installation [16]). Am 25. Dec. ertheilte ihm Gilbert Dethike als Wappenkönig lt. Urkunde ein besonderes bischöfliches Wappen [17]).

---

homine Hispano, *ne quid patiatur innovari* mirifice deterretur. Illa tamen quamvis *lentius* aliquanto, *quam nos velimus*, tamen et prudenter et fortiter et pie persequitur institutum.“ *Gilb. Burnet*, The History of the Reformation of de Church of England. T. III. Collection of Records p. 265. 267. An den Pfarrer Bullinger in Zürich schrieb Jewel am 22. Mai 1559: „Quod nos hortaris, ut streuue ac fortiter nos geramus, erat ille aculeus non tantum non ingratus nobis sed etiam pene necessarius. Nobis enim in hoc tempore non tantum cum adversariis sed etiam cum amicis nostris, qui proximis istis annis a nobis defecerunt et cum hostibus conjurarunt, jamque acrius multo, et contumacius resistunt, quam ulli hostes, quodque molestissimum est, cum reliquiis Hispanorum, hoc est cum teterrimis vitiis, superbia, luxu, libidine luctandum est. Facimus quidem nos, fecimusque quod potuimus. — — sed ita hactenus vivimus, ut vix videamur restituti ab exilio. Ne dicam aliud: ne suum quidem adhuc restitutum est cuiquam nostram. Quanquam, et si molesta est ista tam diuturna expectatio, tamen non dubitamus, brevi recte fore. Habemus enim Reginam et prudentem et piam et nobis faventem et propitiam“ etc. *Burnet* l. c. p. 269. Man vergl. auch den Brief von Richard Cox an Wolfgang Weidner vom 20. Mai 1559 im Auszug bei *Burnet* l. c. T. III. p. 276.

11) Siehe Jewel's Brief vom 6. April 1559 an Peter Martyr. *Burnet* l. c. Coll. of Records p. 270—272. 12) „The Queen thought none so fit to succeed him (Bischof Boner) as Grindal. It being a suitable Diocese for him, where his Behaviour and Doctrine had been so very well known, and where, no Question, he was the dearer to the Citizens, having been formerly so dear to their late holy Bishop Dr. Ridley.“ *Strype* l. c. p. 28.

13) Auch Parker schlug das Erzbisthum Canterbury aus, und je mehr er sich weigerte, desto eifriger bestand die Königin auf ihrem Willen. Sie bedrohte ihn endlich mit Gefängniß, wenn er länger zögere, ihren Wunsch zu erfüllen. Vergl. Böhme a. a. O. S. 387. 388. 14) Was Martyr auf die Bedenken Grindal's antwortete, liegt leider nach dem Wortlaute nicht vor, sondern nur in dem von Strype l. c. p. 29—32 mitgetheilten Auszuge. Martyr scheint in seinem Herzen den Bedenken Grindal's die Berechtigung nicht absprechen zu wollen, aber er stellt sich auf einen höheren Standpunkt, und die Annahme des Bisthums durfte für Grindal gar nicht fraglich sein, wenn das Wohl der englischen Kirche davon abhing, daß es in der Hand ihrer tüchtigsten Glieder liege. 15) Die Weihe vollzog Erzbischof Parker und der bischöfliche Kaplan Alexander Nowel hielt die Weihepredigt über den Text: „Take heed to your selves, and to all the Flock, over which the Holy Ghost had made you Overseers.“ *Strype* l. c. p. 33. 16) *Strype* l. c. p. 34. 17) *Strype* l. c. p. 35.

Grindal's hierarchische Stellung war nun gesichert; sie gebot ihm, die in ihr liegende Macht zur Entwickelung zu bringen. Das Maß wie weit hing freilich davon ab, was der Träger dieser Macht als zum kirchlichen Wohle erforderlich ansah. Eine Grenze ließ sich nicht ziehen, und es war natürlich, daß Grindal, wie Andere, in der Folge bisweilen in die Lage kam, wo er dem höchsten Willen seine Machtvollkommenheit entgegensetzen zu dürfen glaubte. Die nächste Sorge betraf die Herstellung eines geordneten Gottesdienstes. Die Berufung von Geistlichen anlangend, war eine Auswahl nur für die höheren Stellen möglich; für die niederen reichte die Anzahl der vorhandenen Candidaten nicht aus, oft entschied für die Wahl mehr guter Wille als wissenschaftliche Tüchtigkeit, und der katholische Priester durfte nicht abgewiesen werden, wenn er den Suprematseid leistete und das Kirchenbuch unterschrieb. Um nun manchen Gemeinden bei diesem Mangel an Geistlichen wenigstens einigen Gottesdienst zu gewähren, verschmähte Grindal nicht, unbescholtene Laien, wenn sie dazu die Geschicklichkeit hatten, als Vorleser der Gebete und Homilien anzustellen [18]). Da dies aber Anstoß erregte, so untersagte der Erzbischof von Canterbury im August 1560 solche Wahlen [19]). Parochien, deren Einkünfte bei veränderten kirchlichen Verhältnissen zur Unterhaltung eines Pfarrers nicht mehr ausgiebig genug waren, wurden mit einander vereinigt; so im J. 1561 die Parochie S. Mary at Ast, deren Einkünfte bis auf 5 Pfund jährlich herabgegangen waren, mit der Parochie S. Andrew Undershaft [20]); ferner im J. 1564 die Strandgemeinde zu London mit der Parochie Savoy [21]). Wenn solche Vereinigungen damals ein Werk der Nothwendigkeit waren, so ist doch nicht anzunehmen, daß Grindal die später beliebte sogenannte Pluralities, d. i. die Unterstellung mehrerer Parochien unter die Seelsorge eines Pfarrers, begünstiget habe, da sie eine gewissenhafte Seelsorge durch stellvertretende und meist schlechtbesoldete Curaten wenigstens zweifelhaft machte. Die Ueberwachung der Kirchenordnung in Rücksicht auf den ordentlichen und außerordentlichen Gottesdienst [22]), die Bet-, Buß- und Fasttage, die Sorge für die Gleichartigkeit in den kirchlichen Einrichtungen, die kirchlichen Ceremonien, die Kirchenpolizei [23]), die Aufsicht über die Geistlichkeit, ihre Lehre und ihren Wandel, der religiöse Zustand der Laien, Bekämpfung ketzerischer Meinungen und Irrthümer, Beseitigung papistischer Misbräuche [24]), alles das war Gegenstand zahlreicher Kirchenvisitationen, die Grindal entweder selbst vornahm oder in seinem Namen durch Commissionen ausführen ließ. Aber kaum von geringerer Bedeutung als die Oberaufsicht über die Landeskirche seiner Diöcese war für Grindal das geistliche Regiment über die protestantischen Ge-

18) *Strype* l. c. p. 37 sagt: „Some of the Deacons were no Scholars, or of any University, but Men of sober Conversation, and that could read English well; who nevertheless, in this present Necessity, were ordained, that they might be Readers in the Churches, to read the Common Prayers and Homilies.“ 19) „Those ordained — — — — were such, — as being grave and sober Persons, tho' no Scholars, but perhaps Tradesmen before, were thought convenient to be admitted into Orders, to supply the present Necessity of the Church: *But this it seems gave Offence.* And therefore — (im August 1560) an Order came, directed to the Bishop from the Metropolitan, to forbear ordaining any more Artificers, and others, that had been of secular Occupations; that were unlearned: Which they, the Bishops, had been forced to do at first, if they were qualified with Sobriety, and good Religion, and Skill in reading, for the Supply of the vacant Churches. And that all, henceforth, should be excluded from takind Holy Orders,“ — — — *Strype* l. c. p. 40. 20) *Strype* l. c. p. 53. 21) *Strype* l. c. p. 101. 22) An außerordentlichem Gottesdienste war kein Mangel und die abgeschafften papistischen Heiligentage wurden reichlich durch die Bet-, Buß- und Fasttage ersetzt. Die Gemeinden außerhalb der Sonntage andächtig zu versammeln, fehlte es nie an Gelegenheiten. Brandschäden, Pestseuchen, Erdbeben gaben ebenso viel Anlaß zu andauernden Bußübungen als zu Dankfesten, wenn die Gefahr vorüber war. Bei der Pest im J. 1563 verordnete Bischof Grindal (unterm 22. Juli 1563; s. *Strype* l. c. p. 71) allgemeine Betstunden in den Kirchen „during this time of God's Visitation; and that not only on Sundays and Holidays, but also on Wednesdays and Fridays: And further to exhort them in their private Houses and Families to use private Prayer, Fasting and Abstinence, — —.“ Zum öffentlichen Gebrauch schrieb Grindal damals: A Psalm compiled out of the Book of Psalms, and appointed by the Bishop to be used in publick, upon the abatement of the Plague, und: The Psalm and Prayer appointed by the Bishop to be used upon the publick Thanksgiving for the Cessation of the Plague. Beide Stücke, merkwürdig wegen ihrer Zusammensetzung aus Psalmversen, finden sich bei *Strype* l. c. Appendix p. 6—9. Als am 4. Juni 1561 ein Gewittersturm über London dahinbrauste und ein Blitzstrahl den Thurm der Paulskirche in Brand setzte, richtete der Bischof von Durham, Jac. Pilkinton, Sonntags am 8. Juni eine bewegliche Ermahnung an das Volk „to Repentance; and especially to Submission to the Magistrates and Obedience, in this Time especially much neglected, and lessened: Signifying, that the Queen's Majesty would use severer Laws against the Stubborn and Obstinate, as well in Matters of Religion, as in Civil Affairs. And this Sermon was preached with great Applause of the Hearers.“ *Strype* l. c. p. 54. Bei dem großen Erdbeben im J. 1580 wurden für Tag und Nacht, in den Kirchen und zu Hause Betstunden angeordnet. *Strype* l. c. p. 248. Für die Befreiung der Insel Malta von den Türken im J. 1565 feierte man im October und November sechs Wochen lang, Mittwochs und Freitags, einen Dankgottesdienst („Which as it began at Paul's, so it was used for Six Weeks, Wednesdays and Fridays, not only in London, but throughout the whole Province of Canterbury, by the Archbishop's Direction.“ *Strype* l. c. p. 103), desgleichen für die Genesung der Königin Elisabeth am 18. Oct. 1562 (*Strype* l. c. p. 65); ferner die Exequien für König Heinrich II. von Frankreich am 8. Sept. 1559 (*Strype* l. c. p. 26), für Kaiser Ferdinand am 3. Oct. 1564 (*Strype* l. c. p. 99) und andere Gedächtnißpredigten.

23) Z. B. „for the taking some good Orders for the keeping clean, and adorning of Chancels; which were in these Times very much neglected and prophaned; altogether unbeseeming the Houses of God, and the Places where the Holy Supper was administred.“ *Strype* l. c. p. 39. 24) Grindal verfuhr dabei schonend. So erlaubte er nach einer Verordnung vom 18. Mai 1560 für die sogenannte Bitt- oder Umgangswoche (Gang-Week), statt der bisher gewöhnlichen pomphaften Processionen mit Fahnenschmuck, nur Umgänge (Perambulations). Es sollen nur Erwachsene und anständige Leute, kein Pöbel und junges Volk daran theilnehmen, die Geistlichen dabei ohne Stola und Wachskerzen erscheinen, auch keine Trinkgelage stattfinden. *Strype* l. c. p. 38. Puritanischer Eifer würde auch die Umgänge nicht gestattet haben.

meinden zahlreicher Ausländer, welche sich unter den Schutz englischer Toleranz geflüchtet hatten. Grindal hatte als Superintendent dieser Gemeinden mit seiner ganzen Thatkraft einzutreten, um den verschiedenen Anforderungen mit Gerechtigkeit zu begegnen. Die älteste dieser Gemeinden war die sogenannte deutsche, oder eigentlich niederländische (the Dutch or German Church), bereits im J. 1550 entstanden. Der berühmte polnische Reformator Johann Lasco (oder a Lasco) war ihr Gründer. König Eduard VI. hatte ihr zum Gebrauch die Augustinerkirche (the Church to the Augustin Friars oder Austin Friars) überlassen. Unter der Königin Maria zerstreut, war sie mit Erlaubniß der Königin Elisabeth nach London zurückgekehrt und erhielt auf Grindal's Verwendung [25]) die genannte Kirche wiedereingeräumt. Bei dieser Gemeinde nun fanden sich im Laufe des Jahres 1560 noch andere Niederländer oder Holländer ein, welche in einer namenlosen Zuschrift an Grindal um freie Religionsübung baten, obschon sie, wie sie bekannten, in einigen Punkten von der Kirchenlehre der Gemeinde abwichen [26]). Bald verbreitete sich das Gerücht, diese Fremdlinge wären Anabaptisten mit arianischen Grundsätzen und Hadrian Hamsted, Prediger an der deutschen Kirche, sei der Verfasser des Bittschreibens. Grindal übersendete nun dieses Bittschreiben an Hamsted's Amtsgenossen, Peter de Loene und Johann Utenhovius, mit der Aufforderung, ihr Gutachten darüber zu erstatten, weil er ohne dieses eine Antwort nicht ertheilen könne [27]). Die Voruntersuchung stellte nun allerdings heraus, daß die Bittsteller auffallende Glaubensmeinungen hegten und daß Hamsted sich sofort zu ihren Gunsten erklärte. Unter Anderem behaupteten sie, Christus habe seinen Leib nicht von der Jungfrau Maria empfangen, sondern vom Himmel mitgebracht. Hamsted versicherte zwar, daß er diesen Satz nicht billige, war aber der Ansicht, man könne die Fremdlinge, da sie ein stilles Leben führten, bis auf mögliche spätere Erleuchtung ruhig bei ihren Meinungen lassen. Eine derartige Duldung war aber für den damaligen Religionseifer bedenklich, und Hamsted's Auslassungen, wie er sie, mehr oder weniger mit der Kirchenlehre im Widerspruch, in einer besonderen Schrift bekannt werden ließ, versetzte die deutsche Gemeinde, für und wider ihn Partei nehmend, in nicht geringe Aufregung. Grindal suchte Hamsted eines Besseren zu überzeugen, und mußte ihm, weil er nicht widerrufen wollte, eine amtliche Rüge (censured him) ertheilen. Jetzt sollte Peter Martyr in Zürich wieder aushelfen. Die deutsche Gemeinde bat ihn um seine Vermittelung. Martyr richtete aber eine sehr ernste Antwort an die Gemeinde, bewies ihr die Irrthümer in Hamsted's Schrift, ermahnte sie zur Einigkeit und an der Wahrheit festzuhalten, und führte ihr besonders zu Gemüthe, daß sie alle Ursache habe, Gott dafür inbrünstig zu danken, in England ungehindert ihren Glauben bekennen zu dürfen; Hamsted solle übrigens die Censur ruhig ertragen, wie der Apostel Petrus gethan habe, wenn er von Paulus getadelt worden. So wohlgemeint diese Antwort war, so wenig hatte sie auf Hamsted und seine Anhänger, wozu Jacob Acontius, ein von der Königin Elisabeth seiner Kenntnisse wegen hochgeschätzter Mann, namentlich zählte, die beabsichtigte Wirkung. Hamsted und Acontius waren jeder Belehrung, welche einen Widerruf bezweckte, unzugänglich, und so sprach Grindal über beide die Excommunication aus. Die Uebrigen sollten gleichfalls öffentlich bekennen, daß Hamsted's Lehre: die Menschwerdung Christi sei kein Glaubensartikel, sondern ein zufälliger Umstand [28]), irrthümlich und antichristlich sei, und daß sie unrecht gethan hätten, die Kirche durch Ausbreitung solcher Lehre beunruhigt zu haben. Einige legten das Bekenntniß ab; andere verweigerten es, und diese wurden von der Kirche ausgeschlossen. Nachdem seit der Excommunication mehr als ein Jahr verflossen war, glaubte Grindal, Hamsted werde zur Nachgiebigkeit gestimmt sein, und legte ihm also eine am 31. Juli 1562 ausgefertigte Widerrufungsformel [29]) zur Unterschrift vor. Hamsted war aber nicht zu bewegen, zu unterschreiben, sondern zog es vor, England zu verlassen [30]).

Kaum war für die deutsche Gemeinde einige Ruhe zurückgekehrt, als zu Anfange des Jahres 1563 Justus Weisens oder Velsius aus dem Haag, ein geschickter Arzt und Botaniker, aber ein fanatischer Hitzkopf, in London anlangte [31]) und die deutsche Gemeinde, zu welcher er sich hielt, alsbald in neue Unruhe versetzte. Er rechnete

25) „And herein Bishop Grindal was their great Advocate and Friend at Court, as they acknowledged themselves, in some Records remaining in their said Church.“ *Strype* l. c. p. 42. 26) „Shewing themselves Exiles for Religion, tho' in some Points differing from the Doctrine received in this Church“ bemerkt *Strype* l. c. 27) In dieser Zuschrift vom 4. Sept. 1560 (bei *Strype* l. c. p. 43) sagt Grindal: „Sed tamen decrevi nullo illos responso dignari, nisi prius communicato cum vobis consilio, qui hujus Sectae profunditates melius novistis, quam ego propter diuturnam experientiam.“

28) *Strype* l. c. p. 45: „the Doctrine of Adrian, asserting, That it was not a Fundamental Article of Faith, that Christe ame of the Seed of the Virgin; but a Circumstance“, d. i. non fundamentum sed ipsius fundamenti circumstantia quaedam, wie es in der Widerrufsformel heißt. 29) Diese merkwürdige Widerrufsformel hat *Strype* l. c. im Appendix p. 3 und 4 mitgetheilt. In ihr sind die irrigen Lehrsätze enthalten, welche Hamsted wahrscheinlich in seiner oben erwähnten Schrift weiter ausgeführt hatte. Der letzte Artikel lautet also: „Quod horum praescriptorum errorum monitores utriusque Ecclesiae Ministros contempserim; atque ipsum adeo Reverendum Episcopum Londinensem utriusque Peregrinorum Ecclesiae Superintendentem. Imo potius, contemptis omnibus admonitionibus, ad jus provocarim. Quo tamen convictus, legitimis et fide dignis testimoniis, culpam agnoscere renuerim. Quodque praedictos omnes Ecclesiarum Ministros, et alios monitores accusaverim, tam dictis, quam scriptis, Londini et in partibus ultramarinis; quasi non ordine, juste et debite ejectus, et excommunicatus fuerim. Agnosco enim me optimo jure hoc promeruisse, atque ordine a dicto Episcopo mecum fuisse actum.“ 30) Ueber diese Streitigkeiten vergl. *Strype* l. c. p. 42—47. Böhme a. a. O. S. 473—476. 31) Wahrscheinlich kam er von Cöln, wo er eine philosophische Professur bekleidete. Er mußte seinen Aufenthalt oft wechseln, weil seine Schriften öfters das Verdammungsurtheil traf. Er soll in der Religion unbeständig gewesen und zuletzt zum Katholicismus zurückgekehrt sein.

sich zu den auserwählten Werkzeugen, deren sich Christus nach Gottes Rathschluß bedient, das Heil der Menschheit zu bewirken, und die Zeit seines Berufes schien gekommen, als er einmal Gelegenheit hatte, einen Vortrag des deutschen Predigers Nicolas über die Wiedergeburt zu hören. Er fand diesen Vortrag so wenig mit seinen Ansichten übereinstimmend, daß er sich erlaubte, in öffentlicher Versammlung den Prediger zu unterbrechen und in Betreff der Wiedergeburt greulicher Irrthümer zu beschuldigen. Da weder Nicolas noch sein Amtsgenosse Peter de Loene eine solche Herausforderung ruhig hinnehmen wollten, so kam es zu einem heftigen Streite, wobei es ebenso vergebens war, die Beschuldigten von ihrem Irrthume zu überzeugen, als den Gegner durch bitteren Spott oder durch Schmähungen zum Schweigen zu bringen. Velsius aber war in sofern im Vortheil, als er Anhänger und Bewunderer gewann. Einen Schritt weiter gehend, suchte er sich nun durch das Ansehen der Regierung zu stärken. Er schrieb [32]) sowol an den Staatssecretär Cecil, als auch an die Königin selbst. Dem Staatssecretär erzählte er den Verlauf der Sache, wobei er die Irrthümer der beiden Prediger in Betreff der Wiedergeburt anzeigte, ferner wie er gesucht habe, sie zur Erkenntniß ihrer Irrthümer zu bringen, daß aber bei ihrer Hartnäckigkeit alle seine Bemühungen zur Betrübniß der wahren Gläubigen gescheitert seien, und daß er sie zu einer öffentlichen Disputation aufgefordert habe. Diese werde, wie er hoffe, die wahre Lehre von der Wiedergeburt an den Tag bringen, und er bäte, daß die Königin einen bevollmächtigten Commissar abordnen möge, in dessen Gegenwart die Disputation einen würdigen und gesicherten Verlauf nehmen könne. Dem ausführlichen Schreiben an die Königin hatte Velsius ein kurzes Schriftstück in Fragen und Antworten in lateinischer Sprache beigelegt, welches den Titel führte: Christiani hominis norma, ad quam se explorare perpetuo quivis debet [33]). Diese Norma enthält eine kurze Darstellung seiner Lehre von der Wiedergeburt, und zwar also, daß, weil Christus seiner doppelten Natur nach primum Deus in Homine, deinde et Homo Deus sei, der Mensch auf keine andere Weise zur Seligkeit gelangen könne, als per duplicem Regenerationem, interni alteram, alteram externi hominis: quarum illa *nos Deos in hominibus in hoc seculo* constituit, haec *Homines-Deos in futuro* efficit. Die innere Wiedergeburt geschehe ex aqua et spiritu; die äußere sei: ejus ad incorruptibilitatis et immortalitatis consortium a mortuis in novissimo die resuscitatio; quando erit et Deus, perfecta obedientia omnibus ipsi jam subditis, omnia in omnibus. Während Velsius seinen Zweck noch zu erreichen hoffte und unermüdet neue Angriffe auf seine Gegner richtete, ja sogar über Peter de Loene die Excommunication aussprach und ihn so zu sagen dem Teufel verschrieb [34]), hatte der Staatssecretär die Sache an den Bischof Grindal gelangen lassen und ihm die Entscheidung, wie er es am angemessensten finden würde, aufgetragen. Velsius ward vor die Kirchencommission geladen, welche ihm Grindal's Anmerkungen [35]) zu der Norma vorlegte. Velsius vertheidigte seine Lehre auf das Hartnäckigste, und es blieb schließlich nichts anderes übrig, als ihn auf Befehl der Königin des Landes zu verweisen. Er empfand diese Entscheidung sehr übel und verweigerte den Gehorsam, vorschützend, daß Gott seine Lehre durch Wunderzeichen bestätigen werde [36]), doch ist über seine nachmaligen Schicksale nichts überliefert.

Wenn diese religiösen Bewegungen in ihrem äußeren Verlaufe keineswegs nachhaltend wirkten und das Ansehen der Kirchenlehre gewahrt blieb, so sind sie doch auf die religiöse Denkart und Stimmung in der deutschen Kirche zu London auf eine längere Zeit hin nicht ohne Einfluß geblieben. Sie gaben zunächst mehr, als in ruhigen Zeiten zu geschehen pflegt, Veranlassung, über religiöse Dinge nachzudenken, und wie sich der Zweifel regte und der Verstand schärfte, bildeten sich gewisse Ueberzeugungen, denen es weder an Mannichfaltigkeit, noch auch an Absonderlichkeiten fehlte. Der gegenseitige Ideenaustausch fesselte das Gefallen an der Unterhaltung über religiöse Dinge, stärkte die Lust, Anhänger und Gläubige zu gewinnen, beförderte aber auch nutzlose Grübeleien und erzeugte theils Rechthaberei und Streitlust, theils Unsicherheit und Hin- und Herschwanken in den Meinungen, theils Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, im Ganzen eine Unbehaglichkeit des Zustandes, welche ohne nachweisbare äußere Veranlassung im J. 1568 einen lebendigen Ausdruck fand. Nachdem man sich längere Zeit über verschiedene Gegenstände der äußeren Kirchenpolizei, über gewisse Ceremonien, über die Taufzeugen oder Pathen, welche Einige für unnöthig und völlig überflüssig erklärten, Andere aber beibehalten wissen wollten, über die sogenannten indifferenten Dinge, über die christliche Freiheit, über die Synoden u. a. m. in Rede und Gegenrede ergangen hatte, wurde beschlossen, über die streitigen Punkte gewisse Theological Propositions zu entwerfen und an Theodor Beza und die genfer Kirche zur Prüfung und Bestätigung einzusenden.

32) lateinisch d. d. 20. Mart. 1563. 33) Abgedruckt bei *Strype* l. c. Appendix p. 13. 14. Zum Schluß sagt Velsius: „Hanc ego, nec aliam ullam Christiani hominis Normam novi, quae tuta certe sit et fidelis: ad quam me meaque jugiter exanimo: quod et cuivis, qui seipsum decipere nolit, faciendum censeo. — — — Vos autem mihi in Christo dilectos sedulo moneo et hortor, ut hanc Normam a mentis vestrae oculis nunquam amoveatis, sed omnem vestram vitam ad eam perpetuo exploretis ac dirigatis. Nam sic tantummodo servari hoc pessimo tempore poteritis.“

34) *Strype* l. c. p. 93: „He solemnly by a Writing excommunicated Peter de Loene, Minister of the Dutch Congregation, and delivered him up to Satan“ — — 35) Bei *Strype* l. c. Appendix p. 15. 16 unter dem Titel: In Scripto Velsii haec animadvertantur. Das Schriftstück schließt mit den Worten: „Atque hinc constat ipsum novum quoddam Evangelium fabricare; nec dubito, *quin alia monstra alat*, quae nondum ex iis, quae protulit detegi possunt.“ 36) *Strype* l. c. p. 94: „This he complained of with very rude Words to the Queen: Telling her that their Order he could not Obey, pretending some Miracle from God to confirme his Doctrine.“ Man vergl. auch Böhme a. a. O. S. 479—483.

Dies geschah und die genfer Kirche sendete den Entwurf der geprüften und verbesserten Artikel der für künftig verbindlichen Kirchenordnung, welche von der Generalversammlung zu Genf am 25. Juni 1568 die Bestätigung erlangt hatte, zurück. Es ist nicht anzunehmen, daß Grindal in diesem Falle das Selbstbestimmungsrecht irgendwie beschränkt habe; seine Mitwirkung ist nicht nachgewiesen, wir wissen nur, daß er, als der Entwurf von Genf zurückkam, die Veröffentlichung der Ordnung dringend empfahl. Sie erschien in lateinischer und deutscher Sprache, wurde aber auch Lateinisch und Englisch [37]) in der königlichen Druckerei von Jugg zu London gedruckt. Die Vorrede datirt: Written at London in the Consistory of the Dutch Church, the 18th of Sept. 1568 [38]).

Wie diese Vorgänge keineswegs angethan waren, die Amtsbürden eines Bischofs weniger fühlbar werden zu lassen, so fehlte es auch bei den übrigen protestantischen Kirchengemeinden, welche Franzosen, Italiener und Spanier in London gegründet hatten, nicht an Zuständen, auf welche Grindal nur trübe Blicke richten konnte. Die französische Gemeinde stammte aus König Eduard's VI. Zeit und auch die italienische Kirche kommt damals [39]) schon vor. Beide wurden unter der Königin Maria zerstreut, kehrten aber unter der Elisabeth nach London zurück oder wurden durch andern Zuzug ersetzt. Grindal gewährte den flüchtigen Franzosen während der heftigen Protestantenverfolgung im Kriege mit England 1563 allen möglichen Schutz und Vorschub, und bat den Staatssecretär Cecyl besonders, daß er die Franzosen, welche in England Schutz und freie Religionsübung suchten, nicht als Prisen ansehen lassen möchte [40]). Daß dieses Gesuch Erfolg gehabt habe, läßt sich um so mehr erwarten, als die Franzosen gern nach England flüchteten und die Mitgliederzahl ihrer Kirche fortwährend mehrte [41]). Die Verhältnisse der italienischen und spanischen Kirche sind nicht ganz klar. Ihre Mitglieder waren Italiener und Spanier, größtentheils Handelsleute, welche in den spanischen Niederlanden lebten und von dort der Verfolgungen wegen nach England geflohen waren; doch ist auch zu vermuthen, daß einzelne Spanier, welche mit König Philipp, Maria's Gemahl, nach England kamen, Protestanten wurden und sich theils zu einer Gemeinde verbanden, theils zur italienischen Kirche hielten. Die Spanier versammelten sich Anfangs, etwa seit 1559, in einem Privathause zum Gottesdienste, wünschten aber eine Kirche eingeräumt zu erhalten. Sie wendeten sich mit ihrem Prediger Cassiodorus im J. 1560 unter Darlegung der Gründe, weshalb sie den Gebrauch einer öffentlichen Kirche zu wünschen Ursache hätten, an den Bischof Grindal [42]). Wie er ihren Wünschen entsprochen habe, wissen wir nicht. Möglich wäre es, daß Italiener und Spanier eine gemeinschaftliche Kirche erhalten hätten. Gewiß ist nur, daß an jeder der beiden an Mitgliederzahl schwachen Gemeinden [43]) ein besonderer Prediger angestellt war. Im J. 1568 bekleideten Hieronymus Jerlitus und Antonius Corranus diese Aemter, jener an der italienischen, dieser an der spanischen Kirche. Beide geriethen damals in einen Streit, dessen Verlauf kurz folgender war. Corranus, aus Sevilla gebürtig, ein Mann nach Grindal's Zeugniß von guten Kenntnissen, aber sehr hitzig und etwas streitsüchtigen Geistes, hatte in französischer Sprache ein Flugblatt unter dem Titel De operibus Dei geschrieben und zu Norwich drucken lassen, aber ohne Censur. Diese Umgehung der Druckerlaubniß war Veranlassung, das Flugblatt genauer anzusehen, und da fanden denn Hieronymus Jerlitus und die Senioren der italienischen Kirche, daß es Abweichungen von der Lehre Calvin's enthalte. Corranus wurde darüber zur Rede gesetzt und sollte sich vor der italienischen Kirche (deren Mitglied er zugleich war) verantworten. Das Zugeständniß, daß das Blatt von Calvin's Kirchenlehre abweiche, war von Corranus nicht zu erwarten, und ebenso wenig konnte der französische Prediger Cognatus oder Cousin stillschweigend zusehen, daß in seiner Gemeinde ein Jedermann zugängliches Blatt verdächtigen Inhalts sich verbreite. So kam der Streit in die Oeffentlichkeit und fand, vielleicht auch durch andere Dinge noch, um so reichlichere Nahrung, je heftiger und streitsüchtiger Corranus auftrat. Cousin und die Vorsteher der französischen Gemeinde verlangten unbedingten Widerruf und Unterwerfung. Corranus, dadurch im höchsten Grade beleidigt, verwarf beides und legte sofort bei der Kirche zu Genf Berufung ein. Er schrieb nicht weniger als sieben Briefe an Beza, worin er nicht allein seine Sache vertheidigte, sondern auch über Cousin, einige andere Glieder und die ganze Aeltestenbank der französischen Kirche die häßlichsten Beschuldigungen ausschüttete und dabei auch die Kirchen in Saintonge in Frankreich nicht verschonte [44]). Beza misfiel der hitzige Eifer des Corranus, und er war überhaupt nicht gemeint, die Entscheidung des Streites zu übernehmen. Zum Glück ward

37) Englisch mitgetheilt von *Strype* l. c. Appendix p. 45—52 unter dem Titel: Propositions or Articles framed for the Vse of the Dutch Church in London, and approved by the Church of Geneva. 38) Vergl. *Strype* l. c. p. 128—132. 39) Ein Zeugniß dafür findet sich in Grindal's Briefe vom 12. Oct. 1566 an den Prediger der französischen Gemeinde Johannes Cognatus (oder Jean Cousin). *Strype* l. c. p. 108. 40) Als Grund des erbetenen Schutzes fügt Grindal hinzu: „And let that be *one Mean to mitigate God's Ire.*" *Strype* l. c. p. 75. 41) Nach einem vorhandenen Namensverzeichnisse vom J. 1568 zählte sie damals, wie *Strype* l. c. p. 134 angibt, 440 männliche Mitglieder. Als Prediger werden genannt: Jean Cousin, Anthony de Ponchel und Pierre Chastellain.

42) *Strype* l. c. p. 47. 48. Cassiodorus verließ um 1563 England und ging nach Deutschland. *Strype* l. c. p. 148. 43) *Strype* l. c. p. 135 führt an, daß beide Gemeinden im J. 1564 nur 57 männliche Glieder zählten. Darunter gehörten Dr. Cornelio Spirinck, Dr. Andrea Medico Romano, der Maler Cornelio de Vischer, Il Senior Baron, Il Senior de Longwater u. a. m. 44) „And wrote no less than Seven Letters to Beza, together with an Apology, relating his own Case, and foully accusing not only the French Minister Cousin, and divers of the Members of that Church, but the whole Bench of Elders; nay, and the very Churches of Xantoign in France." *Strype* l. c. p. 126. In welchen Beziehungen Corranus zu Saintonge stand, ist nicht aufgeklärt.

er auch von anderer Seite über die Sache unterrichtet. Ein gewisser Gelasius, wie es scheint ein Geistlicher oder sonst eine angesehene Person aus Genf, hatte sich einige Zeit in London aufgehalten und gehörte gleichfalls zu denen, welche bei Corranus übel angeschrieben waren. Dieser kam damals nach Genf zurück und von ihm erfuhr Beza den wahren Hergang. Beide kamen nun darin überein, daß die Streitsache am füglichsten dem Bischofe Grindal zum Austrage zu überlassen sei. Beza übersendete nun an Grindal die sämmtlichen Briefe des Corranus und alle übrigen erhaltenen oder von ihm erlassenen Schriftstücke, und empfahl ihm in einer beweglichen Zuschrift die Sache, in welcher er allein befugt sei, Recht zu sprechen. Es ward nun gegen Corranus ein Proceß wegen Verleumdung und Beschimpfung [45]) eingeleitet, die Commission fand ihn schuldig und der Bischof entsetzte ihn seiner Aemter. Während der Verhöre und vor und nach dem Richterspruche erging sich Corranus in vielen Schimpf- und Schmähworten auch gegen die Kirchencommission [46]). Dennoch erschien seinen Freunden, welche er durch Gelehrsamkeit und Talente selbst bei Hofe erlangt hatte, die Strafe der Sache nicht angemessen. Staatssecretär Cecyl schrieb an Grindal und ihm bemerklich machend, daß der Richterspruch zu hart sei, bat er ihn, die Streitsache zwischen Corranus und den französischen Predigern so gut wie möglich beizulegen. Grindal, wie immer voll Mäßigung und Milde, war hierzu geneigt, und hatte auch bereits Schritte zu Corranus' Wiedereinsetzung gethan. Ein Haupthinderniß war freilich der Verdacht, welcher auf Corranus gegen die Richtigkeit seiner Lehre lastete, und Unterwerfung wie Anerkenntniß seines Irrthums wies Corranus jederzeit mit Entrüstung zurück. Da ihm auch die französische Kirche nicht entgegen kam, wozu sie Grund zu haben glaubte [47]), so schwebte die Sache zur Zeit, wo Grindal zum Erzbischof von York gewählt wurde, noch immer. Corranus fand später wieder Verwendung, erlangte zuletzt noch eine Präbende an der St. Paulskirche zu London und ist erst im J. 1591 gestorben [48]).

So viel Unannehmlichkeiten alle diese Vorgänge den Amtsbürden hinzufügen mochten, so verminderten sie doch Grindal's Eifer nicht, bedrängten Glaubensgenossen in der Heimath und Fremde, so oft das Vertrauen ihn zum Beistande anrief, Rath und Trost zu spenden. Es könnte an verschiedenen Beispielen nachgewiesen werden, wir übergehen aber diese Einzelheiten und betrachten nun sein Verhältniß zu den Puritanern oder Non-Conformisten, wie sie ursprünglich hießen. Nach seiner Stellung in der englischen Hierarchie, treu seinem Suprematseide und als aufrichtiger Freund der englischen Kirchenordnung, konnte er nur ein Gegner der Puritaner sein, und dennoch neigte sich sein Herz dem Puritanismus kaum weniger zu als bei irgend einem entschiedenen Puritaner. Darin dürfte kein Widerspruch liegen. Für Grindal war die Religion eine Sache heiligen Ernstes, und die Form, in welcher sie ausgeübt werden sollte, war ihm nicht gleichgültig. Während der Verbannung hatte er die reformirte oder schweizerische Kirche als diejenige Form kennen gelernt, in welcher das Christenthum sich von papistischen Misbräuchen, die ja eben Gegenstand der Kirchenverbesserung waren, am weitesten entfernte. Verglich er nun mit ihr die englische Kirche, so fand er, daß sich in ihr die Kirchenverbesserung noch nicht in dem Grade, wie in der schweizerischen Kirche, vollzogen habe, und es konnte für seinen durch die Wissenschaft erleuchteten Geist nicht zweifelhaft sein, welcher Kirche er den Vorzug zu geben habe. Entschied er sich für die schweizerische Kirche, so mußte er wollen, was eben die Puritaner wollten, und so ward er zum Puritaner. Im Gegentheil nun konnte er sich ebenso wenig der Ansicht verschließen, daß die englische Kirche trotz der katholisirenden Form ihrer Verfassung ein Schritt zur wirklichen Verbesserung war, daß die äußere Verfassung bestehen könne, auch wenn man den Lehrbegriff zu immer größerer Reinheit bringen wolle, und daß eine Kirchenverbesserung im puritanischen Sinne auf kaum besiegbaren Widerstand stoßen würde. Grindal hatte die englische Kirche unter König Eduard VI. entstehen sehen; er war dabei nicht unbetheiligt gewesen; sie ward unter dem grausamen Regimente der Königin Maria ein durch vieles Blut geheiligtes Kleinod des Vaterlandes, zu kostbar, um gegen fremdes Gut vertauschbar zu sein. Hatte sie in diesen Beziehungen für Grindal Werth, so war sein Festhalten an ihr gerechtfertiget — hier war er Conformist — und die Fügsamkeit, welche er — als Puritaner — dem königlichen Willen gegenüber an den Tag legte, keine Schwäche, sondern ein Beweis christlicher Duldung.

Es ist kaum möglich, ein Urtheil über Grindal zu gewinnen, wie er dem unvermeidlichen Zwiespalte verschiedener Ansichten begegnet sei. Wir haben nur Andeutungen. Es ist nur wahrscheinlich, daß er die Abweichungen von der englischen Kirchenordnung bei der frankfurter Gemeinde gemisbilligt habe; kein Zeugniß läßt erkennen, welche Stellung er bei der straßburger Deputation nach Frankfurt einnahm. Wenn er sie nicht eigener Beobachtung verdankte, lernte er puritanische Grundsätze von seinem Freunde Fox kennen. Nach England zurückgekehrt, verhehlte er keineswegs seinen Puritanismus, als der Kleiderstreit begann. Er hätte die Priesterkleidung gern abgelegt, aber für seine Person fügte er sich [49]), ohne diejenigen, welche sie bei Seite

45) „For Corranus had charged them (Cousin und Genossen) to be Slanderers, Suborners of Witnesses, Dealers in Falshood and endued with the Spirit of Cain.“ *Strype* l. c. 46) *Strype* l. c. p. 147. Einmal hatte er geäußert: „Apparet vos Anglos non solum Civile, sed et Ecclesiasticum bellum gerere contra Hispanos: Civile, capiendo ipsorum naves et pecunias; Ecclesiasticum, in persona mea.“ Die Selbstüberhebung abgerechnet, liegt etwas Prophetisches in den Worten. Man denke an die unüberwindliche Flotte. 47) Vergl. *Strype* l. c. p. 148. 48) *Strype* l. l. p. 149.

49) *Strype* l. c. p. 37 sagt: „Our Bishop preached (3. März 1559) again at Paul's Cross in his Habit, l. e. in his Rochet and Chimere; *and so continued to wear them, as often as he preached.*“

legten, rigoristisch zu bekämpfen. Bei den Kirchenvisitationen, welche anfänglich zum Zweck hatten, die Kirchen von Bilderschmuck, Reliquien, überflüssigen Altären, Krucifixen u. s. w. zu säubern, mag er wol viel puritanischen Eifer gezeigt haben [50]). Die Königin Elisabeth, der Meinung, daß der Gottesdienst auch in seinem Aeußern einer anständigen Pracht bedürfe, billigte ein so übereifriges Verfahren nicht. Sie wollte weder das Krucifix, noch das Kerzenlicht auf dem Altare beseitigt wissen, — wie beides in ihrer Hofkapelle zum Verdruß der puritanischen Geistlichkeit nicht entfernt werden durfte [51]) — Orgelspiel und Musik erhebe zur Andacht, ein ehrfurchtsvolles Bezeigen bei Aussprechung des Namens Jesu, die Kniebeugung und das übrige Ceremoniell gebe der Andacht die nöthige Weihe, und es sei der kirchlichen Handlungen würdig und anständig, wenn die Geistlichen dabei in der bisher gewöhnlichen Amtstracht erschienen. Sie hoffte dadurch die Katholiken mit den reformatorischen Neuerungen zu versöhnen und im Kirchenwesen überhaupt zu einer nützlichen Gleichförmigkeit, wie die Acte „of uniformity" gesetzlich vorschreibe, zu gelangen. Erzbischof Parker von Canterbury unterstützte die Königin bei ihren Anordnungen sehr wirksam und forderte strengen Gehorsam. Den Puritanern aber erschien das Werk der Kirchenreinigung nur halb gethan; man fand in den ceremoniellen Gebräuchen nur verwerfliche Zugeständnisse, welche papistischem Aberglauben gemacht würden; der einfachste Gottesdienst sei allein angemessen, wenn man apostolische Zustände in die Kirche zurückführen wolle, und die priesterlichen Kleider seien als papistisch schon deshalb abzuschaffen, weil ihnen das gemeine Volk geheime Kräfte zuschriebe. Da sie für jede Kirchengemeinde das Recht forderten, in kirchlichen Dingen ihr eigener Gesetzgeber zu sein, so sei die hierarchische Gliederung der Geistlichen unnöthig und als papistisch sammt den Ordinationen durch Bischöfe zu verwerfen. Diese Gegensätze [52]) traten im Laufe der Zeit, da beide Theile ihre Ansichten festhielten, immer schroffer hervor, und wenn auch den Bischöflichen die Landesgesetze und die Autorität einer willenskräftigen Königin zur Seite standen, der Kampf also für sie nicht vergeblich scheinen konnte, so war dennoch die Beharrlichkeit der Puritaner nicht zu besiegen und durch kein Mittel die endliche Scheidung in die bischöflich-anglicanische und puritanisch-presbyterianische Kirche zu verhindern. Grindal, welcher puritanische Ansichten gleich nach seiner Rückkehr aus Deutschland bei der Königin geltend zu machen suchte [53]), hatte seiner Stellung gemäß, dem Klerus ein gutes Beispiel zu sein, den königlichen Anordnungen Folge zu leisten, und konnte die Hoffnungen, welche die Puritaner auf ihn setzen mochten, nicht erfüllen. Im ersten Kampfe, während der Verhandlungen der Convocation im J. 1562, erlangten die Bischöflichen zwar nur die Mehrheit einer Stimme, aber hinlänglich genug, um die Acte „of uniformity" nun zur strengen Ausführung bringen zu lassen. Wie dies geschah, zeigte sich bald in der Wahrnehmung, daß gerade in der Diöcese in London die Befehle der Königin am meisten unvollzogen blieben. Ohne Zweifel hatte daran die große Nachsicht, mit welcher Grindal seine Geistlichkeit ihrer Ueberzeugung ruhig folgen ließ, nicht weniger verschuldet, als die Drangsale der großen Pest vom J. 1563, welche alles Denken und Sinnen gefangen nahm. Die allgemeine Noth ließ den Gehorsam gegen ohnedies unliebsame Verordnungen vergessen und die Oberaufsicht, in ihren Erfolgen gelähmt, erschlaffte [54]). Die Königin, keineswegs gemeint, den

50) *Strype* l. c. p. 25: „In this Visitation they took Care to have all the Utensils, and Instruments of Superstition and Idolatry demolished and destroyed out of the Churches — — —." Am Bartholomäustage 1559 begann zu London „the Burning of Popish Reliques". Man entzündete „two great Fires in the Street; wherein were thrown a great Number of Roods, with the Images of John and Mary, and the Resemblances of divers other Saints, — —" p. 26: „So that from Bartholomewtide, and so forward, within a Month's Time, or less, were destroyed all the Roods, Church-Images, Church-Goods, with Copes, Crosses, Censers, Altar-Cloths, Rood-Cloths, Books, Banner-Staves, Wainscot; with much other such like Gear, in and about London." 51) So schrieb Edwin Sands (oder Sandys), Bischof von Worcester, am 1. April 1560 an Peter Martyr in Zürich: „De imaginibus jampridem nonnihil erat controversiae. Regia Majestas, non alienum esse a verbo Dei, immo in commodum ecclesiae fore putabat, si imago Christi crucifixi, una cum Maria et Joanne, ut tales, in celebriori Ecclesiae loco poneretur, ubi ab omni populo facillime conspiceretur. Quidam ex nobis longe aliter judicabant; praesertim cum omnes omnis generis imagines, in proxima nostra visitatione, idque publica authoritate, non solum sublatae, verum etiam combustae erant: cumque huic idolo, prae ceteris ab ignara et superstitiosa plebe adoratio solet adhiberi." *Burnet* l. c. Tom. III. Collect. of Records p. 296. Jewel an Peter Martyr am 16. Nov. 1559: „In ceremoniis et larvis passim plusculum ineptitur. Crucula illa argenteola male nata, male auspicata, adhuc stat in larario Principis. Me miserum: res ea facile trahetur in exemplum." *Burnet* l. c. p. 292. Sampson an Martyr am 6. Jan. 1560: „altaria quidem sunt diruta, et Imagines per totum Regnum. In sola Aula Crucifixi imago cum candelis retinetur," — — *Burnet* l. c. p. 299.

52) Die „Aliquot Maculae, quae in Ecclesia Anglicana adhuc haerent", welche der Puritaner Laurentius Humfred im J. 1566 seinen züricher Freunden bekannt machte, befinden sich bei *Burnet* l. c. Tom. III. Collect. of Records p. 334. 335. Die in dieser Sammlung befindlichen Briefe von Hooper, Jewel, Bedford, Sands, Sampson, Horn, Humfrey, Grindal, Wither, Bartoloit, Parkhurst und von den schweizerischen Reformatoren Gualther, Bullinger (ferner die von Strype mitgetheilten Sendschreiben von Beza und Zanchy) enthalten zur Geschichte der Puritaner und namentlich auch des verrufenen Kleiderstreites merkwürdige Beiträge. Es sind lesenswürdige Zeugnisse des Geistes ihrer Zeit. 53) Am 27. Aug. 1566 schrieb er an Bullinger in Zürich: „Nos, qui nunc Episcopi sumus (eos dico, qui in Germania et aliis locis exulaverant) in primo nostro reditu, priusquam ad ministerium accessimus, diu multumque contendebamus, ut ista de quibus nunc controvertitur, prorsus amoverentur. Sed cum illud a Regina et Statibus in comitiis regni impetrare non potuimus, communicatis consiliis, optimum judicavimus non deserere Ecclesias propter ritus non adeo multas, neque per se non impios, praesertim cum pura Evangelii doctrina nobis integra et libera maneret." *Burnet* l. c. p. 362. *Strype* l. c. Appendix p. 19. 54) *Strype* l. c. p. 96: „Hitherto a due Agreement and Uniformity among the Clergy, in wearing the same Habits, and using the same Rites in Divine Service, was neglected, and especially in London; not a few rejecting the

Ungehorsam zu dulden, erinnerte den Erzbischof Parker an seine Pflicht, und Grindal erhielt die gemessensten Befehle, dem Unwesen Einhalt zu thun. Den Widerwillen seiner Geistlichen kennend, ging Grindal so schonend wie möglich zu Werke, und seinen begütigenden Vorstellungen gelang es in der That, die Mehrzahl zu bewegen, sich zum Tragen des geistlichen Ornats in allen Amtshandlungen verstehen und den kirchlichen Verordnungen in allen Stücken Folge leisten zu wollen. Am 24. März 1564 vor den Erzbischof in seine Residenz Lambeth geladen, sollten die Geistlichen ihr Versprechen mit ihrer Namensunterschrift bekräftigen. Von 140 Anwesenden verweigerten einige 30 die Unterschrift und diese wurden mit verschiedenen Strafen, Amtseinstellung, Absetzung, Gefängniß u. s. w. belegt. Mit diesem Vorgange, welcher die Geistlichkeit in große Bestürzung versetzte [55], war aber die Bewegung keineswegs gestillt, vielmehr im Wachsen begriffen. Die Sache der Puritaner gewann nun unter dem Volke mehr und mehr Anhänger und man ließ das Misfallen an vermeintlichem Papismus auf verschiedene Weise aus. Kein Bischöflicher durfte sich in Priesterkleidung sehen lassen, ohne beschimpft zu werden, und kein Puritaner besuchte die Kirche, wo ein Geistlicher im Ornate predigte. Viele von den Geistlichen hatten ohne Ueberzeugung unterschrieben und setzten nun offen und versteckt ihren Widerstand fort, sodaß die Untersuchungen fort und fort erneuert werden mußten [56]. Von 108 Geistlichen, welche im Januar 1566 vorgeladen wurden, verweigerten wieder 47 jede Unterschrift. Wer nicht sofort mit Absetzung bestraft wurde, erhielt auf drei Monate Bedenkzeit, aber in vielen Fällen ohne Erfolg. Jetzt versuchte Grindal, um den fortdauernden Widerstand zu brechen, ein anderes Mittel. Die schweizerischen Reformatoren waren von den Puritanern fleißig und namentlich auch in Betreff des Kleiderstreites um Rath gefragt worden, und hatten jederzeit Nachgiebigkeit in Dingen empfohlen, welche keineswegs so wichtig seien, daß deshalb, weil sie ihnen anstößig wären, die so nothwendige und Allen heilsame Einigkeit preis gegeben werden müßte. Ein besonders merkwürdiges Sendschreiben dieser Art hatte Bullinger in Zürich unterm 1. Mai 1566 an die Puritaner Humfrey und Sampson (und zugleich an Grindal) gerichtet. Dieses Sendschreiben, welches ganz gelesen zu werden verdient [57], ließ Grindal ohne Angabe des Verfassers im lateinischen Original und in englischer Uebersetzung drucken. Er versprach sich davon guten Erfolg und hatte auch wirklich die Freude, manche von den gemäßigteren Puritanern zum Gehorsam zurückkehren zu sehen [58]. Allein dieser Erfolg war nicht nachhaltig. Humphrey und Sampson (wie ihre Anhänger), denen vor Allen Bullinger's versöhnliches Wort hätte empfohlen sein sollen, verharrten in ihrer streng puritanischen Weise. Sie gaben Bullinger im Juli 1566 eine nicht minder merkwürdige Antwort [59], welche in ihrer ganzen Haltung zu vergessen scheint, daß der würdige Bullinger von ihnen einen bessern Dank verdient hätte, als ihm ihr Uebereifer zukommen läßt [60]. Grindal mußte sich mehr und mehr

---

Orders of the Book. And the Plague of late spreading it self in London, and other Places, the Bishops could not take that Cognizance, and exercise the Discipline requisite for this Purpose."

55) Ein gleichzeitiges Tagebuch vom Geistlichen Earl (bei *Strype* l. c. p. 98) bemerkt: „Men's Hearts were tempted and tryed. Great was the Sorrow of most Ministers, and their Mourning, saying, We are killed in the Soul of our Souls for this Pollution of ours. For that we cannot perform in the singleness of our Hearts this our Ministry." 56) *Strype* l. c. p. 104. 57) Es findet sich bei *Burnet* l. c. p. 325—330. Wir unterlassen, einen dürftigen Auszug zu geben, können uns aber nicht versagen, den Schluß desselben mitzutheilen: „Quod superest, nullius ego his conscientiam urgere volo, examinanda propono; moneoque, ne quis in hac controversia, ex *φιλονεικία*, sibi faciat conscientiam. Hortor item vos omnes — — — ut probe quisque apud se expendat: utra nam re pius aedificarit ecclesiam Christi, si propter ordinem et decorem vestibus utatur, ut re indifferenti, et hactenus ad concordiam utilitatemque ecclesiasticam nonnihil facienti; an vero propter rem vestiariam deserere ecclesiam, occupandam postea, si non a lupis manifestis, saltem a ministris minus idoneis et bonis?" *Strype* l. c. p. 105 bemerkt: „The Letter was writ with such a Clearness of Reason, such Evidence from Scripture, and in such a fatherly, compassionate Stile, that it had a very good Effect upon many that before were ready to leave their Ministry; but having read it, were satisfied."

58) Grindal antwortete Bullingern am 27. Aug. 1566 (*Strype* l. c. Appendix p. 19): „Vix credibile est, quantum haec controversia de rebus nihili ecclesias nostras perturbarit, et adhuc aliqua ex parte perturbat. Multi ex ministris doctioribus videbantur ministerium deserturi. Multi etiam ex plebe contulerunt consilia de secessione a nobis facienda, et occultis coetibus cogendis. Sed tamen, Domini benignitate, maxima pars ad saniorem mentem rediit. Ad eam rem Literae vestrae pietatis et prudentiae plenas, plurimum momenti attulerunt. Nam eas Latine ac Anglice typis evulgandas curavi. Nonnulli ex ministris, vestro judicio atque autoritate permoti, abjecerunt priora consilia de ministerio deserendo. Sed et ex plebe quam plurimi mitius sentire coeperunt, postquam intellexerunt nostros ritus a vobis, qui iisdem non utimini, nequaquam damnari impietatis: quod ante publicatas vestras Literas nemo illis persuasisset. Sunt tamen qui adhuc manent in priori sententia. Et in his D. Humfredus et Samsonus" etc. — — „Sed neque adhuc poenitet nos nostri consilii." 59) *Burnet* l. c. p. 331—334. Sie verdient ebenfalls ganz gelesen zu werden, darum fügen wir nur folgende auch auf Grindal bezügliche Stelle bei (p. 333): „Nos de Episcopis semper optime sensimus: illorum fastum candide interpretati sumus: cur nos olim crucem cum ipsis exosculantes et nunc eundem Christum praedicantes, idem jugum suavissimum una ferentes ferre non possunt? Cur in carceres conjiciunt? Cur propter vestem persequuntur? Cur victu ac bonis spoliant? Cur libris publice traducant? Cur causam malam posteritati, edito scripto commendant? Verterunt etiam in idioma nostrum schedulas aliquot D. Buceri, P. Martyri, et nunc tuas privatas ad nos Literas nobis invitis et insciis in publicum emiserunt. Unde dum suam causam agunt, suum honorem vendicant, nec ecclesiae nostrae, nec fratribus suis, nec dignitati tuae, nec secuio alteri consulant." 60) Bullinger antwortet ihnen am 10. Sept. 1566 (*Burnet* l. c. p. 336): „Epistolam — — — accepimus et legimus. Cujus quidem haec summa est, Vobis per nostram nondum esse satisfactum. Praevidimus hoc futurum, Fratres: — — — Respondere quidem ad vestra objecta possemus, sed nolumus ullam novis et nunquam terminandis disputationibus, scriptis vel rixis dare occasionem. — — — Rogati a vobis fraterno amore suasimus,

überzeugen, daß es trügerische Hoffnung war, wenn er durch seine Mittel die Conformität im Kirchenwesen wiederherstellen zu können glaubte. Man könnte fragen, ob es klar vor seiner Seele gestanden habe, daß die Vollziehung der Regierungsgewalt, wie sie die Aufrechthaltung der Conformität gebot, den Widerstand — nicht etwa hervorgerufen, aber — zu immer größerer Heftigkeit angefacht habe [61]). Man wollte sich frei bewegen, der Zwang dagegen empörte und erzeugte jene beklagenswerthen Uebel, an denen die damalige Kirche Englands zu leiden hatte. Welche Gefahren mußten aus der freiwilligen oder gebotenen Erledigung [62]) so vieler im Augenblick unbesetzbaren geistlichen Aemter für Seelsorge und kirchliches Leben erwachsen?! Bot die Vereinigung einzelner Parochien oder die sonstige Aushilfe [63]), welche Grindal sich angelegen sein ließ, hinlängliche Sicherheit für jene Gefahren? Kirchlicher Sinn ging verloren und die Sitten mußten verwildern, wenn manche Gemeinde Wochen und Jahre lang ohne Gottesdienst bleiben mußte, und war es nicht schon ein unermeßbares Uebel, daß die Regierung puritanische heimliche Gottesdienste [64]), als mit der Staatskirche nicht conform, aufzuheben sich genöthigt sah? So wurde am 19. Juni 1567 zu London eine Gesellschaft Puritaner, wol 100 Personen stark, aufgegriffen, welche Plummershall, angeblich zu Handelszwecken, gemiethet hatte und hier ihre religiösen Versammlungen hielt; 14—15 der eifrigsten Mitglieder setzte man in den „Compter" gefangen. Die deshalb eingeleitete Untersuchung, reich an merkwürdigen Einzelheiten [65]), führte zur Gewißheit, daß zwischen Puritanern und Bischöflichen kein Vergleich mehr möglich sei. Geschärftere Maßregeln gegen den Widerstand waren die natürliche Folge einerseits, wie andererseits gesteigerter Trotz der klare Ausdruck, daß man die bischöfliche Tyrannei schwer empfinde. Der Kampf gewann immer ausgedehnteren Spielraum und die Puritaner, streng zusammenhaltend, richteten seitdem ihre Bemühungen hauptsächlich dahin, wie sie sich als eigene Kirche von den Bischöflichen sondern könnten. Der Verlauf dieser Dinge berührt uns nicht weiter. Es wären zwar noch manche Einzelheiten zu erwähnen, welche Grindal's Verkehr mit Puritanern bezeichnen, allein um die Ansicht zu gewinnen, daß unser Bischof auf die Erfolge seiner amtlichen Wirksamkeit in Beziehung auf die Puritaner nicht mit besonderer Freude zurückblicken konnte, bedarf es keiner neuen Beispiele. Diese Erfolge stellten sich auch darum in ein ungünstiges Licht, weil die puritanischen Streitigkeiten zu papistischen Umtrieben führten. Trotz der feindseligen Gesinnung gegen die Königin Elisabeth genossen die Katholiken damals unter den nöthigen Beschränkungen die möglichste Religionsfreiheit, nur war es ganz in der Ordnung, daß, wer Protestant sein wollte, kein heimlicher Papist sein durfte, und gegen solche heimliche Papisten hatte das Kirchenregiment einzuschreiten. Ihre Zahl war nicht gering, auch unter der Geistlichkeit, und hier besonders gefährlich, weil sie mit wirklichen Katholiken in Verbindung blieben und von der Priesterschaft derselben aufgereizt ungehindert die neue Lehre verdächtigen, ihre Gefährlichkeit für das Seelenheil vorspiegeln, Schwache und Unverständige zum Abfall verleiten und Ungehorsam gegen ketzerische Gesetze zur Pflicht machen konnten. Es geschah dies in Wort und Schrift [66]). Mit nicht geringer Befriedigung blickten die Katholiken auf den Zwiespalt der Protestanten, Spott und Hohn wurden nicht gespart, die Kleider- und Ceremonienfeinde lächerlich zu machen, und für Manchen war es einleuchtend genug, was er vorzuziehen habe, ob die in gerühmter Einigkeit starke katholische Kirche, oder einen Glauben, welcher vollendete Zerrissenheit zur Schau trug. Grindal hatte Gelegenheit genug, auch hier seines Amtes zu warten. Wir übergehen die Beziehungen, in welche er sich mit Thomas Watson, vormaligem Bischof von Lincoln, und dem letzten Westminster-Abte John Fecknam setzen mußte [67]), erwähnen nur beiläufig, daß

quod nobis coram Domino videbatur ecclesiae fore fructuosam. Diximus nobis quidem videri utilius ad tempus uti istis vestibus et cum oviculis creditis manere, quam rejectis illis pariter et ecclesias deserere. Ulterius progressi non sumus — — — petimusque ut nobis non sitis ingrati — —." An den Grafen Bedford schrieb er am 11. Sept. 1566 (*Burnet* l. c. p. 337) gleichfalls: „Dolorem autem nobis non levem parit, quod epistolam quam privatim ad amicos paucnlos ea de re dedimus, typis excusam esse fertur, et quod multi nostrum de re illa vestiaria judicium ad alia usque extendunt, quae controversa esse tunc nesciebamus, et quae a nobis nunquam probari potuerunt. Et sane justissimi doloris causa est, nostri nominis authoritate pios fratres gravari, quibus consilium et consolationem afferre, potius quam molestiam exhibere studnimus."

61) Daß er solchen Gedanken Raum gegeben, wird zweifelhaft, wenn man das an Bullinger gerichtete Sendschreiben vom 6. Febr. 1567 liest (*Burnet* l. c. p. 341—345), worin Grindal den Standpunkt des Streites de re vestiaria feststellt und die englische Kirche gegen Verleumdungen rechtfertigt. 62) *Strype* l. c. p. 105: „During the — Suspension, divers Churches were unserved: And great Clamours were made." Bischof Jewel schrieb an Bullinger unterm 24. Febr. 1567: „Fratres autem quidam nostri ita ea de re pugnant, ac si in ea una omnis nostra religio versaretur. Itaque functiones abjicere et ecclesias inanes relinquere malunt, quam tantillum de sententia decedere. Neque aut tuis aut D. Gualtheri doctissimis scriptis aut aliorum piorum virorum monitis moveri volunt." 63) Vergl. *Strype* l. c. p. 105. Bullinger in seinem Briefe an Grindal vom 6. Sept. 1566 erwähnt auch die pluralitates Sacerdotiorum. *Burnet* l. c. p. 340. 64) *Strype* l. c. p. 114: (These Puritans) „separated themselves into private Assembiles, meeting together not in Churches, but in private Houses, where had Ministers of their own. — — — And at these clancular and separate Congregations, they had not only Prayers and Sermons, but the Lord's Supper also sometimes administred. This gave great Offence to the Queen — —."

65) Man vergleiche, was *Strype* l. c. p. 115—119 erzählt. 66) Bischof Horn von Winchester schrieb am 17. Juli 1565 an Gualther in Zürich: „Res nostrae ita se habent, quod — — — nos intestinas papisticas timemus insidias. Primates papistici in publicis custodiis, reliqui exilium affectantes, scriptis quibusdam in vulgus disseminatis, sese in gratiam, nos in odium vocant. — — Controversia nuper de quadratis pileis et superpelliciis, inter nos orta, exclamarunt Papistae, non esse quam profitemur, unanimem in religione fidem; sed variis nos opinionibus duci, nec in una sententia stare posse." *Burnet* l. c. p. 321. 67) *Strype* l. c. p. 78. 79.

er ein besonderes Augenmerk auf die papistischen Schmäh- und Streitschriften (z. B. von Thomas Dorman, John Marshal u. a.) richtete, welche offen und geheim im Lande verbreitet wurden, wie nicht weniger die Gegenschriften der Protestanten (z. B. von James Calfhil gegen den Verfasser von „A Treatise of the Cross" u. a.) behufs der Druckerlaubniß durchzusehen hatte [68]), und gedenken noch besonders des Umstandes, daß mitten in London in einigen Häusern heimlich katholische Messen gelesen und dabei Gelder zur Unterstützung flüchtiger Engländer gesammelt wurden, welche Feinde der Königin waren. Der Geheime Rath erließ deshalb am 11. März 1562 einen Befehl an den Bischof Grindal, die nöthigen Maßregeln zu treffen, damit die heimlichen Messen beseitigt und die Theilnehmer zur Strafe gezogen werden könnten [69]). Ein anderer heimlicher Katholik war Sebastian Westcote, welcher an der S. Paulskirche zu London eine untere Domherrenstelle bekleidete und als Master of the Choristers den Gesangunterricht zu leiten hatte. Schon bei der Visitation im April 1561 des Papismus verdächtig befunden, erhielt er von Grindal Bedenkzeit; allein die Klagen, daß er am heil. Abendmahle keinen Theil nehme, die Transsubstantiation glaube und andere Irrthümer hege, erneuerten sich, und Grindal sprach im Juli 1563 die Excommunication aus. Westcote's Gönner, Lord Robert Dudley, Graf von Leicester, rügte diesen bischöflichen Eifer als unzeitig und schädlich, worauf Grindal für nöthig hielt, sein Verfahren in aller Entschiedenheit zu rechtfertigen [70]). Es war in damaliger Zeit nicht ungewöhnlich, daß Katholiken von Rang, Laien und Geistliche, als Angeschuldigte, in der Behausung des Bischofs ein anständiges Gefängniß erhielten, meist in der Absicht, daß sie im Umgange mit dem Bischofe Belehrung finden und sich bekehren lassen möchten [71]). Solche unliebsame Gäste hatte Grindal mehrmals zu beherbergen, unter andern den bereits erwähnten Bischof Dr. Watson im J. 1563, ferner im J. 1569 den Ritter John Southworth aus Lancaster und einen irischen Geistlichen, Namens Mylerus; ingleichen den Geheimen Rath der Königin Maria Stuart, John Lesly, Bischof von Roß, und den Schildknappen Michael Hare [72]). Southworth, schon ein Jahr früher vom Erzbischof Parker wegen Beherbergung und Unterstützung papistischer Priester zur Verantwortung gezogen und wegen seiner Auslassungen gegen Kirche und Staat einige Zeit in Gefangenschaft gerathen, hatte sich einer staatsgefährlichen Verbindung von Katholiken angeschlossen, welche in Bath, wo sie als angebliche Badegäste erschienen, heimliche Zusammenkünfte hielten und behufs der Wiederherstellung des Katholicismus eine Verschwörung einleiteten. Obwol der Staatssecretär Cecyl von diesen Umtrieben durch Thomas Churchyard, als Soldat und Dichter damals in einigem Rufe, in Kenntniß gesetzt worden war, so geschah doch vorläufig weiter nichts, als daß Southworth von Neuem gefangen und unter Grindal's Beaufsichtigung gestellt wurde. Im Geheimen beförderte auch Bischof Lesly die Pläne der Verschworenen, und zu ihren eifrigsten Mitgliedern zählten die Freunde und Anverwandten des vormaligen Bischofs Boner, welcher selbst der Bewegung nicht fern gestanden haben soll, aber noch, ehe der Aufstand losbrach, am 5. Sept. 1569 starb. Bei diesem Todesfalle gab Grindal einen Beweis seines milden und versöhnlichen Sinnes [73]). Boner war im Banne gestorben und konnte nach Kirchenbrauch *nicht in*

68) *Strype* l. c. p. 111. 112. Dorman schrieb besonders gegen den Bischof Jewel von Salisbury und Alexander Nowel, Dechant zu S. Paul, vertheidigte wieder die Königin gegen Dorman's Schmähungen. Marshal beantwortete Calfhil's Schrift gegen die „Treatise of the Cross" und klagte besonders Grindal heftig an, daß er zu Calfhil's Schrift die Druckerlaubniß gegeben habe. Unter den damaligen, die englische Reformation betreffenden Streitschriften sind die von Hieronymus Osorius, Walther Haddon, Bischof Jewel, Wilhelm Rastall, Thomas Harding, Bullinger u. a. besonders wichtig. Vergl. Böhme a. a. O. S. 419—423. 430. 431. 69) *Strype* l. c. p. 66 und Appendix p. 5. In dem Befehle heißt es: „The Queen's Majesty, understanding by divers credible Means, that there be sundry Conventicles of evil disposed Subjects: which — — — — do obstinately not only refuse to obey the Laws of the Realm, provided for Maintenance of Order in Religion, by using to have the private Mass and other superstitious Ceremonies celebrated in their Houses; but also to make secret Collections of Money: Which they send out of the Realm to the Maintenance of such as are notoriously known Enemies to the Authority of the Queen and Her Crown." 70) *Strype* l. c. p. 76—78. Unter den Gründen seines Verfahrens legt Grindal besonders darauf Gewicht, daß „committed unto him the Education of the Choristers, or Singing Children; he remaining therefore in the Mind he doth, with what Conscience can I commit Youth to his Instruction?" 71) *Strype* l. c. p. 140.

72) Vergl. *Strype* l. c. p. 78. 138. 139. 140. 150. 151. Von Southworth schreibt Grindal an Cecyl: „He was altogether Unlearned, carried with a blind Zeal without knowledge. And that his principal Grounds were, That he would follow the Faith of his Fathers, and that he would die in the Faith wherein he was Baptized, and such like." Er wollte bei Hofe angestellt sein „but the Queen did not need such Servants" bemerkt *Strype* l. c. p. 139. Den Bischof Lesly nahm Grindal höchst ungern auf; er meinte: „surely I think it were Good that such as deserve to be committed, should be sent ad custodias publicas." Mit Master Hare war er besser zufrieden, er sei, bemerkt er von ihm, „very courteous and tractable; but could not yet persuade him (in Religionssachen); alledging always, that he was not yet satisfied in Conscience" u. s. w. *Strype* l. c. p. 151. 73) Am 9. Sept. 1569 schrieb er an den Staatssecretär Cecyl: „The sayd D. Boner had stand Excommunicate by a Sentence in the Arches eight or nine Years, and never desyred Absolution. Wherefore by the Law, Christian Sepulture might have ben denyed him: But we thought not goode to deal so rigorously, and therefore permitted him to be buried in S. Georges Churchyard: And the same to be doone not in the Day solemnely, but in the Night prively." Und dies aus zwei Gründen. „One was, I hearde that divers of his Popish Cousins and Friends in London assembled themselves, entendyng to honour his Funeral so moche as they cowlde: Of which Honour such a Persecutor was not worthy, and specially in there Days. Another was, for that I feared, that the People of the City (to whom Boner in his Life was most odious) if they had seen flockyng of Papists about his Coffin, the same being wel decked and covered, etc. they wolde have ben mooved with Indignation; and so some Quarrellyng or Tumulte might have ensued thereupon. By his Night Burial both the Inconveniences have ben avoyded, and the same generally here wel lyked." *Strype* l. c. p. 141.

geweihte Erde begraben werden. Grindal wollte aber nicht so streng verfahren, sondern schlug vor, daß der Verstorbene auf dem S. Georgskirchhofe der Parochie, wo das Gefängniß Marshalsea, Boner's Aufenthaltsort, stand, bei stiller Nacht beigesetzt werden möchte. Grindal wollte dadurch sowol die dem Verstorbenen von seinen Freunden zugedachten Ehren abschneiden, als auch mögliche Aufläufe des immer noch erzürnten Pöbels verhüten. Wahrscheinlich drang Grindal's Meinung nicht durch, denn es wird berichtet, Boner sei in loco latronum et sicariorum sepulturae destinato coemeterio videlicet Barkingensi begraben worden [74]).

Auch die Universitäten, damals noch sehr verfallen [75]), hegten den Katholicismus im Geheimen. An sich schon begünstigten ihre Zusammensetzung, ihre Einrichtungen und der Universitätsbrauch im Allgemeinen viel katholisches Wesen, und in den verschiedenen von einander fast unabhängigen Collegien ließen sich ungestört puritanische wie papistische Grundsätze der empfänglichen Jugend einpflanzen. Im Leib-Christicollegium zu Oxford, wo man einen Papisten Harrison zum Vorsteher gewählt hatte, mußte der von der Königin ernannte Cole mit Gewalt eingesetzt werden. Andere Unregelmäßigkeiten kamen im Neuen Collegium und in Winchester vor [76]). In Cambridge gab das Königscollegium im J. 1569 zu vielen Klagen Veranlassung. Hier war Dr. Baker Vorsteher, welcher nicht allein den Papismus begünstigte, sondern sich auch so vieler Amtsvernachlässigungen und Unredlichkeiten anderer Art schuldig gemacht hatte, daß er nach langer Untersuchung abgesetzt wurde. Grindal hatte hier nicht von Amtswegen einzuschreiten, aber als Theolog von Geltung und Ansehen eine entscheidende Stimme [77]), die er gern erhob, wenn es zum Besten der Universitäten, seiner Lieblinge unter den Staatsanstalten, geschehen konnte.

Eine nicht geringere Aufmerksamkeit erforderten auch die katholischen Druckschriften, an denen es nicht mangelte, obwol die Presse damals schlecht bestellt war [78]). Sie hatten nicht allein die Vertheidigung und Wiederherstellung des alten Glaubens zum Gegenstande, sondern predigten auch offenen Widerstand gegen alle Ketzerei in aufreizender Sprache. Im Besitze solcher Schriften zu sein, kam ein in London schriftstellernder Schneider, Namens John Stow [79]), in dringenden Verdacht. Er hatte zum Behuf der Geschichte, die er schreiben wollte, eine Menge alterthümlicher Schriften über London und England überhaupt gesammelt und dabei auch der papistischen Bücher nicht vergessen. Dies schien andere Zwecke vorauszusetzen zu sollen. Sobald der Geheime Rath davon erfuhr, beauftragte er sofort den Bischof Grindal, bei Stow Haussuchung thun und alle papistischen Bücher wegnehmen zu lassen. Dies geschah am 21. Febr. 1568 und man fand in der That außer Handschriften und alten Drucken in altenglischer Sprache geschriebener Werke historischen und andern Inhalts auch einen beträchtlichen Vorrath jener verdächtigen Bücher, deren man habhaft zu werden wünschte. Mr. Wattes, Archidiakon von London, verzeichnete diese Bücher und berichtete zugleich an Grindal, daß Stow „a great Fautor of Papistry" sei. Dieses Verzeichniß [80]) sendete Grindal an den Geheimen Rath. Ob die Beschlagnahme weitere Folgen gehabt habe, wird nicht berichtet.

Die bisherigen Mittheilungen werden genügen, um den Leser erkennen zu lassen, daß dem Bischofe Grindal in London ein reichliches Maß Arbeit beschieden war. Wer die an sich unbedeutenden Einzelheiten, zumeist in ihrer Glaubwürdigkeit durch gleichzeitige Zeugnisse gestützt, in ihrem Zusammenhange als Kennzeichen des Geistes jener Zeit gelten lassen will, wird als Ergebniß der Betrachtung begreiflich finden, wie ein Mann von Grindal's Wissenschaft und Bildung, Wohlwollen, Mäßigung und wahrhafter Toleranz dazu kommen konnte, die Macht

74) *Godwini* De Praesulibus Angliae comment. I. p. 251. *Strype* l. c. p. 142 sagt: „But however, as it was well observed at that Time, concerning Boner's Burial, he was buried among Thieves and Murtherers, carried to the Grave with Confusion and Derision of Men and Women: And his Grave was stamped and trampled upon, after he was laid into it: And that was all the Persecution he suffered." 75) Dies bezeugt Jewel in seinem Briefe vom 22. Mai 1559 an Bullinger: „Academiae nostrae ita afflictae sunt, et perditae, ut Oxonii vix duo sint, qui nobiscum sentiant, et illi ipsi ita abjecti et fracti, ut nihil possint. Ita Soto fraterculus, et alius, nescio quis, Hispanus Monachus, omnia ea, quae D. Petrus Martyr pulcherrime plantaverat, everterunt a radicibus, et vineam Domini redegerunt solitudinem. Vix credas tantam vastitatem afferri potuisse tam parvo tempore." *Burnet* l. c. p. 269. Desgleichen schrieb er am 28. April 1559 an P. Martyr: „Interim de scholis et cura literarum magnum ubique silentium." *Burnet* l. c. p. 273. Und wiederum am 1. Aug. 1559: „Interea in Academiis mera est ubique solitudo." *Burnet* l. c. p. 276. Noch am 2. Nov. 1559 schreibt er: „Hoc tantum possum affirmare, neminem adhuc delectum esse, qui Oxonii doceat sacras literas. — — — Nihil est hodie illa Schola desperatius." *Burnet* l. c. p. 289. 76) *Strype* l. c. p. 133. Grindal bemerkte damals: „if by some extraordinary ready (Means) that House and School be not purged, those Godly Foundations shall be but a Nursery of Adder's Brood, to Poison the Church of Christ." 77) Grindal schrieb an Cecil von Dr. Baker: „that all his Study was to oppress Learning and Religion", und fügt hinzu: „Truly it grieveth my Heart, that such an honourable Foundation should be so abused. I pray you be a Mean one day, that it may be Reformed." *Strype* l. c. p. 143.

78) Als Bischof Jewel seine berühmte Apologia de mutata religione et discessione ab ecclesia Romana an Peter Martyr sendete, schrieb er ihm, sich entschuldigend: „Eum ego librum, etsi dignus non est qui mittatur tam procul, tamen ad te mitto. Est multis in locis vitiosus, qualia sunt ea fere omnia, quae apud nos excuduntur; tanta est typographorum nostrorum negligentia." Brief vom 7. Febr. 1562 bei *Burnet* l. c. p. 302—304. 79) Von seinen gedruckten Schriften konnte Strype noch benutzen sein „Chronicle", „Summary" und sein „Survey of London". Er citirt ihn S. 56. 65. 305. Man vergl. *Strype* l. c. p. 124. 125. 80) Mitgetheilt von *Strype* l. c. Appendix p. 43—45. Genannt werden Abhandlungen von Thomas Hoskins, Shacklock, Bischof Bonner (Boner), Thomas Dorman, Bischof Stephan Gardiner, Dr. Smith, John Rastal u. a., Predigten und Homilien von Roger Edgeworth, Dr. Watson, Cardinal Lorain, Bonner, Feckenham, Brooks u. a., Heiligengeschichten, aber auch Stow's eigene Sammlungen zu seiner Chronik in Handschrift, die er aber ohne Zweifel zurückerhalten hat, da bis zum J. 1578 2 Theile seiner „History of England" gedruckt erschienen.

seiner hohen Stellung immer mehr lieben zu lernen, und geneigt zu werden, der Bevormundung als natürlichem Ausfluß jener Macht einen immer größeren Spielraum zu verstatten. Ein gleiches Ergebniß zeigt sich, wenn wir nun Grindal auf ein anderes Feld seiner Thätigkeit begleiten. Am 26. Juni 1568 war Thomas Young, Erzbischof von York, gestorben [81]). Sein Nachfolger zu werden lag keinem Bewerber näher am Herzen, als dem Bruder des Herzogs von Norfolk, dem Lord Heinrich Howard, einem Manne von vieler Gelehrsamkeit und geistiger Begabung, welcher wol in Frage kommen konnte, wenn er nicht ein Katholik gewesen wäre. Seine Erhebung zum Erzstuhle von York und einen glücklichen Ausgang der eingeleiteten Empörungen hätten die Katholiken als unfehlbaren Sieg jener verrufenen Bulle vom J. 1569 ansehen können, welche Papst Pius V. unbesonnen gegen die Königin Elisabeth, sie zu verderben, schleuderte. Beides schlug fehl. Es war keine Empfehlung für Howard, wenn seine Glaubensgenossen die Waffen gegen die Königin ergriffen, welcher der neugewählte Erzbischof den Suprematеid zu leisten hatte. Ebenso wenig durfte durch Howard's Erhebung dem Aufstande irgend eine moralische Stütze verliehen werden, welche die Hoffnung auf Sieg stärkte. Wenn die Königin ohne den Aufstand vielleicht für Howard gestimmt hätte, so konnte er jetzt nicht mehr in Frage kommen. Staatssecretär Cecyl richtete daher sein Augenmerk auf Bischof Grindal, welcher auch vom Erzbischofe Parker als die geeignetste Person für York empfohlen wurde. Nur scheint Parker's Empfehlung nicht der reine Ausdruck wohlwollender Ueberzeugung gewesen zu sein. Wenn er meinte, Grindal sei als Bischof von London in Sachen der kirchlichen Conformität nicht entschlossen und streng genug gegen Geistliche und Laien gewesen [82]), so konnte er nicht wol annehmen, daß er das Erzbisthum York besser verwalten werde; er mag also seine Versetzung aus anderen Gründen gewünscht haben. Sie lassen sich nicht bezeichnen, liegen aber nahe genug, wenn es zu vermuthen erlaubt ist, Grindal habe sich bei der Selbständigkeit seines Charakters den hierarchischen Bestrebungen gegenüber nicht so willfährig gezeigt, als Parker von seinem untergebenen Klerus forderte. Dies mag dahin gestellt sein. Grindal's Ernennung erfolgte erst im December 1569 und seine Bestätigung verzögerte sich bis zum 9. Juni 1570. Bald nachher warf ihn ein Fieberanfall auf das Krankenlager, sodaß er erst im August d. J. nach York abreisen konnte. In der Zwischenzeit beschäftigten ihn noch zwei wichtige Angelegenheiten. Die eine betraf das sogenannte Savoy-Hospital, welches durch üble Verwaltung des Vorstehers Thomas Thurland in gänzlichen Verfall gerathen war. Grindal beantragte zur Untersuchung eine königliche Commission. Die belastendsten Misbräuche kamen zu Tage und am 29. Juli 1570 ward Thurland's Absetzung ausgesprochen. Seine Wiedereinsetzung, vier Jahre später, konnte Grindal, dringender Vorstellungen ungeachtet, nicht hindern [83]). Die andere Angelegenheit war ein erneuerter Versuch, die Fortschritte der puritanischen Bewegung zu hemmen. Die Puritaner, jetzt nicht mehr blos darauf beschränkt, die Priesterkleider und einige Ceremonien anstößig zu finden, sondern völlig überzeugt, daß die ganze hierarchische Verfassung der englischen Kirche fallen müsse, wenn eine Kirche mit apostolischen Einrichtungen möglich werden solle, hatten in Thomas Cartwright, Professor am Trinity-College zu Cambridge, einen ebenso gelehrten als eifrigen Vertreter ihrer Sache gefunden. Da er offen seine Lehre in Wort und Schrift [84]) ausbreitete und namentlich unter der studirenden Jugend viele Anhänger fand, so sah sich Grindal veranlaßt, gegen diese gefährlichen Neuerungen, die ja auch seine eigene Stellung bedrohten, Bedenken zu erheben. Er übersandte dem Staatssecretär Cecyl (Lord Burghley), als Universitätskanzler, Cartwright's Lehrsätze und schrieb ihm unterm 24. Juni 1570, wie er wünsche, daß Cartwright und seinen Anhängern Stillschweigen auferlegt und ihnen angedeutet werden möchte, bei Verlust ihrer Stellen und Strafe der Absetzung, auch Entfernung von der Universität zur „conformity“ zurückzukehren. Auch fügte er hinzu, daß man Cartwright die nachgesuchte theologische Doctorwürde verweigern möge [85]). Während diese Angelegenheit ihren

81) *Godwini* De Praesul. Angliae comm. II. p. 88. 82) *Strype* l. c. p. 158 sagt, daß Parker „reckoned him not resolute and severe enough for the Government of London, since many of the Ministers and People thereof (notwithstanding all his Pains) still leaned much to their former Prejudices against the Ecclesiastical Constitution.“ In York wäre, wie Parker hinzufüge, „a Heady and Stout People; Witty, but yet able to be dealt with by good Governance, as long as Laws could be executed, and Men backed.“

83) Vergl. *Strype* l. c. p. 158—161. Die Klagpunkte sind ebendas. Appendix p. 55—57 mitgetheilt. In der Zuschrift vom 26. April 1574 an den Lord Burghley nennt Grindal diese Wiedereinsetzung „a pitiful Case“, und fügt hinzu: „I moved her Majesty in it at my last being at the Parliament; praying her Majesty to remember, that it was her Grandfathers Foundation (das Savoy-Hospital), and that it was the Case of the Poor, and therefore Christ's own Cause. Her Highness was then resolutely determined, that Thurland should never be restored to that Room any more.“ Er empfahl zu dieser Stelle den Kaplan Wickham. *Strype* l. c. p. 160. 84) Cartwright's Sätze, welche der puritanischen Kirchenverfassung zu Grunde gelegt wurden, sind zu lesen bei Böhme a. a. O. S. 486. 488—491. Vergl. *Strype* l. c. p. 162. 163. 85) Grindal schrieb am 24. Juni 1570 an Cecyl (*Strype* l. c. p. 162): Cartwright „maketh in his Lectures daily Invections against the Extern Policy and Distinction of States, in the Ecclesiastical Government of this Realm.“ — — „The Youth of the University, which is at this time very toward in Learning, doth frequent his Lectures in great Numbers; and therefore in danger to be poisoned by him with Love of Contention and Liking of Novelties: And so bekome hereafter, not only unprofitable, but also hurtful to the Church.“ Er empfiehlt, der Vicekanzler möge „to command the said Cartwright, and all his adherents to Silence, both in Schools and Pulpits: And afterward, upon Examining and Hearing the Matters past, before him and some of the Heads, or all, either to reduce the Offenders to Conformity, or to proceed to their Punishment“ — — — — „And also, that the Vicechancellor do not suffer the said Cartwright to proceed Dr. of Divinity at this Commencement, which he now sueth for. For, besides the Singularity above rehearsed, the said Cartwright is not conformable in his Apparel“ — — — —

ferneren Verlauf nahm und trotzdem, daß Cecyl möglichste Schonung und Milde bei der Verhandlung dringend empfahl, sich endlich mit Cartwright's Absetzung vollzog, ging Grindal in sein Erzbisthum York, wo er zunächst in Cawood und später in Bishopthorp seine Residenz aufschlug. Die Reformation stand hier noch in ihren Anfängen. Die Vornehmen zeigten viel Widerwillen gegen dieselbe und unter dem Volke gab es eine Menge Papisten. Die Heiligentage und Fasten, der Rosenkranz und viele papistische Gebräuche waren noch nicht abgeschafft. Sehr unwissend, besserer Belehrung schwer zugänglich und hartnäckig im Beharren gewohnter Irrthümer, so fand Grindal das Volk [86]. Sein nächstes Augenmerk richtete er auf die Neubesetzung erledigter Kirchenämter und auf die Herstellung eines der Kirchenordnung gemäßen Gottesdienstes. Zur Abhaltung der Kirchenvisitationen bestellte er eine besondere Commission, befahl zunächst die Beseitigung der noch häufig erhaltenen sogenannten Roodlofts (sustentacula, Stand-Christbilder oder Christbilder-Hallen) und traf einige dringende Anordnungen für die Kirchen und Geistlichen im Yorker Archidiakonate [87]. Zum Gebrauche für die anzustellenden Visitationen übersendete ihm Erzbischof Parker im August 1571 ein besonderes liber quorundam Canonum disciplinae Ecclesiae Anglicanae [88]. Da den darin befindlichen, auf einer Synode zu Canterbury neulich erst vereinbarten Beschlüssen die Bestätigung der Königin fehlte, so trug Grindal Bedenken, dieselben zur Richtschnur zu nehmen [89]. Vielleicht fürchtete er weniger das „Premunire", als die Bevormundung, welche Parker gegen ihn, den gleichberechtigten, aber nicht unter ihm stehenden Kirchenfürsten blicken ließ. Uebrigens waren die kirchlichen Zustände in York mit denen in Canterbury zu wenig übereinstimmend, um jene „canones" als maßgebend für beide Kirchen zu betrachten. Grund genug für Grindal, sich seine Selbständigkeit zu bewahren. Er gab daher für seine Kirche eigene disciplinarische Vorschriften und faßte sie in 25 Artikeln für den Klerus und für die Laien zusammen [90]. Sie sind den damaligen Verhältnissen angemessen, mit Sorgfalt und Vorsicht erwogen, und lassen erkennen, daß Grindal das Reformationswerk in York fast neu zu beginnen hatte; die Mehrzahl der Bestimmungen betraf die Abschaffung und Beseitigung katholischer Einrichtungen und Gebräuche. Damit Niemand Unwissenheit vorschützen könnte, sollten die Artikel der Religion jährlich zweimal, die kirchlichen Verordnungen der Königin jedes Quartal einmal und die erzbischöflichen Befehle in jedem Halbjahre einmal an bestimmten Sonntagen verlesen werden. Er sorgte für den nöthigen Religionsunterricht, denn es sollte Niemand communiciren dürfen oder getraut werden können, der nicht den Katechismus, die zehn Gebote und das Vaterunser herzusagen wisse. Dem Religionsunterrichte ward Alexander Nowel's Katechismus, welchen die Synode vom J. 1562 gebilligt hatte, zu Grunde gelegt. Auch dem Domcapitel zu York ertheilte er im J. 1572 Befehle, die Reformation nach einer Instruction in 15 Artikeln vorzunehmen [91]. Für die Kathedralkirche entwarf er einen besonderen Ordo perpetuus pro concionibus in Ecclesiis, welcher bis 1685 Gültigkeit hatte [92]. Da er die Kirchenämter nur mit tüchtigen Männern besetzen wollte, so wies er Unwissende entschieden zurück [93]. Er überwachte die Ausübung des Rechts, Pfarrämter zu besetzen, in streitigen Fällen [94], nahm seine Geistlichen, besonders die geringen Einkommens, wenn sie den damals beliebten Strafgelder-Er-

86) Am 29. Aug. 1570 schrieb er an Cecyl: „I am informed, that the greatest part of our Gentlemen are not well affected to Godly Religion, and that among the People there are many Remanents of the old. They keep Holydays and Fasts abrogated. They offer Money, Eggs etc. at the Burial of their Dead. They pray Beads etc. So as this seems to be as it were another Church, rather than a Member of de rest." An dem Volke habe er drei üble Eigenschaften bemerkt: „great Ignorance, much Dulness to conceive better Instruction, and great Stiffness to return their wonted Errors. I will labour as much as I can to cure every of these, committing the Success to God." *Strype* l. c. p. 164. 87) Vergl. *Strype* l. c. p. 164. 165. 88) „which is still extant in Sparrow's Collection" bemerkt *Strype* l. c. p. 166. 89) Er schrieb an Parker (*Strype* l. c.): „that he stood in doubt, whether the Articles contained in it had Vigorem legis; unless they had been either concluded upon in a Synod, and after Ratified by her Majesty's Royal Assent in scriptis, or else were confirmed by Act of Parliament." In Betreff der mündlichen Zustimmung der Königin bemerkte Grindal: „Fine Words fly away as Wind and would not serve us, if we were impleaded in a Case of Premunire" (Strafe des Güterverlusts, wenn Synodalbeschlüsse ohne königliche Bestätigung geltend gemacht werden). S. *Strype* l. c.

90) Sie sind auszüglich mitgetheilt von *Strype* l. c. p. 167—169. Da heißt es z. B.: „The Articles of Religion to be read Twice every Year; viz. on some Sunday within a Month after Easter and Michaelmas." „The Queen's Injunctions to be read in time of Divine Service, in Churches and Chapels once every Quarter; and the Archbishop's Injunctions once every half Year." „None to be admitted to the Communion, being above 14 Years old, that could not say by Heart the Ten Commandments, and Lord's Prayer; nor none being 14 Years old and upwards, that could not say by Heart the Catechism." „That they (die Pfarrer) should Marry no Person, nor ask the Banns of Matrimony of any; unless they could say the Catechism by Heart, or would recite the same to the Minister" u. s. w. 91) Ebenfalls im Auszuge mitgetheilt bei *Strype* l. c. p. 169. Unter Anderem: „The old Statutes to be revised: And those abolished that were either not necessary, superstitious or unprofitable. And the rest drawn into a Book, to be confirmed and read in the Chapter-House four times a Year." „The Praecentor or his Deputy, and the Master of the Choristers, to provide, that the Choristers should be virtuously brought up in the Principles of Religion; and to be examined thrice every Quarter of a Year in the English Catechism, now lately set forth and enlarged." 92) *Strype* l. c. p. 170. 93) Strype erzählt l. c. p. 184 einen solchen Fall, welchen wir als Curiosum mittheilen wollen. Ein gewisser William Ireland hatte um das Rectorat (Pfarramt) zu Harthil angehalten. „In his Presentation were these words Vestri humiles et obedientes: Which the Chaplain (der Examinator) required him to construe, to understand his Ability in Latin. But he expounded them, *Your Humbleness and Obedience.* The Chaplain asked him again, who brought up the People of Israel out of Egypt? He answered, King Saul. And being asked, who was first Circumcised, he could not answer. Wherefore the Archbishop rejected him." 94) *Strype* l. c. p. 171—173.

pressungen ausgesetzt waren, kräftig in Schutz[95]), und versagte seine Fürsprache auch den armen Landbewohnern nicht, wenn sie in ihrem Nahrungserwerbe verkürzt werden sollten[96]). Auf sein dringendes Ansuchen ward die königliche Kirchencommission für die Erzdiöcese York wieder hergestellt[97]). Sie unterstützte ihn wirksam in seinem Kirchenregimente und daß ihm in Henry, Earl von Huntingdon, dem Lordpräsident des Nordens von England, mit dem er die Regierungssorgen zu theilen hatte, ein treuer Freund beschieden war, rechnete er zu den seltenen Gütern irdischen Glückes[98]). Und in der That stand Grindal jetzt auf der Höhe des Lebens. Die wohlwollende Gnade seiner Königin, die hohe Stellung seiner Würde, die Hochachtung, welche die Ersten des Reiches ihm zollten, die glücklichen Erfolge seiner Wirksamkeit[99]), das Vertrauen, welches ihm von vielen Seiten entgegen kam, auf das Alles durfte Grindal mit Befriedigung blicken, aber sein demüthig zu sein und sich im Glück nicht zu überheben erinnerten ihn öftere Körperleiden[100]) und was er sich selbst sagte, daß aller menschlichen Arbeit die Zeichen der Mangelhaftigkeit aufgedrückt sind. Denn, wenn die kirchlichen Zustände damals kaum anderswo in England so befriedigend waren, als in der Erzdiöcese York, wenn die Zahl der Katholiken sich von Tag zu Tag minderte[1]), wenn die Puritaner hier weniger als anderwärts Gelegenheit nahmen, die Gemüther zu beunruhigen[2]), so sollte Grindal doch bald die Unbeständigkeit der Dinge kennen lernen, als die puritanischen Bewegungen im Süden des Reichs ihren Einfluß auch auf den Norden zu äußern anfingen. Die Puritaner hatten im J. 1572 zu Wandsworth in der Grafschaft Surrey ein eigenes presbyterianisches Kirchenregiment aufgerichtet und sich thatsächlich von der bischöflichen Landeskirche getrennt; sie hatten ihre „Disciplina" in Druck ausgeben lassen und durch diese und andere Schritte die Oberhoheit der Königin in empfindlicher Weise angegriffen. Die Königin, den Puritanern niemals geneigt, erließ nun die Proclamation vom 20. Oct. 1573, worin sie durch den Geheimen Rath die Bischöfe für den Ungehorsam verantwortlich machen und zu Grindal's großem Schmerze aussprechen ließ, daß die Bischöfe allein die Schuld trügen, wenn die „uniformity" der Kirche in ihrem Reiche immer noch nicht zu Stande gekommen sei[3]). Von königlichem Standpunkte aus wol begreiflich war der Vorwurf in seiner Allgemeinheit kaum zutreffend. Grindal konnte mit einigem Recht auf den tiefen kirchlichen Frieden in seiner Diöcese hinweisen; allein dieser Friede war nur die wohlthätige Frucht seiner erzbischöflichen Toleranz. Jetzt sollte er in die Lage kommen, um dieses Friedens willen die Uebergriffe puritanischer Eiferer strafen zu müssen. Der Puritaner Lowth, ein Laie in geistlichem Amte, was er eine Reihe von Jahren ungestört hatte ausüben dürfen, war verschiedener Ordnungswidrigkeiten angeklagt. Als er deshalb vor die Kirchencommission gerufen wurde, nahmen die Puritaner sich seiner an, und es zeigte sich, daß sie mehr verlangten als blos geduldet zu sein. Lowth entblödete sich nicht, verleumderische Briefe über Grindal in die Welt zu schicken und sein Verfahren gegen ihn und die Puritaner mit der spanischen Inquisition zu vergleichen. Er wurde bestraft und Grindal bat den Erzbischof Parker, Lowth's Begnadigung bei der Königin möglichst zu hindern[4]).

Es wird nicht nöthig sein, noch andere Beweise beizubringen, um daraus die Ueberzeugung zu schöpfen, daß Grindal die hohe Stellung nicht unverdient einnahm, und daß er in seinem Stande unter den Zeit-

95) Die Königin hatte den Pachtsanträgern verstattet, zu ihrem Besten die vom Klerus „under pretence of Concealment of Lands and Rents given for Superstitious Uses" verwirkten Strafgelder einzutreiben. Da hierbei große Gewaltthätigkeiten vorkamen, so beschwerte sich Grindal am 29. Juni 1573 darüber. Er schrieb, er wolle die Berechtigung der Gentlemen-Pensioners anerkennen, „but I find Fault with the Manner of Proceeding which hath been used here, about the levying of the same. For first, their Deputies have been bare Men, and noted for evil Dealing heretofore, and so the liker to commit Extortions and Briberies. Whereof some, as I hear, have been opened in the Star-Chamber; and of some we have suffered in these Parts. Secondly, Their Manner of Dealing, by Composition for Offences past and to come, tendeth not to the Restraint of Abuses, but is rather a Mean to encrease the same." — — *Strype* l. c. Book II. c. 3. p. 178 und Appendix p. 57. 96) Ein Mr. Barwike wollte 40 Acker vom königl. Forst zu Galtres einhegen, wodurch den Bewohnern von Sutton das Weiderecht und also die Nahrung für ihr Vieh genommen werden sollte. Grindal erstattete darüber ausführlichen Bericht an den Lordschatzmeister. *Strype* l. c. B. II c. 3. p. 182. 97) *Strype* l. c. p. 178. 98) Wie hoch Grindal den Lord-Präsident Huntingdon schätzte, geht aus folgender Briefstelle hervor, wenn er an Lord Burghley also schreibt: „My Lord President's good Government here among us daily more and more discovereth the rare Gifts and Virtues which afore were in him, but in private Life were hid from the Eyes of a great Number. That the old Proverb was verify'd in him, Magistratus probat virum." *Strype* l. c. p. 177. 99) Am Neujahrstage 1574 konnte Grindal dem Lord Schatzmeister schreiben: „We are in good quietness, God be thanked, both for the Civil and Ecclesiastical State." *Strype* l. c. p. 183. 100) *Strype* l. c. p. 184.

1) Die Zahl der Katholiken hatte so abgenommen, daß Grindal am 13. Nov. 1574 dem Lord Schatzmeister meldete: „Only Five Persons have been committed for their Obstinacy in Popistical Religion. For the Number of that Sect, (Thanks be to God) daily diminisheth: in this Dioces especially." *Strype* l. c. Appendix p. 58.

2) *Strype* l. c. p. 185 sagt: „Though there were not so many Puritans in these Northern Quarters, as in the South", und fügt hinzu: „the Ecclesiastical Commissioners being chiefly employed in taking Cognizance of Papists." 3) Grindal schrieb am 9. Dec. 1573 an Parker (*Strype* l. c. p. 181): „The late Proclamation, and the Councils late Letters seem to lay a heavy Burthen upon our Shoulders; and that generally and equally without respect of Difference; whereas indeed there is not like occasion of Offence given of all. I assure your Grace *it is to me a great grief*, and would have been tenfold greater, had they not thereby so well beaten down the other arrogant innovating Spirits; which I trust shall work some Benefit to the Church, if the Captains be not countenanced, as they have been by those that are no Bishops." Er fügt hinzu: „That as for his own Diocese, in very deed that Uniform Order allowed by the Book of Common-Prayer was universally observed there. He thought some of his Province had some Novelties; but he had written to them to reform them without delay, or else he would" — — — 4) *Strype* l. c. p. 185. 186.

genossen als eine ehrwürdige Erscheinung hervortrat. Wie er der Kirche ungetheilt seine ganze Kraft widmete, wie er für das Gedeihen derselben zu rathen und zu helfen, auch in vergeblichen Fällen, nie müde wurde, wie er als Freund strenger Ordnung selbst seine Ueberzeugung nicht schonte und oft hart sein mußte, wo er mild zu verfahren vorgezogen hätte, das ist zum guten Theil mit den Zeitgenossen vergessen oder wenn überliefert nicht mehr in seinem ganzen Werthe erkennbar. Die Königin Elisabeth konnte aber kaum einen treueren Diener haben, als Grindal. Mit hoher Verehrung hing er an ihr; für ihr Wohlbefinden trug er ängstliche Sorge[5]) und für ihre Erhaltung in Lebensgefahr betete gewiß kein Anderer inniger als er. Aufmerksam auf Alles, was sie erfreuen konnte, sendete er ihr, so lange er Bischof von London war, jedes Jahr von seinem Weinberge zu Fulham die köstlichsten Weintrauben, wie sie in England damals noch wuchsen[6]). Da die Königin Grindal's Werth zu schätzen wußte, so hatten sich die Beziehungen zwischen Herrin und Diener so freundlich gestaltet, daß sich trotz der bemerkbaren Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden weder die Gnade der Königin, noch der Diensteifer Grindal's zu vermindern schienen, und jetzt, wo wir an dem wichtigsten Scheidepunkte im Lebensgange Grindal's stehen, belohnte die Königin die Treue desselben mit dem Höchsten, was sie zu geben jemals im Stande sein konnte. Erzbischof Parker von Canterbury war im August 1575 gestorben[7]) und die Königin Elisabeth bestimmte unsern Grindal zu seinem Nachfolger. Es geschah ohne sein Zuthun und wenn Lord Burghley ihn empfahl, ohne irgend ein Bedenken von Seiten der Königin. Als Erzbischof von Canterbury hatte Grindal, aus keiner hochansehnlichen Familie entsprossen, sondern der Sohn eines keineswegs bemittelten Pachtinhabers, die höchste Staffel der Ehren erreicht, die irgend ein Engländer erreichen konnte; er war seinem Range gemäß der Nächste nach der Königin und also der erste Bürger des Reichs, der erste Staatsdiener. Und doch um wie viel glücklicher wäre er gewesen, wenn er seine Laufbahn als Erzbischof von York, im ruhigen Sitze seines Wohlbefindens hätte beschließen können. Parker's Schicksal, in Ungnade zu fallen, mußte auch Grindal theilen, aber in viel empfindlicherer Weise.

Grindal's Sinn stand nicht nach so hoher Stellung, doch fand er sich bewogen, dem Lord Burghley auf die Nachricht von dem Willen der Königin am 10. Dec. 1575 zu antworten, daß er nach reiflicher Ueberlegung entschlossen sei, einer ordentlichen Berufung zu folgen[8]). Am 10. Jan. 1576 ward er ordnungsmäßig gewählt und am 15. Febr. als Erzbischof von Canterbury bestätigt. Als Erzbischof von York folgte ihm der bisherige Bischof von London Edwin Sandys. Es schien für Grindal schon als ein böses Omen zu gelten, daß er bei seinem Antritte des Erzbisthums mit seinem Jugendfreunde Sandys in ein Zerwürfniß gerieth, welches ohne Lord Burghley's Vermittelung leicht hätte in schlimme Feindschaft ausarten können. Kaum etwas Anderes als Amtseifer konnte Grindal auf Augenblicke eine alte bewährte Freundschaft vergessen lassen, als er den vermeintlichen kirchlichen Verfall der Diöcese London dem Bischof Sandys in harten Worten vorwarf und in ihm gleichsam die Ursache jener mislichen Proclamation der Königin finden wollte[9]). Die räumliche Trennung beider Freunde ließ den Streit wol schwerlich zu nachhaltigen Folgen kommen.

Die eben tagende Convocation der Erzdiöcese Canterbury versetzte Grindal sogleich mitten in die Geschäfte. Es waren Beschlüsse zu vereinbaren, welche die Anstellung der Geistlichen und Anordnungen disciplinarischer Art betrafen und zugleich als erläuternde Zusatzartikel zu einer früheren Verordnung: The Form and Manner of Making and Consecrating Bishops, Priests and Deacons gelten sollten. Sie waren bereits so weit ge-

5) Vergl. *Strype* l. c. p. 81. 84. Als die Pest 1563 wüthete, drängte Grindal den Staatssecretär Cecyl zur Eile, die Königin in Sicherheit zu bringen. Er empfahl ihm das Sprüchwort Cito, Procul, Sero, in Bezug auf die Pest erklärt: Cito fuge, Procul fuge, Sero revertere. *Strype* l. c. p. 78. Im J. 1571 war Cecyl (Lord Burghley) kaum dem Mordstahl entgangen. Grindal wünschte ihm zu seiner Errettung Glück. In diesem Briefe vom 29. Jan. 1571 schrieb er in Beziehung auf die Königin: „The Number of obdurate Papists, and Italianite Atheists, is great at this Time: Both desperate, and grown, as it evidently appeareth, to the Nature of Assassines. Wherefore *he wisht that her Majesty would not be tam facilis aditu*, as she had been, especially to mean Strangers; nor walk abroad so slenderly accompanied, as he was wont: Nor that her Privy Gardens should be so common, as they had been. And at length prayed the said Lord, that he would give him leave to be so bold, as to desire him to signify so much of his poor Opinion to her Majesty. For whose Preservation he daily prayed to the Almighty.“ *Strype* l. c. p. 174. Auch das Erdbeben vom J. 1574 erregte seine Besorgnisse. Wie das Erdbeben in Croyden dem Tode König Eduard's vorausgegangen, so, schreibt er dem Erzbischof Parker, „he were jealous *it might import the Death of the Queen*.“ Parker tröstete ihn mit den Worten: „It is the Lord, let him do what is good in his Eyes.“ *Strype* l. c. p. 187. 6) „The Vines at Fulham were of that Goodness and Perfection beyond others, that the Grapes were very acceptable to the Queen“ schreibt *Strype* l. c. p. 128. Vergl. p. 146. 7) Godwin (De Praesulibus Angliae I. p. 220) setzt seinen Todestag auf den 17. Mai 1575.

8) Grindal schreibt: „I understand by your Lordship's Letter of the 25th. of Novemb. last; — — — what your Lordship thinketh of Her Majesties Inclination for my Remove. If Her Majesty should so resolve (although I have had heretofore many Conflicts with my self about that Matter) yet have I in the end determined to yield unto the ordinary Vocation; least in resisting of the same, I might with Jonas offend God, occasion a Tempest etc. Beseeching God to assist me with his Grace, if that weighty Charge be laid upon me: To the sustaining whereof I find great Insufficiency in my self.“ *Strype* l. c. p. 190. Der Lord President Huntingdon schrieb an Lord Burghley (*Strype* l. c. p. 191): „I hear that my Lord Archbishop is in Election for Canterbury; of whom I must say without Offence to others, that I know none worthy to be preferred before him to that place for many Respects, and yet while I serve here, I am as loath he should be changed. But that Place requireth such a sufficient Man. And therefore I shall be glad if Her Majesty appoint him to the Place.“ 9) Vergl. *Strype* l. c. p. 192. Sandys beklagte sich gegen Lord Burghley, daß Grindal „had used him hardly many ways, especially in Matter of Dilapidation.“

blieben, daß nach königlicher Bestätigung der Erzbischof am 20. April 1576 ihre Publication verordnen konnte [10]). Nächstdem erforderten die erzbischöflichen Gerichtshöfe seine Aufmerksamkeit. Es fehlte bei denselben nicht an Misbräuchen. Die Dispensationen, welche bei dem Court of Faculties (dem Dispensationsgerichte) gesucht wurden und einträglich waren [11]), hatten übermäßig an Ausdehnung gewonnen. Sie ohne Unterschied beizubehalten fand Grindal nicht angemessen, und so wurde nach seinen Vorschlägen am 20. Juni 1576 vom Geheimen Rathe ihre Verminderung ausgesprochen [12]). Ueber das Oberappellationsgericht (Court of the Arches), den sogenannten Verhörsaal (Court of the Audience) und den sogenannten „Prerogative Court" (wo Testamente niedergelegt wurden, Vormundschaftssachen u. s. w. vorkamen) erforderte Grindal von den Vorstehern Dr. Henry Jones und Dr. Thomas Yale, von Dr. Harvey und Dr. Aubrey besondere Gutachten, nach welchen zu Beseitigung der Uebelstände die Statuten der Gerichtshöfe verbessert oder erneuert werden sollten [13]). Die Ausführung dieses schwierigen Werkes scheint, so rasch sie begonnen wurde, sich später verzögert zu haben, denn wir finden während Grindal's Kirchenregiment nur noch eine die Inhibitionen betreffende Verordnung vom 7. Nov. 1576 [14]). Zudem nahmen dringendere Geschäfte Grindal's Zeit in Anspruch. Die Königin hatte eine neue Kirchencommission verordnet und ihr unterm 23. April 1576 eine ausführliche Instruction ertheilt, nach welcher der gesammte Zustand der englischen Kirche untersucht, alle Gesetzwidrigkeiten und gegen die Kirchenordnung und kirchlichen Befehle verstoßenden Uebelstände in Lehre und Verfassung beseitigt, alle dabei Betheiligten zur Verantwortung und Strafe gezogen und Friede und gute Ordnung in der Kirche hergestellt werden sollten [15]). Es war ein erneuerter Versuch, die Conformität der englischen Kirche zu vollenden, aber ein vergeblicher, wie alle früheren. Die Commission war kaum zusammengetreten, als die Puritaner in Northamptonshire und Warwickshire sich erlaubten, die genfer Kirchenordnung in ihren Kirchen einzuführen, ein Schritt, welcher die Königin höchlich erzürnte. Sie ließ am 7. Juni 1576 durch den Earl von Leicester dem Erzbischof Grindal befehlen, gegen diese offene Verletzung des Suprematseides von Amtswegen einzuschreiten und die Häupter der Bewegung, Paget und Orenbridge, zur Verantwortung zu ziehen. Die Bewegung war aber von angesehenen Laien so wirksam unterstützt worden, daß Grindal gerathen fand, dem Lord Burghley zu eröffnen, es werde bessern Erfolg haben, wenn der Geheime Rath die Sache in die Hand nehme [16]).

Besondere Sorgfalt verwendete Grindal auch auf die Kirchenvisitationen in seiner Erzdiöcese. Sie dauerten mit mehreren Unterbrechungen vom März 1576 bis Ende Mai 1577. Grindal hatte dazu allgemeine Artikel vorbereitet [17]), welche sich über alle Angelegenheiten der Kirche und Geistlichkeit im Allgemeinen und Einzelnen verbreiteten und nach dem Buchstaben gehandhabt für den Einzelnen arge Bedrückungen zur Folge haben konnten. Außer den allgemeinen Artikeln hatten die Visitatoren auch noch besondere Befehle für die einzelnen Diöcesen zu berücksichtigen [18]). Wenn, wie Grindal wollen mußte, die Kirche in ihren Häuptern und Gliedern untadelig vor den Augen der Welt erscheinen sollte, so wird die Strenge begreiflich. Ueberall tritt der Geist der Bevormundung hervor, welcher die damalige Macht der Geistlichkeit kennzeichnet und auf Staat und Kirche von nicht immer heilsamen Einfluß gewesen ist. Dafür dürfen wir Grindal nicht verantwortlich machen. Seine Stellung gebot es, sich der vom Geiste der Zeit gegebenen Machtvollkommenheit zu bedienen und er hat es zur Zufriedenheit seiner Zeitgenossen gethan. Neben seinen reichlich bemessenen Amtsarbeiten widmete er seinen Fleiß auch einer Sache, welche ihm ein Mittel sein sollte, eine wissenschaftlich tüchtige Geistlichkeit für seine Kirche zu erlangen. Dies waren die sogenannten Uebungen oder Weissagungen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen und bei der Königin so großes Misfallen erregten. Diese Uebungen oder Weissagungen waren keineswegs Grindal's Erfindung. Sie hatten ihren Ursprung in der Diöcese des Bischofs Edmund Scambler von Peterborough, in der Grafschaft Northampton. Daselbst hatten um das J. 1571 einige Geistliche mit Scambler's Genehmigung den Beschluß gefaßt, Sonnabends aller 14 Tage, nachher

10) *Strype* l. c. p. 194—196. Die Beschlüsse, in 15 Artikeln verfaßt, sind vollständig mitgetheilt l. c. Appendix p. 59—62. Zwei Artikel, vielleicht auf Grindal's Veranlassung hinzugekommen, der 12. über die Privattaufe und der 15., Trauung und Aufgebot betr., wurden von der Königin nicht bestätigt; daher enthält der amtliche Abdruck nur 13 Artikel. 11) Man sehe „The Faculty-Office. The Dispensations, with their Prices" bei *Strype* l. c. Append. p. 63. 12) Vergl. *Strype* l. c. p. 202. 203 und dann p. 218. 219. 13) Diese merkwürdigen Gutachten finden sich bei *Strype* l. c. p. 204—208. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt würde hier nicht am Orte sein, selbst wenn eine kurze Darstellung dem deutschen Leser das nöthige Verständniß in Sachen des englischen Kirchenrechts und Gerichtsbrauchs zu vermitteln im Stande wäre. 14) Vergl. *Strype* l. c. p. 217. 218. 15) *Strype* l. c. p. 208. 209 und Appendix p. 64—70.

16) *Strype* l. c. p. 215. 216. 17) Sie sind von *Strype* l. c. Append. p. 71—73 mitgetheilt. Zur Bezeichnung ihres Geistes machen wir auf den 10. Artikel aufmerksam, welcher die Privatverhältnisse der Geistlichen behandelt. Da soll von den Visitatoren untersucht werden „Whether you know, or suspect any of them to obtain his Room, or Living, by Simony, that is by Mony, unlawful Covenants, Gift or Reward: Who presented him: Whether his Living be in Lease; and by whom it is Leased; to whom, and upon what Rent. Whether he doth pay any Pension: For what Cause: What Sum, and tho whom: Whether any of them be known, or suspected to be a Swearer, an Adulterer, a Fornicator, or suspected of any other Uncleanness: Whether any of them do use any suspect House, or suspected Company of any such Faults, any Tavern, Alehouse or Tippling Houses, or any inconvenient Season: Whether any of them be suspected to be a Drunkard, a Dicer, a Carder, a Brawler, Fighter, Quareller, or unquiet Person, a Carrier of Tales, a Backbiter, Slanderer, Baitmaker, or any other ways a Breaker of Charity and Unity, or Cause of Unquietness by any Means." 18) Vergl. *Strype* l. c. p. 211—215, wo auch die Specialbefehle für die Diöcesen Glocester und Bangor mitgetheilt sind.

aber jeden Sonnabend zusammenzukommen und über einzelne, wahrscheinlich vom Bischof ausgewählte Capitel oder Stellen der heil. Schrift eine Unterhaltung zu pflegen. Da man den Versammlungen in einer Kirche einen erbaulichen Charakter beilegen wollte, so wurden Laien als Zuhörer zugelassen. Ein Geistlicher als Sprecher sollte seine Gedanken über den Text eröffnen, dann ein zweiter, dritter u. s. w., worauf der Vorsitzende (a moderator) erläuternde Bemerkungen hinzufügte und mit einer erbaulichen Anwendung schloß. Nach zweistündiger Dauer und wenn die Zuhörer entlassen waren, leitete der Vorsitzende eine wissenschaftliche Berathung ein, wo Fragen angeregt, Einwürfe erhoben, Zweifel beseitigt und sonstige Erörterungen gegeben wurden. Jede Berathung schloß wieder mit einer Ermahnung [19]). Man nannte diese Zusammenkünfte „Exercises“ und später gestützt auf 1 Korinth. 14 Weissagungen (Prophesyings). Ihre Veranstaltung fand Beifall und hier und da Nachahmung. So hatten sie in mehreren Diöcesen eine Zeit lang ungehinderten Fortgang, als Grindal schon von Amtswegen veranlaßt war, diese Nebengottesdienste seiner Oberaufsicht zu unterwerfen. Da er sie von ihrer Lichtseite betrachtete, so empfahlen sie sich ihm als Mittel, seiner Geistlichkeit wissenschaftlichen Sinn einzupflanzen, ihre theologischen Kenntnisse zu vermehren und ihre praktische Ausbildung als Prediger zu fördern, wie sie ihn der Ueberzeugung zuführten, daß dem Volke niemals zu viel Gelegenheit geboten werden könne, Gottes Wort zu hören und kennen zu lernen. Aber das Neue und Ungewöhnliche der Sache regte auf; Katholiken sowol als eifrige Anglikaner fanden die Neuerung anstößig; die Puritaner erkühnten sich zu fragen, wie könne die englische Kirche sammt ihren Erzbischöfen, Bischöfen und ihrer Kirchenordnung sich einer Vollkommenheit rühmen, wenn solche Nebengottesdienste nöthig würden. Die Uebungen selbst verliefen nicht immer in erbaulicher Weise; es fehlte nicht an Ausschreitungen, wenn Laien darin zu sprechen verlangten; falsche Propheten verbreiteten verdächtige und ketzerische Meinungen; das Volk gewöhnte sich über religiöse Dinge zu streiten; es bildeten sich Parteien und Spaltungen und böswillige Gerüchte verwandelten den Schein in Ungeheuerlichkeiten. Wenn auch Grindal die Uebungen zu erhalten und in gedeihlichem Fortbestande durch Aufstellung einer besonderen statutarischen Ordnung [20]) zu schützen suchte, so konnte er doch weder das böse Geschrei zum Schweigen bringen, noch die daran sich knüpfenden Folgen verhindern. Die Königin eröffnete ihm ihr gänzliches Misfallen an diesen Uebungen: das Volk werde dadurch von seinen Berufsgeschäften abgehalten, bekomme neue Meinungen und Einbildungen in die Köpfe, finde Anlaß zu religiösen Streitigkeiten, welche leicht zu politischen Aufständen führen könnten. Uebrigens, meinte sie, gebe es schon zu viele Prediger, das Volk möge sich am Vorlesen der vorgeschriebenen Homilien begnügen. Da für jede Grafschaft drei oder vier Prediger vollkommen ausreichten, so solle der Erzbischof die Zahl der Prediger verringern und die berufenen Uebungen ganz abschaffen. Wie die Königin zu einer solchen Erklärung gekommen sein möge, läßt sich kaum entscheiden, wenn nicht anzunehmen erlaubt ist, daß sie die Uebungen als eine Frucht des ihr verhaßten Puritanismus betrachtet habe und daß sie der Meinung gewesen, die Conformität der Kirche sei nur durch die zu große Anzahl der Geistlichen unmöglich gemacht worden. In Rücksicht auf die Uebungen konnte aber die Königin als „supreme governour of the Church“ mit viel gewichtigerem Grunde sagen: ich verbiete die Uebungen, weil sie ohne meine Erlaubniß und Bestätigung eingeführt worden sind. Ob die Königin diesen Grund geltend gemacht habe, wissen wir nicht, aber Grindal beantwortete diese allerhöchste Willenskundgebung in einem eigenhändigen Briefe an die Königin [21]). Er ist datirt vom 20. Dec. 1576 und der Königin vom Grafen von Leicester übergeben worden. Da dieses merkwürdige Schreiben, ein charakteristisches Zeugniß für Grindal's Denkweise, das Sachverhältniß hinlänglich erläutert, so halten wir es für angemessen, hier den Inhalt nach dem Wortlaute wiederzugeben.

In der Einleitung sagt Grindal, daß das Verlangen der Königin, „the Abridging the Number of Preachers, and the utter Suppression of all Learned Exercises and Conferences among the Ministers of the Church“, ihn in große Betrübniß versetzt habe. Bei der letzten Audienz „it was not your Majesty's Pleasure then, the Time not serving thereto, to hear me at any Length, concerning the said two Matters there propounded: I thought it therefore my Duty by Writing to declare some Part of my Mind unto your Highness: Beseeching the same, with Patience to read over this that I now send written with mine own rude Scribbling Hand:“ — — „For I say with Ambrose, Scribo manu mea, quod sola legas.“

„Madame, First of all, I must and will, during my Life, confess, That there is no Earthly Creature, to whom I am so much bounden as to Your Majesty. Who, notwithstanding mine Insufficiency (which commendeth your Grace the more) hath bestowed upon me so many and so great Benefits as I could never hope for, much less deserve. I do therefore, according to my most bounden Duty with all Thanksgiving bear towards Your Majesty a most humble, faithful and thankfull Heart; and that knoweth He which knoweth all things. Neither do I ever intend to offend Your Majesty in any thing, unless, in the Cause of God, or of his Church, by Necessity of Office, and Burden of Conscience, I shall thereunto be enforced. And in those Cases (which I trust in God shall never be urged upon me) if I should use dissem-

19) *Strype* l. c. p. 175. 176. 20) S. Orders for Reformation of Abuses about the Learned Exercises and Conferences among the Ministers of the Church bei *Strype* l. c. p. 220. 221.

21) Vollständig bei *Strype* l. c. Append. p. 74—85.

bling or flattering Silence, I should very evil requite Your Majesty's so many and so great Benefits. For in so doing, both You might fall into Peril towards God, and I my self into endless Damnation."

„The Prophet Ezechiel, termeth us, Ministers of the Church, Speculatores, — — and not Adulatores. If we see the Sword coming by Reason of any Offence towards God, we must of Necessity give Warning, or else the Blood of those that perish will be required at our Hands. I beseech Your Majesty thus to think of me, that I do not conceive any evil Opinion of You, although I cannot assent to those two Articles then propounded. I do, with the rest of all Your good Subjects, acknowledg, That we have received by Your Government many and most excellent Benefits, as among others, Freedom of Conscience, suppressing of Idolatry, sincere Preaching of the Gospel, with publick Peace and Tranquility. I am also persuaded, that even in there Matters — — Your Zeal and Meaning is to the Best. The like hath happened to many of the best Princes that ever were." Z. B. King David — — — King Ezechias — — King Jehosaphat — — —

„And so to come to the present Case; I may very well use unto Your Highness the Words of Ambrose" — — an den Kaiser Theodosius: „Novi pietatem tuam erga Deum, lenitatem in homines; obligatus sum beneficiis tuis" etc. — — „But surely I cannot marvail enough, how this strange Opinion should once enter into your Mind, that it should be good for the Church to have few Preachers."

„Alas! Madame, Is the Scripture more plein in any one thing, than that the Gospel of Christ should be plentifully preached; and that Plenty of Labourers should be sent into the Lord's Harvest: Which being great and large, standeth in Need not of a few, but many Workman?" Wenn Salomon Tausende von Arbeitern zum Tempelbau bestellte, „shall we think that a few Preachers may suffice to build and edifie the Spiritual Temple of Christ, which is his Church?" Christus befahl den Aposteln: Ita, praedicate Evangelium omni Creaturae — — — Paulus schrieb an die Kolosser: Sermo Christi inhabitet in vobis opulente — und an Timotheus: Praedica sermonem, insta tempestive, intempestive, argue, increpa, exhortare — — — „Which things cannot be done without often and much Preaching." — — — Gleicherweise schrieb er an Titus: Hujus rei gratia reliqui te in Creta, ut quae desunt pergas corrigere et constituas oppidatim Presbyteros — — — „And in this Place I beseech Your Majesty to note one thing necessary to be noted; which is this, If the Holy Ghost prescribe expresly that Preachers should be placed Oppidatim, i. e. in every Town or City, *how can it well be thought, that three or four Preachers may suffice for a Shire?*" Wie die Predigt überhaupt zum Heile der Menschheit diene, so befördere sie besonders den Gehorsam.

„No Prince ever had more lively Experience hereof than Your Majesty hath had in your Time, and may have daily. If Your Majesty come to the City of London never so often, what Gratulation, what Joy, what Concourse of People is there to be seen? Yea, what Acclamations and Prayers to God for Your long Life, and other manifest Significations of inward and unfained Love, joined with most humble and hearty Obedience, are there to be heard? Whereof cometh this, Madame, but of the continual Preaching of God's Word in that City? Whereby, that People hath been plentifully instructed in their Duty towards God and Your Majesty? On the contrary, what bred the Rebellion in the North? Was it not Papistry and Ignorance of God's Word, through Want of often Preaching? And in the Time of that Rebellion, were not all Men of all States that made Profession of the Gospel, most ready to offer their Lives for Your Defence? Insomuch, that one poor Parish in Yorkshire, which by continual Preaching had been better instructed than the rest, (Halifax I mean) was ready to bring three or four Thousand hable Men into the Field to serve you against the said Rebels. How can Your Majesty have e more lively Tryal and Experience of the contrary Effects of much Preaching, and of little or no Preaching? The one working most faithful Obedience, and the other most unnatural Disobedience and Rebellion."

„But it is thought of some, that many are admitted to preach, and few be hable to do it well. That unable Preachers be removed is very requisite", — — es sei stets seine Sorge gewesen, nur geschickte und wissenschaftliche Männer zu befördern, und, fügt er hinzu: „We admit no Man to the Office, that either professeth Papistry or Puritanism." — — — „I my self procured above Forty Learned Preachers and Graduates within less than Six Years to be placed within the Dioces of York, — — — The Fruits of whose Travel in Preaching, Your Majesty is like to reap daily, by most assured, dutiful Obedience of your Subjects in those Parts." Aber man beurtheile die Geschicklichkeit der Prediger zu streng; S. Paulus empfehle Prediger absque eminentia Sermonis. „But in our Time, many have so deticate Ears, that no Preaching can satisfie them, unless it be sawced with much Finess and Exornation of Speech:" — — Die Tadler der Reformation und die Weltleute wünschen keine Predigt, aber, fährt er fort: „God forbid, Madame, that You should open your Ears to any of these wicked Perswasions; or any way go about to diminish the Preaching of Christ's Gospel: — — Quum defecerit Prophetia, dissipabitur Populus — — sait Salomon."

Nun kommt Grindal auf die Homilien zu sprechen:

„The reading of the Homilies hath his Commoditie; but is nothing comparable to the Office of Preaching. The godly Preacher is termed in the Gospel, fidelis servus et prudens, qui novit familitio Domini cibum demensum dare in tempore. Who can apply his Speech according to the Diversity of Times, Places and Hearers; which cannot be done in Homilies: Exhortations, Reprehensions, and Persuasions are uttered with more affection, to the Moving of the Hearers, in Sermons than in Homilies.“ — — In König Eduard's Zeit seien die Homilien zur Nothwendigkeit geworden, „for Want of Preachers“, dazu wären die Pfründen durch „Appropriations“ verkürzt worden und, heißt es weiter, „in many Parishes of Your Realm, where there be Seven or Eight Hundred Souls, (the more is the Pity) there are not Eight Pounds a Year reserved for a Minister. In such Parishes, it is not possible to place able Preachers, for want of convenient Stipend. If every Flock might have a preaching Pastor, which is rather to be wished then hoped for, then were reading of Homilies altogether unnecessary.“ Wenn das Volk nicht ganz ohne Belehrung bleiben solle, seien die Homilien beizubehalten nach dem Sprüchwort: „Better half a Loaf, than no Bread.“

Die Uebungen anlangend sagt Grindal: „The Authors of this Exercise, are the Bishops“ — sie hätten nach der Kirchenverfassung „Authority to appoint Exercises to their inferior Ministers, for Encrease of Learning and Knowledge in the Scriptures“, — — „For that pertaineth ad disciplinam clericalem — —. The Times appointed for the Assembly, is once a Month, or once in Twelve or Fifteen Days, at the Discretion of the Ordinary. The Time of the Exercise is two Hours. The Place, the Church of the Town appointed for the Assembly. The Matter intreated of, is as followeth. Some Text of Scripture, before appointed to be spoken of, is interpreted in this Order: 1) The Occasion of the Place is shewed. 2) The End. 3) The proper Sense of the Place. 4) The Propriety of the Words. And those that be learned in the Tongues, shewing the Diversities of Interpretations. 5) Where the like Phrases are used in the Scriptures. 6) Places in the Scriptures seeming to repunge, are reconciled. 7) The Arguments of the Text are opened. 8) It is also declared, what Vertues and what Vices are there touched; and to which of the Commoundments they pertain. 9) How the Text hath been wrested by the Adversaries, yf Occasion so require. 10) and last of all, What Doctrin of Faith or Manners the Text doth contain. The Conclusion is, with the Prayer for Your Majesty, and all Estates, as is appointed by the Book of Common Prayer, and a Psalm.“

Ferner ist bestimmt: „Two or Three of the gravest and best Learned Pastors are appointed of the Bishop, to Moderate in every Assembly. No Man may speak unless he be first allowed by the Bushop, with this Proviso, That no Lay-man be suffered to speak at eny time. No Controversie of this present Time and State shall be moved or dealt withal. If eny attempt the contrary, he is put to Silence by the Moderator. None is suffered to glaunce openly or covertly at Persons publick or private; neither yet eny one to confute another. If eny Man utter a wrong Sense of the Scripture, he is privately admonished thereof, and better instructed by the Moderators, and other his Fellow-Ministers. If eny Man use immodest Speech, or irreverend Gesture or Behaviour, or otherwise be suspected in Lyfe, he is likewise admonished, as before. If eny wilfully do break these Orders, he is presented to the Bushop, to be by him corrected.“ Diese Uebungen, fährt Grindal fort, seien alt; schon Samuel habe dergleichen zu Naioth in Ramatha und zu Bethel gehalten; so Elisa zu Jericho. Die Filii Prophetarum seien die Schüler der Propheten. Der Apostel Paulus nenne eine solche Uebung Prophetiam und verstehe darunter Doctrinam ad Aedificationem, Exhortationem et Consolationem.

„This Gift of expounding and interpreting the Scriptures, was in St. Paul's time given to many by special Miracle, without Study: So was also, by like Miracle, the Gift to speak with strange Tongues, — —. But now, Miracles ceasing, Men must attain to the Knowledge of the Hebrew, Greek and Latin Tongues etc. by Travel and Study, God giving the Increase. — — And amongst other Helps, nothing is so necessary as these above-named Exercises and Conferences amongst the Ministers of the Church: Which in effect are all one with the Exercises of Students in Divinity in the Universities, saving, that the first is done in a Tongue understood, to the more Edifying of the unlearned Hearers.“ Diese Uebungen wären nach seiner Erfahrung, wie auch die Bischöfe (von London, Winchester, Bath, Lichfield, Glocester, Lincoln, Chichester, Exeter und S. Davids) bezeugt hätten, von sehr großem Nutzen gewesen, nämlich: 1) The Ministers of the Church are more skilful and ready in the Scriptures, and apter to teach their Flocks. 2) It withdraweth them from Idleness, Wandring, Gaming etc. 3) Some afore suspected in Doctrine, are brought hereby to open Confession of the Truth. 4) Ignorant Ministers are driven to Studie, if not for Conscience, yet for Shame and Fear of Discipline. 5) The Opinion of Lay-men, touching the Idleness of the Clergy, is hereby removed. 6) Nothing by Experience beateth down Popery more than that Ministers (as some of my Brethren do certifie) grow to such a good Knowledg, by Means of these Exercises, that where afore were not Three able Preachers, now are Thirty, meet to

preach at St. Paul's Cross; and Forty or Fifty besides, able to instruct their own Cures. So as, it is found by Experience the best Means to encrease Knowledg in the Simple, and to continue it in the Learned. Only backward Men in Religion, and Contemners of Learning in the Countries abroad, do fret against it: Which in truth doth the more commend it. The Dissolution of it would breed Triumph to the Adversaries and great Sorrow and Grief unto the Favourers of Religion. — — And although some few have abused this good and necessary Exercise, there is no Reason, that the Malice of a few should prejudice all."

„Abuses may be reformed, and that which is good may remain. Neither is there any just Cause of Offence to be taken, yf divers Men make divers Senses of one Sentence of Scripture; — — For otherwise we must needs condemn all the ancient Fathers and Doctors of the Church, who most commonly expound one and the same Text of Scripture diversly; — —"

„I trust, when Your Majesty hath considered, and well weighed the Premisses, you will rest satisfied, and judge that no such Inconveniences can grow of these Exercises, as you have been informed, but rather the clean contrary. And for my own part, — — — I am forced, with all Humility, and yet plainly, to profess, *that I cannot with safe Conscience, and without the Offence of the Majesty of God, give my Assent to the suppressing of the said Exercises:* Much less can I send out any Injunction for the utter and universal Subversion of the same." — — — „If it be Your Majesty's Pleasure for this, or any other Cause, to remove me out of this Place, I will with all Humility, yield thereunto, and render again to Your Majesty that I received of the same." — — — —

„Bear with me, I beseech You, Madam, if I chuse rather to offend Your Earthly Majesty, than to offend the Heavenly Majesty of God." Zum Schluß bittet Grindal die Königin „well to consider these two short Petitions following".

„The first is, That You would refer all these Ecclesiastical Matters which touch Religion, or the Doctrine and Discipline of the Church, unto the Bishops and Divines of Your Realm; — — — For indeed they are things to be judged (as an ancient Father writeth) in Ecclesia, seu Synodo, non in Palatio." — — — — Ambrosius schrieb an Kaiser Theodosius: „Si de Causis pecuniariis Comites tuos consulis, quanto magis in Causa Religionis Sacerdotes Domini, aequum est consulas" — — — wie vom Kaiser Constantin dem Großen gesagt wird: „qui nullas leges ante praemisit, quam liberum dedit judicium Sacerdotibus." — — — —

„The Second Petition — — is this, That, when You deal in Matters of Faith and Religion, or Matters that touch the Church of Christ; — — You would not use to pronounce to resolutely and peremptorily, Quasi ex authoritate, as ye may do in Civil and Extern Matters: But always remember that in God's Causes, the Will of God, (and not the Will of any Earthly Creature) is to take place. *It is the Antichristian Voice of the Pope, Sic volo, sic jubeo; stet pro ratione voluntas*" — —. „In God's Matters, all Princes ought to bow their Scepters to the Son of God, and to ask Counsel at his Mouth, what they ought to do." — —

„Remember, Madame, that You are a mortal Creature" — — — — „And although Ye are a mighty Prince, yet remember that He which dwelleth in Heaven is mightier." — — — „Wherefore I do beseech You, Madame, in visceribus Christi, when You deal in these Religious Causes, set the Majesty of God before Your Eyes, laying all Earthly Majesty aside; determine with your self to obey his Voice, and with all Humility say unto Him, Non mea, sed tua voluntas fiat" — —. „God hath blessed You with great Felicity in Your Rign, now many Years; beware you do not impute the same to Your own Deserts or Policy, but give God the Glory. And as to Instruments and Means, impute Your said Felicity; First, to the Goodness of the Cause which ye have set forth; I mean, Christ's true Religion; And Secondly, to the Sighs and Groanings of the Godly in their fervent Prayer to God for You. Which have hitherto, as it were, tyed, and bound the Hands of God, that he could not pour out his Plagues upon You and Your People, most justly deserved."

„Take heed, that Ye never once think of declining from God, — — —. Ye have done many things well, but except Ye persevere to the End, Ye cannot be blessed. For if ye turn from God, then God will turn away his merciful Countenance from you." — — —

„But I trust in God, Your Majesty will always humble Yourself under his mighty Hand, and go forward in the zelous setting forth of God's true Religion, always yielding due Obedience and Reverence to the Word of God, the only Rule of Faith and Religion." — — — „I beseech God our Heavenly Father, plentifully to pour his principal Spirit upon You, and always to direct You-Heart in his holy Fear. Amen."

Diese eben so würdig gehaltene als offenherzige und überzeugungsvolle, mannhafte und freimüthige Zuschrift verfehlte aber die beabsichtigte Wirkung so gänzlich, daß man fragen möchte, ob wol die Königin dieselbe gelesen habe. Wenn sie, wie Grindal wünschte, „Sola" las, so mußten die aus dem Herzen kommenden Worte auf die sonst so verständige, einsichtsvolle Leserin, bei noch so großer Verstimmung, einen versöhnlichen Eindruck machen. Ein Zeitgenosse, der Geschichtschreiber Camden,

spricht von subdolis quorundam artibus [22]), durch welche Grindal die Gunst der Königin verloren habe; es sei geschehen nicht wegen der Uebungen oder Weissagungen, revera, quod (Grindal) Julii medici Itali illicitas cum alterius uxore nuptias, Leicestrio frustra obnitente, damnasset. Wie viel davon auf Rechnung liebloser Gerüchte kommen mag, bleibe ununtersucht; die Verheirathungsgeschichte des Dr. Julio in Verbindung zu setzen mit den Entschlüssen der Königin, ist jedenfalls unstatthaft, wenn aber Grindal, gewissenhaft, die Verheirathung des Dr. Julio Borgarucio [23]) mit dem Weibe eines Andern misbilligte und dadurch den Grafen Leicester, dessen Leibarzt jener Dr. Julio war, beleidigte, so wäre es nicht unmöglich, daß Graf Leicester, nachhaltig in seinen Feindschaften, Grindal's Schreiben zwar übergeben, aber nicht unterlassen habe, durch seine Erläuterungen, schwerlich befürwortender Art, die einmal gefaßten Vorurtheile der Königin zu bestärken. Der Entschluß der Königin, die geistlichen Uebungen zu unterdrücken, stand fest; Grindal sollte seine Einwilligung dazu geben; man verhandelte mit ihm unter der Hand, aber er war nicht zu bewegen, seine Ueberzeugung zu opfern. Nun zögerte die Königin nicht länger, am 7. Mai 1577 den Bischöfen der Erzdiöcese Canterbury die Aufhebung der bisher bestandenen ungesetzlichen Versammlungen, „Exercises" oder „Prophesyings" genannt, ernstlich zu befehlen und anzuordnen, daß die gesetzlichen Gebräuche und Ceremonien streng beobachtet würden [24]). Das geheime Criminalgericht, die sogenannte Stern-Kammer (Star-chamber), verfügte Grindal's Hausarrest und die Sequestration des Erzbisthums für die Dauer von sechs Monaten.

Dieses ausdrucksvolle „Sic volo, sic jubeo" ertrug Grindal, so schmerzlich es ihm sein mußte, mit männlicher Würde und ruhiger Ergebung. Kein Groll berührte sein Herz, aber auch kein Ungemach konnte seinen Sinn beugen. Am Ende jener sechs Monate gab ihm Lord Burghley zu verstehen, daß seine Wiedereinsetzung möglich sei, wenn er durch ein Gesuch um Verzeihung seine Unterwürfigkeit bezeugen wolle, allein Grindal erklärte, seine Selbstachtung noch nicht verloren zu haben, um eine Verzeihung zu erflehen, welche eine Schuld voraussetze. Vor die Star-Chamber geladen, erschien er nicht in Person, sondern gab in einer Zuschrift [25]) am 30. Nov. 1577 seine Erklärung dahin ab, daß er, wie er vor Gott bezeuge, in Beziehung auf die in der heil. Schrift begründeten Uebungen oder Weissagungen einzig und allein nach Gewissenspflicht gehandelt habe, wie er von der Königin nur Milde, nicht die Strenge ihrer Machtfülle erfahren habe, und daß er die Lordschaften bäte, ihm zur Wiedererlangung der königlichen Gnade behilflich zu sein. Obgleich man auch nicht unterließ, auf die Uebelstände aufmerksam zu machen, welche eine längere Sequestration des Erzbisthums mit sich führe [26]), so dauerte dennoch Grindal's Haft fort und das Erzbisthum blieb gleichfalls in fremder Verwaltung. Auch die Bittschrift, welche die Synode vom J. 1580 für Grindal's Wiedereinsetzung an die Königin richtete, blieb ohne Erfolg [27]). Grindal's Standhaftigkeit schien sich erschöpfen zu sollen. Sei es nun, daß sich während der langen Dauer des unfreiwilligen Zustandes eine Wandelung seiner Ansichten vollzog, oder sei es, daß die Stimmen wohlmeinender Freunde Gehör fanden, oder daß die unfreie Lage je länger je unerträglicher wurde und seine Standhaftigkeit lähmte, kurz Grindal ließ sich endlich (kaum früher als im J. 1581) bestimmen, seine Unterwerfung unter den Willen der Königin schriftlich zu bezeugen [28]). Die Wiedererlangung seiner ganzen Würde sollte ihn aber nur kurze Zeit erfreuen; die Erfahrungen der letzten fünf Jahre mit ihrem tiefen Seelenschmerze hatten seine Lebenskraft gebrochen und zu seinen körperlichen Leiden, welche ihn dann und wann heimsuchten, kam noch eine Erblindung, welche sich zu Ende des Jahres 1582 als unheilbar herausstellte [29]). Auf sein Ansuchen genehmigte die Königin seine Versetzung in den Ruhestand mit einer jährlichen Pension von 7—800 Pfund Sterling. Im erzbischöflichen Palaste zu Croydon

22) *Godwin*, De Praesul. Angliae I. p. 221. *Strype* l. c. p. 224 behauptet, Camden habe aus Leicester's Common-wealth geschöpft, dessen Verfasser sage: „that this Archbishop's Overthrow was principally wrought by this Tyrant (nämlich Leicester) for contrarying his Will in so base a Commend." Doch konnte Camden die Sachen aus eigener Erfahrung wissen; sie waren sicherlich kein Geheimniß. Man weiß ja auch, daß Leicester dem Erzbischof grollte, weil dieser ihm seinen Palast zu Lambeth nicht überlassen wollte. 23) Vergl. *Strype* l. c. p. 225. 24) Mitgetheilt ist dieser Befehl von *Strype* l. c. Append. p. 85. 86. Ueber diese Weissagungen ist zu vergleichen Böhme a. a. O. S. 578—588. 25) Befindlich bei *Strype* l. c. p. 236. Hier heißt es unter Anderem: „And whereas I have sustained the Restraint of my Liberty, and Sequestration of my Jurisdiction now by the Space of six Months, I am so far from repining thereat, or thinking my self injuriously or hardly dealt withall therein at Her Majesty's Hands, that I do thankfully embrace, and frankly withall Humility acknowledge Her Princely, gracious and rare Clemency towards me: Who having Authority and Power *to have used greater and sharper Severity against me*, and for good Policy and Example thinking it so expedient, hath notwithstanding dealt so mercifully, mildly and gently with me." „But the greatest Grief that ever I have had, or have, is the loss of Her Majesty's Favour, and the sustaining of the Displeasure of so gracious a Sovereign; by whom the Church and Realm of England hath been so long and so happily governed. And by whom my self, privately and specially above other Subjects, have received so many and so great Benefits above all my deserving. For the Recovery of whose gracious Favour, I most humbly beseech your Lordships to be a Means to her Majesty for me."

26) *Strype* l. c. p. 237. 238. Als man die Sequestration benutzen wollte, Holz in den erzbischöflichen Waldungen zu andern Zwecken als dem bestimmten Gebrauch schlagen zu lassen, erhob Grindal in einer Zuschrift vom 24. Mai 1578 an Burghley energische Vorstellungen. *Strype* l. c. p. 240. 241. Damals wurde auch die Frage angeregt, ob das Erzbisthum Canterbury noch ferner als Appellationsinstanz für Irland gelten solle. *Strype* l. c. p. 233. 234 und Append. p. 87—89. 27) Ausführlich mitgetheilt von *Strype* l. c. p. 257. 28) *Strype* l. c. p. 272. 29) *Strype* l. c. p. 277. 306. Es verbreitete sich damals das Gerücht, die Blindheit sei vorgegeben worden, um Grindal's Haft zu verheimlichen.

schlug er nun seinen Wohnsitz auf; hier verfaßte und vollzog er am 8. Mai 1583 sein Testament; hier starb er bereits am darauf folgenden 6. Juli im Alter von 63 Jahren [30]).

Wir übergehen, was über die Verwaltung des Erzbisthums während der Sequestration noch zu sagen wäre, aber Grindal persönlich nicht berührt. Auch rücksichtlich der rein geistlichen Verhältnisse seines Amtes, so viel ihm gelassen blieb, bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzungen, um für die Charakteristik Grindal's neue Beziehungen zu gewinnen. Selbständige Entschließungen zu fassen war er nicht mehr in der Lage und wo er von Amtswegen einzuschreiten hatte, z. B. als der Puritaner John Stubbs im J. 1579 ein gegen die Königin gerichtetes famoses Buch, „The Gaping Gulph“ betitelt [31]), ausgehen ließ, oder wenn Katholiken („Recusants“ genannt, weil sie dem anglikanischen Gottesdienste beizuwohnen sich weigerten) zum Kirchenbesuch anzuhalten waren [32]), oder wenn milde Beisteuern ausgeschrieben werden sollten [33]), da folgte er nur gegebenen Weisungen. Erkaltete auch sein Eifer für das Beste der Kirche keineswegs, so hing es doch nicht mehr von ihm ab, mit entschlossenem Muthe vorzugehen. Ein warmes, für fremde geistige und leibliche Noth empfängliches Herz blieb ihm immerdar, davon legten auch seine Stiftungen und testamentarischen Verfügungen ein ehrendes Zeugniß ab. Er lebte in ehelosem Stande und hätte also bei seinem reichlichen Einkommen ein großes Vermögen erwerben können. Für sich selbst bedurfte er davon das Wenigste, aber er hatte bei weitläufigem Hauswesen eine ansehnliche Dienerschaft (einen Haushofmeister, einen Controleur, Secretär, Ceremonienmeister, Thürsteher, Küchenschreiber, Stallmeister und eine Anzahl Kammerdiener) [34]) zu besolden, mußte des Anstands halber ein Haus machen, hatte Bauten auszuführen und überviel Gelegenheit, milde Gaben zu spehden. Das auf beinahe 3000 Pfund Sterling geschätzte Einkommen des Erzbisthums [35]) erscheint für damalige Zeit allerdings groß, konnte aber von Grindal nur kurze Zeit und wegen der Sequestration gewiß nur sehr geschmälert bezogen werden. Was er also erworben hatte, waren Ersparnisse aus früherer Zeit. Davon bestimmte er einen namhaften Theil zur Gründung einer Freischule in seinem Geburtsorte S. Beghs, eine „Free Grammar School“, genannt „the Free-School of Edmund Grindal Archbishop of Canterbury“. Die Oekonomie der Schule sollte unter der Leitung eines Collegiums von sieben Männern stehen, welche bei jedem Todesfalle eines Mitglieds innerhalb sechs Wochen durch Neuwahl die Corporation zu ergänzen hatten. War die Corporation nicht in der Mehrzahl vorhanden, so hatte der Bischof von Chester die fehlenden Mitglieder zu wählen. Zu diesen „Governors“ sollten die Provosts des Königin-Collegs zu Oxford und der Pfarrer von Egremont in Cumberland gehören. Die Wahl des Schulmeisters wie die Entwerfung der Schulordnung behielt [illegible] der Stifter für seine Lebenszeit vor. Nach seinem To[illegible] die Provosts des Königin-Collegs und in [illegible] mangelung der Vorsteher der Pembroke-Halle [illegible] bridge das Collaturrecht haben. Den Prov[illegible] auch zu, unter Beirath des Bischofs von C[illegible] Statuten für die Schule zu entwerfen, nur [illegible] denen des Erzbischofs nicht entgegen sein. Fer[illegible] die Governors die Erlaubniß haben, den Grund[illegible] Schule durch Kauf oder Vermächtnisse zu vermehr[illegible] dürfe aber kein Staatseigenthum oder mit Frohndienst belastet sein; auch sollte jährlich nicht über eine bestimmte Summe dafür ausgegeben werden. Ueberschüsse sind nur zum Besten der Schule zu verwenden. Die königliche Bestätigung der Stiftung war erst am 15. Juni 1583 zu erlangen, weshalb die Schule erst nach Grindal's Tode eröffnet werden konnte. Sie hatte guten Fortgang, da sich die Einkünfte durch spätere Schenkungen vermehrten. Außer dem Schulmeister war noch „a poor Scholar“ als Hilfslehrer bestellt. Für den Schulmeister bestimmte Grindal eine Besoldung von 20 Pfund jährlich. Als Lehrbücher dienten the ABC in English, der Psalter, the Book of Common Prayer, die beiden Katechismen, the Queen's Grammar und die lateinischen Schriftsteller Palingenius, Sedulius und Prudentius, doch war dem Schulmeister in der Wahl der Lehrbücher Freiheit gelassen [36]).

Gleich rühmlich sorgte Grindal für die Pembroke-Halle in Cambridge. Er vermachte ihr ein jährliches

30) *Strype* l. c. p. 289. Grindal's Leichnam ward in der Kirche zu Croydon unter der Kanzel beigesetzt. Dort befindet sich auch sein Grabmonument und Bildniß mit folgender Aufschrift: Edmundus Grindailus Cumbriensis, Theologiae Doctor, Eruditione, Prudentia et Gravitate clarus, Constantia, Justitia, et Pietate insignis, Civibus et Peregrinis charus; ab Exilio (Quod Evangelii causa sublit) reversus ad summum Dignitatis Fastigium (quasi decursu Honorum) sub R. Elizabetha evectus, Ecclesiam Londin. primum, deinde Eborac. demum Cantuarien. rexit. Et cum hic nihil restaret, quo altius ascenderet, a Corporis vinculis liber ac beatus ad coelum evolavit 6°. Julii Anno Dom. MDLXXXIII. Aetat. suae LXIII. Hic, praeter multa Pietatis officia, quae vivus praestitit, moribundus maximum Bonorum suorum partem piis usibus consecravit. In Paroecia Divae Beghae (ubi natus est) Scholam Grammaticam splendide extrui, et opimo Censu ditari curavit. Magdalenensi Coetui Cantabr. (in quo puer primum Academiae ubera suxit) Discipulum adjecit. Collegio Christi (ubi adultus Literis incubuit) gratum *Μνημόσυνον* reliquit. Aulae Pembrochianae (cuius olim Socius, postea Praefectus extitit) Aerarium et Bibliothecam auxit, Graecoque Praelectori, uni Socio, ac duobus Discipulis, ampla stipendia assignavit. Collegium Reginae Oxon. (in quod Cumbrienses potissimum cooptantur) Nummis, Libris, et magnis Proventibus locupletavit. Ciuitati Cantuar. (cui Moriens praefuit) centum libras, in hoc, ut pauperes honestis Artificiis coercerentur, perpetuo servandas, atque impendendas, dedit. Residuum Bonorum Pietatis operibus dicavit. Sic vivens, moriensque Ecclesiae, Patriae, et bonis Literis praefuit. *Strype* l. c. p. 290. 291. 31) *Strype* l. c. p. 242. Append. p. 92—94. 32) *Strype* l. c. p. 255. 263—266. 269. 33) *Strype* l. c. p. 241. 263. 278—283.

34) *Strype* l. c. p. 294. 35) Nach Angabe des Lordschatzmeisters Burghley betrug das Einkommen 2780 Pfund. *Strype* l. c. p. 285. *Godwin*, De Praesul. Angl. I. p. 225 sagt: Archiepiscopatus Cantuariensis redditus annui (prout censentur apud rationes fiscales) sunt 2816 l. 17 s. 9 d. 36) *Strype* l. c. p. 283. 284. 287. 312.

Einkommen von 22 Pfund, wovon der Professor der griechischen Sprache 2 Pfund erhalten und ein Fellow mit 10 Pfund, außerdem zwei Schüler, welche aus der Schule zu S. Beghs zu wählen waren, unterhalten werden sollten. Ferner schenkte er der Halle verschiedene griechische Werke aus Stephanus' Druckerei und eine hebräische Bibel, auch einen silbernen Pocal, welcher zu Grindal's Andenken Poculum Cantuariense genannt wurde. Für das Königin-Collegium zu Oxford bestimmte er außer verschiedenen Büchern ebenfalls ein jährliches Einkommen von 20 Pfund zur Unterhaltung eines Fellow und zweier Scholaren aus der Schule zu S. Beghs. Wir übergehen die übrigen Vermächtnisse für seine Nichten, für seine gesammte Dienerschaft, für die Armen zu Lambeth, Croydon und S. Beghs, ferner für seine Freunde, und erwähnen nur noch das namhafte Legat für die Stadt Canterbury. Er bestimmte „One Hundred Pounds, to be kept in a Stock for ever, to the Use of the Poor of that Citie, upon Condition that they enter into sufficien Bond unto my Executors, as well that the said Stock of One Hundred Pound shall not be diminished, as also that it shall be Yearlie employed upon Woll, Flax, Tow, Hemp, and other Stuff, whereby the poor People of the said Citie may be set on work“ [37]).

Daß Grindal bei aller seiner Gelehrsamkeit nicht als Schriftsteller auftrat, darf nicht befremden. Daß er es gekonnt hätte, ist kein Zweifel; aber er verfolgte allein praktische Ziele. An die Herstellung eines in allen seinen Theilen geordneten Kirchenwesens wendete er alle seine Kraft und wo ein Bucer, Fox, Nowel, der ausgezeichnete Jewel und andere mehr ihre Federn für das Werk der Kirchenreinigung ansetzten, da durfte er das Bedürfniß nach schriftlicher Belehrung für vollkommen befriedigt halten. Desto eifriger unterstützte er literarische Unternehmungen Anderer; wie z. B. Fox u. a., so auch den Herausgeber der Scripta Anglicana von Bucer [38]). Von Grindal wurde zu seiner Zeit nur die Gedächtnißrede, welche er im J. 1564 auf den Kaiser Ferdinand hielt [39]), und ein Tractat „a Dialogue between Custom and Truth“ gedruckt. Letzterer befindet sich ohne seinen Namen in Fox's Acts and Monuments [40]).

37) Grindal's Testament ist mitgetheilt von *Strype* l. c. Append. p. 103—107. Von Grindal's Gemeinnützigkeit zeugt auch eine Angabe bei Camden: „Ejusque curae (si rem tantillam memorare liceat) Tamaricum Angli debent, quam induratam lienis passionem eximie iuvare expertus, primus in Angliam transtulit.“ *Godwin* l. c. I. p. 221. 38) *Strype* l. c. p. 200. 201. 39) Vergl. *Strype* l. c. p. 99—101. Wie Jöcher in s. Gelehrt.-Lex. und seine Ausschreiber zu der Angabe gekommen sein mögen, daß Grindal während der Gedächtnißrede auf K. Ferdinand gestorben sei, ist unerklärlich. 40) *Strype* l. c. p. 313 sagt von diesem Dialog: „Written in a clear Method, and with much rational Evidence, against the Real — — presence in the Sacrament. Fox indeed concealeth his Name, (forbid, I suppose, by the Author to disclose it) only signifying, That it was writ by a certain Learned and Reverend Person of this Realm, and who under the Persons of Custom and Verity manifestly laid open before our Eyes, and taught all Men, not to measure Religion by Custom, but to try Custom by truth, and the word of God“ u. s. w.

Grindal's Bedeutung ist also, wenn wir auch n…ße der die hohe Stellung in seinem Leben Rücksicht nehm… faden… in seiner praktischen Wirksamkeit zu suchen. Er ver… einer der treuesten Mitarbeiter an dem Werke de… der …lischen Kirchenreformation; als solchen kennzeichnen … seine erhaltenen Briefe, und wie diese Reformation … Stande gekommen ist, wird unserm Grindal ein bedeutender Antheil immerdar zuerkannt werden müssen, wenn derselbe auch nicht mehr nach Pfunden und Lothen abgewogen werden kann [41]). (*F. Th. Richter.*)

GRINDEL (David Hieronymus), ein bekannter Chemiker, der irrthümlich in manchen Biographien David Heinrich Grindel genannt wird, wurde als Sohn eines rigaer Holzhändlers unweit Riga am 28. Sept. 1776 geboren. Nachdem er die Domschule in Riga besucht hatte, trat er bereits 1788 beim dortigen Apotheker Struve in die Lehre, studirte dann seit 1795 Naturwissenschaften in Jena (woselbst er auch im J. 1802 Doctor philosophiae wurde), machte im J. 1798 das pharmaceutisch-chemische Examen in Petersburg, associirte sich dann mit Struve in Riga, übernahm aber bereits 1803 die Apotheke auf eigene Rechnung und gründete eine pharmaceutische Gesellschaft. Nachdem er von der petersburger ökonomischen Gesellschaft für seine Abhandlung über die Bereitung des Runkelrübenzuckers die goldene Preismedaille erhalten hatte, wurde er im J. 1804 zum Professor der pharmaceutischen Chemie in Dorpat ernannt, woselbst er auch das akademische Rectorat von 1810 bis 1812 verwaltete. Indessen im J. 1814 legte Grindel seine Professur nieder und übernahm wiederum die Verwaltung seiner Apotheke in Riga. Der unruhige Mann hielt aber in dieser Stellung auch nicht gar lange aus, im J. 1820 setzte er sich als Student der Medicin auf die Schulbänke der dorpater Hochschule, deren chemisches Katheder er bis vor sechs Jahren inne gehabt hatte. Im J. 1822 wurde Grindel Arzt erster Classe, 1823 folgte seine Ernennung als Kreisarzt in Riga, 1828 wurde er zum Collegienrathe befördert, und rührig setzte er das ärztliche Wirken in Riga fort bis zu seinem bereits am 8. Jan. 1836 erfolgenden Tode.

Grindel entwickelte große literarische Thätigkeit, besonders auf dem Felde der Pharmacie; dieser hat er die Auszeichnung zu verdanken, daß eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Compositae, Ordnung Radiatae, den Namen Grindelia erhalten hat.

Seine selbständigen Schriften sind: Allgemeine Uebersicht der neuen Chemie, zur Einleitung für Anfänger. Riga 1799. Pharmaceutische Botanik zum Selbstunterricht für angehende Apotheker und Aerzte. Riga 1802. Zweite Aufl. 1805. Botanisches Taschenbuch für Liev-, Esth- und Curland. Riga 1803. Einleitung zur Pflan-

41) The History of the Life and Acts of Edmund Grindal. By J. S. (Strype). London 1710. fol. mit Grindal's Bildniß, Lens delin. M. V. d. Gucht sculp. *Godwin* l. c. I. p. 221. 222. 252. II. p. 88.

niß. Riga 1804. Versuch über die Natur der ...re. Antrittsprogramm zur ordentlichen Professur. ...04. Grundriß der Pharmacie zu Vorlesungen. ...806. Handbuch der theoretischen Chemie zu Vor...gen. Dorpat 1808. Taschenbuch für prüfende Aerzte ... Apotheker. Riga 1808. (Manuel pour les médecins et les pharmaciens *sur les moyens de reconnaître les qualités des médicamens.* Paris 1812.) Chinasurrogat oder ein neues Arzneimittel (ungebrannter Kaffee). Dorpat 1809. Die organischen Körper, chemisch betrachtet. 2 Bände. Riga 1811 und 1818. Briefe über Chemie, für Dilettanten. 2 Theile. Dorpat und Riga 1812—1814. Ideen über die Vegetation, und einige Worte über den Dünger. Riga 1812. Versuch über die künstlichen Gährungsmittel. Riga 1816. Ansichten der Natur. Mitau 1819.

Grindel gab seit 1803 ein „Russisches Jahrbuch der Pharmacie" heraus, welches seit 1809, wo Ferdinand Giese Mitredacteur wurde, den Titel erhielt: „Russisches Jahrbuch für die Chemie und Pharmacie." Er betheiligte sich ferner von 1818—1821 an den „Rigaischen Stadtblättern", war von 1820 an Mitredacteur der „Beiträge zur Naturkunde der Ostseeprovinzen Rußlands", und gab von 1819—1824 „Medicinisch-pharmaceutische Blätter" heraus. In allen diesen Journalen, aber auch noch in andern gangbaren chemischen Journalen jener Zeit, gleichwie in Hufeland's Journal finden sich betreffende Mittheilungen Grindel's. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRINDELIA, eine von Willdenow aufgestellte Pflanzengattung der Compositen mit folgenden Merkmalen: Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig; die Strahlblüthen sind einreihig, zungenförmig, weiblich, sehr selten fehlend, die Scheibenblüthen röhrig, zweigeschlechtig. Die Schuppen der am Grunde halbkreisförmigen Hülle decken sich dachziegelig und stehen in mehreren Reihen. Der Blüthenboden ist kleingrubig. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt, die Früchtchen verkehrt-eiförmig oder fast kantig, kahl. Die Federkelche der Scheiben- und Randblüthen stimmen mit einander überein, sie sind abfällig, wenniggrannig, die Grannen dick, starr.

Hierher gehören in Amerika, namentlich in Mexico einheimische halbstrauchige oder krautige Gewächse mit klebrigen Spitzen, wechselständigen, ganzrandigen oder bisweilen gesägten Blättern, von denen die grundständigen meist spatelig, die stengelständigen sitzend oder halbstengelumfassend sind, mit an der Spitze der Aeste einzeln stehenden Blüthenköpfchen und mit gelben Blüthen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) **G. glutinosa** *Dunal.* Die Pflanze ist strauchartig, kahl, an der Spitze klebrig; die Blätter sind stiellos, kurz herablaufend, verkehrt-eiförmig, stumpf, an der Spitze gesägt, punktirt-durchscheinend, die Blüthenköpfchen endständig, einzeln, vorzüglich vor der Entfaltung stark-klebrig; der Federkelch ist 5—8borstig, die Borsten sind starr, dreikantig und an den Kanten rauh. Hierher gehören als Synonyme **Aster glutinosus** *Cavanilles,* **Doronicum glutinosum** *Willdenow,* **Inula glutinosa** *Persoon,* **Donia glutinosa** *R. Brown,* **Demetria glutinosa** *Lagasca* und **Aurelia decurrens** *Cassini.*

In Mexico.

2) **G. squarrosa** *Dunal.* Die Pflanze ist krautartig, kahl; der Stengel ist spärlich ästig, die Aeste sind an der Spitze einköpfig, die Blätter halbstengelumfassend, länglich, fein gesägt, die Hüllschuppen klebrig, in eine fadenförmige, umgekrümmt-sparrige Spitze verlängert; der Federkelch ist 2—4borstig. Hierher gehören **Donia squarrosa** *Pursh* und **Aurelia amplexicaulis** *Cassini.* Die Pflanze ändert mit fast doppelt größern Blüthenköpfen ab, dies ist **G. texana** *Scheele* und vielleicht auch **G. grandiflora** *Hooker.*

Auf sonnigen Wiesen am Missouri.

3) **G. subdecurrens** *De Candolle.* Die Pflanze ist halbstrauchig, kahl, spärlich ästig, die Aeste sind einköpfig, weißlich, kahl, die Blätter eiförmig-länglich, der ganzen Länge nach schwielig-gesägt, die untersten laufen ein wenig herab, die obersten sitzen mit herzförmigem Grunde; die Blüthenköpfe sind deckblattlos, klebrig, die Hüllschuppen linealisch-pfriemlich, sparrig; der 2—4borstige Federkelch fällt sehr schnell ab.

In Mexico um Villalpando.

4) **G. inuloides** *Willdenow.* Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, an der Spitze weichhaarig oder spärlich rauhhaarig, die grundständigen Blätter sind spatelig, die stengelständigen fast eiförmig, gesägt, am Grunde breiter und fast stengelumfassend, die Aeste an der Spitze einköpfig, etwas rauhhaarig, die Hüllschuppen kahl, in eine linealisch-pfriemliche, abstehende Spitze verlängert, der Federkelch ist 1—3borstig. Hierher gehören als Synonyme **G. spathulata** *Link,* **Inula serrata** *Persoon,* **Demetria spathulata** *Lagasca* und **Aster spathulatus** der Gärten. Die Pflanze ändert vielfach ab.

In Mexico und Texas.

5) **G. microcephala** *De Candolle.* Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, kahl, die Aeste sind an der Spitze spärlich weichhaarig, die Blätter stiellos, fast halbstengelumfassend, eiförmig-länglich, gesägt, schwachweichhaarig, die Blüthenköpfchen stehen an der Spitze der Aeste einzeln; die Hüllschuppen sind kahl, in eine linealisch-pfriemliche Spitze verlängert, der Federkelch der Scheibenblüthen ist 4—5borstig, die Früchtchen der Strahlblüthen sind eiförmig, kaum kantig, glatt und kahl.

Mit **G. inuloides** nahe verwandt, aber mit weit kleinern Blättern und Blüthenköpfen.

In Texas.

6) **G. arguta** *Schrader.* Krautartig, fast rasenförmig, weich-kurzhaarig; die untern Blätter sind spatelig, in den Stiel verschmälert, die oberen länglich, am Grunde verschmälert, halbstengelumfassend, alle entfernt- und spitz-gezähnt, die Blüthenköpfchen endständig, einzeln, kurzgestielt, die Hüllschuppen linealisch, spitz, der Federkelch ist dreiborstig. Hierher gehört **G. angustifolia** *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.*

In Mexico zwischen Valladolid de Mechoaca und Pazcuaro.

7) G. angustifolia *De Candolle.* Der Stengel ist fast krautig, kahl; die Blätter sind schmal, ganzrandig, die grundständigen spatelig, die stengelständigen entfernt, eiförmig, spitz, ungestielt, die Köpfchen gestielt, die Hüllschuppen lanzettlich, angedrückt. Hierher gehört G. Duvalii *Sprengel.*

In Mexico.

8) G. pulchella *Dunal.* Halbstrauchig, kahl, aufrecht, an der Spitze klebrig; die Aeste sind stielrund, die Stengelblätter ungestielt, länglich, spitz, bisweilen spitzgezähnt, die Blüthenköpfe stehen an der Spitze der Aeste einzeln und sind von 2—3 Deckblättern umgeben, die Schuppen der klebrigen Hülle lanzettlich, spitz, angedrückt; der Federkelch ist dreigrannig.

In Chili.

9) G. integrifolia *De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, spärlich rauhhaarig; die Stengelblätter sind halbstengelumfassend, eiförmig- oder länglich-lanzettlich, spitz, ganzrandig, häutig, weichhaarig, am Rande etwas rauh; die Blüthenköpfchen stehen an der Spitze der Aeste einzeln zwischen den obersten deckblattartigen Blättern; die Hüllschuppen sind außen weichhaarig, innen klebrig, in eine fadenförmige, pfriemliche Spitze verlängert; der Federkelch ist 1—3grannig.

Im westlichen Theile von Nordamerika.

10) G. rubricaulis *De Candolle.* Der Stengel ist krautig, am Grunde kahl, an der Spitze spärlich behaart; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, länglich, starr, grob eingeschnitten-gesägt, kahl, die innern Hüllschuppen dicht-klebrig, die äußern locker, der Federkelch ist sehr hinfällig, die Zungenblüthen, ungefähr 20 an Zahl, sind am Grunde verschmälert.

In Californien.

11) G. buphthalmoides *De Candolle.* Strauchartig, kahl; die Blätter sind länglich-keilförmig, stumpf, gesägt, an den Blüthenzweigen gedrängt, die Blüthenköpfchen endständig, einzeln, ungestielt, die Hüllschuppen zugespitzt, die äußern groß und blattartig; der Blüthenboden ist zuletzt gewölbt, kaum feingrubig, die 10 Borsten des Federkelchs haben mit den Scheibenblüthen gleiche Länge.

In Brasilien und zwar in der Provinz Rio Grande.

12) G. coronopifolia *Lehmann.* Krautartig; die Blätter sind stiellos, ziemlich dick, linealisch, fiederspaltig-gezähnt, runzelig, kahl, durchscheinend-aderig; die Blüthenköpfchen stehen einzeln; die äußern Schuppen des klebrigen Hüllkelchs sind linealisch, an der Spitze abstehend; der Federkelch ist kronförmig, häutig, borstig, begrannt, das Früchtchen verkehrt-eiförmig, zusammengedrückt-vierkantig; die Blüthenköpfchen stimmen in der Größe mit denen von Matricaria Chamomilla überein.

In Mexico.

13) G. anomala *De Candolle.* Strauchartig, kahl; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, spitz- und entfernt-gesägt, etwas klebrig; die strahlenden Blüthenköpfe stehen an der Spitze der Aeste einzeln; die klebrigen Hüllschuppen sind in ein fadenförmiges, mit der Scheibe gleichlanges Anhängsel verschmälert; das Früchtchen ist verkehrt-eiförmig, kahl, der Federkelch dick, sehr schnell abfällig.

In Brasilien in der Provinz Rio Grande.

14) G. diffusa *Don.* Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, ausgebreitet, die Aestchen sind stielrund, kahl, die Blätter länglich, stiellos, halbstengelumfassend, kahl, gesägt, die Sägezähne tief und begrannt; die endständigen, einzelnen Blüthenköpfe ragen über die obersten Blätter ein wenig hervor; die Hüllschuppen sind lanzettlich, angedrückt; der Federkelch besteht aus wenigen, sehr bald abfallenden Borsten.

Im nördlichen Patagonien.

15) G. hirsuta *Hooker.* Von weißlichen Haaren etwas rauh; der Stengel ist rasenartig, krautig, spärlich ästig, die Aeste sind lang, einköpfig, die Blätter schmal-länglich, halbstengelumfassend, gesägt, die Schuppen der weichhaarigen Hülle linealisch-lanzettlich, am Grunde angedrückt, an der Spitze ein wenig abstehend.

In Californien.

16) G. stricta *De Candolle.* Der Stengel ist krautartig, steif, fast einfach, am Grunde kahl, an der Spitze spärlich behaart; die Stengelblätter sind am Grunde lang verschmälert und ganzrandig, an der Spitze länglich, zugespitzt, gesägt, die Hüllschuppen aufrecht, linealisch, zugespitzt.

Im westlichen Theile von Nordamerika.

17) G. humilis *Hooker* und *Arnott.* Die ganze Pflanze ist kahl; der Stengel ist krautartig, einfach, einköpfig; die grundständigen Blätter sind linealisch, stumpf, am Grunde verschmälert, die stengelständigen stiellos, die untern sehr schmal linealisch, die obern pfriemlich, deckblattartig; die Hüllschuppen linealisch-lanzettlich, an der Spitze sparrig.

In Californien.

18) G. robusta *Nuttall.* Die Pflanze ist krautartig, kahl; die Blätter sind herzförmig-länglich, stumpf, stengelumfassend, stark gesägt, am Rande rauh, die oberen spitz, fast ganzrandig; die Blüthenköpfchen sind ebensträußig, die Hüllschuppen am Grunde sparrig; der Blüthenboden ist am Rande spreublättrig, der Federkelch zweiborstig.

Im nördlichen Theile von Californien.

19) G. virgata *Nuttall.* Die Pflanze ist krautartig, kahl oder weichhaarig, der Stengel ruthenförmig, cylindrisch, lang und schlank, nach der Spitze zu ästig, die Aeste sind meist einköpfig, gezipfelt, die Blätter linealisch-länglich oder länglich-lanzettlich, sehr spitz, ganzrandig oder fein gesägt, halbstengelumfassend; der Hüllkelch ist klebrig, seine untern Schuppen sind fadenförmig-verschmälert und stehen ab, die Strahlblüthen geschlechtslos; der Federkelch ist 2—3borstig.

Im Oregongebiete.

20) G. nana *Nuttall.* Die Pflanze ist ausdauernd, kahl, drüsig-punktirt; die Stengel liegen nieder und sind

einköpfig oder tragen einen wenigköpfigen Ebenstrauß; die Blätter sind schmal-lanzettlich oder länglich, stiellos, am Grunde verschmälert, gesägt, die endständigen an den Blüthenköpfchen oft sehr klein und ganzrandig; die Hüllschuppen laufen herab und haben an der Spitze ein kurzes, zurückgeschlagenes Anhängsel; die wenigen Strahlblüthen sind selten mit Griffeln versehen; der Federkelch ist zweiborstig.

Im Oregongebiete.

21) G. discoidea *Nuttall.* Die Pflanze ist krautartig, ausdauernd, kahl und harzig-punktirt; die Aeste sind 1—2köpfig, gegipfelt, die Blätter länglich-linealisch, spitz, ungestielt, fein gesägt; die Schuppen der klebrigen Hülle sind kurz, an der Spitze zurückgekrümmt, die Blüthen sämmtlich scheibenförmig; der Federkelch ist zweiborstig.

Im Oregongebiete.

22) G. cuneifolia *Nuttall.* Die Pflanze ist kahl; die Blätter sind keilförmig-länglich, stumpf oder linealisch-länglich, spitz und stengelumfassend; das Blüthenköpfchen ist stiellos, ein wenig klebrig, sparrig; die Narben sind sehr lang, spitz, weichhaarig.

Im nördlichen Theile von Californien.

23) G. speciosa *Bentham.* Halbstrauchig, klebrig, kahl; die Blätter sind länglich, am Grunde verschmälert, ungleich-eingeschnitten-gezähnt, die Blüthenköpfchen einzeln, gestielt; der Hüllkelch ist halbkreisförmig, ziemlich sparrig und sehr klebrig, der Blüthenboden flach; die Borsten des Federkelchs sind starr, theils so lang als die Blumenkrone, theils viel kürzer.

In Patagonien.

24) G. lanceolata *Nuttall.* Die Pflanze ist krautartig, kahl, der Stengel ruthenförmig-ästig; die Blätter sind lanzettlich, spitz, ungestielt, grob-dornig-gesägt oder eingeschnitten-gezähnt, die Schuppen des Hüllkelchs mit pfriemlich-fadenförmigen, geraden, fast gleichlangen Anhängseln versehen, die äußern sind locker; der Federkelch ist meist zweiborstig. Diese Art ändert mit linealischen, entfernt-dornig-gesägt und ganzrandigen obern Blättern und mit kürzern, länglich-lanzettlichen, zum Theil stengelumfassenden, borstig-gesägten Blättern und kürzern, ungleichlangen, angedrückten Anhängseln der Hüllschuppen ab.

Zweifelhafte Arten sind:

Grindelia fruticosa *Desfontaines.*
Grindelia Lambertii *G. Don.*

Auszuschließen sind aus der Gattung:

Grindelia incisa *Sprengel* = Calimeris incisa.
Grindelia sibirica *Link* = Aster conspicuus.
Donia ciliata *Nuttall* = Aplopappus ciliatus.
Donia canariensis *Lessing* = Jasonia laevigata.

(*Garcke.*)

GRINDELWALD, Grindelwald-Gletscher, Grindelwald-Thal, Grindel-Alp, Grindeln, Oertlichkeiten in der Schweiz.

Das Dorf Grindelwald [1]), im sogenannten berner Oberlande gelegen, etwa 3507 Fuß über der Meeresfläche, hat wegen dieser hohen Lage in den meisten Monaten ein ziemlich rauhes Klima, sodaß Wein und andere edle Früchte nicht gedeihen. Desto mehr eignet sich die Localität zur Alpenwirthschaft, d. h. zur Haltung von Rindvieh und Ziegen, sowie zur Production von Milch, Käse, Butter u. s. w. Doch wachsen hier noch Kirschen, aus welchen das in der Schweiz so stark getrunkene Kirschwasser bereitet wird. Das Terrain wird meist als Weide für das Vieh und zur Gewinnung von Heu und Grummet benutzt; nur kleinere Parzellen, welche man mit der Hacke bearbeitet, dienen dem Anbau von etwas Roggen, Gerste, Kartoffeln, Hanf, Kraut u. s. w. Die meisten Einwohner des Thales, etwa 3500 an Zahl, beschäftigen sich daher mit der Sennwirthschaft, d. h. mit der Haltung und Ausnutzung von Rindvieh, welches etwa 6000 Häupter zählt. Sie wohnen in den nach dem bekannten Schweizerstyle gebauten hölzernen Häusern, welche sehr-zerstreut umherliegen. Für die Aufnahme der zahlreichen Reisenden, welche sich in den Sommermonaten hier zusammen finden, da Grindelwald eine Station zwischen Meyringen und Lauterbrunnen ist, wo die meisten Fremden in der Schweiz verkehren, dienten 1864, als der Verfasser dieser Zeilen den Ort besuchte, die beiden recht hübsch und gastlich eingerichteten Wirthshäuser zum „Bär" und zum „Adler". Doch gibt es auch einzelne andere Industriezweige in dem Thale, namentlich Säge- und Getreidemühlen. Die zum eigentlichen Pfarrdorfe concentrirten Häuser zählen etwa 2600 Einwohner, die übrigen Wohnungen liegen in weiterer Zerstreuung im Thale umher. Auf dem Friedhofe an der Kirchenmauer ist ein Gedenkstein für den Pfarrer Mouron aus dem Waadt angebracht, welcher 1821 auf dem Eigergletscher in eine 121 Fuß tiefe Spalte stürzte und erst nach zwölf Tagen als Leiche herausgezogen werden konnte [2]).

Das Grindelwaldthal oder der Grindelwaldgrund ist eine ungefähr 1 Stunde breite und 4 Stunden lange Vertiefung, deren Sohle etwa 3100 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Die Grenze gegen Südwest oder gegen die Wengernalp bildet zum Theil der scharfkantige Felsrücken, welcher die kleine oder Lauterbrunner oder Wengern-Scheideck heißt, am andern Ende die große Scheideck. Auf der Südostseite gruppiren sich neben einander, in der Parallele mit dem Wege von der großen zur kleinen Scheideck, drei gewaltige Felsenkolosse: der Eiger mit 12,240, der Mettenberg (eigentlich Mittelberg) mit 9800, als Vorsprung des Schreckhorns, und das Wetterhorn mit 11,535 Fuß Höhe, während sich auf der entgegengesetzten Seite das viel bestiegene, weil leicht zugängliche Faulhorn, bis zu der Höhe von 8261 Fuß

1) Der Name rührt wahrscheinlich von Gründel = Gründlein = kleiner Grund und Wald her, sodaß er ursprünglich den Wald des kleinen Grundes bedeutet, obgleich gegenwärtig ein Wald, wie sich Verf. dieser Zeilen bei seinem Besuche im J. 1864 selbst davon überzeugt hat, nicht mehr vorhanden ist. 2) K. Baedeker S. 111.

erhebt. Zwischen diesem Kalkberge und der kleinen Scheideck befindet sich die Grindelalp, auf welcher die „Grindeln" genannten Sennhütten liegen.

Wenn weder das Dorf Grindelwald noch das gleichnamige Thal, welchem die hohen, schroffen, hart an einander tretenden Abhänge fehlen, an sich einen Anziehungspunkt für den Besuch der Reisenden bietet, so liegt dieses Interesse in den zwei Gletschern, welche gleich dem Rhonegletscher unter allen derartigen Gebilden in der Schweiz zu den zugänglichsten gehören und daher sehr stark besucht werden, obgleich sie in Betreff der Mächtigkeit nicht zu den hervorragenden gehören. Sie steigen sehr tief in das Thal herab, in die unmittelbare Nähe menschlicher Wohnungen. Der obere Gletscher beginnt mit seinem Fuße, welcher 3940 Fuß über dem Meere liegt, eine Stunde östlich von dem Dorfe Grindelwald, nur 10 Minuten rechts von dem nach der großen Scheideck führenden Saumpfade. Von beiden der sehenswerthere, enthält er namentlich reineres Eis als der untere und zu Zeiten größere Gerölle an seinem unteren Rande, namentlich auf der Ostseite. Auch finden sich an seinen Seiten viele schöne und sehr gesuchte Alpenblumen. Im J. 1787 fiel der Wirth Christian Bohren durch eine Spalte tief in diesen Gletscher hinein; als er zur Besinnung kam, fühlte er unter sich fließendes Wasser, arbeitete sich in dessen Abflusse hindurch und kam so glücklich wieder an das Tageslicht. — Der untere Gletscher, an seinem Fuße wegen des starken Schmelzens sehr schmuzig, 3100 Fuß über dem Niveau des Meeres, 40 Minuten südlich von dem Dorfe, wird auch der „kleine" genannt, obgleich er eine viermal größere Ausdehnung als der obere hat. Da er eine ziemlich starke Moräne vor sich her schiebt und diese Geschiebe sich auch an seinen Seiten befinden, so ist er für den Beschauer, welcher ihn nicht betritt, weniger sichtbar als jener. Wer ihn näher in Augenschein nehmen will, begibt sich hinauf auf denjenigen Theil desselben, welchen man nach dem Vorgange Chamouny's das „Eismeer" nennt, und welcher das große obere Becken bildet, wo der Gletscher sich setzt, ehe er in das Thal hinab steigt. Etwa in $2\frac{1}{2}$ Stunden erreicht man von dem Dorfe aus den unteren Rand des Eismeeres, wo besonders die von Eis gebildeten, verschiedenartig geformten schlanken Thürme oder Minarets, welche „Gletschernadeln" heißen und durch das Schmelzen des Eises entstehen, die Blicke auf sich ziehen. Ueberschreitet man von dem unteren Rande das Eismeer bis zu dem entgegengesetzten oberen, wozu etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde Zeit erforderlich sind, so gelangt man zu der von spärlicher Weide umgebenen Sennhütte am Zäsenberge, der äußersten oder am höchsten in das berner Hochgebirge vorgeschobenen menschlichen Wohnung. Man ist hier von den wildesten, großartigsten Eis- und Felsenmassen umgeben und erblickt die über ihnen im Hintergrunde hervorragenden himmelhohen Spitzen des Eigers, der Schreck-, der Vischerhörner und anderer Felsenhöhen. Die Wanderung über diesen Gletscher ist nur an den Rändern gefährlich, keineswegs in seinen übrigen Theilen. — Das aus beiden Gletschern bei Grindelwald abfließende Wasser bildet die Lütschine (mit kurzer vorletzter Sylbe) [3]. (*J. Hasemann.*)

GRINDKRAUT ist eine vulgäre Bezeichnung für die Scabiosa vulgaris sowol als auch für Senecio vulgaris. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRINDWURZEL ist die vulgäre Bezeichnung für die Wurzel einiger Rumex-Arten, namentlich des Rumex obtusifolius und Rumex crispus, die unter dem pharmakognostischen Namen Radix Lapathi acuti s. Oxylapathi sogenannten blutreinigenden Theegemengen zugesetzt wurden. Diese Radix Lapathi acuti wird aber auch wol von Rumex sanguineus, R. nemorosus, R. pratensis gesammelt. — Gelegentlich werden auch noch einige andere Wurzeln, welche ehedem unter blutreinigende Theespecies kamen oder noch gegenwärtig solchen zugesetzt werden, mit dem Namen Grindwurzel belegt, so z. B. die Chinawurzel von Smilax china, die Wurzel von Arctium Lappa. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRINGONNEUR (Jacquemin), ein alter französischer Maler und Miniaturist, lebte zu Ende des 14. Jahrh. In der berühmten Sammlung des Erziehers der Enkel Ludwig's XIV., de Gaignières, befanden sich 17 Blatt alte Spielkarten, die volles Interesse in Anspruch nahmen. Zeichnung wie Papier wiesen auf das 14. Jahrh. hin. Da fand sich eine Rechnung des Schatzmeisters König Karl's VI. vor, worin es heißt: „Dem Maler Jacquemin Gringonneur für drei Spiele Karten mit Gold, verschiedenen Farben und Devisen verziert, zum Zeitvertreib für den besagten König verfertigt, 56 pariser Sols (etwa 39 Francs) ausgezahlt." Da diese kurze Notiz auf oben genannte Karten vollkommen paßte, so wurden alsbald dieselben als Werk Gringonneur's allgemein angenommen, wenn auch dessen Urheberschaft noch nicht über allen Zweifel erhaben da steht. Da Gaignières alle Schätze seines Kunstcabinets dem Könige vermachte, so kamen sie in die k. Bibliothek, wo sie sich noch jetzt befinden. Sie sind mit großer Sorgfalt und Zierlichkeit ausgeführt, die Figuren auf Goldgrund, der wieder mit vertieften Verzierungen bedeckt ist, sind mit Talent gemalt und erinnern in ihrer Zeichnung an die bekannten italienischen Tarotkarten des Baldini (letztere sind bekanntlich gestochen). Die Karten sind mit silbernen Borduren eingefaßt; einzelne Theile der Stickereien an den Gewändern sind mit Gold gehöht, während die Wappen mit Silber bedeckt sind, welches mit der Zeit oxidirte. Nichts deutet den Werth der einzelnen Karten an, weshalb auch die Art des Spieles bis auf den heutigen Tag noch ein Räthsel geblieben ist. Die Darstellungen sind folgende: der Narr — der Schildträger, schön gedacht — der Kaiser — der Papst zwischen zwei Cardinälen — drei verliebte Paare, oben zwei Amoretten mit Pfeil und Bogen — Fortuna — Temperantia — Fortitudo, schön — Justitia — der Mond, zwei Astronomen messen — die Sonne, ein spinnendes Mädchen spazirt, schön — der Wagen — der Eremit mit Stun-

3) K. Baedeker S. 111. 112.

denglas — der am Fuß Gehenkte, in alten Spielkarten oft vorkommend — la maison de Dieu, in ein thurmähnliches Haus schlägt der Blitz ein — der reitende Tod schlägt Alles nieder — Jüngstes Gericht, Todte stehen auf, sehr naiv erfunden.

Abbé Ménestrier hatte aus oben angeführtem Texte der Rechnung die Ansicht willkürlich heraus construirt, Gringonneur sei der Erfinder der Spielkarten und will damit diese Erfindung den Franzosen vindiciren. Verschiedene Werke, die über diesen Gegenstand handelten, sprachen es dem Abbé nach, ohne die Sache näher zu untersuchen. Die Rechnung ist vom Jahre 1392, es ist aber bekannt, daß die Chinesen bereits 1120 Kartenspiele malten, so wie daß die Karten aus dem Orient bereits zu Ende des 13. Jahrh. in Europa eingeführt und in Spanien und Italien schon lange vor Gringonneur bekannt waren. Auch liegt im Texte der Rechnung nicht die geringste Andeutung, Gringonneur als den Erfinder, ja selbst als den Einführer der Karten am Hofe Karl's VI. anzusehen, da diese als eine bekannte Sache vorausgesetzt werden.

Man hatte dem Gringonneur auch verschiedene Bilder der altfranzösischen Schule zuschreiben wollen; so glaubt Lenoir, das älteste französische Gemälde, eine Darstellung des Juvenal des Ursins, verdanke ihm seinen Ursprung, aber diese Annahme ist eine bloße Meinung, für welche nichts Sicheres spricht und wird vielleicht die Zukunft Licht in diese dunkle Partie der Kunstgeschichte bringen *). (*Wessely.*)

GRINGORE, auch **GRINGOIRE de Vaudémont (Pierre)**, eigentlich Gringon zu nennen, ein französischer Dichter, geboren auf dem Landgute Ferrières (Diöcese Toul) in Lothringen †) in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.; gestorben um 1544, wo? ist nicht anzugeben. Er gehört zu denjenigen Dichtern der Franzosen, die erst in der neusten Zeit aus dem Staube der Vergessenheit hervorgeholt worden sind. Seine Aeltern scheinen Bauern gewesen zu sein; eine gute Erziehung hat er durch sie nicht erhalten, wie er selber klagt. Er selbst durchzog in seiner Jugend als fahrender Sänger Frankreich, bald hier bald dort seinen Aufenthalt nehmend. Seit dem Jahre 1500 lebte er in Paris und nahm hier in hervorragender Weise Antheil an den dramatischen Vorstellungen, den sogenannten Mystères, welche in dem französischen Charakter einen so fruchtbaren Boden fanden. Um das Jahr 1500 findet man in Paris drei Arten dramatischer Vorstellungen im Schwunge, jede von einer bestimmten Brüderschaft gepflegt und dargestellt, nämlich: die Mystères, gespielt von den Confrères de la Passion, die Moralités, gespielt von den Confrères de la Bazoche, und die Sotties, gespielt von den Enfants Sans-Souci. Die letztere Brüderschaft entstand unter Karl VI., hatte ihre Privilegien, ihre hierarchische Organisation, einen Vorsitzenden mit dem Titel: Prince des sots, ein eigenes Costüm (den Kragen mit Eselsohren geschmückt) und die Hallen der Stadt als Schauspielplatz. Erst gab sie nur Possenspiele, bald erhielt sie die Erlaubniß, auch Moralités darzustellen, und überflügelte bald die beiden andern Brüderschaften. Als Gringore nach Paris kam, stand sie in der höchsten Blüthe; sogar der König Ludwig XII. wohnte ihren Vorstellungen bei, und die mit politischen Anspielungen und beißenden Glossen nicht sparsamen Schauspieler erhielten dadurch eine um so höhere Bedeutung. An der Spitze der Gesellschaft stand bald neben Clément Marot, Jean du Pontalais, Jean Marchant, auch Pierre Gringore. Nächst Pontalais war Gringore einer der bedeutendsten Darsteller der Enfants sanssouci und zugleich der fruchtbarste Dichter der Gesellschaft. Zu seinem Muster scheint er den Roman La Rose genommen zu haben; ebenso allegorisirend und moralisirend, wie dieser Roman geschrieben ist, sind alle Erzeugnisse Gringore's gehalten. Tout par raison, raison partout, partout raison war sein Wahlspruch. Das erste von ihm gedruckte Werk stammt aus dem J. 1499 und hat den Titel: Château de Labour; man hält es für eines seiner besten. Ein junger Mann hat eine junge Frau, welche er liebt, geheirathet. Den Flitterwochen folgen aber langweilige Stunden, oder um in der allegorischen Sprache Gringore's zu reden: der junge Gatte empfängt den Besuch sehr unzeitmäßiger Gäste: Soin, Besoin, Desconfort u. s. w. Der Gast Raison hat Mitleid mit ihm und gibt ihm weise Rathschläge, welche „Tromperie“ ihn vergessen zu machen bemüht ist. Da stellt sich zur guten Stunde Raison wieder ein, läßt ihn unter der Obhut von Bonne Volonté und Talent de bien faire, die ihn nach dem Château de Labour, d. h. also der „Arbeit“ bringen. Der junge Mann führt unter den Herren des Schlosses, welche Travail und Peine heißen, ein rauhes, schweres Leben. Als er davon seiner Frau, zu der er zurückgekehrt ist, erzählt, macht diese sich über ihn lustig; da faßt er den Entschluß, wieder in das Château de Labour zurückzukehren. Es ist nicht unmöglich, daß Gringore in dieser moralisirenden Allegorie, wie französische Autoren meinen, einen Theil seines Lebens erzählt. Dem Château de Labour folgte im J. 1500 ein verwandtes Stück unter dem Titel: Château d'Amours. Der Inhalt desselben ist kurz folgender: Ein Reisender kommt aus dem Château d'Amours und trifft einen andern, der nach dem Liebesschlosse will. Er warnt ihn, bis an das Ziel zu gehen, denn es sei dort wenig Gutes zu finden. Aber der zweite Reisende kehrt sich daran nicht, geht in das Schloß, verliert dort seine Ruhe und dann auch das Leben. — Im J. 1502 schrieb Gringore zwei Mysterien, im J. 1503 ein drittes und zwar zu Ehren des Einzuges

*) *Bullet*, Recherches sur les Cartes. 1757. — *P. Lacroix*, Orig. des Cartes. 1835. — Jeu de Cartes Tarots. Paris 1844 (hier sind die 17 Bl. Karten abgebildet). Nouv. Biogr. général. XXII. Art. Gringonneur.

†) Eine andere Ansicht vertheidigt der Abbé La Rue. Nach ihm ist Gringore in der Normandie geboren, wo allerdings nicht nur die Familie Gringore als Gutsbesitzer in Caen, Thury u. s. w., sondern auch der Name des P. Gringore nachweisbar ist. Der Widerspruch läßt sich nach Chasang in Höfer's Nouv. Biogr. génér. p. 111 übrigens lösen, wenn man annehmen darf, daß der Herr von Ferrières (vergl. weiter unten) auch Besitzer von Thury war.

er Königin. Im J. 1504 veröffentlichte er die Abuz du monde, eine Satyre, die, bald dialogisch, bald erzählend gehalten, alle Stände, Frauen, Ritter, Künstler, Aerzte und Kaufleute geißelte, nur den König nicht; er dedicirte das Werk dem Prevot von Paris, Jacques d'Estouteville, der ihn dafür dem König Karl XII. vorstellte. Einen ähnlichen Stoff behandeln die 1505 verfaßten und seinem ehemaligen Herrn Pierre de Ferrières gewidmeten Folles entreprises, aus deren Widmung man einige Angaben für das frühere Leben des Dichters gewinnt. Doch läßt dieses Werk schon eine politische Tendenz durchblicken. Gringore weist das Volk auf die gerechten Ansprüche Frankreichs auf Neapel hin. Dieser Umstand und die Protection des Prevot von Paris brachten den Dichter dem Könige näher, und Puymaigre, aus dessen Biographie ich hier schöpfe, meint nicht mit Unrecht, daß das auf den Dichter eingewirkt habe. Der König wollte ihn an Stelle der damals fehlenden Zeitungen zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung benutzen, und das war kein Fehlgriff, da Gringore in Paris bekannt war und nicht nur durch Flugschriften, sondern auch von der Bühne der Enfants sanssouci auf die Menge mächtig einwirken konnte. So wandte sich Gringore, wahrscheinlich vom Könige durch Geld reichlich entschädigt, dem politischen Gebiete zu und veröffentlichte Schlag auf Schlag: Entreprise de Venise avec les citez, chasteaux, forteresses et places que usurpent les Venetiens, ferner l'Espoir de la Paix und le Cerf des Cerfs. Mit der letzten Schrift war der Papst, der Gegner Frankreichs, als servus servorum Dei gemeint. Gringore ging bald noch weiter; er brachte in einem Possenspiele den Papst Julius als lächerliche Figur und mit Eselsohren unter dem Namen Mère Sotte auf die Bühne seiner Enfants sanssouci, und klagte ihn am Schlusse der Simonie an. Im J. 1511 folgte eine Moralité, deren Personen waren: peuple français, peuple italique, l'homme obstiné (damit ist Papst Julius II. gemeint), Symonie u. s. w. Das französische und italienische Volk beklagen sich über die Leiden des Krieges und machen zuletzt den homme obstiné dafür verantwortlich. Die Nachsicht, welche Ludwig XII. hier aus politischen Rücksichten übte, schadete natürlich dem Ansehen der Geistlichkeit ungemein. Gringore griff sogar den König selbst auf der Bühne an. Ludwig XII. war darüber aber nicht böse. Als man ihn einst aufforderte, Komödianten, die ihn in beleidigender Weise verhöhnt hatten, zu bestrafen, erwiederte er: Non, laissons-les faire, ils pourront nous apprendre des vérités utiles que nous ne saurions pas autrement; je leur donne toute liberté pourvu qu'ils respectent l'honneur des dames. — Eine eigene Art Dichtung bot Gringore in: Les cent nouveaux proverbes dorés, welche Lebensregeln ohne die dramatische Beigabe der Moralités enthalten. Ein ähnliches Werk waren die Menus propos, gedruckt im J. 1522. Sie enthielten in buntem Gemisch Betrachtungen über verschiedene Dinge, Allegorien über die Hirsch- und Wildschweinjagd, Hymnen, Uebersetzungen der Psalmen, Liebesgedichte. Interessant ist am Schlusse des Ganzen das Testament des Teufels, der seine Töchter verheirathet. Auf dem Titel nennt sich Gringore übrigens: héraut d'armes de illustre très-haut, très-puissant prince Anthoine, par la grâce de Dieu, duc de Calabre, Lorraine et Bar, comte de Provence et Vaudémont. Von seiner Stellung zu diesem Prinzen mag es herkommen, daß Gringore selbst zuweilen den Beinamen de Vaudémont führt. Auch zu der Prinzessin Renée von Bourbon, Herzogin von Lothringen, stand er in engeren Beziehungen. Für sie schrieb er die Heures de Notre-Dame. Dieses Buch wurde in Lothringen gedruckt. Als Gringore es auch in Paris drucken lassen wollte, verbot es die Sorbonne am 26. Aug. 1525, weil sie nach dem Auftreten Luther's eine solche Bearbeitung der biblischen Geschichte für gefährlich hielt; sie verallgemeinerte ihren Bescheid übrigens zugleich dahin, daß sie jede Uebersetzung der Bibel als eine höchst gefährliche Sache untersagte. — Außer den genannten Schriften wären noch einige andere anzuführen; ich darf es aber unterlassen, weil die angeführten den Dichter genugsam charakterisiren. — Die Vergessenheit, in die Gringore gekommen, ergibt sich auch daraus, daß Sainte-Beuve in seinem Tableau de la poésie française au XVIe siècle ihn gar nicht erwähnt. Aber mit Unrecht. Ausführlicher ist Gringore behandelt in: *T. de Puymaigre*, Poètes et Romanciers de la Lorraine. Paris 1848. p. 291—311. Dazu *Michaud*, Biographie universelle XVII. p. 566 sq. und *Höfer*. Nouv. Biogr. génér XXII. p. 111—115, welch letzterer die Angaben von Puymaigre in mancher Hinsicht berichtigt und vervollständigt. (*R. Pallmann.*)

GRINNELL-LAND ist das nördlichste bekannte Land der Erde, zu der arktischen Inselflur im Norden von Nordamerika gehörig, in seinen südlichen Theilen 1616 von Bylot und Baffin entdeckt und North-Lincoln genannt, 1852 von Capitän Inglefield, 1854 von Dr. Elisa Kent Kane weiter untersucht und von dem letztern nach dem verdienstvollen Förderer der Polarexpeditionen, Henry Grinnell in Neuyork, benannt, endlich von Dr. J. J. Hayes im J. 1861 noch einen halben Grad weiter nordwärts erforscht. Seine Küsten erstrecken sich — soweit sie bis jetzt bekannt sind — von Cap Tennyson im Süden (unter 76° 14′ nördl. Br.) einerseits gegen Nordwesten über Cap Eastlake bis Cap Waldegrave und von da bis Cap Eden unter 76° 56′ nördl. Br. in einer Ausdehnung von 45—50 deutschen Meilen; andererseits gegen Norden und Nordosten, bis Cap Union unter 82° 30′ nördl. Br. in einer Ausdehnung von 90—100 deutschen Meilen. Diese Ostküste wird durch einige tiefere Einschnitte dergestalt gegliedert, daß es noch nicht entschieden ist, ob Grinnell-Land eine einzige Insel ist oder ob es in eine Gruppe größerer Inseln zerlegt wird. Von Cap Tennyson zieht sich die Küste über das nach Osten vorspringende Cap Clarence und bei den Inseln Branique und Mittie vorbei bis zum Talbot-Inlet, welchen Hayes als einen mit einem Gletscher abschließenden Fjord bezeichnet: dieses Stück Land durch den breiten Jones-Sund von dem südlich liegenden

Nord-Devon getrennt, hat den Namen Nord-Lincoln erhalten, seine Größe mag auf 300 □Meilen geschätzt werden, doch sind die West- und event. die Nordküsten nicht bekannt. Das Land steigt hoch aus dem Meere empor, sein Inneres ist wie das gegenüberliegende Grönland ein mit Eis bedecktes Hochland, und zahlreiche Gletscher (Petermann's Karte, Mittheilungen 1855, Tafel 8 zählt deren 6 auf) führen dieses Eis zum Meere hinab und helfen die Menge der in den arktischen Gewässern schwimmenden Eisberge vergrößern.

Nördlich von Talbot-Inlet setzt sich die Küste in ähnlicher Weise fort. Cadogan-Inlet, an seinem westlichen Ende durch einen Gletscher geschlossen, Cap Isabella (gegenüber dem Port Foulke in Grönland und von diesem Hafen nur 8 deutsche Meilen entfernt), Wade Point, Cap Sabine mit den vorliegenden Inseln Crevoort und Stalknecht sind die bemerkenswerthesten Punkte dieser Küstenabtheilung, welche mit dem Vereinigten-Staaten-Sund, 25 Meilen im Norden von Talbot-Inlet, schließt. Während hier Inglefield und Kane eine fortlaufende Küste verzeichnen, hat Hayes eine weite Bucht mit den vorliegenden Inseln Henry und Bache gefunden — wer weiß, an wie vielen Stellen diese großen arktischen Inseln sich noch in Inselgruppen auflösen werden! Die eben erwähnten Küsten haben den Namen Ellesmere-Land erhalten, doch werden auch Nord-Lincoln und Ellesmere-Land zu Grinnell-Land im weiteren Sinne gerechnet.

Nördlich von dem Vereinigten-Staaten-Sund wendet sich die Küste weiter nach Osten, bis zu der an 500 m. hohen Napoleonsspitze, in deren Nähe Spuren verlassener Eskimoniederlassungen gefunden worden sind, nahe an 80° nördl. Br.; geht dann wieder gegen Norden bis C. von Buch, Karl-Ritter-Bai, Field-Bai und Cap Lieber, dem nördlichsten von Hayes auf einer Schlitten- und Fußpartie am 18. Mai 1861 erreichten und zu 81° 35′ nördl. Br., 52° 50′ westl. Länge von Ferro bestimmten Punkte. Die darüber hinaus wahrgenommenen Punkte nannte Hayes Mount-Parry — diesen 800—900 m. hohen Berg hatte auch Morton, Kane's Begleiter, am 25. Juni 1854 von der grönländischen Küste aus gesehen —, Cap Eugenie, A. Petermann-Bai, Cap Frederik VII., Wrangell-Bai und Cap Union; Morton hatte das Meer völlig offen und eisfrei gesehen, Hayes fand es mit morschem Eise bedeckt, zwischen welchem sich offene Tümpel und Kanäle zeigten, und gegen Norden allmälig in offene See übergehend.

Dr. Hayes hat im Verlaufe seiner Expedition, vom Juli bis September 1861, zwischen dem 78° und 82° nördl. Br., möglichst viele Pflanzen gesammelt; die Exemplare selbst sind der naturwissenschaftlichen Akademie in Philadelphia zugestellt und von den Botanikern E. Durand, Th. P. Jarnes und F. Ashmead bestimmt worden. Ein Verzeichniß derselben befindet sich in den **Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia 1863 p. 93—96** und ist in Petermann's Mittheilungen 1864, S. 487. 488 im Auszuge wiedergegeben; dasselbe ist um so interessanter, als Grinnell-Land das nördlichste erforschte Florengebiet der Erde ist, in welchem die Temperatur kaum je 12° C. übersteigt; der Boden ist stets gefroren, meist mit Schnee bedeckt. Die Aufzählung enthält 52 Species von Phanerogamen, die Zahl der Genera ist 39; von Kryptogamen wurden 49 Genera mit 68 Species gesammelt. Unter den Phanerogamen sind 7 Species **Saxifraga**, 4 Species **Draba**, je 2 Species **Lychnis**, **Stellaria**, **Dryas**, **Salix**, unter den Kryptogamen 9 Species **Bryum**, 4 Parmelien, 4 Laminarien, 3 Species **Hypnum**, je 2 **Splachnum**, **Alectoria** und **Verrucaria**; es wurden 1 Farn (**Lycopodium**), 28 Moose, 23 Flechten, 16 Algen beobachtet — ob es an Pilzen ganz fehle, ist nicht gesagt, doch dürften **Sphaeriaceen**, **Uredineen etc.** auf Pflanzentheilen wol vorhanden sein. Als besonders häufige Pflanzen erscheinen der Alpenmohn (**Papaver nudicaule** oder **alpinum** *L.*), ein Sauerampfer (**Oxyria digyna** *Campd.*) und eine Gletscherweide (**Salix arctica** *L.*). Zwei Drittheile der aufgefundenen Pflanzenspecies kommen auch in unseren Alpen, einige in den deutschen Mittelgebirgen vor: **Campanula rotundifolia** *L.*, **Tofjeldia palustris** *L.*, **Luzula campestris var. congesta** *Wahl*, **Festuca ovina** *L.*, **Armeria vulgaris** *Willd.*, **Alchemilla vulgaris** *L.* sind in weiter Ausdehnung über die arktische und über die gemäßigte Zone verbreitet. Ins Baumgeschlecht gehören **Betula nana** *L.*, **Salix arctica** *L.*, **Salix herbacea** *L.*, freilich sämmtlich in Pygmäenformat, neben ihnen finden sich **Empetrum rubrum** *Willd.* (rothe Rauschbeere), **Vaccinium uliginosum** *L.* (Trunkelbeere) und **Andromeda tetragona** *L.* (Bärentraube) als ebenso zwerghafte Vertreter holziger Sträucher.

Die astronomischen, magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, welche der deutsche Begleiter des Dr. Hayes, August Sonntag, anstellte und welche von demselben bis an seinen auf dem Eise erfolgten Tod (im Januar 1861) mit seltener Genauigkeit und Vollständigkeit ausgeführt sind, ebenso wie die Untersuchungen über Ebbe und Fluth, über Pendelschwingungen &c., sind von Charles Schott, einem kundigen Assistenten bei der amerikanischen Küstenvermessung, zusammengestellt und berechnet worden; vergl. Dr. *J. Hayes*, **Physical observations in the arctic Seas. Reduced and discussed by Ch. A. Schott**, mit 4 Karten, in dem „**Smithsonian Contributions to Knowledge**“, **Vol. XV. Washington 1867**, und Petermann, Mittheilungen 1868. S. 469. 470. Die geographischen Positionen erstrecken sich von 72° 23′ 1″ (Pröven) bis 81° 31′ 30″ (nördlichstes Lager im Kennedy-Kanal); die beigefügten Karten stellen die Länder am Smithsund und Kennedykanal, die Umgegend von Port Foulke an der Küste von Grönland, die magnetischen Linien in diesen Gegenden und die Linien der Ebbe- und Fluthzeiten dar. Die in Port Foulke angestellten Beobachtungen der Temperatur ergaben ein Minimum von — 43° C. am 25. Jan. und am Maximum von 16° C. am 5. Juli 1861; die mittleren Temperaturen des Januar waren in Port Kennedy unter 72° nördl. Br. — 44° C., in Van Rensselaer-Hafen — 33°4, in Port Foulke — 32°2, sodaß die

Kälte hier nach Norden sichtlich abnimmt, die Temperatur von Grinnell-Land dürfte hinter der entsprechenden der grönländischen Westküsten um ein Weniges nachstehen. Die Jahrestemperaturen werden in den genannten drei Häfen auf — 16°,9, — 19°,1 und — 14°,5 C. berechnet; vorherrschende Winde kamen von Nordost (47 von je 100) und Südwest (17 von je 100); häufig waren Windstillen (27 unter je 100 Notirungen). Die besten graphischen Darstellungen der Temperaturen in den arktischen Gegenden — freilich Grinnell-Land nur zum Theil berührend — sind 2 Karten in Petermann's Mittheilungen 1870. Nr. 12. 13. 14: der Golfstrom im Sommer und im Winter und der Stand der thermometrischen Kenntniß des nordatlantischen Oceans und Landgebietes im J. 1870, und: die Temperaturverhältnisse in den arktischen Regionen, Isothermen des Januar, Isothermen des Juli, Isotheren und Isochimenen je von 2 zu 2° R., Isothermen der absoluten Minima von 10 zu 10° R., sämmtlich Originalarbeiten von Dr. A. Petermann.

Nicht zu verwechseln mit diesem Grinnell-Land ist dasjenige Grinnell-Land — richtiger wäre es Grinnell-Insel zu nennen — welches im Nordwesten an Nord-Devon sich anschließt und von diesem nur durch die schmale Arthurstraße getrennt wird, etwa 30 Meilen westlich von Nord-Lincoln liegt und vom August 1852 bis Sommer 1853 durch Capitän E. Belcher untersucht worden ist. Belcher kam mit Schlitten von dem Hafen an der Brechny-Insel, überwinterte in Northumberland-Sund und nahm im nächsten Frühjahre die Küsten von Grinnell-Land und die zahlreichen benachbarten Inseln auf, bis das Aufgehen des Eises seinem weitern Vorgehen ein Ziel setzte. (*Otto Delitsch.*)

GRINNES, mit Vada gemeinschaftlich von Tacitus Histor. V. c. 20. 21 als Lager einiger römischer Cohorten und Reiterabtheilungen in der Germania secunda oder inferior im Kampfe des Cerialis gegen das Heer des Civilis erwähnt, ist in der Nähe der Vereinigung der Flüsse Maas und Waal zu suchen. Civilis hatte diese Lager beinahe erstürmt, als Cerialis zu Hilfe kam und seine Truppen in die Flucht trieb. Vada wird von der Tabula Peuting. in geringer Entfernung von Noviomagus (Nimwegen) angesetzt. Vergl. Mannert Th. II, 1. S. 215; s. die Karte zu A. B. Wilhem, die Feldzüge des Drusus. Dieser Ort wird auch noch in der Tabula Peutingeriana Segm. I, 6. ed. *Mannert* erwähnt. (*Krause.*)

GRIOLET (Jean Marie Antoine), ein vielseitiger französischer Schriftsteller (Botaniker), geboren zu Nimes im J. 1763, gestorben im J. 1806. Er war Jurist, und zwar anfangs Advocat, ging aber bald zur Verwaltung über. Die Revolution von 1789 ließ ihn anfangs steigen, er mußte aber bald seine hohen Aemter aufgeben und sein Leben, welches bedroht war, durch die Flucht retten. Als die Schreckenszeit vorüber war, kehrte er wieder nach Frankreich zurück; aber mismuthig über den Verlust vieler Freunde, die hingerichtet waren, über die verführte öffentliche Meinung der Menge, überhaupt über die haltlosen Zustände in der Hauptstadt, nahm er seinen Posten nicht wieder ein, sondern wandte sich nach Genua, um hier unter neuern Freunden und in einer glücklichen kaufmännischen Laufbahn, die er nun einschlug, die Unabhängigkeit und Ruhe zu finden, welche Paris ihm nicht zu gewähren vermocht hatte. Die literarische Thätigkeit wurde dabei nicht vernachlässigt. Als Genua mit Frankreich vereinigt wurde, stand er an der Spitze der Handelskammer von Genua und that viel, um den Uebergang in die neue Herrschaft leichter zu machen; das Vertrauen, welches er bei Lebrun, der die Verschmelzung durchführen sollte, genoß, trug wesentlich dazu bei. Griolet starb leider am 2. März 1806 eines frühzeitigen Todes. Man bedauerte in Genua den Verlust sehr; die Handelskammer ließ in ihrem Sitzungssaale seine Büste aufstellen. — Griolet hat Folgendes geschrieben: Discours sur l'influence de Boileau. 1787 in 8., eine Schrift, welche von der Akademie zu Nimes schon früher mit dem Preise gekrönt worden war. — Ferner: Sur les fonctions des adjoints dans la nouvelle procédure criminelle, lettre à un notable adjoint. 1789 in 8., zwar eine Gelegenheitsschrift, aber nach dem Urtheile französischer Kritiker doch gehaltvoll. Die frühesten Arbeiten Griolet's waren eigentlich auf die Abfassung einer philosophischen Grammatik gerichtet, sie wurden aber trotz eines großen gesammelten Materials nicht vollendet. — Die eigentliche Bedeutung Griolet's liegt merkwürdiger Weise auf einem Gebiete, welches mit seinen sonstigen Studien in gar keiner Beziehung stand, nämlich auf dem Gebiete der Botanik. Seine Liebe zu dieser Wissenschaft war mehr als dilettantisch. Fleißige Studien und eifriges Botanisiren machen ihn mit der Flora von Genua bald ausnehmend bekannt, sodaß er eine Florule de Gênes hinterlassen konnte, die sehr gut war. Auf seinen Excursionen hat er vier neue, bis dahin unbekannte Pflanzen entdeckt, nämlich: Genista genuensis, Ophrys speculum, Serapias tribola und ein Carex, welchem die botanische Welt den Namen Carex Grioletii gegeben hat. — Vergl. *Michaud*, Biogr. univ. XVII. p. 567. (*R. Pallmann.*)

GRION (*Γρίον*), ein dem Latmos parallel laufender Gebirgszug, welcher sich vom Gebiete der alten Milesier ab östlich nach Karien hinzieht. Vergl. *Strab.* XIV, 1, 8. p. 635 seq. Mannert (VI, 3, 259) meinte, daß sich dieses Gebirge wahrscheinlich beim Promontorium Posidium geendigt habe. Davon weiß Strabon nichts (*ἀνῆκον ἀπὸ τῆς Μιλησίας πρὸς ἕω διὰ τῆς Καρίας μέχρι Εὐρώμου καὶ Χαλκητόρων*). (*Krause.*)

GRIÓTUNAGARDHR ist nach der jüngern Edda (1, 272—274) der Name des an der Landesgrenze der Riesen und Asen gelegenen Ortes, wohin der Riese Hrungnir den Gott Thor zum Zweikampf bescheidet. Nach Uhland's Deutung im Mythus des Thor bezwingt Thor in Hrungnir, dessen Herz von Stein ist, die dem Anbau widerstrebende Steinwelt. Die Kämpfer haben sich zum Zweikampf nach Griotunagardhr beschieden: Griot heißt Stein, Gerölle, Griotungardhr die

Grenze des Steingebiets und des baulichen Landes. Genauer ist die folgende Deutung: Hrungnir (d. i. der Rauschende, Schallende) ist ein alter Gewittergott, und zwar in dem den ackerbauenden Menschen feindlichen, Thor aber in dem diesem freundlichen Sinne. Die Sage zeigt uns also Thor's milde Gewittermacht im Kampfe gegen das tosende Unwetter im Gebirge, welches sich verwüstend über die milderen, angebauten Abhänge stürzt, und von Thor durch das Vorwärtstragen des Anbaues geschwächt und ganz vernichtet wird. Darum geschieht der Kampf auf Griotunagardhr, dem Geröllfelde an der Grenze des bebauten Landes, darum hält der Riese, der ein Blitzroß (Gullfaxi, Goldmähne) reitet, den Steinschild unter sich, und in seinem, des Unwetters und Wolkendunkels Leibe steht als steinernes Herz ein Berg. Von Thor's Blitzen gerüttelt und gelöst, braust das Unwetter des nackten Felsgebirges mit Geröllsturz herunter. Doch ist der Sieg nicht vollkommen, denn der Blitz selbst wird unter dem Geröllsturz begraben und der Anbau ist im Anfange kümmerlich und wird oft genug beschädigt (s. Mannhardt, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker 1, 215 fg.). Der Kern der Sage ist ohne Zweifel, daß Thor in Hrungnir die dem Ackerbau widerstrebende Steinwelt bezwingt, und zur Bestätigung glaube ich Folgendes anführen zu können, welches zugleich als Beweis dient, daß dieser Mythus, wenn auch in anderer Fassung, auch bei uns heimisch gewesen sein muß. In Oberhessen, in dem westlich von Marburg gelegenen Hinterlande heißen die Steine in dem Ackerlande, welche ihrer Größe wegen mit dem Pfluge nicht ausgeackert werden können, Nornen; dieser Name muß identisch sein mit dem der drei aus dem Riesenlande stammenden Schicksalsjungfrauen und damit ein Zusammenhang jener Steine mit der Riesenwelt ausgesprochen sein; auch ist es jedenfalls bedeutungsvoll, daß eine Flur „die Norn" bei Nesselbrun, die eben von dem häufigen Vorkommen jener Steine diesen Namen hat, ganz in der Nähe eines Donnersberges liegt. Vilmar in seinem Idiotikon von Kurhessen S. 287 führt zwar als die eigentliche Form Nürn an, allein ich habe dieselbe nie gehört, und alle Flurbeschreibungen bieten nur die Form Norn dar. (*A. Raszmann.*)

GRIPHE, das oder der, in der Mehrzahl: die Griphen. Von den griechischen Formen des Wortes ist *τὸ γρῖφος* diejenige, welche sich am häufigsten findet und am besten gesichert erscheint; außerdem findet sich auch sehr oft *ὁ γρῖφος*, seltener *τὸ γρίφος*, *ὁ γρίφος*, *τὸ γρῖφον*. Es hat mit *ὁ γρῖπος* oder *ὁ γρίπος*, welches Netz bedeutet, dieselbe ursprüngliche Bedeutung, indem es mit *γριπεύειν*, fischen, und *ὁ γριπεύς*, der Fischer, unmittelbar verwandt ist. In übertragener Bedeutung bezeichnet es alles Geflochtene, Verknüpfte, künstlich Verschlungene, speciell künstlich verschlungene, dunkle, räthselhafte, parador klingende Reden. In dem Sinne eines Redens in Räthseln wird bei den späteren griechischen Schriftstellern *γριφολογεῖν* gefunden. Dieselbe Bedeutung hat *λογογρῖφος*, ein Wort, welches indessen erst bei den Byzantinern auftritt, sodaß man nicht weiß, wo und durch wen es entstanden sei.

Verfolgt man den Gebrauch von *γρῖφος* in der chronologischen Ordnung, so tritt uns eine erste charakteristische Andeutung oder Erläuterung in den „Wespen" des Aristophanes (welcher zur Zeit des peloponnesischen Krieges dichtete) entgegen [1]), und zwar in folgenden Versen:

> *ΣΩΣ. Οὐδὲν ἄρα γρίφου διαφέρει Κλεώνυμος.*
> *ΞΑΝ. Πῶς δή; ΣΩΣ. προςερεῖτις πρὸς τοὺς συμπόταις λέγων·*
> *Ὅτι ταὐτὸ θηρίον ἔντε γῇ καὶ οὐρανῷ*
> *Κἀν τῇ θαλάττῃ γ' ἀπέβαλε τὴν ἀσπίδα.*

D. h. nach einer Erklärung oder Paraphrase des Casaubonus: „Kleonymos gibt Stoff zu einem Griphos; denn unter seinen Zechgenossen wird Einer das *γριφῶδες πρόβλημα* aufwerfen können: Welches ist das Geschöpf, das auf der Erde, in der Luft, im Meere seinen Schild verliert?" — Nach einer Anführung bei Athenäos (einem griechischen Rhetor und Grammatiker am Ende des 2. und am Anfange des 3. Jahrh. nach Christi Geburt) [2]) handelte Klearchos, ein Schüler des Aristoteles, sehr ausführlich über *γρῖφος* und faßte dessen Sinn sehr weit; denn nach ihm, der uns bis jetzt zugänglichen Hauptauctorität in dieser Frage, gehören, wie die angeführten Beispiele zeigen, zum *γρῖφος* überhaupt alle Fragen, mit denen sich gelehrte und gebildete Leute zu unterhalten pflegen, um ihren Scharfsinn, ihr Gedächtniß, ihre Gelehrsamkeit im Wettkampfe mit Anderen zu zeigen. Doch enthält die von Klearchos aufgestellte Definition eine specielle Wendung, indem sie dahin lautet: das (der) Griphos sei *„πρόβλημα παιστικὸν, προστακτικὸν τοῦ διὰ ζητήσεως εὑρεῖν τῇ διανοίᾳ τὸ προβληθὲν, τιμῆς ἢ ἐπιζημίου χάριν"*; d. h. also: Griphos ist ein scherzhaftes Problem (Räthsel), durch welches wir angeregt werden, durch Nachdenken das Aufgegebene zu finden, um einer Ehre oder einer Strafe willen. Eins von den Beispielen eines Griphos, welche von Klearchos überliefert werden, ist das nachstehende: Ein Mann, welcher zugleich kein Mann war, sah einen Vogel, welcher kein Vogel war, auf einem Holze, welches kein Holz war, und tödtete ihn mit einem Steine, der kein Stein war; d. h.: Ein Verschnittener sah eine Fledermaus auf einer Nardenstaude sitzen und tödtete sie mit einem Bimsteine. Von den übrigen Beispielen, welche Athenäus zugleich anführt, nennen wir besonders das folgende:

> *Ἕκτορα τὸν Πριάμου Διομήδης ἔκτανεν ἀνήρ.*

Eigentlich ist es nicht der bekannte Diomedes, sondern Achilleus, welcher den Hector erlegte; aber Achilleus ist dennoch ein Diomedes, weil ein vom Zeus berathener Mann, ein Beispiel, auf welches wir unten zurückkommen.

Besonders in der alexandrinischen Gräcität blüheten die Griphen oder die Worträthsel, theils in Prosa, theils in Poesie, und hatten den Zweck, gelehrten Scharfsinn zu beweisen und zu provociren. — Nach Hesychios (einem griechischen Grammatiker aus Alexandria, am Ende des

---

1) V. 20 fg. 2) In seinem Werke *Δειπνοσοφισταί* (Gastmahlsophisten, Trinkgelehrte u. s. w.) X. p. 448 seq.

4., nach Anderen im 6. Jahrh. n. Chr.)[3]) war *γρῖφος* „eine besondere Art von Gastmahlsfragen (quaestiones convivales), dem *αἴνιγμα* sehr verwandt, welche einen Gegenstand mit Umschweifen bezeichneten und ihn so mit Absicht verdeckten". Oder: *„Γρίφη· τὰ ἐν τοῖς πότοις βαλλόμενα ζητήματα."* — Die Erklärung, welche Suidas (welcher im 11., nach Anderen bereits im 10. Jahrh. n. Chr. schrieb)[4]), gibt, ist folgende: *„τὸ δίκτυον* (das Netz)· *λέγεται δὲ καὶ ὁ δύσκολος καὶ συμπεπλεγμένος λόγος, ὁ ἔχων πάθος ἐν ἑαυτῷ μὴ φαινόμενον"*, was Bernhardy in seiner lateinischen Ausgabe so wiedergibt: „rete piscatorium; sic etiam dicitur oratio obscura et perplexa et aliquid reconditum in se habens". Bei dem bekannten Erklärer der Homerischen Gedichte Eustathios (welcher im 12. Jahrh. n. Chr. lebte)[5]) findet sich folgende Erläuterung: *„Γρῖφος· δύσκολον ζήτημα, ὃ ἐν τοῖς συμποσίοις ἔλεγέ τις"* κ. τ. λ., und in dem Etymologicum Magnum heißt es: *„Ζήτημα, αἴνιγμα δύσκολον, ἔνθεν καὶ τὴν χλεύην* (Gelächter, Scherz) *ΓΡΙΠΙΣΜΑ φασί. γρῖφον οὖν λέγεται τὸ δύσλυτον* (schwer zu lösen, inextricabilis) *αἴνιγμα"* κ. τ. λ.

Das Uebereinstimmende in diesen Erklärungen ist also, daß *γρῖφος* eine schwer zu lösende, dunkle, räthselhafte (auch *δεινός* genannt) Rede oder Frage oder Aufgabe, ein paradoxes Problem sei, welches man besonders in den Zusammenkünften bei Gastmählern oder Trinkgelagen stellte, worauf auch bereits die Anführung aus Aristophanes hinweist. Stephanus[6]) definirt das *γρῖφος* als „convivalis quaestio aenigmatica", nämlich in seiner speciellsten Bedeutung, welche zugleich dessen häufigsten Gebrauch signalisirt. — Als dunkle, räthselhafte, paradoxe Rede (resp. Charade, Wortaufgabe) findet sich griphus auch bei den Lateinern, aber erst bei den späteren, wie namentlich bei Aulus Gellius (welcher in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. lebte und in Athen die Redekunst studirte)[7]).

Wenn es gilt, das Verhältniß des Begriffes von *γρῖφος* zu dem Begriffe von *αἴνιγμα* festzustellen, so bedeutet *αἰνίσσεσθαι* dunkel, in Räthseln sprechen, *αἶνος* die dunkle Rede, das Sprüchwort, die Thierfabel, auch die Lobrede. Nach dem Scholiasten zum Aristides[8]) sind *γρῖφον* und *αἴνιγμα* durchaus nicht dasselbe; *„διαφέρουσι γὰρ* — sagt er —, *ὅτι τὸ μὲν αἴνιγμα ὁμολογεῖ τις ἀγνοεῖν, τὸ (τὸν) δὲ γρῖφον ἀγνοεῖ δοκῶν ἐπίστασθαι"*, eine Erklärung, welche derselbe durch folgende Beispiele erläutert: *„Οἷον αἴνιγμα μέν ἐστι τὸ Τί τρίπουν, τί τετράπουν* (das wäre also freilich nur die Frage nach der Definition): *Ἐνταῦθα δῆλον τὸ ἐρώτημα· γρῖφος δὲ, οἷον Ἕκτορα τὸν Πριάμου Διομήδης ἔκτανεν ἀνήρ. Ἐνταῦθα δοκεῖ μὲν εἰδέναι τὸ ῥηθὲν, ἀγνοεῖ δὲ, ὅτι Διομήδης ἦν ἀνὴρ ὁ Ἀχιλλεύς· ἐκείνην* (nämlich die Diomede) *γὰρ ἔσχε μετὰ τὴν Βρισηΐδα."* Es entsteht also in diesem Falle ein Griphos dadurch, daß der Ausdruck *Διομήδης ἀνήρ* dunkel und für den, der nicht weiß, daß Achilleus die Diomede als Lieblingssklavin gehabt[9]), geradezu unverständlich ist, indem dieser glauben muß, es sei gesagt, daß der Archiver Diomedes den Hector getödtet habe, was doch, wie ein jeder wußte, nicht der Fall war. — Julius Pollux (ein griechischer Grammatiker und Lexikograph aus Naukratis in Aegypten um 180 n. Chr.) bestimmt das Verhältniß so: *„Εἶχε τὸ αἴνιγμα παιδιάν· ὁ δὲ γρῖφος καὶ σπουδήν"*[10]). Sonach wäre also der Inhalt des *αἴνιγμα* (nur?) der Scherz, derjenige des *γρῖφος* auch der Ernst gewesen. — Man sieht, daß die Griechen selbst den Unterschied nicht übereinstimmend fixirten, und man kann demnach fragen, ob das bekannte Räthsel der Sphinx bei Theben ein *γρῖφος* oder ein *αἴνιγμα* gewesen sei. Indessen steht so viel fest, daß man durch *γρῖφος* vorzugsweise die gelehrten, paradoxen Probleme bei Gastmählern bezeichnet hat. (*J. Hasemann.*)

Gripho, Sohn Karl Martell's, s. Grifo.

GRÎPIR, eine in dem norwegischen Liede von Sigurð svein in der Form Greiper noch heute fortlebende Heldengestalt der Sage von den Wölsungen und Niflungen, von dem aber unsere deutschen Denkmäler nicht das Geringste, ja nicht einmal den Namen mehr berichten. Nach dem prosaischen Eingange zu der Sigurðarkviða I. oder Grîpisspâ und der Völsûnga saga c. 16 war derselbe ein Bruder der Hiördis, der Mutter Sigurd Fafnisbanis, und ein Sohn des Eylimi, und beherrschte, nachdem sein Vater in der Schlacht König Sigmund's mit den Hundingssöhnen nebst diesem gefallen war, die Laude. Das Hyndlaliôð läßt Str. 25 den Eylimi von den Oedlingen stammen, deren Stammvater Halfdan der Alte war. Die Skâlda und Fundinn Noregr lassen nach einer falschen Etymologie die Oedlinge von Audi, dem Sohne desselben Halfdan, entstammen und ihn Walland (d. i. Frankenland) erobern; den Eylimi dagegen rechnen sie zu den Lofdungen, deren Stammvater Lofdi, gleichfalls ein Sohn jenes Halfdan, war, und berichten, daß er Reidgotland erobert habe und dort König geworden sei. Diesen Widerspruch zu lösen wird wol schwerlich jemals vollkommen gelingen; siehe jedoch den in meiner Deutschen Heldensage 1, 162 gewagten Versuch. Das Weitere über Grîpir wird der folgende Artikel bieten. (*A. Raszmann.*)

GRÎPISSPÂ eða Sigurðarkviða Fafnisbana fyrsta, Gripir's Weissagung oder erstes Lied von Sigurd dem Fafnirstödter, ein Heldenlied der sämundinischen Edda, das zu dem Sagenkreis der Wölsungen und Niflungen gehört.

Demselben geht ein prosaischer Eingang voraus, der Folgendes berichtet: Einst ritt Sigurd allein zu Gripir, einem Sohne Eylimi's, der Hiördis Bruder, der die

3) In dem von ihm verfaßten griechischen Wörterbuche nach dem textus receptus, wie dieser auch für die übrigen hier angeführten Schriftwerke gilt. 4) In seinem griechischen Lexikon. 5) In seinen Commentarien zum *Homer*, Odyss. X. p. 1926, 57. 6) In seinem Thesaurus linguae graecae. 7) Noctes Atticae I, 2. 8) p. 508.

9) Ilias IX, 665. 10) In seinem Ὀνομαστικόν, einem griechischen Wörterbuche, welches besonders die Synonymik zum Gegenstande hat, VI, 107.

Lande beherrschte, alle Menschen an Weisheit übertraf und die Zukunft voraussah. Vor dem Thore der Halle fand Sigurd einen Mann, der sich Geitir nannte, und kam mit ihm ins Gespräch. Auf Sigurd's Bitte (singt nun das Lied), den König zur Unterredung mit ihm zu bescheiden, fragte ihn dieser nach dem Namen. Sigurd sagte ihm denselben, aber Geitir meldete dem König, daß ein Unbekannter angekommen sei, der ihn um Unterredung bitte. Gripir ging hinaus, erkannte sogleich Sigurd, hieß ihn freundlich willkommen und befahl Geitir, ihm das Roß Grani abzunehmen. Gripir und Sigurd kamen alsbald in ein trauliches Gespräch, und Sigurd bat nun jenen, ihm die Zukunft seines Lebens zu künden. Gripir sprach: „Du wirst der größte Mann unter der Sonne und der edelstgeborne aller Fürsten; freigebig von Golde und säumig zur Flucht, herrlich von Anblick und weise in Worten." Sigurd wünschte aber Genaueres zu wissen, und fragte ihn daher, was sich ihm zuerst zum Heile ereignen werde, wenn er aus des Königs Hofe gegangen sei. „Zuerst wirst du den Vater rächen", sprach Gripir, „und alles Leid Eylimi's ahnden, die harten Hundingssöhne fällen und den Sieg gewinnen. Du allein wirst den schillernden Wurm erschlagen, der gierig liegt auf Gnitaheide, du wirst beide tödten, Fafnir und Regin, in Fafnir's Lager den glänzenden Schatz finden, das Gold auf Grani's Rücken laden und zu Giuki reiten. Auf dem Berge schläft des Fürsten Tochter (Brynhild) in der Brünne; du wirst mit Fafnir's Tödter (dem Schwerte) die Brünne aufritzen, die Jungfrau wird dich alle Runen lehren, die Menschen sich zu eigen wünschen, auch in aller Menschen Zungen zu reden, und heilende Salben. Lebe du glücklich, König!" Sigurd bat ihn aber weiter zu sagen, wie ferner sein Leben sich wenden werde, und Gripir fuhr fort: „Du wirst zu Heimir's Wohnungen kommen und ein froher Gast sein. Zu Ende ist, Sigurd, was ich zuvorsah, nicht mehr als dies soll man Gripir fragen!" Als nun Sigurd die Besorgniß aussprach, Gripir sehe übergroße Angst für ihn und wolle es nicht sagen, erwiderte dieser: „Mir lag die Jugend deines Lebens aufs Hellste vor, sie anzuschauen; es ist beendigt, was ich wußte." Allein Sigurd verlangte mehr zu wissen, selbst Unthaten in seinem Geschick, und erwiderte, als Gripir ihm versicherte: „Nicht ist dir mit Lastern das Leben umhüllt; so lange Menschen leben, wird dein Name in Ehren sein". „Weise du den Weg mir — es ist ja Alles vorherbestimmt! — herrlicher Mutterbruder." Da sprach Gripir: „Nun will ich dem Sigurd Alles sagen, weil mich der Fürst dazu nöthigt. Eine Maid ist bei Heimir, herrlich von Ansehen, Brynhild, Budli's Tochter, und Heimir pflegt die hartgesinnte Jungfrau. Sie führt dir die größte Freude hinweg, du schläfst nicht Schlaf, du richtest nicht Zwist, du meidest die Männer, du sähest denn die Maid. Ihr werdet vollkräftige Eide schwören, doch wenige werdet ihr halten; bist du eine Nacht Giuki's Gast gewesen, so gedenkst du nicht mehr der Pflegetochter Heimir's. Dazu kommst du durch Trug eines Andern, du wirst Grimhild's Anschläge entgelten; sie wird dir ihre Tochter (Gudrun) bieten, und spinnt Ränke gegen den König." Sigurd sprach: „Werde ich mit Gunnar und seinem Bruder Freundschaft schließen und Gudrun freien, so wäre gutbeweibt der König, wenn nicht des Betrugs Sorgen mich ängstigten." Gripir fuhr fort: „Dich wird Grimhild völlig bethören, sie wird dich reizen, um Brynhild zu werben für Gunnar, dem Gothenkönig, rasch verheißest du die Fahrt. Ihr werdet auch alle Eide schwören, Gunnar, Högni und du, Fürst; du und Gunnar werdet die Gestalt wechseln auf dem Wege. Du hast Gunnar's Gestalt und Wesen, aber eigene Rede und hohen Sinn. Du wirst dir die Pflegetochter Heimir's verloben, Niemand wendet das ab. Du wirst bei der Maid ruhen, als wäre sie deine Mutter, und darum wird dein Name, so lange Menschen leben, in Ehren sein. Zusammen werden beide Hochzeitsmahle, deines und Gunnar's, in Giuki's Sälen getrunken; da wechselt ihr die Gestalten, wenn ihr heimkommt. Du gedenkst der Eide, aber du mußt schweigen, doch liebst du Gudrun in guter Ehe; allein Brynhild dünkt sich übel vermählt und die schlaue sinnt auf Rache. Sie wird dem Gunnar zu wissen thun, daß du nicht wol die Eide hältst; aus Zorn und übergroßem Kummer wird sie gegen dich Schlimmes anstiften: du übst gegen die Gute nimmer Frevel, wenn ihr auch gegen sie Trug richtetet." Sigurd fragte: „Werden Gunnar, Högni und Guthorm auf ihre Aufreizungen eingehen? Werden die Söhne Giuki's in mir, dem Verwandten, die Schwertecken röthen?" Gripir antwortete: „Da ist der Gudrun grimm ums Herz, ihre Brüder rathen zu deinem Tode, und zu Nichte wird dann die Freude dem weisen Weibe; von diesem ist Grimhild die Anstifterin. Damit sollst du dich trösten: kein berühmterer Mann wird unter der Sonne Sitz auf Erden leben, als du, Sigurd, erscheinst." Sigurd sprach: „Trennen wir uns fröhlich, Niemand wird das Schicksal überwinden! Gern würdest du mir einen glücklichern Lebenslauf verkünden, wenn du das vermöchtest."

In diesem Liede, welches die Schicksale Sigurd's genau voraus verkündigt, wie sie die übrigen Lieder besingen, fällt 1) auf, daß Sigurd, nachdem er Fafnir und Regin erschlagen hat, sofort zu Giuki reitet, während er nach den übrigen Liedern, sowie der jüngern Edda und der Wölsungasaga erst nach Brynhild's Erweckung aus dem Zauberschlafe dahin reitet. Doch geben dieselbe Ordnung auch im Fafnismâl Str. 40 und 41 die weissagenden Adlerinnen an, und auch unser Hörnen Siegfriedslied Str. 51. 101. 102 stimmt damit überein, da Kriemhild (Gudrun) dem Siegfried bereits bekannt ist, bevor er sie vom Drachenstein erlöst. Sodan fällt 2) auf, daß hier Sigurd's und Gunnar's Hochzeitsfeste zugleich gefeiert werden, wie im Nibelungenliede, während doch die übrigen nordischen Denkmäler beide bestimmt trennen. Da nun die Adlerinnen auch in der aus deutschen Quellen hervorgegangenen Thiðrekssaga c. 166 vorkommen, so dürfte ein Einfluß neuer deutscher Ueberlieferungen wol nicht unwahrscheinlich sein.

Ueber das Alter des Liedes ist schwer etwas Siche-

res anzugeben. Nach der gewöhnlichen Annahme soll es dem 7. oder 8. Jahrh. angehören.

W. Grimm (Deutsche Heldensage S. 350), und nach ihm K. Simrock (Edda S. 403), faßt das Lied nur als eine Uebersicht der Sage in Form einer Prophezeiung auf, wie denn, fügt Simrock hinzu, die Einkleidung der Schicksale Sigurd's in eine Weissagung ein Behelf sei, von dem auch in anderen unserer Heldenlieder Gebrauch gemacht werde, z. B. im dritten Sigurdsliede Str. 51—61, wo Brynhild dem Gunnar die künftigen Schicksale der Giukunge voraussage, was wol auch nur den Zweck habe, dem Leser oder Hörer die Uebersicht der Sage zu erleichtern. Allein dieser Ansicht kann ich durchaus nicht beistimmen, wenn man bedenkt, wie ich in meiner Deutschen Heldensage 1, 106. 112 fg. deutlich nachgewiesen habe, daß die Weissagungen in der altnordischen Wölsungen- und Niflungensage ein entschiedenes Gegengewicht gegen den Fluch bilden, den der Zwerg Andvari zornig auf das Gold gelegt hat, indem sie sich dem dämonischen Walten dieses Fluchs gegenüber stets von Neuem und in immer bestimmtern Zügen als warnende Verkündigung des nahenden Verhängnisses durch Worte Träume kundgeben. Die Weissagungen haben auch die deutschen Denkmäler, trotz ihrer vielfachen innern und äußern Umgestaltung, treu bewahrt; das Nibelungenlied eröffnen sie und ziehen sich wie dunkele immer dunklere Schatten durch dasselbe hindurch, und treten sogar noch im Hörnen Siegfriedsliede mit der größten Bestimmtheit auf. Unser Lied ist daher unleugbar aus dem tiefsten Lebensgrunde der Sage hervorgegangen, und die von Grimm und Simrock ausgesprochene Absichtlichkeit, welche dessen Entstehung hervorgerufen haben soll, liegt demselben ursprünglich fern, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß dasselbe im Laufe der Zeit mehr oder weniger erweitert worden ist.

Daß dasselbe aus dem Munde des Volkes entsprungen ist, davon gibt seine Verbreitung über den ganzen Norden den schlagendsten Beweis, denn wir finden dasselbe einmal in dem norwegischen Volksliede Sigurð svein, und sodann in dem altdänischen Sivard snarensvend wieder, welche zwar beide nur noch von Sigurd's Ritt zu Gripir singen, die aber, wie einige Ueberreste des erstern zeigen, einst ganz denselben Gegenstand besangen. In jenem Liede schlägt Sigurd beim Spiele die Königsknaben blutig; sie sagen ihm, er thäte besser nach seinem Vater zu fragen, und er geht daher zu seiner Mutter Hiördis und bittet sie, ihm den Namen desselben zu sagen. Diese weist ihn mit dieser Frage zu seinem Mutterbruder Greiper und gibt ihm das Roß Grane, um auf demselben den weiten Weg dahin zu reiten, doch nicht ohne die Besorgniß, daß er durch dasselbe seinen Tod finden werde. Sigurd redet ihr dieses aber aus, erhält von ihr das Roß und reitet nach Tenteborg, wo Greipegarð (Greiper's Hof) liegt. Unterwegs setzt sich ein ungeheurer Unhold (rysill) zu ihm auf das Roß, dessen Beine auf der Erde schleifen, obgleich Grane zwölf Ellen hoch war, aber das Roß wirft denselben ab, daß er den Rücken zerbricht. Als Greiper Sigurd in die Burg einreiten hört, sagt er sogleich, „das ist Sigurd, mein Schwestersohn, der leidet keinen Spott", befiehlt den Grane in den Stall zu führen und seiner zu pflegen, den Sigurd aber in den Hochsaal, um mit den Frauen und Mädchen Wein zu trinken. Sigurd fragt nun Greiper sofort, ob er etwas von seinem Vater wisse. Greiper sagt ihm, er wisse nichts von ihm, aber er habe unlängst erfahren, daß er unter dem Marmorsteine begraben liege, und weissagt dem Sigurd, daß er im Asgardritt (Åsgarðreið) mit Guro rysserôva (d. i. Guro [Gudrun] Roßschweif, s. Grimm, Myth. 897) reiten werde. Da zieht Sigurd sein Schwert und droht, es solle sein Leben kosten, wenn er ihm nicht seinen Vaternamen sage. Greiper bittet ihn zu schweigen und sein Schwert einzustecken, und verspricht ihm so viel Gold und Silber, als er nur wünsche, und fordert ihn auf, zu seiner Mutter zu reisen und sich als Mann zu zeigen. Sigurd erwidert aber, wenn er mit Schimpf und Schande aus dem Hofe reiten solle, so wolle er seine Mutter und sein Vaterland nimmer wiedersehen, reitet dann zornig hinweg und begegnet in einem dunkeln Walde dem Asgardritt. Guro stellt die Harfe, Gunnar schlägt sie [1]), Sigurd reitet an den Rhein, Grane zerbricht daselbst einen Fuß, und Sigurd versenkt nun die Goldkiste in den Strom [2]). Da fragt ihn Guro, ob er der höchste Mann im Asgardritt oder der niedrigste im Himmel sein wolle. Er erwidert, daß er noch heute mit nach Asgard reiten würde, wenn ihn Grane zu tragen vermöchte. Guro bietet ihm daher ihr schwarzes Roß Skerting und will selbst auf einer Ruthe reiten.

Mit dem Ritt nach Asgard verläßt das Lied die Gripisspâ völlig, mit der es bisher auch nur im Allgemeinen übereinstimmte. Allein in Thelemarken haben sich nun noch einige Strophen unseres Liedes gefunden, welche mit der Gripisspâ auf das Ueberraschendste übereinstimmen, und woraus man sieht, daß das Lied ursprünglich kein anderes war als dieses. Hier fragt nämlich Sigurd seinen Mutterbruder, wie in der Gripisspâ: „Höre du, Greip, mein Mutterbruder, was ist mir bestimmt in diesem Freudenjahre und dieser Welt zuerst?" Und Greiper antwortet: „Das ist dir bestimmt in dieser Welt, daß du dich wirst verloben mit zwei Frauen, die beide noch unerzogen sind. Du wirst dich verloben mit Frau Brynhild, die ist ganz nach deiner Wonne, dann kommt heim Gudrun Gunnar's Tochter und ändert deinen Sinn." (*Landstad*, Norske folkeviser p. 124 fg.) Der Anfang dieses Liedes erinnert lebhaft an das färöische Lied Regin smiður Str. 36 fg. Der Asgardritt ist offenbar ein späterer Ansatz aus der norwegischen Volkssage, in der die Giukunge nach Asgard oder Walhalla zu Odin reiten; derselbe führt auch den Namen Sigurds- oder Gurosgefolge. Guro, die stets voranreitet, ist offenbar Gudrun, aber hier mit der nordischen Huldra identificirt (s. Grimm, Myth. 898).

1) Dieses deutet darauf hin, wie Gudrun den in den Wurmgarten gelegten Gunnar die Harfe sendet und dieser sie mit den Zehen schlägt, um die Schlangen einzuschläfern. Siehe den Artikel Giukûngar. 2) Das ist Fafnir's Gold.

Das dänische Lied Sivard snarensvend, welches Sivard (Sigurd) ebenfalls zu seinem Mutterbruder reiten läßt, der aber hier nicht genannt wird und zu einem Dänenkönig gemacht ist, ist weit kürzer als das norwegische. Dasselbe kennt weder die Veranlassung des Rittes, noch das Abenteuer unterwegs, und schließt mit Sivard's Ankunft bei seinem Mutterbruder. Dasselbe bietet aber mehrere Züge, die genau mit den norwegischen übereinstimmen (vergl. *Sv. Grundtvig*, Danmarks gamle Folkeviser I, 423 und II, 634).

In dem färöischen Liede von Brinhild Str. 114 fg. scheint Gripir's Weissagung dem Budli in den Mund gelegt zu sein. Den Namen Gripir kennen diese Lieder ebenso wenig, wie das dänische Lied.

In unsern deutschen Denkmälern sucht man vergebens nach Gripir und seiner Weissagung. Zwar vermuthet W. Grimm, Heldensage S. 250 aus dem Umstande, daß Gripir's Vater Eylimi heiße, einen Zusammenhang dieses Namens mit dem des Zwerges Eugel im Hörnen Siegfriedslied, der ebenfalls dem Helden die Zukunft künde, und J. Grimm, Myth. S. 930 fg. sucht die vermuthete Identität beider Namen durch den Nachweis zu begründen, daß das altn. ey (Insel, Wiese, Aue), ahd. ouwa, augia auf gleicher Weise in Eylimi wie in Eugel liege; allein es ist weit wahrscheinlicher, daß der Name Eugel als eine Nebenform von dem, wie es scheint, ebenfalls zu den Nibelungen gehörenden Ages zu betrachten ist. Siehe hierüber den Artikel Giuküngar.

Daß ein Mann die Gabe der Weissagung besitzt, gehört bei den Germanen zu den Ausnahmen, da dieselbe in der Regel nur weisen Frauen und Helden göttlicher Abkunft, wie Sigurd Fafnisbani, zugeschrieben wird. Aber in den nordischen Sagen finden sich auch mehrere Beispiele von weissagenden Männern, und nicht selten wird diese Gabe gerade den tüchtigsten und frömmsten Leuten zugeschrieben, ohne daß ihnen göttliche Abkunft zukäme, oder daß von der durch dämonische Kräfte wirkenden Zauberei die Rede wäre. So wird z. B. in der Eyrbyggia saga c. 14 der berühmte Snorri goði als ein kluger Mann und der Zukunft in vielen Stücken kundig bezeichnet, und in der jüngern Olafs saga Tryggvasonar c. 215 heißt es von Thorhallr: „er war ein kluger Mann und sehr in die Zukunft schauend, und wurde Thorhallr spámaðr (Weissager) genannt" u. dgl. m.

Besondere Ausgaben und Erklärungen dieses Liedes sind nicht anzuführen. (*A. Raszmann.*)

GRIPPE ist erst in neuerer Zeit die jetzt allgemein gebräuchliche Benennung für ein schon längst bekanntes epidemisch auftretendes Leiden geworden; s. Influenza. Von Aerzten wie von Laien werden aber jetzt häufig genug heftige katarrhalische Erkrankungen, die keineswegs in einen epidemischen Cyklus sich einreihen, ebenfalls als Grippeanfälle bezeichnet. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIPPIGENLAND. Der sogenannte Anhang des Heldenbuches sagt: das land zuo Köln und Auche (Aachen) hieß etwen *Grippigenland*, in dem wonten vil held. Dieser Name, der nur hier genannt wird, stammt nicht, wie Simrock, Edda S. 403 annimmt, von dem König Gripir, dem weisen und in die Zukunft schauenden Oheim Sigurd Fafnisbanis, noch ist er überhaupt ein mythischer, sondern ist, wie die Laßbergische Handschrift des Eckenliedes und der alte Strasburger Druck dieses Liedes vom Jahre 1559 unzweifelhaft machen, aus Agrippina entstanden. Denn bei Laßberg heißt es Str. 1: Ain lant das hies sich Gripiar ... die houbstat drin was Köln genant, und im Strasburger Druck: Ain land das hieß Agrippian. Es ist dies, wie wir aus Tacitus ersehen, das Land der unter Augustus auf das gallische Rheinufer angesiedelten Ubier, von denen derselbe Germania c. 29 berichtet, daß sie sich lieber Agrippinenser nannten, seitdem zu Agrippina's Ehre bei Verlegung der Veteranencolonie in die „Stadt der Ubier" (Ann. 1, 36) dieselbe ihren Namen von dem ihrigen empfing (colonia Claudia Agrippinensis). So fest haftete noch tief ins Mittelalter hinein der einst angenommene fremde Name bei dem von der deutschen Sache abgefallenen Volke! Schwerlich tritt der alte Name Ubier noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. in Meister Hagen's Reimchronik der Stadt Köln in der Form Uvinge auf, wie H. Müller, Die Marken des Vaterlandes 1, 81 fg. meint. (*A. Raszmann.*)

GRIPSHOFEN (Schwefelwasser) im Kreise Minden in Westfalen, hat ausreichende Badeeinrichtungen und wird von Kranken der Umgegend vielfach benutzt. Die kalte, erdig-salinische Schwefelquelle findet gegen Rheumatosen, gegen Skropheln und Blennorrhöen Anwendung. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIPSHOLM (auch Grypsholm, Gritsholm), merkwürdiges altes königliches Schloß auf einer Insel im Mälaren, in Nyköpings Län, Provinz Södermanland in Schweden. Nahe dabei liegt das Städtchen Mariefred mit nur 665 Einwohnern an der Südseite des Sees und 7½ deutsche Meilen westlich von Stockholm. Der Reichsgouverneur Stendture (gest. im J. 1503) gründete in diesem Schlosse ein Karthäuserkloster; mit seiner Schwester Brigitte ging die Besitzung an Johann von Wasa über, der sich „von Gripsholm" nannte; endlich kam das Schloß mit der Erhebung der Wasa an die schwedische Krone. Gustav I. führte auf den Trümmern des alten Schlosses seit 1537 ein neues Schloß im gothischen Style auf, welches Lieblingsaufenthalt des Königs Gustav III. (regierte 1771 bis 1792) wurde; letzterer ließ in einem Thurme ein schönes Theater anlegen, dessen Wände durchgängig mit Spiegelglas belegt waren. Jetzt enthält Gripsholm eine bedeutende Gemäldegalerie historischer Personen, ein Theater und ist mit einem Parke und Thiergarten umgeben; die Verwaltung hat eine Zucht angorischer Ziegen angelegt. — Gripsholm ist in der Geschichte als Staatsgefängniß bekannt. Hier saß der von den Ständen Schwedens wegen Aufruhrs zum Tode verurtheilte Johann (nachmals Johann III.) auf Befehl seines argwöhnischen Bruders Erich in den Jahren 1563 bis 1567 gefangen, doch mild behandelt und in einem freundlichen Gemach. Hier sperrte derselbe Johann seinen entthronten Bruder Erich XIV. von 1569 bis 1577 — in wel-

chem Jahre er ihn endlich vergiften ließ — in einen Schauder erregenden Käfig, der von einer Galerie umgeben war, in welcher nur die Wache stumm auf- und abging — ohne ihm irgend eine Bequemlichkeit zu gönnen. Auch Gustav IV. Adolf saß nach seiner Absetzung in Gripsholm eine Zeit lang gefangen und stellte am 29. März 1808 hier die Entsagungsurkunde aus*).

(*Otto Delitsch.*)

GRIQUA (richtiger Gri oder Chri, das -qua ist das Zeichen des Plurals; vergl. Theophilus Hahn, Die Sprache der Nama. Leipzig 1870), ein Stamm des im Caplande und nördlich von demselben wohnenden Hottentottenvolks, meist von Bastards (so nennt man dort die Kinder weißer Männer und hottentottischer Frauen) abstammend und daher ohne den reinen Hottentottentypus. Die Griqua waren früher nahe der Südküste ansässig und wurden von den holländischen Pflanzern als Sklaven behandelt. Als die englische Regierung den bedeutend zusammengeschmolzenen Stämmen der Hottentotten (die zahlreichsten waren noch die Nama, die Korana und die Gri) die Freiheit gewährte, wanderten die letztern, die man auch geradezu mit dem Namen „Bastards" bezeichnete, aus (im J. 1808). Eine Anzahl von ihnen trieb sich lange Zeit planlos um die Karreeberge auf dem Hochlande umher, bis sie sich theils zu Amandelboom am Westabfall der Karreeberge unweit des Zak-Rivier, theils zu Schietfontein an der Ostseite jener Berge sammelten; die hier Gebliebenen und ihre Nachkommen stehen jetzt unter dem Civilcommissär von Beaufort und haben ihr Land von der Regierung nur in Jahrespacht, sodaß sie den andringenden Colonisten gegenüber ohne Besitztitel sind und schließlich wiederum werden weichen müssen.

Die übrigen, unter der Führung eines unternehmenden Bastards, Adam Kock, wanderten nach Norden über den Orangefluß und constituirten, durch Zuzug freier Schwarzer und Hottentotten, wie durch Flüchtlinge innerafrikanischer Stämme (aus den Banturvölkern) verstärkt, im J. 1812 einen eigenen kleinen Staat. Als die Engländer im J. 1848, um die ausgewanderten Boers sich nicht entgehen zu lassen, das Land zwischen dem obern Orange (Nu-Gariep) und der Waal (Ky-Gariep) der Capcolonie einverleibten, kamen auch jene Griqua wieder unter britische Botmäßigkeit. Doch dauerte dies nur bis zum J. 1853, in welchem die Engländer sich zurückzogen und die Boers ihre Republik proclamirten. Die Griqua wurden theils frei, theils kamen sie in Abhängigkeit von diesen Boers, und gehören dem Bezirke Fauresmith des Orangefluß-Freistaates an. Das nun dem Orangefluß-Freistaat unterworfene Stück des Griqualandes längs des rechten Ufers des Nu-Gariep bis abwärts zur Modder und Waal umfaßt etwa 260 □Meilen, das freie Griqualand am rechten Ufer des Waal und des Orange dagegen etwa 600 □Meilen. Die Griqua dieses Gebietes stehen unter einem Häuptling Namens Andries Waterboer, dem Urenkel des Adam Kock; sie streifen nordwestwärts bis über die Asbestberge hinaus. Von Körper sind sie stark und groß, von Farbe staubig-rothbraun; ihre Sprache ist ein verdorbenes Holländisch; als Eigenschaften ihres Charakters werden Trägheit, Sorglosigkeit, Gutmüthigkeit, Gastfreiheit genannt. Ihre Beschäftigung ist Viehzucht, die Arbeiten des Ackerbaues scheinen sie weniger zu lieben. Die Jagd, der sie früher häufig und mit großem Erfolg oblagen, hat in ihrem Gebiete sehr abgenommen, indem die Heerden der Antilopen, Zebras u. sich sammt den Raubthieren nach Norden und Westen in die Kalahari zurückgezogen haben. Die Griqua unternehmen daher öfters Züge nach Nordwesten und Norden, dort durch die Kalahari hindurch bis zu den Bergen der Nama, hier bis zum Ngamisee und über denselben hinaus bis Libebe.

Den Mittelpunkt des Stammes bildet Klaarwater oder Griquatown, 5 deutsche Meilen nördlich von der Vereinigung des Orange und der Waal, bisher ein unbedeutender Ort, 1858 mit 400 Einwohnern (jetzt mit etwas mehr), mit einer Kirche und mehreren Schulen. Oestlich davon liegt Campellsdorf. Auf dem Gebiete der Boers sind die Ortschaften Backhaus, Rama, Grootfontein und Philipolis angelegt, sämmtlich ohne Bedeutung.

Die noch freien Griqua werden von ihren nördlichen Nachbarn, den Betschuanenstämmen der Barolong und Batlapo, bedrängt, und ihre Wohnsitze sind ihnen dadurch verleidet. Rechnet man hierzu den eigenen Wandertrieb der Griqua, den sie mit den übrigen Hottentottenstämmen theilen, und die fortgesetzte Vermischung mit Weißen, so muß man zu dem Resultate kommen, daß die Griqua weder ihr jetziges Gebiet, noch ihre Nationalität lange behaupten werden — ja sie werden aufhören, wie schon eine Reihe von Hottentottenstämmen nur noch der Geschichte der Vergangenheit angehört.

Seit aber bei Pniel (kaum 16 geogr. Meilen oberhalb Griquatown), Hebron, Bloemhof und andern Orten am Waal Diamanten in größerer Menge gefunden worden sind und eine große Menschenmenge in das früher wenig bewohnte Land gezogen haben (in den Jahren 1870, 1871), liegt auch die Möglichkeit nahe, daß weiter abwärts an dem Waal diese Edelsteine gefunden werden — und dann würde allerdings die Weiterexistenz der Griqua an diesen Punkten ernstlich gefährdet sein. (Vergl. Theophilus Hahn, Die Buschmänner, ein Beitrag zur südafrikanischen Völkerkunde, in Karl Andree's „Globus" Bd. XVIII. S. 65 fg. — Die Hottentottenstämme und ihre geographische Verbreitung im Lichte der Gegenwart, in Petermann's „Mittheilungen" 1858. S. 49—56. — Adolf Hübner, Geognostische Skizzen von den südafrikanischen Diamantendistricten, Capstadt 1870, in Petermann's „Mittheilungen" 1871. S. 81—87.)

(*Otto Delitsch.*)

GRISAUNT (Wilhelm), ein englischer Arzt und Mathematiker des 14. Jahrh., über welchen sehr ungenaue und unzuverlässige Nachrichten verbreitet sind.

*) J. Günther, Das schwedische Schloß Gripsholm und seine Kunstschätze, für Geschichtsforscher, Kunstfreunde und Reisende; aus dem Französischen. Eisenberg 1842.

Nach der Biographie universelle (T. XVII. p. 568) studirte er in Oxford, verband mit der Arzneiwissenschaft die Astronomie und Mathematik und stand mit seinen Einsichten so sehr über seinem Zeitalter, daß er in den Verdacht der Zauberei gerieth. Um den unausbleiblichen Folgen dieses Verdachts zu entfliehen, habe er sich nach Frankreich begeben, in Montpellier und Marseille medicinischen Studien obgelegen und in letzterer Stadt als Arzt seinen bleibenden Wohnsitz genommen, wo er mit sehr großem Erfolge prakticirt habe. Weder die Zeit seiner Geburt, noch sein Todesjahr ist überliefert, und wenn es heißt, er habe um 1350 bereits im vorgerückten Alter gestanden, so scheint dies eben nur Vermuthung zu sein, um eine andere Vermuthung, welche ihn zum Vater des im J. 1370 verstorbenen Papstes Urban V. macht, zu unterstützen. Jöcher (in der 2. Ausg. seines compendiösen Gel.-Lex. I. Sp. 1158) hat sogar gefunden, daß Grisaunt selbst für jenen Papst Urban V. gehalten worden sei. Dieser Irrthum bedarf wol keiner Widerlegung *). Fabricius (in Bibl. Latina medii aetatis. Tom. III. p. 438) nennt Grisaunt nach Angabe des Benedictiners Boston aus dem Kloster Buri (*Balaeus*, De scriptor. illustr. Brit. V, 96. *Pitseus*, De scriptoribus Angliae p. 475) als Verfasser folgender Schriften: Speculum Astrologiae. De qualitatibus astrorum et significationibus eorundem. De magnitudine solis. De quadratura circuli. De motu capitis sive accessionis et recessionis stellarum. De urina non visa. De iudicio patientis. De causa ignorantiae. Ob diese Schriften noch irgendwo handschriftlich aufbewahrt werden, läßt sich nicht sagen; Einsicht in dieselben zu nehmen wäre aber in der That zu ihrer Würdigung ebenso nöthig als erwünscht, weil die Wissenschaft von solchen aus einer Encyklopädie in die andere übergehenden Titelverzeichnissen nur dann Gewinn haben kann, wenn sie auf den Inhalt näher eingehen.

(*F. Th. Richter.*)

GRISCHOW (Augustin), deutscher Mathematiker und Astronom, zu Anclam in Vorpommern, welches damals noch unter schwedischer Herrschaft stand, den 13. Dec. 1683 geboren, den 10. Nov. 1749 zu Berlin gestorben, stammte aus einer sehr alten Bürgerfamilie und war der Sohn des Kaufmanns Emanuel Grischow. Seine Aeltern erkannten die Begabung ihres Sohnes für die Wissenschaften frühzeitig und schickten ihn bis zu seinem 20. Jahre in die gelehrte Schule seiner Vaterstadt. Augustin Grischow begab sich darauf nach Danzig, welches damals durch ein Gymnasium illustre, eine Art Universität, florirte, und legte sich besonders auf das Studium der Theologie, Philosophie und Mathematik. Fünf Jahre nachher bezog er die Universität Jena, wo er nach einigen Jahren Magister und darauf Adjunct, d. h. eine Art außerordentlicher Professor, in der philosophischen Facultät wurde. Grischow lehrte, seinen Lieblingsstudien folgend, besonders Mathematik und Philosophie. Er mußte leider bald durch seine eigne Thätigkeit allein sein Brod suchen, denn nach dem Tode seines Vaters und nach dem Verluste eines Processes sah sich seine Mutter Katharina, geb. Stiveleben, eine gebildete Frau, außer Stande, ihn fernerhin mit Geld zu unterstützen. Nachdem Grischow seine Stellung zu Jena 18 Jahre lang bekleidet und sich durch mehrere Schriften, besonders über Mathematik und Astronomie, vortheilhaft bekannt gemacht hatte, wurde er im J. 1725 als Professor der Mathematik an das medico-chirurgische Collegium zu Berlin berufen. Im Juli trat er sein Amt an; einige Monate später wurde er auch zum ordentlichen Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt und ihm die Observation der meteorologischen Beobachtungen und die Redaction des Kalenders für die Monarchie übertragen. Die Sorgfalt, welche er diesen Arbeiten widmete, wird von den Zeitgenossen sehr gerühmt. Dähnert z. B. sagt S. 14 von ihm: „Die Akademie wird ihm den Nachruhm nicht versagen, daß er besonders die mühsamen meteorologischen Observationen bei derselben in einen vortheilhaften Stand gesetzt, und nicht allein die barometrischen und thermometrischen verbessert, sondern auch die hyetrometrischen, ärometrischen und hygometrischen hinzugethan hat, die man vor ihm ganz aus der Acht gelassen hatte, und wegen der großen Mühe, die sie erfordern, noch mehrentheils versäumet. Die verschiedenen Versuche, die er über die meteorologischen Instrumente, sonderlich über das Barometer und Hyetometer gemacht, und die daraus gezogenen Folgerungen, sind theils für sich besonders, größtentheils aber in den Berlinischen Miscellaneen, worin außerdem verschiedene Abhandlungen von seiner Feder sind, an das Licht gekommen. Die Observationen, welche er 25 Jahre lang in einer beständigen Ordnung angestellt hat, betragen 300 Bogen, die von ihm selbst in die beste Ordnung gebracht, aber noch nicht im Druck erschienen sind." Nachdem Grischow sein Amt 25 Jahre unausgesetzt verwaltet hatte, bekam er im August des Jahres 1749 einen heftigen Fieberanfall und starb nach einer kurzen Zeit scheinbarer Besserung daran. Er war zweimal verheirathet. Aus der ersten kurzen Ehe, die im J. 1717 geschlossen wurde, hatte er keine Kinder; in der zweiten Ehe zeugte er zwei Söhne. — Er hat Folgendes durch den Druck veröffentlicht: Disputatio de philologia generali. Jena in 4. — Disputatio de polychreste ophthalmographia. Jena in 4. — Isagoge ad studia mathematica s. mathematum praecognita. Jena 1715 in 4. — Ein Handbuch für seine Zuhörer zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen. — Introductio in philologiam generalem. Jena 1715 in 8. Die Widmung des Werkes an die schwedischen Beamten Vorpommerns zeigt, daß Grischow noch jetzt für seine Heimath ein liebevolles Gedächtniß hatte. Das Werk ist übrigens eine Art philosophischer Grammatik, in welcher besonders auf den Ur-

*) Papst Urban V. stammte, beiläufig gesagt, aus dem Gevaudan und gehörte der Familie von Grimoard an, welche die Baronie Grisat oder Grisac besaß. Sein Vater Wilhelm von Grimoard vermählte sich im J. 1306 mit Amphelisa, Frau von Montferrand, einer Tochter des Grafen von Arian. Sein gleichnamiger Sohn, Augustiner-Chorherr zu Marseille, wurde 1362 zum Papst erwählt und starb am 19. Dec. 1370 zu Avignon.

sprung der Sprache und Buchstaben mit Vorliebe eingegangen wird, und zugleich eine philologische Encyklopädie. Das Latein ist schlecht. — Ferner: Astrognosia novissima seu phaenomenarum atque hypothesium circa stellas novas speciatim ita dictas, succincta atque distincta neque alibi ita juncta explicatio. Jena 1717. Eine Uebersicht der neuesten Forschungen in der Astronomie. — Erläuterung der Winter-Vorstellung. Berlin 1729 in Fol. Außerdem stehen mehrere Abhandlungen von ihm in den Miscellanea Berolinensia und den Memoiren der berliner Akademie. Sein letztes Werk war die Veröffentlichung seines Kalenders, und zwar zum ersten Male in lateinischer Sprache (nachdem die früheren alle in deutscher erschienen waren) unter dem Titel: Calendarium ad annum 1749 pro meridiano Berolinensi in 4. — Vergl. über ihn besonders: Dähnert, Pommersche Bibliothek. Band I. Stück 2. Greifswald 1752 in 4. S. 13 fg.; *Formey*, Eloges des Académiens de Berlin. Tome I. Berlin 1757. p. 54—57; Adelung, Fortsetzung von Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. II. und *Hoefer*, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 117. Die Angaben, welche Dunkel, Hist. Nachricht von verstorbenen Gelehrten. Bd I, 2. S. 218 und Schmersahl, Neue Nachricht von jüngst verstorbenen Gelehrten. Bd. II. Leipzig 1756 von ihm machen, sind werthlos. (*R. Pallmann.*)

GRISCHOW (Augustin Nathanael), deutscher Mathematiker und Astronom, Sohn des Vorigen, geb. zu Berlin im J. 1726, gest. den 4. Juni 1760 zu Petersburg. Er studirte die Wissenschaft seines Vaters unter dessen Leitung, ging dann behufs weiterer Ausbildung in der Astronomie auf Reisen und kehrte kurz vor dem Tode seines Vaters nach Berlin zurück. Noch im J. 1749 erhielt er die Stelle seines Vaters an der Akademie der Wissenschaften. Im J. 1751 wurde er als Professor der Astronomie und Secretär der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nach Petersburg berufen. Er ging mit Eifer an astronomische Arbeiten. In den Jahren 1751 und 1752 begab er sich auf die Insel Oesel und an die liefländische Küste, um hier Beobachtungen über die Parallaxen zu machen. Die Resultate derselben benutzte er zu einer Gelegenheitsrede: Oratio de parallaxibus, welche er unter dem Titel drucken ließ: Diem felicem, Augustissimo nomine, *Elisabethae*, Petri M. filiae autocratoris, et totius Russiae imperantis sacrum, publico conventu, sermonibus solemnibus celebrat Academia Scientiarum. Petersburg 1755 in Groß-Quart. Grischow veröffentlichte ferner: Methodus investigandi parallaxin Lunae et Planetarum, Eclipsibus stellarum fixarum a Luna innixa. Erschien 1752 in den Nov. Comment. Petrop. Tom. IV. — Observatio insoliti luminis australis, Petropoli habita. Ebendas. — Solutio anni cujusdam problematis astronomici, in usum praecipue nauticum propositi, in Dissertatione de progressu artis nauticae in determinanda maris et longitudine et latitudine. Ebendas. Tom. V vom Jahre 1754 und 1755. — Errorum Tabularum Lunarium, ex Eclipsibus Solis praecipue iis quae A. 1748 d. 25. Jul. et A. 1750 d. 8. Jan. stili novi diligentissime sunt observatae, definiendorum disquisitio. Ebendas. — Investigatio parallaxeos Lunae, observationibus aliquot 1752 Petropoli et in Promontorio bonae spei ex compacto habitis. Ebendas. Tom. VI vom Jahre 1756 und 1757. — Observatio Eclipseos lunaris partialis d. 27/16. Mart. 1755 habita in Insula Oisilia. Ebendas. — Observationes circa longitudinem Penduli simplicis institutae. Ebendas. Tom. VII vom Jahre 1758 und 1759. — Investigatio positionum insigniorum Russiae locorum. Ebendas. Tom. VIII vom Jahre 1760 und 1761. — Latitudinem Specularum astronomicarum *Tychonis Brahei* et aliorum disquisitio. Ebendas. — Observationes lunares correspondentes in Insula Oisilia habitae. Ebendas. — Observatio Eclipseos Solaris A. 1758 d. 30/19. Dec. Petropoli habita. Ebendas. Tom. IX vom Jahre 1762 und 1763. — In den Philosiphical Transactions veröffentlichte er die Abhandlung: Of an extraordinary Lunas Circle and of two Paraselenes made at Paris 20. Oct. 1747. — Vergl. über ihn besonders Meusel, Lexikon deutscher Schriftsteller. Bd. IV. Leipzig 1804. S. 270. Dazu auch Formey's schon bei Augustin Grischow angeführte Schrift und *Michaud*, Biographie universelle. Bd. XVII. S. 568.

(*R. Pallmann.*)

GRISCHOW (Johann Heinrich), deutscher Theolog, geb. im J. 1685 zu Osterode bei Halberstadt, gest. zu Halle den 6. Nov. 1754. Nach beendigten Universitätsstudien kam er im J. 1710 als Inspector an die eben vom Baron v. Canstein gegründete Bibelanstalt bei dem Waisenhause zu Halle. Er hat hier eine segensreiche Thätigkeit entfaltet und die junge und schnell aufblühende Anstalt auf das Ersprießlichste 24 Jahre hindurch bis an seinen Tod geleitet. Unter seiner besonderen Aufsicht wurden in der Officin gedruckt: 1721 ein Haus- und Kirchenbuch in esthnischer Sprache, 1722 eine böhmische (slawonische) und eine polnische Bibel, eine Bibel in russischer Sprache u. A. Eine Zeit lang war Grischow auch Inspector zur Führung der Rechnungen der Schüler an der lateinischen Schule, vergl. Dreyhaupt II. S. 147. — Grischow ist besonders als Uebersetzer theologischer Schriften bedeutend gewesen. Er übersetzte: Aus dem Deutschen in das Lateinische: Phil. Jac. Speneri Liber de natura et gratia. Frankfurt 1715 in 8. Ferner folgende Schriften von Aug. Herm. Francke: Idea studiosi theologiae et monita pastoralia. Halle 1723 in 8.; Christus S. Scripturae nucleus. Ebendas. 1724 in 8.; De gratia et veritate. Ebendas. 1733 in 8.; Epistola ad amicum de ratione concionandi oder vom vertraulichen Predigen. Ebendas. 1739 in 8. Desgleichen von Joh. Anastas. Freylinghausen Folgendes: Fundamenta theologiae christianae; Compendium universae doctrinae christianae; Commentat. passionis et mortis Jesu Christi, alle drei zu Halle im J. 1734 in 8. erschienen. Von Joh. Daniel Herrnschmid die Vita D. Martini. Halle 1742 in 8. und dessen

Magna praerogativa ecclesiae evangel. prae romano-catholica. Ebendas. 1742. — *Joh. Lud. Niecamp*, Historia missionis evangelicae in India orientali. Ebendas. 1747 in 4. — *Joh. Liborius Zimmermann*, Commentatio de eminentia cognitionis Jesu Christi. Halle 1749 in 4. — Aus dem Englischen übertrug er ins Lateinische: *Jos. Bingham*, Origines sive antiquitates ecclesiasticae. Halle 1724—1729. 10 Bände in 4.; ferner: desselben Dissertationes IV in origines eccles. Acced., ad supplenda auctoris, quae exstant, opera, Sermo de misericordia Dei erga peccatores resipiscentes. Halle 1738 in 4. — Aus dem Englischen ins Deutsche: Thomas Green, Betrachtungen über die vier letzten Dinge. Halle 1736 in 8.; Isaac Watt, Versöhnopfer Christi. Halle 1737 in 8. — Aus dem Lateinischen ins Deutsche: Anton Wilhelm Böhmen's Geistreiche Gebete. Altona 1731 in Quer-Duodez. — Grischow schrieb auch eine griechische Grammatik zum Gebrauch in den Schulen der Francke'schen Stiftungen unter dem Titel: Grammatica graeca Halensis. Halle 1740 in 8. — Als selbständiges Werk erschien von ihm: Verzeichniß der bekannt gewordenen Verfasser der Lieder, so in den beiden Theilen des Freylinghausischen Gesangbuches in länglich 12. befindlich sind. Halle 1738 in 8. Diese Ausgabe wurde nur in wenigen Exemplaren abgezogen. Das Werk erschien daher später nochmals im Buchhandel unter dem Titel: Kurzgefaßte Nachricht von älteren und neueren Liederverfassern. Anfangs von J. H. Grischow in Druck ertheilet, nunmehro aber verbessert und vermehrter herausgegeben von J. G. Kirchner, Archi-Diaconus zu Halle. Halle 1771 in 8. — Vergl. über Grischow besonders Kirchner's Vorrede zu dem eben erwähnten Werke §. 2 und Dreyhaupt, Geschichte des Saalkreises. Bd. II. Halle 1755 in Fol. S. 161. Dazu Adelung Bd. II. S. 1616 fg. und Meusel Bd. IV. S. 271 fg. (*R. Pallmann.*)

GRISCHOW (Karl Christoph), Apotheker zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, geb. am 17. Febr. 1793, gest. am 17. Dec. 1860. Sein Vater war Besitzer der Apotheke in Stavenhagen. Als fünfjähriger Knabe verlor er an einem und demselben Tage beide Eltern durch zufällige Vergiftung. Mit 14 Jahren kam Grischow beim Hofapotheker Krüger in Rostock in die Lehre, und nach Beendigung der vierjährigen Lehrzeit ging er 1811 nach Stralsund, wo er mit Auszeichnung an einer französischen Militärhospitalapotheke arbeitete. Nachdem er im J. 1813 an der rostocker Universität dem Studium der Pharmacie obgelegen hatte, übernahm er 1814, 21 Jahre alt, die väterliche Apotheke in Stavenhagen. Grischow ließ sich gelegentlich in den chemisch-pharmaceutischen Journalen vernehmen, erwarb sich aber besonders einen Namen durch seine Schrift: „Physikalisch-chemische Untersuchungen über die Athmungen der Gewächse und deren Einfluß auf die gemeine Luft". Leipzig 1819. Wegen seiner literarischen Verdienste wurde er 1830 Ehrendoctor der philosophischen Facultät in Rostock. (*Fr. Wilh. Theile.*)

F GRISCHOWIA, eine Gattung der Melastomaceen, welche Karsten dem Andenken des um die Kenntniß der Ernährung der Pflanzen verdienten Apotheker Dr. Grischow widmete. Die Gattung zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Die Blüthen sind viertheilig. Der Kelch hat eine längliche, verkehrt-eiförmige Röhre und einen viertheiligen Saum mit großen, dreieckig-lanzettlichen, abfallenden, in der Knospenlage gedrehten Zipfeln. Kronblätter vier, dem Kelchschlunde eingefügt und mit den Kelchzipfeln abwechselnd, verkehrt-eiförmig, in der Knospenlage gedreht. Staubgefäße acht, mit den Kronblättern eingefügt, denselben gegenüberstehend und mit ihnen abwechselnd, die größeren fruchtbar; die Staubbeutel fadenförmig, frei, ungleich, die den Kelchblättern gegenüberstehenden länger, eingefaltet, während der Blüthe abwärtsgeneigt, die Staubbeutel endständig, zweifächerig, gekrümmt, an der Spitze in einen Schnabel verschmälert, mit einem Loche sich öffnend; das Mittelband über die Fächer nach unten weit verlängert, am Grunde nackt; die kleinen Staubbeutel sitzen auf den längern Staubgefäßen, sind am Grunde mit einem kleinen Stachelspitzchen versehen und unfruchtbar. Der Fruchtknoten ist frei, an der Spitze borstig, vierfächerig; Eichen zahlreich, den aus dem Centralwinkel der Fächer entspringenden Placenten überall angeheftet, krummläufig; Griffel einfach, abfällig, während der Blüthezeit etwas geneigt; Narbe ungetheilt. Kapselfrucht in der Kelchröhre verborgen, vierfächerig, vielsamig, an der Spitze fachspaltig-aufspringend, die Klappen an der Spitze scheidewandtragend; Placenten mit dem Centralsäulchen verwachsen. Samen zahlreich, Samenschale krustig, sehr kleingrubig, nierenförmig, Samenkeim eiweißlos, gekrümmt, Keimblätter verkehrt-eiförmig, das eine viel größer als das andere, Würzelchen spindelförmig.

Hierher gehören Sträucher mit vierkantigen, rothen Aesten, gegenüberstehenden, gestielten, lanzettlichen, ganzrandigen Blättern, trugdoldigem Blüthenstande, großen, rosenrothen, kurzgestielten Blüthen und sehr kleinen, abfälligen Nebenblättern.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) Gr. hirta *Karsten*. Die Stengeltheile des 2—3 Fuß hohen Strauches sind sämmtlich vierkantig, röthlichbraun und von abstehenden gelblichen Haaren rauh, die jüngern Theile dichter behaart. Zwischen den gegenüberstehenden gestielten Blättern sind die Knoten des Stengels durch längere Borsten gewimpert. Die Blattstiele sind 2 Linien lang und dicht-behaart; die elliptische Blattfläche ist siebenfach benervt und sechsmal länger als der Stiel; die beiden obersten Nerven entspringen oberhalb des Blattgrundes; die Unterseite des Blattes ist besonders in der Gegend der Nerven lang-behaart, die Oberfläche zwischen den Nerven striegelig; die verkehrt-eiförmige Kelchröhre ist 3 Linien lang, gleich dem oft kürzern Blüthenstiel rauh-behaart; die dreiseitigen, lanzettlichen, zugespitzten Kelchblätter sind auf der Unterseite striegelig-behaart, sie haben die Länge der Kelchröhre, sind rothgefärbt und fallen mit dem Verblühen ab. Die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind von der doppelten

Länge der Kelchzipfel, rosenroth-gefärbt, während des Blühens ausgebreitet-geöffnet. Die vierfächerige Frucht erreicht die Länge und Weite des Kelches; sie ist außen, besonders auf dem Scheitel, mit langen, gedrängtstehenden Borsten besetzt und öffnet sich durch Längsspalten der Spitze der Fruchtblätter. Unterhalb jeder gipfelständigen Blüthe befinden sich zwei stehenbleibende Deckblätter, aus deren Achseln meist etwas später aufblühende Blumen sich entwickeln, die oft wieder an dem Grunde des Stiels Deckblätter und Seitenknospen besitzen; so findet sich hier an dem Gipfel der Zweige statt der einfachen, endständigen Blüthe ein trugdoldiger Blüthenstand.

Diese Art wächst auf den Gipfeln des westlich von Caracas sich hinziehenden Gebirges und blüht vom November bis Februar, am schönsten im December, wo die ganze Pflanze mit einer Fülle von Blüthen bedeckt ist.

2) Gr. osbeckioides *Klotzsch* und *Karsten*. Aestchen, Blüthenstiele, Blattnerven und Kelche sind mit anliegenden Striegelhaaren bedeckt; Blätter fünffach-genervt, sonst wie vorige.

Auf dem Berge Avila bei Caracas.

3) Gr. meridensis *Klotzsch*. Die Pflanze ist fast kahl, spärlich-striegelhaarig; die Blätter sind fünffach-genervt, eiförmig-lanzettlich, zugespitzt; Kelch kahl; Blüthen kleiner als an den beiden vorhergehenden.

Auf dem Hochgebirge der Provinz Merida.

(*Garcke*.)

GRISCOM (John), ein um das Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten hochverdienter Mann, wurde zu Hancock's Bridge in der Grafschaft Salem des Staates New-York den 27. Sept. 1774 geboren. Er gehörte einer Quäkerfamilie an und verbrachte seine Knabenjahre wie alle Söhne kleiner Farmer, indem er sich vorzugsweise landwirthschaftlichen Beschäftigungen widmete und nur einen Theil seiner Zeit in den Schulanstalten der Nachbarschaft Unterricht erhielt. Mit dem Alter von 17 Jahren eröffnete er selbst eine kleine Schule. Obschon er noch einen Theil des Tages als Landmann arbeiten mußte, hatte sein Unternehmen doch so guten Fortgang, daß er beschloß, sich ganz der Lehrthätigkeit zuzuwenden. Zur Vervollständigung seiner Bildung besuchte er eine Zeit lang die Akademie der Freunde (Quäker) zu Philadelphia und übernahm dann eine Lehrerstelle an der Schule der Quäker zu Burlington, mit der er 13 Jahre hindurch in Verbindung blieb. Er begann mit drei Schülern, wußte aber dieselbe bald zu einer berühmten Anstalt zu erheben, die Schüler aus Philadelphia, New-York und selbst aus Neuengland herbeizog. Er las fleißig die englischen Classiker und bildete unter Anderem auch einen Club für Lectüre der in England erscheinenden Journale. Sein Lieblingsstudium war jedoch Chemie, und nachdem er sich die nöthigen literarischen Hülfsmittel und Apparate verschafft, eröffnete er 1806 in seinen Schulräumen einen Cursus von öffentlichen Vorlesungen über diese Wissenschaft. Im folgenden Jahre siedelte Griscom nach New-York über, wo er seitdem 25 Jahre hindurch als Lehrer thätig war. In Verbindung mit seiner Schulanstalt erweiterte er hier seine Vorlesungen über Chemie, und bereits 1808 sah er sich in den Stand gesetzt, ein eigenes Gebäude mit Räumlichkeiten für den Schulunterricht und zugleich auch für seine Vorlesungen zu errichten. Den folgenden Winter sammelte sein chemischer Cursus einen Kreis von Zuhörern, so zahlreich, wie er vorher in New-York noch nie gesehen worden war. Die angesehensten Lehrer und Aerzte der Stadt folgten mit Aufmerksamkeit seinen Vorträgen. Die alljährlichen Ferien pflegte Griscom zu Ausflügen, selbst bis entferntere Theile der Union zu benutzen. In den Jahren 1818 und 1819 unternahm er eine größere Reise durch Europa, auf welcher er nicht nur Unterrichtsanstalten aller Art, sondern auch Fabrikanlagen, Gefängnissen und philanthropischen Instituten seine Aufmerksamkeit zuwandte. Die Ergebnisse seiner Reise theilte er in einem sehr interessanten Buche mit: „A year in Europe, comprising a journal of observations in England, Scotland, Ireland, France, Switzerland, the North of Italy and Holland, in 1818 and 1819“ (2 Bde. New-York 1823. 8.).

Schon vorher hatte Griscom seine Thätigkeit mehrfach den philanthropischen Bestrebungen in seinem Vaterlande zugewandt. So nahm er hervorragenden Antheil an der Bildung der Society for the Prevention of Pauperism (1817), für welche er die Statuten entwarf und den ersten Bericht über die Ursachen und Mittel zur Abhilfe des Pauperismus veröffentlichte, der in weitern Kreisen Anklang fand. Im Zusammenhange mit den Bestrebungen dieser Gesellschaft standen die Bemühungen für eine Reform des Besserungswesens und der Strafanstalten. Namentlich wirkte er für Errichtung besonderer Gefängnisse für jugendliche Verbrecher und erlangte 1828 die Errichtung eines House of refuge zu New-York, der ersten Anstalt dieser Art in den Vereinigten Staaten. Ein anderes Unternehmen von Griscom war die Errichtung einer höhern Lehranstalt zu New-York nach Lancaster'schem Systeme, welche während der Jahre von 1825—1831 in Blüthe stand und oft an 650 Schüler zählte. Dieselbe stand unter seiner Oberaufsicht und er selbst hielt Vorträge wie Examinatorien über alle Unterrichtsgegenstände. Inzwischen war Griscom zum Lehrstuhl der Chemie in Rutger's medical college berufen worden. Diese Lehranstalt hatte sich von der Medical school des Staates New-York abgetrennt und wurde bald von mehr Schülern besucht als die Staatsanstalt, mußte jedoch nach einiger Zeit eingehen, da der Staat die von ihr ertheilten Grade für ungültig erklärte. Im Winter 1829—1830 hielt Griscom einen Cyklus von Vorlesungen über Physik vor der Mercantile Library association. Im J. 1832 übernahm er die Leitung einer höhern Lehranstalt der Quäker zu Providence, doch entsagte er dieser Stellung nach $2\frac{1}{2}$jähriger Wirksamkeit. Er zog sich hierauf nach West-Haverford in Pennsylvanien zurück, wo er bei seinen verheiratheten Töchtern lebte. Später wandte er sich nach Burlington in New-Jersey, wo er seitdem verblieb und auch am 26. Febr. 1852 starb. Während der letztern Jahre seines Lebens hielt er noch öfter Vorlesungen an ver-

schiedenen Orten und wirkte daneben als Vorstand des öffentlichen Schulwesens in Burlington. Eine Biographie Griscom's (New-York 1859) verfaßte dessen Sohn John Hoskins Griscom, der als angesehener Arzt zu New-York lebt. (*O. P.*)

GRISEBACHIA, eine von Klotzsch dem Professor Grisebach in Göttingen zu Ehren benannte Gattung der Ericaceen mit folgenden Merkmalen: Der Kelch ist vierkantig-glockig, viertheilig, gleich; die unterständige, krugförmige Blumenkrone hat einen vierspaltigen, zusammenneigenden Saum. Die vier Staubgefäße sind unter der unterständigen Scheibe eingefügt, die Fäden frei, steifhaarig; die Fächer der seitlich stehenden, getrennten Staubbeutel springen an der Spitze mit einem seitlichen Loche auf. Der Fruchtknoten ist zweifächerig, die Fächer sind eineiig. Der Griffel ragt aus der Blumenkrone hervor, die Narbe ist klein, stumpflich. Die Kapsel ist zusammengedrückt, zweifächerig, scheidewandspaltig-zweiklappig, zweisamig.

Hierher gehören am Cap der guten Hoffnung einheimische Sträucher von der Tracht der echten Eriken mit zu drei oder vier quirlförmig stehenden, kurzhaarigen Blättern, endständigen, fast sitzenden, kopfförmigen Blüthen, dem Kelche genäherten Deckblättern, von denen die seitlichen kleiner und nebst dem Kelche federig-weichhaarig sind und mit einer den Kelch kaum übertragenden Blumenkrone.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

A. Die Staubbeutel sind begrannt.

1) G. incana *Klotzsch*. Die Blätter stehen zu dreien und sind angedrückt, sechszeilig-dachziegelig, elliptisch, ziemlich dick, weichhaarig, grau, die Blüthen endständig, doldig, kurz gestielt, die Deckblätter dem Kelche genähert, linealisch, stumpf und nebst den Kelchen weichhaarig, letztere sind viertheilig, ihre Zipfel linealisch und von zerstreuten Wimpern federig, die Blumenkronen sind krugförmig, weichhaarig, die Staubbeutel begrannt, rauh, die Fäden weichhaarig; der Griffel ragt weit hervor. — Ein kleiner Strauch mit niederliegendem Stengel, aufsteigenden, ruthenförmigen, weichhaarigen Aesten, endständigen, doldig gestellten Blüthen, elliptischen, auf dem Rücken gefurchten, kurz gestielten, eine Linie langen Blättern, krugförmigen, $1\frac{1}{2}$ Linie langen, weichhaarigen Blumenkronen und viertheiligen Kelchen, welche doppelt kürzer als die Blumenkrone sind. Hierher gehört Blaeria incana *Bartling*.

2) Gr. ciliaris *Klotzsch*. Die Blätter stehen zu vier und sind elliptisch, angedrückt, glänzend, weichhaarig, die Blattstiele sehr kurz, die Hüllen scheidig, die Blüthen endständig, kopfförmig, die Deckblätter linealisch, wollig, vom Kelche etwas entfernt, die Kelche viertheilig, weichhaarig, gewimpert, ihre Zipfel lanzettlich, wimperig-federig; die glockigen, fleischrothen Blumenkronen haben einen vierspaltigen Saum; die begrannten Staubbeutel ragen ein wenig, der Griffel ragt weit hervor. — Ein Strauch mit braungrauem Stengel, weichhaarigen, gewundenen, zum Theil fadenförmigen Aesten, sehr kurzen, gestielten, elliptischen, glänzenden, angedrückten, eine halbe Linie langen, sehr dünn weichhaarigen Blättern, endständigen, kopfförmigen, nickenden Blüthen und viertheiligen, weißgewimperten Kelchen. Hierher gehört Erica plumosa *Thunberg*.

B. Die Staubbeutel sind wehrlos.

3) G. hispida *Klotzsch*. Die Stengel sind aufrecht, ästig, schwindend-federig-weichhaarig, die Blätter stehen zu vier und sind lanzettlich-linealisch, etwas spitz, aufrecht-abstehend, überall weichhaarig und auf dem Rücken mit langen, zuletzt schwindenden Haaren, die Blüthen sehr kurz gestielt, endständig, kopfförmig, die Deckblätter weichhaarig, fleischroth, linealisch-spatelig, an der Spitze grün, am Rande von weißen, federigen Haaren gewimpert, die Kelche vierkantig-glockig, vierspaltig, fleischroth, unterwärts weichhaarig, nach der Spitze zu federig-steifhaarig, die Blumenkronen fleischfarbig, weichhaarig, die Staubbeutel ein wenig rauh.

4) G. hirta *Klotzsch*. Die Stengel sind aufrecht, sehr ästig, schwindend-federig-weichhaarig; die Blätter stehen zu dreien und sind linealisch, stumpf, aufrecht-abstehend, beiderseits weichhaarig, auf dem Rücken und am Rande mit kurzen, federig-drüsigen Haaren bedeckt; die Blüthen sind gestielt, endständig, kopfförmig; die Deckblätter sind lanzettlich, stumpf, fleischroth, weichhaarig, am Rande drüsig-gewimpert, an der Spitze grün, die Kelche sind vierkantig-glockig, viertheilig, weichhaarig, nach der Spitze zu rauhhaarig, die Blumenkronen weichhaarig, die Staubbeutel rauh.

5) G. plumosa *Klotzsch*. Die Blätter stehen zu dreien und sind lanzettlich-linealisch, ziemlich spitz, aufrecht und etwas gekrümmt, kahl, am Rande kammartig-gezähnt, die Blüthen fast stiellos, endständig, kopfförmig, die Deckblätter fast rhombisch und nebst den Kelchen beinahe fleischfarbig, kahl, am Rande federig-wimperig, die Blumenkronen weichhaarig, die Staubbeutel rauh.

6) G. involuta *Klotzsch*. Die Blätter stehen zu dreien und sind linealisch, ziemlich spitz, sparrig, weichhaarig, am Rande rauh, die Blüthen endständig, kurz gestielt, kopfförmig, die Deckblätter lanzettlich, ziemlich spitz, und nebst den Kelchen kahl, rosenroth, am Rande sehr lang gewimpert, die Blumenkronen lilafarbig, sehr fein behaart, die Staubbeutel rauh.

7) G. Zeyheriana *Klotzsch*. Die Stengel sind sehr ästig; die Blätter stehen zu drei und sind linealisch, stumpflich, kurz, auf dem Rücken und am Rande schwindend-rauhhaarig, die Blüthen kurz gestielt, endständig, kopfförmig, die Deckblätter fleischroth, an der Spitze grünlich, lanzettlich, stumpflich, am Rande sehr lang gewimpert; die Kelche sind mit den Deckblättern gleichfarbig, die Blumenkronen kahl, hellroth, die Staubbeutel etwas rauh.

8) G. velleriflora *Klotzsch*. Die Stengel sind ästig, die zu dreien stehenden Aeste gewunden und schwindend weichhaarig, die Blätter stehen gleichfalls zu dreien und sind schmal-linealisch, ziemlich spitz, schwindend-

weichhaarig, dem Stengel angedrückt, die Blüthen gestielt, endständig, kopfförmig, die Deckblätter und Kelche wollig, die Blumenkronen weichhaarig, die Staubbeutel kurzhaarig. (*Garcke.*)

GRISEL (Abbé Joseph), einer der namhaftesten Asceten Frankreichs, vorzüglich bekannt als Beförderer der Andacht zum heiligen Herzen Jesu. Geb. im J. 1703 zu Cherbourg (nicht in Roinville, wie die France littéraire will), ging er nach vollendeten Schulstudien nach Paris, ward Mitglied am Colleg Louis-le-Grand und machte sich durch seine Frömmigkeit bald bemerkbar. Hier hatte er auch die Studien zweier Zöglinge zu leiten und sich dadurch die innigste Hochachtung und Verehrung derselben für immer erworben. Erst 1738 erhielt er an der Kirche von St. Germain l'Auxerrois, deren Kapitel mit dem von Notre-Dame vereinigt war, die Stelle eines beständigen Vicars, die er auch bis an seinen Tod, ohne Verlangen nach höheren Würden, bekleidete. Seinen frommen Eifer bewies er als Superior einiger Klostergemeinschaften und als außerordentlicher Beichtvater in einigen anderen und einen geeigneteren Mann, als unsern Abbé, konnte der Dauphin von Frankreich nicht finden, als er ihm im J. 1751 auftrug, in dem verfallenen Kloster von St. Aure bei St. Genovefa eine beständige Anbetung des heiligen Herzens Jesu aufzurichten, ein Werk, dem Grisel, seinen Neigungen gemäß, seine ganze Kraft widmete. Er fand aber mancherlei Anfechtungen und nicht zum geringsten Theil, weil er Jesuit und sein Werk eine jesuitische Veranstaltung sein sollte. Obwol Grisel, so viel bekannt, dem Jesuitenorden niemals angehörte, so scheint doch der Verdacht hingereicht zu haben, die Jansenisten zu seinen Feinden zu machen. Ihr Haß, wie man wahrscheinlich findet, brachte es dahin, daß Grisel in die Bastille gefangen gesetzt wurde und 18 Monate darin aushalten mußte. Die nähere Veranlassung dazu ist unbekannt, wenn nicht das Mémoire, welches der berühmte Criminalist Muyart de Vouglans, Mitglied des großen Raths, zu Grisel's Vertheidigung schrieb, darüber Auskunft gibt. Unstreitig war die Freundschaft dieses Mannes ein hoher Trost für Grisel, wie nicht minder die Hochachtung des Herrn v. Jumilhac, Gouverneurs der Bastille, welcher ihn zu sich rufen ließ, um in seinen Armen zu sterben. Die Jansenisten blieben aber seine Feinde, was sie durch ihre ungünstigen Urtheile über seine Schriften an den Tag legten. Grisel schrieb: Le Chemin de l'amour divin, description de son palais et beautés qui y sont renfermées. Paris 1746. 12. nach Barbier's Angabe in Gemeinschaft mit dem Herzoge und der Herzogin d'Ayen. Ferner: Lettres d'une religieuse du Calvaire. Paris 1755. 12. L'Année religieuse, ou occupation intérieure pendant de les divins offices. Paris 1766. 8 Bde. in 18. Die strenge Kritik, welche dieses Hauptwerk Grisel's noch im J. 1777 in einem jansenistischen Blatte erfuhr, lediglich um den Verfasser und seine Anstalt St. Aure öffentlich zu beschimpfen, ist wahrscheinlich die Ursache, daß es nicht die Anerkennung erhielt, die es in Wahrheit verdiente. In den letzten Lebensjahren gab Grisel noch heraus: Adoration perpétuelle du sacré-coeur de Jésus. Paris 1784. 12. und Constitution des religieuses de St. Aure, suivant la règle de St. Augustin. Paris 1786 in 18. Daß er Verfasser der zu gleicher Zeit und in demselben Format erschienenen Instructions pour les novices sei, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthet. Sein theures Haus von St. Aure empfahl Grisel seinem Freunde, dem vormaligen Jesuitenpater Nicolas Marie Verron, welcher die Anstalt bis zu seiner Ermordung im September 1792 leitete. Grisel selbst starb, wie er gelebt, unter den frömmsten Andachtsübungen am 21. Jan. 1787 zu Versailles. Man vergleiche Biographie universelle T. XVII. p. 568. 569. La France littéraire T. III. p. 482. (*F. Th. Richter.*)

GRISELDA (Griseldis). Griselda heißt die Heldin der letzten Novelle des Decamerone des Giovanni Boccaccio, deren Inhalt in aller Kürze der folgende ist: Markgraf Gualtieri von Saluzzo, von seinen Vasallen gedrängt, sich zu verheirathen, nahm Griselda, die Tochter eines armen Landmanns Giannucolo, zur Gemahlin. Als sie ihm eine Tochter geboren, ließ er, um ihre Geduld und ihren Gehorsam zu prüfen, das Kind ihr wegnehmen und machte sie glauben, er habe es tödten lassen, während er es insgeheim zu seiner Schwester nach Bologna schickte. Ebenso verfuhr er mit dem nach einigen Jahren geborenen Sohn, aber Griselda fügte sich beide Male ohne Widerstreben und Murren. Nach dreizehnjähriger Ehe gab Gualtieri vor, er habe vom Papst Dispens erhalten, sich von Griselda zu scheiden und eine andere ebenbürtige Gemahlin zu nehmen, und schickte Griselda im bloßen Hemde zu ihrem Vater zurück. Nicht lange aber war sie bei ihrem Vater, als sie der Markgraf zu sich rufen ließ und ihr befahl, für seine bevorstehende Hochzeit Alles herzurichten und die eingeladenen Damen zu empfangen. Griselda that dies und empfing am Hochzeitstage auch die junge Braut. Als man sich zu Tische gesetzt hatte, ließ Gualtieri Griselden zu sich rufen und fragte sie: „Nun was dünkt dir von unserer neuen Gemahlin?" „Mein Gebieter", antwortete Griselda, „mir dünkt viel Gutes von ihr, und ist sie so verständig, als sie schön ist, und das glaube ich, so zweifle ich durchaus nicht, daß Ihr als der zufriedenste Herr von der Welt mit ihr leben werdet. Doch, soviel ich kann, beschwöre ich Euch, erspart ihrem Herzen die Stiche, welche die andere, die einst Eure war, von Euch erhielt; denn ich glaube kaum, daß sie dieselben zu ertragen vermöchte, theils weil sie jünger ist, theils auch, weil sie in Weichlichkeit erzogen ward, während jene von klein auf in beständigen Mühen gelebt hatte." Da entdeckte ihr Gualtieri, daß die angebliche junge Braut und ihr mitanwesender Bruder seine und ihre Kinder seien u. s. w. Hierauf lebte Gualtieri noch lange glücklich mit Griselda und hielt sie in hohen Ehren.

Diese Novelle ist durch Vermittelung der von Francesco Petrarca verfaßten lateinischen Nachbildung [1]) in

1) Sie steht unter dem Titel: „De obedientia ac fide uxoria mythologia" in beiden baseler Ausgaben seiner Opera, ed. 1554,

nicht wenigen Ländern Europa's zum Volksbuch geworden, und zahlreiche Dichter haben sie in epischer oder dramatischer Form behandelt.

Petrarca hat Boccaccio's Novelle keineswegs eigentlich übersetzt, wie man öfters angegeben findet, sondern — von einzelnen wörtlich übertragenen Stellen abgesehen — frei nacherzählt, indem er Boccaccio's Darstellung hier und da verkürzt, meistentheils aber erweitert und mehr ausgeführt hat. An dem Verlauf der Geschichte hat Petrarca nichts Wesentliches geändert. Vergl. meine Bemerkungen in Gosche's Archiv für Literatur-Geschichte I, 409 fg. Statt Griselda hat Petrarca die Form Griseldis [2]) gewählt, welche Namensform wir in den Uebersetzungen auch in Griselidis, Grisilidis, Grisildis, Grisel, Grisilla verändert finden.

Wenden wir uns nun zu den Volksbüchern.

In Deutschland wurde eine Uebersetzung der Petrarca'schen Griseldis von dem bekannten Heinrich Steinhöwel [3]) für die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrh., für das ganze 16. und für die erste Hälfte des 17. zum Volksbuch [4]). Steinhöwel's Uebersetzung wurde zuerst unter dem Titel: „Diß ist ain epistel francisci petrarche, von grosser stätikait ainer frowen Grisel gehaissen" von Günther Zainer in Augsburg 1471 in Fol. gedruckt, findet sich aber schon in einer Handschrift vom J. 1468, die K. A. Barack, Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen, Tübingen 1865, S. 152, beschreibt [5]). Unter demselben Titel, nur mit orthographischen Abweichungen, „Diß ist ain epistel Francisci Petrarche Von grosser stätikeyt ainer frawen Grysel gehaissen", wurde sie im folgenden Jahre von Johannes Bämler zu Augsburg in Fol. gedruckt. Sodann erschien sie ohne besondern Titel in Fol. — als Anhang zu der 1473 bei Johannes Zainer in Ulm herausgekommenen Uebersetzung Steinhöwel's von Boccaccio's Werke de præclaris mulieribus — mit einem Vorwort, aus dem sich ergibt, daß eben Steinhöwel der Uebersetzer von Petrarca's Griseldis ist. Dies Vorwort ist bei allen folgenden Ausgaben der Steinhöwel'schen Uebersetzung der Griseldis beibehalten worden, obwol es nur im Anschluß an das Werk de præclaris mulieribus verständlich ist. Die fernern mir bekannt gewordenen Ausgaben sind aber folgende: 4) Ohne Titel, o. O. (wahrscheinlich Straßburg), 1478, Fol. 5) Ohne Titel, o. O. (Augsburg, Anton Sorg), o. J. (um 1480), Fol. 6) Ohne Titel, Augsburg, Joh. Bämler, 1482, Fol. 7) Ohne Titel, o. O. (Straßburg, H. Knoblochzer?), 1482, Fol. 8) Ohne Titel, o. O. u. J., Fol. (s. *Hain*, Repertorium bibliographicum, No. 12816). 9) Ein Lobwirdige hystory von der demütigen vnd gehorsammen fraw Gryselde ꝛc. Straßburg 1520. 4. 10) Eyn löbliche hystory von der demütigen vnd gehorsamen fraw Griselde ꝛc. Nürnberg, Jobst Gutknecht, 1522. 4. 11) Ein Lobwirdige Hystory, von der demütigen vnd gehorsammen fraw Gryselde ꝛc. Straßburg, Jacob Frölich, 1538. 4. 12) Ein Lobwirdige Hystory, von der demütigen vnd gehorsammen fraw Gryselde ꝛc. Straßburg, Jacob Frölich, 1540. 4. 13) Zwo liebliche vnd nützliche Historien, von gehorsam, standthafftigkeyt, vnd gedult Erbarer frommen Ehefrauwen, gegen jhren Ehgemahelen ꝛc. Straßburg, Jacob Frölich, 1554. 4. [6]). 14) Ein gar Schöne histori von der tugentreychen, vnd vber all weiber der welt demütigen Frawen Grisilla, des Marggraffen von Salutz Ehegemahel. Nürnberg, Georg Wachter, o. J., 8. (G. Wachter druckte zwischen 1529 und 1549). 15) Eine gar schöne Historia, von der Tugendreichen, vnd vber alle Weiber der Welt demütigen Frawen Grisilla, deß Marggraffen von Salutz Ehegemahl. Magdeburgk, Johan Francke, o. J., 8. (Joh. Francke hat zwischen 1579 und 1624 verlegt). 16) Ein gar schöne Historia, von der Tugendtreichen, vnnd vber alle Weiber der Welt demütigen Frawen Grisilla, deß Marggraffen von Salutz Ehe-Gemahl. Erfford, Jacob Singe, 1620. 8.

Den drei letztgenannten Ausgaben, die unter sich — von Orthographie, Sprachformen und Druckfehlern abgesehen — übereinstimmen, liegt zwar auch die Steinhöwel'sche Uebersetzung zu Grunde, dieselbe ist jedoch bald zum Vortheil, bald zum Nachtheil an vielen Stellen verändert, namentlich sind auch die Schlußsätze andere. Daß auch die Ausgaben Nr. 1—13 in Rechtschreibung, Sprachformen und einzelnen Worten und

---

p. 601 sq.; ed. 1581, p. 541 sq. auch in Petrarchæ opuscula historica et philologica, Bernæ 1604, p. 186 sq. Da sie einem Briefe an Boccaccio eingefügt ist, so gehört sie eigentlich unter seine Briefe, und so findet sie sich auch in älteren Ausgaben unter den Epistolæ seniles, lib. XVII, ep. 3. Der Brief an Boccaccio ist in den Drucken vom 8. Juni 1373 datirt, und an diesem Jahre hält G. Fracassetti in seiner Uebersetzung der Lettere senili di Fr. Petrarca, Vol. II., Firenze 1870, p. 564 und 566, fest, während zwei Handschriften (*De Sade*, Mémoires pour la vie de Pétrarque, Amsterdam 1767, III, 797; *Baldelli*, Del Petrarca e delle sue opere, ed. II, Fiesole 1837, p. 319) die Jahrzahl 1374 haben.

2) In den beiden obengenannten baseler und der berner Ausgabe ist Anfangs ein paar mal Briseldis verdruckt. 3) Vergl. über Steinhöwel A. v. Keller zu seiner Ausgabe des „Decameron von Heinrich Steinhöwel", Stuttgart 1860, S. 673 fg. und Rochholz in Pfeiffer's Germania XIV, 411 fg. 4) Eine andere Uebersetzung der Petrarca'schen Griseldis (hier Grisildis) findet sich in der bekannten Novellenhandschrift der leipziger Universitätsbibliothek. Vergl. Mone's Anzeiger IV, 73; Altd. Blätter 1, 115; Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 358; R. Bechstein, Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden, Leipzig 1863, S. 84 fg. und 148 fg. — Auch Niclas von Wyle hatte Petrarca's Griseldis übersetzt, seine Uebersetzung scheint aber verloren (Translationen von Niclas von Wyle. Herausgegeben durch A. v. Keller; Stuttgart 1861. S. 79). 5) Andere Handschriften in München und Heidelberg. S. Die Deutschen Handschriften der Hof- und Staatsbibliothek zu München Nr. 252, 311, 408. Wilken, Geschichte der alten Heidelbergischen Büchersammlungen S. 349 fg.

6) Enthält außer der Geschichte der Griseldis „Ein ander History von eines Doctors der Artzney dochter, wie sie Graff Bertram dem Grauen von Roßilion wider seinen willen zür Ehe vermähelt ward". Diese Geschichte ist der Novellen- und Schwanksammlung „Schertz mit der Warheyt", Frankfurt 1550, wörtlich entnommen, wo sie sich S. XXX[b]—XXXVIII[a] unter dem Titel: „Von gezwungener liebe, Wie eines Doctors Tochter einen Grauen wider seinen willen zur ehe erwarb, Vnd wol gerieth" findet. Der Geschichte liegt Boccaccio's Decamerone III, 9 zu Grunde.

durch Druckfehler von einander abweichen, bedarf kaum der Erinnerung [7]).

Eine Ausgabe der Steinhöwel'schen Griseldis in niederdeutscher Sprache ohne Ort und Jahr, Fol., beschreibt Nyerup, Spicilegium bibliographicum, Hafniæ 1783, p. 187, eine andere 1502 zu Hamburg gedruckte, 4., C. Molbech im Serapeum 1840, S. 209 fg.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. erschienen in Deutschland zwei neue freie Uebertragungen der Petrarca'schen Griseldis, welche Volksbücher wurden und bis in die neueste Zeit geblieben sind. Die eine erschien 1653 zu Dresden unter dem Titel: „Marggraf Walther, Das ist: Eine wunderliche und lustige Historia Vom Weiblichem [sic!] Gehorsam und Treue, Vor drey hundert Jahren von dem [sic!] damahls zweyen fürnehmsten und gelehrtesten Männern, Johann Boccatio Welsch, und vom Francisco Petrarcha Lateinisch beschrieben, Anietzo aber ins Deutsche versetzt Von Johann Fiedlern, von Reichenbach, P. Laur. Cæs.", 8. [8]). Die andere erschien in einem Werke des Capuciner-Paters Martinus von Cochem, welches betitelt ist: „Außerlesenes History-Buch, oder Außführliche anmüthige, und bewegliche Beschreibung Geistlicher Geschichten und Historien", Das Erste Buch, Dillingen 1687, 4., S. 927—945, „Von der wunderlichen Gedult der Gräfin Griseldis" [9]).

Weiter nichts als eine neue, jedoch Fiedler's Namen und seine Dedication weglassende und die Sprache hier und da leicht ändernde Auflage des Fiedler'schen Marggraf Walther ist das folgende Volksbuch: „Schöne bewegliche und Anmuthige Historien, Von Marggraf Walthern, Darinnen dessen Leben und Wandel, auch was sich mit ihm begeben und zugetragen, kürtzlich vor Augen gestellet. Dem günstigen Leser zugefallen mit schönen Figuren gezieret und verbessert. Gedruckt im Jahr Christi, 1680." 8. Abgesehen von kleinen sprachlichen Aenderungen, von Druckfehlern und von den Holzschnitten stimmt mit dem Volksbuche von 1680 das folgende, dem 18. Jahrh. angehörende: „Schöne anmuthige Historien von Marggraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel und was sich mit ihm zugetragen dem günstigen Leser kürtzlich vor Augen gestellet wird. Aufs neue mit schönen Figuren gezieret und verbessert. Gedruckt in diesem Jahr." 8. [10]) Karl Simrock's „Markgraf Walther" in seiner Sammlung: „Die deutschen Volksbücher", Bd. 6, Frankf. a. M. 1847, auch einzeln erschienen unter dem Titel: „Schöne anmuthige Historie von Markgraf Walthern u. s. w.", ist eine Erneuerung dieses Volksbuchs, jedoch mit gelegentlicher Benutzung der Steinhöwel'schen Griseldis, der der Anfang und einzelne andere Stellen entnommen sind.

Die Griseldis des P. Martin von Cochem ist einzeln als Volksbuch unter dem Titel: „Wunderbarer Demuth und Geduldspiegel, vorgestellt in der Gräfinn Griseldis vorhin einer Baurinn, hernächst einer Gräfinn und Ehegattinn Waltheri eines Grafen von Piemont", Köln a. Rh. bei Christian Everaerts, o. J., 8., erschienen. Ohne Zweifel gibt es auch noch andere Drucke dieses Volksbuches, welches Cochem's Text — abgesehen von sprachlichen Aenderungen und Umstellung von ein paar Sätzen — treu wiedergibt. Es liegt der „Griseldis" in Gustav Schwab's „Buch der schönsten Geschichten und Sagen", Stuttg. 1836 (seitdem auch unter dem Titel: „Die Deutschen Volksbücher" wiederholt neu aufgelegt), und der „Historie von der geduldigen Griseldis, gar rührend und erbaulich zu lesen und mit schönen Figuren geziert. Neu erzählt von Ottmar F. H. Schönhuth", Reutlingen o. J. (1847), zu Grunde.

G. O. Marbach hat für seine „Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther" (Volksbücher. I. Herausgegeben von G. O. Marbach. Leipzig 1838) sowol das aus Fiedler als das aus Pater Cochem herfließende Volksbuch benutzt.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß Pater Cochem's Griseldis in neuerer Zeit in modernisirter Sprache unter dem Titel: „Die wunderliche Geduld der Bäuerin und Gräfin Griseldis. Ein herrliches Exempel der Geduld und Demuth, sonderlich für jene Weiber, welche ungerathene Männer haben. Aufgestellt von Franz Petrarca, Italiens unsterblichem Dichter, nacherzählt von Pater Martin von Cochem, weiland Kapuziner-Ordens-Prediger und Senior", Passau 1842 und 1846, 8., erschienen ist.

In Frankreich kann ich zwei verschiedene Uebersetzungen der Petrarca'schen Griseldis nachweisen, welche als Volksbücher gedruckt worden sind. Die eine kenne ich in folgenden Drucken: 1) La pacience de griselidis marquise de saluces. (Am Ende:) Imprime a paris, par Iehan treperel demourant en la rue saint iaques a lenseigne saint laurens pres saint yues. 4. [11]) 2) La patience griselidis Marquise de saluces. (Am Ende:) Imprime a paris. Le. XXIIII. iour Dapnril. Mil cinq cens. XXII. Par philippes le noir libraire etc. 4. 3) Histoire de la patience de Griselidis fille d'vn pauure homme rustic appellé Lanicolle demourant au pais de Saluces etc. Lyon,

7) Eine genauere vergleichende Beschreibung der hier nur kurz aufgezählten Ausgaben der Steinhöwel'schen Griseldis — mit den nöthigen Nachweisungen — behalte ich mir für einen andern Ort vor. 8) Fiedler war Diaconus zu Mügeln, wie aus dem Titel einer andern Schrift desselben hervorgeht, welche dem der königl. Bibliothek zu Berlin gehörigen Exemplar seines „Marggrafen Walther'" angebunden ist: B. Pauli Epistola ad Ephesios, Latina Metaphrasi Poëtica exposita, Autore Johanne Fidlero, Reichenbachensi Varisco, P. L. Cæs. Ecclesiæ Mugellanæ Diacono, Dresdæ 1653. — Bei Fiedler heißt Griseldis durchweg Briseldis. In den obengenannten beiden baseler und der berner Ausgabe des Petrarca ist nur im Anfang der Erzählung stets Briseldis gedruckt. 9) P. Martinus sagt am Schlusse der Griseldis: Hanc Historiam ex Petrarcha desumptam fusè describit Engelgrave in suo cælo Empyræo [Colon. Agripp. 1668], in festo Convers. S. Pauli §. 8, ex quo ego eandem desumpsi. 10) Genau denselben Titel führen Meißner in Reichard's Bibliothek der Romane, Bd. 3, Berlin 1779, S. 58, und Görres, Die teutschen Volksbücher, S. 148, an, und die von ihnen mitgetheilten Stellen stimmen mit obigem Druck fast ganz überein. — Der Druck von 1680, der mir vorliegende undatirte und Meißner haben Briseldis, wie Fiedler.

11) Aus dieser Wohnungsangabe geht hervor, daß die Ausgabe zwischen 1499 und 1504 gedruckt sein muß.

Benoist Rigaud, 1577. 8. — Die andere kenne ich aus einem Drucke des 15. Jahrh.: „Le hystoire et patience de grisilidis“, o. O. und J., 4. Dieselbe Uebersetzung ist nach einem andern hier und da abweichenden Drucke abgedruckt in der Collection de Poésies, Romans, Chroniques etc., Paris Silvestre 1838 sq. (No. 10: Mirouer des femmes vertueuses. Ensemble la patience Griselidis .... l'histoire admirable de Jehanne Pucelle ....) [12]), und darnach in Le Roux de Lincy's Nouvelle Bibliothèque bleue, ou Légendes populaires de la France, Paris 1842, p. 275—297. „La patience de Griselidis“, Brehaut Lodeac 1484, 4., ist — dem in Brunet's Manuel du libraire, 5[ième] éd., IV, 570 mitgetheilten Anfang des Vorworts nach zu urtheilen — auch dieselbe Uebersetzung und vielleicht ihr erster Druck. — Zu diesen Drucken [13]) der Patience de Grisélidis kommen noch andere bei Brunet III, 1752 fg. und IV, 570 fg., von denen ich nicht weiß, ob sie eine dieser beiden Uebersetzungen oder nicht enthalten. Vergl. auch Brunet III, 1617 unter Ménagier — Im 17. und 18. Jahrh. gehörte die Patience de Grisélidis zu der sogenannten Bibliothèque bleue, s. Le Roux de Lincy a. a. O. S. XLIV. In dem von Ch. Nisard, Histoire de Livres populaires, 2[e] éd., Paris 1864, II, 482—493, abgedruckten modernen Volksbuch (Le Miroir de Dames ou la Patience de Griseledis, autrefois marquise de Saluces, où il est montré la vraie obéissance que les femmes vertueuses doivent à leurs maris. Tours, chez Ch. Placé, 18.) ist die erste der beiden obengenannten Uebersetzungen zu erkennen, doch ist sie sehr modernisirt und hier und da verkürzt und verstümmelt, und einige Stellen weisen darauf hin, daß auch Boccaccio selbst — im Original oder in Uebersetzung — benutzt ist.

Wenden wir uns nach den Niederlanden, so ist zu nennen „Die Historie vander goeder vrouwen Griseldis, die een spieghel ist gheweest van patientien“, Deventer, Jac. van Breda, o. J. (Ende des 15. Jahrh.), in 39 Exemplaren für die Gesellschaft der vlämischen Bibliophilen zu Gent 1849 wieder abgedruckt mit Einleitung von Vander Meersch. Petrarca ist hier vielfach verkürzt, und die Namen Gautier und Jan de Nycole weisen vielleicht auf eine französische Vorlage. Im J. 1554 erschien die „Historie“ einzeln zu Antwerpen, und seit dem Anfang des 17. Jahrh. bis in die Neuzeit oft mit zwei andern Geschichten als „De vrouwe-peirle, ofte dryvoudige historie van Helena de Verduldige, Griseldis de Zagtmoedige, Florentina de Getrouwe“. Siehe Vander Meersch S. 2; Mone, Uebersicht der niederländischen Volks-Literatur S. 64 und 139; Görres, Die teutschen Volksbücher S. 151; Van den Bergh, De Nederlandsche Volksromans, Amsterd. 1837, S. 48 fg.; Vanderhaeghen, Bibliographie Gantoise, Gand 1858—1869, III, 282. 289. IV, 126.

In England erhielt nach den Stationers Registers im J. 1565 T. Colwell die Erlaubniß, „The History of meke and pacyent Gresell“ zu drucken, und im J. 1568 zu einer zweiten Ausgabe (*Warton*, History of English Poetry, London 1781, III, 311 = London 1840, III, 258). Beide Drucke scheinen verloren, erhalten aber ist „The ancient, true and admirable History of Patient Grisel, A Poor Mans Daughter in France etc. Written first in French etc., but now translated into English etc.“, London 1607, 4., (s. *W. Carew Hazlitt*, Handbook to the Popular, Poetical, and Dramatic Literature of Great Britain from the Invention of Printing to the Restoration, London 1867, S. 295), und London 1619, 4., nach letzterem Druck für die Percy Society neu herausgegeben in „The History of Patient Grisel. Two early Tracts in Black-letter.“, London 1842, p. 1—42. Diesem Volksbuche liegt, wie auch auf dem Titel gesagt ist, ein französisches Original, wahrscheinlich die oben an erster Stelle genannte französische Uebersetzung des Petrarca, zu Grunde; es ist aber sehr frei wiedergegeben und Reflexionen, Gleichnisse, gelehrte Anspielungen und lateinische Citate sind eingefügt. Hazlitt a. a. O. nennt noch: „The true and admirable History of patient Grisel; translated from the French“, London 1674, 4., (Bodleian), und Lowndes, The Bibliographer's Manual of English Literature, new ed. by H. G. Bohn, London 1859, IV, 948: „The History of the Marquess of Salus and patient Grissel“, London 1703, 4.

Von dem dänischen Volksbuche von „Griseldis“ galt bisher ein kopenhagener Druck vom J. 1597 als der älteste, und es ist darnach von Karl Elberling im 1. Bande seiner „Danske Folkeböger“, Kopenhagen 1867, neu herausgegeben worden. In der Vorrede (S. X) weist aber Elberling nachträglich einen bisher unbekannten lübecker Druck von 1592 nach. Drucke des 17. u. 18. Jahrh. s. bei Nyerup, Almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge, Kjöbenhavn 1816, S. 141, und in desselben Spicilegium bibliographicum, Hafniæ 1783, p. 187, und bei Elberling S. X angeführt. Das dänische Volksbuch bekennt sich in dem Vorwort als eine Uebersetzung aus dem Deutschen. Die Ausgabe von 1592 und die späteren, mit Ausnahme der von 1597, enthalten außer der Geschichte der Griseldis noch die „Historie om en Doctor udi Lægekonstens Datter“, wie Nr. 13 der oben verzeichneten Ausgaben der Steinhöwel'schen Griseldis.

Das schwedische Volksbuch von „Grisilla“, als dessen erste Ausgabe ein stockholmer Druck vom J. 1644 gilt, und welches seitdem wiederholt gedruckt und in P. O. Bäckström's Sammlung der „Svenska Folkböcker“, Stockholm 1845, I, 279 fg., aufgenommen ist, ist nicht aus dem Deutschen, sondern aus dem Dänischen übersetzt, wie gleich die Uebereinstimmung des Vorworts mit dem dänischen beweist. An die Grisilla reiht sich auch im

12) Brunet III, 1752 sagt, der „Mirouer des femmes vertueuses“ in der lyoner Ausgabe vom J. 1546 liege dem Abdruck in der Collection, die mir unzugänglich ist, zu Grunde, was in dem Catalogue de la Bibliothèque de M. N. Yemeniz, Paris 1867, No. 2382, geleugnet wird. 13) Eine genaue Beschreibung dieser Drucke behalte ich mir für anderswo vor, wo ich auch Handschriften dieser Uebersetzungen nachweisen werde.

schwedischen Volksbuch stets die „Historia om en Medicinæ Doctoris Dotter“.

In Bezug auf das böhmische Volksbuch kann ich nur auf die Titel in Gräße's Literärgeschichte II, 3, 284 und Trésor de livres rares et précieux III, 160 verweisen.

In Gosche's Archiv für Literatur-Geschichte I, 409 habe ich vier Volksmärchen aus Tyrol, Dänemark, Island und Rußland mitgetheilt und besprochen, von denen die drei ersten wol ohne Frage — und wahrscheinlich auch das russische — mittelbar aus Boccaccio's Novelle herstammen.

Ehe ich nun zu den poetischen Bearbeitungen, welche Boccaccio's Novelle hervorgerufen, übergehe, will ich vorher noch einige meist kürzere und nicht einzeln erschienene, sondern andern Werken einverleibte prosaische Fassungen der Geschichte der Griselda aufzählen.

Zunächst ist zu nennen Olivier de la Marche (1426—1502) in seinem Werke: Le Parement et Triumphe des Dames d'honneur“ (s. *Brunet*, Manuel III, 783) erzählt. Antoine Galland erwähnt in seinem „Discours sur quelques anciens Poètes et sur quelques Romans Gaulois peu connus“ in den „Mémoires de Littérature tirez des registres de l'Académie royale des Inscriptions et Belles Lettres“, T. II, Paris 1717, p. 743, unter andern in Nic. Jos. Foucault's Besitze befindlichen Handschriften von Werken Olivier's de la Marche auch „Le Parement des dames, avec des explications en prose, où l'on trouve l'histoire de Grisilidis, que feu M. Perrault a mise en vers“ [14]. „Le Parement et Triumphe des Dames“ ist mir bisher unzugänglich gewesen, ebenso die Analyse desselben im Magazin pittoresque 1838, p. 356 sq., aber nach dem, was in den Melanges tirés d'une grande Bibliothèque D, 283 darüber und daraus mitgetheilt ist, scheint das mir vorliegende Büchlein „La Source d'Honneur, pour maintenir la corporelle Elegance des Dames en vigueur fleurissant et pris inextimable“, Lyon 1531 (s. *Brunet* V, 465) mit „Le Parement“ identisch zu sein, und hier findet sich denn auch Chap. X als Beispiel der Geduld, die vorher in Versen behandelt ist, in Prosa die Geschichte der Griselidis, offenbar nach Petrarca, aber abgekürzt erzählt. Der Markgraf heißt hier willkürlich Eustace, Janicola (Giannucolo) Jehan Nicolle. — In dem schon oben S. 414. Anm. 6 erwähnten „Schertz mit der Warheyt“ ist S. XXIII[b] — XXVII die Geschichte der Griselda mit der Ueberschrift: „Von Gehorsam, Standthafftigkeit vnnd Gedult Erbarer frommen Ehefrawen, Ein schön Exempel vnd Histori eins Marggrafen, der jhm eines armen Bawren Tochter vermähelt, vnd hart versücht“ [15]) erzählt, hauptsächlich nach der Steinhöwel'schen Uebersetzung des Petrarca, doch auch mit Benutzung der deutschen Decameron-Uebersetzung, die man neuerdings — ob mit Recht? — ebenfalls Steinhöwel beigelegt hat (Decameron von H. Steinhöwel. Herausgegeben von A. v. Keller. Stuttgart 1860). — Juan Timoneda hat in seinem „Patrañuelo“, Alcala 1576, neu herausgegeben in den „Novelistas anteriores á Cervantes“ (Biblioteca de Autores españoles, ordenada é ilustrada por *D. B. C. Aribau.* Tom. III.), Madrid 1850, Patraña 2, die Geschichte der Griselda erzählt, stellenweise den Petrarca mehr oder weniger treu übersetzend, daneben aber auch die Geschichte auf das Willkürlichste und Unwahrscheinlichste verändernd. — Die Geschichte „Von Hertzog Durando [von Urbin] und Fortunata“ in Hans Wilhelm Kirchhof's Wendunmuth, Das vierde Buch, Frankfurt 1602, Nr. 86, ist die Geschichte der Griselda unter anderem Namen und verstümmelt. — In des Augustiner-Paters Michael Hoyer (geb. 1593 zu Hesdin, gest. 1650 zu Lille) „Historiæ tragicæ sacræ et profanæ: decades duæ“, Colon. 1647, Bruxell. 1652, ist „Griseldis“ die letzte, sehr breit und mit gesuchter Eleganz und rhetorischem Pomp und nicht ohne unglückliche Kürzungen und kleine Aenderungen erzählt. Als Quelle nennt Hoyer „L. C. de Lescale“, womit vielleicht das mir nur dem Titel nach aus Brunet's Manuel III, 1010 bekannte Werk des Chevalier de L'Escale: „Le Champion des femmes, qui soutient qu'elles sont plus nobles et plus parfaites, et en tout plus vertueuses que les hommes“, Paris 1618, gemeint ist. — Mit ausdrücklicher Berufung auf Petrarca erzählen Joh. Ge. Schiebel, Neu-erbauetes historisches Lust-Hauß, Leipzig 1685, S. 118 fg., und Abraham a S. Clara, Heilsames Gemisch-Gemasch, Würzburg 1704, S. 173 fg., auszugsweise die Geschichte der Griseldis (Briseldis bei Schiebel), und weiter nichts als einen solchen Auszug aus Petrarca wird wol auch Chr. Zeißeler, Neu-eröffneter Historischer Schau-Platz, Wittenberg 1700, S. 108, enthalten, auf welchen H. Oesterley in seiner Ausgabe des Wendunmuth von Kirchhof, Tübingen 1869, V, 111 (Anm. zu 4, 86) verweist.

Wir wenden uns nun zu den poetischen Behand-

14) In den „Ducatiana ou remarques de feu M. Le Duchat sur divers sujets d'histoire et de littérature, recueillis dans ses manuscrits et mises en ordre par M. F. (Formey)“, Amsterdam 1738—1742, II, 394, ist zu lesen: Cette histoire (de Griselidis) qui fait le dernier des contes de Boccace est prise d'un ancien Ms. intitulé le Parement des Dames. C'est le 12[e] Traité d'un in folio Ms. de la Bibliothèque de M. Foucault, Academicien honoraire. Dieser Bemerkung Le Duchat's, der also nicht gewußt hat, daß Olivier de la Marche der Verfasser des Parement des Dames ist, folgend, haben Manni, Istoria del Decamerone, Firenze 1742, p. 608, de Sade, Mémoires pour la vie de Pétrarque, Amsterdam 1767, III, 797, und Legrand d'Aussy, Fabliaux ou Contes du XII[e] et du XIII[e] siècle, II, 64 und 231 der Ausgabe von 1781, II, 118 und 297 der von 1829 (Legrand verweist fälschlich auf „Le Duchat dans ses notes sur Rabelais“), le Parement des Dames als Quelle des Boccaccio angenommen. Aber schon Tyrwhitt, Introductory Discourse to the Canterbury Tales, §. XX, not. 21, hatte Manni's und de Sade's Irrthum mit Hinweis auf Galland berichtigt.

15) Die ersten acht Worte dieser Ueberschrift hat der Herausgeber des oben S. 414 als Nr. 18 angeführten Volksbuchs „Zwo ... Historien“, deren zweite dem „Scherz mit der Warheit“ entnommen ist, für den Titel des Volksbuchs benutzt.

lungen, welche die Boccaccio-Petrarca'sche Griseldis erfahren hat, und zwar zuerst zu denen in epischer Form.

Hier ist zunächst Petrarca's und Boccaccio's jüngerer Zeitgenosse Geoffrey Chaucer zu nennen, der in seinen „Canterbury Tales“ den Clerk die Geschichte der Grisildes (Grisilde, Grisild) erzählen läßt, und zwar nach Petrarca, dessen Bearbeitung beinahe Satz für Satz so getreu wiedergegeben ist, als dies bei Uebertragung eines Prosatextes in gereimte Strophen nur möglich ist. Mit Ausnahme der Stanzen V. 8430 fg., 8808 fg., 8871 fg., 8962 fg., 8976 fg., 8983 fg., welche dem englischen Dichter allein angehören, sind alle übrigen bald mehr, bald weniger freie Uebersetzung. Chaucer läßt in poetischer Einkleidung den Erzähler selbst auf Petrarca als seine Quelle hinweisen (V. 7902 fg. und 9023).

Von einem noch ungedruckten französischen „Roumant du Marquis de Saluce et de sa femme Griselidys“ — von 959 Versen — in einer Handschrift des 15. Jahrh. ist in G. de Bure's Catalogue des livres de la Bibliothèque de feu M. le Duc de la Vallière, I^ière partie, I, 378 der Anfang mitgetheilt, woraus hervorgeht, daß Petrarca zum Grunde liegt. Vergl. auch *G. Brunet*, La France littéraire au XVe siècle, Paris 1865, p. 162.

In Italien hat ein ungenannter Dichter des 15. Jahrh. die Novelle Boccaccio's in Ottaven wiedergegeben, bald zusammengezogen, bald erweitert, zuweilen mit Beibehaltung von Boccaccio's Worten [16]). Das Gedicht ist im 16., 17. und 18. Jahrh. öfters als Volksbuch gedruckt, s. *G. Passano*, I Novellieri italiani in verso, Bologna 1868, p. 96 sq., und neuerdings im Appendice all' Illustrazione istorica del Decameron del Boccaccio, scritta da D. M. Manni, Milano 1820, und darnach besonders unter dem Titel: „Il Marchese di Saluzzo e la Griselda, novella in ottave del secolo XV“, Bologna 1862 (Scelta di Curiosità letterarie inedite o rare del secolo XIII al XIX, dispensa XIX). Stanze 1—12 und 14—25 hatte Manni in seiner Istoria del Decamerone p. 621 sq. aus einer unvollständigen Handschrift mitgetheilt.

Ein niederländisches Gedicht „Van dem greven ende van Grisillen“, 436 Verse, in einer Handschrift aus dem Anfange des 16. Jahrh., führt Mone, Uebersicht der niederl. Volks-Literatur S. 138 an. Ein „Liedeken van Griseldis de verduldige vrouwe“, 69 achtzeilige Strophen, liegt mir in einem neuen Druck (Ypern, o. J.) vor, aber es kann aus dem 16. Jahrh. stammen. Vgl. Mone S. 230.

In England begegnen wir der Geschichte der Grissel in Balladenform im 16. Jahrh. Nach den Stationer's Registers weiß man, daß 1565 Owyn Rogers Erlaubniß erhielt „for pryntinge of a ballett intituled the sounge of pacyente Gressell unto hyr make“, und daß in demselben Jahre zwei Balladen „to the tune of pacyente Gressell“ eingetragen wurden (*Warton*, History of english Poetry, London 1781, III, 311 = London 1840, III, 258). Erhalten ist uns eine Ballade von der geduldigen Grissel, in „the tune of the Brides Good-morrow“, wahrscheinlich von Thomas Deloney (gest. 1600) verfaßt, neuerdings gedruckt in dem für die Percy Society veranstalteten Wiederabdruck von Deloney's Garland of Good-will, London 1851, p. 82 sq., in A Collection of 79 black-letter Ballads and Broad-sides, printed between 1559 and 1597, London 1867, p. 17 sq., und in Bishop Percy's Folio Manuscript, ed. by *J. W. Hales* and *Fr. J. Furnivall*, London 1868, III, 423 sq. — In Capitel mit Ueberschriften eingetheilt und mit zwei einleitenden Capiteln in Prosa und zwei Schlußcapiteln versehen erschien die Ballade um 1630 in London unter dem Titel: „The pleasant and sweet history of patient Grissell“, neu abgedruckt in der oben S. 416 erwähnten Publication der Percy Society: „The History of Patient Grisel“, p. 43 sq.

In Spanien begegnet uns die Geschichte der Griselda unter den sogenannten Vulgär-Romanzen in Duran's Romancero general, Madrid 1851, No. 1273. Petrarca's Erzählung ist augenscheinlich die Quelle der Romanze.

Charles Perrault's oft gedruckte Novelle in Versen: „La Marquise de Salusses, ou la Patience de Griselidis“ erschien zuerst 1691 sowol einzeln als im „Recueil de pièces d'éloquence et de poésie qui ont remporté les prix de l'Académie françoise“, Anné 1691, p. 145 sq. Perrault, der sowol den Decameron als die Griseldis der Bibliothèque bleue kannte (s. *Walckenaer*, Lettres sur les Contes de Fées attribués à Perrault, Paris 1826, p. 13), hat seinen Stoff sehr frei behandelt und sich wesentliche Aenderungen der Fabel erlaubt [17]).

16) Der Dichter sagt in der 5. Stanze nach einem mir vorliegenden Druck (La nouella di Gualtieri Marchese di Saluzzo & Griselda figliuola di Giannucchelo, o. O. u. J., 4.): avendo .. in el Bocchacio tal facetia lecto. In einem andern Druck (La nouella di Gualtieri Marchese di Saluzzo, il quale non uolendo pigliar moglie fu costretto da suoi baroni etc., o. O. u. J., 4.) heißt es: hauendo .. in el Boccaocio tal nouella letto; in Manni's Text: in un autore questa storia letto; in dem Text der Scelta di Curiosità: nel Supplemento tal istoria letto. Mit dem Supplemento kann nur Foresti's unten (Anm. 23) erwähntes Supplementum chronicorum gemeint sein, aber aus dem darin enthaltenen Auszuge aus Petrarca hat der Ottaven-Dichter eben nicht geschöpft, sondern aus Boccaccio.

17) „Griselidis ou La Marquise de Salusses. Par Mademoiselle A. de M.“, Paris 1724, ist weiter nichts als eine Prosaauflösung des Perrault'schen Gedichtes, mit starker Beibehaltung der Worte Perrault's. Was die Buchstaben A. de M. bedeuten, lehrt die Ueberschrift eines am Schluß des Büchleins befindlichen Rondeau von De Nantes: Sur la Griselidis de Mlle *Allemand de Montmartin*, und aus dem „Avertissement de libraire“ erfahren wir, daß das 14 bis 15 Jahre alte Fräulein in wenig Tagen in ihren Mußestunden das Werkchen verfaßt hat. Fräul. von M. nennt den Gemahl der Gr. „Eugène Amédée, un prince de l'auguste maison de Savoie“. — Aus Barbier's Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes, éd. 2, No. 7114, theile ich hier noch mit: Je ne sais quel faussaire a cru tromper le public en reproduisant l'ouvrage de Mlle de Montmartin sous ce titre: Griselidis, ou la Marquise de Saluces, traduit de l'italien de Fulvio Testi, en gaulois par Mlle Allemand de Montmartin, mis

Aus der deutschen Literatur habe ich zu nennen Ludwig Heinrich von Nicolay's Ballade „Griselde" in seinen „Vermischten Gedichten und prosaischen Schriften", Theil 8 (Balladen), Berlin und Stettin 1810, S. 30—55; Gustav Schwab's „Griseldis (Volkssage in zehn Romanzen)" in dem Taschenbuche „Urania" auf das Jahr 1830, S. 111—157 — nicht aufgenommen in Schwab's „Gedichte" — und W. v. Lüdemann's „Griselda" in der von F. W. Gubitz herausgegebenen Zeitschrift „Der Gesellschafter", 1845, Nr. 140—145. Nicolay hat Boccaccio's Novelle sehr frei behandelt und verändert, Schwab ist dem auf Pater Cochem's Griseldis beruhenden Volksbuche bis auf wenige Aenderungen treu geblieben, Lüdemann's Gedicht ist eine möglichst treue Uebersetzung des Boccaccio in deutsche vierfüßige reimlose Trochäen.

Endlich ist noch Island zu nennen. Daß auch hier die Geschichte der Griselde in gereimten Versen behandelt worden ist, ersehen wir aus Halfdan Einarsen's Sciagraphia historiæ literariæ Islandicæ p. 103 [18]), wo die „Saga af Grishilldi tholinmodu" aufgeführt ist, und zwar mit einem Sternchen versehen, dem Zeichen, daß sie auch in rimur (Reime) gebracht worden ist.

Wenden wir uns nun zu den dramatischen Bearbeitungen.

Bereits im J. 1395 wurde Petrarca's Griseldis dramatisirt, und zwar in Frankreich. Diese dramatische Bearbeitung ist in einer Pergamenthandschrift der National-Bibliothek [19]) und in einem Druck des 16. Jahrh. „*Le mystere de Griselidis* marquise de Saluses par personnaiges", Paris, J. Bonfons, o. J., 4. [20]) erhalten. An der Fabel, wie sie Petrarca erzählt, hat der unbekannte Verfasser des Mystère's nichts Wesentliches geändert. — Im 16. und 17. Jahrh. scheint die Griseldis in Frankreich nicht weiter dramatisirt worden zu sein. Aus dem 18. Jahrh. erwähnt Beauchamps Recherches sur les Théatres de France, Paris 1735, II, 508 eine fünfactige Komödie in Versen: „*Griselde*, ou la princesse de Saluces" (Dijon 1714) von Louise Geneviève Gillot, dame de Sainctonge, geb. 1650, gest. 1718. Derselbe nennt II, 541 unter ungedruckten Schauspielen und Opern: „La patience heroique et victorieuse de l'envie, en l'histoire mémorable de la marquise de Saluces, autrement Grislidis, petite tragédie, composée pour les petites pensionnaires de Sainte Marie, rue S. Jacques" — und III, 271 unter den Stücken des „Nouveau Théatre italien": „Griselde, Tragicomédie en 5 actes, traduite et imprimée chez Briasson".

In Deutschland ist Griseldis im 16. Jahrh. dreimal als Komödie behandelt worden. Erstlich von einem Ungenannten, wahrscheinlich einem protestantischen Geistlichen: „Grysel. Ain schöne Comedi, von der demütigkait vnd gehorsame der Weyber, gegen jren Ehmännern, zů nutz vnd dienst der Jugent gemacht vnd gstelt. Getruckt zů Augspurg durch Philipp Vlhart", o. J., 8., 32 Bl. [21]). Der Verfasser hat aus dem Steinhöwel'schen Volksbuche geschöpft und nichts an der Fabel geändert. — Sodann hat Hans Sachs (Gedichte, Buch 1, Theil 2) „Ein Comedi mit XIII Personen, Die gedultig vnd gehorsam Marggräfin Griselda, vnd hat V Actus", mit dem Schluß-Datum: „Anno Salutis 1546, Am 15. tag Aprilis". Im Epilog nennt Hans Sachs den Boccatius. — Die beiden genannten Komödien liegen folgender dritten zu Grunde: „Comœdia Von Graff Walther von Salutz vnd Grisolden. Gestellet durch M. Georgium *Mauricium* den Eltern. Von dem Autore mit Fleiß von newem durchsehen vnd männiglich zu gut in den Druck verfertiget", Leipzig, Abr. Lamberg, 1606. 8. G. Mauricius (1539—1610), der noch neun andere Komödien verfaßt hat (s. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon II, 596; VI, 381; Gödeke, Grundriß I, 324), hat aus beiden vorgenannten Komödien viele längere und kürzere Stellen — gar nicht oder wenig verändert — beibehalten, aber auch vieles Eigene hinzugethan, an der Fabel selbst jedoch nichts geändert. Wie Will II, 598 angibt, hat der jüngere G. Mauricius die Komödie seines Vaters ins Lateinische übersetzt, unter dem Titel: *Comœdia Grisoldis*, 1582 germanice scripta et Stiriæ in Austria acta per M. Ge. Mauricium patrem nunc vero in Academiæ Altorfianæ usum latine conversa per M. Ge. Mauricium filium. Altdorf. 1621. 8. — Aus dem 17. und 18. Jahrh. ist kein deutsches Griseldis-Drama bekannt. Die viel bewunderte und viel gescholtene „Griseldis" von Friedrich Halm (Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen) wurde zuerst zu Wien am 30. Dec. 1835 aufgeführt, erschien daselbst 1837 im

---

en anecdote par M. B*****, avec une note historique tirée de l'histoire des ducs de Savoie, de Fulvio Testi. Paris, Maradan 1789, in 18. — C'est sans doute le même M. B*****, ou plutôt le même faussaire, qui a publié le volume intitulé: Daphnis et Chloé, poëme en six chants, traduit de la langue celtique. Paris, Maradan 1789, in 18.

18) Von Bischof Plum in der Minerva, Januar 1789, ins Dänische übersetzt. Siehe Nyerup, Almindelig Morskabslæsning S. 143.

19) Die Handschrift, von der mir eine Abschrift vorliegt, beginnt: „Ci comence listoire de griseldis la marquise de saluce et de sa merueilleuse constance Et est appelle le miroir des dames mariees", und schließt: „Ci fine le liure de listoire de la marquise de saluce miz par personnages et rigme lan mil ccc iiij ^{xx} et quinze". Aus der Handschrift selbst sind bisher nur 44 Verse von Renouard in seiner Ausgabe von Legrand d'Aussy's Fabliaux, T. II., Choix et Extraits d'anciens Fabliaux, p. 17, abgedruckt; die 15 Verse in Parfaict's Histoire du Théatre françois, Amsterdam 1736, II, 265, scheinen nicht aus der Handschrift, sondern aus dem Druck genommen.

20) Der Druck, um 1550 erschienen, ist nur, so viel bekannt, in einem Exemplar, im Besitze der National-Bibliothek zu Paris, erhalten, wornach 1832 in Paris ein Wiederabdruck, in nur 42 Exemplaren, gemacht worden. Siehe Brunet III, 1969. Nach Mittheilung Dr. Friedrich Lippold's, der die Handschrift und den Druck verglichen hat, ist der Text der erstern mehrentheils der bessere.

21) Ein Exemplar, worauf Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung I, 320 hingewiesen, befindet sich in der Bibliothek zu Wolfenbüttel. — Nach Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte I, XLVIII hat Ph. Uhlhard von 1528 „bis lange noch nach 1530" gedruckt.

Druck, in 8. Aufl. 1869, und ist in viele Sprachen übersetzt worden. Bekanntlich hat Halm den Stoff sehr frei behandelt und verändert. — Endlich ist noch zu nennen „Markgraf Walther von Saluzzo", Tragicomödie in 5 Acten, in C. M. Winterling's Poetischen Werken, Bd. 1, Erlangen 1844, weiter nichts als eine Bearbeitung der weiter unten genannten Griselda des A. Zeno, was der Verfasser nicht hätte verschweigen dürfen, sondern auf dem Titel oder in einem Vorworte eingestehen müssen.

In den Niederlanden ließ Eligius Houckaert (Houcarius, Eucharius) zu Gent 1518 durch seine Schüler eine fünfactige lateinische „Griseldis" aufführen und 1519 zu Antwerpen drucken. S. Vander Meersch in der Einleitung zu der oben S. 416 angeführten Ausgabe der Historie van Griseldis S. 2 fg.

In England ist zunächst Ralph Radcliff zu nennen, der 1538 zu Hitchin in Herfordshire eine lateinische Schule eröffnete und zur Aufführung durch seine Schüler verschiedene nie gedruckte Komödien und Tragödien schrieb. Darunter nennt John Bale (Baleus), Scriptorum illustrium Majoris Brytanniae Catalogus, Basileae 1557 — 59, p. 700 (Centur. VIII, 98), eine comoedia *de patientia Grisilidis*, ohne zu sagen, ob sie und die andern Dramen, deren Titel alle in lateinischer Sprache gegeben sind, in lateinischer oder englischer Sprache verfaßt waren. Wood, Athenae Oxonienses, London 1691, I, 73, der die Titel von Radcliff's Schauspielen in englischer Sprache aufzählt und angibt, er habe seine Schüler lateinische und englische Komödien aufführen lassen, nennt unter den Komödien „Patient Greseld". — Im J. 1599 verfaßten die drei bekannten Dramatiker Thomas Dekker, Henry Chettle und William Haughton gemeinsam „The pleasant Comedie of *Patient Grisill*", welche 1603 zu London gedruckt wurde und 1841 von J. P. Collier für die Shakespeare Society neu herausgegeben worden ist. Den Dichtern scheint außer dem Petrarca im Original oder in Uebersetzung auch die oben erwähnte Ballade vorgelegen zu haben. Neben der Haupthandlung läuft eine contrastirende komische Nebenhandlung hin (Sir Owen ap Meredith, ein Ritter aus Wales, und seine böse Frau Gwenthyan)[22]. — Auch auf dem englischen Puppentheater ist die geduldige Grissel vorgeführt worden. Vergl. *Halliwell*, A Dictionnary of old english Plays, London 1860, p. 191 und *Warton*, History of english Poetry, London 1774, I, 417 = London 1840, II, 185.

Aus der spanischen Literatur ist eine Komödie Lope de Vega's zu nennen: „El exemplo de casadas y prueva de la paciencia", gedruckt im 5. Theile der großen 25bändigen Sammlung seiner Dramen (Flor de las Comedias de España, de diferentes Autores. Quinta Parte. Recopiladas por Francisco de Avila. Barcelona 1616). Lope de Vega hat die Namen geändert — Laurencia, Tochter des Landmanns Lauro, in den Bergen von Miraflor, heirathet Don Enrico von Moncada, Grafen von Ruysellon und Cerdaña —, übrigens aber ist er der Fabel in den Hauptzügen treu geblieben.

Aus der italienischen dramatischen Literatur werden in der „Drammaturgia di Lione Allacci, accresciuta e continuata fino all' anno MDCCLV", Venezia 1755, p. 427 sq. folgende hierher gehörige Dramen aufgezählt: Paolo *Mazzi*, *Griselda*, tragicommedia morale (in prosa), Bologna 1620; Ascanio *Massimo*, di Saluzzo, *Griselda*, tragicommedia pastrocomica tricumena, recitata l'anno 1630, in Bologna, Finale 1680; Carlo Maria *Maggi*, La *Griselda* di Saluzzo, und Apostolo *Zeno*, La *Griselda*. Ich kenne nur die beiden letzten. Maggi's Tragödie steht in den „Lettere, Rime varie di C. M. Maggi raccolte da L. A. Muratori", Tom. III. Milano 1700. Zeno's mehrfach in Musik gesetztes Melodrama erschien zuerst in Venedig 1701 (Poesie drammatiche di A. Zeno. Venezia 1744. Tom. *III.*). Beide Dichter haben ihren Stoff sehr frei behandelt. Zeno's Melodrama hat 1735 Goldoni in seiner Komödie „*La Griselda*" in fünffüßige Jamben umgearbeitet, wobei er sich nur wenig Veränderungen erlaubt hat, vielmehr dem Original beinahe Scene für Scene gefolgt ist und ganze Verse und Verstheile — gar nicht oder wenig verändert — daraus beibehalten hat. Vergl. auch *Goldoni*, Mémoires, Paris 1787, I, 287 u. 294. — Der Text der von F. Paer componirten Oper „Griselda" (1796) ist mir nicht bekannt. — Ein fünfactiges Drama in Versen „Griselda" von D'Agnillo d'Agnone ist 1869 zu Florenz aufgeführt worden.

Nachdem wir hiermit die zahlreiche Nachkommenschaft der Novelle Boccaccio's aufgezählt, fragen wir zum Schluß noch nach ihrer Herkunft. Leider aber haben wir bis jetzt noch keine Antwort auf diese Frage. Weder eine geschichtliche Grundlage — die Geschichte der Markgrafen von Saluzzo weiß nichts von Gualtieri und Griselda[23]) — noch eine ältere Dichtung, die man als

22) Diese Komödie scheint zu dem Repertoir der englischen Komödianten in Deutschland gehört zu haben. Nach einem erhaltenen handschriftlichen Verzeichniß der von den Engländern 1626 am dresdener Hofe gespielten Stücke ist „am 9. Junius eine Comödia von der Crysella gespielt worden" (*A. Cohn*, Shakespeare in Germany in the XVI. and XVII. centuries, London 1865, p. CXV; M. Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden, Dresden 1861, I, 97), und im Mai 1671 ist am kurfürstlichen Hofe zu Torgau ebenfalls von englischen Komödianten „die geduldige Chrysilla" aufgeführt worden (Fürstenau I, 281).

23) Ganz mit Unrecht hat man öfters die Geschichtschreiber Jacopo Filippo Foresti, bekannter als Jacobus Philippus Bergomensis (geb. 1434, gest. 1520), Jean Bouchet (geb. 1476, gest. 1550) und Anton Rognier als Zeugen für die Geschichtlichkeit der Griseldis angeführt. Foresti erzählt die Geschichte der Griseldis in seinem „Supplementum chronicorum orbis ab initio mundi" (p. 175 der mir vorliegenden venediger Ausgabe von 1492, während in der mir ebenfalls vorliegenden venediger Ausgabe von 1513 die Griseldis betreffende Stelle fehlt) und fast durchweg gleichlautend in seinem Werke: „De plurimis claris selectisque mulieribus", Cap. 145 (abgedruckt bei *Manni*, Istoria del Decamerone S. 608 fg.), aber seine Erzählung ist, wie schon Ginguené His-

Quelle Boccaccio's ansehen könnte [24]), ist bisher nachgewiesen. Vielleicht hat Boccaccio aus einer ungeschriebenen Volksüberlieferung geschöpft. Auf mündliche Ueberlieferung könnten auch folgende Worte Petrarca's in seinem Briefe an Boccaccio, der seine Griseldis-Bearbeitung begleitet, bezogen werden, wenn er von der Geschichte der Griseldis schreibt: cogitatio supervenit, fieri posse, ut nostri etiam sermonis ignaros tam dulcis historia delectaret, cum et mihi semper ante multos annos audita placuisset, et tibi usque adeo placuisse perpenderem, ut vulgari eam stilo tuo censueris non indignam et fine operis, ubi rhetorum disciplina validiora quælibet collocari jubet [25]).

(*Reinhold Köhler.*)

GRISELINIA oder GRIESELINIA. Mit diesem Namen werden in der systematischen Botanik zwei ganz verschiedene Gattungen bezeichnet; die erstere, von Necker aufgestellt, ist mit der Papilionaceengattung Moutouchia *Aublet* identisch, die zweite, von Forster gegründet, gehört zu den Gattungen, deren Stellung im natürlichen Systeme auch jetzt noch unbekannt ist. Sie hat vielehig-zweihäusige Blüthen. An den zweigeschlechtigen Blüthen ist der Kelch oberständig, fünfzähnig, die Blumenkrone fünfblätterig. An Staubgefäßen sind fünf vorhanden. Der Fruchtknoten scheint dreifächerig zu sein, die Fächer sind einelig, die drei Griffel sind cylinderisch, sehr kurz, die Narben einfach. Die männlichen Blüthen haben einen fünfzähnigen Kelch, eine fünfblätterige Blumenkrone, fünf Staubgefäße und abgerundete, vierfächerige Staubbeutel.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, ein in Neu-Seeland einheimischer kleiner Baum mit ziemlich aufrechten Aesten, abstehenden, gefurchten, braungrünen Aestchen, wechselständigen, gestielten, länglichen, lederartigen, am Grunde ungleichen, bisweilen verschmälerten, bisweilen abgerundeten, ganzrandigen, stumpfen, beiderseits kahlen, oberseits glänzenden, unterseits glanzlosen, aderigen Blättern, abstehenden, von einem Deckblatte gestützten Aesten der endständigen Rispe und mit fast dreispaltigen Blüthenstielen.

(*Garcke.*)

GRISELUM, ein Ort in der alten Gallia Norbonensis zwischen dem rechten und linken Arme des Flusses Druentia, erwähnt bei den Scriptores medii aevi. Vergl. Sickler Th. I. S. 82.

(*Krause.*)

GRISETTE (die). Diese sociale Figur, deren Name seinen wol nur zufälligen Ursprung in dem Worte gris, grise, grau (wahrscheinlich von der grauen Farbe der Kleidung), hat, ist vorzugsweise eine Erscheinung in den großen Städten von Frankreich, namentlich in Paris, wo diese weiblichen Personen am zahlreichsten auftreten. Die Grisette, Anfangs eine von armen Aeltern stammende Arbeiterin, welche, in der Regel von ihrer Familie abgelöst oder ohne eine solche, weil ein uneheliches oder ein Findelkind, oder frühzeitig von der Gemeinschaft des älterlichen Hauswesens emancipirt, selbstständig ihren Lebensunterhalt zu erwerben sucht, sei es in einem gemietheten Privatlogis, sei es in dem Laden eines Arbeitgebers resp. einer Arbeitgeberin, als Putzmacherin, Nätherin, Wäscherin u. s. w., macht meist sehr bald die Erfahrung, daß ihr in der That kärglicher Verdienst nicht hinreicht zu ihren Bedürfnissen, namentlich zu dem Aufwande für ein hübsches Kleid oder einen schönen Hut, womit am Sonntage zu promeniren ihr höchstes Vergnügen ist. Sie macht gleichzeitig die Bekanntschaft eines jungen, meist unverheiratheten Mannes, schließt sich ihm an und führt ihm sein Hauswesen, wobei beide factisch als Frau und Mann zusammen leben, Kinder zeugen, deren weibliche Repräsentanten meist wieder der Prostitution verfallen u. s. f. Namentlich sind es die meist in dem pariser Quartier latin wohnenden Studenten, welche dergleichen Verbindungen mit solchen Personen eingehen, woraus zum Theil der Name der femmes entretenues entstanden ist, während anderntheils zu diesen auch diejenigen Dirnen oder verheiratheten Frauen gehören, welche von reichen Jünglingen oder von verheiratheten Männern als ihre Zuhälterinnen engagirt sind. Die Grisette hat ihre Wohnung in der Regel bei den Studenten und speist mit diesen in einem der zahlreichen Restaurants jenes pariser Stadttheiles. Man rühmt nicht blos ihren munteren, graziösen, schalkhaften, geistvollen Sinn, ihre Arbeitsamkeit und Sauberkeit, wo-

---

toire littéraire d'Italie III, 112 bemerkt hat, weiter nichts als ein Auszug aus Petrarca, auf den er sich im Supplementum ausdrücklich beruft: Griseldis autem femina nullius nobilitatis genere insignita, sed obedientiæ et fidei splendore decorata, in hac Alaramanni Marchionis (Montiferrati) primi familia cuidam Valtero Salutiarum marchioni conjugata fuit, cujus historiam patientiæ plenam ad multorum instructionem hic, ut ex Francisco Petrarcha accepi, conscribere statui. Am Schluß der Erzählung sagt er: Quo autem tempore hæc gesta facta fuerunt, habere non merui [sic!]. Im Eingange der Erzählung an dem andern Orte sagt Foresti von Griseldis: quo tempore claruerit non satis constat. Bouchet, Annales d'Aquitaine (augmentées etc. par *A. Mounin*, Poictiers 1644, p. 120) gedenkt der Griselde mit folgenden Worten: Environ ce temps (1025) fut Griselidis, femme de Gautier, Marquis de Saluces, de l'humilité et patience de la quelle a esté fait un livre. Noguier, Histoire Tolosaine, Tolose 1556, p. 167, endlich schreibt: On lit qu'environ ces années (d. h. zur Zeit Raimunds I., der 1003 Graf von Toulouse wurde) étoit Grisolidis, femme de Gautier, Marquis de Saluce, le miroër de patience et d'humilité, laquelle valut tant envers les hommes que plusieurs écrits se sont enflés de telle gloire et recueil de sagesse.

24) Eine gewisse Aehnlichkeit hat „le Lai del Fresne“ der Marie de France, nämlich die, daß gleichwie Griselde, die verstoßene Gemahlin, der angeblichen Braut ihres ehemaligen Gemahls bei der angeblichen Hochzeitsfeier freundlich begegnet, so auch Fresne, die aufgegebene Geliebte, der wirklichen Braut ihres Geliebten. Aber diese Uebereinstimmung hat sich aus ganz verschiedenen frühern Vorgängen entwickelt und erscheint mir daher als ein zufälliges Zusammentreffen und nicht als eine Uebereinstimmung, welche uns zwingt, die Geschichte der Griselda aus dem Lai del Fresne herzuleiten, wie dies Roquefort in seiner Ausgabe der Poésies de Marie de France, Paris 1820, I, 167, und nach ihm z. B. A. Duval in der Histoire littéraire de la France, T. XIX, Paris 1838, p. 798, und A. Prior, Ancient Danish Ballads, London 1860, II, 7 (vergl. auch III, 481) gethan haben. 25) Auch Ginguené III, 118 schließt aus diesen Worten, „que Boccace n'avait pris que dans des traditions orales le sujet de Grisélidis, et que c'était en Italie une histoire en quelque sorte populaire.“

mit sie dem jungen Manne die Wirthschaft führt, sondern auch die Ehrlichkeit, Treue, Opferwilligkeit und Hingebung, womit sie ihm zur Seite steht. Indessen dieser ist in seinen Gefühlen oft wechselvoll oder verläßt den Ort, und die Grisette steht nun ebenfalls wieder verlassen da. Ist sie noch jung und schön, noch nicht zu tief gesunken, so findet sie bald wieder ein ähnliches Verhältniß, in welchem sie von Neuem den Kreislauf ihrer Geschäfte oder „Pflichten" beginnt, bis sie, alt, krank, von der Stütze der ausschließlichen Liebe zu Einem verlassen, wie dies in den meisten Fällen geschieht, sich jedem Liebhaber hingibt, um zuletzt in physischem und moralischem Elende unterzugehen. Indessen wird sie auch nicht selten die legitime Gattin ihres Zuhälters und soll sich dann meist ebenfalls als eine treue, tüchtige Hausfrau erweisen. Das leichtsinnige moralische Bewußtsein der Pariser hält dergleichen Verbindungen zwischen einer „Freundin" und einem „Freunde" für erlaubt, ja für natürlich oder gar nothwendig, während diese tiefe Unsittlichkeit in der That eine der stärksten Ursachen vieler Uebel der großstädtischen Gesellschaft ist, obgleich diese bei aller moralischen Verderbtheit meist einen sehr honetten äußeren Anstrich zu behaupten weiß, wie sich der Verfasser dieser Zeilen bei seinem wiederholten Aufenthalte in Paris selbst überzeugt hat, ohne jedoch verschweigen zu wollen, daß ihn das Treiben der Grisetten (und der Loretten, wie überhaupt der Demi-Monde mit Einschluß der Bordell-„Damen" und der femmes entretenues) und ihrer „Freunde", namentlich bei den abendlichen und nächtlichen Bällen, wo es, besonders im **Quartier latin** zu Paris, toll hergeht, im höchsten Grade angewidert hat, trotzdem daß zwischen dem hierbei sich manifestirenden pariser Geiste und der faden Langweiligkeit der correspondirenden Erscheinungen in London ein gewaltiger Unterschied obwaltet. — Man muß die Urtheile derer, welche das Grisettenwesen, das Verhältniß der „freien Liebe" für Deutschland zu empfehlen dreist genug sind, mit Entrüstung zurückweisen, und das um so mehr, als das deutsche Mädchen aus niederem Stande viel weniger als das französische durch jenen eigenthümlichen Esprit getragen wird, welcher den moralischen Schmuz wenigstens äußerlich verdeckt, und daher viel leichter und schlimmer in die tiefste Verworfenheit hinabsinkt. — Von den Grisetten sind im Wesentlichen die Loretten nicht verschieden, nur daß man unter diesen vorzugsweise die von reichen Junggesellen oder Ehemännern „unterhaltenen Frauen" versteht, welche in demselben Grade mehr Aufwand machen und daher ihren „Freunden" neben dem moralischen auch den finanziellen Ruin bringen*). — In der Sprache der Theaterterminologie bezeichnet die Grisette das Fach der Soubrette, in sofern diese mit dem Charakter anmuthiger und neckisch-witziger Koketterie auch den der Selbst- und Intriguensucht verbindet. *(J. Hasemann.)*

*) Ein mit dem pariser Leben vertrauter Originalfranzose aus dem Officierstande sagte zu dem Verfasser: „Une grisette peut devenir une honnête femme ou une lorette, mais celle-ci finit toujours par l'abjection et la misère."

GRISI, der Name zweier Schwestern, welche zu den namhaftesten Sängerinnen der neueren Zeit gehören.

1) Giuditta Grisi, die ältere Schwester, war 1805 zu Mailand geboren. Sie ist die Tochter von Gaetano Grisi, der als Topograph im Dienste des damaligen Königreichs Italien stand. Ihre Mutter war eine Schwester der berühmten Sängerin Giuseppina Grassini. Sie kam sehr jung in das Conservatorium ihrer Vaterstadt und erhielt erst von Minoja und dann von Banderali ihren Unterricht im Gesang. Sie hatte bei der Ausbildung ihrer Mezzo-Sopranstimme viel mit Härte und Ungleichheit zu kämpfen, was sich auch in späteren Jahren nicht ganz verbergen ließ. Oeffentlich trat sie zuerst in den Concerten des Conservatoriums auf. Im J. 1823 sang sie mit großem Erfolg in Wien. Nach Italien zurückgekehrt, trat sie auf den Theatern zu Mailand, Parma, Florenz, Genua und Venedig auf. In letzterer Stadt schrieb Bellini für sie den Romeo in seinen „Capuleti", mit welcher Rolle sie ihren eigentlichen Ruf als Opernsängerin begründete. Im Herbst 1832 wandte sie sich nach Paris, wo sie auf der italienischen Oper gastirte. Mit ihrem Auftreten in der „Straniera" hatte sie hier weniger Glück, desto größern Beifall erntete sie jedoch in den „Capuleti" und in der Rolle der Malcolm zu Rossini's „Donna del Lago". Doch schon 1833 kehrte sie wieder nach Italien zurück, verheirathete sich hier mit einem Grafen Barni und entsagte seitdem ganz der Bühne. Sie starb am 1. Mai 1840 auf ihrer Villa bei Robecco.

2) Giulia Grisi, die jüngere und berühmtere der beiden Schwestern, war zu Mailand den 28. Juli 1811 geboren und erhielt ihre erste musikalische Ausbildung ebenfalls auf dem Conservatorium daselbst. Bereits als Mädchen von zwölf Jahren machte sie sich durch ihr Talent zum Gesang und den Schmelz ihrer Stimme bemerkbar. Sie vollendete ihre Ausbildung im Kloster Mantelleto zu Florenz. Mit 14 Jahren kam sie zu ihrem Onkel nach Bologna und nahm bei Giacomo Guglielmi, dem Sohne des bekannten Componisten, Gesangsunterricht. Nachdem derselbe drei Jahre gewährt, debutirte sie 1829 zu Bologna in der kleinen Partie der Emma in Rossini's „Zelmire". Der Erfolg war so glänzend, daß sie sogleich als Prima donna für den nächsten Carneval engagirt wurde. Sie sang nun in den Opern „Il Barbiere di Seviglia", „Lo sposo di Provincia", „Thorwaldo e Dorlisea" u. s. w. Der Unternehmer des Theaters la Pergola in Florenz wußte die Sängerin für sein Institut zu gewinnen, und Giulia erntete nun zu Florenz in den genannten Opern wie auch in Beccai's „Giulietta e Romeo" und Celli's „Ezia" neue Triumphe. Nachdem sie sich einige Zeit zu Bologna im Hause ihres Oheims erholt, sang sie schon 1830 wieder während des Carnevals im Theater Pergola zu Florenz im „Tancred", der „Vestalin" von Paccini und im „Ricardo e Zoraide" zugleich mit dem berühmten Tenoristen David. Als im nämlichen Jahre zu Pisa das berühmte Volksfest Laminara gefeiert ward, an welchem des Tages zweimal Theater ist, wurde

auch Giulia zur Verherrlichung der Feste eingeladen. Damals sang sie an einem Tage Vormittags die Desdemona, Abends die Semiramis. Ihr künstlerischer Ruf war jetzt vollkommen befestigt und die Scala in Mailand öffnete ihr die Pforten. Paccini schrieb hier für sie den „Corsaro". An der Scala machte Giulia die Bekanntschaft der berühmten Pasta, welche, eingedenk der Wohlthaten, welche sie von der Grassini erfahren, sich liebevoll deren Nichte näherte und ihr für ihre ferneren Erfolge mit Rath und That an die Hand ging. Im J. 1832 wandte sie sich endlich nach Brifale, wo gleich ihr erstes Auftreten in Rossini's „Semiramide" von beispiellosem Erfolge begleitet war. Die ihr dargebrachten Huldigungen galten nicht nur der Vorzüglichkeit ihrer Stimme und Gesangsweise, sondern gleichzeitig auch der Schönheit und Anmuth ihrer Persönlichkeit. Sie ließ sich durch die überreichen Beifallsspenden durchaus nicht verblenden; sie studirte in ihrer Kunst mit Eifer und Aufmerksamkeit weiter, um das, was ihr zur Vollkommenheit etwa noch fehlte, nachzuholen. Mit ihren Fortschritten wuchs auch die Zuneigung des Publicums in Paris wie in London. Sie verlebte nämlich seit 1832 abwechselnd sechs Monate in der französischen und in der englischen Hauptstadt und erzielte mit ihrer herrlichen Stimme ungewöhnliche Einnahmen. Dabei entwickelte sie eine Kraft und Thätigkeit, wie wol selten eine andere Sängerin vor und nach ihr. So sang sie in London an einem Tage in mehreren Concerten und bei dem großen Musikfeste zu York trug sie 14 Piecen vor, darunter vier in lateinischer und vier in englischer Sprache. Mit der Malibran, die sie 1833 kennen gelernt, trat sie auf der Bühne nie auf, wol aber bisweilen in Privatconcerten, wie bei der Herzogin von Kent im Duett aus der „Semiramis". Im J. 1847 sang sie mit der Alboni zusammen und überließ bei dieser Gelegenheit ihrer Nebenbuhlerin die Kränze, die ihr zugeworfen wurden. Seit der Februarrevolution von 1848 trat sie in Paris nicht weiter auf. Sie sang in London, wo sie die italienische Oper aufrecht erhielt, sowie in Petersburg. Zu Paris schrieb Bellini für sie die „Puritaner". Ihre glänzendsten Rollen waren Otello, Anna Bolena, im „Barbier von Sevilla", im „Don Juan"; am höchsten entfaltete sich jedoch ihre Kunst in der „Norma". Im J. 1854 unternahm sie zugleich mit Mario eine Kunstreise nach den Vereinigten Staaten. Nach ihrer Rückkehr aus der Neuen Welt trat sie wiederum 1856 und 1857 im Théâtre italien auf, vermochte jedoch nicht mehr so zu zünden wie in früheren Jahren. Nach einem Ausfluge nach Madrid kehrte sie 1860 nach London zurück, wo sie unter Anderem 1864 auf dem Conventgarden-Theater auftrat. Sie starb an einem Halsübel zu Berlin den 28. Nov. 1869, als sie eben auf der Durchreise nach Petersburg begriffen war. Ihre irdischen Reste wurden nach Paris gebracht und auf dem Kirchhofe Père La Chaise beigesetzt. Zur Zeit ihrer höchsten Blüthe schrieb ein französischer Kritiker [1]): „Die Grisi mit ihrem majestätischen und stolzen Haupt, mit ihrer königlichen Stirn, mit ihrer wunderbaren Büste, geschnitten aus dem schönsten Marmor von Paros, hat in den großen Rollen der lyrischen Tragödie Niemand zu fürchten. Nach den Schilderungen von Zeitgenossen war sie ihrer äußern Erscheinung nach ein herrliches, einfaches, italienisch-kräftiges, naturvolles und reines Wesen. Ihre Haltung war wunderbar natürlich, das schöne schwarze Haar schmiegte sich einfach und glatt an den charaktervollen Kopf. Sie trug gewöhnlich ein schwarzes Kleid, das knapp an die Schultern anschloß und den prächtigen Wuchs völlig hervortreten ließ. Kein Schmuck irgend einer Art umgab Hals und Büste. Fern von aller Koketterie, sprach etwas Ernstes, zur Schwermuth Geneigtes aus ihrem Wesen. Niemals mit dem Publicum durch Mienenspiel verkehrend, verlor sie sich, während sie sang, so sehr in den Ausdruck des Gegenstandes, daß sie auch im Concertgesange die höchste dramatische Wirkung hervorbrachte" [2]).

Giulia Grisi war in ihrem Leben zweimal vermählt. Ihr erster Gatte, mit dem sie sich 1836 verband, war Gerard de Melcy, der zwei Jahre darauf mit Lord Castlereagh in ein Duell gerieth, in welchem er seinen Gegner verwundete. Diese Ehe war nicht glücklich und wurde 1847 wieder aufgelöst. Die Klausel im Scheidungsvertrage, wornach sich die Künstlerin verpflichtete, ihrem geschiedenen Gatten jährlich, so lange sie bei der Bühne blieb, 10,000 Francs auszuzahlen, führte zu einem Proceß, welchen jedoch die Sängerin verlor. Im J. 1856 vermählte sie sich zum zweiten Mal mit dem berühmten Tenoristen Mario. Sie hinterließ bei ihrem Tode zwei Töchter und einen Sohn, der als Officier in der britischen Armee in Ostindien diente. *(O. P.)*

GRISLEA, eine von Löffling aufgestellte Pflanzengattung der Lythrarieen mit folgenden Merkmalen: Der stehenbleibende Kelch ist gefärbt, röhrig, acht- bis zehnzähnig, die Zähne wechseln ab, die äußeren sind viel kleiner, die innern aufrecht, die Kelchröhre ist undeutlich-gestreift. Die 4—6 Kronblätter sind der Spitze der Kelchröhre eingefügt und stehen den äußeren Kelchzähnen gegenüber, sie sind länglich, benagelt, gleichlang. Die Staubgefäße sind in doppelter Anzahl als die Kronblätter vorhanden, dem Kelchgrunde eingefügt, einreihig und ragen weit hervor, die Träger sind fadenförmig, die Staubbeutel einwärts gekehrt, zweifächerig, länglich, auf dem Rücken eingefügt und springen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist frei, stiellos, zweifächerig. Die gegenläufigen Eichen stehen zu mehreren an den halbkreisrunden, dem Grunde der Scheidewand zu beiden Seiten angewachsenen Placenten. Der fadenförmige Griffel ragt hervor, die Narbe ist ungetheilt, fast keulenförmig. Die Kapsel ist fast kugelig, vom Kelche eingeschlossen, in Folge der verschwindenden Scheidewand einfächerig, zweiklappig. Die Samen sind zahlreich, keilförmig, ihre Schalen lederartig, kleingrubig. Der Samenkeim ist eiweißlos, rechtläufig.

1) Bei Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. Wien 1859. S. 359.

2) Siehe Wurzbach a. a. O. S. 360.

Dornenlose, im tropischen Asien, Afrika und Amerika einheimische Sträucher oder Bäume mit gegenüberstehenden, ganzrandigen, unterseits blassen, kahlen oder graufilzigen, von schwarzen Drüsen punktirten Blättern, achselständigen, vielblüthigen Stielen und rothen Blüthen machen die Arten dieser Gattung aus.

1) G. secunda *Löffling*. Die Aestchen sind kahl, die Blätter kurzgestielt, auf beiden Flächen weichhaarig, unterseits blasser, die Blüthen oft vierblätterig, achtmännig.

In Neu-Granada.

2) G. tomentosa *Roxburgh*. Die Aestchen sind weichhaarig, die Blätter ungestielt, unterseits graufilzig, oberseits ziemlich kahl, die Blüthen meist sechsblätterig und zwölfmännig. Hierher gehören Lythrum fruticosum *Linné* und Woodfordia floribunda *Salisbury*.

In Ostindien, China und auf den Inseln Timor und Java.

3) G. punctata *Hamilton*. Die Blätter sind gestielt, lanzettlich, glatt, die Aeste und Blüthen aufrecht, die Kelche viermal länger als breit, mit sechs Kronblättern und zwölf Staubgefäßen versehen; die Blüthenknospen kreiselförmig.

In Ostindien.

4) G. uniflora *A. Richard*. Der Stengel ist stielrund; die Aestchen sind ruthenförmig, kahl, die Blätter lanzettlich, spitz, am Grunde sehr kurz gestielt, ganzrandig, lederartig, unterseits blasser, weichhaarig und mit schwarzen Punkten bestreut, die Blüthenstiele achselständig, einzeln, einblüthig und mit 2—3 Paaren kleiner, gegenüberstehenden Blättchen besetzt.

In Abyssinien.

5) G. multiflora *A. Richard*. Der Stengel ist stielrund; die Aestchen sind ruthenförmig, weichhaarig, schwach-zusammengedrückt, die Blätter eiförmig-länglich, beinahe lanzettlich, spitz, am Grunde stumpf, kurz gestielt, unterseits, namentlich auf den Nerven, weichhaarig und mit schwarzen Punkten bestreut; die achselständigen Blüthenstiele tragen 4—8 kurz gestielte, gegenüberstehende Blüthen.

In Abyssinien. (*Garcke.*)

GRISONI, GRISON, GRISSON (Joseph), nach Zani von niederländischer Abkunft, Maler der florentiner Schule, geboren 1692 in Florenz. Seinen ersten Kunstunterricht erhielt er von Tommaso Redi, den er bald übertraf. Während Nordländer Italien aufsuchen, um sich in der Kunst zu vervollkommnen, machte Grisoni, nachdem er verschiedene italienische Schulen studirt hatte, eine Kunstreise nach Norden, besuchte Deutschland, Flandern und Frankreich und kam 1715 mit dem Kupferstecher Talman auch nach England und hielt sich hier, meist in London, längere Zeit auf, da er viel Bestellung fand. Als er 1728 in sein Vaterland zurückkehrte, malte er in Concurrenz mit Meucci in Florenz in einer Kapelle der Nunziata ein Altarbild, sein Hauptwerk, das Martyrium der heil. Barbara, welches ihm vollkommenen Sieg über seinen Nebenbuhler verschaffte, der, wie die Sage geht, aus Verdruß über seine Niederlage starb. Grisoni malte Historien, Bildnisse und Landschaften gleich gut, und zu seinen Eigenthümlichkeiten gehört es, daß er gern historische Stoffe, wie oben erwähntes Altarbild, in einer freundlichen Landschaft darstellte, was er auch, nicht ohne Zufriedenheit der Besteller, bei Bildnissen anwandte. So ist auch sein eigenes, in der florentiner Galerie befindliches Bildniß mit landschaftlichem Grunde behandelt. Wenn Grisoni auch nicht von einem gewissen Manierismus freizusprechen ist, so ist dieser zumeist aus der Kunstrichtung der Zeit und dem Geschmacke seiner Zeitgenossen zu erklären; eine gewisse Feinheit der Zeichnung und der Farbe ist ihm nicht abzusprechen. Noch ist in Florenz, in der Kirche des heil. Franz von Sales, ein Altarbild, die Heimsuchung Mariä, hervorzuheben. Grisoni soll in Rom 1769 gestorben sein*). (*Wessely.*)

GRISOT (Jean Urbain), französischer (katholischer) Theolog, geboren um 1710 zu Chancey in der Franche-Comté, gestorben zu Besançon den 13. April 1772. Er zeichnete sich schon frühzeitig durch große Liebe zu den Wissenschaften und mildes Wesen aus. Nach Vollendung seiner theologischen Studien erhielt er die Weihen und wurde Dorfpfarrer. Der Erzbischof von Besançon, Antoine Pierre de Grammont, lernte ihn bei einer Revision kennen, ahnte seinen Werth und zog ihn aus der Dunkelheit des Landlebens hervor, indem er ihn zu einem der Leiter seines Seminars ernannte. Grisot wurde bald die Seele desselben, indem er den jungen Theologen überall rathend und belehrend zur Seite stand und sich des Unterrichts voll Eifer annahm. Voll Bescheidenheit schlug er jede höhere Stelle, die man ihm anbot, aus. Auch bei der Veröffentlichung seiner Werke war er zu bescheiden, um seinen Namen zu nennen. Er schrieb: Lettre à un ministre protestant, au sujet d'une abjuration. Besançon (1765) in 12.; Lettre à un protestant sur la cène du Seigneur ou la divine eucharistie. Ebenda 1767 in 12.; Lettre à une dame sur le culte que les catholiques rendent à Jésus-Christ dans l'eucharistie. Ebenda (1770) in 12., eine seiner geschätztesten Arbeiten. Ferner: Histoire de la sainte jeunesse de Jésus-Christ, tirée de l'Evangile, avec des maximes chrétiennes et une règle de vie pour les jeunes gens. Ebenda (1769) 2 Bde. in 12. — Histoire de la vie publique de Jésus-Christ, avec des réflexions et une règle de vie pour se sanctifier dans le clergé. Ebenda (1765) 2 Bde. in 12. — Histoire de la vie souffrante et glorieuse de Jésus-Christ, dès la dernière pâque jusqu'à son ascension, avec des réflexions et une règle de vie pour se sanctifier dans le monde. Ebenda (1770) 2 Bde. in 12. Diese drei Werke sind wiederholt gedruckt worden. — Endlich veröffentlichte er: Cantiques spirituels in 12., die ebenfalls öfter gedruckt sind. Außerdem hat er Mehreres handschriftlich hinterlassen

*) Literatur: *Lanzi*, Storia della Pittura. *Fiorillo*. *Fantozzi*, Guida di Firenze. *Zani*. *Ticozzi*.

(z. B. 4 Bde. Predigten). Vergl. *Michaud*, Biogr. universelle XVII. p. 571. (*R. Pallmann.*)

GRISSIA, ein Nebenfluß der Tysia (Theis) im alten Dacien, welcher von Jornandes (Reg. Goth. p. 102) erwähnt und gegenwärtig Körös genannt wird. (*Krause.*)

GRISWOLD (Rufus Wilmot), ein geachteter amerikanischer Schriftsteller, war am 15. Febr. 1815 zu Benson in der Grafschaft Rutland des nordamerikanischen Staates Vermont geboren. Er erlernte die Buchdruckerkunst, doch bald verließ er diese Laufbahn, widmete sich theologischen Studien und ward Geistlicher der Baptisten. Um dieselbe Zeit betheiligte er sich an der Herausgabe mehrerer literarischer Blätter zu Boston, New-York und Philadelphia, wie des „New Yorker", des „Brother Jonathan" und der „New World". Im J. 1841 gab er Gedichte und Predigten, die erstern anonym, heraus. In den Jahren 1841 und 1842 redigirte er zu Philadelphia das „Graham's Magazine", für welches er einige der bedeutendsten Schriftsteller der Union zu gewinnen wußte. Im J. 1850 begann er zu New-York das „International Magazine", das er bis zum April 1852 erscheinen ließ. Griswold's literarischer Ruf gründet sich jedoch vorzugsweise auf eine Reihe von Chrestomathien aus amerikanischen Schriftstellern, die mit literarischen Einleitungen und kritischen Bemerkungen begleitet sind und in ihrer Gesammtheit eine Art von Geschichte der amerikanischen Literatur repräsentiren. Das erste derselben war „Poets and poetry of America" (Philad. 1842. 16. ed. revised throughout, rearranged and greatly enlarged, ib. 1856. 622 S. 8.). Demselben folgten „The Prose writers of America, with a survey of the intellectual history, condition and prospects of the country" (Philad. 1846. 4. ed. ebend. 1856. 8.) und „The female poets of America" (Philad. 1849. 5. ed. 1859. 8.). Als Seitenstücke zu diesen sehr geschickt gearbeiteten und auch äußerlich gut ausgestatteten Werken erschienen „The sacred poets of England and America, from the earliest to the present time" (New-York 1849. 240 S. 8.); „The Poets and Poetry of England in the nineteenth century" (4. Aufl. New-York 1854) und „The sacred poets of England and America, for three centuries" (New-York 1857. 552 S. 8.). Von Griswold's zahlreichen andern Schriften sind zunächst noch zu nennen: „Readings in American poetry, for the use of schools" (New-York 1843. 264 S. 12.); „An illustrated book of Christian Ballads and other poems" (Philad. 1844. 8.); Scenes in the life of the Saviour, by the Poets and Painters" (Philad. 1849. 240 S. 8.) und „Curiosities of American Literature", eine Art Anhang zu d'Israeli's „Curiosities of English Literature". Mit Simms und Ingraham veröffentlichte er „Washington and the Generals of the American Revolution" (2 Bde. Philad. 1847.) und mit Wallace „Napoleon and the Marshals of the Empire" (2 Bde. Philad. 1847); ferner „The Republican Court or American society in the Days of Washington" (New-York 1854), ein mit Illustrationen reichlich ausgestattetes Werk. Auch besorgte er die „American edition" von Milton's prosaischen Werken (1845) und mit mehreren andern Schriftstellern die Herausgabe der Werke des Edgar A. Poe. Griswold starb den 27. Aug. 1857 zu New-York, im Alter von 42 Jahren. Gegen Ende seines Lebens beschäftigten ihn besonders die Vorbereitungen zu einem illustrirten Werke über das Leben Washington's. Er hinterließ eine reiche Sammlung von Büchern über Geschichte und Literatur Amerika's, die im Mai 1859 zu New-York öffentlich versteigert wurde. Einen Theil erwarb die new-yorker historische Gesellschaft. (*O. P.*)

GRITTI in Griechenland. Berühmtes venetianisches Adelsgeschlecht, aus dem die Brüder Alessandro Agostino (gest. kinderlos), Francesco Agostino (gest. kinderlos) und Fabio Giuseppe (gest. 1835) [1] am 13. Nov. 1819 in den österreichischen Grafenstand erhoben sind. Eine der Baronien auf Korfu führte nach ihr lange den Namen Gritta, obgleich dieselbe wenig über ein Jahrhundert im Besitze der Familie gewesen ist [2]). Giambattista Gritti erwarb dieselbe durch Heirath mit Girolama Petrattino, des Ritters und Richters Andrea (1514, Statthalter von Parga 1518) einziger Tochter, und vererbte sie auf seinen Sohn Vincenzo (1574—1616) und seinen Enkel Francesco. Da letzterer am 2. Juni 1635 kinderlos starb, folgte ihm seine mit Lorenzo Contarini vermählte Schwester Cecilia und dieser am 18. Jan. 1658 ihre einzige, schon 1660 unvermählt gestorbene Tochter Cornelia. Nun fiel die Baronie heim an den nächsten Verwandten Efro Calotheto, dessen Mutter Francesca eine Bruderstochter des Barons Andrea Petrattin war; er starb am 9. Juni 1671, beerbt von seiner Schwester Cornelia (gest. 29. Aug. 1672), Gattin des Stamo Lepegnoti, und obgleich jetzt verschiedene Prätendenten sich meldeten, erhielt doch Ursenio Calichiopulo, Sohn einer andern Schwester Sophiano, den Vorzug; er ward 1675 und 1676 mit der Baronie Gritta belehnt und starb, 61 Jahre alt, 1690. Sein und der Paolo Chipriani Sohn Stelio (geb. 13. Juni 1650, belehnt 22. März 1690) heirathete die Soneralda Petrattin und hinterließ bei seinem 1731 erfolgten Tode außer andern Kindern den Andrea (geb. 19. Jan. 1684, belehnt 18. Aug. 1731, gest. 1768) und die Maria Calichiopulo (belehnt 5. Sept. 1763, gest. 1781). Sie heirathete den Marchetto Petrattin und hinterließ den Spiridione (geb. 24. Jan. 1738, belehnt 24. Dec. 1781, gest. um 1803). Da derselbe kinderlos war, succedirte ein Brudersohn Marchetto's, der am 16. Dec. 1744 geborene Dr. Girolamo; er empfing das Lehen am 23.

1) Sein Sohn Giovanni (geb. 18. Mai 1816) heirathete am 10. Sept. 1840 die Anna, Tochter des russischen Generalconsuls und wirklichen Staatsraths Wilhelm von Freygang, und starb am 22. Febr. 1868, mit Hinterlassung von sieben Kindern, von denen der älteste Sohn Enrico (geb. 13. Oct. 1846) in den Familiengütern zu Venedig und Treviso succedirt hat. 2) Urkunden der Familie Prosalendi (darunter auch Stammbaum der Petrattini) auf Korfu.

Juli 1804 und starb 1823 mit Hinterlassung von zwei Töchtern, Giustina und Caterina. Erstere, die Erbin der Baronie Gritta, heirathete den 1791 geborenen Dr. Pietro Doria Prosalendi, der 1826 belehnt ward und bei seinem Ableben drei Kinder hinterließ: Dr. Andrea, geb. im März 1812, jetzigen Herrn der Baronie Gritta, Dr. Steliano, geb. im November 1814, Archivar von Korfù, einen ebenso kenntnißreichen, wie zuvorkommenden Herrn, und Elena, geb. im März 1818. *(C. Hopf.)*

GRITTI (Andrea), einer der bedeutenderen Dogen von Venedig, geboren aus edler venetianischer Familie auf einem Dorfe bei Verona im April 1455, gestorben zu Venedig den 28. Dec. 1538 [1]). Sein Vater starb frühzeitig, und der Großvater Trajadano Gritti, ein im Dienste der Republik Venedig ergrauter Staatsmann, übernahm nun die Erziehung des Knaben. Nachdem Andrea seine wissenschaftliche Ausbildung in Padua (wo er sich durch schnelle Fortschritte vor seinen Altersgenossen hervorthat, wie Morelli bei Barbadigo p. 2 angibt) erhalten hatte, begleitete er seinen Großvater auf dessen Gesandtschaftsreisen nach England, Frankreich und Spanien und schloß sich eng an ihn an, sodaß er für die diplomatische Laufbahn eine gute Vorschule hatte; der Greis soll sogar schon den guten Rath des Jünglings zuweilen benutzt haben. Nach der Rückkehr aus den fremden Ländern widmete er sich dem Seewesen und begab sich dann nach Constantinopel, um hier scheinbar Handel zu treiben, im Grunde aber, um als Kundschafter Venedigs thätig zu sein. Es glückte ihm sehr. Hier, wo eigentlich der Brennpunkt der damaligen Politik Venedigs lag, hatte er die beste Gelegenheit, seine Erfahrung zu bereichern und indirect dem Vaterlande gute Dienste zu leisten. Er gewann bald das Vertrauen der osmanischen Staatsmänner und selbst Bajazed's; seine angenehme äußere Erscheinung und die Gewandtheit seiner Rede unterstützten ihn dabei nicht wenig. Besonders mit Achmed [2]), dem Schwiegersohne des Sultans, kam er in nähere Beziehungen. Mit Geld war er auf dem gefährlichen Boden Stambuls natürlich nicht sparsam. Einst schenkte er dem Achmed 5000 Goldstücke, erhielt aber dafür als Aequivalent Hafenabgaben und andere türkische Zölle in Pacht, die ihm weit mehr abwarfen. Naiv ist die Art und Weise, wie sein Biograph Barbadigo diese Bestechung darzustellen versteht; es scheint fast, als ob das classische Latein ganz dazu geschaffen sei, derartige Dinge nicht beim rechten Namen zu nennen. Allerdings ist dabei zu bemerken, daß Gritti manchem Venetianer, der in Constantinopel in Verlegenheit gerieth, mit seinem Vermögen und mit Rath beistand. Auch ein Liebesabenteuer von ihm wird aus dieser Zeit berichtet; ich erwähne es deshalb, weil es seinen ehrenhaften Charakter documentirt. Er hatte sich in die schöne Frau eines genuesischen Kaufmanns verliebt. Der letztere gerieth durch irgend eine Unvorsichtigkeit den türkischen Behörden gegenüber in Gefahr und wurde eingekerkert; nur der Uebertritt zum Islam schien ihn vom Tode retten zu können. Der Genueser äußerte den Verdacht, daß er durch Gritti, der seine Frau zu besitzen wünsche, in diese Lage gekommen sei. Als Gritti davon hörte, wandte er seinen ganzen Einfluß und besonders Geld an, um den Bedrängten zu befreien, gestand dem Befreiten darauf seine Liebe zu der Frau, versprach aber, in dieser Beziehung alle verbotenen Gedanken aufzugeben, und lebte seitdem in treuer Freundschaft mit ihm. Bald darauf nach Venedig zurückgekehrt, verheirathete sich Gritti, verlor aber seine Frau bald durch den Tod im ersten Kindbett. Er kehrte nun nach Constantinopel zurück und setzte seine frühere Thätigkeit als Kaufmann und zugleich venetianischer Agent mit Glück fort. Diesmal gerieth er aber in große Gefahr. Bajazed hatte im Stillen den Krieg mit Venedig beschlossen. Die Venetianer hätten das schon im J. 1497 merken können, wo sie mitten im Frieden mit einer kleinen türkischen Kriegsflotte, welche die Flagge nicht aufziehen wollte, eine kleine Schlacht zu bestehen hatten, vergl. Doglioni p. 489. Im Jahre 1498 kam es aus gleicher Ursache zum Kampfe mit einem türkischen Kriegsschiffe, welches genommen wurde, vergl. Doglioni p. 489. Man schickte, wie Barbadigo p. V angibt, auf den Rath Gritti's, gegen den man sich türkischerseits wegen einiger Feindseligkeiten noch eben entschuldigt hatte, mit dem man aber wol nur scheinbar unterhandelte (vergl. v. Hammer III. S. 315) und welcher wohl einsah, daß es bei der Stimmung des Sultans zum Kriege führen würde, Andrea Zanchani als Gesandten mit Entschuldigungen zu Bajazed. Bajazed war scheinbar zufrieden gestellt und gab darüber in lateinischer Sprache eine schriftliche Zusicherung. Es war vergeblich, daß Gritti, welcher mit den Gebräuchen der Türken in diesen Angelegenheiten wohlbekannt war, den Gesandten darauf aufmerksam machte, daß die Türken sich nur durch türkisch geschriebene Schriftstücke für verpflichtet hielten, vergl. Barbadigo p. V, Bembo I. p. 189 und Doglioni p. 496. Der Gesandte kehrte ganz ruhig nach Venedig zurück und verschwieg die Bedenken Gritti's. So kam es denn für die Republik ziemlich unerwartet zum Kriege, der, wie in dem Artikel Antonio Grimani gezeigt ist, im J. 1499 unglücklich genug für Venedig ausfiel. Gritti selbst war in Constantinopel geblieben. Als beim Ausbruch des Krieges 1499 alle Venetianer in der türkischen Hauptstadt gefangen gesetzt wurden, entging Gritti, wie Barbadigo p. V fg. erzählt, zunächst diesem Schicksale. Da er aber voll Vaterlandsliebe trotz der ihm durch Achmed und andere türkische Große zugegangenen Warnung Nachrichten über die türkischen Rüstungen brieflich an die Venetianer [3]) gelangen lassen wollte, so gerieth er schließ-

1) Nach Daru IV. p. 112 starb Gritti kurz vor dem Mai des Jahres 1540; auch nach p. 108 müßte Gritti noch im J. 1539 gelebt haben. Ich folge Barbadigo; auch Leo V. S. 474 und andere Historiker haben das Jahr 1538 als Todesjahr.

2) Der vollständige Name lautet Hersek Achmedpascha. Derselbe war von Geburt ein venetianischer Nobile und stieg im J. 1497 zur höchsten Würde des Großwesirs empor, vergl. v. Hammer, Gesch. der Osmanen I. S. 310 und Leo V. S. 161.

3) Nach Barbadigo p. VI fg. und Doglioni p. 505

lich auch in Anklage. Bajazed wollte ihn auf die Angabe eines dem Achmed feindlichen Beamten hin sogar pfählen lassen, so erzürnt war er; der Verwendung Achmed's aber gelang es, daß Gritti noch nicht mit dem Tode bestraft wurde, sondern nur in das Gefängniß kam mit Verlust seines ganzen Vermögens. Nach der Angabe Barbadigo's p. IX erregte Gritti's Schicksal beim Volke große Theilnahme, an 20,000 Personen (ob Christen oder Türken, wird freilich nicht gesagt) begleiteten ihn, als man ihn in das Gefängniß abführte. Ganz abgesehen davon ist es ohne Frage, daß Gritti im Dienste seines Vaterlandes sich in große Gefahr gebracht hatte. Sein Schicksal erhielt übrigens nicht sogleich eine bessere Wendung. Gritti mußte 32 Monate im Gefängnisse schmachten. Die größte Gefahr beseitigte Achmed, indem er den Vermittler des Briefwechsels, den Gritti mit den Venetianern zu unterhalten versucht hatte, einen Griechen, als Hauptbelastungszeugen des Gefangenen heimlich bei Seite schaffen ließ. Gritti scheint viele zarte Verhältnisse gehabt zu haben oder muß bei den Frauen sehr beliebt gewesen sein, wenn Bardonico p. X erzählen kann: pleraeque mulieres pulcherrimae, quae hominis amore et desiderio flagrarent, ab ejus amplexu exclusae, lacrymantes pernoctabant ad ostium carceris. Wenn das auch etwas übertrieben ist, so mag etwas Wahres doch daran sein. Im J. 1501, also gleich nach seiner Freilassung, gebar ihm eine griechische Concubine den später berühmt gewordenen Ludwig (Aloisio). Bajazed schenkte übrigens dem Gefangenen noch vor der Beendigung des Krieges die Freiheit; durch wessen Einfluß, wird nicht angegeben. Wahrscheinlich hatten Achmed und seine übrigen Freunde am Hofe für ihn gewirkt, und es scheint fast, als ob Bajazed, des Krieges müde, durch die Freilassung des angesehenen Venetianers den Friedensabschluß schneller zu erreichen hoffte. Gritti reiste nämlich bald darauf (im März des J. 1502, vergl. Bembo I, 284) nach Venedig, um daselbst über die friedliche Stimmung des Sultans zu berichten und Briefe Achmed's, der zur Absendung eines Friedensunterhändlers nach Stambul aufforderte, zu überbringen. Gritti war es, durch dessen Vermittelung Venedig dazu bewogen wurde, die Insel Santa Maura dem Sultan, der anders auf keinen Frieden eingehen wollte, zurückzugeben, vergl. Doglioni p. 531, nach welchem der venetianische Gesandte übrigens schon vor Achmed's Schreiben in Stambul angekommen war. Der Friede[4]) wurde nun bald geschlossen. Gritti begleitete den türkischen Gesandten, welcher in Venedig den Eid des Senates als Zeuge anhören sollte, als officieller Gesandter der Republik nach Constantinopel. Darauf nach Venedig zurückgekehrt, wurde er Proveditore von Padua, wo ihm sein einziger Sohn (d. h. nicht der mit der griechischen Sklavin erzeugte) starb. Das Amt in Padua verwaltete er nicht lange; er schien in Venedig dem Staate nützlicher werden zu können und wurde unter die Sechsmänner, welche den Hauptbeirath des Dogen bildeten, aufgenommen. Als solcher war er Mitglied der Gesandtschaft, welche zur Beglückwünschung des neuen Papstes Julius II. im J. 1503 nach Rom geschickt wurde. Nach kurzer Friedenszeit traten nun gefährliche kriegerische Zeiten für die Republik ein, in denen Andrea Gritti sich als Staatsmann und Feldherr einen glänzenden Namen gemacht hat.

Nach dem Tode des Papstes Alexander VI. löste sich das Herzogthum Romagna seines Sohnes Cesare Borgia wie der Schnee vor der warmen Sonne auf. Venedig bemächtigte sich einzelner Städte der Romagna und reizte dadurch den neuen Papst Julius II., welcher die von den Venetianern in der Romagna, also dem Kirchenstaate, besetzten Ortschaften vergeblich zurückforderte. Als Venedig bald darauf einen Theil des besetzten Gebietes herausgab, war der Papst nur scheinbar versöhnt. Nun drohte eine andere Gefahr. Zu Blois schlossen am 22. Sept. 1504 der König Ludwig XII. von Frankreich und der Kaiser Maximilian ein Bündniß gegen Venedig, um die Besitzungen dieser Republik auf dem Festlande Italiens zu erobern und zu theilen. Das Bündniß kam nun freilich nicht zum Leben, auch ein anderer Plan vom J. 1506 nicht, der vom Papste ausging und ebenfalls die Zerstücklung des venetianischen Gebietes bezweckte. Zum Kriege kam es erst im J. 1507, als der Kaiser Maximilian seinen Römerzug unternahm und Venedig, aus Besorgniß vor dem Eingreifen des Kaisers in die italienischen Verhältnisse, mit Frankreich, welches dasselbe Interesse hatte, ein Bündniß schloß, welches darauf hinausging, Maximilian den Durchzug durch das venetianische Gebiet zu verweigern. Gritti wurde für den bevorstehenden Krieg zum Proveditore[5]) ernannt und benutzte im J. 1508, als es zum offenen Kampfe gekommen war, seine Stellung dazu, um selbst in die kriegerische Action einzugreifen. Der Kaiser hatte bei seinem Versuche in Italien einzudringen Unglück und schloß am 20. April 1508 mit Venedig einen Waffenstillstand, der wiederum Frankreich, dessen Wünsche man dabei nicht

---

waren die in Ziffern geschriebenen Mittheilungen über die türkischen Pläne an den Statthalter von Lepanto gerichtet.

4) Am 14. Dec. 1502. Leo, Geschichte von Italien. Bd. V. S. 166 ist ungenau und stellt Gritti zu sehr in den Vordergrund, wenn er sagt: „Hersek Ahmedpascha, der ehemalige Großvezier, schloß mit Andrea Gritti in Constantinopel den Frieden am 14. Dec. 1502." Daru, welcher III. p. 288 die Unterzeichnung des Friedens in das Jahr 1501 setzt, befindet sich offenbar im Irrthum.

5) Es ist interessant zu lesen, wie Barbadigo p. XIII die Stellung eines solchen Proveditore, den er legatus nennt, in seinem classischen Latein charakterisirt: Sunt autem Legati apud Venetos e patricio ordine duo viri, Imperatori (damals war es wol der an Frankreich mit Hilfstruppen gesandte Jacopo de' Triulzi), qui de gente peregrina semper eligitur, ut eorum consilio quae ad bellum pertinent administret, socii attributi: duobus aliquando, si res postulat, tertius additur: iis invitis, aut inconsultis, Imperatori quicquam agere decernerere, quod alicujus momenti sit, non licet: praecipuum vero munus eorum est publicam pecuniam, quae exercitui in stipendium persolvenda est, tractare, rem frumentariam expedire, quaeque in bello gerantur cognoscere, et de iis Patres certiores facere: si quem habeant usum in re militari, rem ipsi plerumque suo ductu gerunt, absente praesertim Imperatore.

erfüllt hatte, gegen Venedig feindselig stimmte. Gritti und Contareni waren die Vertreter der Republik bei dem Abschlusse des verhängnißvollen Vertrages, dem bald darauf die Antwort gegeben wurde in der Liga von Cambray, in welcher sich Ludwig XII. und Maximilian am 10. Dec. 1508 zum Kriege gegen Venedig verbanden und jedem Feinde der Republik — und deren waren nicht wenige — den Anschluß offen hielten. Damit war fast ganz Europa, welches auf Venedigs Macht neidisch war, in die Waffen gerufen [6]). Die bedrängte Republik ernannte den Andrea Gritti mit Georg Cornaro zu Proveditoren der venetianischen Streitkräfte. Die Republik gerieth durch das siegreiche Vorgehen der deutschen und französischen Truppen bald an den Rand des Verderbens: bis Mitte des Jahres 1509 hatte sie fast alle ihre festländischen Besitzungen an die Feinde verloren [7]). Da war es Andrea Gritti, welcher, inzwischen zum Procurator von St. Marcus ernannt (vergl. Bembo II. p. 55), durch einen glücklichen Handstreich zuerst das Glück wieder an die Fahne des heil. Marcus fesselte. Er stand im Juli 1509 mit einem Theile der venetianischen Truppen zu Treviso und faßte den Plan, das von den Deutschen besetzte Padua zu überrumpeln. Ein paduaner Bürger, Saccardo Soncini, bot dazu die Hand. Als er am 17. Juli 1509 während der Heuernte mit mehreren beladenen Wagen zum Thore von Codalunga einfuhr, brach an einem Wagen, der gerade im Thore war, plötzlich und scheinbar zufällig ein Rad, und das Thor konnte nicht sogleich geschlossen werden. Truppen Gritti's, welche sich in der Nähe versteckt gehalten hatten, eilten herbei und bemächtigten sich des Thores, indem sie die Besatzung niederhieben, und, unterstützt durch nachrückende Verstärkungen, bald auch der ganzen Stadt. Schon am nächsten Tage mußten sich die Deutschen, welche sich auf die Citadelle zurückgezogen hatten, ergeben. Gritti hatte die Plünderung der Stadt verboten; nur die Juden und die erklärtesten Feinde der Republik gab er den Soldaten preis. Padua's Eroberung war eine wichtige That [8]), denn das Vertrauen zur Republik kehrte nun wieder zurück — erzählt doch Barbadigo p. XIX, daß 1000 Italiener vom Gardasee sich darauf freiwillig speciell unter Gritti stellten —, und Padua war ein strategisch wichtiger Platz. Gritti's Hauptsorge war es, die Stadt gut zu verproviantiren. Maximilian zog gleich darauf mit einem großen Heere und mit einer für die damalige Zeit ungeheuren Belagerungsartillerie vor die Stadt, mußte aber unverrichteter Sache bald wieder abziehen, obgleich er schon Bresche geschossen hatte. Gritti's unermüdliche Thätigkeit trug nicht wenig zu den Mißerfolgen der Deutschen bei. Nach der Befreiung von Padua wandte er sich gegen Vicenza. Die Bevölkerung der Stadt erhob sich für ihn, und die deutsche Besatzung zog gegen Zahlung eines Goldstückes für jeden Mann ohne Blutvergießen am 16. Nov. 1509 ab. Verona versuchte er jedoch vergeblich einzunehmen. Gritti's Ruf als Feldherr erscholl damals durch ganz Italien. Als der bisherige venetianische Oberbefehlshaber Nicolò degli Orsini, Graf von Pitigliano, im Februar 1510 gestorben war, dachte der Senat von Venedig sogar daran, Andrea Gritti den Oberbefehl zu übertragen, obgleich es gegen das Herkommen war, in die Hand eines eingeborenen Venetianers eine so große Macht, die leicht gegen die bestehenden Verhältnisse gebraucht werden konnte, zu legen. Nach Barbadigo p. XXVI rieth übrigens Gritti selbst davon ab [9]), und man gab nun die Absicht auf. Uebrigens war die größte Gefahr für die Republik inzwischen beseitigt; die Hauptthätigkeit der Franzosen richtete sich bald gegen den Papst und die Spanier in Mittelitalien. Erst im Februar 1512 führte Gritti wieder einen glücklichen Streich aus, indem er sich mit Hilfe des Edlen Luigi Avogaro der Stadt Brescia bemächtigte und die französische Besatzung in die Citadelle trieb. Doch war der Erfolg nur vorübergehend. Gaston von Foix eilte an der Spitze des französisch-deutschen Heeres aus Mittelitalien herbei und nahm die Stadt mit stürmender Hand trotz der hartnäckigsten Vertheidigung, welche die Bürger und die venetianischen Truppen, Gritti an der Spitze, leisteten [10]). Gritti selbst wurde gefangen genommen, ebenso Avogaro, den Gaston enthaupten ließ; die Stadt selbst wurde einer zweitägigen fürchterlichen Plünderung preisgegeben. Man brachte Gritti zunächst nach Mailand und von da in das Innere von Frankreich. Auch in der Gefangenschaft konnte der unruhige Mann die Hände nicht in den Schooß legen, sondern suchte mit der Gefahr des Lebens seinem Vaterlande nützlich zu werden. Ein in Frankreich lebender Venetianer, der aus seiner Vaterstadt verbannt war, vermittelte die Nachrichten, die Gritti ihm über die französischen Hilfsmittel u. s. w. zugehen ließ, an den Senat der Republik; er erhielt dafür nach dem Friedensschlusse die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath.

Die Gefangenschaft Gritti's wurde für die Politik der Republik Venedig von der entschiedensten Wirkung. Gritti hatte im Laufe des Krieges wohl eingesehen, daß

6) Barbadigo p. XIV darf ganz mit Recht sagen: Sequutum est foedus illud apud Cameracum Belgarum oppidum, quo totius propemodum Europae Reges atque Principes, Veneti imperii diuturnitatis et amplitudinis invidia, animumque in Italia propagandorum cupiditate, conspirarunt. 7) Bei den venetianischen Truppen, die überall zurückgeschlagen und durch die Kopflosigkeit der Führer noch mehr entmuthigt waren als durch die Niederlagen, begann damals eine Auflösung aller Bande der Disciplin sich zu zeigen, die sehr gefährlich war. Gritti gebührt das Verdienst, sie durch eine energische Ansprache wieder zur Pflicht zurückgeführt zu haben, vergl. Mocenigo, Ende des 1. Buches (vor der Eroberung von Pavia). 8) Der Valerius Maximus der Venetianer, J. B. Egnatius, in der Schrift: Viri doctissimi de exemplis illustrium virorum Venetae civitatis. Venetiis 1554 in 4. hebt S. 41 fg. die Eroberung von Padua auch hervor. Eine specielle Schilderung der Einnahme gibt Mocenigo, Bellum Cameracense am Schlusse des 1. Buches.

9) Aus Rücksicht auf den Neid der ausländischen Officiere. Nach Bembo II. p. 197 schützte Gritti seine unzureichende militärische Erfahrung vor. 10) Eine sehr ausführliche Schilderung der Einnahme findet man bei Mocenigo im 4. Buche und bei Barthold, George von Frundsberg. Hamburg 1833. S. 127 fg. Barbadigo p. XXX ist sehr kurz darüber.

Frankreich durch die Nähe des mailändischen Gebietes ein weit gefährlicherer Gegner für die Republik sei, als der deutsche Kaiser Max bei seinem schwankenden Charakter. Sein Aufenthalt in Frankreich selber mochte diese Einsicht verstärkt haben. Ihm schien es daher besser, daß Venedig die bisher eingehaltene nationale Politik des Papstes Julius aufgab und sich an das mächtige Frankreich anschloß. Gritti, welcher auf den französischen König einen höchst günstigen Eindruck machte, eröffnete daher nach und nach dem Könige selber seine Gedanken und fand günstigen Boden. Die Verhandlungen, welche Gritti eingeleitet, wurden dann von der Republik aufgenommen und am 13. März 1513 wurde zwischen Frankreich und der Republik ein Bündniß definitiv dahin abgeschlossen, daß den Venetianern ihr altes Gebiet von Frankreich garantirt und insgeheim Vergrößerung versprochen wurde, wofür Venedig den Franzosen ein Hilfsheer stellen sollte. Persönlich erwies sich der König dem bisherigen Gefangenen sehr geneigt, z. B. schickte er ihm prachtvoll gearbeitetes silbernes Geräth, von dem Gritti jedoch nur das kleinste Stück annahm, zum Geschenk, vergl. Barbadigo p. XXXIII. Nach Venedig zurückgekehrt, wurde Gritti wiederum zum Proveditore der Hilfstruppen, welche mit den Franzosen operiren sollten, erwählt. Das französische Heer wurde aber am 6. Juni 1513 bei Novara von den Schweizern so auf das Haupt geschlagen, daß es unaufhaltsam den Rückzug aus Italien antrat und Venedig dadurch in die größte Gefahr brachte, weil es nun den vereinten Angriffen der Spanier und Deutschen preisgegeben war. Gritti, welcher bei Novara ebenfalls mitgefochten hatte, wandte sich nach dem hartbedrängten venetianischen Gebiete, erntete aber auch hier keine Lorbeeren, zumal bei Vicenza, wo gegen seinen und des Alviano, Feldhauptmanns der Venetianer, Rath die bisher glückliche Verfolgung des abziehenden spanisch-deutschen Heeres zu hastig betrieben wurde und daher in eine Niederlage umschlug. Gritti, dessen Pferd stürzte, gerieth hier in große Gefahr, gefangen zu werden. Der Krieg wurde zunächst von beiden Seiten lässig betrieben. Erst als Franz I. den französischen Thron bestieg, kam wieder Leben in die Unternehmungen Frankreichs. Gritti begab sich im Auftrage des Senates in das Lager des Königs, nahm an der siegreichen Schlacht bei Marignano Theil, wo die venetianischen Truppen die Entscheidung brachten, den 13. Sept. 1515. Seine Hauptthätigkeit war darnach auf die Eroberung von Brescia und Verona gerichtet. Brescia fiel erst am 24. Mai 1516. Bei der Belagerung von Verona zeigte sich der französische Befehlshaber Lautrec sehr lau in der Unterstützung der Venetianer. Nach Barbadigo p. XXXVI war es Gritti, der ihn zu energischerer Thätigkeit bewog, sodaß die Stadt bald darauf fiel. Lautrec zog am 23. Jan. 1517 in Verona ein und übergab die Schlüssel der Stadt noch an demselben Tage an die Proveditoren Andrea Gritti und Giampaolo Gradenigo. Bald darauf und noch in demselben Jahre hörte der sogenannte „Cambrische" Krieg in Italien zunächst auf. Gritti wurde nach Venedig zurückberufen und hielt 1517 unter unermeßlichem Jubel des Volkes seinen Einzug in die Stadt [11]). Und mit Recht wurde er gefeiert, denn er hatte sich in dem achtjährigen Kriege als der thätigste, glücklichste und gewandteste aller venetianischen Nobili's erwiesen.

Schon einige Tage nach seiner Rückkehr schien ihn neue schwere Arbeit zu erwarten. Der Sultan Soliman bedrohte damals die venetianischen Inseln in den türkischen Meeren, und Gritti wurde mit dem ehrenvollen Oberbefehl über die gesammte Seemacht Venedigs betraut. Da Soliman seine Absicht aber nicht ausführte, so trat Gritti das ihm übertragene Amt nicht an. Er fand aber einige Jahre später, als der Krieg in Italien wieder ausbrach, neue Verwendung. Venedig stand wieder auf der Seite Frankreichs, und Gritti wurde zu Lautrec abgeschickt, um den Feldzugsplan zu berathen, 1521. Die Venetianer schickten den Franzosen zwar Hilfstruppen unter Teodoro Trivulzio und Gritti, betheiligten sich aber nicht sehr energisch am Kriege [12]). Gritti war es, welcher, als in demselben Jahre Mailand verloren ging, den Rest der venetianischen Truppen nach Como rettete. Ob Gritti auch in der Schlacht bei Bicocca (den 27. April 1522) mitgefochten hat, wo die venetianischen Truppen in unrühmlicher Haltung, aber freilich der vorgeschriebenen Politik gemäß, an der Schlacht selbst nicht theilnahmen, sondern nur den Rückzug der geschlagenen Franzosen deckten, kann ich nicht nachweisen. In Venedig hatte das Unglück der Franzosen im Felde entschieden Eindruck gemacht, und es bildete sich eine Partei für eine Allianz mit dem deutschen Kaiser Karl V., dessen Haltung gegen Venedig deshalb nicht drohender geworden war, weil er noch immer die Republik für sich zu gewinnen hoffte. Der Doge Antonio Grimano zog die Unterhandlungen mit Deutschland so sehr wie möglich in die Länge (vergl. den Artikel Grimani), um Zeit zu gewinnen, ehe er sich für Deutschland gegen Frankreich erklärte, und starb darüber hin. Gritti, der inzwischen nach Venedig zurückgekehrt zu sein scheint, vertheidigte die französische Allianz. Seine Argumente waren nach Daru IV. p. 13 folgender Art: Wenn Frankreich Mailand verloren habe, so sei die Ursache davon die, daß es seine Kräfte bisher nicht genügend entfaltet habe; aller Wahrscheinlichkeit nach würde Frankreich obsiegen, sobald es ernstlich darauf ausgehe, die vorherrschende Macht in Italien zu werden; die Schweizer würden schließlich immer auf Frankreichs Seite stehen, weil es nicht in ihrer Politik liege, zur Vergrößerung des Hauses Habsburg beizutragen. Den König von Frankreich untreu verlassen, heiße die Feindschaft eines furchtbaren Nachbars sich zuziehen; in dem Bündnisse mit Frankreich verbleiben, heiße einen mächtigen Beschützer sich erhalten. Wollte man dagegen dem Kaiser die Vertreibung der Franzosen erleichtern, so heiße das, ihm das Herzogthum Mailand geben, welches er doch wol nicht für einen

11) Merkwürdigerweise murrte das Volk sechs Jahre später, als er zum Dogen gewählt wurde, vergl. weiter unten. 12) Eintretender Geldmangel war die Hauptursache. Vergl. Leo V. S. 293 über den Verfall der venetianischen Finanzen. Barbadigo schweigt übrigens über diesen Feldzug ganz und gar.

Andern erobern wolle, und noch einen Fremden mehr nach Italien rufen, der ein gefährlicher Nachbar und ein wenig erkenntlicher Bundesgenosse werden dürfte. An der Spitze der Gegenpartei stand der Senator Cornaro, welcher die Gründe Gritti's bekämpfte und widerlegte. Während dieser Verhandlungen und trotz seiner franzosenfreundlichen Gesinnung wurde Gritti als Nachfolger des Antonio Grimani am 20. April 1523 zum Dogen erwählt. Selbst Gritti's Biograph Barbadigo, der Alles für seinen Helden im günstigsten Lichte darzustellen bemüht ist, gibt p. XXXIX an, daß das gemeine Volk darüber murrte. Diese Angabe ist interessant genug. Barbadigo motivirt die Unzufriedenheit des (übrigens völlig einflußlosen) Volkes damit, daß er sagt: Nimirum multitudo, quae semper in periculis benemerentes de se cives, quo tempore ipsorum utitur opera, omnibus honoribus afficit; eadem, *rebus constitutis*, metu deposito, accepta beneficia aut oblivione obruit, aut ingrato animo dissimulat; er vergißt dabei aber ganz, daß man im J. 1523 noch nicht von rebus constitutis etc. hinsichtlich Venedigs reden konnte, sondern daß in Betreff des deutschen Kaisers Gefahr drohte. Daru argumentirt nicht viel anders. Es ist aber unzweifelhaft, daß die Ursache des Misvergnügens in der Politik Gritti's lag, welcher trotz allen Misgeschickes der französischen Allianz treu bleiben wollte, daß das Volk des Krieges müde war und damals alle Ursache dazu hatte, das deutsche Bündniß zu wollen. Gritti ließ sich in seiner Politik, die, wenn er sie glücklich fortsetzte, Venedig zum offenbaren Verderben gereichen mußte, durch die Misstimmung der Menge und durch die Gegenpartei zunächst nicht irre machen. Er zog wie sein Vorgänger die Unterhandlungen hin, aber vergeblich. Die Gesandten des Kaisers erklärten schließlich, daß, wenn sie nicht in drei Tagen eine entscheidende Antwort erhielten, sie von Venedig abreisen würden. Eine Ausflucht war nun nicht mehr möglich. Der Senat entschied sich endlich am 28. Juni 1523 für den Kaiser und schloß einen Vertrag dahin ab, daß zwischen dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich und dem Herzoge Francesco Sforza von Mailand einerseits, der Republik aber andererseits steter Friede und freundliches Bündniß sein solle. Venedig sollte Mailand und Neapel, falls es angegriffen würde, vertheidigen helfen, nur nicht gegen die Türken, mit denen die Republik erst wenige Jahre vorher ihre Verträge erneuert hatte. Dagegen sollte der Kaiser ebenfalls gehalten sein, alle venetianischen Besitzungen in Italien zu vertheidigen; die Grenzstreitigkeiten mit Oesterreich wurden durch eine Geldabfindung erledigt. Wie die Zukunft es deutlich lehrte, war es ein glücklicher Augenblick, als Venedig von der französischen Allianz abging, und Gritti hat der Republik dadurch, daß er nachgab, viel Blut und Geld gespart. Seine Regierungszeit bietet wie die aller nachfolgenden Dogen Venedigs, die zu Mandataren des Senates herabgesunken waren und nach dem Gesetze nicht einmal den Bezirk von Venedig verlassen durften, wenig besonders Charakteristisches. Gritti mußte als Doge nun gegen Frankreich wenigstens scheinbar gestimmt sein; venetianische Truppen halfen auch im J. 1524 die Franzosen aus Italien vertreiben, zeichneten sich aber durch Lässigkeit, wol in Folge höheren Befehls, aus. Noch in demselben Jahre ließ Franz I. von Frankreich in Venedig geheime Unterhandlungen anknüpfen, in der Absicht, die Republik auf seine Seite zu ziehen. Man ging hier darauf ein, ließ die Kaiserlichen vergeblich um Zuzug venetianischer Truppen bitten und schloß wieder ein Bündniß mit Frankreich, aber vorerst nur im Geheimen. Paruta, der im 5. Buche die Verhandlungen über dasselbe ausführlich wiedergibt, bemerkt über den Antheil Gritti's gar nichts[13]), obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß gerade Gritti im Stillen für seine alte Sympathie gewirkt haben wird. Da wurde Franz im J. 1525 bei Pavia geschlagen und gefangen. Venedig gerieth in die größte Bestürzung. Zwar war ein officieller Bruch mit dem Kaiser noch nicht eingetreten, aber die Franzosen hatten doch schon von dem geheimen Bündniß mit Venedig gesprochen. Gritti kam in eine peinliche Lage. Der französische Gesandte verließ eines Tages, nachdem Gritti ihm in einer Audienz sein Bedauern über das Schicksal des Königs ausgesprochen hatte, das Audienzzimmer; da wurde der spanische Gesandte eingeführt und Gritti konnte ihn, um nicht ganz aufrichtig zu sein, nicht geschickter als mit den Worten des Apostels Paulus begrüßen: Wir sind betrübt mit denen, die weinen, und freuen uns mit denen, die sich freuen. Karl V. ließ sich so leicht nicht besänftigen. Da mußte eine Entscheidung in Venedig getroffen werden. Entweder konnte man sich demüthig dem Sieger unterwerfen oder mit den Waffen in der Hand eine imponirende Haltung annehmen. Die Republik erwählte das Letztere, und Gritti's muthiger Geist spricht unverkennbar aus diesem Beschlusse. Venedig bildete mit dem Papste eine Liga gegen den übermächtig werdenden Kaiser. Es würde zu weit führen, hier auf das Einzelne einzugehen. Unter wechselndem Glück blieb Venedig der Allianz mit den Franzosen treu, wurde aber auch schließlich von diesen verlassen, welche im J. 1529 zu Cambray einen Separatfrieden mit Karl V. schlossen; Venedig war darin nicht eingeschlossen, sondern ihm nur der Beitritt, und zwar unter wenig günstigen Bedingungen, gestattet. Andrea Gritti konnte bei der Nachricht davon ihm die witzige Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Stadt Cambray das Fegefeuer der Venetianer sei, wo der deutsche Kaiser und der französische König sie für Fehler büßen lasse, welche die Republik gemacht hatte, indem sie sich mit ihnen verband. Gritti verweigerte hartnäckig den Beitritt zu dem Frieden, und größere Gefahren schienen jetzt über Venedig zu schweben, als bei der ersten Liga von Cambray. Schon stand Karl V. mit zahlreichen Truppen in Italien, um Venedig zu demüthigen. Da schlug seine Politik plötzlich in Milde um: die deutschen und ungarisch-türkischen Verhältnisse zwangen ihn dazu. Er eröffnete zu Bologna

13) Er kennt auch den geheimen Vertrag nicht, von dem Daru berichtet.

Friedensverhandlungen mit Venedig, die in den ersten Tagen des Jahres 1530 ihren Abschluß erhielten. Venedig hatte es in demselben durchgesetzt, daß weder Karl V., noch Franz I. als Herzoge von Mailand, welches Franz Sforza behielt, gefährliche Nachbarn ihres Gebietes wurden; von seinen alten Besitzungen verlor es nichts.

Da starb Franz Sforza im J. 1535, und der zwischen Frankreich und Deutschland neu ausbrechende Streit um das Herzogthum Mailand trieb Venedig nach einigen Jahren des Friedens wieder in den Kampf. In Italien selbst beobachtete die Republik zwar eine zuwartende, mehr dem Kaiser günstige Haltung. Da setzte aber Franz I. alle Hebel in Bewegung, um den Sultan Soliman, den Feind Karl's V. noch von 1529 her, gegen die Venetianer, die sich bis dahin mit der Pforte zu vertragen gewußt hatten, zu einem drohenden Auftreten zu vermögen: so hoffte er Venedig vom Kaiser weg und auf seine Seite zu bringen. Es kam aber trotzdem noch nicht zum offenen Bruche zwischen Venedig und der Türkei, wenigstens vermied man es in Venedig auf alle Weise, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Gritti [14]) war die Seele der zuwartenden Politik, welche auf keine Weise mit dem Sultan brechen wollte und sich das ziemlich demüthigende Auftreten des Sultans gefallen ließ (man vergl. z. B. den von Daru IV. p. 70 erzählten Vorfall). Nach langen Verhandlungen und zum Theil schon wirklichen Kämpfen [15]) kam es erst im J. 1538 zum völligen Bruche. Gritti war nun, da seine Friedensliebe ein Ende hatte, energisch für den Krieg. Man hatte im Senate sogar die Absicht, ihm den Oberbefehl über die Flotte zu übertragen. Aber es erhoben sich wegen seines hohen Alters wol mit Recht Stimmen dagegen. Hatte doch Gritti schon vor dem Ausbruche des Krieges den Wunsch ausgesprochen, von der Würde als Doge befreit zu werden, um in das Privatleben zurücktreten zu können, vergl. Barbadigo p. XLIII. Er starb, ehe der Friede wiederhergestellt war (was erst im Mai 1540 geschah), und hinterließ den Nachruhm, daß er ein geschickter und muthiger, wenngleich nicht immer glücklicher Feldherr und Staatsmann war.

Ueber Gritti's Privatleben macht Barbadigo p. XLIV fg. eingehende und interessante Mittheilungen; darnach war Gritti, um nur eine hervorzuheben, ein strenger Katholik, besonders hinsichtlich der Fasten, dabei ein Freund des Scherzes und Lebensgenusses. Was seine Familienverhältnisse betrifft, so ist schon oben erwähnt worden, daß Gritti aus rechtmäßiger Ehe nur einen Sohn hatte. Derselbe, Franz mit Vornamen, starb frühzeitig mit Hinterlassung zweier Töchter, welche Andrea später glänzend verheirathete. Zu Byzanz in nicht legitimer Ehe hat Andrea Gritti mit einem griechischen Kebsweibe vier Söhne erzeugt, Peter, Ludwig (Aloisio), Lorenz und Gregor. Ueber den zweitältesten, Ludwig, vergl. den nächsten Artikel. — Vergl. über Andrea Gritti besonders: *Nicolaus Barbadicus*, Andreae Gritti, principis Venetiarum, vita, ab Alex. Arbritio, procuratoris divi Marci dignitatem incunte, primum edita Venetiis 1792 in 4. mit drei Porträts von Gritti nach Münzen. Der Verfasser Niccolo Barbadigo war von mütterlicher Seite mit Gritti verwandt und wurde noch zu Lebzeiten Gritti's im J. 1534 geboren. Er konnte demnach aus guten Quellen schöpfen, und ich bin ihm überall, wo nicht wichtige Bedenken vorhanden waren, gefolgt. Einzelne specielle Quellen, meist Reden, führt noch Morelli in der Vorrede zu der Schrift des Barbadigo an; Wachler, Gesch. der historischen Forschung und Kunst. Bd. I. S. 152 fg. schätzt den Barbadigo hoch. Es ist seltsam, daß Barbadigo nichts von schriftstellerischer Thätigkeit Gritti's berichtet, obgleich er erzählt, daß Gritti ein großer Freund wissenschaftlicher Studien gewesen sei und selbst im Feldlager die Lectüre nicht vernachlässigt habe. Und doch besitzen wir von Gritti schriftliche Aufzeichnungen; dem Barbadigo mögen sie als Zeichen schriftstellerischer Arbeit nicht bedeutend genug erschienen sein. Während Gritti sich halb als Kaufmann, halb als Kundschafter in Constantinopel aufhielt, schickte er nach damaliger Sitte an den Senat schriftlichen Bericht über den türkischen Hof u. s. w., sogenannte Relationen, die eine so werthvolle Quelle nicht der venetianischen Geschichte, sondern der Geschichte der Länder, wo venetianische Gesandte waren, bilden. Ich kann nicht ausfindig machen, ob Gritti's Relationen gedruckt sind, finde aber wenigstens eine vom J. 1503 erwähnt, die besonders dadurch interessant ist, daß sie in kurzen Strichen eine schlagende Charakteristik von Bajazed II. gibt; da sie zugleich als Probe von Gritti's Styl dienen kann, setze ich sie (nach v. Hammer II. S. 626 und 366) hierher: Ne la faccia carnosa e grassa, ne lo aspetto non dimostra esser (sc. Bajazed) crudo e terribile, ma molto melancolico, superstizioso e ostinato, non senza avarizia. Si dice delectarsi dell' arte mecaniche, come intagliare in carnioli e in argento lavorare e torno, dottissimo nell' Astrologia e Theologia studia continuamente e tira un arco che non si potria meglio; da molti anni a rimesso l'uso del vin e attende a viver con gran regolo non pero che possi astenere dell coito; nullum libidinis genus praetermittendo, et hinc est che la Signoria sua hora dimostra esser in bona conualischentia ed ora sia grandemente invechiata. — Außer Barbadigo vergl. man noch besonders: *Pietro Bembo*, Della istoria viniziana. 2 Bde. in Fol. Vinegia 1790. — *P. Paruta*, Historia Vinetiana. Ve-

14) Gritti stand auch persönlich mit dem Sultan in guten Beziehungen. Dazu trug unzweifelhaft die angesehene Stellung seines Sohnes Ludwig (vergl. den folgenden Artikel) viel bei. Im J. 1530 erhielt Gritti „als Freund und Nachbar" von Soliman eine Einladung, bei der Beschneidung seiner vier Söhne zugegen zu sein (vergl. v. Hammer IV. S. 96), der aber wegen seines hohen Alters nicht Folge leistete. — Erst im J. 1535 trat eine Wendung ein, als mit dem Großwesir Ibrahim, dem geborenen venetianischen Unterthan, dem persönlichen Freunde des im Jahre vorher in Siebenbürgen gemordeten Ludwig Gritti, dem großen Gönner der Republik, die festeste Stütze des nun schon im 35. Jahre mit Venedig dauernden Friedens gefallen war, vergl. v. Hammer IV. S. 180.

15) Deshalb läßt v. Hammer IV. S. 218 den Krieg schon mit der Belagerung Korfu's im J. 1536 beginnen.

nedig 1605 in 4. — *N. Doglione*, Historia Venetiana. Venedig 1598 in 4. — *Andr. Mocenigo*, Bellum Cameracense. Venetiis 1525 in 8., behandelt die Zeit von 1509—1517. — *Daru*, Histoire de la république de Venise. 2. Ausg. Bd. III und IV. Paris 1821. — Leo, Geschichte von Italien. Bd. V. Hamburg 1832. — J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. Bd. II. Pest 1828. (*R. Pallmann.*)

GRITTI (Ludwig, ital. Aloisio), italienischer Abenteurer und Statthalter von Ungarn, Sohn des Vorigen, geboren um das J. 1501 [1] zu Constantinopel, gestorben am 28. Sept. 1534. Ueber seine Jugend und seinen Aufenthalt in Italien ist wenig bekannt. Nach einer Angabe in der Nouv. Biogr. génér. ist er in Italien und zwar zu Padua erzogen worden, wahrscheinlich mit seinen übrigen Brüdern, die auch noch nach dem Tode ihres Vaters Verbindungen mit Venedig unterhielten [2]. Später [3] lebte er unter ähnlichen Verhältnissen wie ehemals sein Vater in Constantinopel, äußerlich als Juwelenhändler (wie z. B. Zermegh angibt), im Grunde aber als venetianischer Kundschafter, obgleich nicht als officieller Diplomat der Republik. Bald schloß er sich ganz an die türkische Politik an, ging in ihr geradezu auf. Vielleicht ist das der Grund der merkwürdigen Angabe des Barbadigo p. LV, daß sein Vater, der Doge, an ihn nur zwei Briefe gerichtet habe, seitdem er sich der türkischen Diplomatie zugewandt. In dem einen bittet er ihn und verlangt es, daß, als eine große Hungersnoth in Italien drohte, der Sultan die Getreideausfuhr aus dem türkischen Reiche nach Venedig gestatte. In dem andern Briefe warnt er ihn, sich zu tief in die türkische Politik einzulassen; er solle nur so weit es thun, als er seinem Vaterlande Venedig dadurch dienen könne. Ludwig Gritti folgte dem wohlgemeinten Rathe nicht, erfuhr aber die Wahrheit der Warnungen seines Vaters, als er zum Tode geführt wurde.

Ludwig Gritti, geistreich, schmeichelnd und verschlagen, geld- und ehrsüchtig, zu allem Schändlichen bereit und geschickt, ein kriechender Schmeichler, aber zur rechten Zeit auch freigebig, hatte Ibrahim's, des damaligen Großwesirs, und durch dessen den Sultan beherrschenden Einfluß auch die Gunst des letztern gewonnen, sodaß er, in der Verhandlung auswärtiger, besonders aber ungarischer Geschäfte als Mittelsmann betraut, die Leitung derselben an sich riß und von nun an nicht nur als venetianischer Kundschafter, sondern auch als ungarischer Geschäftsmann eine wichtige Rolle spielte: so schildert ihn Feßler VI. S. 413 (und nach ihm v. Hammer III. S. 73) beim Jahre 1527. Ibrahim's Einfluß war es hauptsächlich, wodurch Ludwig Gritti am türkischen Hofe zu hohem Ansehen kam. Der ungarische Palatin Laszky war am Ende des Jahres 1527 als Gesandter Zapolya's, des Woiwoden von Siebenbürgen, der die Krone Stephan's sich wünschte, nach Constantinopel gekommen, um mit Soliman ein Bündniß zu schließen und dessen Freundschaft zu gewinnen. Den damals allmächtigen Ibrahim gewann er durch Gritti, der, durch die Verheißung der Einkünfte des einträglichsten ungarischen Bisthums und unterdessen von einigen tausend Dukaten jährlich gewonnen, den anfänglich rauhen Empfang der Wesire in freundliche Behandlung umwandelte und es dahin bringen half, daß man von Seiten der Pforte geneigt wurde, statt jährlichen Tributes eine jährliche Gesandtschaft mit freiwilligen Geschenken von Zapolya anzunehmen. Als im September 1529 Ofen erobert war, wurde Gritti und ein General der Janitscharen damit beauftragt, den neuen König Zapolya zu installiren; seine höchsten Würdenträger dazu zu verwenden, war Soliman zu stolz. Gritti blieb mit 3000 Türken zur Besatzung von Ofen zurück. Als Soliman von dem verunglückten Zuge gegen Wien schon Ende October 1529 zurückkehrte, beglückwünschte ihn Zapolya und mit ihm Gritti in Ofen; Zapolya wurde reich beschenkt, auch Gritti erhielt ein Geschenk von 2000 Dukaten. Einige Tage darauf erhielt Gritti nebst einigen ungarischen Großen den Auftrag, Zapolya die bisher von Soliman zurückbehaltene ungarische Krone zu überreichen. Gritti blieb zunächst in Ofen bei Zapolya als Bevollmächtigter Soliman's. Dann kehrte er nach Constantinopel zurück, eilte im nächsten Jahre aber mit 3000 Mann rechtzeitig nach Ofen, als die Stadt bedroht war (vergl. Feßler VI. S. 445) und hatte rühmlichen Antheil an der tapferen Vertheidigung Ofens gegen das österreichische Heer. Gritti's Einfluß auf die ungarischen Angelegenheiten im türkischen Interesse war nun fest begründet. Zapolya erwies ihm gleich nach der Befreiung Ofens die höchsten Ehren. Der Palatin Bauffy war eben gestorben. Auf Anrathen seiner Günstlinge beschloß Zapolya, den Gritti in dessen Stelle und in noch höhere Würden einzusetzen. Als er seinen Magnaten im Staatsrathe die Sache vortrug, waren diese zum Theil zwar dagegen, einen Ausländer von nicht legitimer Herkunft über sich gesetzt zu sehen. Aber Zapolya führte seinen Plan doch aus und ernannte im J. 1531 Ludwig Gritti, seinen bisherigen Schatzmeister, den um das Schutzbündniß mit dem Sultan hochverdienten Mann, zum Erbgrafen von der Marmaros und zum Statthalter des ungarischen Reiches. Der Schritt des Königs war un-

1) Die gewöhnliche Angabe lautet: „im Jahre 1501"; das ist aber unmöglich, denn Gritti saß die Jahre 1499 und 1500 hindurch im Gefängniß, und er müßte den Sohn dann im Gefängnisse erzeugt haben, was mir nicht recht wahrscheinlich klingt. 2) Der dritte derselben, Lorenzo, der in Constantinopel bei den Ministern und auch beim Sultan in Ansehen stand, war als diplomatischer Agent im J. 1539 in dem Kriege zwischen der Pforte und der Republik thätig und vermittelte einen Waffenstillstand und dann eine Verlängerung desselben beim Sultan, worauf dann bald der Friede folgte, vergl. Daru IV. p. 108 und v. Hammer III. S. 218. 3) Man kann annehmen, daß sein Vater erst, nachdem er Doge geworden war, ihn nach Constantinopel geschickt hat, um in ihm als seinem Sohne, einen zuverlässigen Vertreter nicht nur der Republik, sondern auch seiner eigenen Interessen als Doge zu haben. Bis 1517 ist Ludwig Gritti bestimmt in Italien und an der Seite seines Vaters nachweisbar. Im Januar dieses Jahres bei der Uebergabe von Verona z. B. diente er als Geisel, von Seiten Venedigs gestellt, für Innehaltung des Vertrages der Uebergabe, vergl. *Mocenigo*, Bellum Cameracense. Venedig 1525 in 8. die viertletzte Seite (Buch VI).

klug; ein Theil seiner Anhänger wandte sich von ihm und zu seinem Gegner Ferdinand von Oesterreich. Als Gritti, der als Ehrenbotschafter Zapolya's nach Constantinopel zu Soliman reiste, gleich darauf den Magnaten Nadasdy zu seinem Stellvertreter in der Statthalterwürde ernennen wollte, schlug dieser stolz es ab, obgleich Gritti ihm im J. 1529 bei der Uebergabe von Ofen das Leben gerettet hatte, vergl. Mailáth IV. S. 28. Man ersieht daraus, auf wie hohlem Boden Gritti sich bewegte. Gritti war übrigens keineswegs ehrlich für Zapolya's wirkliche Interessen thätig, sondern suchte sich eine Partei unter den Magnaten zu schaffen, die ihm gewogen war: sein eigentliches Ziel war vielleicht der Thron von Ungarn selbst. In diesem zweideutigen Sinne wirkte er nach Feßler VI. S. 462 fg. [4]) beim Sultan gegen Zapolya. Auf seinen Rath unternahm Soliman im J. 1532 seinen fünften Zug gegen Ungarn und Oesterreich, der ebenso gegen Zapolya wie gegen Ferdinand gerichtet zu sein schien. Gritti erschien als Vorbote des Sultans mit türkischen Truppen in der Walachei, um hier das Volk unter die Fahne zu rufen. Seinen Feind Nadasdy suchte er vergeblich zu sich zu locken, um ihn zu verderben. Sein Geheimschreiber warnte den letzteren und verrieth die Pläne des listigen Venetianers, die darauf hinausgingen: Zapolya sollte eine große Reichsversammlung nach Ofen ausschreiben, was durch Gritti's Betreiben auch schon geschehen war. Während derselben wollte Gritti sich Siebenbürgens bemächtigen, Soliman aber über Ofen herfallen, um die versammelten Stände mit ihrem Könige gefangen zu nehmen. Ungarn sollte dann für eine Provinz des osmanischen Reiches erklärt und ihre Verwaltung unter der Statthalterschaft Ludwig Gritti's den Venetianern gegen jährlichen Zins überlassen werden. Man darf gegen die Echtheit des Projectes übrigens gerechten Zweifel hegen wegen des die Venetianer betreffenden Zusatzes. Thatsache ist es aber, daß Soliman sich in Marsch setzte, während Gritti Siebenbürgen eroberte, wo er einen der ungarischen Magnaten, die bei Ertheilung der Statthalterwürde gegen ihn gestimmt hatten, eigenmächtig erhängen ließ. Der Sultan war bald an der Donau; daß etwas gegen ihn im Werke war, wußte Zapolya, aber er suchte den Sultan und Gritti, der inzwischen herbeigeeilt war, durch erheuchelte Folgsamkeit zu täuschen. Der reiche Magnat Peter Perenyi machte sich damals Hoffnung auf die ungarische Krone und hatte schon vorher ungeheure Summen nach Stambul gesandt, um sich die Erhebung zum unabhängigen Fürsten unter des Sultans Schutz zu erkaufen. Er kam mit großem Gefolge dem Sultan nach Essek entgegen, aber Gritti (vergl. Feßler VI. S. 467 und v. Hammer III. S. 109) hatte Alles vorbereitet, den Nebenbuhler unschädlich zu machen. Auf sein Betreiben wurde ein Theil des Gefolges von den Janitscharen niedergehauen, Perenyi selbst aber gefangen genommen und nur gegen Uebergabe seines siebenjährigen Sohnes freigegeben, der beschnitten und nach Constantinopel geschickt wurde, um sein Vaterland nie wieder zu sehen. Gritti eilte nun nach Ofen, damit Zapolya die Reichsversammlung berufe. Dieser that es in der sicheren Voraussetzung, daß Niemand kommen werde, und ernannte, um Gritti alles Mistrauen zu nehmen, diesen zum obersten Feldhauptmann, verstärkte ihn auch mit den 3000 Türken, welche die Besatzung von Ofen bildeten. Während Zapolya sich nach Mohacs, wo der Sultan lagerte, aufmachte, schaltete Gritti wie ein König in Ofen und ließ hier zwei seiner Feinde unter der Beschuldigung des Hochverrathes enthaupten. Dann machte er sich an die Belagerung des festen Gran, während Soliman vor Güns (an der Grenze des Erzherzogthums) rückte, durch dessen heldenmüthige Vertheidigung der Ungar Jurissich sich damals hohen Ruhm erwarb. Wie Güns vom Sultan, so wurde auch Gran von Gritti vergeblich belagert, und der große Plan auf Ungarn und Wien war damit gescheitert. Zapolya, der Gritti in Ofen nicht mehr traute, zog sich auf die Wissegrader Burg zurück. Es wurde nun ein Waffenstillstand geschlossen; der Friede zwischen Soliman, Ferdinand und Zapolya sollte in Constantinopel verhandelt werden. Gritti spielte bei diesen Verhandlungen (im J. 1533) eine entscheidende Rolle, da er zugleich Zapolya's und Soliman's Bevollmächtigter war. Es scheint, daß er sich die Stimmung der Ungarn dadurch geneigt machen wollte, daß er, wie schon früher, so auch jetzt wenigstens durch Briefe das Gerücht aussprengte, daß er von Soliman beauftragt sei, an Ferdinand keinen Theil von Ungarn abzutreten. Zum wirklichen Frieden kam es aber nicht; obgleich eine Waffenruhe vereinbart oder doch angebahnt wurde unter folgenden Bedingungen: König Ferdinand behält in Ungarn, was er besitzt; könne er sich mit Zapolya vergleichen, so wolle Soliman den Vergleich bestätigen; Gritti wurde beauftragt, die Grenzen abzustecken. Im Uebrigen erhielt Gritti Alles schwankend, weil er nur so zum Ziele — und das war augenscheinlich nur die ungarische Krone — gelangen konnte. Die Verhandlungen zu Constantinopel zeigten ihn auf der Höhe seines Einflusses. Von den sieben officiellen Unterredungen, welche die deutschen Botschafter mit der Gegenpartei abhielten, fanden drei allein mit Gritti, die übrigen vier mit dem Großwesir Ibrahim statt. Nach der zweiten Unterredung widerfuhr Gritti die höchste Ehre, indem nicht nur Ibrahim, sondern auch der Sultan selber sich in Gritti's Wohnung begab und bei ihm drei Stunden verweilte, zum großen Aerger der Moslimen, die auf den Sultan als auf einen von Ibrahim und Gritti bezauberten Thoren schimpften (v. Hammer III. S. 130).

Doch schon im nächsten Jahre ereilte den ränkevollen Abenteurer die Strafe für die Gewaltthaten in Ungarn. Im Spätsommer 1534 eilte Gritti, nachdem die Unterhandlungen mit Ferdinand wenigstens zu einer Waffenruhe geführt hatten, mit osmanischen Truppen nach Ungarn, angeblich um im Auftrage der Pforte die

4) Ich bemerke indessen, daß Mailáth IV. S. 37 fg. diese Intriguen nicht erwähnt, sie also in das Gebiet der unsicheren Vermuthungen zu verweisen scheint. Auch v. Hammer III. S. 108 fg. erwähnt die angeblichen Pläne Gritti's auf die ungarische Krone hier nicht.

Grenzen abzustecken, wahrscheinlich aber auch, um (was hier auch Mailáth IV. S. 46 als Gerücht erwähnt) endlich seine Pläne auf die Krone ins Leben zu rufen. Der König Zapolya kam ihm bis Großwardein entgegen, eilte aber nach Ofen zurück, als er von den Anschlägen des Venetianers von Constantinopel aus Kunde erhielt. Gritti wandte sich nach der Walachei, um von hier aus Siebenbürgen zu besetzen. Schon in der Walachei verfuhr er wie ein Großsultan, indem er einige Bojaren aufhängen ließ, weil sie nicht genug Schiffe zur Uebersetzung seiner Truppen herbeigeschafft hatten. Einige ungarische Magnaten, mit Zapolya unzufrieden und von Gritti mehr erwartend, eilten ihm zu. Gritti zog nach der Moldau. Hier zwang er den Woiwoden Peter Raresch durch die Vollmachten Ibrahim's und die Befehle Soliman's, die er vorzeigte, zur Heeresfolge nach Siebenbürgen. Der Woiwode gehorchte, Haß im Herzen gegen den drohend auftretenden Abenteurer. 7000 Mann stark, stand Gritti vor den Pässen, die nach Siebenbürgen führten. Die Verwaltung des Berglandes hatte damals der allgemein geachtete Czibak in Händen, welcher eine fast selbständige Haltung einnahm, schwankend als Magnat zwischen Ferdinand und Zapolya, aber ein Feind der türkischen Oberherrlichkeit, also auch Gritti's. Gritti, bis Kronstadt vorgedrungen, berief ihn vor sich. Aber Czibak weigerte sich, ohne vorher gegebene Sicherheit zu kommen. Da erbot sich ein Priester, welcher ein persönlicher Feind des Woiwoden war, ihn ins Lager zu locken, und Gritti ging darauf ein. Der Priester ging zu Czibak und betheuerte ihm, Gritti habe ihm in seine geweihten Hände dessen sichere Ankunft und ungefährdete Heimkehr zugeschworen. Czibak brach nun mit einem Gefolge von 200 Reitern nach Kronstadt auf. Unterwegs überfiel ihn aber der Priester an der Spitze türkischer Truppen, ließ ihm das Haupt abschlagen und brachte es Gritti. Dieser saß gerade mit Laszky, seinem Anhänger, dem von Zapolya bestellten Woiwoden von Siebenbürgen, in Berathung, als ihm das Haupt gebracht wurde. Er suchte sich vor diesem vom Morde zu reinigen, indem er vorgab, er habe nur Befehl ertheilt, den Ermordeten zu fangen. Aber Laszky ließ sich dadurch nicht beruhigen; die Gefahr ahnend, die sich über Gritti's Haupte zusammenzog, verließ er ihn unter dem Vorwande, für ihn in Ungarn Truppen zu sammeln. Seine Ahnung traf ein. Ein blutiges Schwert, allenthalben herumgesandt, rief das Volk von Siebenbürgen zur Rache auf, und in wenigen Tagen war Mailáth, einer der wärmsten Anhänger Czibak's, an der Spitze von 40,000 Szeklern, Sachsen und Moldauern gegen Gritti im Anzuge. Gritti hätte sich vielleicht durch eilige Flucht retten können, aber er zog es vor, Boten um Hilfe auszusenden, und warf sich in die feste Stadt Mediasch. Die Einwohner derselben wollten ihn, weil Türken in seinem Gefolge waren, zuerst gar nicht aufnehmen und überließen ihm schließlich nur die untere Stadt; in die obere zogen sie sich selbst zurück. Die Gefahr stieg, als der Woiwode der Moldau sich von Gritti trennte und an seine Gegner anschloß. Mailáth stand bald vor der Stadt, suchte sie aber vergeblich zu stürmen; er beschloß nun, sie auszuhungern. Gritti hoffte vergeblich auf Hilfe; Niemand erschien. Als sogar die Städter gegen ihn Feindseligkeiten begannen, alle Ungarn ihn treulos verließen und er mit seinen Türken nur noch den festen Kirchhof inne hatte, suchte er sich durch Unterhandlungen zu retten. Er bot Gold und Edelsteine (von den letzteren allein trug er einen Werth von 400,000 Dukaten in einem Beutel am Leibe), wenn man ihm freien Abzug gestatte; aber vergebens. Er versuchte nun, die Moldauer zu bestechen; Perlen und Edelsteine, unter sie vertheilt, sollten sie vermögen, ihn beim nächsten Ausfalle durch ihre Linien durchschlüpfen zu lassen. Peter Raresch versprach es. Als aber Gritti beim Ausfalle an ihre Lagerstelle kam, fand er sich verrathen: nicht die Moldauer, sondern die treuesten Anhänger des Ermordeten standen an ihrer Stelle. Geistig und körperlich erschöpft, ergab sich Gritti nun ohne Widerstand. Mit höhnenden Worten riß man ihm die prächtige türkische Zobelmütze vom Kopfe und schleppte ihn vor Mailáth's Zelt. Hier wurde er nach kurzem Proceß standrechtlich zum Tode verurtheilt. Zigeuner vollzogen das Urtheil durch Abhauung seiner beiden Hände und darauffolgende Enthauptung [5]). Gritti sagte vor der Hinrichtung zu einem Bekannten in lateinischer Sprache: Si quando contigerit ut cum patre colloquaris, ad haec me redactum renunciabis, quod non ejus praecepta observaverim, vergl. Barbadigo p. LV. Seine beiden Söhne wurden dem Woiwoden der Moldau überliefert und von ihm nach einiger Zeit aus dem Wege geschafft. Die Edelsteine wurden an Zapolya ausgeliefert, der nicht das Geringste gethan hatte, um seinen Statthalter zu retten, sondern im Gegentheil den geflüchteten Laszky wegen Theilnahme an Gritti's Verbrechen hinrichten lassen wollte. Ungarn kam in eine gefährliche Lage, wenn Soliman, der damals in Krieg mit Persien verwickelt war, freie Hand gehabt hätte. Der Sultan begnügte sich, Zapolya Vorwürfe zu machen und die von Gritti erbeuteten Kostbarkeiten zurückzufordern. Nach Feßler VI. S. 499 soll er nach der Ermordung Ibrahim's (1535) aus dessen Papieren die Anschläge Gritti's gegen Zapolya erkannt und Zapolya die Versicherung haben geben lassen, seine Unschuld und Gritti's Sträflichkeit sei unverkennbar. Das ist aber nicht recht wahrscheinlich. Die Projecte Gritti's auf Ungarn, wenn solche

---

5) Vergl. Feßler VI. S. 497 und dazu Mailáth IV. S. 48. Jo. Zermegh (ein Zeitgenosse) p. 409 sagt nur: obtruncatur, ohne sich auf Nebenumstände einzulassen. Eine spätere ungarische Quelle, Peter de Reva in der Schrift: De monarchia et corona regni hungar. (bei *Schwandtner* II. p. 723) schreibt: vivus Grittus cum liberis capitur, cui Mailath *postera* luce veniente, mane brachia, in meridie pedes, vesperi caput amputari facit. Ihm scheinen die französischen Biographen der Biogr. univers. und Nouv. biogr. génér. (die übrigens über diesen Gritti voller Ungenauigkeiten sind) zu folgen, welche Aehnliches berichten. Ob es wahr ist, steht noch dahin, denn es ist anzunehmen, daß Zermegh von der grausamen Hinrichtung nicht geschwiegen hätte. Auch das steht dem Berichte v. Reva's entgegen, daß nach Mailáth IV. S. 48, der doch gewiß nachsichtig und kritisch in der Benutzung der Quellen ist, Gritti sofort hingerichtet wurde.

vorhanden waren, waren ja nach Feßler's eigener Angabe dem Sultan schon im J. 1532 bekannt und von ihm unterstützt. Der Sultan scheint auch den deutschen König Ferdinand in Verdacht gehabt zu haben, wenigstens richtete er an ihn 1535 einen Brief, in welchem er sich über Gritti's Ermordung beklagt; vergl. v. Hammer III. S. 156. Den eigentlichen Verderber Gritti's, den moldauer Woiwoden Peter Raresch, traf schließlich doch die Strafe für sein Vergehen gegen Gritti und das mit diesem verknüpfte türkische Interesse. Soliman unternahm im J. 1538 einen Zug gegen ihn und setzte ihn ab, vergl. v. Hammer III. S. 201 fg. Vergl. außer den schon beim Vorigen angeführten Quellen: *Johann Zermegh* (ein Zeitgenosse), Historia rerum gestarum inter Ferdinandum et Johannem (sc. Zapolyam) bei *Schwandtner*, Scriptores rerum hungaricarum. Bd. II. Wien 1746. Fol. S. 404 fg. — Dazu Feßler, Die Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen. Bd. VI. Leipzig 1823 (inhaltreich und fast breit, aber nicht durchweg kritisch und zuverlässig); J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. Bd. III. Pest 1828; Mailáth, Gesch. der Magyaren. Bd. IV. Wien 1831 (vorsichtiger und kritischer als Feßler). (*R. Pallmann.*)

GRIVAUD DE LA VINCELLE (Claude-Madeleine), französischer Archäolog. Den Beinamen de la Vincelle führte er von seiner Gemahlin, der natürlichen Tochter eines Fürsten Grimaldi, welche, anerkannt, Grimaldi de la Vincelle genannt wurde. Grivaud war der Sohn eines Architekten und zu Chalons-sur-Saone im J. 1762 geboren. In seiner Vaterstadt machte er seine ersten Studien und begab sich sodann nach Lyon, wo er in einem Handelshause Beschäftigung fand. Als im J. 1793 die Stadt Lyon rüstete, um der conventionellen Armee der Republicaner Widerstand zu leisten, ergriff auch Grivaud die Waffen, flüchtete sich aber, nach Uebergabe der Stadt ein Gegenstand der Verfolgung, in eine Pulververwaltung. Hier lebte er als Commis im Verborgenen, bis Robespierre's Fall ihm Freiheit und Sicherheit zurückgab. Seine Vermählung mit der Grimaldi mag ihm eine unabhängigere Stellung gegeben haben, denn fortan widmete er Zeit und Muße ganz nach Neigung den Alterthümern und erwarb sich durch folgende Werke einen geachteten Namen: 1) Antiquités gauloises et romaines, recueillis dans les jardins du Luxembourg, pour servir de suite à l'Histoire des Antiquités de Paris, 1807 in 4. 264 S. mit Atlas von 26 Kupfertafeln, bekannt unter dem Namen Antiquités du Luxembourg. 2) Dissertations et Mémoires sur divers sujets d'antiquités, par feu Pasumot, mis en ordre par C.-M. Grivaud, Paris 1810 u. 1813 in 8. 3) Recueil de monuments antiques, la plupart inédits et découverts dans l'ancienne Gaule. Paris 1817. 4. 2 Voll. und 1 Kupferband, mit 40 Tafeln. 4) Arts et métiers des anciens, représentés par les monuments en 130 pl. in Fol. Das Werk erschien auf Subscription, die erste Lieferung im März 1819 und die zweite zu Ende des Mai. Da Grivaud bereits am 5. Dec. 1819 starb, so scheint die Vollendung des Werkes ins Stocken gerathen zu sein. Die letzte Zeit seines Lebens beschäftigte er sich mit der Redaction *) des Catalogs der Bibliothek seines Freundes, des Abbé de Tersan, den er auch nur wenige Tage überlebte. Noch sei bemerkt, daß Grivaud auch Aufseher des Archivs der Pairskammer war. Biographie univers. T. XVII. p. 572. 573. *Quérard*, La France littéraire. T. III. p. 483. (*F. Th. Richter.*)

GRIVE (Louis de la), in Lyon gegen den Ausgang des 16. Jahrh. geboren und wahrscheinlich ein Sohn des dasigen Apothekers G. de la Grive †), war gleichfalls Apotheker und ist bekannt durch den Streit mit Claude Pons. Dieser hatte im J. 1632 eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: Paralelle des vipères et herbes lyonnaises avec les romaines et candiottes in 8. Als Entgegnung schrieb Grive: L'Antiparalelle des vipères romaines et des herbes candiottes (Lyon, Chastellard, 1632. 8.) mit dem Motto: Progenies viperarum, quomodo potestis bona loqui? Matth. XII, 34. In der Dedication an den Präsident und die Mitglieder des Landgerichts zu Lyon nennt er Pons einen Protestanten und wirft ihm darauf hin seine Irrlehren sowol in der Religion als in der Medicin mit Bitterkeit vor. Mit welchem Grunde, mag dahin gestellt sein. Pons gab zwei Jahre darauf seine Sycophantie thériacale (Lyon, Scipion Jasserme, in 8.) heraus, widmete dieselbe dem Erzbischofe von Lyon und schloß sein Buch mit den Worten: „A la gloire de Dieu et de son immaculée Mère, la glorieuse vierge Marie.“ Glaubte Pons dadurch den Vorwurf der Ketzerei abzulehnen, so würde sich nur noch fragen, welche wissenschaftliche Bedeutung diesem Schriftenwechsel überhaupt beizumessen sein dürfte. Darüber ein Wort zu sagen, muß denen überlassen werden, welche das Glück haben, diese Schriften irgendwo aufzufinden und die in den Schlacken verborgenen Goldkörner auszubeuten verstehen. Man vergleiche des P. Dominicus de Colonia Histoire Littéraire de Lion, avec une Bibliothèque des Auteurs Lionnois, sacrés et profanes, distribués par siècles. T. II. p. 800. Biographie universelle. T. XVII. p. 573. (*F. Th. Richter.*)

GRIVEL (Guillaume), französischer Schriftsteller, geboren zu Uzerche im Limousin am 16. Jan. 1735, ge-

*) In Bezug darauf und auf archäologische Sammlungen schrieb er am 30. Sept. 1819 einem Freunde: „C'est ainsi que tout se disperse et que les collections faites à grands frais, et dans de longues années, passent chez l'étranger, ou vont garnir les magasins des marchands de curiosités. Nous comptons à peine aujourd'hui dans Paris vingt cabinets en tous genres, et nous déplorions encore dernièrement, M. Quatremère de Quincy et moi, l'abandon où tombe l'archéologie.“ Was würde Grivaud zu dem Vandalismus vom J. 1871 sagen?!

†) Dem bekannten Werke von Bricon Bauderon: Paraphrase sur la pharmacopée. Lyon, Pierre Rigaud, 1603, in 12. setzte er nach damaligem Gebrauche ein Sonnet und ein Epigramm von zwölf Versen als Elogium vor.

storben zu Paris am 19. Oct. 1810. Er hatte frühzeitig Jurisprudenz studirt und dann zu Bordeaux die Laufbahn als Advocat eingeschlagen, gab dieselbe aber bald auf und wandte sich nach Paris, um hier vorzugsweise schriftstellerisch thätig zu sein. Seine Schriften verließen zwar meist das juristische Gebiet, verfolgten aber doch meist Ziele, welche für das praktische Leben von besonderer Bedeutung sind; es wird an ihnen auch ein gefälliger Styl gelobt. Als man in Paris die Centralschule stiftete, fand Grivel an ihr eine Stelle als Professor der Gesetzgebung. Er war Mitglied mehrerer Akademien, auch der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia. Man hat von ihm folgende Schriften: L'Ami des jeunes gens. Lille 1764—1766. 2 Bde. in 12. Eine pädagogische Schrift; es wird leider nicht angegeben, welche Stellung der klare Jurist zu der damals gährenden Frage der Erziehung nimmt, und das Buch ist mir auch nicht zur Hand. — Nouvelle Bibliothèque de Littérature, d'Histoire etc. ou choix des meilleurs morceaux tirés des *Ana*. Lille und Paris (nach dem berliner Exemplare aus der Diez'schen Bibliothek) 2 Bde. in 8. (12.). Eine seltsame Blüthenlese aus Thuanus, Valesius, Scaliger, Huet, Varillas u. A., Stellen aus deren Werken, ohne inneren Zusammenhang an einander gereiht. Der Herausgeber entschuldigt die alles wissenschaftlichen Gehalts entbehrende Zusammenstellung damit, daß er sagt: Dans un siècle où l'on veut tout savoir, ou du moins un peu de tout; et où le nombre des livres est devenu si considérable, que l'homme le plus appliqué, et qui parviendrait à la plus extrême vieillesse, ne saurait peut-être pas lire en toute sa vie, la meilleure partie de ceux qui existent; le Public ne doit-il pas avoir quelque obligation à ceux qui prennent la peine de rassembler dans quelques volumes ce qui est peut-être épars dans mille autres? — Grivel schrieb ferner: Théorie de l'éducation. Paris 1776 und 1783. 3 Bde. in 12., schon 1777 erschien zu Breslau eine deutsche Uebersetzung. — L'Ile inconnu ou Mémoires du chevalier de Gastines. 1783—1787, 6 Bde. in 12.; es erschienen bald mehrere Ausgaben, auch eine deutsche Uebersetzung. La Harpe sagt von dem Verfasser: Les aventures qu'il décrit dans ce roman sont attachantes, les principes ne sont pas mauvais et le style, quoique négligé, est naturel et facile. — Principes de politique, de finances, d'agriculture, de législation, et autres branches d'administration. Paris 1789. 2 Bde. in 8. — A. Lorin veröffentlichte folgende Schrift von ihm: Analyse synoptique du Cours de Legislation du citoyen Grivel. 1812 in 8. — Außerdem hat Grivel in der Encyklopädie einen Theil der Artikel über Staats- und Volkswirthschaft bearbeitet und mit Zusätzen herausgegeben: die Nouvelle école du monde von Le Bret. Paris 1764 (von ihm selbst rührt die Vorrede und im zweiten Theile die Uebersicht über die schöne Literatur her) und die Entretiens d'un jeune prince avec son gouverneur par L. D. H., gedruckt zu Paris 1785, 4 Bde. in 12. Das L. D. H. bedeutet nach Michaud L'ami Des Hommes, und zwar ist der Marquis von Mirabeau damit gemeint. — Vergl. *Hoefer*, Nouvelle Biogr. génér. XXII. p. 129; *Michaud*, Biogr. univers. XVII. p. 573 fg. und *Rabbé* u. A., Biographie de Contemporains II (Paris 1836) p. 1964.

(*R. Pallmann*.)

GRIVEL (Jean), Herr von Perigny, Fontaine ꝛc., aus einer alten edlen Familie in der ehemaligen Franche-Comté entsprossen und am 15. März 1560 zu Lons-le-Saulnier geboren. Er widmete sich der Rechtswissenschaft, ward Doctor derselben und im J. 1599 Parlamentsrath zu Dôle. Um das J. 1608 ging er als Staatsrath des Erzherzogs Albrecht und seiner Gemahlin Isabella nach Brüssel, wo er am 14. Oct. 1624 starb. Den Rechtsgelehrten ist er vorzüglich durch seine Decisiones celeberrimi Sequanorum Senatus Dolani bekannt, die er zu Antwerpen 1618 typis Joannis Keerbergii in Fol. herausgab. Die zweite (wahrscheinlich von seinem Sohne Claudius Grivel, Assessor im Parlamente zu Dôle, besorgte) Ausgabe erschien zu Genf 1631 und wiedergedruckt 1660 ebenfalls in Fol. Man rühmte an diesem Werke sowol den guten lateinischen Styl und die Gelehrsamkeit des Verfassers, als auch die Anordnung der Sachen, die Deutlichkeit des Vortrags und daß es vorzüglich den Nutzen gewähre, die Rechtsgebräuche und Gewohnheiten des Landes kennen zu lernen [1]). Wie geschätzt und gesucht diese Decisionen waren, beweist der Umstand, daß ein Urenkel des Verfassers 70 Jahre nach der letzten Veröffentlichung noch eine neue Ausgabe zu veranstalten wagte und dieselbe auf eine den alten Ruhm erneuernde Weise auszustatten bemüht war. Es stand ihm in dem Nachlasse des Verfassers ein reiches Material zu Gebote. Der Text der früheren Ausgaben (welche 150 Decisionen enthalten) wurde sowol nach den Aufzeichnungen des Verfassers berichtigt, als auch mit 42 anderen Decisionen nebst 3 Bescheiden vermehrt, und es ist zu vermuthen, daß die hinzugekommenen Decisionen einer anderen ähnlichen Sammlung unter dem Titel: Opus Decisionum Concilii privati entnommen waren, deren Veröffentlichung der sterbende Vater seinem Sohne im Testamente ausdrücklich untersagt hatte, aus Gründen, die mehr als 100 Jahre später schwerlich noch von Gewicht sein konnten. Diese neue Ausgabe erschien im J. 1731 zu Dijon in der bischöflichen Druckerei von Jean-Baptiste Ogé unter dem Titel: Decisiones celeberrimi Sequanorum Senatus Dolani, in quibus multa tum ad Theoriam Juris, tum Praxim et Consuetudinem spectantia dilucide explanantur, Autore Joanne Grivello Sequano Juris utriusque Doctore, Domino de Perigny etc. Editio nova ab ipso Au-

1) Dunand, Parlamentsadvocat zu Besançon, sagt in seinem Traité des Prescriptions: „que cet ouvrage peut être regardé dans son espèce comme un modèle pour le stile, l'ordre, la clarté et l'erudition, et que l'on y prend une grande connoissance des usages du Pays." Auch Bretonnier in der Vorrede zu Recueil des principales Questions du Droit qui se jugent diversement dans les differents Tribunaux de Royaume versichert: „que les Décisions de Grivel sont très-bonnes".

tore recognita et praecedentibus non tantum emendatior, sed multis etiam decisionibus et disceptationibus auctior. 636 Seiten in Fol. Da uns keine Ausgabe dieses Werkes vorliegt, so sind wir außer Stand gesetzt, über die Wichtigkeit desselben in rechtsgeschichtlicher Beziehung ein Wort zu sagen und zugleich an einem Beispiele nachzuweisen, wie der Verfasser seinen Gegenstand behandelt. In letzterer Absicht hat der Recensent des Werkes im Journal des Sçavans Tome XCVII. p. 30—35 die 171. Decision ausgewählt, worauf wir hier kurz verweisen wollen [2]). (*F. Th. Richter.*)

GRIWAS (Theodor). Theodor Griwas stammte aus einer berühmten Armatolenfamilie des westlichen Griechenlands und war ein Sohn des in den Kämpfen gegen die Türken und gegen Ali Pascha von Janina vielgenannten tapferen Palikarenchefs Drakos Griwas. Obwol in die Geheimnisse des nationalen Bundes, der „Hetärie der Philiker", eingeweiht, hielt er sich Anfangs in kluger Berechnung von der Theilnahme an dem in Suli und in Morea Ende 1820 ausgebrochenen Freiheitskampfe zurück. Er wartete mit den meisten Capitänen von Aetolo-Akarnanien, welchen Ausgang die Belagerung von Janina nehmen würde; für den Fall, daß Ali Pascha sich hielt und triumphirte, mochte er befürchten, daß die Griechen durch ihre Erhebung nur den Interessen des grauen epirotischen Tyrannen gedient hätten. Auch genossen die Capitäne des westlichen Griechenlands militärische von den Türken anerkannte Privilegien, welche sie durch die Revolution einbüßen konnten, und der Egoismus machte sie lau und mistrauisch. Griwas aber war gerade in der Hinsicht ein echter Hellene, daß ihm die localen Interessen seines Stammes und Districts am höchsten standen, und nur von fern dämmerte ihm die Idee des Gesammtvaterlandes. Erst mit dem Erscheinen von Alexander Maurokordatos in Mesolonghi und der Begründung einer westhellenischen „Gerusia" trat Theodor Griwas für die nationale Sache in die Schranken und zeichnete sich in den Kämpfen gegen Kiutagi und Omer Brionis, sowie in dem zweiten Bürgerkriege (Herbst 1824) gegen die peloponnesischen Primaten und die Partei des Kolokotronis aus, als Kolettis die „Rumelioten" aus dem Festlande herbeizog und mit ihrer Hilfe die „Antarten" (Rebellen) zu Boden schlug. Er blieb zunächst im Peloponnes, und es gelang ihm, sich der Felsenfeste Palamidhi zu bemächtigen, von wo aus er bis zur Ankunft des Präsidenten Kapodistrias (Januar 1828) die Stadt Nauplia beherrschte und abwechselnd mit dem Rumelioten Strato, welcher Itschkalé besetzt hielt, das umliegende Land plündern oder die Stadt bombardiren ließ. Während der Präsidentschaft von Kapodistrias hielt er sich verhältnißmäßig ruhig, nachdem er sich genöthigt gesehen hatte, dem Präsidenten die Schlüssel von Palamidhi zu überliefern. Nach der Ermordung des Präsidenten betheiligte er sich an dem siegreichen Zuge der Rumelioten gegen Argos (April 1832), sowie an den Wirren, welche zur Sprengung des Congresses von Pronia durch Rumeliotenbanden (August 1832) führten. Eine unleugbare Gleichartigkeit der Charaktere brachte zwischen Griwas und seinem ehemaligen Gegner Theodor Kolokotronis Annäherung und Freundschaft zu Wege, wie man sie denn beide als die Typen des energischen Gaunerthums ansehen darf. Griwas nahm Theil an der „Verschwörung des Kolokotronis", wie man die politische Bewegung betitelt hat, welche im Herbst 1833 Abberufung der Regentschaft und Mündigkeitserklärung des Königs Otto erstrebte und zu dem Ende russische Unterstützung erhoffte. Eine Petition an Kaiser Nicolaus versuchte denselben hohen Einfluß auf Abberufung der Regentschaft bei König Ludwig geltend zu machen. Allein die Unterzeichner der Adresse, darunter Kolokotronis, Griwas, Tsavelas, wurden am 19. Sept. 1833 auf Betrieb des Hrn. v. Maurer verhaftet und des Hochverraths angeklagt. Die Regentschaft scheute sich nicht in den Gang des gerichtlichen Verfahrens einzugreifen, die Richter, welche den Angeklagten günstig waren, zu maßregeln; sie setzte durch, daß Kolokotronis zum Tode verurtheilt ward, während Griwas freigesprochen wurde, obwol er noch obenein des Meuchelmordes an dem Russen Prasinos angeklagt und schuldig war. Dafür ertheilte Herr v. Maurer dem Gerichtshofe, der sich parteiisch für Griwas benommen hatte, einen derben Verweis, und suspendirte den Advocaten, der sich ungebührliche Ausfälle erlaubt hatte. Man darf es als charakteristisches Zeichen regierungsunfähiger Schwäche ansehen, daß die Regentschaft denselben Rumelioten Griwas, K. Tsavelas u. a., die eben aus dem Gefängniß entlassen worden waren, militärisches Avancement und Belohnung ihrer früheren Dienste zusagte, und dem zum Tode verurtheilten Kolokotronis sogar den Erlöserorden verlieh, und ihm nur, des Anstandes halber, so lange er noch in Untersuchung war, die Decoration nicht einhändigte. Das hieß die Zuchtlosigkeit und die Rebellion großziehen!

Da Theodor Griwas die übrigen Rumeliotenchefs, welche an dem Befreiungskriege Theil genommen hatten, überlebte, so gelang es ihm im Laufe der Zeit, den größten militärischen Einfluß in den kriegerischen Districten Westgriechenlands: Akarnanien, Aetolien, Agrinium und Valtos, auf sich zu concentriren und sich zu einer für die Regierung König Otto's höchst gefährlichen Persönlichkeit zu machen, deren Launen man schmeicheln, deren Einfluß man durch gesetzliche und ungesetzliche Mittel gewinnen mußte, wenn man nicht wollte, daß jeden Augenblick Westgriechenland in Flammen stand. Im J. 1854 machte sich Th. Griwas zum Vorfechter der „panhellenischen Idee", die Weissagung des Agathangelus: „daß das Kreuz auf dem Sofiendome durch blonde Männer aus dem Norden aufgepflanzt werden würde", schien ihm durch die Russen der Erfüllung nahe und der russisch-türkische Krieg die beste Gelegenheit, um Constantinopel zurückzugewinnen. So fiel er mit seinem jungen Sohne Demetrius in Epirus und Thessalien ein,

2) Vergl. *Valer. Andreae* Biblioth. Belgica p. 510. Jöcher. Zedler, Univ.-Lex. Bd. XI. Sp. 971. Biogr. universelle. T. XVII p. 573.

fachte den Aufstand gegen die Pforte an und zeichnete sich in einer Reihe heftiger Gefechte gegen die türkischen Redifs ebenso sehr durch Muth wie durch strategische Einsicht aus. Durch die Griwas'sche Expedition ins türkische Gebiet wurde die Regierung König Otto's den Westmächten gegenüber schwer compromittirt, sie mußte sich die Besetzung des Piräus durch die Franzosen (bis Februar 1857) gefallen lassen, mußte strenge Neutralität versprechen, die Freiwilligenzuzüge verbieten und den Freischarenführer selbst desavouiren. Als Abgeordneter war Theodor Griwas in der griechischen Kammer der erste, der seine Stimme erhob, um Bildung einer Nationalgarde zu verlangen, welche er als die einzige Macht bezeichnete, auf die das Volk hoffen und der König Zuversicht hegen könne, und welche er wol im Stillen als ein treffliches Werkzeug revolutionärer Pläne ansehen mochte.

Beim Ausbruch der Militäremeute von Nauplia, an welcher sein Sohn Demetrius Theil nahm, drang man von allen Seiten in ihn, er möge doch ebenfalls losschlagen. Allein der alte Verschwörer weigerte sich mit den Worten: „Es ist noch nicht an der Zeit." Auch hatte er ein Beruhigungspflaster von 20,000 Drachmen erhalten. Diese Haltung von Theodor Griwas trug mit dazu bei, die Besatzung von Nauplia dahin zu bringen, daß sie einen vergeblichen Widerstand aufgab, da schon die Kanonen des schweizer Philhellenen Hahn die Wälle erschütterten, und daß sie eine Zufluchtsstätte auf den anglo-französischen Schiffen suchte.

Endlich aber hielt Theodor Griwas den Aufstand für „reif"; er verließ sich auf die Zusagen seiner Mitverschworenen zu Athen, welche die Mitwirkung der Mächte behufs einer raschen Ernennung eines Nachfolgers auf den griechischen Thron in Aussicht stellten, und pflanzte am 5. Oct. 1862 (n. Styls) im Fort von Vonitsa die Fahne der Revolution auf, indem er alle Griechen aufforderte, seinem Beispiele zu folgen. Das Festland folgte dem längstgewohnten Rufe; die Aetolo-Akarnaner, Valtiner, Dorier rückten nach Mesolonghi; von dort pflanzte sich der Aufstand über den korinthischen Meerbusen nach Patras und längs desselben zum Isthmus, nach Athen fort. König Otto kehrte zwar auf die Kunde von dem Pronunciamento des Griwas aus dem Peloponnes, wohin er eine Reise angetreten, zurück, allein er fand (Abend des 23. Oct.) Athen schon in den Händen der provisorischen Regierung, welche sich unter Bulgaris, Kanaris, Ruphos gebildet und Absetzung Otto's, sowie Berufung einer Nationalversammlung verfügt hatte. Am folgenden Tage entschloß sich Otto gegen den Rath der Königin, die für energische Maßregeln gewesen wäre, dem undankbaren Volke der Hellenen den Rücken zu kehren, und so verschwand er, ohne abzudanken, im Rauch des Dampfers, der ihn sammt seiner männlicheren Gemahlin und dem treugebliebenen Hofgesinde nach Triest entführte.

Wenige Tage später starb Th. Griwas in Mesolonghi, von der ganzen „verwaisten" Bevölkerung Rumeliens beweint. Es stieg der Verdacht auf, er sei von einem Mitgliede der provisorischen Regierung Ruphos vergiftet worden, welcher nach Mesolonghi kam, um ihn für die provisorische Regierung zu erkaufen, und welcher ihm nicht Geld genug bieten konnte. Allerdings hatte Griwas, sobald er die Nachricht von der Einsetzung der provisorischen Regierung zu Athen erhielt, seinem Misvergnügen vollen Ausdruck geliehen, weil man einmal ihn selbst nicht in das regierende Kleeblatt aufgenommen, und weil man ferner einen seiner Gegner aus Westhellas zum Minister ernannt hatte, und wenn er auch wirklich, wie Herr Sathas, dem wir diese dankenswerthen Notizen entlehnen, behauptet, die Absicht nicht hegte, nach Athen zu gehen und jene Männer anzugreifen, so mochten sie ihm wol die feindseligste Absicht zutrauen. Jedenfalls kam ihnen sein plötzlicher Tod sehr gelegen. Die Frage lag nahe: das größte Verdienst des Generalissimus Griwas bestand wol darin, daß er zur rechten Zeit starb? Die Regierung wies diese Frage mit Unwillen zurück, und bedauerte in einem so kritischen Augenblicke den größten Patrioten des Vaterlandes verloren zu haben. Die officielle Version lautete dahin: daß das Asthma, an dem der alte Palikarenchef schon seit Jahren litt, in Folge einer Erkältung beim Ueberschreiten des Acheloos und in Folge der Strapatze eines fünfstündigen (!) Marsches eine tödtliche Wendung nahm.

(*K. Mendelssohn-Bartholdy.*)

GRIWE ist der Name einer Priesterwürde im lithauisch-preußischen Heidenthum. Die einzige ältere Nachricht über den Griwe findet sich bei *Dusburg*. Cronica terre Prussie III, 5 (Scriptores rerum Prussicarum I.). Nach einer allgemeinen Bemerkung über den Naturdienst der alten Preußen heißt es dort: habuerunt eciam lucos, campos et aquas sacras, sic quod secare aut agros colere vel piscari ausi non fuerant in eisdem. Fuit autem in medio nacionis hujus perverse, scilicet in Nadrowia, locus quidam dictus Romow, trahens nomen suum a Roma, in quo habitabat quidam dictus Criwe, quem colebant pro papa, quia sicut dominus papa regit universalem ecclesiam fidelium, ita ad istius nutum seu mandatum non solum gentes predicte, sed et Lethowini et alie naciones Lyvonie terre regebantur. Tanto fuit auctoritatis, quod non solum ipse vel aliquis de sanguine suo, verum eciam nuncius cum baculo suo vel alio signo noto transiens terminos infidelium predictorum a regibus et nobilibus et communi populo in magna reverencia haberetur. Nach Dusburg's Vorstellung gab es also im preußisch-lithauischen Heidenthum eine ausgebildete Hierarchie mit dem Criwe an der Spitze, daher der nahe liegende Vergleich mit dem Papste und die unsinnige Etymologie des Namens Romowe. Eine ausführlichere Darstellung dieser Hierarchie liefert lange nach Dusburg (dessen Chronik mit der Fortsetzung um 1330 abschließt) die Chronik Simon Grunau's (aus dem 16. Jahrh.). Aus seinen Angaben (s. Toeppen, Geschichte des Heidenthums in Preußen. Neue Preuß. Prov.-Blätter. Bd. I. (XXXV) 1846. S. 297) muß man schließen, daß die Priester, waidelotten, waidlot-

ten, einen besonderen Stand bildeten, die den „kirwaito“, wie die Bezeichnung dort ist, wählten. Zugleich erscheint der Oberpriester als höchste weltliche Auctorität, neben welcher die Fürsten nur geringe Bedeutung hatten. Was an dem ausgeschmückten Berichte Grunau's historisch ist, läßt sich nicht mehr erkennen. Da er und Dusburg auf gemeinsame Quellen zurückgehen, so wird das ihren Berichten Gemeinsame auf alter Ueberlieferung beruhen, und somit festzuhalten sein, daß an der Spitze des Cultus ein Oberpriester stand, der zugleich, wie das auch aus Dusburg's Worten hervorzugehen scheint, mit der höchsten oder wenigstens hoher bürgerlicher Auctorität bekleidet war. Alle weiteren Constructionen dieser Würde stehen nicht auf historischem Boden, so läßt sich Voigt's Meinung (Geschichte Preußens I, 511 fg.), es hätten die einzelnen Landschaften neben einem obersten Landesfürsten (reiks) jede ihren besonderen Criwe gehabt, nicht beweisen. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß der von Dusburg auf einen bestimmten Ort fixirte Name Romowe von genereller Bedeutung war, und wahrscheinlich überhaupt einen heiligen Wald, eine Cultusstätte, wie sie Dusburg a. a. O. als vorhanden angibt, bezeichnet. So gab es in Samland ein Dorf Rummowe; ähnlich klingende und vielleicht Aehnliches bedeutende Namen kommen auf lithauisch-preußischem Sprachgebiete öfter vor, vergl. Voigt a. a. O. I, 181. 596 und Toeppen, Geographie von Preußen S. 24 fg. (*Leskien.*)

GRIZIO (Pier), auch Grisio, italienischer Historiker, zu Jesi in der Mark Ancona um die Mitte des 16. Jahrh. geboren, gestorben im J. 1586. Er wandte sich besonders der Geschichte zu und war mit Tasso und Aldus Minucius dem Jüngern befreundet. Er hat geschrieben eine kurze Geschichte seines Geburtsortes unter dem Titel: Ristretto delle Istorie di Jesi. Macerata 1578 in 4. Ferner: Il Castiglione, ovvero delle Arme di nobiltà. Dialogo. Er selbst erlebte die Herausgabe dieses heraldischen Werkes nicht mehr, die von seinem Freunde Bissa Negrini (Mantua 1587 in 4.) besorgt wurde. Der Titel: Il Castiglione kommt nach Fontanini-Zeno davon her, daß der Graf Camillo Castiglione es hauptsächlich ist, welcher in dem dialogisch gehaltenen Werke seine Ansicht über den Ursprung der Wappen darlegt. — Grizio (Annibale), italienischer Prälat und populärer Dichter, Bruder des Vorigen, geb. zu Jesi den 24. Oct. 1550, gest. den 5. April 1612. Er stand beim Papst Paul V. in hohem Ansehen und wurde von ihm zum Statthalter von Terni ernannt. Von seinen zahlreichen Gedichten sind nur einige gedruckt als „Rime“ in den Raccolta des Antonio Constantini. Mantua 1611 in 4. Der Rest und außerdem eine Selbstbiographie Grizio's war später im Besitz des Apostolo Zeno. — Vergl. über diese beiden Grizio besonders: *Fontanini*, Biblioteca dell' Eloquenza italiana. Herausgegeben von Apostolo Zeno. Tomo II. Parma 1804 in 4. p. 413 sq. (*R. Pallmann.*)

Ende des einundneunzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.